Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

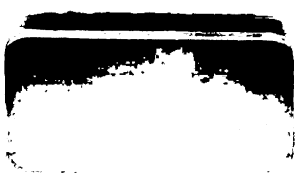
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

4° Eph. lit. 18 III
(1840, 2



Digitized by Google

Digitized by Google

4° Eph. lit. 18 m
(1840, 2

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Jahrgang 1846.

Zweiter Band.

Berlin, bei W. Besser.

1846.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

I.

Geschichte der christlichen Philosophie von Dr. Heinrich Ritter. Hamburg. Erster Theil 1841 *(S. XIV* 564*). Zweiter Theil* 1841 *(S. XII* 635*). Dritter Theil* 1844 *(S. XXIII* 760*). Vierter Theil* 1845 *(S. XVI* 723*). gr.* 8. *Der Geschichte der Philosophie* 5*ter bis* 8*ter Bd.*

Zweiter Artikel.

Das dreizehnte Jahrhundert ist für die Geschichte der christlichen Philosophie ein hochwichtiger Abschnitt. Es vollendet den Sieg der christlichen Grundsätze über die antike hellenische und über die orientalische (arabische) Weltanschauung, und je schärfer es die Eigenthümlichkeit des Christlichen in allen Seiten der Wissenschaft ausprägt, um so mehr sieht es sich zu dem compakten Zusammenhang eines Systems hingedrängt, das die mühsame Errungenschaft auf den einzelnen Puncten zusammenfasse und unverlierbar mache, als eine unerschütterliche Tradition der Nachwelt übergebe. Selbstgewifsheit und Sicherheit, das Bewufstsein der innern Uebereinstimmung hat das Wissen nur als System; auf das Systematische drängte daher die Philosophie des Mittelalters auch noch dann hin, als ihre Productivität schon vorüber war. Es war aber nicht etwa blofs die Form der Wissenschaft, mit der sich das 13te Jahrh. zu thun machte, vielmehr kam es darauf an, übereinstimmend mit den religiös-sittlichen Principien des Christenthums dem Inhalte nach alle philosophischen Fragen zu lösen und die gesammte Weltvorstellung umzubauen. Die frühere Periode der Scholastik hatte der Fragen genug zurechtgelegt, zu deren Lösung ihre Kräfte nicht ausgereicht hatten.

Auf die Resultate der philosophischen Bemühungen des 13. Jahrh. hat die neuere Zeit mit Geringschätzung herabgesehn; die Reformation hat uns die Scholastik verachten gelehrt, aber die reformatorische Periode, so gewifs sie auch für alle Gebiete des geistigen Lebens, für Wollen und Denken ein neues überaus fruchtbares Princip aufstellte, hatte doch unmittelbar keinen Sinn für das Philosophische überhaupt. Was wäre aber unsre neuere Zeit, ja was wäre die Reformation, diese Verjüngung des ursprünglich und ewig Christlichen, wären nicht die Resultate der Gedanken des 13ten Jahrh., wäre nicht dieser systematische Sieg der christlichen Principien über alle fremdartigen Elemente der Weltvorstellung mächtig in das Leben der Völker vorgedrungen. Wir nehmen keinen Anstand zu behaupten, dafs die Wurzel der neuern Philosophie eine tiefere, kräftigere, an Zukunft reichere, für alle Seiten der *Wirklichkeit* fruchtbarere, ja mit dem innersten Lebensprincip des Christenthums mehr vertraute ist, diese Wurzel, in der die moderne Philosophie sich mit allen Gestaltungen der menschlichen Freiheit in der neuern Geschichte berührt: aber in der Ausführung, in der Erfüllung ihres Berufs, in dem harmonischen Ausbau ihres umfassenden wissenschaftlichen Reiches, in der kräftigen gerechten Vermittlung ihrer bewegten Gegensätze steht unsre neuere Philosophie noch hinter dem Denken des 13ten Jahrh. zurück. Kein Wunder, denn ihre Aufgabe ist eine tiefere und bei weitem umfassendere, schon der Gesichtskreis der neuern Völker ist ja ein unendlich erweiterter gegen den des Mittelalters.

Der Hr. Verf. hat auch diese denkwürdige Periode uns wieder näher gebracht, und in ihren Schöpfungen Sinn und Verstand aufgezeigt, auch selbst einen innern Fortschritt des Gedankens in der Reihe der Systeme des 13. Jahrh. aufzudecken versucht. Zwar ist die Masse des aus jener Zeit schriftlich Ueberlieferten zu grofs, als dafs Einer sie ganz umfassen könnte, aber der Hr. Verf. hat, so viel wir beurtheilen

Digitized by Google

können, bei dem Studium jenes überaus reichen und fast ganz ungesichteten Nachlasses eine geschickte Auswahl getroffen und seinen Fleifs den Werken zugewandt, die durch ihren bestimmten Zweck vor Allem Gelegenheit und Veranlassung hatten, das innre Gedankenleben herauszuwenden und der Beweiskraft der Auctoritäten nur eine secundäre Stelle einzuräumen.

Der Bearbeitung der Scholastik des 13. Jahrh. schickt der Hr. Verf. einen Abrifs der Geschichte der arabischen Philosophie vorauf, dessen Beurtheilung ich den Kennern überlasse; ich stehe ganz davon ab, weil mir das Gebiet durchaus fremd ist. Da aber der Forschungsfleifs unsrer Zeit sich einmal diesen merkwürdigen Monumenten der Vergangenheit zugewendet hat, so wäre zu wünschen, dafs man beharrlich darin weiter gehe, und dafs die wackern Nachkommen einer noch vor kurzem unter uns so erfolgreich blühenden semitischen Sprachschule ihre Aufmerksamkeit auf die philosophischen Erzeugnisse der arabischen Literatur richteten.

Der Einflufs der arabischen Philosophie auf die christliche läfst sich noch nicht vollkommen bestimmen, aber gewifs darf er nicht in der Weise überschätzt werden, dafs die Philosophie des 13. Jahrh. etwa durch die Arabische sei gemacht worden. Anregung und Veranlassung dazu ist den abendländischen Denkern wohl von den arabischen Aristotelikern gegeben worden, aber die Gedanken-Entwicklung des 12. Jahrh. weist zu entschieden über sich hinaus und drängt zu sehr mit innrer Nothwendigkeit auf die Philosopheme des 13. Jahrh. hin, als dafs wir diese nicht für einen neuen, freien Aufschwung des *christlichen Gedankens* selbst nehmen sollten, der nur für seine *Ausführung* an dem entdeckten Aristoteles, an seiner Encyklopädie der Wissenschaften, an seiner Bearbeitung durch die Araber eine ergiebige *Nahrung* fand. Auch finden wir die Scholastik des 13. Jahrh. gleich anfangs in offnem Widerstreit mit den arabischen Aristotelikern ja mit Aristoteles selbst, nicht in Nebensachen, nein in den Hauptpuncten der Metaphysik und Ethik, so dafs doch die Grundgedanken der blühenden Scholastik auf heimischem Boden erzeugt, im Gegensatz mit dem Fremden fortgebildet und durch dessen verwandte Elemente verstärkt worden sind.

Als die Lehre der arabischen Aristoteliker, sagt der Hr. Verf., zu den neuern europäischen Völkern kam, war hinlänglich dafür gesorgt, dafs sie nicht in allen ihren Theilen Beifall und Autorität gewinnen konnte. Nicht allein, dafs sie von den Feinden der Christenheit kam; die Philosophie der christlichen Völker war auch schon weit genug im Bewufstsein ihrer Grundsätze fortgeschritten, um sogleich im Dualismus und in der äufsersten Einseitigkeit der *physischen* Weltansicht etwas mit ihr Unvereinbares zu erkennen. Einige allgemeine Grundsätze der Physik wurden zwar herübergenommen, aber die Hauptpuncte der Emanationslehre, der Dualismus, der Fatalismus, die Lehre von der Ewigkeit der Welt, von der Erleuchtung unsres Verstandes nicht durch Gott, sondern durch den thätigen Verstand, welcher unabhängig vom menschlichen Verstande sei, ferner die Lehre, dafs allen Menschen nur ein leidender Verstand zukomme und viele andre Puncte der arabischen und aristotelischen Philosophie wurden beständig und fast ohne Ausnahme bestritten. Was aber der aristotelischen Philosophie die Gunst der Zeiten zuwandte, war schon vorbereitet durch den Gang, den der Platonismus der vorigen Periode einzuschlagen begonnen hatte. Was jener den Vorzug vor diesem gewann, war der Vortheil, welchen sie für die Erklärung des Lebens und *besonders des freien Lebens in der Energie der Vernunft* gewährte. Dadurch kam man über die Ansicht hinweg, dafs die Ideen und das Wesen der Dinge von Anfang an fertig wären, und konnte nun den Gedanken durchführen, dafs Alles aus unvollkommenen Anfängen heraus gradweise und durch nothwendige Vorbereitungen hindurchgehend zu seiner Vollendung aufsteigen müfste. Erst hierdurch wurde es möglich, die sittliche Ansicht der Dinge durchzuführen, welche das theologische System des Mittelalters beständig im Auge gehabt hatte. Von dem Verlangen der Vernunft nach dem höchsten Gute ausgehend, forderte man alle Bedingungen, welche zu ihm erforderlich sind. Dazu gehört vor allen Dingen die Erkenntnifs der Wahrheit, der ersten Ursache und des letzten Zwecks, d. h. Gottes von welchem alles abhängt. Er hat die Welt nach seinen Ideen geschaffen, aber zunächst die Materie, welche der Anfang aller Wirklichkeit, nur das Vermögen zu jeder eignen Thätigkeit der Dinge ist. Nur Schritt vor Schritt können alle Dinge aus diesen Anfängen sich entwickeln; was sie aber entwickelt haben, soll als Vorbereitung für höhere Entwicklungen ihnen

Digitized by Google

bleiben. Da soll auch die Vernunft aus sinnlichen Anfängen durch freie Thätigkeit sich erheben, soll Gottes Ideen, die Ordnung der Welt und alle Gründe ihres Daseins und Lebens, selbst die Materie in ihrem Ursprung erkennen. In dieser Ansicht verwandeln sich alle Dinge der Welt in Gedanken der schöpferischen Vernunft, welche die geschaffne Vernunft, von Gott erleuchtet, nachzudenken vermag. Im Sinnlichen übt sich diese, das Verworrene unterscheidend, es in seine Gedanken zerlegend, sie nach Arten und Gattungen ordnend und vom Niedern zum Höheren hinansteigend, kommt sie zum Verständnifs. Da werden die allgemeinen Gedanken Gottes, welche das Einzelne der Welt zusammenhalten, zuerst Gründe des Besondern und wohnen als solche in den Dingen der Welt; aber die Gedanken des menschlichen Verstandes steigen auch wieder vom Besondern zum Allgemeinen empor. Dies vollbringt der thätige Verstand, der dem Menschen beiwohnt, aber auch der beständigen Erleuchtung durch den allgemeinen thätigen Verstand Gottes bedarf (Bd. 4. S. 710 ff.).

Dies ist nach dem Hrn. Verf. der Grundgedanke in den Philosophemen des 13. Jahrh., der sich natürlich nicht ohne grofse Schwierigkeiten, ohne grofsen Widerstand der bis dahin herrschenden Vorstellungen Bahn brechen konnte, und von den einzelnen Denkern je nach ihrer Eigenthümlichkeit verschieden durchgearbeitet wurde. Da mir in diesen Blättern der Raum nicht vergönnt ist, die Untersuchungen des Hrn. Vf.'s über die einzelnen Scholastiker zu charakterisiren, so will ich den eben hervorgehobenen Grundgedanken in Erwägung ziehn, und die Forschungen Hrn. Ritters über die einzelnen Lehrer in der Erinnerung zusammenfassend, an einigen Hauptpuncten der Philosophie den Gedanken-Fortschritt des 13. Jahrh. aufzeigen.

Der Punct, von wo aus ein philosophisches System sich am leichtesten übersehn läfst, ist die *Erkenntnifslehre*. Denn das Erkennen ist die Zurückführung der daseienden Dinge auf ihre Principien, welche die Principien des Denkens und Seins zumal sind; die Lehre vom Erkennen mufs also über den Zusammenhang der Dinge mit ihren Principien, über die Beziehung des Daseienden zum Absoluten Aufschlufs geben, sie stellt uns demnach gleich in das innerste Leben der Philosophie hinein. Die Gedanken, die *Albert der Grofse* über die Natur des Erkennens aufgestellt hat, wurden von allen Denkern des 13. Jahrh. festgehalten. In der vernünftigen Seele ist ein natürliches Verlangen, die erste Ursache, Gott zu erkennen, dies Verlangen mufs seine Befriedigung haben, die Erkenntnifs Gottes mufs also für die vernünftige Seele möglich sein (Bd. 4. S. 195). Jedes geschaffne Wesen mufs aber in seiner Entwicklung das gewinnen, was dem Vermögen nach in ihm liegt, mufs sein eignes Wesen durch die That gewinnen, in ihr wird ihm offenbar, was seinem Sein angehört; homo nunquam invenit se ipsum nisi contemplatione veritatis rerum (S. 236). Die Erkenntnifs Gottes ist also für die vernünftige Seele eine *Aufgabe;* unmittelbar ist sie der höchsten Ursache nicht gewifs; causa prima superior est narratione et non narratur *nisi per causas secundes quae illuminantur lumine primae causae* (S. 197); nur durch die Erfahrung in Natur und Gnade wird Gott bewiesen (S. 195). Ist die Erkenntnifs Gottes Seitens des Geschöpfs auch immerhin nicht ein Umfassen des ganzen Gegenstandes, so mufs doch Gott in unsern Gedanken berührt werden, sonst wäre alle Wahrheit von uns fern. Ille enim maxime intelligibilis est et omnis intellectus et *intelligibilitatis causa* et *in omni intelligibili attingitur*, sicut lumen quod est actus visibilium, attingitur in omni visibili per visum (S. 196). Gott selbst ist im Verhältnifs zu den Geschöpfen der intellectus universaliter agens (S. 199), und ist als solcher vermöge seiner schöpferischen Kraft ewig den geschaffnen Dingen innerlich gegenwärtig, als die erste Ursache wirkt er in der zweiten, wie das Höhere immer über dem Niedern leuchtet (S. 209), die Intelligenz ist daher in allen Dingen gegenwärtig, durchdringt alle Stufen der Schöpfung (omne opus naturae est opus intelligentiae S. 211). Auch den leblosen Dingen ist die Intelligenz nicht fremd, ihr Wesen, ihre Form haben sie von der Intelligenz (Ebend.). Für die Intelligenz bildet auch die Materie keine Grenze; Gottes Erkennen ist unbeschränkt, und er der Schöpfer der Materie (S. 202); materia nihil est de esse vero rei; *forma* dat esse rei, forma dat materiae esse, nomen et definitionem. Substantia et entitas materiae in se considerata non est intelligibilis proprio intellectu sed intelligitur secundum privationem (S. 206). Die Materie ist überall von der Form (und diese ist die Intelligenz) abhängig; materiarum diversitas non est causa sed signum diver-

Digitized by Google

sitatis formarum (207) Materia est primum subjectum ejus quod est (212); nur ihre Bestimmung für die Form giebt ihr eine Bedeutung. Sie ist nur dem Vermögen nach etwas; sie ist die inchoatio formae (213). Die Materie, welche noch der Form beraubt ist, gehört schon der Gattung an, welche in ihr ausgebildet werden soll, in der Materie mufs schon die Form liegen, welche aus ihr hervorgezogen wird, wie denn jedes Ding nur aus seiner passenden Materie hervorgezogen werden kann; Informitas materiae nonnulla forma est, et per hanc (sc. formabilitatem ad formam) accipit rationem entis et veri et boni (S. 214). Die Materie ist also überall durchdrungen von der Form, welche Gott von Anfang an in alle Dinge gelegt hat als den ewigen Gedanken, der schon im Beginn der Dinge auf ihren Zweck hinweist (S. 215). Dafs von der ersten Materie das Geschaffne anhebt, liegt in dem allgemeinen Grundsatz: dafs Alles was dem Werden unterworfen ist, von dem niedrigsten Grade zu dem höhern Grade allmählig sich erheben mufs. Alles Werdende mufs anheben zu sein, und ist in seinem Anfang zuerst reine Materie d. h. Subject der ersten und niedrigsten Form; alsdann erst erhebt es sich zur gebildeten Materie, welche wieder Subject einer neuen ausgebildeteren Form wird. So wird das Lebendige aus dem Leblosen, aus dem Unempfindlichen das Empfindliche, aus dem Unverständigen das Verständige. Das gilt von den Intelligenzen wie von den körperlichen Dingen. Plato ist zu tadeln, dafs er annimmt, die Tugend wohne der Seele von Natur bei, sie kommt ihr vielmehr nur durch fleifsige Bemühung zu. Auch die vernünftige Seele mufs von der Materie aus zur Form sich entwickeln; der Ausflufs des höheren Lichts macht nicht die Substanz des Menschen in Wirklichlichkeit, vielmehr vom Beginn der Form entwickelt sich der Mensch zu den verschiednen Graden des Daseins, welches er erreichen soll. Der niedre Grad bleibt im höheren. Wenn die Materie geformt wird, so ist das nur eine Fortführung des Dinges von einem niedern zu einem höhern Grade, von der Beraubung zur Wirklichkeit, die Form ist das complementum der Möglichkeit (S. 216 f.). Wenn aber aus dem Niedern das Höhere sich entwickelt, so ist das Niedere nicht Ursache des Höheren, vielmehr ist in der Materie selbst schon die höhere Ursache angelegt, als ein Same, als eine innerlich wirkende Ursache, ein Spiritus, und überall mufs zur Entwicklung der wirklichen Form aus der Materie heraus die Einwirkung einer andern höhern, schon wirklichen Form vorausgesetzt werden (218 f.). Früheres und Späteres verhalten sich in Beziehung auf uns umgekehrt zu einander, wie in Beziehung auf die Natur der Dinge. So sind auch die allgemeinen Begriffe (die allgemeine Form) in Rücksicht auf die Ursache vor den Dingen, in Rücksicht auf unsern Verstand nach den Dingen (S. 220. 223). Die vernünftige Seele, wie sie selbst aus den niedern Graden des Daseins als deren lebendige Einheit, als deren Zweck sich erhebt (anima ista, licet sit una substantia hominis, habet tamen multas potentias, eo quod est in se colligens omnium formarum se ordine naturae praecedentium potentias, quae omnes intellectuali natura complentur tanquam in ultimo termino et fine S. 230), so mufs sie ihr Wesen erst durch das eigne Thun gewinnen, ihr Erkennen ist ein Aufsteigen vom Unvollkommenen zum Vollkommenen. Die vegetative, wie weiterhin die sinnliche Seele sind Vorbedingungen für die Entwicklung der vernünftigen Seele. Dieselbe hat ursprünglich nur ein Vermögen, zu erkennen, aus dem die Wirklichkeit des Erkennens allmählig sich herausbilden mufs. Aber intellectus possibilis — susceptibilis non est unius tantum sed *omnis intelligibilis*. Die Möglichkeit ist auch hier nur ein niedrer Grad. Intellectus habet aliquid sui (etwas Eigenes), intellectum videlicet agentem (den thätigen, wirklichen Verstand), qui facit formas esse in anima intellectuali. — Ex parte illa qua attingit continuum (Raum) et tempus, efficitur possibilis. Der thätige Verstand macht gerade das Wesen, die Eigenthümlichkeit des Menschen aus, er ist nicht blofs Einer bei allen Menschen, wie nach Averroes Lehre, sonst würde die Seele nicht selbst erkennen; vielmehr ist er das Eigenste eines jeden Menschen, das wozu er sich durch eigne Bemühung machen mufs. Mit der Möglichkeit des thätigen (wirklichen) Verstandes sind uns die Grundsätze des Verstandes der Möglichkeit nach angeboren und bedürfen wie Alles, was in unsrem Verstande liegt, der Hilfe des Sinnes und der Einbildungskraft, um zur wirklichen Form aus der Möglichkeit herausgezogen zu werden (S. 231—35).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

Geschichte der christlichen Philosophie von Dr. Heinrich Ritter.

(Fortsetzung.)

Aus den sinnlichen Bildern der Einbildungskraft zieht der thätige Verstand des Menschen die Formen der Dinge und abstrahirt sie von der Materie; er bewahrt sie alsdann für die logischen Verfahrungsweisen, in welchen die Wissenschaft ausgebildet wird; so wird der Verstand ein gebildeter Verstand, welcher durch Fleifs erworben werden mufs. Zwar kann der Verstand die Materie der äufsern Dinge nicht in sich aufnehmen; aber die Materie ist nur Beraubung; das Wahre der weltlichen Dinge erkennt er doch in ihren Formen, in ihren Zwecken und Absichten, welche als die Vollendung der Dinge auch ihren niedrigsten Grad, ihren Anfang in sich schliefsen. (Ens enim in anima potius est intentio rei quam res). Es erkennt aber die Seele alle Dinge, indem sie sich erkennt. Id quod est in potentia non manifestatur nec acquiritur nisi per actum suum proprium. Wiederum aber homo nunquam invenit se ipsum nisi contemplatione veritatis rerum. Im Verstande liegen alle Ideen und werden durch die allgemeine Idee Gottes umfafst. Er ist das Bild Gottes; est mens humana ratio et similitudo quaedam veritatis primae, quae est semen quoddam omnis veritatis. Daher erkennen wir nicht sowohl durch die äufsern Dinge, als durch die Erleuchtung, welche uns Gott sendet, welche aber durch die Formen der natürlichen Dinge als durch seine Mittel in uns zur Wirklichkeit gebracht wird (S. 235 — 37). Als das Bild Gottes erkennt unser Geist alle die Formen, (das wahre Sein der Dinge), welche Gott in der Welt niedergelegt hat. Wenn nun von diesem erworbenen Verstande Albertus noch einen intellectus infusus, eine übernatürliche Stufe des Erkennens unterscheidet (parallel mit dem Unterschiede der (platonischen) Cardinaltugenden und der theologischen), den Verstand durch welchen wir uns Gott verähnlichen, so hatte dies seinen Grund darin, dafs er im natürlichen Dasein der Dinge eine Stufenleiter des Seins und eine derselben entsprechende Stufenleiter des Erkennens als nothwendig annahm. Ueber diese Grenze seines Seins und Erkennens kann ein Wesen durch sich nicht hinausgehn, sondern mufs durch das Höhere hinausgehoben werden. So mufste also der menschlichen Natur durch den eingegofsnen Verstand etwas zugelegt (superadditum) werden, aber nach dem ganzen Zusammenhang der Albertschen Denkweise konnte dies doch nur eine Entwicklung sein, sich anschliefsend an ein im Menschen verborgnes Vermögen. Denn in praesenti vita cognitio dei sine medio esse non potest, quod medium effectus Dei est in natura et gratia. Der höhere Verstand soll durch die niedern Grade des wirklichen und erworbenen Verstandes uns zugänglich gemacht werden. Fit autem hoc cum per omnia in effectu factus intellectus perfecte adeptus est se ipsum et lumen agentis, et ex *omnium* luminibus et notitia sui extendit se, in luminibus intelligentiarum ascendens, gradatim ad intellectum *simplicem* divinum. Also von der Zerstreutheit und zeitlichen Folge der Gedanken zum einfachen, umfassenden Gedanken des verum bonum, das der Quell und Zweck aller Dinge ist, und überall in Zeichen und Spuren sich erkennbar macht. Denn auch sonst läfst Albert im himmlischen Reiche der Gnade mit den natürlichen Unterschieden auch die Graduunterschiede verschwinden; sie verbleichen vor dem letzten Zwecke. Der letzte Zweck der vernünftigen Wesen ist, Gott von Angesicht zu Angesicht zu schauen; da Gott die Ursache aller Dinge ist, so verschwindet in seiner Erkenntnifs auch die Unbegreiflichkeit der sinnlichen und materiellen Dinge; der Blick der Seele dringt da durch alle Schatten, durch alle Hüllen der Erscheinung hindurch und erkennt alle Dinge im Worte Gottes in ihren ewigen und unver-

Digitized by Google

änderlichen Musterbildern, in der Bedeutung, welche sie für das Reich aller Zwecke haben (S. 237—247).

Die Lehre Alberts von der Natur des Erkennens bildet die Grundlage, von der Thomas von Aquin in keinem wesentlichen Puncte abweicht. Unsre Forschung beruhigt sich nicht bei der Erkenntnifs mittlerer Ursachen, sie ruht nur in der Erkenntnifs der höchsten Ursache. Qui habet opinionem de re aliqua, quae imperfecta illius rei est notitia, ex hoc ipso incitatur ad desiderandum illius rei scientiam. In einer imperfecta cognitionis specie beruhigt sich das naturale desiderium nicht, sed incitatur magis ad divinam substantiam videndam (S. 262). Die Nothwendigkeit vernünftiger Geschöpfe im Universum erweist Thomas wesentlich daraus, dafs: tunc effectus maxime perfectus est, quando in suum redit principium. Ad hoc igitur, quod universum creaturarum ultimam perfectionem consequatur, oportet creaturas ad suum redire principium. Cum igitur intellectus dei creaturarum productionis principium sit, necesse fuit ad creaturarum perfectionem, ut aliquae creaturae *essent intelligentes*. Das Universum hätte also seinen Abschlufs nicht, wenn der höchsten Forderung des Erkennens nicht Genüge würde. Die Wahrheit, welche die vernünftige Seele erkennen soll, besteht in der adaequatio intellectus et rei. *Intellectus in actu et intelligibile in actu sunt idem.* Das vollkommen Verständliche mufs schlechthin Energie (actu), von Materie (Möglichkeit) frei sein; soll ihm der Verstand gleichen, so mufs er sich zur gleichen immateriellen Natur erheben (S. 302 f.). Diese vollkommene Einheit der Erkenntnifs, durch die allein das Begehren des verständigen Wesens beruhigt wird (S. 329), kann nur die der Zukunft vorbehaltene Anschauung (visio Dei immediata) gewähren, nicht aber die Erkenntnifs der allgemeinen Grundsätze der Wissenschaft, (denn sie enthalten ja das Wissen nur der Möglichkeit nach), noch auch die Erkenntnifs durch den Beweis. Der mögliche Verstand kann Alles erkennen; die Verschiedenheit des Erkennbaren verhindert nicht, dafs alles zugleich von ihm erkannt werde, sein Vermögen soll sich ganz in die Wirklichkeit des Erkennens verwandeln; der Beweis aber kann dies nicht leisten; in ihm kann man vom Bewiesenen immer weiter fortschreiten; es bleibt daher auf diesem Wege noch immer etwas im Vermögen zurück, was sich zur Wirklichkeit noch nicht entwickelt hat (S. 327). Oportet, quod quilibet videns divinam substantiam in ipsa divina substantia cognoscat omnia, ad quae se extendit sua capacitas naturalis. Capacitas autem naturalis cujuslibet intellectus se extendit ad cognoscenda omnia genera et species et ordinem rerum. Haec igitur quilibet Deum videntium in divina substantia cognoscet (S. 329). Diese höchste Einheit der Erkenntnifs ist in der mittelbaren Weise der natürlichen Erkenntnifs nicht zu erreichen: divina substantia non potest videri per intellectum in aliqua specie creata. — Est enim unumquodque eorum verum, non veritas, sicut et est ens, non autem ipsum esse. Vielmehr mufs der göttliche Verstand unmittelbar Eins werden mit dem Verstande des Geschöpfs, ut sic in tali visione divina esssentia sit, et *quod videtur* et *quo videtur* (S. 331). (Aehnlich wie später Malebranche). Diese Einheit des Verstehens und des Verständlichen, und die Ewigkeit des Verständlichen sind ihm die Prämissen für den Beweis der Unvergänglichkeit der vernünftigen Seele (S. 310). Dieses Ziel der Einheit der Erkenntnifs im Auge haltend, läfst doch Thomas wie Albert die Wirklichkeit des Verstandes aus seinem unentwickelten Vermögen hervorgehn, läfst des Menschen Erkenntnifs vom Sinnlichen anheben, von den Wirkungen auf die Ursache zurückgehn (S. 268. 323). Die Erkenntnifs des Verstandes richtet sich auf das Allgemeine, Nothwendige und Ewige, die vergänglichen und zufälligen Dinge besondrer Art sind nur Gegenstände der Meinung, nicht der Wissenschaft, und können nur insofern begriffen werden, als sie allgemeine und nothwendige Gründe haben. Der Sinn, vom besondern sinnlichen Eindruck abhängig, kann nur das Besondre erkennen, der Verstand dagegen erkennt das Allgemeine, er denkt das Unendliche und wird von keiner Gröfse des Gegenstandes überwältigt (S. 322 f.). Er richtet sich auf den allgemeinen Grund, auf die Ideen der Dinge im göttlichen Verstand, wie sie dem Einzelnen, dem in der Welt Erscheinenden zu Grunde liegen; aber cognitio singularium est prior quoad nos, quam cognitio universalium, sicut cognitio sensitiva, quam cognitio intellectiva (324 f.). Die Materie kann auch bei Thomas keine absolute Schranke des Erkennens bilden, denn sie ist für Gott keine Schranke: primo quidem, quia ipsa materia a Deo creata est. Unde oportet et distinctionem, si qua est ex parte materiae, in altiorem causam re-

Digitized by Google

ducere. Secundo, quia materia est *propter formam* et non e converso; *distinctio autem rerum est per formas proprias* (S. 297). Gott ist blofs actus: deus est actus ipse. Non autem est ens actu per aliquem actum, qui non sit, quod est ipse, quum in eo nulla sit potentialitas (S. 274. 293). Die Materie ist blofs Möglichkeit (293). Die Vielheit der Dinge beruht also nicht in der Materie, sie ist nicht Princip der Individuation, wie bei einigen arabischen Denkern, sonst würde damit der Erkenntnifs, und dem göttlichen Wesen selbst eine unüberwindliche Schranke gesetzt sein, vielmehr hat die schöpferische Thätigkeit, wodurch die Unterschiedenheit der Dinge ist, ihre ratio im Wesen oder in der Idee Gottes von sich selbst. Immer kann Gott nur sich Aehnliches denken und machen. Der vernünftige Grund aller Geschöpfe liegt in der Idee, welche Gott von sich selbst hat. Aber in Beziehung auf die Geschöpfe theilt sich diese Idee, unbeschadet ihrer Einfachheit, in verschiedene Ideen, weil ein Geschöpf nicht die Vollkommenheit des Schöpfers darstellen kann. Ipse essentiam suam perfecte cognoscit, unde cognoscit eam secundum *omnem modum*, quo cognoscibilis est. Potest autem cognosci non solum, secundum quod in se est, sed secundum quod *participabilis* est secundum aliquem modum *similitudinis* a creaturis. Unaquaeque autem creatura habet *propriam speciem*, secundum quod *aliquo modo participat* divinae essentiae *similitudinem*. Sic igitur inquantum Deus cognoscit suam essentiam ut sic imitabilem a tali creatura, cognoscit eam ut propriam rationem et ideam hujus creaturae et similiter de aliis. Sofort führt er nun die Verschiedenheit der Dinge auf *Gradunterschiede* der Aehnlichkeit mit Gott zurück: Similitudo autem ad unum simplex considerata diversificari non potest, nisi secundum quod *magis et minus* similitudo est propinqua vel remota. Quanto autem aliquid propinquius ad divinam similitudinem accedit, perfectius est, unde *in formis differentia esse non potest*, nisi per hoc, quod *una perfectior existit quam alia* (S. 284 ff.). Alles Creatürliche bleibt hinter der Vollkommenheit der bonitas divina zurück; damit also in vollkommener Weise die Aehnlichkeit der bonitas divina den Dingen mitgetheilt würde, oportuit esse diversitatem in rebus, ut quod perfecte ab uno aliquo repraesentari non potest, per diversa diversimode perfectiori modo repraesentaretur (S. 284). Thomas sucht diese Gradunterschiede in der Theilnahme an der göttlichen Vollkommenheit zur verständigen Erklärung der Stufenordnung der Weltwesen und ihrer Verkettung, ihres Ineinanderwirkens zu benutzen (S. 290 ff.), und schliefst sich auch hierin an seinen Vorgänger. Aber im Ganzen betrachtet, hat er aus einigen noch bei Albert mehr oder weniger verdeckten Sätzen die Folgerungen gezogen, welche die Unzureichendheit dieser philosophischen Versuche klar herausstellten. Sollte man nicht glauben, mit den zuletzt angeführten Behauptungen in das System eines pantheistischen Idealismus versetzt zu sein, der das Sichdenken = Sein des Absoluten durch alle Grade dieses seines Denkens und Seins verfolgt, und alles Daseiende als eine quantitative Modification der Einen Qualität, der göttlichen Substanz erfafst? Waren damit die Probleme auf ethischem Gebiete gelöst, welche dies Zeitalter sich setzte und um derentwillen es den Platonismus verlassen hatte? Thomas setzte die höchste Aufgabe des Menschen ins Theoretische, sein Ziel in die Anschauung, in die unmittelbare Einheit der Erkenntnifs mit dem Gegenstande. Der Wille ist ihm überall nur eine Folgerung des Verstandes, und der Verstand vermittelt allein die niedern und höhern Ordnungen des Daseins. Das pafst vollkommen zu dem idealistischen Pantheismus. Wenn Thomas diesem pantheistischen Zuge entgehn will, so fällt er geradezu ins Unphilosophische. Denn indem er behauptet, dafs die Wirkung immer unvollkommener als die Ursache ist, und nur von einer Aehnlichkeit, einer Analogie mit ihr gesprochen werden kann (habent enim effectus suarum causarum suo modo similitudinem, cum agens agat sibi simile, non tamen effectus ad perfectam agentis similitudinem semper pertingit S. 267), dafs daher die Erkenntnifs Gottes aus seinen Wirkungen immer nur eine analoge sei, nur auf Wahrscheinlichkeit führe (auch den Glaubenslehren können wir durch die Wissenschaft nur Wahrscheinlichkeit geben), und dafs die menschliche Natur, weil in einem gewissen Grade des Seins-Erkennens eingeschlossen, nicht durch Entwicklung ihrer Anlagen zur adäquaten Erkenntnifs Gottes gelangen könne, sondern durch eine neue Wirksamkeit Gottes zur Anschauung, dem höchsten Ziele erhoben werden müsse: so hebt er durch alles dies jede irgend wissenschaftlich bestimmbare Beziehung Gottes und der geschaffnen Dinge auf, und verflüchtigt sie vollständig

Digitized by Google

ins Unklare und Haltlose, wozu noch einige andre Züge beitragen, welche Hr. Ritter S. 273 ff. anführt und scharfsinnig beurtheilt.

Aus dieser Schwebe und Unbestimmtheit, aus dieser verborgnen Hinneigung zu Vorurtheilen der alten Philosophie wird die Scholastik durch Duns Scotus herausgerissen. Sein System ist die Blüthe der Scholastik, die Vollführung des Sieges, den durch sie das christliche Princip über alle Consequenzen der antiken Weltvorstellung davon tragen sollte. Die Gradunterschiede, die für das Sein wie für das Erkennen unüberwindliche Schranken aufbauen, die Unklarheit der Beziehung des Geschaffnen zum Schöpfer, die Täuschungen über die specifische Natur des vernünftigen Wesens und sein Endziel, über die Weise seiner Entwicklung aus seiner Möglichkeit zur Wirklichkeit werden von Duns Scotus hinweggeräumt. Sein ganzes System ist davon durchdrungen, dafs dem Erkennen immer sein praktischer, sittlicher Zweck vorzuhalten sei, dafs die Harmonie des Vernunftlebens auf dem Willen beruhe, von dem er sagt, er sei der motor in toto regno animae et omnia obediunt sibi (S. 367). Das Ziel des Menschen liegt in der Seeligkeit, in dem Genufs und der Freude am Guten, und dies Ziel soll er wesentlich durch eigne Thätigkeit gewinnen, er ist nicht gleich anfangs seelig. Das Vermögen zum Unendlichen, das in ihm liegt, mufs ein unendliches Vermögen sein, und das in jedem Augenblick von dem übernatürlichen Princip mufs ergriffen und gebildet werden, um seine Wirklichkeit zu erlangen. Gott kann immer nur als übernatürliche Ursache, welche er ist, wirken, und zur Vollendung der vernünftigen Geschöpfe kann eine natürliche Ursache nicht genügen, nur eine übernatürliche. Der Einwirkung Gottes mufs die Fähigkeit, Empfänglichkeit des Menschen verhältnifsmäfsig sein: inter objectum et potentiam non oportet esse *aequalitatem* sed quandam *proportionem;* talia autem, inter quae requiritur sola proportionalitas, possunt esse maxime dissimilia, ut patet de materia et forma, similiter de activo et passivo (S. 373). Würde, wie nach den Früheren, das Vermögen der Geschöpfe erhöht, um die göttlichen Gaben zu empfangen, so würde dadurch in der That ein ganz andres Vermögen gesetzt werden; man müfste durch diese zweite Schöpfung die Einerleiheit des Subjects zerreifsen. Das Vermögen zum Höchsten mufs in uns sein, und die göttlichen Gaben können nur die Entwicklung dieses Vermögens sein, wie Gott überall Anfang und Vollender ist, und ohne göttlichen Beistand ein Geschöpf weder wird noch besteht. Freilich kann der Mensch (auch vor dem Sündenfall) ex puris naturalibus nicht seelig werden, und der Glaube hängt nicht allein von unsrem Willen ab, aber der eingegofsne Glaube kann nicht ohne den erworbenen sein, und das „Hereinfallen" Gottes in unsre Seele bedeutet Duns Scotus nichts Andres, als dafs die übernatürliche Wirksamkeit Gottes überall vorausgesetzt werden mufs für unsern Verstand und für unsern Willen, weil der geschaffne Geist von einem *höhern* Gegenstande *seines Begehrens* und *seiner Erkenntnifs* zu empfangen bestimmt ist (S. 378). Das Uebernatürliche ist aber nur Entwicklung des natürlichen Vermögens durch ein höheres Princip, ohne das die Entwicklung nicht wäre. So giebt es z. B. für Duns Scotus kein Erkennen ohne einen Gegenstand des Erkennens; kein Erkennen des übernatürlichen Objects, ohne dafs dieses den Verstand bewege. Wenn uns auch die natürlichen Wirkungen antreiben, das letzte Princip aller Dinge zu suchen, so mufs doch dieses selbst bei diesem Suchen den Verstand zu sich hinbewegen. Kein Scholastiker hat so streng wie Duns Scotus die göttliche Transscendenz hervorgehoben. Gott gehört nicht zur Ordnung der Dinge, darf nicht in einem Verhältnifs zu einem Andern gedacht werden, *weil sonst unser Denken nur ins Unendliche geführt werden würde;* von Gott gebraucht, haben die Kategorieen eine Bedeutung, die vor der gemeinen vorhergeht und von dieser nicht erreicht wird; er ist schlechthin einfach, und die Unanwendbarkeit der Gattung und des Unterschiedes auf seinen Begriff verbietet jede reale Definition Gottes; sein Begriff unterscheidet sich dadurch von allen andern Begriffen, dafs er non habet phantasmata sibi correspondentia, auch ist Gott in seiner Beziehung auf sich durchaus erhaben über seine Beziehung auf die Welt, und durch die Kette der Mittelursachen läfst sich nicht zur erschöpfenden Erkenntnifs seines Wesens (z. B. seiner *All*macht) vordringen. Aber so entschieden in allem diesem die Transscendenz Gottes hervortritt, so hat es doch kein Scholastiker zu einer tieferen und entsprechenderen Durchdringung des menschlichen Erkennens und des übernatürlichen Objectes gebracht als Duns Scotus.

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

Geschichte der christlichen Philosophie von Dr. Heinr. Ritter.

(Fortsetzung.)

Er verwirft alle die Halbheiten, dafs wir Gott nur in verneinender Weise bezeichnen, dafs wir Gott nur durch Analogien erklären könnten, denn die Verneinung werde nur durch die Bejahung erkannt, und jede Analogie setze voraus, dafs wir den Gegenstand, den wir durch Vergleichung deutlich machen wollen, schon an sich erkannt haben. Vielmehr ist der *Begriff des Seienden*, als welcher Gott gefafst werden mufs, der deutlichst erkennbare von allen, und alles Erkennbare erhält nur durch ihn seine Deutlichkeit und wird aus der Verwirrung herausgezogen, weil er der allgemeinste und ein schlechthin einfacher Begriff ist (S. 425). Der Begriff des Seienden wird Gott in derselben Bedeutung beigelegt, wie er den Geschöpfen zukommt: conceptus entis non est formaliter conceptus creati nec increati, er bezeichnet weder das Geschaffene noch das Ungeschaffene, sondern beides. Wo bliebe denn die Wahrheit, müfste sie nicht aufhören zu dem Seienden zu gehören, wenn Gott nicht in wahrhaftem Sinne ein Seiendes wäre (S. 384). Ist aber Gott in wahrhaftem Sinne ein Seiendes, dann *darf auch der Satz des Widerspruchs auf ihn angewandt werden* (S. 385). In dem (ersten) Verstande Gottes, der die Erkenntnifs seines Wesens und so ewig und nothwendig wie dieses ist, liegen die nothwendigen Principien des Seins, an die Alles, auch der Wille Gottes, gebunden ist, und die daher auch in den Plan der möglichen Welt eingehen, welcher der Wille Gottes Wirklichkeit verlieh (S. 395). — In der Seligkeit, die das erreichbare Ziel des Menschen ist, soll nicht blos der Wille, soll auch der Verstand seine höchste Befriedigung erlangen, denn die Seligkeit läfst sich nur in der Harmonie der Seelenkräfte denken; daher mufs unser Verstand die Möglichkeit haben, Gott zu erkennen. Er ist seinem Objecte und Zwecke verhältnifsmäfsig und dies Verhältnifs zwischen dem Verstande der endlichen Geschöpfe und des unendlichen Schöpfers darf nicht in quantitativer Weise gedacht werden. Daher widerspricht Duns Scotus der Lehre des Thomas, dafs unser Verstand nichts zu erkennen vermöge, was höher wäre als sein eignes Sein. Nach dieser Lehre würde auch der niedere Engel den höheren nicht erkennen können. Das Sein des Geschöpfs wird immer niedriger sein als das Sein des Schöpfers, auch wenn ihm die himmlischen Gaben mitgetheilt werden, und es würde also *aus jener Lehre fliefsen, dafs wir den Schöpfer unter keiner Bedingung zu erkennen vermöchten.* Nur eine Verhältnifsmäfsigkeit, die aber eine sehr grofse Verschiedenheit des Seins zuläfst, mufs zwischen dem Erkennenden und Erkannten stattfinden, sonst würde weder der Mensch Gott noch würde Gott den Stein erkennen können. Nur mufs das Erkenntnifsvermögen des Menschen umfassend genug sein, um das Erkennen Gottes in sich aufnehmen zu können; wie weit er auch vom Zweck der Welt abstehn mag, so mufs doch sein Verhältnifs zu Gott unmittelbar sein, um ihn erreichen zu können. Non enim requiritur inter objectum et intellectum nisi proportio motivi ad mobile; objectum enim se habet per modum moventis potentiam. — Potentia enim capax est operationis tantum respectu hujus objecti et ideo proportionatur. Der Unterschied zwischen Erkennendem und Erkanntem ist festzuhalten, die Idee Gottes vom Stein wird nicht der Stein, so wie das Auge des Sehenden nicht das Gesehene wird (Seite 405 f.). Verhältnifsmäfsige Dinge können in ihrem Sein ganz verschiedner und entgegengesetzter Art sein, ohne deshalb aufzuhören im Inhalt ihres Seins sich zu entsprechen. So ist auch der menschliche dem göttlichen Verstande proportionirt, obgleich jener nur empfänglich, dieser mittheilend ist; darin besteht die Endlichkeit des geschaffnen Verstan-

Digitized by Google

des, dafs er nichts aus sich, ohne Object, welches sich ihm darbietet, zu erkennen vermag, und defswegen auch das Unendliche nicht fassen könnte, wenn nicht Gott in übernatürlicher Weise ihn bewegte. (Gerade so ist auch die Zufälligkeit ein modus positivus entitatis, wie die Nothwendigkeit ein anderer modus ist, und es besteht zwischen ihnen eine Verhältnifsmäfsigkeit.) Nun konnte Duns Scotus ohne alle Beschränkung den unbedingten Forderungen für die Wissenschaft Raum geben: quaelibet intelligentia potest intelligere infinita, quia *omne intelligibile*. Quicunque intellectus est receptivus notitiae cujuscunque objecti, quia est *totius entis*, et per consequens ad quodcunque intelligibile habet desiderium naturale, et si quodcunque cognosceret, in hoc *perficeretur naturaliter*. Auch das Zufällige, Einzelne, Natürliche zu erkennen haben wir das Vermögen, in der vollkommensten Weise, anschaulich in seinem Grunde, in Gott (S. 407 ff.). — Das vernünftige Wesen erreicht seine Vollendung nicht ohne Entwickelung. Gott bewegt unseren Verstand nicht zuerst zu sich und alsdann zu den übrigen Dingen, die Ordnung der Erkenntnifs geht vielmehr den umgekehrten Weg. Ein verworrener und allgemeiner Begriff des Seienden, das alles Erkennbare dem Vermögen nach in sich enthält, wohnt uns wohl von Anfang bei, aber eine solche verworrene Erkenntnifs kann nicht die thätige Ursache der deutlichen und und bestimmten Erkenntnifs sein, das Unvollkommene ist nicht Urheber des Vollkommenen. Auch unser Wesen können wir nicht unmittelbar schauen (wie die Mystiker des 12. Jahrhunderts sagten): intellectus noster pro statu isto non est natus moveri immediate, nisi ab aliquo imaginabili vel sensibili extra prius moveatur. — Sed est ex peccato et *non solum ex peccato* (wie die Mystiker sagten), sed etiam *ex natura potentiarum* pro statu isto, quicquid dicat Augustinus. Die Seele ist nicht die einzige Ursache des Erkennens, sonst müfste sie immer und Alles erkennen. Wohl aber ist sie eine der Ursachen des Erkennens, sonst wäre das Erkennen nicht ihre Thätigkeit. Apparet quod oportet concurrere animam et *objectum praesens*. Si nec anima sola nec objectum solum sit causa totalis intellectionis actualis et ista sola videntur requiri ad intellectionem, sequitur quod ista duo sunt una causa integra respectu notitiae genitae. Beide Ursachen müssen zusammenwirken beim Erkennen des Sinnlichen wie des Uebersinnlichen. Auch das sinnliche Bild, das vom äufsern Objecte ausgeht, mufs die Seele mitwirkend vollziehen, sie verhält sich nicht blos leidend ihm gegenüber. Der Sinneneindruck setzt eine äufsere Ursache voraus; er wird aber beurtheilt nach dem uns inwohnenden und aller Erfahrung vorausgehenden, sie erst möglich machenden Grundsatze des Verstandes, dafs was in den meisten Fällen von einer nicht freien Ursache hervorgebracht werde, die Wirkung einer natürlichen Ursache sei (quod frequenter evenit a non libero, habet illud pro causa naturali p. 418). Der Verstand erfährt zwar von dem Object eine natürliche Wirksamkeit, und sofern ist er selbst eine natürliche nach Gesetzen der Nothwendigkeit wirkende Kraft, aber der Wille gebietet ihm und giebt ihm eine freie Richtung. Der Verstand ist vom Sinn unterschieden, der Sinn kann allein das Sinnliche auffassen, und zwar immer nur dies Sinnliche, diese besondre Erscheinung; der Verstand abstrahirt vom Besondern und kommt zur Erkenntnifs des Allgemeinen. Die sinnliche Thätigkeit ist der niedere Grad in der Entwicklung unserer Seele, die Verstandesthätigkeit die höhere, die aber ohne ihre Vorbedingung nicht zur Bethätigung kommen kann; der Anfang des Erkennens liegt also immer in der sinnlichen Vorstellung, die aber nur eine verworrene Erkenntnifs ist, denn sie stellt uns blofs Accidenzien dar, in einem sinnlichen Ganzen verbunden. A sensibilibus non est expetenda sincera veritas, quia notitia sensus est circa aliquid per accidens, — — sed virtute *intellectus agentis*, qui est participatio lucis increatae, illustrantis super phantasmata, cognoscitur quidditas rei et ex hoc habetur sinceritas vera. Die actio abstrahendi ist die erste actio des Verstandes. Die Grundsätze des Verstandes sind analytische Sätze und der Verstand erkennt selbstthätig die Verbindung der in ihnen enthaltenen Begriffe; diese Verbindung in der Nothwendigkeit der Natur der Begriffe selbst liegend, stünde fest, auch wenn alle Sinne täuschen; auf diese Grundsätze sind sogar alle Erfahrungs-Erkenntnisse zurückzuführen, soll aus der zufälligen und vorübergehenden (Sinnen-) Erregung eine sichere und nothwendige Erkenntnifs hervorgehen, sie sind zurückzuführen durch den oben bezeichneten aller Erfahrung zu Grunde liegenden Grundsatz und durch die Gewifsheit, welche das Subject selbst in den Akten seiner innern Erfahrung (qui sunt in potestate no-

Digitized by Google

stra, ut de me intelligere, de me andire etc.) hat. Phantasma non potest facere speciem intelligibilem nisi concurrente actione intellectus agentis. Die Materie ist wegen der Formen, nicht umgekehrt. Die intelligiblen Formen sind der Seele nicht gegenwärtig durch den Sinn, sondern sie liegen im Verstande vor dem Erkennen, und sind angeborene Begriffe; der sinnliche Eindruck wird für das wirkliche Erkennen nur verlangt, damit der niedere Theil der Seele mit dem höheren in Uebereinstimmung sei, und nicht der körperliche Sinn bedient sich des Verstandes zur Erzeugung der Begriffe, sondern umgekehrt der Verstand gebraucht den Sinn zur Vollendung der Thätigkeit, für welche er bestimmt ist. (Tale autem impressum repraesentans, praecedens in *potentia intellectiva actum* intelligendi, voco speciem intelligibilem.) Der Sinnen-Vorstellung, die die Begriffe nur in verworrener Weise enthält, mufs der Verstand begegnen, sie sich anzueignen, und das quod quid est, splendens in phantasmate durch das Licht des thätigen Verstandes durchdringen und zum bestimmten Begriffe, zur deutlichen Erkenntnifs erheben. Durch den Sinnen-Eindruck kommt uns zunächst nur die niedrigste Art zur Erkenntnifs, die noch in ununterschiedener Weise die höhern Begriffe in sich trägt, die zu ihrer Begriffserklärung gehören. Zum vollkommenen deutlichen Begriffe einer Art gehört die Erkenntnifs aller höheren Begriffe vom Begriffe des Seienden an bis zu der niedrigsten Art herab. Ohne den Begriff des Seienden, ohne die Eintheilung des Allgemeinsten bis zu dem besonderen Gegenstand der Begriffserklärung herab giebt es keine deutliche Erkenntnifs. Von den beiden Wegen unsrer Erkenntnifs, dem aufsteigenden von der niedrigsten Art bis zur höchsten Gattung, und dem herabsteigenden ist jener der Zeit nach früher, dieser aber und mit ihm das deutliche Erkennen unser Zweck. In der verworrenen Erkenntnifs liegen virtualiter die höhern Begriffe und können durch die Unterscheidung unsers Verstandes herausgezogen werden. Die Metaphysik allein giebt deutliche Erkenntnifs; durch sie allein haben wir im Erkennen an der ersten Ursache Theil (S. 407—427). Perfectissimum cognoscibile a nobis etiam naturaliter est deus (p. 432). Cognoscuntur sincere in *luce aeterna*, sicut in objecto remoto cognito, quia lux increata est primum principium entium speculabilium et ultimus finis rerum practicarum et ideo ab ipsa sumuntur principia tam speculabilia quam practica. Et hoc modo cognitio omnium pertinet ad theologiam. Den bisherigen Betrachtungen zufolge mufste Duns Scotus die Realität des Allgemeinen behaupten; wäre das Allgemeine nicht wahr, so würden wir von jedem Einzelnen nur aussagen können, dafs es dieses Einzelne wäre, nur der numerische Unterschied würde Bedeutung haben. Die natürlichen Unterschiede sind aber vor den einzelnen Dingen und diese werden nach jenen gebildet. Wenn daher der Nominalismus annimmt, dafs die allgemeine Natur erst durch den Verstand werde, so ist vielmehr zu sagen, dafs der Verstand nur der Natur der Dinge folgt und die allgemeine Natur der Dinge sein würde, auch wenn der Verstand nicht wäre. Sie bietet sich dem Verstande als daseiendes Object dar. Das Allgemeine wird erst allgemein durch seine Beziehung auf das Besondere, dadurch also, dafs es das Besondere in der Natur aufser uns hervorbringt und in uns vom Verstand auf das Besondere bezogen wird. Das Allgemeine, um allgemein zu sein, mufs im Besondern sich verwirklichen, das Besondere, um ein besonderes Wesen zu sein, mufs durch das Allgemeine bestimmt sein. Wie zwischen Uebernatürlichem und Natürlichem, Nothwendigem und Zufälligem, Thuendem und Leidendem, Form und Materie, so ist zwischen dem Allgemeinen und Besondern ein völliges Entsprechen des Inhaltes; nichts Besonderes ist, was nicht alle ihm übergeordneten Allgemeinheiten in sich trüge, nichts Allgemeines, was nicht in den ihm untergeordneten Besonderheiten seiner ganzen Bedeutung nach ausgedrückt wäre" (S. 431). (Auch die Materie, obgleich das Niedrigste von allem Seienden, mufs doch als ein Seiendes gedacht werden und hat ihre Idee in Gott. Seite 433.) Die Individuation beruht keinesweges auf Verneinung, noch ist die Materie Grund der Individuation, vielmehr ist das individuelle Sein ein positiv Gewolltes, der Zweck des Schöpfers, der in den edelsten Geschöpfen angestrebt wird, um ihnen die Seligkeit zu verleihen. (Ein höchst wichtiger Satz, der seine grofse Bedeutung durch das Gewicht erhält, das Duns auf den Willen legt, und durch den von ihm nachdrücklich hervorgehobenen *praktischen* Zweck der Theologie, auf das Heil der Seele, der einzelnen ausgehend.) Duns Scotus dringt auf die genaueste Erkenntnifs des Besondern im Besondern, glaubt aber, dafs sie nur in

Digitized by Google

der Theologie, in der Erkenntnifs Gottes Befriedigung erlangen könne. Diese ernste Aufgabe der Wissenschaft haben nachher die empirischen Forschungen zu lösen gesucht, Scotus hatte aber die rechte Einsicht, dafs dieselben, so weit sie auch in die Breite sich verlaufen und in das zufälligste Detail sich versenken mochten, doch allein an der Gottes-Erkenntnifs ihr Princip und ihren Abschlufs haben können.

Wer sieht nun nicht in diesen Gedanken des Duns Scotus den grofsen, schwererkämpften, fruchtbringenden Sieg der christlichen Principien über die Gedanken der Vorzeit, die den Geist in mächtigen Fesseln hielten. Also der menschliche Geist, zum Höchsten berufen, mit unendlichen Anlagen ausgerüstet, aber im Denken und Thun stets von der höchsten Ursache bewegt, die über alle Erscheinung und Bedingtheit unendlich erhaben, ihn allein, den hochbegnadigten, über alle Schranken erheben kann; alle niederen Stufen des Seins und Erkennens bleiben in der höchsten bewahrt, sie sind nicht vor ihr verworfen, sie hat zu ihnen allen ein Verhältnifs, und dem Inhalte nach entspricht sich auch das Entgegengesetzte, das Empfangende und Mittheilende, das Leidende und Thuende, die Materie und die Form, auch in dem Entgegengesetzten ist das Seiende. Die Materie ist keine Schranke mehr für den Verstand, noch für den Willen; sie hat ihre Idee in Gott, auch sie ist ein Seiendes, wenn gleich das niedrigste. Der göttliche Verstand ist im ganzen Universum im göttlichen *Willen* thätig; an der in der Welt niedergelegten wirklichen Vernunft erhebt sich unter der Leitung des thätigen Verstandes Gottes die mögliche Vernunft des Menschen, die in ihren von Haus aus angelegten Grundsätzen die Macht der Erkenntnifs und Begriffsbestimmung auch des Einzelnsten hat; der Zweck der Welt geht auf die Individualität, sie ist nichts Verneinendes, sie ist das göttlich Gewollte; die auf ihr gegründete Freiheit und ihre eigne That im Wollen und Erkennen soll unter Gottes Mitwirkung dem Menschen seine Vollendung geben, seine Seligkeit, auf die es Gott im ganzen Weltplan abgesehn hat. Könnten wir hier noch die Gedanken des Duns Scotus über das Verhältnifs des Verstandes und Willens entwickeln (die Herr Ritter S. 443—452 klar auseinandersetzt, doch mit etwas Mifsgunst gegen den sog. Indifferentismus des Duns Scotus), worin er ausführt, wiefern die Gedanken ein freies Werk unseres Willens, wiefern der Wille frei ist von den *nothwendigen* Entwikkelungen unseres Bewufstseins, wiefern die Gedanken von unserm Willen erfafst, erst wahrhaft die unsrigen sind: so würde sich auch an dieser Stelle, wo der Streit zwischen Thomisten und Scotisten am glühendsten entbrennt und weltgeschichtliche Bedeutung erlangt, deutlich zeigen, welchen Fortschritt mit unserm Scholastiker die christliche Speculation in der Erkentnifs der specifischen Natur des Menschen, seines Unterschiedes vom Natürlichen, seiner praktischen Bestimmung gemacht hat. Duns Scotus hat mehr, wie Einer vor ihm, den Menschen in seiner freien, unendlichen Subjectivität erkannt; sie ist der Ausgangspunct einer neuen Periode der Geschichte geworden. Charakteristisch ist die Uebereinstimmung dieses gröfsten Scholastikers mit dem Begründer der deutschen Reformation in dem wenn immer einseitigen Ausdruck des unendlichen Werths des Subjects vor Gott: Gott gefällt die Person früher als die Handlung.

Und diese reiche Saat ist aufgegangen aus dem Lebenskeim, als den sich mit seiner That Jesus Christus der Menschheit übergeben hat; man nehme die Resultate der scholastischen Philosophie, wie sie eben angedeutet worden, mit den Resultaten der antiken Weltvorstellung zusammen, wie sie im vorigen Artikel von der christlichen unterschieden wurde, und man wird nun erkennen, welcher geistigen Arbeit es zu dem grofsen Umschwunge bedurfte, dafs dieselbe aber nur im Hinblick auf die Wirklichkeit, auf die Thatsache, wie sie in Christus gegeben war, vollzogen werden konnte. Die ganze Philosophie, die diese Arbeit vollbrachte, mufste eine kirchliche sein, sie mufste sich an der Anstalt erheben, die das Wunder des Gottmenschen in den Gemüthern der Menschen lebendig machte; so weit ausgreifend auch immer der Bereich ihrer Forschungen war, an der Kirche mufste sie sich zusammenhalten; aber darum war sie doch keine einseitig theologische, wie der Hr. Verf. meint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

Geschichte der christlichen Philosophie von Dr. Heinrich Ritter.

(Fortsetzung.)

Sollten wir die ungeheuern Anstrengungen des 13. Jahrhunderts und ihre grofsen Erfolge gegen die Abspannung hingeben, mit der das 12. Jahrh. schlofs? Wir glauben nicht, dafs darin die wahre christliche Bescheidenheit liegen würde. Das Christenthum erfreut sich der kühnsten Arbeit der Speculation, so wie der ämsigsten empirischen Erforschung des Einzelnen und der gewissenhaftesten Bethätigung seiner Grundsätze in den speciellsten Lebensverhältnissen; nur so kann seine ganze Macht und Tiefe zur Erscheinung kommen. Wenn aber von der einmal im 13. Jahrh. errungenen Höhe der Speculation die folgenden Geschlechter herabsanken, wenn sie die für alle Seiten des Lebens und Wissens fruchtbarsten Gedanken eines Albert, Thomas und Duns nicht nutzbar zu machen wufsten, wenn sie durch die verderblichen Grundsätze des Nominalismus verblendet, die Eintracht des natürlichen und übernatürlichen Erkennens, der Philosophie und Theologie, des Erscheinenden und der ewigen Principien, des Besondern und Allgemeinen zerrissen, wenn sie die Totalität der Wissenschaft aus dem Auge verloren, und an dem Inhalte der Wahrheit verzweifelnd an ihren Formen ein müfsiges Spiel versuchten, so ist dies eine unverantwortliche Verschuldung derer gewesen, welche die Aufgaben der Wissenschaft übernahmen; eine Verschuldung, weil ihnen das Befsre durch die grofsen Vorgänger bekannt geworden war; und leider sind die traurigen Vorurtheile, die damals das Leben der Wissenschaft knickten, auch noch bis in die Theologie unsrer Zeiten vererbt worden, und auch unsre Zeit büfst noch an den Irrungen, die der Mifsverstand dunkler Zeiten wie Unkraut unter den Waizen gesäet hat. Aus diesen dunklen Zeiten stammt der Fluch, den aufkeimende freiere Bildung auf die Scholastik gewälzt hat; Dank unsrem gelehrten Hrn. Verf., dafs er getrachtet hat, die grofsen Männer des 13. Jahrh. von diesem Fluche zu befreien, und mit unsrer Bildung zu befreunden. Aber um sie nicht von Neuem in die Schuld der spätern Jahrhunderte zu verstricken, hätte er sich hüten sollen, in der Aufeinanderfolge der philosophischen Systeme des 13. Jahrh., das fortschreitende Ueberhandnehmen des theologischen Elements, die progressive Einengung des natürlichen Erkenntnifs-Gebiets, eine mehr und mehr überwiegende Richtung nach dem Nominalismus ausfindig zu machen. Das Alles ist nur Aufsenseite und geht gerade aus dem Bestreben hervor, bei der entschiedensten Herausarbeitung der christlichen Principien, das Gleichgewicht oder vielmehr die Durchdringung des Sinnlichen und Uebersinnlichen zu Stande zu bringen. Offenbar hätten die Gedanken des Duns Scotus so gut für die genaueste Erforschung des Natürlichen, wie für die concrete Bestimmung des Sittlichen die fruchtbarste Grundlage abgeben können; seine Lösung der Streitfrage zwischen Nominalismus und Realismus war die entwickelteste und befriedigendste; und der Zweck, den er der Wissenschaft setzte, hätte die selbständigsten Forschungen auf allen Gebieten des Daseienden mit den sittlichen Zwecken der Kirche in innigster Eintracht erhalten. Nur verschuldeter Mifsverstand der Resultate des 13. Jahrh. konnte die Entwicklung abbrechen, und der Folgezeit die mühselige Aufgabe stellen, durch die gefährlichsten Schwankungen wieder auf den Weg gesunder Entwicklung sich zurückzufinden.

Wer den innern Zusammenhang der philosophischen Fragen kennt, der wird sich aus der Erkenntnifslehre, deren Hauptgesichtspuncte bei den Denkern des 13. Jahrh. vorhin übersichtlich gemacht worden sind, leicht die Folgerungen ziehn können, welche sich

Digitized by Google

jenen Männern aus diesen Fundamentalsätzen für alle einzelnen philosophischen Untersuchungen ergaben, z. B. über das Verhältnifs des Sinnlichen und Uebersinnlichen, Gottes und der Welt, des Denkens und der Materie, des Freien und Natürlichen, des Glaubens und Wissens, über die Streitfrage des Realismus und Nominalismus u. s. f. Wir können darauf nicht genauer eingehn. Nur so viel sei gesagt, dafs man über den Fortgang vom Glauben zum Wissen damals viel gesundere Ansichten hatte, als heute, indem besonders Albert und Duns die praktische Bedeutung, den Willensact im Glauben hervorhoben, den Glauben als die Kenntnifs des dem handelnden Menschen gesetzten (zukünftigen) *Zwecks*, der *Mittel* ihn zu erreichen, der *Wirksamkeit* dieser Mittel bestimmten, während heute das Verhältnifs von Glauben und Wissen als Stufenfolge in der Entwicklung eines theoretischen Processes gedacht wird. Auf diesem heutigen Wege wird man nie zum Schlufs der Untersuchung kommen. Den richtigen Weg hatten Augustin und Anselm schon angebahnt. Was die Streitfrage des Realismus und Nominalismus betrifft, so bewegte sie zwar schon die vorhergehenden Jahrhunderte der Scholastik, schon Gerbert hat sie in aller Schärfe und mit tiefstem philosophischen Bewufstsein vorgetragen in seiner kleinen Schrift über das Vernünftige und den Gebrauch der Vernunft; aber eine befriedigende Lösung konnte erst die Metaphysik des 13. Jahrh. gewähren. Sie ist nicht eine blofs formal-logische Frage, die sich mit der Form des Begriffs, absehend von jedem realen Inhalt, etwa mit der Lehre vom Inhalt und Umfang des Begriffs, von Gattungs- und Art-Unterschieden in rein formeller Weise zu thun gemacht hätte, nein sie ist durchaus metaphysischer Natur, sie geht auf die innersten Principien der Erkenntnifslehre ein, und ist die Frage nach der *objectiven Gültigkeit* synthetischer Urtheile, nach der Berechtigung der Verknüpfung eines Subjects mit einem allgemeinen Prädicate; nach der innern Nothwendigkeit zwischen dem Erkennen und seinem *Objecte* (im streng philosophischen Sinne). Sie ist also die Grundfrage aller Philosophie, wo diese zum klaren Bewufstsein über ihr Thun gelangt; den Denkern des Alterthums stellte sie sich nicht in dieser Fassung, weil die ganze Bewegung der alten Philosophie vom Object (zunächst der Natur) nach der Seite des denkenden Subjects hinüberging. Die christliche Weltanschauung geht aber immer vom Subject aus; das Alterthum bekam nach dieser Seite hin seine Wendung erst durch Aristoteles, ohne doch je aus seiner entschiednen Grundrichtung ganz herausgeschleudert zu werden, welcher selbst die Skepsis und die Akademie in dem Charakter ihres Zweifels und ihrer Wahrscheinlichkeitslehre treu geblieben ist. Die christliche Philosophie dagegen *erstrebt die Evidenz der Wahrheit immer vom Subjecte aus.* Die Selbstgewifsheit des Subjects, das *Ich bin, weil ich denke*, stellte Augustin den Zweifeln der Akademie entgegen, und suchte, wie später Cartesius von diesem unerschütterlich Festen aus, der sinnlichen, wie der übersinnlichen Welt Wahrheit und Objectivität zu erringen (de ver. rel. 72: Noli foras ire, in te ipsum redi, in interiore homine habitat veritas. 73. Omnis qui se dubitantem intelligit, verum intelligit et de hac re, quam intelligit, certus est. Omnis igitur, qui utrum sit veritas, dubitat, in se ipso habet verum unde non dubitet; nec ullum verum nisi veritate verum est. Diese und andre charakteristische Stellen des Augustin bei Ritter Gesch. d. christl. Phil. Bd. 2. S. 205 ff.). Das Subject und seine innre Lebensfülle wird, wie uns nachher noch ein Blick auf die Kirchenväter deutlicher zeigen soll, für die christliche Philosophie zum Ausgangspunct; die Gewifsheit der Wahrheit soll nun von diesem Puncte aus gewonnen werden, und so war es ganz in der Ordnung, dafs, als man im Mittelalter zur Selbstbesinnung über das philosophische Thun, zur Erörterung seiner Gründe kam, die Frage von der Seite genommen wurde, ob die Bestimmungen, die allgemeinen Prädicate, unter die der erkennende Geist die daseienden Dinge fafst, reale, an sich seiende Bedeutung hätten, oder ob sie nur Erfindung und Nothbehelf unsres Bewufstseins, aufser demselben ohne alle objective Gültigkeit seien. Das Ende des 11. und der Anfang des 12. Jahrh. scheint in der Erörterung der Frage die beiden entgegengesetzten Extreme hervorgekehrt zu haben. Das eine Extrem scheint von Wilhelm v. Champeaux vertreten worden zu sein in der Behauptung, nur der allgemeine Begriff habe Substantialität, er als Ganzes sei in jedem Einzelwesen das Substantielle, die Wesen derselben Art seien also nur accidentell unterschieden; das andre Extrem machte Roscelin zu seiner Ansicht, nur dem Einzelwesen komme Realität zu, und die allgemeinen Bestimmungen seien

Digitized by Google

nur Erzeugnisse der Vorstellung; beide Entscheidungen entziehn der Erkenntnifs und ihrer objectiven Gültigkeit die nothwendigen Grundlagen; im ersten Fall können wir vom allgemeinen Prädicat nicht zum Subjecte, im andern Fall vom Subjecte nicht zum Prädicat kommen, die Vermittlung ist aufgehoben, ein synthetisches Urtheil ist unmöglich geworden. Bei diesen Extremen, zu denen entweder dialektische Kühnheit fortrifs, oder die auf blofser Consequenzmacherei der Gegner beruhten, konnte es sein Bewenden nicht haben, sie bezeichneten blofs die äufsersten Grenzen, innerhalb deren die Untersuchung stehn bleiben mufste. Hr. Ritter hat im 3. Bande die mannigfaltigen Versuche des 12. Jahrh. charakterisirt, zu einer Vermittlung jener Extreme zu gelangen; der Platonismus trieb mächtig auf die Seite des Realismus hin, der dann schon bei Anselm entschieden ist, und auch bei Abaelard in der Theologie überwiegt, wenn dieser auch vielleicht vorher mehr Vorliebe für den Nominalismus gehabt hat, so lange er seine Kräfte blofs der Dialektik zuwandte. Auf einen merkwürdigen, wenn auch immer noch in Dunkel gehüllten, Vermittlungsversuch zwischen Nominalismus und Realismus macht Hr. Ritter aufmerksam, der in der von Cousin edirten Schrift „über die Gattungen und Arten" enthalten ist. Hr. Ritter schreibt die Abhandlung dem Bischof Joscelin v. Soissons (1125—51) zu. Der Streit aber hat sich, wie der Hr. Verf. ausführt, im 12. Jahrh. noch nicht in die Behandlung der Theologie hineingeschlungen, nur vereinzelt zog man einige Consequenzen z. B. für die Dreieinigkeitslehre. Erst im 13. Jahrh. gewann die Frage ihren ganzen metaphysischen Ernst; wir haben ihre Lösung oben bei der Erkenntnifslehre des Albert, Thomas und Duns Scotus mit angedeutet; die Lehre von der Natur des Erkennens ist wesentlich die Antwort auf die Frage. Auf dieser Antwort, welche eben so sehr die Realität und Wahrheit des Allgemeinen wie des Einzelnen behauptete, beruht das Band, welches das 13. Jahrh. zwischen dem Uebersinnlichen und Sinnlichen, zwischen der Form und der Materie, zwischen der Gotteswissenschaft und der natürlichen Wissenschaft ausfindig machte. Dies Band ward vom überhand nehmenden Nominalismus der folgenden Jahrhunderte zersprengt; denn nun war einmal die Streitfrage in ihre tiefste Bedeutung und damit in das innerste Leben der Theologie vorgedrungen; und nun konnte die Behauptung, dafs die Wahrheit der Gedanken nur ein ens rationis, nur die Bezeichnung eines Actes der Vernunft, nichts die Sache an sich Treffendes, nichts vor dem göttlichen Verstande Gültiges bezeichne, dafs es vom Göttlichen, vom Uebersinnlichen keine Erkenntnifs gebe, weil von ihm sich nicht eine sinnliche Gegenwart für die Anschauung aufzeigen lasse (Wilhelm Durand v. St. Pourcain), — die Behauptung, dafs die allgemeinen Begriffe nur verworrene Vorstellungen der Einzeldinge, dafs die Wissenschaft nur eine Verknüpfung von Zeichen sei, dafs alles Denken nur von der sinnlichen Vorstellung ausgehe, dafs das für den Begriff Gottes Geltende keine Anwendung auf die Beurtheilung der weltlichen Dinge finde und umgekehrt, dafs es keinen Uebergang vom Glauben zum Wissen gebe (Occam) — diese Behauptungen, die alle nur Wendungen des Einen Grundgedankens des Nominalismus sind, mufsten nun tief in die Weltanschauung jenes Zeitalters eingreifen, mufsten das Unternehmen der Philosophie als einen Widersinn aufzeigen, alle Vermittlung der natürlichen Wissenschaft und der Theologie aufheben, und diese auf eine einsame unfruchtbare Höhe hinauftreiben, wo sie denn zuletzt alle Bedeutung für Leben und Wissenschaft verlor und sich in ihre ausgesogenen Formeln einspann. Nur wenig freundliche Oasen begegnen dem Forscher in dieser Wüstenei; Hr. Ritter hat auch hier die Geduld nicht verloren, sondern ist dem Quell und der Ausbreitung der Irrthümer mit Scharfsinn und philosophischer Einsicht nachgegangen.

Doch wir wollen den Höhepunct der Scholastik, den sie bei Duns Scotus erreicht, im Auge behalten und von da aus einen Blick auf die Patristik werfen, vornämlich auf ihre Vollendung in Augustinus. Das Frühere mufs man immer aus dem Spätern zu verstehn suchen; die Scholastik war eine vollendetere, ausgeführtere Aneignung der christlichen Principien für die Wissenschaft. Es ist nicht ohne Schwierigkeit, den unterscheidenden Charakter dieser beiden Zeitalter der christlichen Philosophie anzugeben; der Hr. Verf. behauptet, die Aufgabe beider Zeitalter sei dieselbe, der Inhalt der Lehre sei beiden gemeinsam gewesen; doch habe um der äufsern Verhältnisse und Umgebungen willen dieser gleiche Inhalt sich in einer ungleichartigen Form dargestellt. „Die Aufgabe der patristischen Philosophie war es, in den Lehren, wel-

Digitized by Google

che sie aus wissenschaftlichen Grundsätzen entwickelte, die christliche Gesinnung im Gegensatz gegen heidnische Vorurtheile geltend zu machen und allmählig alle die Lehrsätze zu entfernen, welche aus diesen Vorurtheilen sich herschrieben, um an ihre Stelle die Wahrheit der christlichen Lehre zu setzen. Sie mufste sich daher im Streite gegen die alte Philosophie ausbilden und eine *polemische* Form annehmen. — — Eine systematische Darstellung der Philosophie konnte unter diesen Umständen nicht gedeihen, um so weniger als überhaupt zu dieser Zeit von den alten Völkern die erzeugende Kraft in den Wissenschaften gewichen war. Daher werden wir den Charakter der patristischen Philosophie überhaupt so bestimmen müssen, dafs in ihr bei einem völligen Uebergewichte der theologischen Richtung doch keine zusammenhängende Darstellung der Lehre gelingen wollte, sondern die Entwicklung der Gedanken vorherrschend polemisch blieb" (Bd. 1. S. 60 f.). Die Scholastik dagegen sei eine Lehrweise gewesen, die nicht aus dem geistigen Leben und der Bildung der neuern Völker hervorwuchs, sondern von der Hierarchie ausgehend, den Vorstellungen und Sitten noch ungezügelter Völker Zucht und Ordnung auflegen mufste und daher das in einen *systematischen Zusammenhang* zu bringen hatte, was die Kirchenväter nur in *polemischer Gestalt* hervorgebracht (Bd. 1. S. 61 f.). Was der Hr. Verf. der patristischen Philosophie nachrühmt, eine wesentlich neue Ansicht der Dinge in die wissenschaftliche Untersuchung gebracht zu haben, das will er von der Philosophie des Mittelalters nicht gelten lassen. „Die christliche Denkweise, wie sie jene überliefert hatte, blieb im Wesentlichen die Grundlage für diese; nur durch ihren systematischen Blick auf den Zusammenhang der einzelnen Lehren wurden die Scholastiker befähigt, ja genöthigt, Vieles genauer zu bestimmen, was früher nur ganz im Allgemeinen angenommen worden war, vieles zu mäfsigen, zu berichtigen, zu ergänzen, was die patristische Philosophie nur in rohen Umrissen und lückenhaft gegeben hatte" (Bd. 4 S. 719). So hatte die patristische Philosophie zwar die Macht der dualistischen Vorstellungsweise und die Emanationslehre im Allgemeinen gebrochen, bestimmter aber liefs sich die Scholastik auf die damit zusammenhängenden Fragen und deren innerste Grundlage, auf das Wesen der Materie ein u. dgl. m. (S. Bd. 4. S. 719 ff.).

Der Hr. Verf. giebt also doch zuletzt einen materiellen Unterschied zwischen der Philosophie des Mittelalters und der Patristik zu. Wir erkennen den Unterschied in der Form, den Hr. Ritter zwischen beiden Perioden aufgerichtet hat, vollkommen an, müssen aber als Folge davon einen tief in den Inhalt eingreifenden Unterschied setzen. Oder ist die Form gerade für die Philosophie etwas Gleichgültiges? Es ist für die Philosophie z. B. ein grofser Unterschied, ob ihr eine Wahrheit darum gilt, weil sie unmittelbar mit dem Wesen des sittlichen, religiösen Bewufstseins verknüpft ist, weil dieses ohne jene nicht bestehn könnte: oder ob sie diese Wahrheit in einem umfassenden, systematischen Zusammenhang der Erkenntnifs ergründet. Erst im letztern Fall bekommt diese Wahrheit ihre unabweisliche Nothwendigkeit, erreicht sie die ganze Fülle und Tiefe ihrer Folgerungen, und weist sie dem Subjecte selbst seine wahre Stellung im Zusammenhang der Dinge an. Beruht doch der Fortgang der Philosophie wesentlich auf der tiefern allseitigen Ergründung des Zusammenhangs der Dinge; die Wahrheit, die der erste Philosoph entdeckte, ist nicht umgestofsen worden, sie hat vielmehr allen fernern Forschungen zu Grunde gelegen, aber sie ist aus ihrer Einseitigkeit, ihrer Unmittelbarkeit, ihrer Zufälligkeit befreit worden, und dadurch erst ist sie zur Entfaltung ihrer ganzen Stärke gelangt.

Die Philosophie der Kirchenväter geht ganz auf in der Ergründung des Geheimnisses *der absoluten Freiheit*, welche durch die Erlösung thatsächlich dem Menschen gegeben war, in der Feststellung des Subjects in seiner unendlichen Lebensfülle, von welchem aus das Universum ein ganz neues Ansehn gewinnt. Die alte Philosophie geht vom Object, von der Natur, als worin die Wahrheit liegt, hinüber nach dem Subject, aber ihre Kraft reicht nicht aus, dies Subject positiv zu erfüllen, sie erhebt es höchstens zur abstracten, formellen Selbstgewifsheit, die sich skeptisch gegen die objective Welt benimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

Geschichte der christlichen Philosophie von Dr. Heinr. Ritter.

(Fortsetzung.)

Erst das Christenthum stattet das Subject mit positiver Lebensfülle und unendlicher Entwicklungskraft aus, erfüllt es mit göttlichem Inhalt, und giebt ihm eine wirklich haltbare erhabene Stellung dem natürlichen Sein gegenüber, das seine Vollendung erst durch die Bethätigung des Subjects erreichen soll. Die Aufgabe der christlichen Philosophie konnte daher anfänglich keine andere sein als die, die absolute Bedeutung des Subjects, seinen göttlichen Lebensinhalt, seine in Gott gegründete Freiheit zum klaren Verständnifs sich zu bringen; alle Beweisführung gegen die antike Weltanschauung konnte nur eine *indirecte* sein; die Kirchenväter beriefen sich auf die Thatsache und wiesen ab, was mit den Folgerungen aus derselben nicht übereinstimmte; sie nahmen ihre Stellung in dem erneuten, umgestalteten Bewufstsein und bekämpften, was mit dem Wesen desselben in Widerstreit war. Die Polemik diente dazu, den positiven Inhalt immer klarer herauszusetzen, jeder Gegensatz erzeugte einen weitern Schritt in der Entwickelung des fruchtbaren Keimes, in der Bestimmung des zuerst Unbestimmten und Unentwickelten, in der Erhebung des thatsächlich Gegebenen in's Bewufstsein. Dafs der an sich seiende Inhalt, der objective Reichthum des Bewufstseins für das Wissen werde, das war ja der Fortgang des Glaubens zum Wissen bei den Kirchenvätern, die γνῶσις war nur eine Fortsetzung der im Glauben angelegten Befreiung, sie war selbst ein sittliches Schaffen, sie war die Klarheit und Gewifsheit über die Folgerungen, die aus dem göttlichen Zeugnifs in der Seele für Leben und Denken sich ergeben mufsten. Darum will Tertullian nichts wissen über Christus hinaus, darum sieht Clemens Alexandrinus in dem Gnostiker das Ideal aller christlichen Vollkommenheit. Immer gröfsere Kreise beschrieb man von diesem Mittelpuncte aus, aber nur um den Mittelpunct immer fester und tiefer einzugraben, um seiner Kräftigkeit und Energie immer mehr sich zu versichern, um seiner Macht, den zusammenhaltenden Mittelpunct zu bilden, immer mehr inne zu werden, seinen ganzen Inhalt in's Bewufstsein zu erheben. So sehn wir von diesem Mittelpuncte die Philosophie der Kirchenväter von Anfang ausgehn, und am Ende bei Augustin wieder darauf zurückkehren. Auf das absolute Wesen des Subjects gehn alle Forschungen der Kirchenväter aus: *dahin* gehn ihre Gedanken über die Unsterblichkeit, über die Auferstehung des Fleisches, über die Vollendung des Reiches Gottes und der Seeligen in ihm, dahin ihre Gedanken über die geheimnifsvolle Einigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo, dahin ihre Enthüllungen des Mysteriums der Versöhnung und Erlösung, dahin ihr Verständnifs und Erweis des dreieinigen Wesens Gottes (denn ohne die Ewigkeit des Sohnes und Geistes würde ja die Menschheit nur am Creatürlichen, nicht an Gott Theil haben), dahin ihre Aufklärung der Menschheitsgeschichte durch die (wenn gleich noch theilweisen) Offenbarungen des göttlichen λόγος, dahin ihre Feier des Abendmahls als der göttlichen Speise, an der Leib und Seele des Gläubigen zur Unsterblichkeit genährt wird, dahin ihre Lehre von der göttlichen Freiheit, von der wirksamen Gnade Gottes, welche die Ohnmacht und Knechtschaft der Sünde löst, dahin ihre Gedanken von der unvergleichlichen, in ihrem Thun von keiner Bedingung beschränkten, die Welt aus nichts schaffenden Gröfse Gottes; denn wäre er nicht über alle Bedingtheit erhaben, jedem Gegensatze (Dualismus) und jedem Vergleiche (Emanation) entnommen, jeder Nothwendigkeit entzogen, die nicht sein eigenes Wesen ist, wo könnte er denn den Menschen zu absoluter Freiheit berufen und vollenden? Vor diesem Ziele, welches die Kirchen-

Digitized by Google

väter stets im Auge hatten, mufsten die Irrthümer der vorchristlichen Weltanschauung wie Schatten vor dem Lichte fliehen, und wo sich heidnische oder jüdische Denkweisen im christlichen Vorstellungskreise selbst festsetzen wollten, mufsten sie früher oder später der Consequenz des christlichen Grundgedankens weichen. So erlag der Doketismus mit seinen Anhängen, mit dem Dualismus und der Emanation, so erlag der Ebionitismus, so sank der Arianismus, der Nestorianismus und Pelagianismus vor dem siegreichen Christenthume in den Staub.

Das Mittelalter hatte mit solchen Gegensätzen nicht mehr zu thun, der Kampf gegen den Muhamedanismus ging mehr am äufsern Saume der abendländischen Bildung vor sich und berührte nicht das innerste Mark; die Kirche bewahrte mit Recht das in schweren Kämpfen erstrittene Erbe der patristischen Literatur, einen Schatz, den in aller Zeit die Menschheit nicht erschöpfen wird. Die christliche Philosophie dachte nun daran, sich eine *Metaphysik* zu gründen, in welcher die Erwerbungen der patristischen Literatur eine gesicherte und im Zusammenhange der gesammten Erkenntnifs befestigte Stellung erhalten sollten. Die Kirchenväter haben so gut wie keine Metaphysik gehabt; was in ihren Bestrebungen Verwandtschaft mit dem Metaphysischen hat, z. B. die Dreieinigkeits-, die Logos-Lehre, wurde doch nicht in dieser Richtung fortgebildet, ja das Bewufstsein über die metaphysische Bedeutung solcher Elemente verlor sich immer mehr, bei Augustin z. B. finden wir fast keine Ahnung mehr von dem ursprünglichen metaphysischen Werthe der Dreieinigkeits- und der Logos-Lehre. Darum ward auch dem Zeitalter der Kirchenväter der Mangel einer eignen philosophischen und dialektischen Grundlage nicht fühlbar, sie benutzten platonische, stoische, auch wohl aristotelische Elemente, wie sie ihnen in den Wurf kamen; selbst ein Augustinus kam nicht zum Nachdenken über die Unangemessenheit so mancher platonischer Bruchstücke, die in seinen Vorstellungskreis eingedrungen waren, zu den specifisch-christlichen Grundgedanken, die sein tiefer Geist herausarbeitete. Wie ganz anders vom 12ten Jahrhundert an. Da geht Anselm auf einen absoluten Anfang des theologischen Systemes aus, in welchem alle theologischen Wahrheiten ihren Halt bekommen sollen; da wird die Natur des Erkennens an und für sich in Untersuchung gezogen und nach der objectiven Gültigkeit unsrer Gedankenbestimmungen gefragt; da wird der Platonismus, zu welchem man doch durch die kirchenväterliche Literatur unwiderstehlich hingezogen wurde, für die metaphysische Grundlegung unzureichend befunden, da wird auf einen allseitigen Zusammenhang im Sein und im Erkennen, auf die Verknüpfung des neuen durch die Erlösung gegründeten Lebenszustandes mit den natürlichen, weltlichen Bedingungen hingearbeitet, da werden Probleme gestellt, wie über die Dinge und ihre Accidenzien, welche das christliche Alterthum als Fragen unnützer Neugierde behandelt hat. Kurz, die Aufgabe der Scholastik ist eine ganz andere als die der Patristik. Dort handelt es sich darum, den Grundgedanken des Christenthums, die Freiheit der Kinder Gottes und ihre in der Freiheit gegründete Stellung in der Welt und zu Gott aufzuklären, es ist eine wesentlich ethische Aufgabe; hier handelt es sich um die Metaphysik, um die letzten philosophischen Prämissen, um von dem neuen Standpunct aus eine zusammenhängende Weltanschauung auszubauen. Beide Zeitalter haben ihre grofsen Vorzüge vor einander; die Patristik könnte man ein fortgesetztes Schaffen im Lichte der göttlichen Offenbarung nennen, ihr Werk ist nicht so sehr ein wissenschaftliches als ein sittliches; sie erbaut die Kirche und gründet sie fest auf den einzigen Grund, der ihr gegeben ward; sie vollführt die religiös-sittliche Befreiung der Menschheit von dem Dienste der Sinnlichkeit und des Buchstaben-Gesetzes, sie beruft die Völker zum Verständnifs der wahren aus Gott gebornen Freiheit und zur Hoffnung auf ein ewiges Leben. Die Kirchenväter sind die Apostel des neuen Glaubens, die *Presbyter* und *Bischöfe* der *Kirche*; ihre Philosophie liegt in ihren Predigten, und die Schüler dieser Philosophen sind Leute aus allerlei Volk und allen Ständen. Ihre Lehren mufs jeder verstehn und die Resultate ihrer vom christlichen Geist durchdrungenen Speculationen mufs jeder annehmen, welcher an der zur göttlichen Seligkeit berufenen Gemeinschaft Theil haben will. In Kleinasien, in Kappadocien, in Syrien, in Aegypten, in Afrika erblüht diese neue Philosophie, nicht in den Sitzen der alten klassischen Bildung, sondern in den Gegenden, die ihr am fernsten gestanden.

Digitized by Google

Anders die Scholastik. Sie bildet sich in den Schulen, sie verlangt dialektische Uebung, sie erblüht in den Mittelpuncten der neu aufstrebenden Bildung, in den bewegtesten Kreisen politischen kirchlichen Lebens, sie ergreift unter den Faktionen Partei; sie stützt sich auf ein möglichst grofses Material von Bildungsmitteln, die sie mühsam aus allen Zonen zusammenliest; nicht die Obern der Kirche, sondern die Bettelorden, denen ihr Beruf Mufse für die Wissenschaft läfst, sind die Vollender der Scholastik. Sie geht fort bis zur äufsersten Entfremdung, bis zur entschiedensten Lossagung von den Interessen des Volkslebens und seiner Literatur. Genug, die Scholastik strebt durchweg einen exclusiv wissenschaftlichen Charakter an und das ist ihr auffallendster Unterschied von der patristischen Literatur. Und die Wissenschaft ist allerdings nicht Jedermanns Sache, während religiöse Bildung von jedem zu verlangen ist; wenn es daher zu einer wissenschaftlichen, principiellen Einsicht in den Glauben kommen sollte, so konnte das nur der Beruf der Schulen und Universitäten sein. Für die Theologie wird die patristische Literatur immer den vorzüglichsten Werth behalten, die Scholastik nur einen geringeren; übrigens hat die Scholastik von der Errungenschaft der Kirchenväter nichts verloren, sie hat bisweilen die kräftigen, einfachen Züge der von den Vätern gefundenen Wahrheit durch die Fülle der Distinctionen verdeckt, aber sie ist wesentlich vom Geiste dieser Wahrheit durchzogen; und in vielen Fragen der Wissenschaft, in denen die Väter schwach gewesen und nur zweifelhafte Antwort gaben, haben die Scholastiker eine unverkennbare Stärke entwikkelt; und ein Bewufstsein über die metaphysischen Principien des Wissens, über einen einheitlichen Gedanken-Zusammenhang ist erst in der Scholastik ausgebildet worden.

Will man darüber Gewifsheit haben, worin die Stärke der patristischen Literatur bestand, und welches ihre schwachen, unausgebildeten Seiten sind, so braucht man nur auf den Augustinus einen Blick zu werfen, dessen Untersuchungen doch die umfassendsten in der ganzen patristischen Thätigkeit sind. Denn er fafst alles früher Gewonnene zusammen, und giebt der ganzen geistigen Bewegung ihren Abschlufs, indem er das Ziel deutlich heraushebt, auf das sie von allen Puncten hinstrebte, zugleich geht er am weitesten vor in der Grundlegung der philosophischen Prämissen. Augustinus' Stärke nun besteht in der Auffassung der absoluten Freiheit, der nur in Gott gegründeten, von nichts Bedingtem abhängigen Subjectivität. Darum legt er alles Gewicht auf den Willen, der Wille ist das Eigenste, das Substantielle des vernünftigen Wesens. Alles was der Seele eigen ist, stammt aus ihm; alles, was wir uns zuschreiben können, das ist diese uns eigne Thätigkeit, welche wir den Willen nennen. Voluntas est quippe in omnibus, immo omnes nihil aliud quam voluntates sunt. (Ritter, Gesch. der chr. Phil. Bd. II. S. 346.) Nach der Ansicht des Augustin hängt, wie sich unser Hr. Vf. sehr richtig ausdrückt, alles vom Willen ab, was unser ist, unser Werth und unser Unwerth, unser Verdienst und unsere Verdammung. Weder unser wahres Wesen ist uns gegeben und bestimmt in einer solchen gegebenen Weise unseren Willen, noch wird unser Wille durch das Erkennen bestimmt, sondern erst müssen wir das Gute wollen und lieben, alsdann erst können wir es erkennen und haben. Doch setzt dieser Begriff der Freiheit keinesweges eine völlige Loslösung des Willens vom Wesen oder gar von Gott, welcher uns alles das Unsrige gewährt. Sondern, dafs wir die Seligkeit wollen, das ist uns wesentlich; das hebt aber auch die Freiheit des Willens nicht auf, denn sonst würden wir wider unsern Willen selig sein (de lib. arb. 7. Bd. II., S. 347). Ebenso hat auch unser freie Wille seine Ursache in Gott, aber ist nichts desto weniger freie Ursache, denn eben als solche ist er von Gott geschaffen. Die Freiheit besteht in der eignen That des vernünftigen Wesens. Moveri per se animum sentit, qui sentit in se esse voluntatem. Nam si volumus, non alius de nobis vult. Et iste motus animae spontaneus est, hoc enim ei tributum est a Deo (S. 346). Dem Willen ist es nothwendig d. h. wesentlich frei zu sein, etsi non posset implere quod vellet; er bleibt doch der Wille dessen, welcher ihn will, diesem zuzuschreiben als seine eigne That; äufsere Ursachen daher können den Willen seiner Freiheit nicht berauben. Also auch die Ordnung der Ursachen kann der Freiheit keinen Abbruch thun, weil diese Ordnung so gesetzt ist, dafs die freien Ursachen darin ihre Stelle haben (S. 345). Der Wille also ist die Wurzel alles Menschlichen, der Seligkeit und des Elends des vernünftigen Wesens. Nur aus der Liebe zu Gott kommen wir zur

Digitized by Google

Erkenntnifs Gottes. Quamobrem videte, quam sint perversi atque praeposteri, qui sese arbitrantur dei cognitionem tradere, ut perfecti simus, cum perfectorum ipsa sit praemium. Quid ergo agendum est, quid quaeso, nisi ut eum ipsum quem cognoscere volumus, prius plena caritate diligamus (Bd. II. S. 264). *Daher* vom Glauben zum Wissen. Quapropter cum vivere non possint, nisi recte vivant, nec recte vivere valeant nisi credant, manifestum est a fide incipiendum, ut praecepta, quibus a saeculo hoc avertuntur, cor mundum faciant, ubi videri Deus possit (S. 264 f.). Der Wille ist die Ursache der menschlichen Geschicke, der Urheber der Zustände des Menschen, ja selbst der äufsern Gestalt der Dinge. Die Knechtschaft unter dem Sinnlichen, die Lust am Bösen, diese über das ganze Geschlecht ausgebreiteten Folgen des Sündenfalls hat der Mensch sich durch seinen Willen gewirkt; es war die That seines Willens, dafs er seine Freiheit dem Zwang der Sünde unterwarf, die ihn sofort mit unzerreifsbaren Fesseln umstrickte; es war die That seines Willens, die das harmonische Verhältnifs der Vernunft zu den Affecten umkehrte, und die den Streit der sinnlichen Begierde gegen das göttliche Gesetz entzündete. Die Zerrissenheit, der Widerstreit im Menschen ist verursacht durch seine That, nicht das Natürliche, das Zuständliche ist die Ursache des Willensentschlusses und der That gewesen, sondern der Wille ist die Ursache des Zuständlichen. Darum konnte Augustinus auch nicht dabei stehn bleiben, das Böse blofs als Beraubung und Verneinung, als Verminderung anzusehn, wie die Kirchenlehrer vor ihm; zwar ist es keine Substanz, denn es ist ja durch den Willen gewirkt, es ist Verderben des an sich Guten, es ist nichts Ursprüngliches, es ist Verkehrung des Seins in Nichtsein, es hat seinen Grund nicht in Gott, es giebt keine causa efficiens, sondern nur eine causa deficiens malae voluntatis, dennoch aber, weil es vom Willen gewollt und ergriffen worden, und sofort den Willen sich unterthan gemacht hat, ist es geistiger, qualitativer, unvergänglicher Natur, es ist Gegensatz und Umkehrung (Deserto eo, cui debet animus inhaerere principio sibi quodammodo fieri atque esse principium. S. 353). Und es beweist diese Macht durch die gründliche Aenderung der gesammten menschlichen Zustände. Der Verderbnifs des Willens folgte die Verderbnifs der Erkenntnifs (nicht umgekehrt, denn der Wille ist die Wurzel alles Menschlichen), der anima rationalis et intellectualis — denn hierin besteht das unverlierbare Ebenbildliche der Seele — ward doch jeder Aufschwung zur wahren Erkenntnifs, zur Tugend verbittert durch den verderbten Willen; die Erkenntnifs der heidnischen Philosophie war eine unfruchtbare, die die wahre Gegenwart und das wahre Wissen des Guten nicht in sich schlofs (S. 293), sie war vielmehr eine gefährliche Nahrung des Hochmuths. So tief also geht Augustinus auf die innerste bewegende Kraft im Menschen ein. Dieselbe Vertiefung in das unbedingte, durch nichts Aeufseres, Endliches, durch nichts Zuständliches veranlafste Princip alles Menschlichen, dasselbe Streben in der Ergründung des Subjects nach seiner innersten Wahrheit finden wir in Augustins Lehre von der Gnade. Denn die Gnade ist nach Augustinus und seinem trefflichsten Ausleger Jansenius eben die wahre, die reelle Freiheit, der Wille in seiner göttlichen Wurzel, nicht als blofses Vermögen, sondern schlechthin als Wirklichkeit. Christus ist das Urbild der Freiheit; der Wille ist um so freier, je gesunder er ist, um so gesunder, je mehr er der göttlichen Barmherzigkeit unterworfen ist, impotentia deficiendi est potentia. Nur was wir thun, ist wirklich in unsrer Macht; und die Gerechtigkeit liegt nicht im blofsen Können, sondern im Thun. Von der göttlichen Gnade wird nicht das Können blos geschenkt, sondern das Thun, sonst wäre unsere Gerechtigkeit keine göttliche, sondern eine menschliche, die gratia ist actualis, da sie auch die That selbst giebt und zwar jede einzelne That wie das ganze neue, der Macht der Sünde entzogene Leben. Sie ist schlechthin efficiens, und nicht etwa hier wirksam und dort unwirksam, je nachdem sie Disposition für ihre Wirkungen vorfindet, ihre Energie ist an endliche Bedingungen nicht gebunden, sie ist die summa efficacia, qua volentes ex nolentibus facit, und war die Verkehrung der Ordnung, die Auflehnung der Affecte erst eine Folge der That des Willens, so siegt die Gnade wiederum unwiderstehlich über alle Hemmungen der Affecte. Sie wirkt die innerste Befreiung, sie den Glauben, und aus dem zur wahren Freiheit erhobenen Willen als Folge die Befreiung der Vernunft, die neue Erkenntnifs.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

Geschichte der christlichen Philosophie von Dr. Heinrich Ritter.

(Schluſs.)

Sie erhebt den Willen zu seiner Wirklichkeit, denn die Gewalt der Sünde hatte ihn zum erfolglosen Vermögen, Gott zu lieben, seinen Willen zu vollbringen, herabgesetzt, das Vermögen kann allein durch die Gnade zum Act erhöht werden. Sie wirkt nicht etwa blos etwas im Menschen, nein, sie theilt sich selbst, ihr eignes Wesen mit, daſs des Menschen Gerechtigkeit die Gerechtigkeit Gottes selbst ist. Sie ist die Macht, der actus der Freiheit selbst, sie ist das Wollen des Menschen, und zwar das stets wirksame und erfolgreiche. „Gott baut seinen Tempel nicht wie aus Steinen, welche keine eigne Bewegung haben, er wirkt nicht in ihnen als in solchen, welche keine Vernunft noch Willen hätten; oder als schliefen wir, als wollten wir nicht, als versuchten wir nicht; es ist nicht als lägen wir krank auf dem Rücken und erwarteten nur die Speise der Gnade, welche uns über das Gesicht regnete und die Gott für uns verschluckte; es ist nicht, wie wenn etwas mit uns geschähe, ohne daſs wir uns regten, oder als ob wir entseelt nichts thäten, uns durchaus leidend verhielten; es ist endlich nicht, als wollte ein Anderer für und über (de) uns, ohne daſs wir wollten, handelten, ohne daſs wir etwas versuchten, thäten, ohne daſs der Mensch oder der Wille einen Schritt thäte; sondern wir wollen, wir laufen, wir handeln, wir thun etwas, wir werden dabei unterstützt, Niemand aber wird unterstützt, wenn er nicht selbst etwas thut. Gott wirkt mit; es kann dies nicht geschehn, wenn wir nicht selbst wirken. Daher verträgt sich die Gnade recht wohl mit dem freien Willen, weil die Gnade macht, daſs wir wollen, macht, daſs wir machen, weil sie uns schenkt das Gute zu wollen und gut zu handeln; sie bewirkt die Bewegung des Willens selbst dazu." (Aus dem Augustinus des Jansenius in der Beilage VII. im ersten Band „der Geschichte von Port-Royal" von Dr. Hermann Reuchlin S. 785.) Auch eine voluntas immobilis, auch was wir mit Unvermeidlichkeit thun, ist frei, wenn *nur die That mit dem Willen Eins ist.* (Ebend. S. 784. Wir haben uns in der Bestimmung des Augustinischen Grundbegriffs der Gnade hier an Jansenius Auffassung gehalten, weil sie die einzig richtige und durchgreifende ist; Hr. Ritter hat gröſsern Eifer in Aufzeigung von Widersprüchen und Schwierigkeiten dieser Augustinischen Lehre an den Tag gelegt, als im eindringenden Verständniſs derselben.)

Diese Auffassung des Willens, als des Principes der menschlichen Thätigkeit, dies Verständniſs der in Gott gegründeten Freiheit ist die Stärke der Augustinischen, die Stärke der ganzen patristischen Speculation, sie ist ja das Innerste der Lehre und That des Christenthums, in ihr fassen sich alle Bestrebungen der Kirchenväter zusammen. Sie tritt auch bei Duns Scotus wieder in klarem Lichte hervor, sie bildet die Grundlage der neuern Zeit seit der Reformation. Auf diesen Punct streben denn auch alle Gedanken Augustins hin; nun wird ihm die Führung des Menschengeschlechts durch seine verschiedenen Lebensalter deutlich (Ritter, Bd. II. S. 397 ff.), so wie die Ausbildung und Erhebung der Seele durch die verschiednen Stufen ihrer Entwicklung (ebend. S. 407 ff.), nun setzt er sich der Ansicht entgegen, daſs Alles in der Welt in einem Kreislauf komme und gehe, vielmehr sieht er der geistigen Bewegung feste und entschiedene Zwecke geordnet (S. 394), nun erkennt er, daſs die in dem sittlichen Reiche durch die Selbstthat der Wesen hervorgebrachten Unterschiede an Bedeutung bei weitem die in der Schöpfung gesetzten Unterschiede der Wesen-Ordnungen, Gattungen und Arten überwiegen; diese natürlichen Unterschiede verschwinden ihm bei weitem vor den freigesetzten, sittlichen, denen er Un-

Digitized by Google

vergänglichkeit beimifst, ja, in deren Auseinandersetzung er den Zweck der Weltentwicklung sieht (Seite 333). Die natürlichen Ordnungen bedeuten ihm viel weniger als die Ordnungen des sittlichen Lebens (S. 335). Sehr richtig macht hierbei Herr Ritter auf das Auffallende aufmerksam, „dafs Augustinus in seiner Lehre von der Welt die platonische Ideenlehre an die Spitze stellt und sie ausdrücklich auf die ewigen Gesetze der Arten und Gattungen deutet, obgleich ihm diese natürlichen Unterschiede im Verlaufe seiner Untersuchung als verschwindende erscheinen. Es läfst sich nicht verkennen, dafs hierdurch Elemente in die Weltansicht des Augustinus gekommen sind, welche wenigstens nur eine ungenügende Verarbeitung erhalten haben. Das Ende der Weltentwickelung, wie er es beschreibt, entspricht der Ewigkeit der allgemeinen Begriffe nicht" (S. 336). Hier hat die platonische Metaphysik den Consequenzen des Christenthums weichen müssen. Mit der Grundbestrebung Augustins hängt es dann weiter zusammen, dafs die Untersuchung des Natürlichen und seiner unterschiedenen Stufen für ihn nur Bedeutung hat in Absicht auf die Erkenntnifs des vernünftigen Lebens und seiner unterschiedenen Vermögen (S 326), dafs er alle Philosophie auf die Erkenntnifs Gottes und der Seele zurückführt (S. 203), physische Erkenntnifs für überflüssig erachtet (S. 202), dafs er im Selbstbewufstsein, im Innern die Wahrheit suchen heifst, die nicht täuschen kann (S. 207), dafs er im Verstande einen Schatz von Wahrheiten zu entdecken ausgeht, die von der Auffassung der sinnlichen Erscheinung ganz unabhängig in sich selbst nothwendig sind (S. 212 ff.), dafs er die Erkenntnifs von dem Maafse des Guten in uns abhängig macht (Ille autem, qui consulitur, docet, qui in interiore homine habitare dictus est, Christus, id est incommutabilis dei virtus atque sempiterna sapientia, quam quidem omnis rationalis anima consulit, sed tantum cuique panditur, quantum capere potest propter propriam sive malam sive bonam voluntatem [Seite 241]), dafs er den Zweifel an der Wahrheit und Wirklichkeit des höchsten Gutes damit niederschlägt, dafs wir danach streben (S. 280), und dafs es als die ewige Regel früher ist, als all unser Streben (S. 281), dafs er die Skepsis der Erscheinungswelt gegenüber damit überwindet, weil wir zum Handeln in dieser Erscheinungswelt berufen sind, dafs er lehrt, unsre Seele sei ursprünglich mit dem Quell der Wahrheit verbunden, das veränderliche Geschöpf dagegen könne uns nur erinnern an die stabilis veritas, die sich in primärer Weise der Seele bezeuge (S. 282), nichts sei zwischen uns und Gott, unmittelbar hangen wir mit ihm zusammen (S. 238, 269), dafs er das unkörperliche Wesen der Seele über allen Zweifel zu erheben sucht (S. 227) u. s. f.

Die Schwäche der Augustinischen Speculation liegt dagegen in den metaphysischen Grundlagen, zunächst in seiner Erkenntnifs-Lehre, die sich getreu an Plato anschliefst, und indem sie das Sinnliche als ein stets Veränderliches, Unfafsliches, blofs der Meinung Angehöriges (comprehendi non potest, quod sine intermissione mutatur. — Aliud est sentire aliud nosse. Si quid novimus, solo intellectu comprehendi puto) bestimmt (S. 210 ff.), die allgemeinen Wahrheiten aber als der Seele unmittelbar gegenwärtig (S. 215 ff.), den Begriff Gottes, der Wahrheit oder des Seins schlechthin, dem von den Erscheinungen und dem Sinnlichen sich abwendenden Geiste als unmittelbar gewifs (Seite 222 ff., S. 279 f.) behauptet, alle Vermittlung des Anschauens und Denkens, des Sinnlichen und Uebersinnlichen abbricht. So wenig wie nun Augustinus der Auseinandersetzung und Erforschung der allgemeinen Wahrheiten, die er in dem Begriff der ewigen Wahrheit (Gottes) sich umschlossen denkt, und aus deren systematischer und erschöpfender Untersuchung sich doch allein ein innerer nothwendiger Zusammenhang des Erkennens bei seinen Prämissen hätte gestalten können, irgend einen eigenthümlichen Fleifs zugewandt hat, so wenig er von der Einfachheit des Begriffes Gottes zur Vielheit seiner Eigenschaften einen Weg gefunden hat (alle Prädikate lassen sich nach ihm ja nur uneigentlich von Gott aussagen; er kann in keiner der Kategorien ausgedrückt werden (S. 273), der Begriff Gottes ist der höchste, aber auch unbestimmbar (S. 267), scitur melius nesciendo (S. 268), er vereinigt alle Gegensätze in sich (S. 271), so wenig vermag er seine Ideenlehre für die Erkenntnifs des Einzelnen nutzbar zu machen. Denn ob er wohl voraussetzt, dafs kein Geschöpf ist, als weil Gott dasselbe weifs, und wenn wir also ein Geschöpf Gottes erkennen, so erkennen wir auch das Wissen Gottes oder Gott (S. 283), dafs in Gott gegenwärtig sind die Gründe aller sichtbaren und unsichtbaren, aller veränderlichen und

Digitized by Google

unveränderlichen Dinge, dafs nicht allein die allgemeinen Gesetze, sondern auch jedes Einzelne nach seinem besondern Grunde in Gott, nach einem vernünftigen Begriffe geschaffen ist (singula propriis sunt creata rationibus [S. 313]), so bleiben doch diese Sätze ohne alle durchgreifende Anwendung. Das Verhältnifs Gottes zur Welt bleibt durchweg unbestimmt in seinen metaphysischen Grundlagen; denn steht dem Augustinus auch immerhin fest, dafs das vollkommene Sein, Gott, alles Sein in sich fafst, was wahrhaft ist; — „aber es umfafst dieses Sein doch in solcher Weise, dafs es nichts von allen Dingen der Welt ist, und indem es Alles bewirkt, doch keine dieser Wirkungen ihm beigelegt werden kann als seine Thätigkeit; denn sonst würden zeitliche Thätigkeiten ihm zukommen. Er wirkt Alles in den Dingen so, dafs diese doch ihre eigenen Thätigkeiten haben" (S. 277 ff., S. 316), so ist doch hiermit nichts Bestimmtes darüber gesagt, *wie* die Wahrheit der zeitlich strebenden Dinge in der göttlichen Wahrheit gehalten ist; ja wenn wir dann unseren Kirchenvater an der Hand des Plato und Pythagoras über die Unterschiedenheit, die Zahl, das Maafs, die Ordnung der Dinge und die in ihnen sich ausdrückende Gerechtigkeit Gottes nachdenken sehn, wenn er die Nothwendigkeit verschiedener Arten und Grade des Guten, mannichfaltiger Stufen des Seins (des Vollkommenen), die Nothwendigkeit der Gegensätze (selbst des Sittlichen) um der Schönheit und Ordnung des Ganzen willen nachweist (est pulcritudo universae naturae per haec tria inculpabilis: damnationem peccatorum, exercitationem justorum, perfectionem beatorum [S. 330]), dann könnte es uns vorkommen, als seien wir ganz auf den Boden heidnischer Denkweise zurückversetzt.

Diese wenigen Andeutungen mögen hinreichen, um auf das Ungenügende der patristischen Metaphysik aufmerksam zu machen; ohne Metaphysik konnten die Untersuchungen nicht geführt werden, denen die Kirchenväter ihre Kräfte zuwandten; sie suchten sich also mit dem einzurichten, was das klassische Alterthum ihnen zuführte. Aber diese Grundlage brach theils zusammen, indem man ihr zu tragen gab, was sie nicht tragen konnte, theils inficirte und corrumpirte sie die specifisch-christlichen Ideen. Das sehen wir bei den hervorragendsten Denkern jener Zeit, so wie in allen theologischen Streitigkeiten, die damals geführt wurden. Ihr schlimmster Fehler war eine unverarbeitete Metaphysik. Welch verschiedene Versuche, die platonische Grundlage mit den christlichen Grundgedanken zu einigen, bei Arius, Eunomius, Gregor von Nyssa, bei Athanasius, welches Ringen der christlichen Ideen, sich rein ihrer Natur gemäfs auszudrükken, und doch in einem allgemeinen Erkenntnifs-Zusammenhang sich eine Stellung zu geben! Man wird nun einsehn, dafs die Scholastik nichts Ueberflüssiges unternahm, dafs vielmehr der innerste Drang der Patristik für sie zur Aufforderung wurde, an ihre schwierige Arbeit zu gehn. Es mufste, wie es scheint, den germanischen Völkern vorbehalten bleiben, eine Metaphysik zu gründen, welche die christlichen Ideen tragen konnte. Die Kirchenväter, die noch an der klassischen Bildung sich nährten, hatten dazu nicht die Kraft und Originalität. Ein Zeitalter der Unwissenheit und Barbarei mufste die klassische Bildung vergessen machen, damit die germanischen Völker einen freien, unabhängigen Aufschwung in der Erforschung philosophischer Probleme nehmen konnten. Erigena's geistreicher Versuch einer systematischen Weltanschauung blieb ohne Nachwirkung, er war mehr dem Alterthum als den neuen Ideen verwandt, die ihre philosophische Form erstrebten.

Von den Vorzügen der Bearbeitung der Kirchenväter durch den Herrn Verfasser haben wir nur wenige hervorheben können, so gern wir genauer auf diesen interessanten Abschnitt der Geschichte eingegangen wären. Bisweilen ist die Darstellung des Herrn Verfassers etwas zerfahren, fafst sich zu wenig zusammen, und läfst den Ueberblick in den Lehrzusammenhang verloren gehen; auch würde vielleicht eine genauere Behandlung des Arnobius, Lactantius und Synesius erwünscht gewesen sein. Lactantius ist wohl mit Unrecht in den Verruf der Schaalheit und Oberflächlichkeit gekommen; er hat so sinnig und treffend wie Einer die charakteristischen Momente des Christenthums dem Heidenthum gegenüber nach allen Seiten und bis in's Detail hinein entwickelt, und gerade zu der denkwürdigen Zeit, wo die Masse des Heidenthums dem christlichen Glauben zufiel; seine Apologie des Christenthums hat unvergänglichen Werth und unter allen Verhältnissen, auch den jetzigen, ihre bleibende Bedeutung; auch Arnobius ist ein denkender Apologet; und Synesius, der zeitlebens auf der Schwelle

Digitized by Google

zwischen dem Heidenthum und Christenthum stehn geblieben ist, ein Mann, erfüllt mit allen Elementen der höchsten klassischen Bildung, ein Bewundrer und glücklicher Nachahmer ihrer unvergänglichen Schönheit und Poesie, aber unaufgeschlossenen Sinnes für die innersten Mysterien der neuen Religion, hätte gerade wegen dieses gemischten Charakters eine bezeichnende Rolle in der Reihe jener Versuche gespielt, dem Christenthum eine Stellung zur vorchristlichen Weltanschauung abzugewinnen.

Alexis Schmidt.

II.

Die morgenländische orthodoxe Kirche Rufslands und das europäische Abendland. Von Joh. Friedr. Heinr. Schlosser. Heidelberg,* 1845. *In Commission bei J. C. B. Mohr akadem. Verlagsbuchhandlung. VIII u.* 132 S. 8. *(Der Erlös, nach Abzug der Kosten, ist für den Kölner Dombau bestimmt).

In der russischen Nationalkirche ist unter der Regierung des Kaisers Nicolaus ein Assimilationstrieb erwacht, welcher für die in dem russischen Reiche befindlichen Theile der abendländischen Kirchen um so empfindlicher sein mufs, als dieselben aus dem vorigen Jahrhundert her gewohnt waren, ihren eigenthümlichen Cultus ohne die mindeste Störung und Gefährde auszuüben. Der erste in die Augen fallende Schritt, welcher als ein Merkmal jener den fremden Kirchengemeinschaften feindlichen Tendenz gelten kann, war noch mehr abwehrender als positiv angreifender Natur. Es war dies die Unterdrückung der unter den auf russischem Gebiete lebenden heidnischen Völkerschaften wirkenden evangelischen Missionen, welcher die Ansicht zu Grunde lag, dafs der Nationalkirche allein das Recht der Heidenbekehrung zustehe. Positiver kündigte sich die neue Kriegs- und Eroberunglust der russischen Kirche durch die in ihrem vorbereitenden Gange noch nicht hinlänglich aufgeklärte Anziehungskraft an, mittelst welcher sie mehrere Millionen mit Rom unirter griechischer Christen in den westlichen Provinzen des Reiches eines Tages zur Rückkehr in ihren Schoofs zu bestimmen wufste. Indessen möchte sich doch beides, das erstere als eine zur Verhütung kirchlicher Wirren von der Politik gebotene Mafsregel, das letztere als blofse Zurückforderung früher angehöriger und dem Wesen nach nie getrennter Bestandtheile, welche vor der Welt sich sogar als die Erhörung eines allgemeinen und dringenden Wunsches der bisher Getrennten darzustellen versuchen konnte, in einem minder ungünstigen Lichte auffassen lassen, als es in dem einen Falle von Seiten der dadurch aus einem anscheinend unantastbaren Besitze vertriebenen, und der Früchte einer langen, mühsamen und kostspieligen Arbeit beraubten protestantischen Missionäre, in dem anderen von Seiten der gerade in diesem Puncte vorzüglich empfindlichen römisch-katholischen Kirche geschehen ist. Einen schlimmeren Charakter dagegen tragen diejenigen Anstalten und Gesetze an sich, welche die abendländischen Kirchengemeinschaften auf ihrem eigenen Boden angreifen, sie bedrücken, sie zu schwächen, zu verkleinern und aus ihren Mitgliedern den Umfang und numerischen Bestand der russischen Nationalkirche immer mehr zu erweitern und zu vergröfsern bestimmt sind. Begünstigt und benutzt von politischen Uniformirungs- und Centralisationsgedanken und unterstützt durch die Mittel der weltlichen Gewalt mit Einschlufs der Kräfte der Polizei hat die russische Kirche eine ganz eigene Art von Missionswirksamkeit auf die abendländischen Confessionen ihres Bereiches zu üben angefangen, unter deren ungeistlicher Befehdung und Ueberwältigung schon längere Zeit die römische Kirche, seit Kurzem auch die protestantische zu leiden hat, und welche allerdings geeignet ist, in beiden abendländischen Kirchengemeinschaften die lebhafteste Theilnahme und die ernsthafteste Sorge für ihre bedrängten Glieder zu erwecken. Rom hat seine Stimme schon unlängs erhoben und ein Register der gegen die römisch-katholische Kirche in Rufsland verübten Gewaltthaten veröffentlicht. Die neuesten Vorgänge in den deutschen Ostseeprovinzen fordern auch von der protestantischen Kirche und zumal von den Mächtigen unter ihren Gliedern mehr als schweigendes Mitleid.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

Die morgenländische orthodoxe Kirche Rufslands und das europäische Abendland. Von Joh. Friedr. Heinr. Schlosser.

(Fortsetzung.)

Eben diese Angriffe und Uebergriffe, welche die russische Nationalkirche sich gegen die abendländischen Kirchengemeinschaften und insbesondere gegen die römisch-katholische Kirche erlaubt, so wie die Gefahren, mit welchen jene Bestrebungen, in Verbindung mit den politischen Intentionen, denen sie zur Seite gehen, die Ruhe und Freiheit des Abendlandes, zunächst des Deutschen bedrohen, haben den Hrn. Verfasser der vorliegenden Schrift bewogen, in derselben einen Ruf zur wachsamen Theilnahme und zum rechtzeitigen und einmüthigen Widerstande gegen jene feindseligen Pläne und Unternehmungen der russischen Kirche an sein Vaterland ergehen zu lassen. Den näheren Anlafs hiezu fand er in einem Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 30. Aug. und 1. Sept. 1839, „Blick auf die unteren Donauländer" betitelt, in welchem nicht undeutlich auf ein europäisches Principat der zu einem grofsen und einigen Körper gesammelten slavischen Völker als das wenn auch noch in fernerer Zukunft liegende Ziel der welt- und kirchengeschichtlichen Entwickelung hingewiesen wird. Er ist der Ansicht, dafs, wenn auch in den hier dargelegten Plänen vielleicht nur Wünsche und Gelüste von Individuen zu erkennen seien, „doch die in den letzten Jahren eingetretenen und vielfach besprochenen, fortwährend in immer grellerer Weise sich mehrenden kirchlichen Ereignisse, in ihren möglichen Folgen, ungemein weitgreifend und überhaupt äufserst wichtiger Art sind; und dafs die, den actenmäfsig vorliegenden Thatsachen zufolge, unverkennbar vorwaltende, in immer steigendem Grade sich an den Tag legende Tendenz des russischen Gouvernements, die zur Zeit noch aufser dem Verbande der russisch-schismatischen, oder wie sie sich selbst nennt, der morgenländischen orthodoxen katholischen Kirche stehendem Volkselemente des russischen Reiches, um jeden Preis, auch in kirchlicher Hinsicht, zu russuficiren, im höchsten Grade geeignet ist, die Aufmerksamkeit jedes Nachdenkenden auf sich zu richten." Indessen ist es dem Hrn. Verf. nicht, wie man hiernach erwarten möchte, darum zu thun, die von jener gegen die abendländische Kirche gerichteten feindlichen Bewegung zu befürchtenden Folgen näher in das Auge zu fassen, so wenig als er die Thatsachen selbst, auf welche seine Anklage und Besorgnifs sich gründet, im Einzelnen darlegt. Wenn nun gleich die letzteren, so weit sie die römische Kirche betreffen, aus mehreren Werken und namentlich aus der römischen Staatsschrift schon bekannt sind, so wäre doch eine Recapitulation derselben hier gewifs sehr an ihrem Orte gewesen. Noch unerläfslicher aber war es, sich auf den Gegenstand der Besorgnifs bei den Umtrieben der russischen Kirche, auf deren mögliche und wahrscheinliche Folgen ausführlicher einzulassen und den Lesern ein weniger nebelhaftes und unbestimmtes Bild von den dorther der abendländischen Kirche drohenden Gefahren vorzuführen. Es würde dadurch zugleich das in Vorschlag gebrachte Mittel, durch welches jenen Gefahren begegnet werden soll, die kirchliche Einigung Deutschlands, eine festere Grundlage und eine genauere begriffliche Bestimmung erhalten haben, und der Hr. Verf. würde alsdann einer eigehenderen Untersuchung über das Verhältnifs der einzelnen Kirchengemeinschaften zu einander wie zu der Gesammtkirche und einer sorgfältigeren vergleichenden Charakteristik der morgenländischen und insbesondere der russischen Kirche, welches Alles hier entweder ganz übergangen oder doch nur in höchst unbefriedigender, elementarischer Weise geleistet wird, sich nicht haben entziehen können.

Digitized by Google

Statt dessen bildet den Hauptinhalt der Schrift ein auf dem Grunde einer freilich im Katholicismus hergebrachten äufserlichen und mechanischen Auffassung der Einheit der Kirche ruhender Versuch, die Trennung der griechischen und näher der russischen Kirche von Rom als eine unberechtigte, mit der erweislichen früheren und noch jetzt aus einzelnen Stellen der kirchlichen Bücher hervorleuchtenden Anerkennung des römischen Primates in Widerspruch stehende und vorzüglich durch Anwendung lügenhafter und verleumderischer Mittel von der dortigen Geistlichkeit herbeigeführte und aufrecht erhaltene darzustellen. Zu diesem Behuf wird zunächst ein ziemlich aphoristisch gehaltener, geschichtlicher Ueberblick der allmälig eingerissenen Spaltung gegeben, welchem sich eine Prüfung ihrer Ursachen und Begründungsversuche anschliefst. Grofses Gewicht legt der Hr. Verf. darauf, dafs der in dem alten Verbande mit Rom stehende Constantinopolitanische Patriarch Ignatius (867) christliche Glaubensboten nach Rufsland gesandt habe und dafs, da die Kirche von Constantinopel mit Ausnahme der nur kurze Zeit dauernden zweimaligen Spaltung unter Photius sich bis gegen die Mitte des elften Jahrhunderts mit der römischen Kirche und deren Oberhaupte in ununterbrochener Gemeinschaft befunden habe, die Gründung der russischen Kirche einer Epoche angehöre, wo von einem Schisma der griechischen, sonach auch der jungen russischen Kirche selbst, noch nicht die Rede sein könne. Erst seit Cerularius sei, anfangs nur als von Zeit zu Zeit vorübergehende Erscheinung, dann aber dauernd die Trennung erfolgt. Es werden aus den kirchlichen und Ritualbüchern der Griechen Belege hinzugefügt, aus welchen noch gegenwärtig erhellt, dafs dieselbe einst in dem Apostel Petrus und dessen Nachfolgern auf dem apostolischen Stuhle zu Rom den Mittelpunct der Einheit erkannt und verehrt habe. Die Thatsache, dafs ein diesen Zeugnissen nach von der Idee der Einheit so tief durchdrungenes Volk bewogen werden konnte, dieser seiner Ueberzeugung zu entsagen, erklärt sich der Hr. Verf. eines Theiles daraus, dafs das gläubige Volk von dem Verhältnisse seiner Bischöfe zu dem Oberhaupte der allgemeinen Kirche nur wenig und mittelbar berührt, und dafs die Zerreissung des Bandes mit der letzteren, da sich keine dem Volke, besonders nach der ungemein niedrigen Bildungsstufe desselben in jenen Jahrhunderten des Verfalls, fühlbare und bemerkbare Veränderungen im Cultus, in der Disciplin, im Dogma, überhaupt in den inneren Einrichtungen und Zuständen der Nationalkirche, auf eine grelle Weise wenigstens, daran schlossen, gewissermafsen hinter dem Rücken des Volkes und jedenfalls ohne Antheil desselben bewirkt worden sei, worauf es sich dann erst allmälig, im Laufe der Jahrhunderte, an das Schisma als an einen normalen Zustand gewöhnt habe. Aufserdem aber seien die Kunstgriffe nicht aufser Anschlag zu lassen, deren die Urheber und Förderer der Spaltung von Anfang an sich bedient hätten, um dieselbe zu beschönigen und vor dem Volke zu rechtfertigen. „Die Mittel, deren man sich hiezu bediente, waren die der Entstellung und Verleumdung, indem man in leidenschaftlich gehässiger wahrheitswidriger Weise den römischen Stuhl und seine Anhänger bald als in Irrlehre und Häresie, bald als in sonstige schwere Irrthümer und Verkehrtheiten versunkne schilderte und so eine Abneigung und leidenschaftlichen Hafs gegen das Abendland und die abendländische Kirche, vornehmlich aber gegen den dem Oberhaupte der letzteren, bis dahin, als auf göttlicher Anordnung beruhend, zugestanden gewesenen Primat der allgemeinen Kirche Christi zu erregen bemüht war. So paarten sich denn, mit der eingetretenen Spaltung selbst, wie in der griechischen, so auch in der russischen Kirche höchst abenteuerliche und seltsame Vorurtheile, wie sie, zumal in Zeiten grofser Unwissenheit und Versunkenheit, der erfinderische Hafs der Urheber der Spaltung, um das Volk für dieselbe zu fanatisiren, nur irgend ersinnen konnte, — Vorurtheile, die man auch jetzt noch, im Interresse der fortwährenden, zur Realisirung der Religion fremder Zwecke in so hohem Grade dienlich erscheinenden Spaltung, auf alle Weise zu erhalten und zu nähren von gar manchen Seiten bemühet ist" (S. 24). Nach einer Darlegung und Kritik der hauptsächlichsten den kirchlichen Orient von dem Occident trennenden dogmatischen Differenzen, von welchen nur die Frage in Betreff des Ausganges des heiligen Geistes und die „mit Gewalt und Sophistik auf den Boden der Dogmatik herübergezogene Disciplinärfrage", in Betreff des Gebrauches des ungesäuerten oder gesäuerten Brodtes bei der Eucharistie für erheblich erklärt werden, verweilt der Herr Verfasser mit besonderer Ausführlichkeit bei „den mit den übrigen

Digitized by Google

zum Fanatisiren des Klerus und des gläubigen Volkes angewandten Mitteln Hand in Hand gehenden Verleumdungen und zum Theil wahrhaft ins Unglaubliche gehenden, alles Mafs überschreitenden Entstellungen der Wahrheit, welche, zur Bemäntelung des Schisma und zur Erregung des Hasses gegen die Abendlande und die abendländische Kirche, insbesondere gegen das Oberhaupt der letzteren, in die kirchengesetzlichen Schriften und Sammlungen der Russen, wie der Griechen, Aufnahme gefunden haben und fortwährend eine Stelle in denselben behaupten," wobei vorzüglich das „Kormczaia Kniga," das gottgehauchte „Steuermannsbuch" benutzt wird. Das Ergebnifs, zu welchem nach allem diesem der Hr. Verf. gelangt, ist, dafs durch solche geflissentlich und wider besseres Wissen fort und fort gepflanzte Entstellungen und Verdrehungen der Wahrheit allein das Schisma seine Fortdauer habe und dafs, wenn es gelingen könnte, dem Volke, die wahre und richtige Ansicht über die römische Kirche zu eröffnen, dies der Anfang der Aussöhnung und Wiedervereinigung mit Rom sein werde. „Dafs der keinesweges auf dem Fundamente der Wahrheit beruhenden Spaltung der griechischen und der russischen Kirche von der Kirche des Abendlandes, oder vielmehr dem Abfalle dieser Kirchen von der allgemeinen Kirche, und der Lossagung derselben von dem Oberhaupte der letzteren, nur durch eben so wenig in der Wahrheit gegründete Mittel Eingang bei dem gläubigen Volke verschafft, und dieses nur durch die von den Urhebern der Spaltung gegen die Abendlande überhaupt, und insbesondere gegen die abendländische Kirche und ihr Oberhaupt mit wüthender Gehässigkeit verbreiteten Verleumdungen und Entstellungen der Wahrheit für das Schisma gewonnen und fanatisirt werden konnte, geht aus dem früheren Inhalte dieser Blätter mit Klarheit hervor. Würde das in der Spaltung befangene Volk aber über die Natur des Schisma, über dessen Entstehung, über die Unhaltbarkeit der ihm zu Grunde liegenden Motive, wahrheitsgemäfs enttäuscht, so würde dadurch das Schisma selbst seines Fundamentes beraubt, und die Fortdauer des Schisma würde auch gegenwärtig noch, wo nicht undenkbar, wenigstens höchst problematisch werden. Denjenigen, welche aus irgend einem Grunde an der Fortdauer der bestehenden Spaltung Interesse nehmen, mufs es daher, der Natur der Sache nach, als bedenklich und gefahrvoll erscheinen, die wenn auch noch so ungereimten und irrigen Meinungen und abgeschmackten Vorurtheile, in welchen bei dem Volke des Schisma wurzelt, aus dem Wege zu räumen, und den mit diesen Irrthümern und Vorurtheilen innigst und unzertrennlich verbundener Hafs gegen die abendländische Kirche und das Oberhaupt derselben zu schwächen oder gar zu tilgen. Aus diesem Gesichtpuncte betrachtet, wird man die Beibehaltung jener die Vorurtheile und die Antpathien gegen das Abendland und die lateinische Kirche nährenden abenteuerlichen Ungereimtheiten auch in den neueren Auflagen des „„gottgehauchten Steuerbuchs"" vielleicht minder befremdend finden können" (S. 114).

So wenig es geleugnet werden soll, dafs in der Morgenländischen Kirche viele falsche Vorstellungen über die Abendländische gehegt und auch wohl von gewisser Seite her absichtlich genährt werden, und so wenig auch ein Antheil dieser Vorstellungen an der Entstehung und Fortdauer der Spaltung in Abrede genommen werden darf: so ist doch auch nicht zu übersehen, dafs zur Erklärung der Spaltung die Hinweisung auf dergleichen irrige Ansichten keinesweges ausreicht und dafs durch die Betonung, welche der Hr. Verf. auf dieselben legt, etwas, was nur als ein Secundäres anzusehen ist, zu einem Primären gemacht wird. Die Absonderung der morgenländischen Kirche, welche nur vom römischen Gesichtspuncte aus mit dem Namen des Abfalles belegt werden kann, ist tief in der nationalen Eigenthümlichkeit der ihr angehörigen Völker begründet und die Keime derselben lassen sich schon in den ersten Zeiten ihrer Entwickelung entdecken. Sie erfolgte, unmerklich fortscheitend, in dem Mafse, wie die gleichfalls auf nationaler Grundlage ruhende kirchliche Eigenthümlichkeit der römischen Kirche sich ausbildete und darstellte. Die dogmatischen Gegensätze zwischen beiden Kirchen sind allerdings nicht von so grofsem Belange, dafs nicht, wenn man dieselben für sich berücksichtigt, zumal bei der bekannten und bei Incorporation morgenländischer Gemeinschaften stets an den Tag gelegten Nachgiebigkeit und Duldsamkeit der römischen Kirche in allen Dingen, welche den Primat des Papstes unangetastet lassen, eine Ausgleichung erwartet werden könnte. Aber es gehört eben mit zu dem Wesen der morgenländischen Kirche, dafs sie sich, als der Kreis der theologischen

Digitized by Google

Dogmen, bis zu einem gewissen Grade von ihr durchgebildet war, von der weitern Theilnahme an der dogmatischen Arbeit ausschlofs und demzufolge in einem grofsen Theile des kirchlichen Lehrgebietes auf einer Stufe der Unbestimmtheit verharrte, welche den Gegensatz verdeckt läfst und allerdings geeignet ist, den Schein einer ziemlich allgemeinen dogmatischen Harmonie mit der römischen Kirche zu erwecken. Jedoch würde man sehr irren, wenn man diesem Umstande die Folgerung entnehmen wollte, dafs auch selbst nur in dogmatischer Hinsicht die Vereinigung ein ohne Mühe und Schwierigkeiten zu vollbringendes Werk sei. Denn die morgenländische Kirche verharrt mit einer nicht geringen Zähigkeit gerade auf der Stufe, wo sie mit ihrer Ausbildung des Dogma's stehn geblieben ist, und widersetzt sich, wie schon aus ihrem Widerstande gegen das *Filioque* hinlänglich erhellt, mit dem hartnäckigsten Eifer jedem Versuche, sie über diese Stufe hinauszuführen. Auch in allen anderen Puncten herrscht eine so grofse Anhänglichkeit an die in ihr hergebrachten Einrichtungen und Gebräuche, dafs dieselbe durch entstellte Berichte über die abendländische Kirche nicht wesentlich gesteigert werden kann, und wenn auch die Ehrfurcht gegen den römischen Stuhl sich im Verlaufe der Zeit bedeutend vermindert hat, so ist doch eine Anerkennung, wie Rom sie fordert, dem Wesen der morgenländischen Kirche von jeher durchaus zuwider gewesen. Wer diese Abneigung als eine nicht ursprünglich im Volke wurzelnde, sondern nur durch böswillige Priester, die ja schon überhaupt in ihrer Gesammtheit nicht als vom Volke losgerissen gedacht werden können, und durch selbstsüchtige Politiker demselben eingeimpfte und fortwährend genährte auffassen will, der setzt sich dadurch in den entschiedensten Widerspruch mit dem thatsächlich Vorhandenen. Eine Vereinigung der morgenländischen Kirche mit Rom würde eine Vernichtung ihrer durch die ganze Geschichte hindurch bewahrten Eigenthümlichkeit sein, und wir können daher dieselbe so wenig mit dem Hrn. Vf. als etwas, wenn nur alle Unredlichkeit und Verleumdung abgethan würde, sich wie von selbst ergebendes ansehen, als wir die Zumuthung passend finden, es für ein der orientalischen Kirche widerfahrendes Heil zu halten, wenn sie ihre Befehle, anstatt von Petersburg, von Rom her empfinge. Was der morgenländischen Kirche allein frommen und zu neuem Leben sie erwecken kann, ist nicht ein Wechsel des sichtbaren Oberhauptes, sondern ein innigerer Anschlufs an den gemeinsamen unsichtbaren Herrn.

Wie hienach von einer Hoffnung auf eine sogenannte Rückkehr der morgenländischen Kirche in den Schoofs und unter das Scepter der römischen mit Grund nicht die Rede sein kann, so ermäfsigen sich andererseits auch die Besorgnisse, welche die Aggressionen der russischen Kirche dem Abendlande einflöfsen dürfen. Die vollkommenere, ausgebildetere Kirchengemeinschaft kann im Grofsen und Ganzen oder auch nur einem erheblichen Theile nach von einer minder vollkommenen und ausgebildeten verschlungen zu werden niemals fürchten. Wie der Protestantismus das Bewufstsein in sich trägt, dafs der Katholicismus ihn zu keiner Zeit besiegen und überwältigen werde, und sich in diesem Bewufstsein nicht wankend machen läfst, wenn er auch Hunderte und Tausende seiner bisherigen Angehörigen in die Kirchengemeinschaft hinübertreten sieht, welche allein die seligmachende zu sein sich vermifst, so werden beide, Katholicismus wie Protestantismus, es ohne die Furcht, dafs dadurch sofort ihre freie und eigenthümliche Existenz bedrohet werde, mit ansehn können, wenn das mit dem Staate verbündete kirchliche Russenthum darauf ausgeht, sich mit den Kindern aus gemischten Ehen zu verstärken, oder eine Anzahl Erwachsener den abendländischen Gemeinschaften abspenstig zu machen. Wie viele Einzelne oder ganze Gemeinden auch in das ausgeworfne Netz sich verfangen mögen: an den Kern der abendländischen Kirchen werden alle feinen und groben von der russischen Kirche gegenwärtig in Bewegung gesetzten Vermehrungsanstalten in alle Zukunft nicht hinanreichen, und eine Besorgnifs vor einer allgemeinen kirchlichen Orientalisirung des Abendlandes müfste für ein auf eben so grofser Muthlosigkeit als Unkunde in kirchengeschichtlichen Dingen beruhendes blofses Hirngespinst geachtet werden. Dazu würden ganz andere, innerlichere Mittel gehören, als das Morgenland aufzuwenden vermag.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

Die morgenländische orthodoxe Kirche Rufslands und das europäische Abendland. Von Joh. Friedr. Heinr. Schlosser.

(Schlufs.)

Indessen ist es natürlich, dafs es einer Kirchengemeinschaft nicht gleichgültig sein kann, auch nur eine kleine Anzahl ihrer Glieder fremdartigen Einflüssen blofsgestellt und zur Beute werden zu sehen und, je erhabener und kräftiger ihr Selbstbewufstsein ist, desto energischer wird sie den gegen einzelne ihrer Bekenner und Gemeinden gerichteten feindlichen Unternehmungen entgegenwirken. Wenn wir daher auch mit dem Hrn. Verf. die weitgreifenden Besorgnisse, welchen er sich hinzugeben scheint, nicht zu theilen vermögen, so sind wir doch darin mit ihm völlig einverstanden, dafs die gemeinsame Noth und Bedrängnifs, in welcher sich die Mitglieder der abendländischen Bekenntnisse der russischen Kirche gegenüber zur Zeit befinden, für die abendländische Kirche und besonders für die Deutsche eine dringende Aufforderung zu innigem Zusammenschlufs und gemeinsamem Widerstand enthalte. Nur würden wir, wenn es sich um die nähere Bestimmung der Einheit handelte, zu welcher der Hr. Verf. mit Recht in den Machinationen der Russen eine ernste Mahnung erkennt, jene Einheit in etwas Anderem suchen müssen als er. Es sind wahre und erhebende Worte, welche er zum Schlusse seines Werkes den Deutschen an das Herz legt: „Was unserem Vaterlande, allen und jeden ihm von aufsen möglicher Weise drohenden Gefahren gegenüber, vor allem Noth thut, und worin sich mit der Ueberzeugung der edelsten und weisesten Staatsmänner die einstimmigen Wünsche aller einsichtigen und aufrichtigen Vaterlandsfreunde vereinigen, ist unverkennbar dies, dafs mit der Entwickelung der von aufsen her Bedenken erregenden und mögliche Conflicte bereitenden fremden Zustände, im Inneren von Deutschland die Bestrebungen immer innigerer Einigung, die Mehrung ächter Eintracht und edlen Gemeinsinnes, die glückliche, friedliche, allein dauerndes Heil bringende und die Nationalkraft befestigende Versöhnung und Lösung aller noch unter uns vorhandenen Zwiespältigkeiten Hand in Hand gehen mögen. Wird aber dieses edle Ziel fest und unverrückt ins Auge gefafst und der immer vollständigeren Erreichung desselben, mit Aufopferung aller kleinlichen Rücksichten engherziger Selbstsucht, auf gesetzlichem Wege, mit Ernst und ruhiger Beharrlichkeit nachgestrebt, dann dürfen wir auch die feste Zuversicht hegen, dafs, sollte es im ewigen Rathe beschlossen sein, dafs früher oder später der „am Ostrande des lebenvollen Welttheiles sich erhebende Kolofs glaubensbegeisterter und klug gelenkter Menschen" sein „Antlitz gegen Abend kehre," um die Deutschen „für altes Unrecht Strafe zahlen" zu lassen, derselbe dann nicht auf ein „von Parteiungen zerrissenes und für fremdes Uebergewicht bewunderungsreiches Deutschland" stofsen, sondern dafs vielmehr die etwaigen Bestrebungen dieses Kolosses, sich durch List oder Waffengewalt zum Herrn unserer Geschicke zu machen, an der Eintracht und Tapferkeit eines grofsen, edlen, kräftigen und einmüthigen Volkes scheitern werden, und es keinem Fremden gelingen werde, das alte Divide et impera gegen unser theures Vaterland geltend zu machen." Auch wir hoffen mit Sehnsucht und mit Zuversicht auf den Tag, wo die beiden nun schon so lange getrennten kirchlichen Hälften der deutschen Nation wieder zu einem grofsen und starken Ganzen sich vereinigen, und glauben, dafs kein herrlicherer Tag als dieser gehoffte je über Deutschland aufgegangen sei. Aber als Grundbedingung solcher Vereinigung gilt uns, dafs der Mittelpunct der Einheit nicht aufserhalb der Nation, nicht jenseits der Alpen liege, sondern dafs dieselbe auf deutschem Boden, in einem einigen Bekenntnisse zu dem Herrn, welcher auch des

Digitized by Google

Papstes Herr ist, gesucht und gefunden werde. Wenn daher jener in dem osnabrückischen Friedensinstrument (Art. V, 1, 1.) vertrauensvoll vorgesehene, mit den Worten „donec per Dei gratiam de religione ipsa convenerit" bezeichnete Zeitpunct davon abhängig gemacht werden soll, dafs eine Rückkehr der zur Zeit der Reformation aus dem römischen Diensthause ausgewanderten deutschen Völker unter des sichtbaren Oberhauptes Herrschaft Statt finde, so können wir eine Erfüllung jener kirchlichen Einigung der deutschen Nation so wenig wünschen als erwarten. Aber, wenn gleich nach den jetzigen Verhältnissen der Eintritt jener herrlichen und grofsen Epoche in der Weise, in welcher allein wir sie für möglich und wünschenswerth halten, noch in sehr ferner Zukunft zu liegen scheint, so wollen wir doch darum nicht aufhören, den hoffenden Blick und das thätige Streben gemeinsam auf das kirchliche Friedenswerk zu richten, bis dahin aber, worin uns auch der Hr. Vf. ein rühmliches Beispiel aufstellt, aus der Trennung der Bekenntnisse nicht den Anlafs zu Hafs, Bitterkeit und Verunglimpfung entnehmen, sondern in Liebe und Frieden über den Gegensatz uns zu verständigen suchen und dadurch seiner künftigen Ausgleichung entgegenarbeiten.

Die kleine Schrift, durch welche die vorstehenden Bemerkungen hervorgerufen wurden, nöthigt demnach den Protestanten zwar zu mehrfacher Erklärung seines Dissensus, und hat mehr das Verdienst der Anregung wichtiger und schwieriger Fragen als ihrer abschliefsenden Lösung. Doch enthält sie, besonders in den mitgetheilten Auszügen aus den russischen Kirchenbüchern, auch des Neuen und Belehrenden gar Manches, und zeugt nicht weniger von dem redlichen, wohlmeinenden, männlichen Sinne des Hrn. Verf.'s als von seiner Belesenheit, Bildung und sprachlichen Gewandtheit, wobei man kleinere, schon anderswo gerügte kirchengeschichtliche Verstöfse, wie die Verwechselung der würtembergischen mit den wittenberger Theologen (S. 64) ihm nicht zu hoch anrechnen wird. Schliefslich kann Ref. es sich nicht versagen, die besondere Befriedigung auszusprechen, welche ihm der in dem Büchlein gemachte anerkennende Gebrauch der in seiner „Kirchlichen Statistik" über die russische Kirche gegebenen Mittheilungen und Urtheile gewährt hat.

D. Julius Wiggers, in Rostock.

III.

Des Königs Gustav III. nachgelassene und funfzig Jahre nach seinem Tode geöffnete Papiere. Uebersicht, Auszug und Vergleichung von E. G. Geijer. Aus dem Schwedischen. Dritter Theil in zwei Abtheilungen. Hamburg, 1845 *und* 1846. *gr.* 8.

Der König Gustav III. von Schweden hat in den Werken neuerer Historiker lebhaften Tadel und ungünstige Beurtheilung erfahren. Denn wenn auch Schlosser den ersten zehn Jahren seiner Regierung einiges Lob ertheilt hat, so giebt er ihm dafür auch Heuchlerei und Gleisnerei Schuld, nennt ihn nur den grofsen Schauspieler und luftigen Helden und spottet über seine Galanterie und Ritterlichkeit, die den armen Schweden so ungeheure Summen entführt hätte. Niebuhr geht in seinen Vorlesungen über die Geschichte der französischen Revolution fast noch weiter, Gustav III. heifst bei ihm nicht blofs falsch und böse, sondern geradezu einer der lasterhaftesten Menschen des Jahrhunderts. Solchen Stimmen gegenüber lautete Heeren's Urtheil in der Geschichte des europäischen Staatensystems weit billiger, Gustav möge wohl viel von seinem grofsen Oheim Friedrich II. geerbt haben, aber nur Eins nicht, nämlich die Kälte des Charakters, ohne welche kein grofser Herrscher sich bildet, und noch billiger, ja günstig lautet die Abwägung des Löblichen und Tadelnswerthen in Arndt's Charakterzeichnung des Königs in seinen schwedischen Geschichten. Dafs ein solcher geschworner Feind alles Scheines und Unwahren, dazu ein so entschiedner Gegner des französischen Wesens und also auch jener französischen Sitte und Galanterie, die dem Könige Gustav zum Vorwurfe gemacht wird, doch noch so viel Gutes an ihm finden konnte, zeigt wenigstens, dafs wir es hier mit einem merkwürdig gemischten Charakter zu thun haben, über den weitere Aufschlüsse noch immer nothwendig und wünschenswerth sind.

Diese neuen Quellen eröffneten sich nun in der Bekanntmachung der Papiere des Königs Gustav, welche derselbe im Jahre 1786 der Upsalaer Universitätsbibliothek verehrt hatte. Am 29. März 1812 war die feierliche Enthüllung dieses Schatzes geschehen und dem Reichshistoriographen Geijer vom Rector der Uni-

Digitized by Google

versität der Auftrag gegeben, für eine zweckmäfsige Veröffentlichung des Inhalts dieser Gustavianischen Papiere Sorge zu tragen. Die Arbeit konnte nicht leicht bessern und geschicktern Händen übergeben werden und auch in Deutschland kann man durch die vorliegende Uebersetzung der Geijer'schen Arbeit beurtheilen, mit welch einer grofsen Sachkenntnifs und unbestochenen Freimüthigkeit der berühmte Gelehrte sich seines Auftrags entledigt und aus jenen Papieren so wie aus den der Universitätsbibliothek geschenkten Handschriften des Kammerherrn Nils Tersmeden die Geschichte Gustav's III. mit schätzbaren Beiträgen bereichert hat. Wir bemerken hier nur des Zusammenhanges wegen über die beiden frühern Bände, die in den Jahren 1843 und 1844 erschienen sind, dafs der erste sich vorzugsweise mit der Kindheit, Erziehung, Jugend und Thronbesteigung des Königs beschäftigt und dann durch wichtige Geschichtsbestandtheile einen hellen Durchblick auf manche Umstände der Revolution von 1772, die bisher noch ziemlich im Schatten lagen, gestattete, dafs der zweite besonders die Entwickelungen in Gustav's Regierungsgeschichte vom Jahre 1772 bis zum Tode seiner Mutter, der verwittweten Königin Luise Ulrike, umfafst. Unmittelbar mit diesem Ereignifs beginnt nun der dritte Band, dessen Inhalt wiederum in reichlichen Auszügen aus Briefen des Königs an seine Minister, Generale und höhere Beamten besteht, die von Hrn. Geiger stets mit den nöthigen historischen Erklärungen einzelner Beziehungen, so wie mit vollständigen Personalnotizen ausgestattet sind, wobei er besondern Nuzen aus den Anzeichnungen und Berichten zweier ausgezeichneter Geistlichen, Nordin's und Wallquist's, denen Gustav III. besonderes Vertrauen schenkte (II. 91 f.), und aus den Papieren des Staatssecretair Schröderheim gezogen hat. Aufser diesen enthält der vorliegende Band auch mehrere, im Reichsrathe, in den Ständeversammlungen und in der schwedischen Academie gehaltene Reden und einige Staatsschriften. Sollen wir nun den Eindruck sämmtlicher Briefe auf uns mit wenigen Worten angeben, so nehmen wir in ihnen erstens den Vortheil wahr, dafs sie, vertraulich, rückhaltslos, halb französisch, halb schwedisch, und entfernt von aller möglichen Oeffentlichkeit geschrieben sind, so dafs in ihnen auch manche Mängel und Schwächen, gewifs gegen den Willen des Briefschreibers, hervortreten. Dagegen ist in den Geschäftsbriefen überall Ernst und Eifer sichtbar: es würde ungerecht sein zu behaupten, der König habe das Bessere nicht gewollt oder es sei ihm gleichgültig gewesen, wie seine Ansichten aufgefafst und seine Befehle verstanden würden. In den Reden endlich, z. B. in der zur Einweihung der schwedischen Akademie gehaltenen, vermögen wir nicht blos „wohlgesetzte, zierliche, wie Honig aus seinem Munde fliefsende Worte" wahrzunehmen, wie Schlosser sich einmal (Geschichte des 18. Jahrhunderts, III., I., Seite 155) ausgedrückt hat, sondern einen löblichen Sinn für die Ehre des schwedischen Namens, zu dessen Verherrlichung und Geltung in Europa Gustav sich berufen fühlte. Nähert sich nun hier und da ein Ausdruck der französischen akademischen Beredtsamkeit, so verdient der König wenigstens Entschuldigung, seine Rede solchen Mustern angepafst zu haben, die in ganz Europa als die besten galten. Wo er aber auf der andern Seite durch starren Widerstand sich in seinen Glückseligkeitsplänen gehemmt oder sich in seiner Kriegsmacht beschränkt sah, da war es ihm unstreitig mit seinem Zürnen rechter Ernst, wie in der Schlufsrede des Reichstages im J. 1786, und wir können uns nicht entschliefsen, einzelne Ausdrücke dieser Rede mit dem genannten berühmten Gelehrten (IV., 160) als „rednerische Floskel" zu betrachten. Auch in diesen Beziehungen sind die Zwischenreden des schwedischen Herausgebers sehr passend, und wenn einer den Charakter Gustav's III. studirt und ihn in den verschiedenen Bezügen seines Herrscherlebens kennen gelernt hat, so ist es gewifs Geijer.

Gleich mit dem Jahre 1782, nach dem Tode der Königin Ulrike, und nach dem Amtsaustritt des Ministers Ulrich Scheffer, begann für Gustav eine Reihe von Verlegenheiten sowohl in der politischen Stellung Schwedens als in der innern Verwaltung des Reiches. In der ersten Beziehung bemerken wir in den Jahren 1781—1786 ein bedauernswerthes Schwanken. Es war die Zeit, wo sich grofse Veränderungen im Osten Europa's vorzubereiten schienen, man hatte die Theilung Polens erlebt, es wurde von einer Zerstückelung der türkischen Macht unter europäische Mächte gesprochen, es ging von den Thronen eine unruhige Bewegung aus und wie konnte Gustav da still sitzen, wo solche politische Wagspiele die Gedanken seiner Nachbarn anregten. So beschäftigten ihn denn zuerst

Digitized by Google

heimliche Vorbereitungen zu einer Unternehmung gegen Dänemark und Norwegen, die sich nach drei Jahren (1785) wiederholten, indem er meinte, in Koppenhagen sich eine scandinavische Krone holen zu müssen (II., 19), während er zugleich bei der verwittweten Königin Juliana Maria nachforschen liefs, ob sie eine Revolution zur Wiedererlangung ihres Einflusses, den sie durch den Kronprinzen verloren hatte, wünschte, und ihr für den Fall des Mifslingens sogar eine Zuflucht in Schweden anbot. Und das war derselbe Kronprinz (nachmals König Friedrich VI.), den Gustav in einem Briefe vom 7. Juni 1784 wegen der Auflösung des Guldberg'schen Ministeriums und der Beschränkung der Königin Juliana aufserordentlich lobte. „Er ist seinem Vater", schreibt Gustav, „seinem Volk und der Nachwelt ein Beispiel zu geben schuldig. Da aber Rache nur Hafs und Hafs neue Rache erzeugt, so mufs er Maafs halten und sich nach einem Mittelwege umsehen, die Strafe nur die gröfsten Verbrecher treffen lassen und den anderen verzeihen. — Wenn auf der anderen Seite er Alles vergifst, wenn er die Gewaltthaten nicht straft, welche gegen seines Vaters Person am 17. Januar 1772 begangen worden sind, wo dieser König sich mitten in der Nacht, in seinem eignen Palaste, gezwungen sah, seine Gemahlin öffentlich der Schande preiszugeben, und sich selbst unter die Vormundschaft seiner Stiefmutter und seines Bruders zu setzen, wenn, sage ich, er ein solches Verbrechen gegen aller Souveraine gemeinschaftliche Sache nicht bestraft, so auctorisirt er ein erschreckliches Beispiel und verliert die erste Pflicht des Staatsmannes aus den Augen, die allgemeine Sicherheit zu beschützen." (II., 124.)

Während dieser Pläne auf Dänemark suchte Gustav nun die nähere Verbindung mit Katharina II. von Rufsland. Es erfolgte die Zusammenkunft in Friedrichshamm (Junius 1783), nach welcher Gustav, vielfach geschmeichelt, an den General-Admiral Trolle schrieb: „Ich bin höchst zufrieden mit meiner Reise. Freundschaft, Vertrauen und viel mehr Zuvorkommenheit als das vorige Mal; Alles charakterisirt eine befestigte und nützliche Verbindung" (I., 36). Aehnliche Aeufserungen stehen auch in andern Briefen, aber der Angriff auf Dänemark unterblieb, Gustav dagegen schwankte fortwährend zwischen den Vortheilen, welche ihm die Verbindung mit Rufsland darzubieten schien und dem Zuge seines Herzens, das ihn aus alter Anhänglichkeit nach Frankreich trieb und dort Befriedigung seiner Wünsche suchen liefs. Daher unternahm er, theils um sich dem grofsen, politischen Schauplatze mehr zu nähern, theils auch, um bei dem Gebrauche der Bäder in Pisa Italien, das Land der Künste, zu sehn, im September 1783 eine längere Reise durch Deutschland nach den beiden genannten Ländern. Die Kosten dazu waren sehr bedeutend, um so mehr, da zur Deckung andrer Landesbedürfnisse wieder neue Anleihen nothwendig wurden, worüber die Einreden redlicher Staatsdiener aus dem Protocolle vom 27. August und 3. September 1783 mitgetheilt werden. Die Stimmung im Lande über diese Reise war nicht gut, ja, es liefs sich offenbarer Tadel und lautes Mifsvergnügen hören, wie Graf Creutz in einem Briefe vom 30. September (I., 70) dem König meldet.

Ueber diese Reise Gustav's handeln eine grofse Anzahl seiner Briefe, theils vollständig, theils in Auszügen, in der zweiten Hälfte der ersten Abtheilung, sämmtlich an seinen ersten Minister, den Grafen Creutz, gerichtet. In der äufseren Gestalt sind diese Briefe nach Hrn. Geijer's Versicherung sehr eilig und lässig geschrieben, alle in französischer Sprache, nur einzelne schwedische Worte oder Sätze sind untermischt, meistens da, wo der König etwas im Vertrauen mittheilen will. Auch hieraus ist mit Sicherheit zu erkennen, dafs die Briefe zu ihrer Zeit wirklich so geschrieben wurden, wie man sie hier findet, und ebenso, dafs bei ihrer Abfassung kein Gedanke an eine Möglichkeit einstiger Bekanntmachung gewesen ist. Der königliche Briefschreiber folgt der Zufälligkeit der Gegenstände und der Stimmungen, und spricht mit solcher Hingebung an das Augenblickliche, dafs man die Einwirkung des Augenblicks überall wahrnimmt. Denn bald sind es Gegenden und Menschen, bald Hoffeste und Reiseabenteuer, bald Kunstwerke und Kirchen, bei denen er verweilt, seine Urtheile über fürstliche Personen und politische Verhältnisse zeigen den sichren Ergufs einsamen Vertrauens gegen einen treuen Diener, und seine Bestimmungen in der Heimath, wo ganze Provinzen mit grofser Armuth und Hungersnoth kämpften, die Verfügungen und Beförderungen, welche die Briefe enthalten, beurkunden trotz ihrer Kürze das Interesse an den Angelegenheiten des Landes, über die ihm sein Minister fleifsig zu schreiben pflegte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

Des Königs Gustav III. nachgelassene und funfzig Jahre nach seinem Tode geöffnete Papiere. Uebersicht, Auszug und Vergleichung von E. G. Geijer.

(Schlufs.)

Einige solcher Stellen müssen wir hier mittheilen. In Rom war Gustav mit Joseph II. zusammengekommen. Hierüber lesen wir Folgendes in einem Briefe an den General-Admiral Trolle vom 27. Jan. 1784. „Alles scheint eine grofse Umwälzung zu verkünden und des Kaisers Projecte sind so weitläuftig, dafs eine solche Krisis unvermeidlich sein wird. Ich habe diesen Fürsten gesehen, dessen Person eben so wunderbar ist als sein Benehmen. Nachdem er den Papst fast insultirt hat, sah man ihn hier in der St. Peterskirche auf den Knien liegen, von einer Kirche zur andern laufen und mit grofsem Eifer alle die Andachtsübungen vollziehen, welche die katholische Kirche vorschreibt. Ich bin sehr erfreut, ihn gesehen und kennen gelernt zu haben; aber ich kann nicht leugnen, dafs ich finde, er erwecke Bewunderung, doch nicht die Liebe und den milden Enthusiasmus, welche nur ein Menschenfreund einflöfsen kann, und welche die Freundlichkeit und Manier der Kaiserin von Rufsland erzeugen" (I. 99.). Im Verfolg des Briefes legt der König, über dessen Selbsttäuschung die letzten Worte nur zu deutlich sprechen, es seinem Admiral dringend an das Herz, ja auf jede Weise die Kunde von der „Intimität" zwischen ihm und dem Kaiser in das Publicum gelangen zu lassen. Jedoch widersprach es dieser engen Verbindung und der weit engern mit Katharina II. in auffallender Weise, wenn Gustav der an ihn ergangenen Einladung nach Paris zu kommen, folgen wollte. Aber Cardinal Bevais, der französische Gesandte in Rom, hatte ihn zu sehr entzückt, die alte Liebe zu Paris war noch mächtig genug und Graf Creutz wünschte eifrigst eine Reise, zu der er den König in einem Briefe vom 31. Novbr. 1783 (I. 115 f.) mit ausführlichen Rathschlägen über die wichtigsten und einflufsreichsten Personen des französischen Hofes, den er aus zwanzigjähriger Erfahrung kannte, versah. Gustav fand sich denn auch in Paris über die Aufnahme höchst befriedigt, die Rechtlichkeit des Königs, die Liebenswürdigkeit der Königin Maria Antoinette, die vornehme Welt, die Feste, die ihm gezollte Bewunderung — Alles erfüllte ihn mit dem innigsten Wohlgefallen. Aber Wichtiges ist aus diesen Briefen nicht zu berichten: ein neuer Allianz- und Subsidien-Tractat zwischen Schweden und Frankreich vom 19. Juli 1784 war eine politische Folge dieser Reise. Ueber solche französisch-schwedischen Allianzen hat Hr. Geijer an einer andern Stelle (II. 165.) mit Recht bemerkt, dafs diese anderthalb Jahrhunderte alte Verbindung damals schon für Schweden einen sehr zweifelhaften Nutzen hatte und für Frankreich durch die Zahlung sehr bedeutender Subsidien aufserordentlich kostspielig geworden war, ohne dafs sich der letzten Macht wesentliche Vortheile dargeboten hätten. Keinesweges aber, möchte man hinzusetzen, läfst sich hieraus eine Bestätigung des so oft wiederholten, jedoch unglücklichen, oberflächlichen Vergleiches der Schweden mit den Franzosen hernehmen. Denn nur darauf beschränkt sich die ganze Aehnlichkeit, dafs die Politik beide Nationen oft zusammenführte, dafs auch die Schweden in der innern Geschichte ihres Reiches einen unruhigen Sinn verriethen, dafs Neuerungssüchtige oft die Oberhand behielten, dafs die Schweden die französische Literatur lieben und in geselligen Verhältnissen durch ein artiges, feines Wesen ausgezeichnet sind. Geht man aber tiefer in die verwandten Eigenschaften ein, so lassen sie sich auf ganz verschiedene Quellen zurückführen, durch deren Eröffnung sich zuerst Arndt (Einleitung zu Historische Charakterschilder. S. 145) und dann Willib. Alexis in sei-

Digitized by Google

ner Herbstreise durch Scandinavien (II. 247 ff.) ein Verdienst erworben hat, das wir hier gern wieder auffrischen.

Darin aber bekunden diese Reisebriefe die Aehnlichkeit damaliger schwedischer Zustände mit den französischen des Jahres 1784, dafs in beiden Ländern der Prefsunfug eine bedeutende Höhe erreicht hatte. Die Minister Creutz und Schröderheim hatten dem Könige (I. 83. 97.) gemeldet, dafs der Major Lund und der Magister Thorild in Wochenblättern und Flugschriften die übelste Gesinnung gegen die Regierung an den Tag gelegt hätten und dafs es wohl zeitgemäfs sei, ihnen in Halldin's Tageblatte eine wirksame Gegenschrift entgegenzustellen. „Das Fieber, schreibt Schröderheim," ist auf eine Höhe gestiegen, welche eine starke Cur erfordert, und das Hofgericht dürfte schliefslich eine Brunnencur nothwendig finden. Man darf nun nicht länger zögern Exempel zu statuiren und während Ew. Majestät Abwesenheit ist die rechte Zeit dazu. — Ew. Majestät dürften finden, dafs das Saamenkorn mit der Wurzel ausgerissen werden müsse und Ew. Maj. mögen es gnädigst verzeihen, dafs ich es wage, mein einfältiges Urtheil vorzutragen? Hierauf lesen wir folgende, verständige Antwort des Königs vom 2. Dec. 1783: „Was Sie mir von Lund sagen, überrascht mich nicht. Das ist ein Hund, welcher bellt, aber nicht mehr beifsen kann. Ich überlasse es Ihnen mit ihm zu machen, was Sie wollen. Wenn aber Halldin ihm antwortete, so fürchte ich, dafs dies ihm zuviel Gewicht geben und blofs den Krieg unterhalten würde. Das Publicum würde sich durch die Anfälle und Antworten amüsiren und diese literärischen Scharmützel würden ein Blatt beliebt machen, welches jetzt, wie so viele andre, in Vergessenheit kommen wird. Könnte man ihn gesetzlich bei'm Hofgerichte belangen, und seinen Procefs so nachdrücklich machen, dafs man ihn einsetzen könnte, à la bonheur. Das würde einen Brouillon weniger geben und das Gemeinwesen würde dabei gewinnen. Aber in dem Falle würde es erforderlich sein, dafs der Procefs rasch vor sich ginge und der Urtheilsspruch ebenfalls, um der Sache ein Ende zu machen" (I. 82.).

Nach der Rückkehr von der Reise, die am 2. Aug. 1784 erfolgte, beginnen wieder die politischen Anschläge, welche durch Joseph's II. und Katharina's Vergröfserungspläne, durch die innern Unruhen in Belgien, durch Frankreichs politische Ohnmacht und durch die nach Friedrich's II. bald zu erwartendem Tode bevorstehenden Veränderungen fortwährend neu aufgeregt wurden. Das frühere Schwanken zwischen einer Verbindung mit Dänemark oder mit Rufsland beginnt von neuem: sein Minister Creutz räth dringend zu der erstern, statt „dafs eine Allianz mit Rufsland, welche ich, rein herausgesagt, verabscheue, Ew. M. in Abhängigkeit von einem Hofe versetzen würde, welcher gewohnt ist, seine Verbündeten als Vasallen zu betrachten, und Könige als Statthalter, gemacht, um mit passivem Gehorsam seine souverainen Befehle entgegenzunehmen, ansieht. Auf diese Weise hat es den König von Preufsen eine Zeit lang behandelt und seinen Willen den Königen von Polen und Dänemark zu erkennen gegeben" (II. 15.). Des Königs Antwort vom 30. Mai 1785 ist voll politischer Phantasien. Und derselbe Fürst konnte trotz seiner umfassenden Pläne daran denken 6000 Mann schwedischer Truppen in holländischen Dienst gegen Subsidien zu geben, wogegen Graf Creutz bemerkt, dafs es des Königs wenig würdig sein würde, seine Truppen zu verkaufen, wie es die deutschen Fürsten während des nordamerikanischen Krieges gethan hätten (II. 6 ff.). Den wirklichen Ausbruch eines Krieges mit Rufsland im Jahre 1788 erlebte der patriotische Minister nicht mehr. Die letzten Seiten der zweiten Abtheilung enthalten die darüber zwischen Gustav und seinen Vertrauten gepflogenen Verhandlungen, mit türkischem Gelde und unter dem Schutze der am 15. April und 3. Aug. 1788 zwischen England, Holland und Preufsen eingegangenen Triple-Allianz die Kaiserin von Rufsland in den ersten Frühlingstagen, im Herzen ihrer Macht, anzugreifen, und zwar ohne Befragung seiner Stände, wie die Verfassung vorschrieb. Die Bedenklichkeiten, sagt Hr. Geijer, gegen die Rechtmäfsigkeit eines solchen Krieges hätten nur von dem festen Vertrauen auf einen grofsen Anführer überwogen werden können. Dies Vertrauen fehlte und mufste fehlen bei dem ersten Versuche des Königs auf der Kriegesbahn, welcher mit allem seinen Muthe doch kein Krieger war (II. 188.). Einen solchen Ehrgeiz, eine kriegerische Rolle zu spielen, erkennt auch Arndt (Schwedische Geschichten unter Gustav III. S. 106) und fährt dann fort: „Ehrgeiz, den Wasanamen auch bei den Fremden wieder aufzufrischen, Hoffnung auf den Beistand andrer Mächte, welche Katharinens hinterlistige Eroberungs-

Digitized by Google

pläne belauerten, ja vielleicht wirkliches Versprechen von diesen Mächten, also die Gunst der Umstände und das eines Königs von Schweden würdige Gefühl, die Abhängigkeit vom Adel zu zerbrechen, die heimlichen Gespinnste seiner Zettelungen mit seinen Unterthanen zu zerschneiden und die östlichen Grenzen des Vaterlandes wiederherzustellen — waren hinlängliche Reize zu diesem Kriege und bei einem Manne von Gustav's Charakter mufs man keine andern Ursachen suchen."

Ueber Gustav's Charakter finden wir sehr wahre Worte unsers Hrn. Herausgebers bei dieser Veranlassung, die wir nicht übergehen dürfen. Hr. Geijer giebt zu, dafs Verstellung und ein natürlicher, fast uneigennütziger Hang zur Intrigue ein Hauptfehler in seinem Charakter sowohl als in seiner Regierung gewesen sei. So hat er durch kleinliche Mittel oft grofse Zwecke vereitelt. Aber der Sinn für dieselben fehlte ihm durchaus nicht, im entscheidenden Augenblicke war er im hohen Grade *einfach*, nur sich zu sehr auf sich selbst verlassend, aber mit einer Standhaftigkeit, die in solchen Fällen Alles auf das Spiel setzte und mit einer Geistesgegenwart, die ihm niemals fehlte. Die wichtigsten Beschlüsse seiner Regierung bei'm Kriege des Jahrs 1788 und bei'm Reichstage von 1789, hat er allein gefafst, und es gab einen Zweck, für den er Alles aufzuopfern bereit war, nämlich die Aufrechthaltung der Königsmacht in Schweden, sowie er sie erfafst hatte. Deshalb warf er sich den Gefahren entgegen, anstatt sie abzuwarten, und ist nicht ohne Ehre für des Reiches Selbsttändigkeit aus dem mit Vermessenheit angefangenen Streite hervorgegangen (II. 174 f.).

Aufser den politischen Plänen und weit ausgreifenden Combinationen trugen die finanziellen Verlegenheiten einen grofsen Theil des Unheils, welches ihm sein Herrscherleben verbittert hat. Es würde uns zu weit führen, den einzelnen Briefen, Privat- und reichsständischen Verhandlungen zu folgen, und wir beschränken uns nur auf einige Hauptsachen. Zuerst hatte der König eine zu schwere Aufgabe übernommen, als er nach der Revolution von 1772 sich die Aufsicht über die Finanzen und die Münze, ohne Beitritt der Stände, hatte übertragen lassen. Die damals beliebten finanziellen Hülfsmittel, das Bestimmen des Branntweinbrennens zu einem Regale und die in Folge dessen eingerichteten Kornbrennereien, hatten sich bald nicht ausreichend und als höchst unpopulär gezeigt, worüber auch in diesem Bande die deutlichsten Zeugnisse (z. B. II., 127 ff.) vorliegen. Gustav selbst war ohne Geschick zu helfen, da es ihm nach Hrn. Geijers Urtheile an allen richtigen Begriffen hinsichtlich der Finanzen fehlte und er in der falsch-ritterlichen Vorstellung aufgewachsen war, dafs Gelderverwaltung eine unadelige Angelegenheit sei und es ganz unter der Würde eines Königs stände, sich mit ihr sonderlich zu befassen. Auch hierzu liefert die Correspondenz mit dem Finanzminister Liljekranz hinlängliche Belege, z. B. I. 5 f. Uebrigens, fährt Hr. Geijer fort, war er kein Verschwender. Er war mäfsig, brauchte für seine Person wenig, war auch nicht freigebig mit Geld, wenn ihn nicht besondre Beweggründe dazu aufforderten. Solche aber waren Bauten, Theater, die Künste, die Reisen und chevalereske Repräsentation. Dann fragte er nicht nach den Summen, und sein Finanz-Minister mufste Auswege schaffen. „Dieser grofse Fehler — vielleicht sein gröfster als Regent — verwickelte ihn in den Irrgang, in welchem sein Glück, seine Wohlfahrt und sein Leben verloren gingen, und wobei nur noch der Muth zu bewundern bleibt, mit welchem er einem von ihm selbst vermuthlich geahnten Untergange entgegenging." Alle übeln Stimmungen hierüber sowohl als über hohe Steuern, Beschränkungen der Rechte einzelner Körperschaften, Veränderungen in der Besetzungsart der geistlichen Stellen und andere Verdrüfslichkeiten fanden ihren Mittel- und Brennpunct in dem Reichstage von 1786, den daher Gustav III. auch schon nach zwei Monaten schlofs und ohne Rückhalt den Mitgliedern seine Unzufriedenheit mit ihrem Benehmen aussprach (II., p. 141 folg.).

Wenden wir uns nun von dieser Schattenseite ab, so werden uns durch diese Briefe und Staatsschriften andere Richtungen der Regierungsthätigkeit Gustav's zur Anschauung gebracht und in unverwerflichen Zeugnissen vor unseren Augen entfaltet. Die Stände erkennen es in dem Reichstagsbeschlusse, dafs der Zustand der schwedischen Lande blühend sei, der Bürgerstand stattete seinen besonderen Dank dafür ab, dafs der König Schwedens Handel und Schifffahrt zu einer unvermutheten Höhe gebracht habe, die Einrichtung öffentlicher Magazine bewährte sich als segensreich, und der Bericht des Königs an die zum Reichstage 1786 versammelten Stände schildert den Zustand

Digitized by Google

der Land- und Seemacht auf die befriedigendste Weise. Mehrfache Stellen aus den Briefen des Königs, dessen Sorgfalt die Flotte ganz besonders umfafste, könnten hier zur Vervollständigung der Uebersicht in Schlözer's Staatsanzeigen Bd. XII., H. 45., p. 92—111 angeführt werden, und die fast unglaubliche Schnelligkeit, mit welcher Gustav III. seine Truppen und Schiffe in Karlskrone zum russischen Kriege 1788 vereinigte, ist der thatsächlichste Beweis. — Hiernächst ist es Pflicht, auch des geistigen Einflusses zu erwähnen, den der König auf Schweden übte. Aus einem langen und mit besonderer Innigkeit abgefafsten Schreiben vom 21. März 1786 (II., 47 ff.) an seinen ehemaligen Hofmeister, den alten Reichsrath Karl Friedr. Scheffer, entnehmen wir die Nachrichten über die Wiedererweckung und zweckmäfsigere Einrichtung der Akademie der schönen Wissenschaften so wie über die Stiftung der schwedischen Akademien zur Pflege und Ausbildung der schwedischen Sprache. Indem Herr Geijer die Eröffnungsrede vom 5. April 1786 hat wieder abdrucken lassen, fühlen auch wir uns veranlafst, dieselbe nach Fassung und Inhalt zu beloben; ihre Einfachheit und Klarheit nämlich läfst sie uns, trotz einzelner französischer Wendungen, als ein echt schwedisches Stück erkennen, und wir würden kaum begreifen können, wie man in ihr die vorherrschende Nachahmung französischer akademischer Reden finden wollte. Man müfste denn ganz übersehen, dafs die Bildung der europäischen Nationen des vorigen Jahrhunderts überhaupt viel Französisches an sich gehabt und dafs keine Literatur sich dieser Einflüsse hat ganz entäufsern können. Hr. Geijer benutzte übrigens für seinen Abdruck Gustav's eignen Entwurf und bezeugt, dafs die Schrift in einem Zuge aus der Feder geflossen ist, fast ohne Abänderungen. Zunächst gedenkt er nun des Ehrengedächtnisses auf Leonh. Torstenson, wodurch der König den ersten Preis in der schwedischen Akademie gewann, mit zweckmäfsigen Auszügen und anziehenden Bemerkungen über die königliche Handschrift. Von der Theilnahme, welche der König in den Jahren 1784—1786 der Universität Upsala und ihren Lehrern zuwendete, finden sich hier die deutlichsten Beweise, die Hr. Geijer aus Tagebüchern und akademischen Schriften vervollständigt hat. „Nicht leicht," sagt er, „hat der König lebendigere persönlichere Andenken hinterlassen als bei der Akademie in Upsala — Andenken, welche hier mit desto mehr Liebe umfafst werden, weil die akademische Welt, politischen Parteien und Leidenschaften fremd, in ihm einen Freund und Beschützer der Wissenschaften frei verehren konnte" (II. 152.).

Es ist bekannt, dafs Gustav's III. Lieblingszeitvertreib das Theater war und mehr noch als das. Er ward deshalb getadelt, sagt Hr. Geijer, aber er bedurfte des Tadels nicht, um diesem Vergnügen eine ernste Richtung zu geben, denn er sah im Theater eins der vornehmsten Mittel zur Veredelung und Bildung seiner Nation. Man weifs, wie herschend diese Ansicht unter den besten Menschen des achtzehnten Jahrhunderts war und deshalb wählte auch Gustav die Stoffe seiner theatralischen Arbeiten aus den edelsten, vaterländischen Erinnerungen. Unter ihnen blieb das lyrische Drama Gustav Wasa der Glanzpunct von Gustav's III. Theater, ein Stück, dessen Andenken noch die Alten belebt, welche sich jener Tage erinnern, und damals mit solchem Beifalle aufgenommen wurde, dafs es seit dem 19. Jan. 1786 in einem Winter drei und zwanzig Mal bei vollem Hause gegeben worden ist — und lange Zeit in aller Munde war. Der Plan und Entwurf war vom Könige, die schönen Verse von Kellgren, die Musik von Naumann. Aufser diesem Drama führt Hr. Geijer noch die andern Stücke des Königs mit Beibringung vieler Einzelnheiten an, erklärt sein Schauspiel Siri Brahe und Göran Gyllenstjerna für das beste Originaldrama, welches das schwedische Theater besitzt, und schliefst mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Hieraus erfahren wir, dafs Gustav seine Muttersprache eben so wenig correct geschrieben habe als Friedrich II. und Maria Theresia die ihrige, dafs er im Bücherschwedisch nicht ausgezeichnet war, aber Meister jener edeln und leichten Sprechsprache (Sprechschwedisch bei Hrn. Geijer), die man so selten vom Theater aus hört (II. 81.).

Ehe wir unsern Bericht schliefsen, wollen wir mit wenigen Worten die Personen erwähnen, an welche Gustav III. seine Briefe gerichtet hat, als den Grafen Creutz, einen Mann von hoher Liebenswürdigkeit im Umgange, in Geschäften gewandt und seinem Könige unverbrüchlich treu, den redlichen und geschickten Finanz-Minister Liljenkranz, den Obersten Toll, einen eben so geschickten und dabei noch scharfsinnigern Geschäftsmann, von anerkannter Rechtschaffenheit, den Generaladmiral Trolle, einen offenen, edelmüthigen Seemann, von bedeutenden Fähigkeiten und grofsartigen Ansichten und den mit des Königs besondern Vertrauen beehrten Grafen Karl Fr. Scheffer. —

Im umgekehrten Verhältnifs zu Deutschland, wo in Sammlung und Herausgabe von Schriften verdienter Männer Namhaftes geleistet worden ist und erst seit noch nicht zu langer Zeit unsern grofsen Landsleuten öffentliche Bildsäulen aufgerichtet sind, steht Gustav's III. lebensgrofses Standbild schon seit einer Reihe von Jahren am Fufse des königlichen Schlosses zu Stockholm, wo ein halbrunder Quaivorsprung in das Meer hinein geht. Die Bürgerschaft hat die Bildsäule „dem besten Könige" errichtet. Jetzt nun empfängt diese Erinnerung an Gustav III., die immer grofs war, weil er trotz seiner französischen Erziehung die Vorzeit mit so treuem Herzen ehrte, durch den richtigen Sinn und wohlbedachten Eifer, mit dem Hrn. Geijer die Gustavianische Hinterlassenschaft herausgegeben hat, eine Befestigung, die noch künftigen Geschlechtern zu Gute kommen wird.

K. G. Jacob.

Digitized by Google

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

IV.

Die römischen Tribus in administrativer Beziehung von Theod. Momsen, Dr. der Rechte. Altona, 1844.

Die vorliegende, dem Umfang nach nicht bedeutende, aber geistreiche und gelehrte Schrift gehört zu den interessantesten Erscheinungen der letzten Jahre auf dem Felde der römischen Antiquitäten, eben sowohl der in allen Theilen neuen und eigenthümlichen Forschung wegen, welche sich nur hie und da an vorhandene Untersuchungen anlehnt, auf entgegenstehende Meinungen aber selten ausführlicher eingeht, als der Form der Untersuchung nach, welche man musterhaft nennen kann, selbst wo sie den Vf. durch allseitig ausgeführte Consequenzen das Gebiet unsicherer Combination zu betreten genöthigt hat. Den Ausgangspunct der ganzen Untersuchung bilden die Aerartribunen, über welche bis zum Jahr 1838 ein vollständiges Dunkel geherrscht hat, das erst Madvig durch seine in diesem Jahr erschienene diss. de tribunis aerariis, abgedruckt in den opusc. alt. p. 242—263 erhellte, in welcher er zu dem Resultat gelangt, dafs die Aerartribunen eine Censusclasse sind, die in der lex Aurelia des Jahres 70 v. Chr. neben den Senatoren und Rittern dieselbe Stelle einnahm, als in der lex judiciaria des Augustus die ducenarii, d. h. die den halben Rittercensus besafsen. Auch Niebuhr hatte an zwei Stellen seiner römischen Geschichte (I, p. 464; II, p. 454) eine Ansicht über die Aerartribunen aufgestellt, an der einen offenbar irrend, da er aerarii als Genitiv nimmt, während es sicher ist, dafs der Titel im Singular tribunus aerarius lautet, wofür Plinius sagt tribunus aeris; an der andern die tribuni aerarii als Nachfolger derjenigen tribuni bezeichnend, welche, obgleich es darüber keine Nachricht giebt, der Natur der Sache nach als Vorsteher der einzelnen Tribus gedacht werden müssen. Madvig hat in der ersten Ausgabe seiner Dissertation diese Ansicht keiner Erwähnung gewürdigt; in der zweiten rechtfertigt er sich darüber dadurch, dafs Niebuhr einen Beweis nicht einmal versucht hat; aus demselben Grunde ist auch von Andern diese Meinung verworfen worden (S. z. B. Geib Gesch. des röm. Criminalproc. p. 200 n. 92). Den Beweis zu liefern hat Hr. M., der zu der Niebuhrschen Ansicht zurückkehrt, und das Madvigsche Resultat verwirft, unternommen, und zwar, da es an directen Zeugnissen über diesen Gegenstand gänzlich fehlt, durch eine Induction, bei welcher der Geschäftskreis der Tribusvorsteher, besonders in Beziehung auf die Erhebung des Tributums und die Soldzahlung ausführlich zur Sprache kommt. Dies ist der erste Theil und eigentliche Kern des Buches, weshalb Ref. auf diesen Theil etwas näher eingeht, die beiden folgenden Capitel der Abhandlung kürzer berührend.

Hr. M. beginnt nach einer Bemerkung über das Wesen der Tribus als einer localen Districtseintheilung mit der schwierigen Untersuchung über die Vermehrung der Tribus bis zur Vollendung aller 35. Bekanntlich ist nur der Ursprung der letzten 15 Tribus bei Livius der Zeit nach überliefert; über die älteren hat sich Niebuhr's, auf Dionys. 4, 15 basirte Ansicht, dafs Servius bereits 30 Tribus gebildet, dafs aber in Folge der Eroberungen des Porsenna eine Verminderung dieser Zahl eingetreten sei, da vor dem Jahr 259 der St. es nur 20 Tribus gab, im Allgemeinen Anerkennung verschafft, obwohl sie verschieden modificirt worden ist. (Burchardi Lehrb. d. röm. Rechts I, p. 51. Walter 2te Ausg. p. 31. Becker 2, 1, p. 168 u. A.). Hüschke hat sich zuerst entschieden dagegen erklärt, ohne indefs seiner eigenen Ansicht Geltung zu verschaffen; Hr. M. versucht ebenfalls durch eine scharfsinnige Combination die Entstehung der 35 Tribus anderweit zu erklären. Die Stelle des Dionysius ver-

Digitized by Google

werfend, in welcher er Ungenauigkeit des Ausdrucks findet, nimmt er mit Beziehung auf Liv. I, 43 an, dafs Servius nur 4 Tribus urbanae und daneben 26 pagi, nicht tribus, eingerichtet habe, und dafs später aus diesen pagis 16 neue Tribus gebildet seien. Ueber die Zeit, wann dies geschehen, findet er eine Nachricht in der bekannten Stelle Liv. 2, 21 Romae tribus una et viginti factae. An dieser Stelle ist in den besten Handschriften die Zahl verschrieben; sie haben una et triginta, was sich als falsch sofort herausstellt, da diese Zahl erst weit später erreicht wurde. Hr. M. aber findet den Ursprung dieser Corruptel nicht in einer blofsen Verschreibung, sondern in der absichtlichen Interpolation eines Correctors, welcher meinte, es seien von Servius 4, dann im Jahre 367 durch Hinzufügung von 4 neuen Tribus 35 gemacht worden, und daher vor 367 ein und dreifsig rechnete. Was thut daher Hr. M.? Er streicht die Zahl als ein Glossem und gewinnt die Lesart: Romae tribus factae. Wenn man bedenkt, dafs diese ganze Notiz nur einen Zweck hat, wenn sie sich auf die Vermehrung der Tribusanzahl bezieht, wie an allen andern Stellen Livius sagt eodem anno additae sunt duae (quatuor) tribus mit Bezug auf die vorhandene Zahl, dafs überdies una et viginti auch in der Epitome, und zwar dort mit guter Autorität steht, dafs endlich dem Corrector eine Art historischer Combination zugeschrieben wird, die man bei derartigen Glossatoren selten finden dürfte, so mufs man diese Art der Kritik um so mehr eine sehr willkührliche nennen, als der Verf. dieses Mittel einer auf historische Forschung basirten Interpolation noch mehrmals in derselben Art anwendet. Grade in dem einleitenden Abschnitte finden sich mehrere Stellen, in welchen auch die Interpolation unmöglich Billigung finden wird. Die eine ist die des Dionys. VII, 64 (p. 9), die, weil sie ein offenbares Falsum enthält, zu keiner Folgerung berechtigt, aus welcher jedoch der Verf. ein bestimmtes, seiner Ansicht gemäfses Resultat zu gewinnen sucht, die andre, Appian I, 49 (p. 11), hat neuerdings Kiene (der römische Bundesgenossenkrieg p. 343) wie Rec. meint, mit gutem Rechte gegen des Verf.'s neue Erklärung in Schutz genommen.

Wir haben diese Stellen angeführt, um von vorn herein an dem ersten Abschnitte anzudeuten, was wir bei einem späteren nochmals bemerken werden, dafs die sehr anregende Untersuchung des Verf.'s doch eines prüfenden Lesers bedarf, da die Art, wie von dem Verf. die gelegentlichen Bemerkungen der Alten zum Vortheil einer geistreichen Hypothese scharfsinnig ausgebeutet werden, zuweilen mehr beim ersten Lesen besticht, als bei eigener Prüfung überzeugt. Wir wollen indessen damit nicht die wesentlichen und ohne Zweifel bedeutenden Resultate verdächtigen, welche in der Hauptsache erreicht sind. Dies sind aber für diesen ersten Abschnitt namentlich folgende. 1. Die Tribus hatten, wie die griechischen Phylen, Vorsteher, welche tribuni hiefsen; wegen der andern Magistrate indefs, die denselben Titel führten (tribuni plebis, militum) wurde ihr Name geändert, und sie sind es, die als curatores tribuum oft erwähnt werden. 2. Jede Tribus hat 10 Curatoren. 3. Ihr Amt ist, Spenden an das Volk zu vertheilen, beim Census Hülfe zu leisten, insbesondre aber die Aushebung der Soldaten und die Kriegssteuer zu besorgen. Bei dieser Gelegenheit giebt der Verf. eine ausführliche und eindringende Untersuchung über das Tributum und die Geschichte des Stipendiums mit Benutzung von Huschke Serv. Tull. p. 488 ff., und gelangt zu der Ansicht, dafs auch vor dem Jahr 406 v. Chr. d. h. vor der Belagerung von Veji der Kriegsdienst nicht auf Kosten des Einzelnen, sondern auf Kosten der Tribus geschehen sei, dafs diese aufzubringen das Amt der curatores tribuum gewesen sei, und dafs diese curatores auch nach Einführung des vom Staate zahlbaren Soldes die Erhebung des tributum und die Auszahlung des Soldes nach dem Ende des Feldzuges später behielten, durch welche Entwickelung allerdings eine innere Wahrscheinlichkeit für die Niebuhrsche Hypothese gewonnen wird, dafs die tribuni aerarii mit diesen curatores tribuum identisch seien. 4. Die dritte Richterdecurie nach der lex Aurelia des Jahres 70 v. Chr. wird nicht nur aus den fungirenden Aerartribunen, deren es jährlich 350 giebt, sondern auch aus den gewesenen zusammengesetzt, bei welcher Annahme die Anzahl der Aerartribune zureicht. Sie bilden einen ordo eben in Folge des Rechtes, das sie durch die lex Aurelia erhielten, unter die judices gewählt zu werden. Vergleicht man diese Sätze, von denen der zweite erst im folgenden Abschnitt seine weitere Begründung erhält, mit der Madvigschen Ansicht, so haben sie das unbestreitbare Verdienst, die Frage über den Zusammenhang der alten tribuni aera-

Digitized by Google

rii, die nach den sicheren Zeugnissen des Cato, Varro, Festus mit dem Truppensolde zu thun hatten, mit der durch die lex Aurelia geschaffenen Richterdecurie der tribuni aerarii auf so vollständige Weise ihrer Lösung entgegengeführt zu haben, als dies bei einem so dunkeln und aller positiven Ueberlieferung entbehrenden Gegenstande irgend möglich ist, während die Madvigsche Abhandlung über die Art, wie die späteren tribuni aerarii zu diesem früher in ganz anderer Geltung vorkommenden Namen kommen, keinen Aufschlufs giebt. Ueber einen Punct scheint der Verf. etwas zu schnell hinweggegangen zu sein (p. 57) obgleich er einer Erörterung wohl bedurft hätte; wir meinen das Vorkommen der Aerartribunen in den italischen Städten, z. B. in der Präfectur Atina, in welcher eine ziemlich bedeutende Anzahl derselben von Cicero pr. Planc. 8 erwähnt wird. Nach Madvig's Ansicht hat dies keine Schwierigkeit. Nach Hrn. Momsen's Forschung sind in der Kaiserzeit die curatores tribuum als in Rom ansäfsig zu denken; auch zur Zeit der lex Aurelia konnten in das Richteralbum doch wohl nur Einwohner von Rom gewählt werden, und der Vf. scheint sowohl von den als curatores fungirenden, als von den gewesenen curatores tr. den Aufenthalt in Rom vorauszusetzen, da der von ihm beigebrachte Beweis über die für das Richteralbum ausreichende Anzahl der tribuni aerarii p. 57 sehr an Kraft verlieren würde, wenn man annehmen sollte, dafs dieselben zum grofsen, vielleicht zum gröfsten Theile in den zu ihrer Tribus gehörigen Landstädten wohnhaft gewesen wären. Wie demnach der Verf. über diesen Punct urtheilt, war um so mehr zu bemerken, als Madvig grade hierauf besonders aufmerksam gemacht, und in seiner Erörterung der Sache Rücksicht genommen hatte.

Das zweite Caqitel der Abhandlung, welches die Tribus als Grundlage der politischen und militärischen Centurienverfassung betrachtet, führt uns in ein Gebiet, das dem Scharfsinn unserer Gelehrten seit längerer Zeit reichlichen Stoff gewährt hat, ohne dafs ein bestimmter Abschlufs der Untersuchung bis jetzt gelungen wäre. Hr. M. beginnt diesen Abschnitt mit einer kurzen Darstellung der servianischen Centurienverfassung, ohne sich — wofür ihm viele seiner Leser dankbar sein werden — auf eine Widerlegung der über diesen streitigen Gegenstand in so verschiedener Weise vorgebrachten Ansichten einzulassen. Seine eigene geht dahin, dafs auch Peter's (Epochen p. 66—70) Behandlung der bekannten Ciceronianischen Stelle Rep. II, 22, wonach die Stelle unverändert bleibt, ihre Uebelstände habe, und dafs bei Cicero eine Emendation der Zahlen nothwendig sei, wozu wir denn einen neuen und in der That scharfsinnig begründeten Vorschlag erhalten. Wir glauben, dafs auch dieser noch nicht der letzte sein werde, billigen indefs vollkommen das Urtheil des Hrn. Verf.'s, dafs auch eine Emendation der Stelle annehmlicher ist, als die Verwerfung der Autorität Ciceros in dieser Sache, wie sie neuerdings Becker II, 1, p. 207 n. 426 ausgesprochen hat. Von noch gröfserer Schwierigkeit ist die bereits berühmte Controverse über die Reform der Centurienverfassung, für welche Hr. M. aus freilich späteren Inschriften neue, sehr beachtungswerthe Quellenzeugnisse zu gewinnen und allseitig zu benutzen gewufst hat. Das Resultat seiner Untersuchung betrifft sowohl die Art als die Zeit dieser Reform. In Betreff der Letztern entscheidet sich der Verf. abweichend von Peter, der sie in die Zeit der Decemvirn, so wie von Gerlach, der sie 220 v. Chr. setzt, für das Jahr 241 v. Chr., in welches die Erfüllung der 35 Tribus fällt, indefs möchte diese neue Combination kaum für sicherer, als die bereits versuchten, zu halten sein. Die Data sind über diesen Punct so vollkommen unzureichend, dafs man ein bestimmtes Jahr zu erlangen wird aufgeben müssen. In Betreff der Art der Veränderung nimmt der Verf. an, dafs sie nach der Vollendung der 35 Tribus folgendermafsen Statt fand. Jede der 35 Tribus zerfällt in 2 Hälften, die tribus seniorum und die tribus juniorum; jede dieser Halbtribus enthält 5 Centurien nach den 5 Censusklassen, welche innerhalb der Tribus unterschieden werden. So hat jede Tribus 10 Centurien, oder umgekehrt jede Klasse 70 Centurien; d. h. es giebt ihrer 350. Hiezu 18 Rittercenturien, nebst den centuriis fabrum, liticinum u. s. w. gerechnet, erhält man 373 Centurien. Dieser im Wesentlichen schon von Pantagathus aufgestellten, neuerdings fast allgemein gebilligten Ansicht (s. Peter Epochen p. 44. Walter R. R. 2te Ausg. § 112. Burchardi L. d. R. R. I, p. 114) hat Hr. M. eine neue Bestätigung durch die Bemerkung gegeben, dafs in späterer Zeit überall, wo die Tribus in Inschriften als Gesammtheiten auftreten, nicht die ganzen Tribus erscheinen, sondern die Halbtribus der

Digitized by Google

juniores oder seniores, wodurch zugleich die Erklärung der dieser ganzen Untersuchung zu Grunde liegenden Stelle Liv. I, 43 „Nec mirari oportet, hunc ordinem, qui nunc post expletas V et XXX tribus duplicato earum numero centuriis iuniorum seniorumque est, ad institutam a Ser. Tullio summam non convenire" dahin gesichert wird, dafs man die verdoppelte Zahl von den 70 Halbtribus zu verstehn hat. Unter den von Hrn. M. benutzten Inschriften bilden besonders fünf in den Jahren 1547 und 1548 auf dem römischen Forum gefundene, der tribus Suburana juniorum angehörige, und unter diesen wieder besonders zwei (Grut. 239, 3 und 104, 6) den Ausgangspunct einer in allen Theilen neuen Forschung. Die erste Inschrift, eine dem Kaiser Vespasian im J. 70 dedicirte Basis, enthält ein Verzeichnifs der bei der Errichtung des Denkmals betheiligten Tribusmitglieder — denn für ein album der Tribus, wie es der Censor hatte (Ascon. in divin. p. 103 Or.) wird man dies Verzeichnifs schwerlich halten können — geordnet in acht Centurien, wovon fünf auf der einen Seite der Basis, drei auf der andern stehn; die zweite Inschrift, auf dieselbe Zeit und Tribus bezüglich, enthält wieder acht Curatores tribus. Hieraus schliefst der Verf.: 1) Jede Halbtribus hat in dieser spätern Zeit 8 Centurien und 8 Centurionen. 2) Diese sind identisch mit den 8 Curatores der tribus. Merkwürdig ist die vom Verf. p. 83 zum Beweise dieser Identität beigebrachte Stelle des Julian or. III. p. 129 Spanh. obwohl sie nicht ganz so klar ist, als es nach dem Citat des Verf.'s erscheint. Sie heifst nämlich: Ἐξῆν δὴ οὖν — μεμνῆσθαι — καὶ τῆς παρασκευῆς τὴν πολυτέλειαν· ὁπόσα τε ἔνειμε (Eusebia) τῶν φυλῶν τοῖς ἐπιστάταις καὶ ἑκατοντάρχαις τοῦ πλήθους ἀπαριθμήσασθαι. Hr. M. citirt diese Stelle mit Auslassung der Worte τοῦ πλήθους und fügt hinzu: „dafs die tribuum curatores und die centuriones dieselben Personen sind, zeigt der fehlende Artikel nach καὶ; nirgends wird die doppelte Stellung dieser Magistrate so gradezu ausgesprochen wie hier," wobei er offenbar τῶν φυλῶν auch mit ἑκατοντάρχαις verbindet. Vielleicht ist indefs wirklich zu lesen τῷ πλήθει. 3) Wie zu den den 5 Klassen entsprechenden fünf Centurien der Halbtribus noch drei neue von geringerem Range gekommen sind, erklärt der Verf. aus der Militärverfassung, in welcher er Spuren derselben Veränderung findet. Aus dem bekannten Berichte des Polybius nämlich geht hervor, dafs die von Servius als Proletarier, d. h. unter 11,000 As Geschätzten, nur als solche vom Kriegsdienst Freien zu Polybius Zeit zum Kriegsdienst ebenfalls gezogen wurden, und zwar, wie bereits Lipsius de militia Rom. I, 2 bemerkt, Hr. M. aber auf allseitige Weise, besonders durch die Betrachtung der Censussätze selbst gezeigt hat, in der Art, dafs die zwischen 11,000 — 4000 As Geschätzten noch in der Legion, die zwischen 4000 — 1500 Geschätzten als Seesoldaten, endlich die zwischen 1500 — 375 als Reserve dienten. Bringt man diesen, für die Heeresverfassung sich mit ziemlicher Evidenz ergebenden Satz, der übrigens auch in der fortwährenden Nothwendigkeit der Truppenvermehrung eine bedeutende Stütze findet, mit den erwähnten Inschriften in Verbindung, welche 8 Centurien d. h. 8 Censusklassen in der Halbtribus erwähnen, so bietet sich die Vermuthung dar, dafs die für den Kriegsdienst eingeführte Erweiterung der Servianischen Klassen eine Rückwirkung auch auf die politische Eintheilung des Volkes gehabt habe, eine Vermuthung, die, so neu und auffallend sie scheint, doch einer fortgesetzten Prüfung im höchsten Grade würdig ist. Der Verf. hat zwar selbst, nachdem er durch eine gesonderte Betrachtung zuerst der politischen Centurienverfassung, sodann der Heereseinrichtung zu dem erwähnten Resultate gelangt ist, den Zusammenhang zwischen beiden in der Einzelheit des ganzen Organismus nachzuweisen und zu zeigen gesucht, wie ursprünglich „die Stimm- und Schlachtordnung" identisch war, wie aus den Tribus nach den Klassen die Legion ausgehoben wurde, die ursprünglich zugleich eine politische und militärische ist, so lange nämlich nur die Bürger der fünf Klassen dienen; wie sodann eine Differenz zwischen dem politischen und dem militärischen Heere entsteht, seitdem ein Theil der unter der fünften Klasse Censirten zum Kriegsdienst gezogen wurde, und wie in Folge dessen auch für die politische Eintheilung der Bürger eine Aenderung eintrat, indem man die sechste, siebente und achte Klasse ebenfalls in 70 Centurien theilte (p. 149); wir können indefs auf diesen an sich höchst interessanten Abschnitt nicht eingehn, da er, den Boden historischer Ueberlieferung gänzlich verlassend, sich auf dem freiesten Felde der Combination bewegt, und an Huschkes Hypothesen erinnert, an welchen der Verf. p. 67 die tiefe Innerlichkeit und gründliche Durchführung nach allen Seiten des politischen Lebens hin und in allen Consequenzen mit Recht bewundert, und welche jedenfalls das Verdienst haben, in den innersten Oganismus der Verwaltung einen tiefen Blick zu eröffnen, die man indefs für historisch begründete Resultate unmöglich halten kann.

Das dritte und letzte Capitel des Buches behandelt die Tribus der Kaiserzeit, welche, zu städtischen Corporationen geworden, besonders in Beziehung auf die Getreidespenden Wichtigkeit haben, weshalb der Verf. auf deren Geschichte und Einrichtung ausführlich eingeht. Unter dem vielen bedeutenden, welches auch dieses Capitel enthält, ist besonders interessant und auch für die Epigraphik wichtig die Nachweisung, wie die Tribus in eine vollkommen corporative Form übergehn, woraus sich die Ausdrücke corpus seniorum und juniorum von der Halbtribus erklären, über welche man bisher ziemlich unsicher war (S. noch Huschke Serv. Tull. p. 619 not. 14).

J. Marquardt.

Digitized by Google

№ 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

V.

Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus von Heinrich W. J. Thiersch, Dr. phil. et theol. ordentl. Prof. der Theol. an der Universität Marburg. Bd. I. Erlangen, 1846.

Wir müssen das Unternehmen des Verfassers, dessen ernster, christlicher Geist wahre Achtung einflöfst, als ein durchaus zeitgemäfses und durch die Zeit gefordertes erkennen, den Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus in einer umfassenderen, genetischen Entwicklung zu betrachten, ihn auf seine letzten Gründe zurückzuführen und denselben von einem höheren, über das Beschränkte jenes Gegensatzes erhabenen, in der vollen Mitte des Christenthums selbst begründeten Standpunct zu beurtheilen. Der Verfasser hat darin Recht, dafs die Zeichen der Zeit zu einer neuen Untersuchung dieses Gegenstandes auffordern. Jene Befangenheit, mit welcher ehemals die Erscheinungen des Katholicismus von protestantischer Polemik betrachtet wurden, kann nicht mehr bestehn. Ein tieferes und freieres Eindringen in das Wesen des Christenthums, ein mehr ausgebildeter Sinn für historische Anschauung läfst auch in den Erscheinungsformen des Katholicismus das Walten des christlichen Geistes erkennen. Es ist dem christlichen Bewufstsein Bedürfnifs, den Zusammenhang mit allem Verwandten, auch im Mittelalter und in allen Erscheinungen der römischen Kirche aufzusuchen. Eine wissenschaftliche Geschichtsbetrachtung wird in dem Papstthum nicht mehr das blofse Reich des Antichrist, in dem römischen Katholicismus nicht den plötzlichen Abfall von dem apostolischen Christenthum wahrnehmen, sondern in dieser Entwicklungsform eine länger vorbereitete, relativ nothwendige Phase in dem Entwicklungsprocefs des Christenthums erkennen lassen. Auch darin müssen wir dem Verf. beistimmen, dafs man von beiden Theilen aufgefordert sein sollte, sich über das Verhältnifs zu einander ruhiger zu verständigen und in der Anerkennung des gemeinsamen christlichen Grundes einander die Hand zu reichen, weil dieser Gegensatz jetzt ein untergeordneter wird in dem Verhältnifs zu dem allgemeinsten und am tiefsten eingreifenden Gegensatz, der die moderne Bildung bewegt, dem Gegensatz des Offenbarungsglaubens und der offenbarungsleugnerischen Vernunftautonomie, oder wie dieser Gegensatz sich immer schroffer entwickelt, dem Glauben an einen überweltlichen Gott und seine Offenbarung und der Selbstvergötterung der verweltlichten Vernunft. Dem gemeinsamen Feinde gegenüber sollten allerdings Diejenigen, welche in dem wichtigsten Moment dieses Gegensatzes mit einander übereinstimmen, einer über den untergeordneten Gegensatz erhabenen höheren Einheit sich bewufst sein. In allem Diesem bezeugen wir dem würdigen Verf. unsre Uebereinstimmung und wir freuen uns, solche Wahrheiten auf eine rücksichtslose und schlagende Weise von ihm ausgesprochen zu sehn. Auch darin müssen wir ihm Recht geben, dafs es Zeit ist, die Reformation selbst unbefangner zu beurtheilen, ihre Mängel, welche zur historischen Erklärung spätrer Uebel der protestantischen Kirche zu erkennen wichtig ist, unbefangen aufzusuchen, — wenngleich diese Mängel nicht in dem Princip der Reformation selbst, sondern in dem Zufälligen der ersten Erscheinungsformen desselben begründet sind. Wir werden z. B. mit dem Verf. darin übereinstimmen, dafs der Art, wie das reformatorische Princip zuerst als Dogma sich aussprach, eine gewisse Ueberschätzung der dogmatischen Form sich anschlofs und daher eine gewisse Einförmigkeit, welche den Reichthum der Mannichfaltigkeit religiöser Entwicklungen, wie wir sie in der mittelalterlichen Kirche bewundern, nicht aufkommen liefs. In einer Zeit, in welcher das Bedürfnifs nach einer

Digitized by Google

Wiedergeburt der protestantischen Kirche sich immer lebendiger regt, entsteht daher immer mehr die Anforderung, dafs der Protestantismus sich seines wahren Princips und der in seiner bisherigen Entwicklung begründeten Mängel, um dieselben für die Zukunft meiden zu lernen, bewufst werde. Für ein wichtiges, wahrhaft zeitgemäfses Wort müssen wir es auch erklären, wenn der Verf. S. 24 sagt: „Die Religion wird und mufs wieder reine Sache der persönlichen Freiheit werden, wie sie es am Anfange der Geschichte des Christenthums war." Wir müssen ihm darin beistimmen, wenn er die völlige und offne Lösung des Religiösen vom Politischen verlangt, wenn er sagt, dafs das, was man einen christlichen Staat nenne, den Wurm der Unwahrheit in seinem Innern trage, womit freilich noch nicht gefordert ist eine solche Trennung der Kirche vom Staate, wie sie in den vereinigten Staaten von Nordamerika besteht. Es ist aber gewifs, dafs das Christenthum nur in der Form einer vom Staat unabhängigen Kirche, nicht in der Form eines Staates, wahrhaft verwirklicht werden kann. Wir verstehn unter der Kirche nicht eine Priester- oder Klerus-Kirche, sondern die von innen heraus aus der freien Ueberzeugung gebildete Gemeinde, die allmälig vom Geiste aus ihren Einflufs auch auf das aufserhalb derselben Bestehende verbreiten wird.

Nun müssen wir uns aber über Dasjenige aussprechen, worin wir im Gegensatz mit der ganzen Betrachtungsweise des Vf.'s uns befinden. Es wird genug sein, dies hervorzuheben, ohne dafs wir dem Verf. in der weitern Entwicklung nachzufolgen Zeit und Lust hätten. Wir haben hier Puncte zu berühren, welche mit dem, worüber wir uns bei andern Gelegenheiten in dieser Zeitschrift ausgesprochen haben, verwandt sind.

Der Verf. findet den Hauptgegensatz zwischen beiden Confessionen in der Lehre von der Kirche. Dieses könnten wir gelten lassen. Wenn wir nun aber behaupten müssen, dafs das Irrthümliche des römisch-katholischen Standpunctes von Anfang an herrührt von einer Veräufserlichung des Begriffs von der Kirche und vom Reiche Gottes, wodurch ein Rückschritt zu dem alttestamentlichen Standpunct gegeben war, und wenn wir daher dem Protestantismus das volle Recht der wiederhergestellten reinen Verinnerlichung zuerkennen müssen, so glaubt der Verf. hingegen Recht und Unrecht auf beiden Seiten zu sehn, einseitige Veräufserlichung und einseitige Verinnerlichung. Er findet das Unrecht des Protestantismus in der Art, wie der Begriff der unsichtbaren Kirche hier hervorgehoben worden, wenngleich er diesem Hervorheben im Gegensatz gegen die damalige römische Kirche und die bisherige Erscheinungsform der Kirche auf Erden überhaupt ein gewisses Recht zuschreibt. Der Verf. leitet nämlich den Begriff der unsichtbaren Kirche ab aus dem Mangel der Befriedigung in der Betrachtung des dermaligen Zustandes der Kirche, dem Bewufstsein des Zwiespaltes zwischen der Idee und Erscheinung. Daher sei es gekommen, dafs der unbefriedigte Geist in das Ideale sich geflüchtet habe. Die römisch-katholische Kirche habe darin geirrt, diesen Zwiespalt zwischen der Idee und der Erscheinung nicht zu erkennen, darin, dafs sie in der dermaligen Erscheinungsform die wahre Kirche zu haben meinte; sie habe aber Recht gehabt in der Protestation gegen eine blofs ideale Kirche, gegen das blofs Jenseitige. So sollten daher beide Standpuncte sich ergänzen und versöhnen in der verwirklichten Idee einer wahren Kirche, welche dann wieder die wahrhaft katholische sein werde, d. h. der Wiederherstellung der apostolischen Kirche. Dieses, meint der Verf., sei das Ziel wohin die Entwicklung der Kirche strebe und wodurch die Ueberwindung jenes bisher nothwendigen Gegensatzes werde herbeigeführt werden.

Hier aber müssen wir gegen den Verf. schlechthin Protest einlegen. *Wir müssen den Begriff der unsichtbaren Kirche für das unveräufserliche Kleinod des ächten Protestantismus erklären* und behaupten, dafs ein *ächter* Katholicismus eben nur aus dem Bewufstsein der alle untergeordneten Differenzen geschichtlicher Entwicklung überwiegenden und überwältigenden Einheit der unsichtbaren Kirche hervorgehn kann. Eine *blofs* unsichtbare Kirche wäre freilich ein Unding. Wo die unsichtbare Kirche vorhanden ist, d. h. wo Menschen verbunden sind durch den Glauben an den Einen Erlöser und durch seinen Geist, wird das unsichtbare Wesen, welches zuerst die Einheit bildet, auch eine in der geschichtlichen Entwicklung bedingte Erscheinungsform gewinnen; nur ist es immer wichtig, dafs wir Wesen und Form auseinanderhalten, wichtig, dafs wir uns immer dessen bewufst bleiben, wie die Kirche nicht von aufsen her sich gebildet hat, nicht an gewisse äufserliche Formen noth-

Digitized by Google

wendig gebunden ist, sondern von wahrhaft realen Thatsachen des Geistes ausgeht, welche stets dasselbe bleiben in allen Jahrhunderten und von denen die neue Schöpfung des Christenthums immer ausgehen kann und sich immer verjüngend allein ausgehen wird. Einer solchen Thatsache verdankt ja die Kirche ihr Dasein, der Ausgiefsung des heiligen Geistes, älter als jede kirchliche Organisation. Wenn man diesen Begriff der unsichtbaren Kirche einmal aufgiebt, wird immer wieder die Gefahr einer solchen Veräufserlichung wie diejenige, aus der die römische Kirche hervorgegangen ist, sich erneuern. Dieser Begriff der unsichtbaren Kirche ist wichtig als Gegensatz gegen Romanismus und Byzantinismus, Hierarchie und Staatsreligion, gegen die Anmafsung einer alleinseligmachenden Kirchenverfassung, wie einer alleinseligmachenden Glaubenslehre. Wir wiederholen die goldnen Worte unsres herrlichen Schelling in seiner Vorrede zu Steffens nachgelassenen Schriften: „Der Protestantismus suchte die unsichtbare Kirche, an deren Stelle sie verdrängend die äufsere und sichtbare sich gesetzt hatte. Wir können auch sagen, er suchte die wahre Kirche, deren wesentliches Attribut die Einheit und Allgemeinheit ist. (Wobei Schelling mit vollem Rechte hinzu setzt: „Er hat das una und catholica nicht aufgegeben, sondern für die ecclesia invisibilis festgehalten"). Die Allgemeinheit als blofs äufsere würde immer nur eine zufällige und daher nicht die wahre sein können. Die wahre Allgemeinheit kann nur die innere und wesentliche sein, die beruht auf der absoluten Allgemeinheit der christlichen Principien selbst."

Wenn der Verf. meint, der Begriff der unsichtbaren Kirche sei aus dem Bewufstsein des Gegensatzes zwischen der Idee und Erscheinung hervorgegangen, so müssen wir ihm freilich darin Recht geben. Nur darin können wir ihm nicht beistimmen, und darin finden wir eben seinen Grundirrthum, wenn er meint, dafs dieses Bewufstsein nur in dem Abfall der Kirche von seinem apostolischen Urbilde seinen Grund habe und daher nur eine Aufforderung zur Wiederherstellung dieses Urbildes darin liege, womit auch der Begriff der unsichtbaren Kirche sein Recht verlieren würde. *Diesen Gegensatz müssen wir vielmehr betrachten als einen im irdischen Entwicklungsprocefs des Christenthums immer nothwendigen*, weshalb eben auch das Christenthum immer nur protestirend von der Idee der unsichtbaren Kirche aus gegen trübende Einmischungen des Weltgeistes sich verwahren kann. Nur wenn einst das Stückwerk dem Vollkommenen weichen, die Erscheinung der Idee vollkommen entsprechen, das Reich Gottes auf Erden vollkommen verwirklicht sein wird, nur dann wird jenes Bewufstsein nicht mehr vorhanden sein können und also auch der Begriff der unsichtbaren Kirche sein Recht verloren haben. So lange aber die Christen werden sagen müssen: „Unser Leben ist verborgen mit Christo in Gott; es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden," wird auch das Christenthum nur durch das stets gegenwärtige Bewufstsein des Unterschiedes zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Kirche rein bewahrt und geläutert werden können. Wenn auch der Name einer unsichtbaren Kirche nicht ausdrücklich im neuen Testamente vorkommt, wie überhaupt ja in dem neuen Testamente die Sprache des Lebens, nicht die der wissenschaftlichen Begriffsbestimmung und Unterscheidung vorherrscht, so läfst sich doch das Recht zu einer solchen Unterscheidung, wie zu allen probehaltigen dogmatischen Begriffen aus dem neuen Testamente nachweisen. Freilich gehn die Apostel von dem idealen Standpuncte aus. Sie betrachten die Wirklichkeit in ihrem Einklange mit der Idee, wie es geschehn mufste, um die Idee ins Leben einzuführen; aber wenn sie einmal den empirischen Standpunct ins Auge fassen, mufste ihnen auch der Gegensatz zwischen der Erscheinung und der Idee entgegentreten. Der Apostel Paulus redet von der Kirche als von dem Leibe Christi, was doch eben nur von Denjenigen gilt, in welchen das christliche Princip wahrhaft vorhanden ist, oder welche mit Christus in Gemeinschaft stehen, d. h. mit andern Worten solche Mitglieder der sichtbaren Kirche, welche der unsichtbaren angehören. Es konnte ihm aber, wenn er auf manche empirische Erscheinungen hinblickte, nicht entgehn, dafs keineswegs bei allen Mitgliedern der sichtbaren Kirche jene Erfordernisse vorhanden waren und also keineswegs alle dem Leibe Christi angehören, wie er selbst daher sagt 2 Tim. 2, 20: „In einem grofsen Hause (der sichtbaren Kirche offenbar) giebt es Gefäfse der Ehre und Unehre." Und er bezeichnet als diejenigen, welche unwandelbar der Kirche angehören, Solche, die das Siegel tragen: „Der Herr kennt die

Digitized by Google

Seinen, und Es meide das Unrecht jeder, der den Namen des Herrn nennt;" also eine innerlich unsichtbare Thatsache, die freilich auch äufserlich sich darstellen mufs, bezeichnet die Mitglieder der Kirche in *dem* Sinne, wie sie von jenem grofsen Hause Gottes verschieden ist, d. h. der unsichtbaren Kirche. Und das himmlische Jerusalem, das freie, unsre Mutter, ist allerdings nichts anders als die göttliche Lebensgemeinschaft, die unsichtbare Kirche. Diese unsichtbare Kirche zeigte ja schon in der apostolischen Zeit grofse Verschiedenheit in ihrer äufserlichen Erscheinungsform, eine solche, die dem Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus verwandt ist, die an den jüdischen Gebräuchen festhaltende Form der Kirche und die unabhängig von denselben sich entwickelnde. Und doch sollte bei dieser in der Erscheinung hervortretenden Differenz die im Innern, in jener Einen geistigen Thatsache des Glaubens gegründete Einheit, die Einheit der unsichtbaren Kirche festgehalten werden. Und wenn unser Herr Christus sagt, dafs wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt seien, er mitten unter ihnen sei, so bezeichnet er eben damit jene vom unsichtbaren Wesen aus zu stiftende Gemeinschaft, welche unabhängig von allen äufserlichen Formen unter allen Verhältnissen, wo nur der Glaube an ihn vorhanden ist, sich bilden kann. Er bezeichnet eben somit das Wesen der unsichtbaren Kirche.

Wie wir dem Verf. nicht zugeben können, dafs irgend eine Erscheinungsform der Kirche vor der Vollendung des Reiches Gottes auf Erden die Unterscheidung der sichtbaren und unsichtbaren Kirche überflüssig machen werde, so können wir auch darin nicht einstimmen, dafs die Wiederherstellung der apostolischen Kirche dieses zu Stande bringen könne. Denn auch vom Standpuncte der apostolischen Kirche würde diese immer festgehalten werden müssen, wie von dem Standpuncte jeder sichtbaren Kirche, bei welcher die Unterscheidung zwischen Idee und Erscheinung immer noch nothwendig bleibt. Und wir können auch nicht darin einstimmen, dafs eine solche Wiederherstellung möglich sei, oder ein zu erstrebendes Ziel sein könne. Wenngleich alle Principien für die Gestaltung der christlichen Lehre und des christlichen Lebens aus dem Unterrichte der Apostel abzuleiten sind, so kann es doch eben so wenig die Aufgabe sein, die Form der apostolischen Kirchenverfassung buchstäblich wiederherzustellen, als die apostolischen Begriffe in derselben Form in die christliche Glaubenslehre einzuführen. Der Standpunct der apostolischen Entwicklung war auch ein geschichtlich bedingter, in welchem das Zufällige vom Nothwendigen zu unterscheiden ist. Und so wird in jeder neuern Form Alles geschichtlich bedingt sein müssen. Neue geschichtliche Bedingungen machen auch eine neue Form nothwendig. Nur dem Principe und dem Geiste nach müssen wir uns die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse durch die Apostel zum Muster nehmen. Wenn wir aber meinten, durch Herstellung derselben Kirchenämter und Einrichtungen die apostolische Kirche wiederherzustellen, würden wir uns in einem grofsen Irrthum befinden. Ist nur der apostolische Geist da, so wird derselbe auch seine den jetzigen Zeitbedingungen entsprechende Form finden, wie er sie unter andern Bedingungen in der apostolischen Zeit zu finden wufste. Es läfst sich ja deutlich wahrnehmen, wie dieser Entwicklungsgang der Kirche ein nur unter den zufälligen Bedingungen so gewordner war. Der Geist allein, der von der durch den Glauben vermittelten realen Gemeinschaft mit dem lebendigen Christus ausgeht, ist das ewig Bleibende, was unter wechselnden Verhältnissen als das immer gleiche gestaltende Princip sich zu erkennen giebt. In der Verfassung der Kirche giebt es nichts absolut Nothwendiges. Keine Form rührt von Christus her, selbst nicht die Einsetzung eines Lehramts oder einer Kirchenleitung. Man darf keineswegs von der Einsetzung der Apostel die Einsetzung eines solchen Lehramts ableiten. Die Apostel waren eben nur Missionare, durch welche die Kirche gegründet werden sollte, und sie stehen in dem eigenthümlichen Verhältnisse zu ihrer Zeit und jeder Zeit, dafs sie allein die nothwendige Vermittlung bilden für die Gemeinschaft mit Christus, um von ihm selbst das Wort der Wahrheit abzuleiten. Wenn sie nicht seine treuen und reinen Organe wären, würde uns Christus fremd bleiben. Eben deshalb ist es uns so wichtig, dafs, da wir sie selbst durch ihr lebendiges Wort nicht hören können, ihre Schriften uns dessen Stelle vertreten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus von Heinrich W. J. Thiersch.

(Schlufs.)

Deshalb müssen wir eben auch mit dem materiellen Princip des Protestantismus das formelle festhalten, welches beides, statt eine Zweiheit zu sein, vielmehr nur zwei Beziehungen des einen Princips, das Christus ist, bezeichnet. Deshalb können wir auch alles Das, was der Verf. neueren Tendenzen sich anschliefsend zur Empfehlung der Tradition sagt, nicht gelten lassen, wie auch dieser Begriff immer modificirt sein möge. Als Zeugnifs von der unwandelbaren christlichen Wahrheit wird uns die Tradition aller Jahrhunderte wichtig sein; aber um sie als Zeugnifs benutzen zu können, müssen wir zuerst Christus durch die Apostel zu uns reden gehört haben. Also, um wieder auf das Gesagte zurückzukommen, auch eine göttliche Einsetzung des Lehramtes in der Kirche läfst sich nicht erweisen. Die Einsetzung der Apostel könnte nur davon zeugen, dafs es nie an Missionaren fehlen darf, bis das Evangelium überall ausgebreitet worden. Die relative Nothwendigkeit eines Lehramtes und andrer Kirchenämter wird sich nur aus den Bedingungen, unter denen sich das Christenthum in der menschlichen Natur, unter denen sich die christliche Gemeinschaft entwickelt, erweisen lassen. Der Verf. beruft sich zwar auf Ephes. 4, 11 als Beweis für die Einsetzung solcher Kirchenämter durch Christus und die Nothwendigkeit ihrer Wiederherstellung in einer ächten apostolischen Kirche. Aber mit Unrecht; denn an dieser Stelle ist eben nur von dem die Rede, was sich unter den damaligen Verhältnissen geschichtlich entwickelt hatte, was aber Paulus, insofern diese geschichtliche Entwicklung eine durch Christus beseelte, von seinem Geiste geleitete war, als durch Christus selbst eingesetzt bezeichnen konnte. Dasselbe würde sich auch sagen lassen von jeder kirchlichen Organisation zu jeder Zeit, in der Christus wirksam wäre. Allerdings in dem, was an jener Stelle von den verschiedenen Charismen gesagt ist, wie überhaupt in dem, was im neuen Testamente von den Charismen gesagt worden, ist die relative Nothwendigkeit gewisser Aemter, die diesen Charismen entsprechen, nachgewiesen; es ist aber dies eben nur eine rein innerliche, in den Gesetzen der menschlichen Natur begründete Nothwendigkeit, woraus nicht erhellt, dafs die Charismen und die denselben entsprechenden Aemter zu allen Zeiten dieselben sein müfsten. Auch hier wird nur die Identität des Einen Princips, von dem alle Charismen ausgehn, des heiligen Geistes festzuhalten sein; und wo dieser nur wirksam ist, was von dem Glauben an den Erlöser ausgeht, wird er auch die dem von ihm beseelten Entwicklungsgang der Kirche entsprechenden Charismen und ihre Thätigkeitsformen erzeugen. Darin, dafs vor Allem zur Wiedergeburt der Kirche eine neue Ausgiefsung des heiligen Geistes uns Noth thue, wie alle grofsen schöpferischen Epochen in der Entwicklung der Kirche davon ausgegangen sind, darin werden wir mit dem Verf. einstimmen; aber nach dem Gesagten keineswegs darin, dafs eine solche durch Wiederherstellung ächter apostolischer Formen zu vermitteln sei. *Nur durch Verinnerlichung unsers ganzen Wesens, das Verlangen des Herzens, welches dem Reich Gottes Gewalt anthut, demüthige Hingabe an den Herrn und inniges Gebet* können wir darnach streben, unabhängig von allen äufserlichen Dingen und Geberden, auf welchen das Wesen des Reiches Gottes nicht ruht.

Wenn der Verf. die räthselhafte Erscheinung meint erklären zu müssen, wie die Kirche aus jenem paradiesischen Zustand der apostolischen Zeit herabgesunken sei, so können wir ihm eben in der Voraussetzung dessen, was er zu erklären sucht, nicht beistimmen. Wir brauchen nur in die apostolischen Briefe einen

Digitized by Google

Blick zu werfen, um diese Voraussetzung widerlegt zu sehen. Allerdings werden wir dieses zugeben: eine solche schöpferische Kraft des heiligen Geistes, wie in den grofsen apostolischen Eigenthümlichkeiten, finden wir nirgends wieder. Auffallend ist hier der Abstand zwischen dem Apostolischen und Nachapostolischen. Dieses zeugt von dem eigenthümlichen Zusammenhange zwischen Christus und den Aposteln, von der Macht des von seiner Persönlichkeit ausgehenden Geistes über Diejenigen, welche einen unmittelbaren Eindruck von ihm empfangen haben und in einer unmittelbareren Beziehung zu ihm standen. Auch dies werden wir zugeben, dafs gewisse eigenthümlich schöpferische Wirksamkeiten des heiligen Geistes, wie sie in einzelnen Charismen sich darlegen, was mit dem Gesagten zusammenhängt, besonders dieser ersten Zeit des in die Menschheit eintretenden neuen göttlichen Lebens eigenthümlich waren. Wir können aber auch die Wiederherstellung dieser Charismen nicht für etwas Nothwendiges oder Wünschenswerthes halten. Wir betrachten es eben als das Unterscheidende der ganzen nachfolgenden Entwicklung der Kirche, dafs jenes unmittelbar Schöpferische mehr zurücktreten und derselbe Geist sich von nun an in der Form der naturgemäfsen menschlichen Entwicklung durch die von ihm beseelten natürlichen Organe und Mittel offenbaren sollte. Sonst finden wir ja in der apostolischen Zeit dieselben Trübungen des christlichen Lebens, wie sie aus dem Verderben der menschlichen Natur immer wieder hervorgehn. Wir brauchen ja nur die Korinther-Briefe zu lesen. Die Trübungen mufsten desto gröfser sein, weil bei der Macht, mit der die christliche Begeisterung wirkte, auch viele Elemente angezogen werden mufsten, die nur scheinbar von einem christlichen Geiste berührt worden, und von denen desto gröfsere Verfälschungen desselben ausgingen. Es konnte ja ferner nicht anders sein, als dafs in den neu gegründeten Gemeinden der christliche Geist mit den Reactionen des jüdischen und heidnischen Standpunctes am heftigsten kämpfen, am meisten von denselben leiden mufste, wie die apostolischen Briefe einem Jeden davon zeugen. Die Keime aller in der nachfolgenden Zeit entwickelten Irrthümer wird der Verf. selbst in dem apostolischen Zeitalter erkennen und immer mehr hervorschiefsen sehn. Auch hier bildet Alles einen natürlichen Uebergang, und wir finden nichts, was einer besonderen Erklärung bedürfte, wenn wir uns nicht Knoten machen wollen, um sie zu lösen.

Wie wir mit der übertriebenen Ansicht des Verf.'s von dem Zeitalter der apostolischen Kirche nicht übereinstimmen können, so müssen wir auch seiner einseitigen und willkürlichen Ansicht von der Kirche des zweiten und dritten Jahrhunderts auf das Entschiedenste wiedersprechen. Er sagt: „Im apostolischen Zeitalter verhielten sich Kirche und Häresis schlechthin wie Licht und Finsternifs. Im Kampf der Kirche des zweiten Jahrhunderts, war, was auch protestantische Entstellungen der Geschichte jener Zeit sagen mögen, auf der Seite der Gnostiker die allerentschiedenste Unwahrheit, auf Seiten der Kirche Wahrheit und heiliges Recht." Erst bei den Montanisten will er die Reihe derjenigen Kirchenspaltungen, welche ein relatives Recht für sich hätten, erkennen. Diesen schroffen Gegensatz von Wahrheit und Irrthum in dem Verhältnifs von dem Häretischen zum Katholischen in dem Entwickelungsgange dieser Jahrhunderte können wir keineswegs zugeben. Wenngleich wir eine Einheit des christlichen Geistes in der Kirche dieser Jahrhunderte anerkennen, können wir doch auch die mannichfaltigen grofsen Trübungen, die auch dem Verf. wohl bekannt sind, nicht verkennen. Es konnte nicht anders sein: das neue christliche Princip mufste sich erst durch die Gegensätze des Heidenthums und Judenthums hindurch einen Weg bahnen. Es mufste erst allmälig die auf einem andern Boden gewachsenen Denkweisen durchläutern und verklären, und daher konnte es an beschränkten, unreinen Auffassungen der christlichen Wahrheit nicht fehlen. Wenngleich diese von dem eigentlich Häretischen, was in einer Verstümmelung der christlichen Grundwahrheit besteht, wohl zu unterscheiden sind, so wurden doch durch jene Trübungen zum Theil die Häresieen hervorgerufen, oder sie gaben denselben ein relatives Recht. Wir müssen den ganzen Entwickelungsprocefs dieser Jahrhunderte, Kirchenlehre und Häresieen zusammengenommen, überschauen, um die disjecta membra veritatis zu erkennen. Die Häresieen konnten, obgleich im Verhältnifs zur christlichen Wahrheit im Ganzen das gröfsre Unrecht auf ihrer Seite war, doch in einzelnen Puncten zu einer freieren oder reineren Auffassung der Wahrheit sich erheben. Namentlich können wir das, was der Verf. behauptet, nicht zugeben in

Digitized by Google

Beziehung auf die Gnostiker. Wir müssen unter diesen einen grofsen Unterschied machen. Diejenigen Gnostiker, welche den Demiurgos nur als zuerst unbewufstes Organ des höchsten Gottes betrachteten, irrten in mancher Hinsicht nicht so sehr, als es demjenigen, der den Zusammenhang ihrer eigenthümlichen Anschauungen und ihrer eigenthümlichen theosophischen Sprache nicht versteht, scheinen mufs. In der Auffassung des Christenthums im Verhältnifs zum Ganzen der Weltgeschichte, des alten Testaments zum neuen thaten sie manche tiefre Blicke, wodurch sie sich über ihr ganzes Zeitalter erhoben. Sie regten zuerst Ideen an, welche in weit späteren Jahrhunderten durch die fortgeschrittne Wissenschaft wieder aufgenommen und auf klarere Weise entwickelt werden sollten. Das beschränkte jüdische Element in der Kirche, welches der Verf. selbst wohl anerkennt, der rohe Anthropopathismus, die sinnliche Färbung christlicher Ideen, alles Dieses gab dem Gnosticismus sein relatives Recht. Es lagen in der christlichen Wahrheit noch tiefe Schätze für die Erkenntnifs verborgen, welche Keiner zu heben verstand; die Gnostiker ahneten dies, grofse Ideen eröffneten sich ihnen. Wenngleich sie dabei in manche bedeutende Irrthümer verfielen, so hat doch ein unbefriedigtes und wahres Bedürfnifs sein Recht, so ist doch das hohe und edle, wenngleich irregeleitete Streben zu achten und als eine Weissagung der Zukunft des Erkennens, die sich aus dem Christenthum noch entwickeln sollte, anzuerkennen. Insbesondre müssen wir immerfort gegen den Verf. behaupten, dafs Marcion von den übrigen Gnostikern wesentlich zu unterscheiden ist, ein Mann von entschiedenem praktisch-christlichen Geist, durchdrungen wie Wenige von dem Bewufstsein der Herrlichkeit, die mit dem Christenthum der Welt aufgegangen. Wir müssen ihn, wenngleich er in eine grofse Verirrung sich verloren, als einen Zeugen der christlichen Wahrheit nach einer Richtung hin, als einen Repräsentanten des paulinischen Geistes, im Gegensatz gegen das judaistische Element und die Veräufserlichung in der Kirche anerkennen, als einen Vorläufer des Protestantismus. Die Reactionen der Wahrheit gegen Irrthümer, die in der Zeit tief gewurzelt sind, pflegen oft zuerst in schroffe Einseitigkeit und dadurch in Irrthümer andrer Art zu gerathen, ehe sie zur rechten Mitte gelangen. Dieses Bild von dem Marcion werden wir immer festhalten, wenn auch noch so sehr eine kirchliche Theologie um sich greifen sollte, welche es schon zu schwerem Verbrechen macht, wenn ein verschrieener Ketzer wieder zu Ehren gebracht oder als Zeuge der Wahrheit dargestellt wird. Allerdings werden wir dem Verf. darin Recht geben: Die Kirche war im Ganzen die verhältnifsmäfsig treuere Ueberlieferin der evangelischen Wahrheit, so sehr sie auch hinter dem Verständnifs derselben zurückbleiben mochte. Sie *mufste* durch die Macht des christlichen Bewufstseins über den Gnosticismus siegen. Es wäre das Christenthum untergegangen, wenn der Gnosticismus in diesem Kampfe gesiegt hätte. Aber von der andern Seite: Wie der Gnosticismus durch die Einseitigkeit und Beschränktheit der Kirche hervorgerufen wurde und diese ihm ein Daseinsrecht gaben, — was würde aus der Auffassung des Christenthums, aus der Kirche geworden sein, wenn der Gnosticismus nicht gekommen wäre, als ein Gegengewicht gegen die fleischliche Auffassung, in der das Christenthum zu versinken drohte! Was wäre daraus geworden, wenn nicht der Gnosticismus die schlafenden Geister geweckt, nach einem tieferen Verständnifs des Christenthums zu forschen, nach einer Vergeistigung und Verklärung des Denkens zu streben sie angeregt hätte, wenn er nicht ein Salz für das Erkennen der Kirche geworden wäre.

Ferner können wir auch in die zwischen dem Katholicismus und Protestantismus vermitteln wollende Ansicht des Verf.'s über die allgemeinen Concilien der ersten Jahrhunderte nicht einstimmen, wenn er sagt: „Es wird hinsichtlich dieser Concilbeschlüsse von unsrer Seite keine Inspiration angenommen; aber indem wir anerkennen, dafs sie das Richtige getroffen und höchst weise und zeitgemäfse Entscheidungen gegeben haben, schreiben wir das zugleich einer über ihnen waltenden Vorsehung zu." Allerdings wie wir die Vorsehung auf Alles beziehn, werden wir auch die Entscheidungen der allgemeinen Concilien nicht davon ausgeschlossen glauben; aber nur finden wir durchaus keinen Grund, eine eigenthümliche Weise der Providenz hier anzunehmen. Wenn wir den Hergang und wenn wir die Resultate dieser Concilien betrachten, können wir eine besondre Leitung des heiligen Geistes, ich will nicht sagen eine Theopneustie, die auch der Verf. nicht annimmt, hier keineswegs anzuerkennen geneigt sein. Das nicenische Concilium hatte zwar Recht im Gegensatz gegen den

Digitized by Google

Arianismus, aber die Form, in der es diesen Gegensatz aussprach, war eine dem Entwicklungsgange der orientalischen Kirche damals durchaus fremde, durch den Kaiser Constantin und einige Hofbischöfe aufgedrungene, — wahrlich kein Werk des heiligen Geistes! Jenes Aufgedrungene führte die zerrüttenden Reactionen in der orientalischen Kirche herbei. Alles würde besser geworden sein, wenn diese hemmende Macht eines allgemeinen Concils nicht dazwischen getreten wäre. Und was sollen wir von dem dritten allgemeinen Concile sagen, welches der Willkür eines von dem Geiste des Evangeliums so sehr entfremdeten Bischofs, Cyrill, diente; was von dem chalcedonischen Concil, welches durch eine künstliche Diplomatik vorhandne Gegensätze beschwichtigen wollte, von der einen Seite die freie Entwicklung der Lehre hemmte durch erkünstelte Uniformirung, von der andern Seite noch heftigere Spaltungen erzeugte? Eine Folge von dieser Art, durch negative Verwahrungen von beiden Seiten, durch dialektische Formeln ohne Anschauung die Streitigkeiten beilegen zu wollen, war es, dafs die bedeutende theologische Schule von Antiochia in der Auffassung der Christologie nicht zu ihrem Rechte gelangen konnte, und daher geschah es, wie es in den Gesetzen des geschichtlichen Entwickelungsganges gegründet ist, dafs die unterdrückte Richtung, der ihr Recht versagt wurde, in späteren Erscheinungen immer wieder mit neuer Macht hervorbrach und neue heftige Bewegungen veranlafste. Wie in mancher Hinsicht das Princip des Protestantismus durch das alte katholische Element noch zu sehr gebunden, nicht mit ganzer Consequenz angewandt und nicht auf Alles, was in seinen Bereich gebracht werden sollte, bezogen wurde, so haben wir dies auch wohl in der bleibenden Geltung der alten ökumenischen Symbole zu erkennen.

Wenn der Verf. die Einsetzung der Kindertaufe von einer apostolischen Tradition ableiten zu können meint, so müssen wir bei dem Widerspruch verharren, den wir in unsrem „apostolischen Zeitalter" und dem „ersten Bande der Kirchengeschichte" begründet haben. Es ist unleugbar, dafs Tertullian nicht auf die Weise, wie es geschieht, in seinem Werk de baptismo gegen die Kindertaufe sich ausgesprochen haben könnte, wäre sie zu seiner Zeit für eine apostolische Tradition gehalten worden. Wenn aber etwas im dritten Jahrhundert als apostolische Ueberlieferung geltend gemacht wird, kann dieses gar nichts beweisen. Ein Gebrauch, der sich allgemeiner verbreitet hatte, und der durch seine innre Bedeutung dem christlichen Bewufstsein sich empfahl, konnte leicht als einer apostolischen sich geltend machen. Es war keine Zeit der Kritik, des Auseinanderhaltens zwischen dem, was seiner Idee nach apostolisch sein könne, und dem, was seinem Ursprunge nach apostolisch sei. Was auch dagegen eingewandt werden möge: wenn Paulus 1 Kor. 7, 14 dies geltend macht, dafs die Kinder christlicher Aeltern nur deshalb, weil sie dies waren, vorausgesetzt, dafs keine Taufe ihnen ein Anrecht auf dieses Prädicat gegeben hatte und geben konnte, ἅγια genannt wurden, so ist dieses der sichre Beweis von dem Nichtvorhandensein der Kindertaufe in jener Zeit. Und dafür spricht auch alles Andre im neuen Testament. Wir meinen, wenn Kindern, in denen noch keine Art des Bewufstseins entwickelt war, eine übernatürliche Heiligung durch die Taufe hätte mitgetheilt werden sollen, würde darin Paulus ebensowohl etwas Jüdisches gesehn haben, als wenn durch die Beschneidung Rechtfertigung und Heiligung mitgetheilt werden sollte. Denn das ganze Princip, Rechtfertigung und Heiligung von den äufserlichen Dingen abhängig zu machen, von den σαρκικοῖς, wie es Paulus nennt, ist ihm das Jüdische; gleichwie er nicht blofs die Feier *jüdischer* Feste, sondern auch jede Veräufserlichung der Religion in dem Haften an einzelnen Tagen, als wenn diese vorzugsweise dem Herrn geweihte wären, das παρατηρεῖν ἡμέρας als etwas Jüdisches bestreitet. Wir leugnen deshalb nicht, dafs die Kindertaufe in einem andern Stadium der Entwicklung der Kirche aus der Idee der Taufe im Verhältnifs zur Wiedergeburt und aus der Idee der christlichen Familie von selbst hervorgegangen, etwas in einer naturgemäfsen Entwicklung des christlichen Geistes Gegründetes ist. Wir glauben allerdings, dafs dies der Apostel Paulus, in einer andern Zeit lebend, selbst gutgeheifsen haben würde. Nur sollten Diejenigen, denen die Kindertaufe sich mehr empfiehlt, auch Diejenigen, welche nicht darin einstimmen, in ihrem relativen Recht anerkennen. Es sollte dies als eine untergeordnete Differenz betrachtet werden, wie die Einen sich auf den Geist und die Idee, die Andern auf den Buchstaben des ursprünglichen Gebrauchs sich berufen, und beide Theile von zwei verschiedenen Momenten bei der Taufe, die beide ihr Recht haben, das eine oder das andre mehr hervorheben. Mögen wir uns nur hüten vor einer modernen Scholastik (vor der von Schelling so treffend mit dem Namen der „vertrackten" bezeichneten Theologie), welche ein absolutes Recht der Kindertaufe nachweisen will und in dem Dünkel ihrer alleinseligmachenden Dogmatik zwei verschiedene Ansichten nicht glaubt neben einander bestehn lassen zu können.

Unser Interesse traf hier noch mehr, als die Schrift des Hrn. Professor Thiersch selbst, die erwähnten darin ausgesprochenen Grundsätze, weil diese von gewissen Seiten Eingang zu gewinnen drohen. Wir wünschen von ganzem Herzem dem achtungswürdigen, gelehrten und talentvollen Verfasser, mit dem wir in dem, was die Hauptsache ist, Eins zu sein glauben, dafs er immer mehr frei werden möge von dem willkürlichen Construiren der Geschichte, was eine der allgemeinen Krankheiten dieser Zeit ist und immer mehr offnen und unbefangnen Sinn für die Anschauung des Gegebenen gewinnen möge. Neander.

Digitized by Google

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

VI.

Der Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heiligen römischen Reiches erstes und zweites Buch. König Rudolph und seine Zeit. Erste Abtheilung. Die allgemeinen Zustände des römischen Reichs. Von J. E. Kopp. Leipzig, 1845. *Weidmann'sche Buchhandlung. XV u.* 926 S. 8.: Auch unter dem Titel: *Geschichte der eidgenössischen Bünde. Mit Urkunden. Von J. E. Kopp. Erster Band. König Rudolph und seine Zeit. Erste Abtheilung. Die allgemeinen Zustände des römischen Reichs.*

Unter diesem, man kann nicht leugnen, etwas undeutlichen und unbeholfenen Titel werden uns die Anfänge eines Werkes geboten, welches von allen, denen es um gründliche, eindringende Forschung auf dem Gebiete der deutschen Geschichte des Mittelalters zu thun ist, schon seit einer Reihe von Jahren im Voraus willkommen geheifsen worden war. Denn von jener Zeit an, wo der Verf. bei Herausgabe der Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde, für die nächste Zukunft das Erscheinen einer geschichtlichen Darstellung in Aussicht gestellt hatte, die auf der Grundlage dieser werthvollen Documente in einem weiteren Kreise jene ganze für die Gestaltung der deutschen politischen Verhältnisse so unendlich bedeutende Periode umfassen sollte, aus welcher in den vorgelegten Urkunden nur ein, freilich höchst wichtiger Theil des so reichen und weitschichtigen Materials zum erstenmale in einer dem jetzigen Standpuncte der historischen Kritik angemessenen Weise allgemein zugänglich gemacht worden war, sind bis zu dem Augenblicke, in welchem der erste Band des Werkes veröffentlicht wurde, volle zehn Jahre verflossen. Damals bei der ersten Ankündigung desselben hatte der Verf. es für möglich gehalten, die Geschichte der ganzen Zeit von der Wahl Rudolphs von Habsburg zum deutschen Könige, 1273, bis zum Frieden Oesterreichs mit Lucern und den drei Waldstätten, 1336, einen Abschnitt von drei und sechszig Jahre in einem Bande umfassen zu können. Wie aber seit dieser Zeit unter den Händen des Verf.'s, während er an die Ausarbeitung ungesäumt ging, der Stoff sich ungemein vermehrt habe, so dafs der frühere beschränkte Umfang nothwendig auf's Ansehnlichste erweitert werden mufste, läfst sich daraus entnehmen, dafs jetzt nach der ungefähren Berechnung des Verf.'s, die er p. VII des Vorworts mittheilt, aus dem früher beabsichtigten einen fünf Bände erwachsen sind, wobei es uns noch sehr zweifelhaft erscheint, ob nicht, wenn die Darstellung in gleicher Ausführlichkeit, wie sie in diesem ersten uns vorliegt, auch in den folgenden fortschreitet, auch diese Grenzen müssen um ein beträchtliches überschritten werden. Dieser reiche Zuflufs von neuem Material nahm seinen Ursprung hauptsächlich aus den umsichtigen und eifrigen Forschungen, die der Verf. 1835 in den Archiven zu München und Wien und in dem noch weniger beachteten und eben deshalb desto ergiebigere Ausbeute gewährenden zu Basel und Kolmar in den Jahren 1835 und 36 vornahm. Dadurch ward er denn bald zu dem Entschlusse gebracht, die Zahl der Bände lediglich von dem Ergebnifs der Ausarbeitung abhängig zu machen und begann im Frühjahre 1837 die Darstellung selbst, welcher er bis zum Jahre 1841 alle seine Zeit und Kräfte widmete. Sie war schon bis nahe an das festgesetzte Ziel, 1336, vorgerückt, da wurde plötzlich die ganze Thätigkeit des Verf.'s von diesen literarischen Beschäftigungen hinweg auf das Gebiet der Politik in Folge der Ereignisse des Jahres 1841, deren Einflüsse er sich nach seinen eigenen Worten als Bürger von Lucern weder

Digitized by Google

entziehen konnte noch wollte, übertragen und das begonnene Werk mufste während zweier Jahre gänzlich ruhen. Da erwachte endlich in ihm wieder die Sehnsucht nach Rückkehr zu seiner geschichtlichen Aufgabe, noch verstärkt durch fortdauernde Ermunterung von aufsen her, namentlich von Seite Böhmer's, der das Unternehmen seines Freundes vom Anfange an auf alle nur mögliche Weise gefördert und in seiner fortschreitenden Entwicklung mit der gröfsten Theilnahme verfolgt hatte, und so hat denn, durch gewissenhafte Benutzung jedes freien Augenblickes, der vorliegende umfangreiche Band in den letzten zwei Jahren seine jetzige Gestalt bekommen. Er behandelt, wie sein Titel ergiebt, die allgemeinen Zustände des römischen Reiches unter König Rudolph, während der zweite ebenfalls wieder denselben Zeitraum umfassen wird, aber so, dafs hier aus den im ersten Bande dargestellten allgemeineren Verhältnisse einzelne, einer besonderen näheren Betrachtung werthe, unter diesen vor allen anderen die Zustände der oberen Lande in den Jahren 1273—91 berücksichtigt werden sollen. Der Uebelstand, dafs die Zeit König Rudolphs auf diese Art in zwei Theile zerfällt werden mufste, wird von dem Verf. dem er nicht verborgen bleiben konnte, dadurch zu rechtfertigen gesucht, dafs es durch den ungemein grofsen Umfang des geschichtlichen Materials, wenn die Anschaulichkeit der Ereignisse, wie sie in dem Geiste des Darstellenden sich erzeugt hatte, auch für den Leser bewahrt werden sollte, unumgänglich nöthig geworden sei. Allerdings glauben wir dem Vf. in dieser seiner Ansicht, wonach er eine gewisse Ausführlichkeit und Fülle für die historische Darstellung als unbedingt nothwendig in Anspruch nimmt, beistimmen zu müssen, nur fragt es sich, durch welche Mittel dieses erreicht werden könne und solle, ob durch eine minutiöse Gründlichkeit und Genauigkeit, die in das kleinste Detail sich verlierend, den grofsen Faden aus den Augen zu lassen in Gefahr kommt, der dem Ganzen erst seinen Werth und seine Bedeutung giebt, oder durch eine Kunst der Gestaltung, die mit wenigen aber am rechten Orte angewandten Mitteln so runde und lebensvolle Gestalten unseren Augen vorzuführen weifs, wie sie uns namentlich bei den antiken Geschichtschreibern begegnen. Es ist nicht zu leugnen, dafs in unsrer Zeit und insbesondere bei uns in Deutschland fast überall stillschweigend in der Praxis der erstere Weg eingeschlagen wird, während alle Stimmen, so lange es sich blofs über die Theorie handelt, in lauter und allgemeiner Anerkennung der Vorzüge des zweiten sich wetteifernd hören lassen. Die nämliche Erscheinung, — wie wir dies hier nur vorläufig andeuten wollen, um es unten genauer an einigen Beispielen zu erörtern, — begegnet uns auch in diesem Buche. —

Bei den übrigen in Aussicht gestellten Bänden, 3 an der Zahl, soll nun dieser erwähnte Uebelstand vermieden werden und jeder derselben möglichst ein Ganzes bilden, so dafs, nach der Angabe des Verf.'s p. VII der dritte die Zeit der Könige Adolph und Albrecht, der vierte Heinrich v. Luxemburg und die Geschichte der Gegenkönige Friedrich von Oestreich und Ludwig von Bayern bis zur Schlacht von Mühldorf, der fünfte endlich die Zeit der beiden Gegenkönige bis zum Tode Friedrichs und Ludwigs Rückkehr aus Italien 1330, so wie die Lage des deutschen Reiches unter diesem Kaiser bis zum Frieden Oesterreichs mit den Waldstätten und Lucern 1336 umfassen und darstellen wird. —

Aus diesen Angaben über die äufsere Gestalt des Werkes und seinen Umfang ersieht man leicht, dafs es in dieser Hinsicht meist zu den bedeutendsten Erscheinungen unserer historischen Literatur gehören wird, was aber seinen innern Werth und Gehalt betrifft, so giebt der Name des Verf.'s, der sich in diesem ersten Bande bewährt hat, für die Zukunft die beste Bürgschaft. Es ist ein grofses Verdienst, einmal diese Periode unsrer deutschen Geschichte einer zusammenhängenden und eindringenden Betrachtung unterworfen zu haben. Denn so reich wir auch an Darstellungen einzelner aus diesem Ganzen herausgehobener Erscheinungen sind, so sehr entbehrten wir doch eine dem jetzigen Standpuncte der Geschichtswissenschaft genügende Gesammtauffassung derselben. Allerdings ist das historische Material, was dabei bewältigt werden mufs, sehr grofs und gröfstentheils in traurigem, ungeordnetem Zustande, man denke nur an die Beschaffenheit des Textes im Ottokar v. Horneck! Aber auch aufser diesen Schwierigkeiten waren noch andere Umstände hinderlich. Dazu rechnen wir vor Allem den auf dem ersten Anblick allerdings höchst unerquicklichen Eindruck, welchen diese Zeit im Gegensatze zu der ihr vorangegangenen, dem eigent-

Digitized by Google

lichen deutschen Mittelalter in seiner höchsten Blüthe, bei Jedem hervorbringt. Es fehlt ihr so ganz und gar jener ideale Schwung, der im eigentlichen Mittelalter die Personen und die Ereignisse erfüllt und beseelt, sie erscheint so prosaisch-matt, nüchtern und trocken im Gegensatz zu der glänzenden poetischen Färbung, welche jene eigentliche Zeit der Romantik in unseren Augen von jeher zu umgeben pflegt. — Das eigenthümlich Lebenskräftige aber, was eben trotz jener trocknen und unscheinbaren Aufsenseite diese Periode in Deutschland zur Entwicklung gebracht hat, ging bei dieser Auffassung meistens verloren, oft aus Mangel eines tiefer eindringenden historischen Blickes, oft weil man aus einmal gefafstem Vorurtheil, die Ansicht von der absoluten Vortrefflichkeit der vorhergegangenen Zeit durch Anerkennung des grofsen und wichtigen Fortschrittes, der in dieser gemacht wurde, die aber freilich eben deshalb vieles, ja sogar das meiste Frühere negiren und über den Haufen werfen mufste, nicht beeinträchtigen wollte. So kam es denn, dafs man selbst bis in die neuste Zeit in den mancherlei monographischen Darstellungen aus dieser Periode sich vorzugsweise an solche Erscheinungen hielt, die zwar zeitlich ihr angehörten, jedoch ihrer innern Bedeutung nach wesentlich auf anderem Grund und Boden, dem der entschwundenen Zeit des eigentlichen Mittelalters, mit ihren leitenden Ideen fufsten. Dahin gehören ohne Zweifel Ludwig der Bayer, und vor Allem Heinrich von Luxemburg, der seine eigentliche Aufgabe, wie sie seine Zeit und die damaligen deutschen Verhältnisse ihm so klar vorzuzeichnen schienen, gänzlich verkannte, um einem leeren Phantom der Vergangenheit, dem Begriffe des mittelalterlichen Kaiserthums nachzujagen. Und gerade diesem ist eine gar nicht zu verkennende lebhafte Theilnahme von Seite unsrer heutigen Geschichtsforschung zugewendet worden.

Indessen wollen wir uns hier nicht in Vermuthungen ergehen, wie sich wohl der Vf. im Gegensatze zu seinen Vorgängern die Bedeutung seiner Aufgabe zu rechte gelegt habe; um so mehr, da er selbst in den dazu geeigneten Stellen, in der Vorrede zu diesem Bande, tiefes Stillschweigen darüber beobachtet, und lieber sogleich zu einer näheren Betrachtung des vollendeten Stückes fortschreiten.

Vor Allem wird es nöthig sein, stets zu bedenken, dafs wir in ihm nur den Theil eines Theiles vor uns haben, und dafs erst, wenn ein 2ter Band das noch fehlende bringt, welches, wie wir gleich sehen werden, für das Ganze von viel gröfserer Wichtigkeit ist, als das uns zunächst gebotene, ein allgemeines Urtheil über die Auffassung und den eigenthümlichen Standpunct des Verf.'s möglich sein wird. Wir hörten schon oben, dafs die Darstellung der allgemeinen Verhältnisse des römischen Reiches unter König Rudolph den Inhalt dieses ersten Bandes bilden sollte, während für den zweiten eine genauere Erörterung der Zustände in den oberen Landschaften Deutschlands verspart wurde. Aber gerade diese Gegenden waren es, worauf sich der Natur der Sache nach König Rudolph's Thätigkeit nachhaltig und bedeutungsvoll richtete, und diese Verhältnisse allein sind es, welche uns einen tieferen Blick und gründlichere Einsicht in sein Wollen und Wirken möglich machen. — Diese Erwägung hat auch den Vf. bestimmt, sein allgemeines Urtheil über die geschichtlichen Erscheinungen, die er uns hier vorführt, einstweilen noch zurückgehalten, und wie er selbst p. VIII der Vorrede sagt, „erst beim Erscheinen des zweiten Bandes, wo ein freierer und ruhigerer Blick auf des Reiches Lage und über das Walten des Königs Rudolph's gestattet sei, ein ziemendes Wort, das ihm, dem Verf., als Forscher und Darsteller zukommen möge, zu äufsern," worin wir ihm nicht vorgreifen, sondern uns in Grenzen des hier gegebenen halten wollen.

Wie reich aber der Stoff sei, der in diesem ersten Bande zu bewältigen war, kann schon ein flüchtiger Blick auf das vorausgeschickte Inhaltsverzeichnifs lehren. Besserer Uebersicht halber ist er von dem Verf. in zwei Bücher getheilt worden, von denen das erste (p. 1—396) „Von der Wahl des Königs Rudolph's bis zur Wiederherstellung des Landfriedens, 1273—1281," die äufserlich bewegteste Zeit im Leben dieses Mannes, das andere (p. 397—880) „Die zehn Jahre des wiederhergestellten Landfriedens 1281—1291," eine im Allgemeinen ruhigere Periode umfafst, die jedoch in einzelnen Erscheinungen bunt und mannigfaltig genug sich gestaltete, nur mit dem Unterschiede, dafs sich König Rudolph selbst zu ihnen viel passiver als in der früheren Zeit verhielt, wo er so recht im wahren Mittelpuncte der Verhältnisse stand, überall so weit sein Arm reichen wollte, eingreifend, ja nach den Umständen fördernd oder hemmend, ein ächtes Bild der vol-

Digitized by Google

lendetsten Fürstenthätigkeit — Sehr bezeichnend hat in dieser Beziehung Böhmer in seinen Regesten eine aufsteigende und absteigende, eine Periode des Wachsthums und eine des Verfalls in Rudolph's Regierung unterschieden. Beide halten sich der Zeit nach so ziemlich die Wage; und was ihren Inhalt betrifft, so mufs man bekennen, dafs ein gutes Stück dessen, was Rudolph's Kraft und Energie in der ersten erreicht und zu Stande gebracht hatte, in der zweiten wieder aus den Händen gelassen wurde und verloren ging, eine Erscheinung, deren Ursachen theils in der Persönlichkeit des Königs selbst lagen, die nach dem Laufe der Natur in einem rastlosen unaufhörlich bewegten Leben zwar nicht früher als gewöhnlich, aber zu bald für seine Aufgabe aufgerieben, nur einen Theil ihres früheren Gehaltes bewahrt, theils sind auch die Verhältnisse anders geworden, es steht dem schwächeren Könige nun eine stärkere Opposition entgegen, die eben, je weniger sie ungestüm und vorschnell herausfährt, desto nachhaltigeren Widerstand zu leisten vermag, und die Schritt vor Schritt das früher verlorene Terrain wieder erobert. Doch trotz alle dem bleibt auch noch in diesem 2ten Stadium Rudolph's Gestalt eine der bedeutendsten und grofsartigsten in unsrer ganzen deutschen Geschichte.

Das erste Buch, zu dessen Betrachtung wir zunächst übergehen, beginnt mit der Wahl Rudolph's zum römischen Könige, und flicht hier episodisch eine kurze Schilderung der Zustände des Reiches, während der nächst vorausgegangenen Zeit, insbesondere während des grofsen Interregnums ein p. 5—12. Schon aus dieser Angabe über den äufsern Umfang, den jene Schilderung einnimmt, ist leicht zu ersehen, dafs hier nur das Allerbedeutendste und dies nur in seinen allgemeinsten Umrissen gegeben werden konnte. Indessen will es uns bedünken, dafs sich der Vf. hier wohl eine gröfsere Ausführlichkeit hätte erlauben dürfen. So finden wir auf diesen wenigen Seiten in der That weiter nichts als die Namenaufzählung der vielen Bewerber um die deutsche Krone seit dem Tode Friedrichs II., des letzten, der sie in ungetrübtem Glanze trug, nebst kurzer Angabe der äufseren Schicksale, die sie bei diesen ihren Bemühungen hatten und die bei aller ihrer Verschiedenheit doch am Ende immer auf dasselbe trostlose Resultat hinauslaufen. Es schiene uns nun durchaus nöthig gewesen zu sein, bei einer solchen episodischen Darstellung, namentlich wenn sie nun einmal in dieser Kürze gehalten werden sollte, mehr die allgemeinen leitenden Ideen, das eigentliche historische Ergebnifs der Zeit herauszuheben als sich blofs an die äufseren Erscheinungen zu halten, die nicht einmal sehr bedeutend, jedenfalls aber sehr mannigfaltig und deshalb nur in einer ausgedehnteren Darstellung mit der erforderlichen Anschaulichkeit vorzuführen sind. Es war diese Rücksicht auf den innern Gehalt jener Periode um so mehr zu nehmen, je öfter und bedeutsamer die spätere Entwicklung der Geschichte in der dem Verf. zunächst vorliegenden Zeit jene früheren Zustände, wie sie namentlich während des Interregnums sich gebildet hatten, zur unmittelbarsten Grundlage hat.

Die Wahl selbst so wie die höchst merkwürdigen Verhandlungen, welche ihr vorausgingen, werden p. 12—29 mit grofser Genauigkeit und Sorgfalt geschildert. Im Wesentlichen ergiebt sich jedoch in dieser Darstellung nichts neues und wichtiges, was nicht schon bei Böhmer freilich an verschiedenen Orten zerstreut zu finden wäre. Trotz jener Ausführlichkeit aber sind doch mehrere Puncte von der allergröfsten Bedeutung auch hier noch ziemlich dunkel und unbegreiflich geblieben. So vor allem, wodurch denn jetzt mit einem Male die Politik der deutschen Fürsten, in deren Hände die Besetzung des königlichen Thrones nach und nach ausschliefslich gekommen war, so gänzlich umgewandelt werden konnte, dafs sie nun um jeden Preis ganz gegen ihre früheren deutlich genug offenbarten Gesinnungen zu einer einmüthigen Wahl gelangen wollten. Dann, was nicht minder wichtig ist, warum sie denn gerade in Rudolph's Persönlichkeit das zu finden glaubten, was sie vermöge ihrer Ansichten unter den damaligen Umständen für einen deutschen König passend und ersprieſslich hielten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

Der Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heiligen römischen Reiches erstes und zweites Buch. König Rudolph und seine Zeit. Von J. E. Kopp. Auch unter dem Titel: *Geschichte der eidgenössischen Bünde. Mit Urkunden. Von J. E. Kopp.*

(Fortsetzung.)

Da, wie sich jeder selbst überzeugen kann, der die damaligen Zustände Deutschlands genauer verfolgt, schon in jener Zeit das Specialinteresse der einzelnen Glieder des Reichs bei weitem die Theilnahme an der Wohlfahrt des Ganzen überwog und die Sorgfalt, welche man dem Allgemeinen angedeihen liefs, sich eigentlich blofs darauf beschränkte, den Namen des Reichs, dessen Begriff als einer festen, compacten Einheit schon lange verschwunden war, äufserlich aufrecht zu erhalten, weil man zur Erreichung der eigensüchtigsten Absichten doch immer dieses Namens bedurfte; so lassen sich nur egoistische Triebfedern erwarten, die jetzt auf einmal diese rege Aufmerksamkeit hervorbrachten, welche man den gemeinsamen Interessen zuwandte. Nur in dieser Beziehung ist wohl auch die grofse Wirkung zu erklären, welche Papst Gregor's X. Ermunterung bei den Kurfürsten, insbesondere den geistlichen machte, sich jetzt nach Richard's Tod einer schnellen und einmüthigen Wahl zu befleifsigen. Wahrscheinlich sahen sie darin, mag es nun brieflich oder durch den Mund des Bruder Theobald von Fossa Nova wie Lichnowsky Gesch. d. Haus. Habsburg I, 101 will, geschehen sein, einen ziemlich deutlichen Wink, dafs wenn sie nicht selbst in kurzer Zeit dafür sorgen würden, die Einheit des Reichs durch eine passende Wahl wiederherzustellen, so werde er, der Papst, sich seiner Verpflichtung, die Oberaufsicht über alle weltliche Herrschaft zu führen, erinnern und ohne die Kurfürsten zu fragen, eine für sie vielleicht sehr störende und unangenehme Ernennung auf seine eigene Hand hin treffen. Dafs aber insbesondre der junge König Philipp von Frankreich, factisch damals der mächtigste Fürst der Christenheit, die deutsche Krone mit lüsternen Augen anblicke und es namentlich durch Hülfe Karls von Anjou damals Königs in Neapel wohl bei dem Papste dahin bringen könne, die Bedenklichkeiten aufzugeben, welche eine so rasche und aufserordentliche Gröfse des königlichen Hauses von Frankreich für die ungefährdete Stellung der Kirche, die eben erst nach so langem furchtbarem Kampfe gegen die Hohenstaufen vollkommen gesichert schien, erzeugen mufste, konnte ihnen unmöglich verborgen bleiben. Wie wenig aber gerade dieser französische König mit seinen streng monarchischen Ideen und der Macht, sie ins Werk zu setzen, für die deutschen Fürsten pafste, liegt klar am Tage. Doch bei alle dem bleibt es merkwürdig genug, die Raschheit und den guten Willen zu sehen, mit dem jetzt auf das grofse Ziel einer einmüthigen Wahl, die Bestand haben konnte, hingearbeitet wird. Dafs man nominell ja noch einen König habe, Alphons von Castilien, wird gar nicht beachtet, und ehe dieser Einspruch thun kann, ist das ganze Werk schon vollbracht. Einen Fingerzeig scheint uns nur noch in dieser dunkeln Angelegenheit der Umstand zu gewähren, dafs es hauptsächlich die geistlichen Kurfürsten waren, die mit unabläfslichem Streben dieses grofse Ereignifs der Wahl Rudolph's herbeiführten.

Denn wie überhaupt während des Mittelalters die Kirche gegenüber dem Staate sich durch weiterschauende und umsichtigere Politik auszeichnet, so ist dies auch für Deutschland ein charakteristisches Merkmal der geistlichen Glieder des Reiches gegenüber den weltlichen, dafs sie eben in Folge eines gewissen Ueberblicks über die Verhältnisse, wodurch sie es bis zu einem bestimmten System in der Behandlung der

Digitized by Google

Staatsangelegenheiten schon in sehr früher Zeit gebracht hatten, auch die Zukunft einigermafsen zu beurtheilen und vorauszusehen vermögen. Es ist nun gar keinem Zweifel unterworfen, dafs sich in den damaligen Verhältnissen des Reichs, wo während das Interregnums selbst die so geringe und schwache Schranke gefallen war, welche in den letzten Zeiten der Hohenstaufen die Königsgewalt der Erweiterung der Fürstenmacht gezogen hatte, eine nur das augenblickliche nächste Interesse berücksichtigende Politik, wie es die der weltlichen Herren im allgemeinen war, sehr behaglich und zufrieden fühlen konnte, sich nach allen Seiten hin, von oben ganz ungehindert, ausdehnen zu dürfen. Aber den weitersehenden konnte es nicht verborgen bleiben, dafs solche Zustände endlich zu einer vollkommnen Auflösung des Reichsverbands und dann zu einem Kampfe aller gegen alle führen mufsten, in Folge dessen durch irgend eine unvorhergesehene Wendung der Dinge ganz neue vorher unbekannte und ungeahndete Mächte sich in der Selle der alten geltend machen könnten. Und allerdings zeigten sich Symptome von dergleichen damals in Deutschland, wohl erkennbar für ein schärferes Auge, wie es insbesondre dem Manne eigen war, der in dieser ganzen Wahl Rudolph's von Habsburg die bedeutendste Stelle einnimmt, dem Erzbischof Werner von Mainz. Zu ihnen rechnen wir vorzüglich das Aufstreben der Städte am Rhein und im Norden nach selbständiger staatsrechtlicher Bedeutung, ein Beginnen, welches zunächst den Bischöfen und sonstigen geistlichen Herren gefährlich sein mufste; neben diesem den Geist der Gesetzlosigkeit und Rebellion, welcher sich des niederen Adels bemächtigt hatte, und der viel tiefere Bedeutung hat, als man ihm auf dem ersten Anblick zuzuschreiben geneigt sein mochte. Denn damals, wo überhaupt die Fürstenmacht theilweise noch gar nicht rechtlich gegründet, noch nirgends zur vollkommnen Abrundung gekommen, überall aber so jungen Ursprungs war, dafs sie noch ganz und gar nichts von dem Scheine göttlicher Berechtigung an sich hatte, mit dem sie später durch die Gewöhnung vieler Jahrhunderte umgeben worden ist, lag ein Gedanke an gänzlichem Umsturz dieser bestehenden Verhältnisse von Seite des niederen Adels sehr nahe. Es war sehr natürlich, dafs er, dessen Abgränzung gegen den höheren Theil seines Standes, gegen die eigentlichen Fürsten, nirgends fest und bestimmt war, sich leicht als zurückgesetzt und in seinem Rechte gekränkt betrachten konnte durch das Emporkommen von Leuten, die aus gleichem Stamme entsprossen, nur weil sie durch Zufälligkeiten des Glücks begünstigt gewesen waren, über viele ihrer früheren Mitgenossen jetzt eine bald weiter bald enger begrenzte Oberherrschaft in Anspruch nahmen. Daher die allgemeine Mifsstimmung, die sich dieses so zahlreichen Standes bemächtigt hatte, der damals noch neben den erst emporwachsenden Städten den eigentlichen Kern der Nation, in geistiger und materieller Beziehung vorstellte. Da lag es denn jedenfalls im Interesse der so gefährlich bedrohten Fürstenmacht, die eben jetzt auf gar nichts anderem als auf ihrem factischen Besitze fufsen konnte, für den Augenblick lieber durch die Wahl eines passenden Königs, der allenfalls mehr als ein blofser Schatten sein durfte, in der weitern Ausdehnung des Erwerbs auf Unkosten des Ganzen gehemmt zu werden, als bei der Fortdauer des gegenwärtigen rechtlosen Zustandes alles aufs Spiel zu setzen. Denn sobald ein König, der nach der Form des Rechts erwählt worden, die bisherigen Erwerbungen der Fürsten anerkannt hatte, so war für die moralische Befestigung derselben ungleich mehr gethan, als sie sonst auf irgend eine andere Weise erlangen konnten. Und eben der Mangel einer solchen war ja die Seite, welche für Angriffe von aufsen her am zugänglichsten war.

Obgleich wir von den Unterhandlungen die der Erzbischof Werner in dieser Angelegenheit mit den zur Wahl nach dem Herkommen berechtigten Fürsten, anknüpfte, wenig wissen (es waren die Erzbischöfe Heinrich von Trier, Engelbrecht von Köln; die Herzoge Johannes und Albrecht von Sachsen, Johannes und Otto Markgrafen zu Brandenburg, die Herzoge Heinrich von Bayern, Ludwig Pfalzgraf am Rhein), abgesehen von dem Aeufserlichen, wie etwa die zur Besprechung festgesetzten Tage, und die Namen der Boten, die hin und her gingen, so läfst sich mit gröfster Wahrscheinlichkeit vermuthen, dafs hier sehr gewichtiges zur Sprache kam, dessen Erörterung denn so schnell alle Hindernisse, die einer Wahl, wie sie jetzt nöthig geworden, im Wege standen, bei Seite schaffen half.

Wie es nun aber kam, dafs gerade Rudolph, damals ein im Oberlande allerdings ziemlich begüterter Herr und dort wohl auch genugsam bekannt und an-

Digitized by Google

gesehen, dagegen in Mittel- und Niederdeutschland beinahe völlig ungekannt, als passende Persönlichkeit unter den damaligen Verhältnissen befunden wurde, darüber liegen wieder nur einige Andeutungen vor.

Der Hauptgrund, so viel wir sehen, ist in dem Begriffe zu suchen, den sich die Fürsten, in deren Händen die Wahl war, und insbesondere Wernher, von der Stellung und den Eigenschaften eines zukünftigen Königs, wie sie ihn für ihre Zwecke zunächst brauchen konnten, gebildet hatten. Er durfte nicht einer ihres gleichen sein, weil dann leicht die Möglichkeit übergrofsen Einflufses auf Kosten der sogenannten deutschen Freiheit zu befürchten war, doch auch nicht vom niedern Adel, einmal weil das nicht Herkommens war, dann weil er in diesem Falle entweder ganz und gar eine leere Null oder auch, wenn er revolutionär gesinnt, sich dem Interesse seiner Standesgenossen anschlösse, der gefährlichste Feind der Fürsten geworden wäre.

Es blieb also nur übrig, einen Mann aus dem Stande herzunehmen, der mitten zwischen den eigentlichen Fürsten des Reichs und dem niedern Adel lag. Es war dies die Klasse der Grafen, der That nach schon damals in den meisten Beziehungen mit denselben landesherrlichen Rechten ausgestattet, wie sie die Fürsten besafsen, jedoch durch geringeren Territorialbesitz, so wie dadurch, dafs ihre Stellung im Reichsverbande keine fest bestimmte, staatsrechtlich begründete war, in ihrer Bedeutung und Macht weit hinter jenen zurückstehend. Als die passenden Individuen aufser dieser Kategorie, scheinen gleich vom Anfang an sich den Wahlfürsten nur zwei dargeboten zu haben, Graf Sigfried von Anhalt, einer der angesehensten Herren des Nordens von Deutschlands und Rudolph von Habsburg, und der vorwiegende Einflufs den Wernher, des letzteren eifriger Gönner und Freund, auf die Wahl hatte, verschaffte dem letztern den Vorzug.

Nachdem so in der Kürze dasjenige, was von dem Verf. hier nothwendigerweise beachtet werden sollte, von uns berührt worden ist, eine Materie, die nach ihrer grofsen Wichtigkeit wohl eine genauere Erörterung verdient hätte, während in dieser Darstellung der ganze Vorgang dem Leser unfafslich und unerklärbar bleibt, können wir auch nicht umhin zu gestehen, dafs es dem Verf. da, wo er uns nun die Person und die bisherige Stellung des Kroncandidaten vorführt, nicht gelungen ist, ein frisches, lebendiges Bild desselben zu entwerfen. Er hält sich viel zu sehr in allgemeinen Reflexionen, die am Ende auf Tausend andere Persönlichkeiten auch anwendbar sind und das Charakteristische in dieser Erscheinung gänzlich verwischen. Und doch war dies eine unerläfsliche Aufgabe, und noch dazu leichter als in vielen anderen Fällen wegen der Menge von Material, welches dazu vorlag. Denn gleich bei ihrem Auftreten hat diese historische Gestalt auf ihre Umgebung einen so kräftigen Eindruck gemacht, dafs selbst die sonst so trockene lateinische Geschichtsschreibung jener Zeit hier uns viele Züge aufbewahrt hat, aus denen sich ein lebendiges, vollkommen abgerundetes Bild zusammensetzen läfst. So aber ist gar kein deutlicher Blick in Rudolph's Stellung vor der Wahl möglich gemacht; die grofse Bedeutung, die er in mannigfachen Kämpfen und Fehden, wenn auch nur in beschränkterem Kreise in der Südwestecke des Reiches sich erworben hatte, die eigenthümliche, höchst charakteristische Unbesonnenheit, mit der er im steten Vertrauen auf seinen Stern sich in den Tagen seiner Jugend in eine Menge bedenklicher Händel mit mächtigen Nachbarn, ja sogar mit der Kirche selbst, damals der furchtbarsten Macht der Welt, verwickelte, aus denen allen aber er unversehrt hervorging und so im Voraus einstweilen einen Beweis der grofsen und unbegreiflichen Gunst des Glücks abgab, womit dann in weiteren Verhältnissen bei so vielen gefährlichen Lagen er sowohl als seine Nachkommen gleichsam überschüttet wurden, dies alles findet sich in der Darstellung des Verf.'s kaum mit einem Worte angedeutet. Eben so wenig sehen wir, wie sich aus dem ehemaligen fast auf Stegreifritterweise in den Tag hineinlebenden Grafen, nach und nach der besonnene, ruhig ernste, mit dem praktischsten Sinne begabte Mann entwickelte, der bei Freund und Feind wegen seiner Klugheit und Lebenserfahrung geachtet, und weithin durch ganz Süddeutschland im gröfsten Ansehen stehend, auch durch seine persönliche Erscheinung wie bei dem Erzbischof Wernher das günstige Vorurtheil, welches überall für ihn verbreitet war, zu befestigen und verstärken vermochte. Böhmer, so kurz er vermöge seiner Aufgabe, sich über die früheren Schicksale Rudolph's und seine Persönlichkeit fassen mufs, hat doch p. 52 u. 53 so wie 55 ganz vortreffliche kurze Andeutungen und Winke gerade darüber

Digitized by Google

gegeben, aus denen, so fragmentarisch sie auch sein mögen, es doch viel eher möglich ist, ein Ganzes zusammenzusetzen und einen deutlichen, festen Eindruck zu gewinnen, als aus dem was der Verf. p. 15 u. 16 anführt.

Nach der Schilderung der Vorgänge bei der Wahl und Krönung, für welche beide Ereignisse übereinstimmend mit Böhmer aus triftigen Gründen der 29. Sept. und 28. Oct. 1273 festgesetzt werden, wird aus p. 23—67 die Thätigkeit des neuen rechtmäfsigen Oberhauptes während der ersten drei Jahre seiner Reichsverwaltung vorgeführt, so weit sie auf die innern Angelegenheiten Deutschlands und seine persönliche Stellung zu Fürsten und Volke Bezug hat. Wir sehen Rudolph überall trotz der erstaunlichsten Thätigkeit und Beweglichkeit, so viel wie möglich die gegebenen Verhältnisse, selbst wenn sie mit seinen Begriffen von Königsmacht nicht immer harmoniren mochten, fürs erste respectiren, und sich als Meister in der Kunst beweisen, sich wie das Sprüchwort sagt, nach der Decke zu strecken. Dabei leuchtet aber stets das Bestreben deutlich hervor, so viel als möglich wieder die Achtung vor der gesetzlichen Gewalt, die in den letzten Jahren des Interregnums aus dem Bewufstsein der Zeit fast ganz verschwunden war, zu beleben und empor zu bringen. Daher drückt er überall den einmal bestehenden Verhältnissen, die an und für sich gröfstentheils einer gesetzlosen Usurpation ihren Ursprung genommen hatten, den Stempel der Rechtmäfsigkeit auf durch die königliche Bestätigung, welche er in reichlichem Mafse alle denen zukommen läfst, die sich nur darum zu bewerben die Mühe geben. — Wir können hier unmöglich diese seine rastlose Thätigkeit im einzelnen verfolgen; wer einen Begriff davon bekommen will, mag selbst Böhmers Regesten zu diesen drei Jahren nachsehen, wo sich gewissermafsen das Gerippe von dem findet, was in der ausführlicheren Darstellung des Verf.'s mit Fleisch und Blut umgeben, uns entgegentritt; das Ergebnifs davon glauben wir aber nicht besser als mit den Worten des Verf.'s p. 66 geben zu können: „Auf die vorgeschriebene Weise hat König Rudolph während der ersten drei Jahre seit seiner Krönung in Aachen das römische Reich verwaltet. In dieser Zeitfrist wurden von ihm die Rheingegenden, die Grafschaften des Elsasses, die obern Lande, wo neben Reichsgut und freiem Eigen Anderer die Besitzungen seines Hauses lagen, nicht minder Schwaben jenseits des Rheins wiederholt besucht und weit über die Marken dieser Landschaften hinaus das Ansehen seines Namens verbreitet. Geistlichen und weltlichen Fürsten, einzelnen Herren und Bürgern, Städten und Stiftern wurden die früheren Freiheiten und Rechte bestätigt oder neue gegeben, und selbst der bescheidene Haushalt eines Gottesbauses oder einer Gemeinde mit königlicher Sorgfalt geordnet und beschützt. Indem er allenthalben wo er hinkam die Huldigung empfing, auf den Antritt seiner Verwaltung eine neue Münze prägen liefs, und die Bürger von Würzburg, welche seine Heller nicht wollten gelten lassen, zur Annahme derselben anhielt, wahrte König Rudolph zugleich selber oder durch seine Amtleute des Reiches Rechte, behauptete und vermehrte das Reichsgut, handhabte die öffentliche Sicherheit und bestrafte Verletzungen, wo Mifsachtung der Reichsgewalt oder Störung des Landfriedens der Milde keinen Raum verstatteten. Des Königs glückliches Einverständnifs mit dem Oberhaupte der Kirche (wovon wir gleich noch mehr hören werden) war schon im Beginne freudig begrüfst worden. Niemand weigerte sich in Rudolphen das Oberhaupt des römischen Reichs anzuerkennen, als König Ottokar von Böhmen, Herzog zu Oestreich, und Alphons von Castilien, der sich selber römischer König nannte. Gegen Ottokar, als einen Fürsten seines Reiches, handelte Rudolph als der rechtmäfsige König; gegen beide, so wie für sich selber, rief er das Ansehen des Papstes zu Hülfe.

Sehr passend wird nun in dem Folgenden die Stellung Rudolph's gegenüber dem Papste und der Kirche hier angeknüpft p. 67—93 u. 99—135. Auch hier bewährte sich sein gesunder politischer Tact, der ihn überall leitete. Für ihn, dessen Macht aller äufseren günstigen Vorbedingungen entbehrte, mufste es von dem gröfsten Interesse sein, die höchste Autorität der Christenheit in geistlichen und weltlichen Dingen, denn das war damals das Papstthum, nachdem es die letzten widerstrebenden Elemente in den Hohenstaufen vernichtet hatte, günstig zu stimmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

Der Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heiligen römischen Reiches erstes und zweites Buch. König Rudolph und seine Zeit. Von J. E. Kopp. Auch unter dem Titel: *Geschichte der eidgenössischen Bünde. Mit Urkunden. Von J. E. Kopp.*

(Fortsetzung.)

Daher gleich nach der Wahl unbedingte Ergebenheitsversicherungen von Seite Rudolph's; er stellt sich und sein Recht, das er natürlich nicht unterläfst, von der besten Seite darzustellen, ganz ohne Rückhalt der Entscheidung des Papstes anheim, stellt unaufgefordert die gröfsten Zugeständnisse, welche die geistliche Gewalt je von dem Kaiserthum bekommen, die von Otto IV. und Friedrich II. vor seiner Krönung den Päpsten gegebenen Reverse als Norm des Verhältnisses, in dem er zu Rom stets stehen will, hin, und weifs klug und schmiegsam in die Lieblingsidee des damaligen Papstthums und seiner bedeutendsten Repräsentaten einzugehen, den allgemeinen Kreuzzug zur Befreiung des heiligen Landes aus den Händen der Ungläubigen, in dem der Papst, die Seele, der Kaiser so zu sagen nur den mit dem Schwerdte gewaffneten Arm darstellen sollte. So versteht es der frühere eifrige Anhänger der Hohenstaufen, eines Friedrichs II., der in seinen ersten Mannesjahren selbst eben deshalb den Bann der Kirche getragen, alle ungünstigen Vorurtheile, welche etwa noch von jener Epoche her am römischen Stuhl gegen ihn gehegt werden mochten, ganz und gar vergessen zu machen und seinen Gegnern, die ebenfalls an die Entscheidung des Papstes in ihrer Sache appellirten, Ottokar von Böhmen und Alphons von Castilien, gleich im Beginn des, wie es sich bald zeigt, nur zum Schein eröffneten rechtlichen Verfahrens, auf dem Concilium zu Lyon, wo sich damals Gregor X. befand, den Rang vollkommen abzugewinnen.

Da half es dem Ottokar nichts, dafs der Papst, im Widerspruch mit der in Deutschland geltenden Auffassung, seine Berechtigung an der Wahl Theil zu nehmen, anerkannte, es half ihm nichts, dafs sein gewandter und geistreicher Geschäftsführer, Bischof Bruno von Ollmütz, schriftlich und mündlich dem Papst und den Cardinälen das gute Recht seines Herrn und auf der anderen Seite die unpassenden Eigenschaften Rudolph's begreiflich zu machen suchte, des armen unbedeutenden, machtlosen Grafen, der offenbar nur deswegen von den deutschen Fürsten erwählt worden sei, um, nachdem man zum Scheine den päpstlichen Anforderungen, die Einheit des Reichs wiederherzustellen, genügt, die alte Anarchie, bei der sie sich so wohl befunden, desto ungestörter fortführen zu können. Das alles hörte man in Lyon wohl an, glaubte es aber nicht, so schnell hatte es Rudolph verstanden, die vollständigste Zufriedenheit und das festeste Vertrauen auf seine Person und seine Absichten zu erwecken und aufrecht zu erhalten. — Alle diese für die klare Auffassung Rudolph's und seiner Zeit so höchst wichtigen Verhältnisse treten in der Darstellung des Verf.'s zum erstenmale in rechter Deutlichkeit und Anschaulichkeit hervor und wir stehen nicht an, diesen Theil des Werks in seiner Composition als höchst gelungen zu bezeichnen. — Gelegentlich möchte nur zu bemerken sein, dafs der erste jener merkwürdigen Berichte Bischofs Bruno an Gregor X., eines der bedeutsamsten und ergiebigsten historischen Documente jener Zeit, welches bisher und auch noch von dem Verf. nur in dem allerdings sorgfältigen und alles wesentliche enthaltenden Auszug des Raynaldus ad ann. 1273 n. 7—19 benutzt werden konnte, jetzt in seiner vollständigen Gestalt durch die Bemühungen Höfler's in München bekannt gemacht und in den historischen Denkschriften der Münchner Akademie der Wissenschaften vom vorigen Jahre gedruckt worden ist.

Digitized by Google

So kam es denn, dafs in der allerkürzesten Zeit die Unterhandlungen, welche in Rudolph's Namen geführt wurden, mit dem glücklichsten Ausgang, einer vollständigen Anerkennung von Seite Gregors endeten und Rudolph's Ansuchen die Kaiserkrone aus des Papstes Händen in Rom zu empfangen mit der gröfsten Freude und Bereitwilligkeit entsprochen ward. Wir sehen nun in kurzen Zügen die vorläufige Thätigkeit des römischen Königs in Italien charakterisirt; auch hier zeigte er sich überall als denselben gewandten und erfahrnen Staatsmann, wie er sich in Deutschland während dieser Jahre so vielfach erprobte. Das Bestehende, mochte es auch mit den Begriffen, welche sich die früheren Herrscher von Deutschland und Italien, die grofsen Hohenstaufen von ihren Hoheitsrechten gebildet und in hartnäckigem Kampfe festgehalten hatten, wenig übereinstimmen, wird für den Augenblick so viel wie möglich geschont und nur der Weg einstweilen angebahnt, auf dem in der Zukunft ein erspriefsliches Ziel erreicht werden kann. Das tritt besonders recht deutlich in dem Verhältnifs zu Karl von Anjou hervor, dem König von Sicilien, der sich wie bekannt im obern Italien erst durch päpstlichen Schutz, dann auf eigene Faust eine imposante Stellung geschaffen hatte. Dabei ist freilich nicht zu verkennen, dafs Rudolph das Wenige, was hier einstweilen wirklich gewonnen war, doch nur hauptsächlich dem festen und unbegrenzten Zutrauen verdankte, dafs der Papst in seine Gesinnungen gesetzt hatte. Aber eben dies ist ja Rudolph's Meisterstück. Es trat nun eine Harmonie zwischen ihm und dem Papst ein, mit welcher sich so leicht kein ähnliches Verhältnifs aus früheren Zeiten vergleichen läfst; selbst zwischen Otto IV. und Innocenz III. waltet in der kurzen Frist, in der ihre Freundschaft ungestört blieb, kein so rückhaltloses Vertrauen auf der einen, keine so ergebungsvolle Pietät oder wenigstens ihr Schein auf der anderen Seite, wie hier, ohne dafs doch Rudolph seiner Würde nach den damaligen Zeitbegriffen auf irgend eine Weise etwas vergeben hätte, was doch bei Otto einstmals zu seinem grofsen Schaden der Fall gewesen war. Da ist es denn leicht zu begreifen, dafs die fortwährenden Klagen und Protestationen Ottokar's bei Gregor immer weniger geneigtes Ohr finden, im Anfange nimmt er sie noch freundlich und mit väterlicher Milde hin, zumal da auch jener nicht versäumt, den ihm wohl bekannten Lieblingsplänen des Papstes durch grofsartige Erbietungen zum Kreuzzug zu schmeicheln. Aber als dem Böhmen endlich die Geduld reifst, und er müde des fortwährenden Hinhaltens von Seite des Papstes sich bis zu Drohungen vergifst und damit die verwundbarste Seite des Stuhles Petri, die Appellation von dem Papste an ein allgemeines Concilium, wo ihm sein Recht werden solle, berührt, da hält sich der Ton in Gregors Briefen zwar noch in apostolischer Sanftmuth und Würde, deren dieser Papst, was kein kleiner Ruhm für ihn ist, sich nie überheben zu dürfen glaubte, aber es läfst sich zwischen den Zeilen eine so entschiedene Verwerfung aller Ansprüche des Königs herauslesen, dafs diesem bald für alle Zukunft die Lust verging, vom apostolischen Stuhle her sich gegen Rudolph Hülfe holen zu wollen. Nicht so viel Umstände werden mit dem ungleich weniger bedeutenden Alphons gemacht, der ebenfalls durch Rudolph's Erhebung sich verletzt fühlte. Mit Ernst und Entschiedenheit wird ihm aufgegeben, sich dem päpstlichen Urtheil, das zu seinem Nachtheil ausgefallen, unbedingt zu unterwerfen, was er denn auch nach kurzem Widerstreben thut. Aufs Höchste steigt diese innige Verbindung des deutschen Königs und des Papstes bei der persönlichen Zusammenkunft, die sie im October 1275 zu Lausanne veranstalteten. Im Grunde geht hier nichts bedeutendes vor, sondern was Rudolph früher durch den Mund seiner Beauftragten und schriftlich dem Papste versprochen und gelobt, das schwört er ihm jetzt eigenhändig zu; es ist der Schwur, den im wesentlichen einstmals Otto IV. und Friedrich II. geleistet hatten, nur in einigen Nebenpuncten nach den dermaligen Zeitumständen geändert, welcher hier von Rudolph wiederholt wird. Aber er konnte ihn wohl mit besserem Gewissen thun, als diese seine Vorgänger, denn nun war bereits seit einer langen Reihe von Jahren das Alles factisch im Besitze der Kirche, was ihr hier von der ersten weltlichen Macht der damaligen Christenheit zugestanden wurde. Ob es mit den beigefügten Versprechen des Römerzugs und weiter einer Kreuzfahrt im Verein mit allen Fürsten des Abendlandes, die Rudolph bereitwillig wiederholte und bekräftigte, eben so aufrichtig gemeint war, wer weifs es? Jedenfalls hatte er erst noch manches Andere zu thun, ehe sich seine Gedanken in so weite Ferne richten konnten.

Digitized by Google

Doch der Tod Gregor's, der schon wenige Monate nach jener Lausanner Zusammenkunft im Januar 1275 erfolgte und der darauf eintretende aufserordentlich schnelle Wechsel der Inhaber des Stuhles Petri (3 Päpste in kaum 8 Monaten) half dem König aus allen den Verlegenheiten, in welche ihn die Mahnung und Aufforderung seinen Gelübden nachzukommen, (was bei dem raschen und feurigen Charakter Gregor's nicht ausbleiben konnte,) hätten stürzen können. Es ist dieser Tod Gregor's wieder einmal ein Ereignifs, in dem uns das Glück, welches Rudolph auf eine so merkwürdige Weise begünstigte, recht sichtbar vor Augen tritt.

So sehen wir denn Rudolph von dieser Seite her so sicher gestellt als es nur überhaupt denkbar war, mit der gröfsten Energie sich einer andern Angelegenheit zuwenden, die er von der Zeit seiner Erhebung an unverrückt im Auge behalten hatte, nämlich dem Verhältnifs zu Ottokar von Böhmen, der in offener Feindseligkeit gegen König und Reich auf seine eigene Hand gänzliche Unabhängigkeit von beiden zu ertrotzen strebte, nachdem er durch die Zurückweisung, welche seine Bemühungen, unter den staatsrechtlich vornehmsten Fürsten desselben, den Kurfürsten, einen Platz einzunehmen, bei Rudolph's Wahl hatten erfahren müssen, aufs tiefste verletzt worden war. Beinahe zweihundert Seiten p. 93—99 und dann wieder 99—280 verwendet der Verf. zur Darstellung der Ereignisse, die sich während der Jahre 1274—78 aus dem Grund und Boden dieser Verhältnisse entwickelten. Eben weil es gleich äufserlich bedeutungsvolle Erscheinungen waren, so haben sie von jeher die Blicke der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung in vorzüglichem Mafse auf sich gezogen und sind bis in die neuste Zeit nach allen Seiten hin sorgfältig untersucht und durchforscht worden. Man wolle sich nur der Verdienste erinnern, die sich jüngst erst auf diesem Gebiete Fürst Lichnowsky in seiner Geschichte des Hauses Habsburg B. I. Kurz in seiner Schilderung der östreichischen Zustände unter König Ottokar und Albrecht und zuletzt Palacky im 2ten Bande der böhmischen Geschichte erworben haben. Stofflich waren also hier weniger Schwierigkeiten zu überwinden als in den meisten andern Theilen des Werkes und es kam im wesentlichen nur darauf an, den richtigen Standpunct für die Beurtheilung aufzufinden, von wo aus dann etwaige Einseitigkeiten in den bisherigen Darstellungen mit Hülfe einer gesunden innern Kritik ausgeglichen werden konnten. Und dieser Aufgabe scheint der Verf. nach unsrer Ansicht vollkommen genüge geleistet zu haben, ohne dafs wir damit etwa sagen wollten, er habe überall, wo er von seinen Vorgängern, namentlich in mehr äufserlichen Dingen, hauptächlich chronologischen und antiquarischen Fragen abweicht, stets und unbedingt das richtige getroffen. — Eine kurze Schilderung der Mittel und Wege, wodurch sich Ottokar über Böhmen und Mähren hinaus zum Gebieter von Kärnthen, Steiermark und Oestreich gemacht, leitet, wie passend, die Darstellung selbst ein. Rücksichtslos und mit ächt slawischer Gewaltthätigkeit und Zähigkeit sehen wir ihn dabei verfahren; weder Geistliche noch Weltliche, die seinen Plänen im Wege stehen, werden geschont. Daher denn auch zur Strafe, als er in stolzer Sicherheit Rudolph's Anforderungen zu huldigen und sich als Reichsunterthan zu gebärden verwirft und verhöhnt, und dieser die Acht und den Weg der Gewalt gegen ihn zu Hülfe nimmt, durch eben diese Gedrückten und Gekränkten Rudolph's winziges Häuflein im Fortrücken schneller als eine Lawine bis zu furchtbarer Gröfse erwächst, und Ottokar rathlos und überrascht von allen Seiten bedroht und im Innern selbst durch eine starke Partei von Unzufriedenen in Schrecken gesetzt, dem armen verlachten Grafen, welcher sich so keck unterfangen hatte, den römischen König zu spielen und diese Rolle so glänzend durchführte, gar keinen Widerstand entgegenzusetzen vermag, und sich, Zorn und bittern Unmuth im Herzen, zur Bewilligung dessen was der Gegner fordert, vorläufig zu Huldigung und Herausgabe aller derjenigen Stücke des Reiches versteht, die er widerrechtlich sich angemafst hatte, d. h. mehr als die Hälfte seiner Länder. Dabei zeichnet sich in dieser Darstellung vorzüglich die Thätigkeit der geistlichen Macht aus, die von Ottokar in den neuerworbenen Landen vielfach in ihren alten Rechten gekränkt, nun Rudolph, den Schützling und Freund des Oberhauptes der Kirche, dem es stets am Herzen gelegen war, die Gunst der Bischöfe in Deutschland zu erwerben und die erworbene klug zu befestigen, nicht blofs als einen, sein und des Reiches Recht mit dem Schwerdt in der Hand vertretenden König, sondern vielmehr wie den ersehnten und verheifsenen Befreier von arger Tyrannei und Knechtschaft begrüfst. So erklärt sich, bei dem nicht

Digitized by Google

zu berechnenden Einflufs dieser Macht auf die Gemüther des Volks, erst recht deutlich, wenn man die eben berührten Umstände mit in Erwägung zieht, der unbegreiflich schnelle und tiefe Sturz des vor Kurzem noch an Land und Leuten reichsten Fürsten des Abendlands, der an wirklicher innerer Kraft und Bedeutung nur dem französischen Könige nachzustehen schien.

Am öftesten ergiebt sich für den Verf. die Gelegenheit, einseitige Darstellungen seiner Vorgänger und namentlich Palacky's, in dem nun folgenden zu berichtigen, wo die langwierigen und wechselvollen Unterhandlungen geschildert werden, die zwischen Rudolph und Ottokar nach dessen Demüthigung und provisorischer Verzichtleistung auf Oestreich geführt wurden, um einen dauernden Friedensstand herbeizuführen, während sie in der That zu neuem Zerwürfnifs und zu Ottokar's vollständigem Untergange führten. Bei Palacky trägt nun, wie sich das bei der jetzigen Richtung des böhmischen Patriotismus, so weit er sich vermöge äufserer gegebener Schranken in der Literatur abspiegeln darf, nicht anders erwarten läfst, einzig und allein der deutsche Rudolph alle Schuld daran; obgleich sich Palacky wohl hütet, mit klaren dürren Worten es zu bezeichnen, erscheint Rudolph hier durch und durch voll Unredlichkeit, Falsch und Heimtücke. In der That aber läfst sich recht deutlich erkennen, dafs nach Ottokar's Charakter, den Rudolph wohl eben so gut als die anderen ihm näher stehenden Zeitgenossen kannte, die Möglichkeit zu dauerhafter Versöhnung nur sehr entfernt erscheinen konnte; hatte Rudolph einstweilen auch wirklich den gutten Willen, Friede so lange es ginge, zu halten, weil er ihn zu Begründung seiner eigenen Stellung in Oestreich brauchte, so war ihm doch gewifs deutlich, dafs ihm noch einmal ein letzter entscheidender Kampf mit dem schwer gekränkten, rachsüchtigen Böhmen bevorstehe. Es lag jedoch in seinem Vortheile, diesen so lange als möglich hinauszuschieben und die Mittel, deren er sich dazu bediente, stets von neuem begonnene und wieder abgebrochene Unterhandlungen, sind eben solche, welche die Politik zu jeder Zeit und bis auf den heutigen Tag für durchaus erlaubt und ganz und gar nicht unehrenhaft gehalten hat. Ja wenn hier Falschheit und Tücke obwaltete, so liegt sie Ottokar zur Last, dessen Benehmen während dieser Zeit wir nicht besser als mit den Worten des Verf.'s p. 230 Anm. 1 charakterisiren können: „Aus Allem scheint hervorzugehen: Ottokar unter dem Vorwande sich über Nichterfüllung des Friedensvertrages zu beschweren, veranlafst oder beantragt Abänderungen in demselben: mittlerweile rüstet er sich zum Kampfe und stärkt sich durch neue Bündnisse, um vorerst entschiedenen Widerspruch zu erheben und hierauf, wenn ihm nicht willfahrt wird, den unvorbereiteten König, als habe dieser den Frieden an ihm gebrochen, mit überlegener Macht zu überfallen." Besonders verhängnifsvoll war in dieser Beziehung für ihn die mit oder ohne seine Schuld geschehene Annullirung eines hauptsächlichen Punctes in dem Wiener Vertrage, des Verlöbnisses zwischen seiner Tochter Kunegunde und Rudolph's Sohn, Hartmann. In wiefern Ottokar daran Schuld trägt, ob seine Tochter mit oder gegen seinen Willen plötzlich in das St. Klarenkloster zu Prag eingetreten sei, das läfst der Verf., da die Berichte der vorzüglichen Quellen so ganz verschieden lauten, unausgemacht. Jedenfalls aber hat der Fortsetzer des Kosmes von Prag vollkommen Recht zu behaupten: hujus puellae ingressus et assumptio monasticae vitae non solum a Sapientibus verum etiam a simplicibus rurensibus Laicis reputabatur initium fuisse totius mali et ruina Regni Bohemiae. Seinen Sohn Hartmann wufste Rudolph durch ein andres noch vortheilhafteres Verlöbnifs mit der Tochter König Eduard's von England schadlos zu halten; die Verletzung aber dieses Friedensartikels legte er mit Recht oder Unrecht jedenfalls König Ottokar zur Last, und war daher nur noch mifstrauischer als früher gegen ihn gestimmt. So ergiebt es sich denn recht anschaulich, wie es endlich, nachdem Ottokar's feindselige Gesinnung und Erbitterung immer deutlicher hervortrat, nachdem in dem unterworfenen Oestreich von dieser Seite her den König Rudolph Verrath und Abfall vielfach bedrohte, zum Bruche und zur Entscheidung mit den Waffen kommen mufste. Der Zusammenstofs und die Folgen desselben, Ottokar's Niederlage und Tod sind bekannt genug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

Der Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heiligen römischen Reiches erstes und zweites Buch. König Rudolph und seine Zeit. Von J. E. Kopp. Auch unter dem Titel: *Geschichte der eidgenössischen Bünde. Mit Urkunden. Von J. E. Kopp.*

(Fortsetzung.)

Hier bietet sich durch die Natur der Sache die passendste Gelegenheit für den Verf., nachdem er der Entwicklung der böhmischen Verhältnisse bis zu ihrem vollständigen Abschlufs, den sie durch die Schlacht auf dem Marchfelde erreichten, nachgegangen ist, schon früher Berührtes wieder anzuknüpfen, das während einer geraumen Zeit von dem viel wichtigeren Vorliegenden fast gänzlich in den Hintergrund geschoben worden war. Zuerst p. 250—317 wendet er seinen Blick zu der weiteren Gestaltung der Bezüge Rudolph's zu den Päpsten, insbesondre zu Nicolaus III., der in vieler Hinsicht Gregor's X. Geistesverwandter, das Verhältnifs des apostolischen Stuhles zu dem deutschen Königthume auch auf eine ähnliche tiefgehende Weise auffafste. Schon während der Unterhandlungen mit Ottokar, die den Frieden herbeiführen sollten, statt dessen aber einen erst recht vollständigen unheilbaren Bruch erzeugten, waren von Rudolph Verbindungen mit Nicolaus III. angeknüpft, die im wesentlichen auf den durch Gregor X. festgesetzten Grundlagen ruhten und nur im einzelnen manche specielle Verhältnisse, die sich erst seit jener Zeit gestaltet hatten, insbesondere die Stellung Rudolph's und des deutschen Reiches überhaupt zu Karl von Sicilien, genauer noch berücksichtigen und feststellen sollten. Damals indessen war die Katastrophe des böhmischen Krieges dazwischen gekommen und hatte Rudolph's ganze ungetheilte Aufmerksamkeit sich zugewandt. Gleich nach ihrer Beendigung waren von Rudolph's Seite die Unterhandlungen mit dem Papste und durch seine Vermittlung mit Karl von Anjou wieder aufgenommen worden und hatten rasch zu Resultaten geführt, die nach der damaligen Lage der Dinge für beide gleich annehmbar sein konnten. Karl bequemte sich den Lehnsverband der Grafschaften Provence und Forcalquier, die er von seiner Gemahlin Beatrix überkommen hatte, gegenüber dem römischen Könige anzuerkennen, auch sonst in ein enges Trutz- und Schutzbündnifs mit ihm zu treten, das insbesondere durch eine Heirath von Rudolph's Tochter Clementia mit Karl's Enkel, Karl Martel erst rechte Festigkeit erhielt. Aber ehe diese Verbindung noch zu Stande kommen konnte, sehen wir ihren hauptsächlichsten Beförderer, der auf sie die bedeutendsten Pläne gebaut zu haben scheint, den Papst Nicolaus von dem Schauplatze durch plötzlichen Tod abgerufen werden. Höchst merkwürdig sind die Gerüchte, welche in Folge jener angestrengten und unausgesetzten Bemühungen des Papstes, die innigste Verbindung zwischen Karl und Rudolph um jeden Preis herzustellen, in damaliger Zeit in Umlauf kamen. Der Verf. erwähnt sie p. 309 mit kurzen Worten: „Seit der glücklichen Führung der zwischen dem apostolischen Stuhle und den Königen von Rom und von Sicilien waltenden Angelegenheiten kommt es wohl, dafs von Nicolaus dem Dritten aufgezeichnet und geglaubt wurde: Er habe mit dem römischen Könige über Theilung des Kaiserreichs in vier Königreiche unterhandelt; wornach Deutschland erblich den Nachkommen Rudolph's bleiben, eben so Arelat oder Vienne als Mitgift seiner Tochter Clementia an Karl Martel gegeben, die Lombardei und Toscana zu zwei gesonderten Reichen erhoben werden sollten: diese letztern habe der Papst, erzählen sie, für seine Orsini (die er auf eine ganz mafslose Art begünstigte) bestimmt, als er darüber starb." Schade dafs sich gar so wenig darüber bei Raynald. zu 1280 findet und dafs dies we-

Digitized by Google

nige blofs auf den Nachrichten des Ptolemäus Lucencis sich stützt. Namentlich leuchtet gar nicht hervor, wie weit die Zeitgenossen Rudolph für geneigt hielten, in dergleichen Pläne einzugehen, die so merkwürdig mit dem tiefsten, innersten Leitfaden seiner Politik zusammenstimmen, alle seine Macht allein auf Deutschland zu concentriren und sie insbesondre durch eine feste Stellung seines Geschlechtes auch für die Zukunft dauerhaft zu machen.

Aehnlich wie nach dem Tode Gregor's X. tritt nun auch jetzt in Folge der Vacanz des päpstlichen Stuhles ein Stillstand in dem so lebhaft angeregten Verhältnifs Rudolph's zu dem Papste ein, welchen natürlichen Ruhepunct der Verf. zum Uebergange auf die deutschen Zustände, die eine geraume Zeit aus unserem Blicke verschwunden waren, geschickt benutzt p. 317—396. In kurzen Zügen werden sie von ihm p. 317 charakterisirt: „In Deutschlands Verhältnisse vermochte König Rudolph, so lange ihn die östreichischen Fürstenthümer zu eigener Behauptung und Wiederherstellung des gesetzlichen Zustandes hinhielten, keine dauerhafte Ruhe zu bringen, und Gnaden und Verleihungen waren fast das einzige Mittel während mehrjähriger Abwesenheit und in den ersten Monaten seiner Rückkehr auf die Lande einzuwirken." Es folgt nun eine lange Reihe solcher königlichen Gnadenacte, sowohl gegen die vornehmsten Fürsten des Reichs geistlichen und weltlichen Standes als auch gegen den niedern Adel und die Städte, die er alle an sein Interesse gar trefflich zu fesseln verstand. Am besten aber gelang es ihm, wie wir schon oben erwähnten, mit den geistlichen Herren, welche er besonders, so weit die östreichischen Verhältnisse ihm Gelegenheit gaben, sich mit ihnen zu verständigen, vollkommen für sich zu gewinnen wufste, wovon die reichlichen Belehnungen mit geistlichen Gütern, welche von verschiedenen Bischöfen Rudolph's Sohne Albrecht in Oestreich um diese Zeit zu Theil wurden, einen recht schlagenden Beweis liefern.

Ehe wir aber Rudolph ganz wieder nach dem eigentlichen Deutschland folgen, sehen wir ihn noch zweimal nothgedrungen in Böhmens Angelegenheit eingreifen, wo in der letzten Zeit Irrungen zwischen der Königin Kunegunde, Ottokar's Wittwe, und dem Reichsverweser und Vormund des jungen Wenceslaw, dem Markgraf Otto von Brandenburg in Verbindung mit den Nachwehen des kurz beendigten Kriegs das ganze Land in vollkommne Anarchie versetzt hatten. Auch hier zeigt sich Rudolph wie überall im rechten Augenblicke handelnd und im glücklichsten Erfolge doch immer das richtige Mafs streng beobachtend; so leicht es ihm gewesen wäre, sich Böhmens ganz zu bemächtigen, so zieht er es doch vor, blofs seinen schon früher gegründeten Einflufs durch die Rolle des Vermittlers und Obmannes, die er übernimmt, zu befestigen, ohne einen äufsern Vortheil an Land und Leuten, dessen Erreichung in damaliger Politik so ziemlich für das höchste Ideal der Staatsweisheit allgemein galt, daraus ziehen zu wollen. So kam durch seine Bemühungen ein Landfrieden in Böhmen zu Stande, zu derselben Zeit, als er nach seinem zweiten Zuge wieder nach Wien zurückgekehrt, dort die östreichischen Angelegenheiten durch Aufrichtung eines neuen zehnjährigen Friedens, durch Einsetzung einer statthalterschaftlichen Regierung unter seines Sohnes Albrecht Präsidium völlig in Ordnung gebracht hatte, und nun wieder in die eigentlichen deutschen Landschaften zurückkehren konnte, die er seit fünftehalb Jahren (vor October 76 — Mai oder Juni 81) nicht mehr betreten hatte. Wie es in seiner Abwesenheit ergangen, war von dem Verf. p. 317—25 in einzelnen vorläufigen Zügen charakterisirt; das Nähere wird dann weiter in der 2ten Abtheilung bei der Schilderung des Zustandes der einzelnen grofsen Theile des Reichs nachgetragen, wo wir auch noch einige hierher gehörige Erscheinungen herauszuheben Gelegenheit haben werden.

In Deutschland lag ihm jetzt zunächst eine ähnliche, dauerhafte Feststellung der öffentlichen Ruhe am Herzen, wie sie ihm in freilich beschränktern, kleinern Verhältnissen in Böhmen und Oestreich möglich geworden war.

So werden uns nun die grofsen Landfrieden vorgeführt, die er im Beisein der meisten Fürsten des Reichs erst zu Regensburg für Bayern, dann zu Nürnberg für Franken, endlich in Mainz für die Rheinlande, alle innerhalb der zweiten Hälfte des Jahres 1281 beschwören liefs. Es scheint aber nach unsrer Ansicht eine überflüfsige Mühe des Verf.'s gewesen zu sein, bis ins einzelnste hinein die Bestimmungen jedes derselben seiner Darstellung einzuflechten, und es ist dies ohne Zweifel eine jener Stellen, wo er von einem falschen Begriffe der Ausführlichkeit historischer Darstel-

Digitized by Google

lung geleitet seinem Werke mehr geschadet als Förderung gebracht hat. Denn die rechtlichen Bestimmungen eines solchen Landfriedens werden gewiſs in einer Entwicklung der deutschen Rechts- und Staatsgeschichte von dem gröſsten Belange sein, und unmöglich übergangen werden dürfen, aber hieher gehören sie durchaus nicht, zumal da viele derselben eben nur leere Worte geblieben und niemals einen unmittelbaren Einfluſs auf die Gestaltung der deutschen Geschichte geübt haben.

Das Zustandebringen dieses Landfriedens und seine ungestörte Erhaltung ist von nun an der Mittelpunct der ganzen Thätigkeit Rudolph's, so weit sie überhaupt die inneren Angelegenheiten Deutschlands betraf. Die vielfältigen Bemühungen, die er in dieser Absicht in den letzten zehn Jahren seiner Regierung anwandte, bilden, wie wir schon oben erwähnten, den Inhalt der zweiten Abtheilung dieses Bandes, wo wir einzelnes dahin gehöriges noch genauer beachten werden.

Wir stehen am Schlusse der aufsteigenden Periode in Rudolph's Regierung, wo ihm alles gelang, was er begann; wo er aber auch alles so begann, daſs es gelingen muſste. Der Anfang einer andren für ihn weniger glücklichen Zeit wird gerade jetzt durch einige Unglücksfälle in seiner Familie angekündigt, durch den Tod seiner Gemahlin Anna, einer Erscheinung, die es wohl verdient hätte, etwas fester und genauer gezeichnet zu werden, als es von dem Verf. geschehen ist, und vor allem seines blühenden zweiten Sohnes Hartmann, der auf der Fahrt zu seiner Verlobten, der englischen Königstochter Johanna, im Rheine ertrank? Dies geschah gerade in dem Augenblicke als Rudolph auf dem Reichstage zu Mainz die Höhe irrdischen Glanzes und Glückes erreicht zu haben schien. Dankbar ist hier zu erwähnen, daſs der Verf. in gewohnter, genauer und gründlicher Weise der Quellenforschung und historischen Kritik einige Irrthümer, in Bezug auf Hartmann's letzte Schicksale, welche selbst in die letzte Darstellung von Rudolph's Leben beim Fürst Lichnowsky übergegangen waren, berichtigt hat (s. p. 383 Anm. 7) und namentlich die Annahme eines Kriegszugs, den Rudolph in Gemeinschaft mit Hartmann in das Wadtland gemacht haben soll, als gänzlich unstatthaft verwirft. —

So werden in der 2ten Abtheilung des Werkes „die zehn Jahre des wiederhergestellten Landfriedens" zuerst unsere Blicke auf den Norden Deutschlands gelenkt (p. 397 — 468). Es ist diejenige Gegend des Reiches, wo das königliche Ansehen, man kann wohl sagen, seit dem Emporkommen der Hohenstaufen immer schwächer geworden, so daſs namentlich durch das groſse Interregnum fast alle Spuren desselben erloschen und selbst in der ersten Hälfte von Rudolph's Regierung die wohlthätigen Folgen, welche eine kräftige Persönlichkeit an der Spitze des Reichs für den Süden Deutschlands herbeigeführt hatte, hier so gut wie gar nicht bemerkbar geworden waren. Einiges war von dem Könige, der nach der gewohnten Klugheit, die seine Politik leitete, hier ein rasches, entschiedenes Eingreifen am wenigsten für sachgemäſs hielt, allerdings vorläufig angebahnt worden, um bei gelegener Zeit weiter fortzuschreiten. In dieser Beziehung sind besonders die Verwandtschaftsbande von der gröſsten Wichtigkeit, durch welche Rudolph zwei der wichtigsten Fürsten dieser Länder, den Markgrafen Otto den jüngern von Brandenburg und den Herzog Albrecht von Sachsen an seine Person knüpfte. Ehrenbezeugungen und Vergebungen an die vornehmsten Herren und bedeutendsten Städte muſsten auch hier die Gemüther gewinnen, wenn gleich die Gunstbezeugungen hier mitunter noch weniger als im Süden alles, was den Absichten des Königs im Wege stand, insbesondere alle Störungen des Friedens zu beseitigen vermochten. Daher erblicken wir immer wieder von neuem zum Ausbruch kommende Zerwürfnisse zwischen den mächtigen Hanseestädten, Lübeck an der Spitze, und den Markgrafen von Brandenburg, in welche nach und nach fast alle Fürsten dortiger Gegend verwickelt werden. Nur mit Mühe wird von dem Könige der Ausbruch eines über den ganzen Norden sich verbreitenden Krieges, besonders durch den Einfluſs, den er auf seinen Schwiegersohn Albrecht hatte, abgewendet. Eben so verwirrt hatten sich die Angelegenheiten der Lande an der oberen Elbe gestaltet, über die Heinrich der Erlauchte Markgraf zu Meiſsen und Landgraf zu Thüringen einst allein, dann aber in getheiltem Besitze mit seinen Söhnen und Enkeln gebot. Schon bei Lebzeiten Heinrichs war offener Krieg zwischen seinem Sohne Albrecht und dessen Söhnen Friedrich und Dietrich ausgebrochen und kaum beschwichtigt worden. Wie es mit dem Ansehen des Reiches hier beschaffen war, läſst sich leicht ahnen:

Digitized by Google

es war kaum mehr eine Erinnerung davon vorhanden. Nach Heinrichs Tode, zu Anfang des J. 1288 hatten sich die Verhältnisse noch viel verwickelter gestaltet; es war wieder Krieg zwischen Vater und Söhnen entbrannt; der Vater gefangen und nun ein nachtheiliger Friede ihm abgezwungen worden. Was half unter solchen Umständen der vom Erzbischof Heinrich von Mainz schon früher in Thüringen gebotene königliche Landfriede? König Rudolph entschliefst sich dann endlich selbst, dem Unwesen so viel es gehen will, zu steuern und wir begleiten ihn auf seinem Zuge aus den oberen Landen, von den Ufern des Rheins nach Thüringens alter Hauptstadt Erfurt, wo er Ende 1289 ankommt und über zehn Monate Hof und Gericht hält. Eine Unzahl für die nächsten und ferneren Verhältnisse Deutschlands höchst wichtiger Fragen sehen wir ihn hier entscheiden; die erfolgreichste Thätigkeit jedoch wendet sich der Aufrichtung oder richtiger Sanctionirung des Landfriedens für Thüringen und Meifsen zu, der zugleich auch auf Sachsen ausgedehnt wird. Im Einverständnisse mit den Fürsten, die zahlreicher als je hier ihren König umgaben, werden Richter und Beschirmer desselben eingesetzt. — So konnte der König im November 1290 Thüringen als vollkommen beruhigt und geordnet verlassen, um sich nach Franken zu wenden. —

In der Umschau über den Zustand der deutschen Lande führt uns der Verf. zunächst von dem Norden des Reiches nach Böhmen p. 470—493, wo er an die früher schon geschilderten Bemühungen Rudolph's, für den minderjährigen Sohn Ottokar's, Wenceslaw, Friede und Ordnung zu begründen, wieder anknüpft. Wir sehen jetzt durch seine Gunst die Vormundschaft des Markgraf Otto von Brandenburg, welche die eigentliche Quelle der Verwirrungen in den letzten Jahren gewesen, gelöst, Mähren das bisher an Rudolph verpfändet war, dem böhmischen Reiche zurückgegeben, wodurch das Ansehen der königlichen Gewalt, die unter der Vormundschaft zum leeren Schattenbild geworden war, wieder einigermafsen sich geltend zu machen begann. Rudolph's Bemühen, dasselbe zu befestigen, zeigt sich sehr deutlich in dem Verwandtschaftsbündnisse, durch welches er dem böhmischen König in seiner Person einen festen Rückhalt gegen etwaigen Uebermuth der grofsen Vasallen gab. Seine Tochter Gutta ward Wenceslaw's Gemahlin, und hinwiederum des böhmischen Königs Schwester Elisabeth Rudolph's gleichnamigem zweiten Sohne zugesichert. Ja sogar die einstmals zu Rudolph's Gunsten von den deutschen Fürsten zurückgewiesenen Ansprüche Böhmens auf die Kurwürde und das Reichsschenkenamt werden jetzt vornämlich durch Rudolph's Vermittlung als begründet anerkannt. Schade nur, dafs der nähere Hergang dieser Sache, die natürlicherweise nicht ohne die schwierigsten Verhandlungen zu Stande gebracht werden konnte, unseren Augen bis auf einige unbedeutende Winke, welche sich hie und da finden, so ganz entzogen ist! Offenbar wurde Rudolph's Politik hier auf der einen Seite von dem Bestreben geleitet, die böhmische Königsmacht so fest als möglich an das deutsche Reich zu knüpfen, und ihr durch diese Stellung, die sie zu demselben einnahm, gegen Böhmen selbst mehr Gewicht zu verschaffen, andrerseits aber leitete ihn auch ein persönliches oder Hausinteresse. Als Preis nämlich jener Anerkennung der kurfürstlichen Würde macht sich Wenceslaw verbindlich, des Königs Sohne, Rudolph, seinem Schwager, zur Erhebung auf den römischen Königsthron, durch seine Stimme behülflich sein zu wollen. —

Von Böhmen werden wir nach Oestreich geführt p. 494—564. Wir sehen diese dem Reiche wiedergewonnenen Lande zuerst noch im Namen desselben von Graf Albrecht dem ältesten Sohne König Rudolph's kräftig und mit strenger Handhabung des Landfriedens verwaltet. Bald aber geschieht der letzte Schritt, um sie erblich an das habsburgische Haus zu bringen, durch die Belehnung, die der König anfangs seinen beiden damals noch lebenden Söhnen Albrecht und Rudolph mit Oestreich und Steiermark, dann aber auf die Vorstellungen der Edlen und Gemeinden dieser Lande, die schon eine Art von ständischen Rechten erlangt hatten und keine Doppelherrschaft wünschten, an Albrecht allein mit Bewilligung aller Kurfürsten ertheilte, während er Kärnthen an einen treuen Freund seines Hauses, Albrecht's Schwiegervater, den Grafen Mainhard von Tirol und Görz, der das Land bisher als Reichsverweser verwaltet hatte, übergab.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

Der Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heiligen römischen Reiches erstes und zweites Buch. König Rudolph und seine Zeit. Von J. E. Kopp. Auch unter dem Titel: *Geschichte der eidgenössischen Bünde. Mit Urkunden. Von J. E. Kopp.*

(Schluſs.)

Der Verf. läſst sich nach seiner gewohnten Weise hier gar nicht auf die Wiederlegung der Vorwürfe ein, welche Rudolphen namentlich in neurer Zeit wegen dieser Handlung als einer unrechtmäſsigen Begünstigung seiner Familie gemacht worden sind. Am kürzesten und schlagendsten hat sie Böhmer Reg. p. 55 beantwortet: „Was sollte er denn anders mit Oestreich beginnen? Konnte er das innerlich zerrüttete Grenzland wie es erbelos war auch herrnlos zurücklassen? Hätte er es beim Reiche behalten, dann wäre es, wenn nichts schlimmeres geschah, gleich Schwaben in einzelne Herrschaften zerfallen: wem hätte das genutzt? Gab er ihm aber einen Herrn, so war es doch am natürlichsten, sein eignes Geschlecht zu bedenken, welches das entfremdete Land zurückgewonnen hatte, welches die Kraft besaſs es zu zügeln, welches durch Heldenmuth und Weisheit seiner Söhne vor allen andern sich auszeichnete. Die Uebertragung geschah aber auch in bester Rechtsform mit dem Willen des Landes, welches die Prüfung bestanden hatte, mit dem der Bischöfe, die dort angesessen waren, mit dem der Kurfürsten und der Reichsstände. Blieben nun die Kurfürsten nach Rudolphs Tod bei Habsburg, wie dies bei den früheren Königsgeschlechtern geschehen war und den carolingischen Satzungen entsprach, so konnte Oestreich zum Heile Deutschlands dem neuen Hause die verlornen Reichsdomainen ersetzen und durch seine Kraft dem Vaterland die Einheit erhalten, deren es zu unverkümmertem Fortleben bedurfte. Wenn die Selbstsucht der Kurfürsten dies hinderte, und wenn die königliche Macht mit allen Mitteln des Miſsbrauchs und der Zwietracht bald unrettbar untergraben wurde, so blieb nun doch wenigstens ein gröſseres Ganze an der Grenze, welches den Ungarn und Türken widerstand, und der Krone, als sie die Habsburger wieder trugen, einen Schein lieh, daſs sie nicht ganz in Verachtung sank. Nur dort im Südosten hat Deutschland bis heute kein Dorf eingebüſst!" Die Landesverwaltung des Herzogs Albrecht wird uns dann weiter vorgeführt; sie ist in ihrer Strenge und festen Haltung eine consequente Fortsetzung der früheren Statthalterschaft. Daher denn auch der groſse Aufstand der Wiener, in Folge dessen sie ihre glänzenden von Rudolf und seinem Sohne früher mehrmals bestätigten Freiheiten und Privilegien einbüſsten. Die Beharrlichkeit, mit der der neue Herzog seine Fürstenwürde im ganzen Umfange ihrer Bedeutung nach innen und auſsen geltend zu machen strebt, führt ihn in vielfache Verwicklungen und Streitigkeiten mit seinen Nachbarn, dem Erzbischofe von Salzburg, dem ungarischen Könige Ladislaw und dessen Nachfolger Andreas dem Venetianer, ja sogar mit seinem eigenen Schwager Wenceslaw von Böhmen, Zwistigkeiten, die, an und für sich geringfügig genug, doch in einer für Albrecht höchst wichtigen Angelegenheit, in den Verhandlungen wegen seiner Wahl zum römischen Könige sehr zu seinem Nachtheile gereichten. —

Von Oestreich wendet sich p. 564 — 591 der Blick auf Bayern, wo Herzog Ludwig, Pfalzgraf am Rhein, der Schwiegersohn des Königs, und sein getreuster Anhänger, Rudolph's Ansehen, ohne seiner eigenen Bedeutung Eintrag zu thun, immer aufs kräftigste aufrecht zu erhalten wuſste. Böhmen, Oestreich und Bayern bilden in dieser Zeit eine compacte Masse, auf die sich Rudolph's Macht hauptsächlich stützte, während in den übrigen Gegenden des Reichs, nament-

Digitized by Google

lich zunächst in Schwaben, aufrührerische Versuche aller Art die geringere Befestigung, die hier die königliche Gewalt erreicht hatte, deutlich beurkunden. Dort zeigen sich uns (p. 592 — 649) trotz wiederholt gebotener Landfrieden, zu dessen Beschützung der König seinen eigenen Schwager, den Grafen Albrecht von Hohenberg gesetzt hatte, immerwährende Ruhestörungen und im Ganzen ein Zustand, der dem Chaos im nördlichen Deutschland wenig nachgiebt. Hier wie dort fehlt eine vorwiegende Macht, die der König wie in den übrigen deutschen Landen zur Erreichung seiner Zwecke hätte benutzen können. Es giebt keinen weltlichen oder geistlichen Fürsten, der unbestritten der erste und gröfste ist, wie am Mittel- und Niederrhein die geistlichen Kurfürsten, in Franken die Bamberger und Würzburger Bischöfe, in Bayern Herzog Ludwig; keine reiche dem Könige fest anhängende freie Städte in grofserer Anzahl wie am Ober- und theilweise am Mittelrhein, durch welche die weltlichen Herren in Schach gehalten werden konnten. Es sind an Kräften so ziemlich gleiche Potenzen, welche sich hier, von fortwährender Rivalität und dem engherzigsten Egoismus gestachelt, herumtummeln. Ja so gering ist das Ansehen des Reichsoberhaupts, dafs der einflufsreichste dieser kleinen Herren, der Graf Eberhard von Würtemberg einen förmlichen aufrührerischen Bund gegen König und Reich zweimal organisiren und trotz aller Anstrengungen Rudolphs doch nicht vollständig gedemüthigt werden kann.

Besser steht es im Elsafs p. 650 — 691. Dort im Oberelsafs waren grofse Stammgüter des habsburgischen Hauses und daher ein unmittelbarer Einflufs der königlichen Gewalt von selbst gegeben. Ueberdies hielten die zahlreichen Städte des Reichs, Strafsburg an der Spitze, von jeher treu zu den deutschen Königen, und dies Verhältnifs wird auch von Rudolph bis auf die Irrungen mit Colmar im Jahre 1285 sorgfältigst aufrecht erhalten.

Bunter gestalten sich die Zustände am Mittelrhein, wo die vornehmsten Fürsten des Reichs, die gröfsten und wichtigsten freien Städte, daneben eine Unzahl kleinerer unabhängiger Herren geistlichen und weltlichen Standes, die sich hier alle auf einem verhältnifsmäfsig beschränkten Raume zusammendrängten, in wechselseitigen Berührungen von jeher ein höchst mannigfaltiges, reges Leben hervorgerufen hatten. Diesen Dingen ist p. 691 — 778 gewidmet.

Lange, in Folge von Sedisvacanzen entstandene Streitigkeiten in den Erzbisthümern Mainz und Trier werden von König Rudolph in Gemeinschaft mit dem Papste endlich auf eine befriedigende Weise geschlichtet; aber seine durch den Tod ihm genommenen besten Stützen, Erzbischof Heinrich von Trier und vor allem Wernher von Mainz, können ihm durch die an ihre Stelle getretenen Boemund und Gerhard nicht wieder ersetzt werden. Doch gelingt es hier dauerhafter als in manchen andern Theilen des Reiches, den Frieden zu handhaben, insbesondere seitdem ein höchst gefährlicher Aufstandsversuch, der sich vom Niederrhein bis hieher verbreitet hatte, von Rudolph mit gewohntem Nachdrucke und Glücke unterdrückt worden war. Die Veranlassung dazu gab das Auftreten eines Pseudo Friedrichs II., dessen Sache einstmals hauptsächlich von den rheinischen Städten unterstützt und festgehalten worden war. Dieser Betrüger wurde leicht von dem Scharfblicke des Königs als ein Instrument in der Hand einer grofsen mifsvergnügten Partei erkannt, aber eben deshalb war gröfsere Gewandtheit und Vorsicht als je nöthig. Es verbargen sich hinter ihm eine Anzahl dem Könige abgeneigter Fürsten im Niederland, die aber noch nicht mit offener Unterstützung sich seiner annehmen mochten, während mehrere Städte z. B. Neufs und Wetzlar, welches letztere aus anderen Ursachen, wegen lästiger Geldzumuthungen, wie auch Colmar zu derselben Zeit, mit Rudolph in Hader war, ihn in ihre Mauern aufnahmen. Aber das rasche Erscheinen des Königs, ehe noch ein fest organisirter Bund aller Unzufriedenen möglich wurde, erstickte das drohende Unheil im Keime. So wird denn auch der arme Pseudo Friedrich von seinen bisherigen Anhängern gänzlich verlassen und mufs durch den Feuertod für alle anderen Mitschuldigen, die vom Könige klug ignorirt wurden, büfsen. — Im einzelnen ergeben sich für hieher gehörige historische Facta, namentlich für Rudolph's Zug von Colmar nach Wetzlar und die Vorgänge bei dieser Stadt, noch verschiedene Schwierigkeiten, die von Böhmer Reg. Rud. Nr. 829. p. 127 scharf und schlagend zusammengestellt, hier in der Darstellung des Verf.'s keine genügende Lösung gefunden haben, wie sich jeder leicht selbst

Digitized by Google

überzeugen kann. Frankens Verhältnisse zu König Rudolph, die der Verf. p. 779—813 anfügt, gestalten sich viel weniger verwickelt als die eben berührten am Rheine. Hier sind es vor allem die mächtigen geistlichen Herren von Würzburg und Bamberg, mit denen der König stets ein freundliches Einverständnifs aufrecht zu erhalten weifs, und neben ihnen macht sich besonders die bedeutende Persönlichkeit Friedrichs des Burggrafen von Nürnberg, eines der festesten, treusten und brauchbarsten Anhänger Rudolph's, mit dem er von Jugend an in steter Freundschaft verbunden war, überall zum Nutzen und Vortheil des Reiches geltend. So erblicken wir hier weniger als in irgend einem andern Gebiete Störungen des gesetzlichen Zustandes und wo je einmal eine vorkommt, wird sie aufs schleunigste und nachdrücklichste ausgeglichen.

Nicht so am Niederrhein, dessen mannigfache Bewegungen den Verf. p. 813—880 beschäftigen. Vor allem ist die Stellung des Königs zu dem mächtigsten Fürsten dieser Lande, dem Erzbischofe von Köln, bedeutsam. Die königliche Macht in diesen Gegenden stützte sich hauptsächlich auf ihn, und Rudolph war klug genug zu vergessen, dafs die Treue des Erzbischofs im böhmischen Kriege arg gewankt hatte. Noch mehr Sorgen aber als der Niederrhein bereiten ihm die Angelegenheiten der eigentlichen Niederlande, so weit sie dem Reichsverbande angehörten. So vor allem die Streitigkeiten zwischen den Grafen Guido von Flandern und Johann von Hennegau über das sogenannte Reichsflandern, was endlich im rechtlichen Spruche vom Könige dem Hennegauer zuerkannt wird. Aber bei der grofsen Entfernung der Lande von Rudolph's gewöhnlichem Aufenthalt, dem Südwesten Deutschlands, und bei der Nachbarschaft Frankreichs, welches schon damals hier dem deutschen Reiche ein Stück nach dem andern zu entfremden begann und in dieser Absicht allem Aufrührerischen einen sichern Rückhalt bot, fruchtet dieser Spruch nichts, so wenig wie die darauf folgende Acht; ja selbst den Bann, welchen auf Rudolph's Veranlassung der Cardinallegat Johann von Frescati zu Würzburg 1286 über Guido ausspricht, sehen wir ohne bedeutende Folgen ergehen. — Schliefslich werden die Anmafsungen Frankreichs, die sich auf allen Puncten, wo es mit dem deutschen Reiche zusammenstiefs, zeigten, kurz berührt; das nähere darüber ist dem zweiten Bande, wo die Verhältnisse der oberen Lande genauer besprochen werden sollen, aufbewahrt. Auch wird dabei noch der zweideutigen Rolle gedacht, die Papst Nicolaus IX. gegen den römischen König zu Gunsten Frankreichs spielte. Rudolph hatte sich mehreremale beschwerend wegen der Anmafsungen Philipp's an ihn gewandt, aber immer nur ausweichende, wenn gleich höchst freundliche Antworten empfangen. Zum Glück war Rudolph der Mann, der seine Rechte mit eigener Hand zu wahren verstand, wie sich das im folgenden Bande ergeben wird.

Dem Buche sind noch zwei Anhängsel beigefügt. Das erste p. 883—909 enthält 24 Urkunden, die sich auf Gegenstände beziehen, welche im Verlaufe der Darstellung zur Sprache gekommen sind, und die als Belege für sie benutzt werden. Die meisten derselben erscheinen hier zum erstenmale gedruckt, wenn gleich handschriftlich ein Theil davon, z. B. von Böhmer in seinen Regesten und von Lichnowsky gebraucht wurde. Der Verf. hat hier aus den Ergebnissen seiner langjährigen Forschungen natürlich nur ein ganz kleines Bruchstück geben können, aber auch dieses enthält des interessanten und wichtigen genug: so namentlich Nr. 3. (p. 885) (eine Eventualbelehnung Rudolphs von Habsburg, ertheilt von Konradin („Conradus II. l. g. Jerusal. et Siciliae rex"). Ferner Nr. 8. p. 891 die beglaubigte Abschrift eines Briefes von Ottokar an Rudolph v. 31. Octob. 1277, gewissermafsen das Ultimatum des böhmischen Königs; und Nr. 9. 893 ein Bericht Rudolph's über den eben erfochtenen Sieg auf dem Marchfelde an den Dogen von Venedig vom 27. August 1278, früher schon von Gerbert im Cod. epist. Rudolphi Reg. Roman. p. 159 in sehr fehlerhafter Abschrift mitgetheilt, hier zum erstenmale in correcter Gestalt erscheinend. Dann Nr. 23. eine Urkunde Wenceslaw's von Böhmen vom 13. April 1290, worin er sich verpflichtet, des Königs zweitem Sohne Rudolph zur Erlangung der römischen Königskrone behülflich zu sein. Sie ist von dem Verf. aus einer Handschrift der Cantonsbibliothek Lucern gegeben, welche noch ein anderes höchst wichtiges Document neben ihr enthält, die Absetzungsurkunde König Adolph's, die hier ebenfalls zum erstenmale in vollständiger Gestalt erscheint, obgleich sie eigentlich in eine viel spätere Zeit gehört. Indessen können wir dem Verf. auch für die Mittheilung an diesem Orte grofsen Dank wissen.

Zuletzt enthalten noch p. 909—926 Nachträge und

Digitized by Google

Berichtigungen, zumeist auf die neusten Mittheilungen des unermüdlichen Chmel sich stützend. Sie geben ein erfreuliches Zeichen, mit welcher Sorgfalt der Verf. auch in den kleineren und minder wichtigen Partien seines Werkes überall die möglichste Genauigkeit und urkundliche Sicherheit herzustellen bemüht ist. —

H. Rückert.

VII.

Life and Correspondence of David Hume, from the papers bequeathed by his nephew to the Royal Society of Edinburg, and other original sources. By John Hill Burton, Esq. Advocate. 2 *Vols. Edinburgh*, 1846. *W. Tait.* 8.

Es kann nicht fehlen, dafs zwei starke Bände: „Leben und Briefwechsel David Hume's aus den von seinem Neffen der königlichen Gesellschaft zu Edinburg vermachten Papieren und anderen Original-Quellen," mancherlei Neues und Interessantes enthalten müssen. Es kann das um so weniger, da dem Verfasser und Herausgeber die Anerkennung gebührt, mit Fleifs gesammelt, mit Verstand gesichtet und mit Geschmack geschrieben zu haben. Das Werk dürfte daher bald in den Händen Jedes sein, der über den scharfsinnigen Skeptiker und klassischen Geschichtschreiber mehr und Richtigeres zu erfahren wünscht, als was Conversations- und Universal-Lexika, Biographieen-Sammlungen und selbst Hume's nach seinem Tode (25. August 1776) erschienene Autobiographie (London, 1777) darbieten. Während aber solcher Wunsch nicht bei allen Lesern d. Bl. zu erwarten steht und in gebotener Kürze nicht alles Neue und Interessante sich zusammenfassen läfst, ist es wohl eine Jeden interessirende Neuigkeit und zugleich eine der dankenswerthesten Gaben des Buchs, dafs der finstere Mann ein liebenswürdiger, der Zweifler ein guter Mensch gewesen. Hierauf soll also gegenwärtige Anzeige sich beschränken. Auch der Verf., wie hohen Werth er und mit Recht auf Anderes legt, hat jenes Ergebnifs voll zu würdigen gewufst. „Wer aus Hume's Schriften," sagt er, „und aus der Geschichte seines literarischen Wirkens sich ein Bild seines Charakters geschaffen, findet in ihm einen sehr Andern als er für diejenigen war, die ihn persönlich kannten und Umgang mit ihm hatten. Jenem erscheint er ein abgezogener, sich auf sich selbst verlassender, bis zur Härte unbeugsamer Mann. Diesen war er ein guter, gefälliger, einfacher, Geselligkeit liebender, für sanfte Eindrücke empfänglicher Mensch. Und in beiden Auffassungen liegt kein Widerspruch, sie sind das Product eines und desselben Princips. In allen Sachen des Ernstes, in seinen literarisch ehrgeizigen Entwürfen, in der Philosophie, die er lehrte, in Allem, was ihn mit der Nachwelt und der intellectuellen Bestimmung des Menschen verknüpfen sollte, war er fest, streng, unnachgiebig. Die Arena seiner Triumphe war der Schauplatz seiner Stärke. In häuslichem und geselligem Verkehr nahm er ihn ab, den Helm mit wehender Feder. Er fühlte, dafs die für diese Sphäre geeigneten Verstandes-Aeufserungen getragen und gehalten sein müfsten von aller Freundlichkeit und Ruhe und Güte, die ihm die Natur verliehen, von Allem, was den Groll und zorniges Wetteifern aus der Brust nimmt und das Leben angenehm macht. Deshalb war es nie und konnte nie sein Wunsch sein, in geselligen Kreisen den Klopffechter der Intelligenz zu spielen; es genügte ihm, sich und Anderen Freude zu schaffen."

In gleicher Weise spricht sich ein Mann aus, der schon als Knabe Hume gekannt hat und als hochgestellter Beamter in Edinburg gestorben ist, Namens Adam. Er bemerkt in einer seiner mitgetheilten Notizen: „In allen Verhältnissen des Lebens, in Allem, was Hume sagte, schrieb und that, sobald nur sein unnützer metaphysischer Skepticismus ihn nicht beschäftigte — einer meiner Freunde nannte denselben passend intellectuelle Seiltänzerei — war er ein harmloser, heiterer, sittlich guter Mensch, ganz unbefangen in seiner Unterhaltung und diese für junge Leute beiderlei Geschlechts eben so angenehm als lehrreich. Ohne Anstrengung liefs er sich zu Scherz und Spiel mit jungen Leuten herbei und besonders gern sprach er mit jungen Damen.... Er gehörte zu unseren fleifsigsten Besuchern und wählte nach damaliger Sitte meist die Theestunde. Im Sommer kam er zu uns heraus auf die schöne Villa meines Vaters in North Merchiston.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

Life and Correspondence of David Hume, from the papers bequeathed by his nephew to the Royal Society of Edinburgh, and other original sources. By John Hill Burton.

(Schlufs.)

Einmal — ich war ungefähr dreizehn Jahre — wo er meine Mutter nicht traf, nahm er seinen Thee mit zwei oder drei jungen Damen von achtzehn oder neunzehn, die er bereits kannte und die bei uns auf Besuch waren. Ich erinnere mich genau, wie hübsch er mit ihnen plauderte, und meine Erinnerung ist durch einen Vorfall gestärkt worden, der viel Spafs und kein Unglück veranlafste. Während der Philosoph mit den jungen Damen koste, ging der Stuhl unter ihm aus einander und setzte ihn allmälig zu Boden. Erst erschraken die Mädchen, dann lachten sie, wie Hume sich aufhaspelte und zwar englisch — denn er redete nie Schottisch — aber in seinem breiten schottischen Dialecte sagte: „Meine Damen, Sie müssen Herrn Adam bedeuten, dafs er für schwere Philosophen sich festere Stühle anschaffe?"

Ferner steht in keiner Biographie Hume's ein Wort davon, dafs er sich wenigstens einmal verliebt und Verse gemacht. Der Herausgeber belegt beides, das Letztere durch ein Gedicht an eine Dame, welche gegen Hume den Verdacht geäufsert, dafs hinter der Freundschaft von Männern zu Frauen immer eine gefährliche Leidenschaft lausche. Da es kurz und Hume's einziges ist, möge es hier Platz finden. Schlecht oder geistesarm ist es auch nicht.

„Hang, my lyre, upon the willow,
Sigh to winds thy notes forlorn,
Or along the foaming billow,
Float, the wrecking tempest's scorn.

Airs no more thy warbling raises,
Such as Laura deigns approve;
Laura scorns her poet's praises;
Artlefs friendship — calls it love.

Impious love, that, spurning duty,
Spurning nature's chastest ties,
Mocks thy tears, dejected beauty,
Sports with fallen virtue's sighs.

Call it love no more, profaning
Truth with dark suspicion's wound;
Or, if still the term retaining,
Change the sense, preserve the sound.

Yes, 'tis love, that name is given,
Angels, to your purest flames;
Such a love as merits heaven,
Heaven's divinest image claims."

Konnte Hume lieben, so interessirt es doppelt, ihn über die Liebe eines Andern urtheilen zu hören, zumal eines so verständigen Mannes wie Pope's Graf von Marchmont. Er thut es in einem Briefe von 1748. „Lord Marchmont," schreibt er, „hat eins der merkwürdigsten Abentheuer von der Welt gehabt. Vor beiläufig drei Wochen ist er im Theater und erblickt in einer Loge eine schöne Jungfrau, deren Aeufseres, Wesen und Sitte einen so wunderbar gewaltigen Eindruck auf ihn machen, dafs es Jedem um ihn auffällt. Sein Entzücken ist so deutlich, in seinen Augen so viel Leidenschaft, in seinen Fragen so viel Ernst, dafs es allgemein bemerkt wird. Er erfuhr sehr bald, dafs sie Crompton heifse und die Tochter eines Ausschnitters sei, der vor Jahr und Tag fallirt und keine 25 pro Cent bezahlt habe. Die schöne Nymphe war 16 oder 17 Jahre, lebte von der Unterstützung einiger Verwandten und zeigte sich an allen öffentlichen Orten, so dafs männiglich sich an ihr müde gesehen, bis die Augen unseres Lords auf sie fielen, der zeither mit ernsten Studien beschäftigt vor diesem entscheidenden Momente noch nie Gelegenheit gehabt, ihre Reize zu schauen. Aber so grofs und mächtig war deren Wirkung, dafs die Pharamonds und Cyrusse in ihren ausschweifendsten Extravaganzen gerechtfertigt erscheinen. Am nächsten Morgen schreibt er an ihren

Digitized by Google

Vater, bittet um Erlaubnifs, seiner Tochter in ehrenvoller Absicht aufzuwarten, und in wenigen Tagen wird sie Gräfin von Marchmont sein *). Alles das ist buchstäblich wahr. Man sagt, viele kleine Fieber schützen gegen ein grofses. Da sei der Himmel gelobt, dafs ich stets das schöne Geschlecht unter vier Augen und in Gesellschaft habe leiden mögen! Dadurch hoffe ich solchen lächerlichen Aufwallungen zu entgehen. Hätten Sie es aber wohl möglich geglaubt, dafs der ehrgeizige, strenge, geschäftige, stürmische, heftige Marchmont ein zärtlicher, tändelnder Schäfer werden könne, ein Artamenes, ein Oroondates?"

Drei Jahre später, 1751, hatte Hume einer Freundin die Nachricht zu melden, dafs sein älterer Bruder, der Laird von Ninewells, sich verheirathet und deshalb er und seine Schwester das väterliche Haus verlassen müfsten. Er thut das wieder auf eine Art, die den heitern, gutmüthigen Menschen bezeichnet. „Endlich," schreibt er, „hat unser Freund sich ein Herz gefafst und das gefährliche Unternehmen begonnen. Er begann es am Montag früh, und es ist das erste Mal in seinem Leben, dafs er sich in etwas eingelassen, wovon er die Folgen nicht zu berechnen vermag. Wo lebt aber auch der Rechenkünstler, der im Stande wäre, das Verhältnifs zwischen guten und bösen Weibern zu bestimmen und das Verhältnifs der verschiedenen Unterarten zu ermitteln? Sir Isaak Newton mafs den Lauf der Planeten und wog die Erde wie in einer Wagschale. Aber diesen liebenswürdigen Theil unserer Gattung in richtige Gleichung zu bringen, hatte er nicht Algebra genug gelernt. Sie sind und bleiben die einzigen Himmelskörper, deren Bahnen keine Gewifsheit haben.... Seit meines Bruders Abreise haben Katty und ich unserer Seits gerechnet und als facit herausgebracht, dafs wir nach Berwick ziehen, wo, wenn Rechenkunst und Mäfsigkeit — zwei ziemlich zuverläfsige Künste — uns nicht täuschen, wir nach gehöriger Sorge für Hunger, Wärme und Reinlichkeit etwas zu erübrigen hoffen, das wir später nach Belieben in den Schatz legen, verschwenden oder verschenken können."

Zwei Jahre nach dem Datum dieses Briefs erhielt Hume die Stelle eines Aufsehers der Advokatenbibliothek in Edinburg mit 40 Pfund — 270 Thaler — Besoldung und siedelte sich dort an. Es charakterisirt den Mann, wie er über diese „Wendung seines Schicksals" sich gegen Dr. Clephane äufserte. „Ich habe Lust," schreibt er, „gegen Sie ein Wenig zu prunken und zu triumphiren, weil ich nun endlich — denn ich bin in die Vierzig — zu meiner Ehre, zur Ehre der Gelehrsamkeit und unseres Jahrhunderts die Würde eines Hauseigenthümers erlangt habe. Vor ungefähr sieben Monaten ermöglichte ich ein eigenes Haus und eine vollständige Einrichtung, bestehend aus einem Haupte, das ich bin, und zwei untergeordneten Gliedern, einer Magd und einer Katze. Seitdem ist meine Schwester zu mir gezogen und bleibt bei mir. Mit Sparsamkeit kann ich mich reinlich und warm halten, habe Licht, Essen und Zufriedenheit. Was verlangen Sie mehr? Unabhängigkeit? Hab' ich in vollstem Maafse. Ehre? Fehlt nicht ganz. Gunst? Wird mit der Zeit kommen. Eine Frau? Ist keins der unentbehrlichen Lebensbedürfnisse. Bücher? Die sind eins, und ich habe deren mehr, als ich Herr werden kann. Kurz und gut, ich weifs kein Glück von Bedeutung, das ich nicht in höherm oder geringerm Grade besitze, und ohne meine Philosophie anstrengen zu müssen, kann ich froh und zufrieden sein." Den Schauplatz dieser doch gewifs nicht alltäglichen Genügsamkeit nennt er „Riddel's Land, Lawnmarket." Er war aber nur ein Theil eines Dachgeschosses in einem der hohen Häuser von Edinburg und Hume ein mehr als leicht befriedigter Mensch. Er besafs die echte Geistes-Unabhängigkeit, die selbst in den beschränktesten Verhältnissen ihn abhielt, jemand zur Last zu fallen. Wie knapp es ihm auch ging und obwohl es ihm nicht an Geschick fehlte, einträgliche, aber geisttödtende Arbeit zu erhalten, er liebte die Wissenschaften zu innig, um ihretwegen nicht die bitterste Armuth zu erdulden.

Sobald Hume tausend Pfund erübrigt hatte, hielt er sich für unabhängig. 1756, wo er 45 Jahre zählte und nachdem er den ersten Band seiner Geschichte von England herausgegeben, brüstete er sich, 1600 Pfund in Vermögen zu haben, deren fünf pro Cent Zinsen den Sold zweier französischen Haupleute ausmachten. Nun zeiht er sich aber schon des Hochmuths in Vergleich zu seinem Freunde Wilkie, dem

*) Sie wurde es Tags nach dem Datum des Briefs, nämlich am 30. Januar, und war des Grafen zweite Gemahlin. Seine erste hatte er Jahrs vorher am 9. Mai durch den Tod verloren.

Digitized by Google

geistlichen Dichter, der als Pastor-Substitut jährlich zwanzig Pfund Einkünfte hatte und „nicht begreifen konnte, welche menschliche Bequemlichkeit oder Freude er entbehren müsse und was jemand meinen könne, der sich mehr Geld wünsche." Von diesem enorm gelehrten Manne, der früher Landwirth gewesen war, erzählt Hume eine Anekdote, die den Lesern neu sein dürfte. „Vor zwei oder drei Jahren," heifst es, „machte sich Jemmy Russel mit einem unser Land bereisenden englischen Arzte, einem Dr. Roebuck, folgenden hübschen Spafs. Eines Tages, als Beide zusammen spazieren ritten, wählte Russel absichtlich den Weg nach Wilkie's Gehöfte. Er erspähte ihn in einiger Entfernung beim Kornsäen, ein Tuch über die Schulter, er selbst schmuzig und schwitzend, Rock und Gesicht in schönster Harmonie mit seiner Beschäftigung. Sagt Russel zu seinem Begleiter: „Sie erlauben wohl, dafs ich mit dem Menschen, dem Bauer dort ein paar Worte spreche; ich will ihn rufen." — Russel ruft; Wilkie kommt und beantwortet die in Betreff der Witterung, seiner Felder und der Landwirthschaft an ihn gerichteten Fragen, nimmt aber bald den Moment wahr, das Gespräch auf die griechischen Dichter und griechische Literatur überhaupt zu lenken und fängt an griechisch zu reden. Dr. Roebuck, der sein bäuerisches Englisch oder vielmehr sein breites Schottisch nur mühsam verstanden hatte, verstand sogleich sein Griechisch, denn Wilkie sprach das ausgezeichnet. Als sie sich getrennt, drückte Roebuck gegen Russel sein höchstes Erstaunen aus, dafs ein solcher Kerl, ein solcher Bauer, dem Anscheine nach eigentlich nur ein Knecht so viel Gelehrsamkeit besitze, und knüpfte daran die Frage, ob es in Schottland unter den Bauern gewöhnlich sei, die griechischen Dichter und Klassiker zu lesen? — „Ja wohl," antwortete Russel ganz unbefangen, wir haben hier zu Lande lange Winterabende, da wissen sie nichts Besseres vorzunehmen? — Natürlich verliefs Roebuck unser Schottland fest überzeugt, dafs es in jedem Kirchspiel mindestens ein Dutzend Landwirthe gebe, die an Winterabenden ihren Familien aus Homer, Hesiod und Sophokles vorlesen, und sollte er eine Reisebeschreibung drucken lassen (1846 wäre es bestimmt geschehen) „wird er nicht verfehlen, dieses merkwürdigen Umstandes zu gedenken."

Bekanntlich ging Hume im J. 1763 als Gesandtschaftssecretair mit dem Grafen von Hertford nach Paris, vertrat ihn dort eine Zeitlang, wurde nach seiner Rückkehr 1767 Unterstaatssecretair, legte aber zwei Jahre darauf dieses Amt nieder und lebte dann bis zu seinem Tode in Edinburg. Er war in Paris der Löwe des Tags gewesen, hatte in London höchste Anerkennung gefunden, und bezog in Edinburg wieder sein kleines Haus in James's Court, besuchte seine alten Freunde, lebte wieder sein früheres, einfaches, bescheidenes Leben. Die mitgetheilten Briefe bieten davon eine Menge Züge, die Jedem wohlthun müssen, der in dem Schriftsteller gern den Menschen achtet. Zwei Belege mögen diese Anzeige schliefsen.

Unweit Edinburg, auf der andern Seite des jetzt stündlich von Dampfbooten gekreuzten Firth of Forth, in Kirkaldy, wohnte Hume's Freund, Adam Smith, der berühmte Verfasser des „Reichthums der Nationen" — ein Werk, an welchem er damals arbeitete. Hume schreibt an ihn: „Es freut mich, Sie wieder in meinem Gesichtskreise, nämlich aus meinen Fenstern eine Ansicht von Kirkaldy zu haben. Doch genügt mir das nicht, ich wünsche Sie auch zu sprechen und möchte also, dafs wir das zu bewerkstelligen suchten. Ich bin der See herzlich müde und betrachte mit Schaudern, mit einer Art Wasserscheu den grofsen Golf, der uns trennt. Ich bin auch des Reisens müde, gerade wie Sie des Zu-Hause-Bleibens müde sein sollten. Demnach schlage ich ihnen vor, herüber zu kommen und einige Tage mit mir in meiner Einsiedelei zu verbringen. Ich sehne mich zu erfahren, was Sie gethan haben, und will über die Art und Weise, wie Sie in Ihrer Abgeschiedenheit sich beschäftigt, Sie scharf examiniren. Eins weifs ich im Voraus; mit Vielen Ihrer Speculationen sind Sie auf dem Holzwege, und das insonderheit mit solchen, in welchen Sie das Unglück haben, nicht meiner Meinung zu sein. Alles dies sind eben so viel Gründe für unsere Zusammenkunft und ich wünsche, Sie könnten mir zu dem Ende einen vernünftigen Vorschlag thun. Auf der Insel Inchkeith gibt es kein Unterkommen. Sonst würde ich Sie herausfordern, mich dort zu treffen, und Keiner von uns dürfte vom Platze, ehe und bevor wir uns über sämmtliche Streitpuncte geeinigt. Ich erwärte morgen den General Conway, den ich nach Roseneath begleiten und etliche Tage bei ihm bleiben werde. Bei meiner Rückkunft hoffe ich einen Brief

Digitized by Google

von Ihnen vorzufinden mit einer kecken Annahme meiner Ausforderung."

In Betreff seiner eigenen damaligen Studien macht Hume dem Sir Gilbert Elliot von Minto, Grofsvater des jetzigen Grafen von Minto, folgende vertrauliche Eröffnung. „Ich bin nun seit zwei Monaten hier, bin hier mit Leib und Seele, habe nicht die geringste Anwandelung von Sehnsucht nach London oder selbst nach Paris. Es dünkt mich sehr unwahrscheinlich, dafs ich je wieder über den Tweed komme, ausgenommen vielleicht bei einem Abstecher nach dem nördlichen England zu meiner Gesundheit oder zu meinem Vergnügen. Noch wohne ich und bleibe auch noch ein Jahr in meinem alten Hause in James's Court. Es ist ein hübsches, freundliches, sogar elegantes Haus, nur zu klein zu Uebung meines grofsen Kochtalentes, denn Kocherei ist die Wissenschaft, welcher ich den Rest meiner Tage zu widmen gedenke. Vor mir auf dem Tische liegt eben ein Rezept zu soupe à la Reine. Ich habe es eigenhändig copirt. In Rindfleisch mit Kohl — ein reizendes Gericht —, altem Schöps und altem Rothwein übertrifft mich Niemand. Auch Schaafkopf-Sauce bereite ich in einer Weise, dafs Herr Keith noch acht Tage nachher davon spricht, und der Herzog von Nivernois wollte bei meiner Küchenmagd Unterricht nehmen, um die Bereitung zu lernen. An David Moncreif habe ich bereits eine Ausforderung erlassen. Sie werden sehen, in Jahr und Tag macht der sich ans Geschichteschreiben — ein Feld, das ich geräumt, denn was das Dinersgeben anlangt, so kann er damit allerdings gegen mich künftig nicht aufkommen. Ich müfste doch meinen Aufenthalt in Paris sehr schlecht benutzt haben, wollte ich mit einem solchen Provinzialmenschen, wie er ist, nicht fertig werden. Alle meine Freunde muntern mich in meinen ehrgeizigen Bestrebungen auf. Sie sind insgesammt versichert, dafs ich nur Ruhm und Ehre gewinnen kann." Dr. W. Seyffarth.

VIII.

Fragmente aus dem Orient, von Dr. Jakob Ph. Fallmerayer. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, 1845*; bei Cotta.*

Die Reise, von welcher der Verf. in diesen „Fragmenten" berichtet, indem er über die Ergebnisse seiner Wanderung und ihrer Einzelnheiten nicht ohne Rhetorik und Phrasenmalerei, vielmehr „mit Gedankenwärme und Redeschwung," lose zusammenhängende Mittheilungen dem Leser vorführt, hatte, wie es scheint, zunächst Trapezunt und den Berg Athos zu Hauptzielpuncten. „Die Pointe der Reise," sagt F. selbst (Th. II. S. 139), „liegt im trapezuntischen Originalfragment und im Conterfei des Athosmönches und seiner Hütten. Wie diese Pointe überschritten, ist in beiden das Epos der Handlung auf dem Höhepunct," das Blut wird kälter, die Erzählung matter, der Leser schläfriger, das Ende erwünschter und der kürzeste Epilog der beste." „Der romantische Theil der Reise," sagt er weiter (Th. II. S. 193), „ist eigentlich in Saloniki geschlossen. Wir nähern uns der Sorge und dem Kampf. Europäische Lüfte wehen aus Hellas über den Olymp herüber, und die melancholisch süfsen Klänge, welche die Kolchisscenen und der Hagion-Oros in der Seele zurückgelassen, vertönen allmählig auf den einförmigen baumlosen Ebenen Thessaliens und verstummen völlig, wie sie der Dunstkreis europäischer Leidenschaft in Zituu (der griechischen Grenzstadt von der Seite Thessaliens) „berührt." Nicht sowohl um „alte Pergamente" war es dem Verf. bei seiner Reise zu thun, sondern mehr um die Menschen und ihre Sitten (Bd. I, S. 134), mehr um die moralischen Zustände in den fremden Ländern, die er besucht (Bd. II, S. 330), vor Allem aber um die Natur und ihre unvergänglichen Reize. „Abenteuerlicher Hang, fremde Sitte zu sehen, angeborne Schwärmerei und Liebe schöner Landschaftsbilder beflügelten allein den Schritt (Bd. II, S. 364). „Ich streifte als Abenteurer frei und sorglos durch die Länder von Byzanz; mich entzückt der Wald, die sanfte Schwellung des Höhenzugs, der immergrüne Busch" u. s. w.; und er zeichnet nun „Eindrücke, Bilder und Scenen," schildert „Gegenden, Menschen und Leidenschaften" (Bd. II, S. 139), aber freilich nicht immer und allenthalben, wie er sich schmeichelt (Bd. II, S. 364), — wenngleich seiner Person selbst dies Alles wohl eigen sein kann! — mit dem Charakter „milder inoffensiver Schwärmerei." Diese Milde ist wenigstens in seinen „Fragmenten" nicht zu erkennen, und namentlich da, wo der Verfasser mit Politik sich beschäftigt, sind seine Urtheile nichts weniger als mild oder blofs schwärmerisch.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

Fragmente aus dem Orient, vom Dr. Jakob Ph. Fallmerayer.

(Schlufs.)

Zwar sagt er (Bd. II, S. 363), dafs ihn „weniger die Politik und am wenigsten die Eitelkeit, auf neuem Schauplatz eine Rolle zu spielen, wiederholt ins Morgenland getrieben habe;" allein er scheint vergessen zu haben, was er früher (Bd. II, S. 199) erklärt hatte, wie „ein unwiderstehlicher Hang nach dem Sonnenlande ihn aus der Heimath fortgezogen, wie er sich „duldend seiner Macht überlassen, ob ihr vielleicht ein erklärendes Wort über unsere Zukunft, ein Wahrzeichen künftiger Geschicke zu entlocken sei." Eben deswegen beschäftigt er sich in diesen „Fragmenten" nur gar zu sehr mit der Politik, mit der griechisch-orientalischen Frage, mit den öffentlichen Zuständen und Verhältnissen des Osmanenreichs, vornehmlich aber mit der abendländischen Politik in Bezug auf Griechenland und die Türkei, und gerade hierbei scheint er nicht ganz frei von „libyscher Melancholie" (Bd. I, S. XII) geblieben zu sein, gerade hier zeugen seine Urtheile von nichts weniger als „Milde und in offensiver Schwärmerei," und man kommt in Versuchung, zu glauben, dafs das, was der Fragmentist Bd. II, S. 338 sagt: „Die wenigsten Leser vermuthen aber auch nur, mit welcher Summe von Sorgen, Geduld und Noth ich beinahe jeden Satz dieser Fragmente vorausbezahlen mufste," wenigstens zum Theil auf die Sorge, Geduld und Noth sich bezieht, die er hier um die abendländische Politik und mit derselben, gegenüber der griechisch-orientalischen Frage, gehabt hat. Schon die Vorrede führt den Leser auf dieses Gebiet der Politik, indem sich dort der Fragmentist darüber ausspricht, was er „über die gegenwärtigen Zustände Deutschlands, besonders über die Revolution, über die Andächtigen und über die Russen" denkt. Der Vf. ist kein Schmeichler der Gewaltigen, er nennt sich vielmehr in diesen „Fragmenten" selbst einmal einen „ächten Poblicola" und „Leser-Courtisan" (Bd. I, S. 131), der „nur um Beifall und Gunst der Vielen buhlt, d. h. der Geist- und Geschmackvollen, deren Zahl und Bedeutung, wie er, freilich nicht ohne Seitenblicke und nicht ohne Ironie hinzusetzt, im deutschen Volke jetzt schon überwiegend ist und sichtlich mit jedem Jahre wächst;" und allerdings dürfte der Fragmentist mit seinen Gedanken über Politik u. s. w., zumal er sie ohne Hehl und ohne Schonung ausspricht, bei den Gewaltigen in Deutschland und anderswo keinen Beifall und keine Gunst finden. Es mufs namentlich den Gewaltigen selbst und allen Denen, die hier handelnd eingreifen und einschreiten können, überlassen bleiben, die Ansichten des Verf.'s, die er an Ort und Stelle selbst gewonnen hat, zu prüfen und darnach ihre Maafsregeln einzurichten und zu nehmen, und jedenfalls würde es nicht blofs die ernste Mifsbilligung aller Wohlmeinenden und Redlichen verdienen, sondern auch die in der Geschichte der Staaten unverkennbare Nemesis herausfordern, wenn unsere Staatsmänner aus engherziger Befangenheit und einer gewissen Bequemlichkeit dies Alles, was hier doch zunächst nur für sie gesagt wird, ungehört und unbeachtet lassen wollten. An verschiedenen Stellen seiner „Fragmente" kommt der Vf. immer wieder von Neuem auf diesen, ihm sehr nahe liegenden Gegenstand zu sprechen, besonders aber im achten Kapitel (Bd. I. S. 302—344), das sich auf seinen einjährigen Aufenthalt in Konstantinopel, von Oct. 1840 bis Oct. 1841, bezieht, verbreitet er sich weitläufig „über die weltgeschichtliche Bedeutung der byzantinischen Monarchie im allgemeinen und der Stadt Konstantinopel insbesondere." Was er da, zu besserem Verständnisse der Gegenwart, über das innere Wesen der osmanischen Monarchie, „dieser offenbaren Fortsetzung der byzantinischen Staatsverwaltung," über das Lebenselement, so wie den Nationalcharakter und die unaustilgbare Natur der Byzan-

Digitized by Google

tiner, nämlich „Eifersucht, Widerwille und Geringschätzung gegen die lateinisch glaubenden Völker," sagt, kann in der That über so manche Erscheinung in den Verhältnissen der osmanischen Monarchie und über die Nothwendigkeit, sich darnach mit Klugheit, Consequenz und Energie zu richten, wohl aufklären, wenn überhaupt noch eine solche Aufklärung Etwas nützen kann und nicht schon Alles zu Gunsten des Einen entschieden, für die Anderen aber Alles verloren ist. Der Vf. ist dieser Meinung, und seine Meinung ist für gewisse Mächte Europas und ihre Politik nichts weniger als — eine Schmeichelei. In Ansehung des osmanischen Reiches erklärt er geradezu, dafs „das Leben aus den extremen Theilen des Riesenkörpers bereits entflohen sei und es im Herzpunct allein noch gegen die Verwesung kämpfe," die Krankheit liege jedoch nicht in dem Zustande des Volks, sondern die regierende Dynastie sei verfault, und die Hoffnung vergeblich, „durch politische Rechenexempel den Einen strahlenden Weltkörper osmanischer Monarchie in ein Planetensystem getrennter Staaten ohne Sonne auseinanderzuschlagen." Nach F.'s Vorstellung könne „keine Politik, keine menschliche Weisheit die compacte, durch Glauben, Blut und Thränen unausscheidbar in einander verwachsene Masse des illyrischen Continents zerbrechen, in ihre Bestandtheile zerlegen und bleibend auseinanderhalten." Nur ein Mittel gäbe es, den byzantinischen Bann zu lösen und den illyrischen Trümmern eigene Seelen einzuhauchen, und dieses zwar ungewöhnlich energische, schreckliche und grausenvolle, aber unfehlbare Mittel wäre, durch gemeinschaftlichen Beschlufs des europäischen Areopagus die Stadt Konstantinopel zu zerstören.

Was der Vf. aufser den politischen Raisonnements, deren nächster Gegenstand und allgemeiner Charakter hier nur hat angedeutet werden können, sonst noch besonders in seinen „Fragmenten" ins Auge fafst, wofür er sich interessirt und worüber er sich verbreitet, ist zu allgemeiner Charakteristik der „Fragmente" bereits oben bemerkt worden. Zu Zeichnungen von Eindrücken, Bildern und Scenen, zu Schilderungen von Gegenden, Menschen und Leidenschaften giebt ihm ein längerer Aufenthalt in Trapezunt, so wie auf dem Athos, und der Besuch in einigen Klöstern des letzteren, ferner sein Aufenthalt in Saloniki und die Wanderung durch Thessalien reiche und erwünschte Veranlassung, und er benutzt diese Veranlassungen für sich und für den Leser, wennschon der Genufs für diesen letzteren durch Beimischung unbehaglicher Ironie und bittern Hohns nicht selten unangenehm getrübt wird. In hohem Grade reizend und anziehend sind besonders die Naturbeschreibungen vom Hagion-Oros, über welchen auch die sonstigen geschichtlichen Mittheilungen in Betreff der Klöster desselben vielfachen Aufschlufs über die Vergangenheit darbieten, wogegen dasjenige, was er über die Verfassung dieser Mönchsklöster, über ihre Verwaltung und die Lebensweise der Mönche sagt, ein vollständiges Bild der Gegenwart des Athos gewährt.

Eine Hauptrolle in diesen „Fragmenten" spielt, wie sich erwarten läfst, die bekannte Hypothese des Fragmentisten von der slawischen Abstammung der heutigen Griechen. Auch auf sie kommt er hier wiederholt zu sprechen, und er hat ihr theils ein besonderes Kapitel: „Das slawische Element in Griechenland" (Bd. II, S. 367—458) gewidmet, theils nicht unterlassen können, in einer Darstellung über die Art und Weise, wie es ihm in Athen wegen seiner Slawenhypothese ergangen, so wie in einer Kritik über zwei neuere Reisewerke über Griechenland, von Grewerus und Herold, auf diesen Gegenstand von Neuem und des Breiteren zurückzukommen. Viel Neues ist jedoch für Unbefangene, die keine extremen Ansichten hierüber haben, sondern die Dinge nehmen, wie sie die Geschichte nachweist und wie sie sich in der Gegenwart darstellen, ohne die Erscheinungen der letzteren gewaltsam zu erklären und ohne mehr Gewicht auf dieselben zu legen, als sich gebührt, aus dieser wiederholten Darlegung seiner Hypothese und deren Begründung nicht zu lernen. Denn es bestätigt sich durch dies Alles weiter nichts, als dafs in früheren Jahrhunderten Slawenstämme in Griechenland eingedrungen sind und sich daselbst festgesetzt haben, — eine geschichtliche Thatsache, die eben so wenig weggeleugnet werden kann, als man auch den Einflufs davon auf die übrige Bevölkerung, welche griechische Bestandtheile aus früheren Jahrhunderten mehr oder weniger ungemischt in sich fafste, nicht wird ableugnen wollen, wiewohl es hierbei eben nur darauf ankommt, diesen Einflufs nach äufseren Wahrnehmungen nicht zu hoch anzuschlagen und in diesen äufseren Wahrnehmungen nicht mehr zu suchen, als darin gefunden werden kann. Die nichtgriechische, vielmehr slawische Nomenclatur der Städte u. s. w. im

Digitized by Google

heutigen Griechenland ist nach der geschichtlichen Thatsache der Einwanderung der Slawen kein auffallendes Phänomen, sie ist vielmehr sehr natürlich, und beweist weiter Nichts, als dafs Slawen vor langen Jahrh. in Griechenland feste Wohnsitze gehabt und den Städten u. s. w. die — slawischen — Namen gegeben haben. Manche Ortsnamen im heutigen Griechenland sind, statt griechisch, auch türkisch, und es folgt daraus nur so viel, dafs die Türken dort bis zum Jahre 1821, und an manchen Orten auch noch länger, gehaust haben, wenn man dies nicht auch schon aus der Geschichte wüfste. Sind dergleichen Namen slawisch, entweder nur slawisch oder zugleich slawisch, so geht daraus nur hervor, dafs unter dem Einflusse der Slawen in früheren oder späteren Jahrh. die bisherige griechische Nomenclatur, wo sie noch vorhanden gewesen, theilweise verschwunden ist. Insofern dies eben nur theilweise geschah, und neben slawischer Nomenclatur mehr oder weniger auch die griechische sich erhielt und erhalten hat, mufs dies jedenfalls für das griechische Element beweisen, das auch in dieser Hinsicht von der äufseren rohen Gewalt des Slawismus nicht hat vernichtet werden können. Dieses Moment, nämlich diese theilweise slawische, theilweise griechische Nomenclatur, spricht, wenn auch für F.'s Slawenhypothese, doch auch zugleich gegen ihn. Auch ist es wohl ein Irrthum, wenn derselbe für seine Ansicht besondern Werth darauf legt, dafs selbst Orte mit antiken Namen, wie z. B. Larissa und Pharsalos, von Türken bewohnt werden (Bd. II. S. 235). Uebrigens kommt es vor allen Dingen darauf an, ob auch alle Ortsnamen u. s. w., die für slawisch gelten, auch wirklich slawisch sind, ob nicht etwa ihre Ableitung aus dem Slawischen gewaltsam ist, und ob nicht am Ende die wirklich slawischen Orts-Namen in Griechenland durchaus nicht in gröfserer Anzahl sich vorfinden, als fränkische und türkische. Der kürzlich verstorbene Franzose Buchon weist in seinen „Recherches historipues sur la principauté Française de Morée et ses hautes Baronies" (Paris, 1845) nicht wenig Ortsnamen nach, die von den Franken einzelnen Oertern gegeben oder umgebildet wurden; und die sich zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Es wäre ja auch fast wunderbar, wenn sich slawische Namen in solcher Unzahl, wie Manche behaupten, und in gröfserer Menge, als fränkische in Griechenland erhalten hätten, da die Herrschaft der Franken daselbst einige Jahrhunderte währte und viel später Statt fand, als die blofsen Einwandrungen der Slawen. Auch könnte an und für sich doch wohl noch gefragt werden, ob überhaupt für die Untersuchung wegen Abstammung der heutigen Bewohner Griechenlands auf die Ortsnomenclatur, auf den topographischen Theil des ganzen Arguments, worauf Hr. Prof. F. das gröfste Gewicht legt (S. 438), irgend ein Gewicht zu legen sei, und ob nicht vielmehr ein jeder Schlufs von diesen Ortsnamen auf die Abstammung des Volks, das jetzt an diesen Orten wohnt, wenn nicht als ein voreiliger, doch als ein trügerischer gelten müsse. Jedenfalls müssen hier wesentlichere Momente in der Gegenwart und in der Vergangenheit des Volks, welches jetzt Griechenland bewohnt, als Ortsnamen u. s. w. sind, entscheiden; und namentlich kann, wenn man die unverwüstliche Energie und Lebenskraft des griechischen Elements zunächst ins Auge fafst, und davon ausgeht, dafs nun einmal gewisse äufsere Thatsachen, wie sie im Laufe der Jahrh. in die Wirklichkeit eingetreten sind, auch nicht ohne äufsere Folgen haben bleiben können, es doch weniger darauf ankommen, wie viel oder wie wenig Ortsnamen u. s. w. aus der Zeit des alten Hellas sich erhalten haben, als vielmehr darauf, dafs sich dergleichen überhaupt den eindringenden Stürmen des Slawen-, Franken- und Türkenthums zum Trotz, dennoch erhalten haben. Auf dieses Letztere mufs es um so mehr ankommen, je tiefer, nach F.'s eigenen Behauptungen, die Wirkung der slawischen Einwanderungen in die damaligen Zustände des Landes und in das Leben des Volks eingegriffen haben soll, und es mufs in der That als eine Folge der unverwüstlichen Energie des griechischen Elements gelten, dafs das eingedrungene slawische Element dieses letztere nicht hat verdrängen können, dafs es vielmehr demselben theilweise hat weichen müssen, wie F. selbst zugiebt. Nicht minder giebt derselbe zu (vgl. S. 237), dafs Reste der alten Bevölkerung, worunter er nur „Complexe griechischen Bluts" versteht, hie und da in Gebirgsgegenden Rettung und Sicherheit gefunden haben; er spricht S. 246 von „griechischen Volksresten;" sagt (S. 165), dafs das byzantinisch-griechische Element auf der Halbinsel Chalkidike vorherrsche, und bemerkt (S. 166), dafs das Slawische während der letzten vierhundert Jahre, mit Ausnahme der Nordspitze von Akarnanien, auf altgriechischem Boden als Volkssprache erloschen und ausgestorben sei (vgl. S. 445). Früher war Hr. Prof. F. in dieser Hinsicht nicht dieser, sondern anderer Meinung; denn er behauptete geradezu: „Das Geschlecht der Hellenen ist in Europa ausgerottet. Schönheit der Körper, Sonnenflug des Geistes, Ebenmafs und Einfalt der Sitte, Kunst, Rennbahn, Stadt, Dorf, Säulenpracht und Tempel, ja sogar der Name (— warum nicht auch die Sprache?) ist von der Oberfläche des griechischen Continents verschwunden, und nicht ein Tropfen echten und ungemischten Hellenenbluts fliefst in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands." Ueber das Letztere ist nun zwar nicht zu streiten; dagegen mufs es als ein Zugeständnifs angesehen werden, das F. den Gegnern, welche nicht blofs Slawen in den Bewohnern des heutigen Griechenlands erblicken, macht, indem er von griechischen Volksresten, von einem griechischen Elemente in den Bewohnern des heutigen Griechenlands spricht. Auch gesteht er zu, dafs man die Wirkungen der slawischen Einwanderung auf den Zustand des Landes und das Leben des Volks nur nach damals, nicht nach jetzt beurtheilen könne und dürfe, indem viele jener Wirkungen des slawischen Elements auf Land und Volk, die damals eintraten und eintreten mufsten, im Laufe der Zeit wiederum von dem griechischen

Digitized by Google

Elemente beseitigt worden sind. Der griechische Geist in seiner Ursprünglichkeit hat sich in den Bewohnern des heutigen Griechenlands, wenn auch nicht rein und unvermischt, doch doch unverkennbar erhalten, während von einem slawischen Geiste kaum die Rede sein kann und die Rede gewesen ist; und es kann auch demnach unter solchen Umständen nicht darauf ankommen, die Tropfen Hellenenblutes in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands zählen, wägen und messen zu wollen. Die Kluft, durch welche in vergangenen Jahrh. in Folge der Einwanderungen der Slawen die griechischredenden Bewohner Altgriechenlands von den alten Hellenen losgerissen worden, kann nicht so grofs und unermefslich gewesen sein, wie behauptet wird; sie kann es deswegen nicht sein, weil sie heutzutage nicht so grofs und weit erscheint, als sie aufserdem sein müfste, und in der Gegenwart der Bewohner des heutigen Griechenlands, in Charakter, Sitte und Sprache sich Momente finden, die unleugbar auf das griechische Alterthum hinweisen und unmittelbar bis an dasselbe hinaufreichen. Auf die Sprache allein und darauf, dafs die Bewohner des heutigen Griechenlands, oder auch sogar des Landes zwischen dem macedonischen Olymp und der Südspitze des Peloponneses, neben dem Slawischen oder Albanesischen fast durchgängig Griechisch reden, kann es allerdings nicht ankommen, da hierbei nur das entscheidend ist, ob das Griechische oder das Slawische oder das Albanesische die Muttersprache ist; allein jedenfalls beweist der Umstand, dafs da, wo früher Slawisch geredet worden, dies später von dem Griechischen verdrängt worden ist, zu Gunsten des griechischen Elementes. Indefs mag es schwer sein, aus der Ferne und ohne Autopsie diese ganze Frage im Einzelnen und für das Einzelne entscheiden zu wollen, wenn sie sich überhaupt entscheiden läfst; aber es kann auch der Vortheil der Autopsie selbst und allein nicht entscheiden, wenn er nicht ohne Vorurtheil und mit der strengsten Unbefangenheit benutzt wird. Gewifs enthält das Kapitel der vorliegenden „Fragmente," welches vorzugsweise „das slawische Element in Griechenland" behandelt, viel Wahres über die Art und Weise, wie man vom Anfange an, so wie später die griechische Sache, in einer gewissen poetischen Schwärmerei befangen, angesehen und behandelt hat, auch mit Hinsicht auf die „unermefsliche Kluft zwischen den alten hellenischen und den neuen byzantinischen Griechen," die allerdings „eben so wenig länger vor Europa zu verbergen, als es sie auszufüllen möglich ist." Gewifs enthält es viel Wahres auch insofern, als der Einflufs auch für unsere Zeit nicht verkannt werden kann, den die Einwanderungen der Slawen in Griechenland in längst vergangenen Jahrh. auf das Land und auf die Bewohner des Landes ausgeübt haben, und der sich namentlich in dem Volke, nach seiner Nationalität, nach Charakter, Sitte, Sprache u. s. w. kund giebt. Allein es kommt wesentlich und hauptsächlich darauf an, diesen Einflufs nach dem Grade, in welchem er statt findet und in welchem er sich in der Gegenwart beurtheilen und erkennen läfst, zu würdigen und dabei alles das in Anschlag zu bringen, was sich an offenbar griechischen Elementen in dem Geiste des Volks und in seinem inneren Leben unverkennbar erhalten hat. Mufs man zugeben, dafs „uralte Sprachreste" u. s. w., trotz der behaupteten Slawinisirung des Volksdialekts, so wie des Landes und des Volks, wenigstens theilweise sich bis jetzt erhalten haben, so mufs man dort auch sonst das ursprünglich Griechische anerkennen, wo man es findet, und darf nicht überall Slawisches annehmen, weniger aus Hafs gegen das griechische Element, als aus Vorliebe für die Slawenthesis selbst, oder aus einem, bis zur Bitterkeit gesteigerten Unwillen, theils über das, was in dem schwärmerischen Glauben an die Möglichkeit, das alte Hellas zu restauriren, geschehen ist, und über die „lächerliche" Rolle, die die „redlichen" Deutschen dabei gespielt haben, theils über die Art und Weise, wie überhaupt das Abendland die orientalische Frage bisher behandelt hat. Dafs Letzteres hier nicht ganz ohne Einflufs geblieben, dürfte besonders aus den Vorschlägen klar werden, die hier S. 456 f. in dieser Hinsicht gemacht werden. Von den „Romäern" oder „Slawo-Gräken" denkt und urtheilt übrigens Hr. Prof. F. allerdings sehr ungünstig (z. B. S. 319), wiewohl z. B. das, was er daselbst bemerkt, dafs man „Vaterlandsliebe, Selbstverleugnung und uneigennützige Aufopferung für das gemeine Beste" da vergeblich suchen würde, doch nicht so ganz der Wahrheit entspricht, vielmehr durch unendlich viele Beispiele widerlegt wird; indefs weifs man hierbei nicht, ob der Vf. diese und ähnliche Negationen mehr im slawischen oder im griechischen Elemente begründet findet. Dagegen ist es zugleich Pflicht der Unparteilichkeit, die eigene Unparteilichkeit des Fragmentisten und eine Art milder Versöhnlichkeit anzuerkennen, womit er in der Schilderung seines Besuchs in Athen, nachdem er anfänglich anderer Meinung gewesen und wohl auch dazu den vollkommensten Grund gehabt, später über die griechischen Literaten und Musensöhne in Athen urtheilt. Nicht von allen Literaten läfst es sich sagen, was Hr. Prof. F. hier sagt (S. 463), dafs der „gesunde Theil der Literaten in Athen zahlreich und überwiegend" sei; von seinem Lobe der Musensöhne in Athen aber, dafs sie „nüchtern, arbeitsam, in der Regel von guter Aufführung und wifsbegierig in unglaublichem Grade" seien (S. 477) sagt er selbst, dafs es nicht verdächtig sein könne. — Die Doppelkritik über die beiden Reisewerke über Griechenland, womit die „Fragmente" schliefsen, täuscht die Hoffnung des Lesers, dem der Verf. versichert hatte, dafs der „kürzeste Epilog der beste" sei. Dieser Epilog hier ist viel zu lang und er könnte füglich ganz fehlen; auch ist darin eben so Lob wie Tadel nicht unverdächtig, und namentlich ist der letztere so wenig unparteiisch, dafs sich Manches von dem, was hier an dem einen Reisewerke und an seinem Vf. ausgestellt wird, dem Fragmentisten mit Recht zurückgeben liefse.

Theod. Kind.

Digitized by Google

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1846.

IX.

Länder- und Völkerkunde in Biographien. Von Dr. Ph. H. Külb. Erster Band. Berlin, 1846. *VI. und* 772 *S. gr.* 8.

Es ist sehr erfreulich wahrzunehmen, wie sich unter uns die Geographie immer mehr zu einem geistigen Leben erhebt und wie, nachdem sie lange Zeit stiefmütterlich in den Hintergrund gedrängt war, *Karl Ritter* ihr ein neues, glänzendes Dasein erschuf und sie durch seine Lehre in veredelter Gestalt in Schule und Haus einheimisch geworden ist. Todte Massen erhielten auf diese Weise das eigentliche Leben, die Forschungen der Reisenden wurden neidlos in die wissenschaftlichen Bücher verarbeitet, die Anschauung der Erdoberfläche gewann durch Abbildungen und Karten, man fühlte sich reich und behaglich im Besitze der von allen Seiten zugänglichen Schätze und erschrak, wie es denn wohl zu geschehen pflegt, vor der früheren Armuth. Arm war die Zeit in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts allerdings in Vergleich mit jetzt an geographischen Büchern und Hülfsmitteln, aber sie benutzte dafür auch redlich was sie hatte, sie hielt Reisende, wie Niebuhr und Pallas, in gebührenden Ehren, sie wufste in den Büchern eines Büsching, Ebeling und Thunmann wohl Bescheid und aus der mit vieler Genauigkeit unter Sprengel's, Ehrmann's und Andrer Leitung angelegten Sammlung wichtiger Reisebeschreibungen verbreitete sich in den jüngern Gemüthern eine grofse Freude an dem Leben und Treiben entfernterer Völker, wie sie unsre Zeit trotz ihrer vorgeschrittenen Wissenschaftlichkeit vielleicht nicht besitzt. Wer von uns Aeltern hat nicht damals für Le Vaillant geschwärmt, La Peyrouse's Unglück beklagt, Benjowski's Abenteuer mit gespannter Erwartung verfolgt und im Mungo Park das Höchste menschlicher Ausdauer und Standhaftigkeit erblickt? Nicht blofs die Sachen, sondern auch die Persönlichkeiten der Männer fesselten unsre Theilnahme, der kühne Muth und die sonderbaren Schicksale einzelner Reisenden traten an die Stelle der Ritterthaten früherer Jahrhundete, man liebte es in Deutschland, allerhand Ideale im Auslande zu erblicken und auf sie die neuen Ideen und Ansichten überzutragen, für die es in den engen Grenzen des stillen bürgerlichen Lebens keinen Raum gab, bis der Weltsturm über unser Vaterland hereinbrach und der Umsturz der althergebrachten Denk- und Handlungsweise begann.

Wir halten es für ein Verdienst des uns vorliegenden Buches, dafs es die eben berührte Saite wieder anschlägt und in der bezeichneten Weise die Liebe zu geographischen Studien und zur Verbreitung geographischer Kenntnisse auf einem neuen Wege anzubahnen unternommen hat. Länder- und Völkerkunde in Biographien — ist eine neue Idee und mag Manchen eben so bedenklich erscheinen, wie eine Weltgeschichte in Biographien, die Böttiger geschrieben hat und die wir vor mehrern Jahren (1844. Nr. 81—83) in diesen Jahrbüchern besprochen haben. So wie nun dies Werk trotz mancher Herabsetzung und bedenklicher Worte sich als ein wissenschaftliches bewährt und erwünschte Verbreitung gefunden hat, so ist auch das jetzt zu erwähnende Buch keinesweges eine Compilation oder lediglich für den Dienst des Augenblicks bestimmt, sondern es beruht auf mehrjährigen Forschungen und fleifsigen Studien. Hr. Külb hat nämlich nicht den Stoff über den Personen stehen lassen, sondern ist bemüht gewesen, auch die Personen zu schildern, denen wir die Stoffe verdanken, so dafs also die verschiedenen Lebensbezüge mit der Beschreibung der von den Reisenden durchzogenen Länder ein Ganzes bilden. Eigentliche Biographien, das heifst, die Vereinigung vieler Einzelnheiten zu einem lebensvollen Bilde und die Nachweisung dieser Verhältnisse

Digitized by Google

zum Ganzen, wie es den einzelnen Menschen bald begünstigte, bald hemmte, darf man freilich in der gröfsern Hälfte dieses ersten Bandes nicht erwarten, weil die Quellen hier zu spärlich flossen, als dafs das Bekannte anders als in neuer Ordnung gegeben werden konnte. Dagegen zeigen die Stücke über den ältern Plinius, über Marco Polo, Wilhelm von Ruisbroeck, Nicolo und Antonio Zeni, Gama, Alboquerque, um nur einige ohne lange Wahl zu nennen, die Vorzüge des von Hrn. Külb gewählten Verfahrens. Da aber Sagen und poetische Ueberlieferungen demselben nicht fremd geblieben sind, so bedauern wir, dafs die Homerische Odyssee nur eine geringe Angabe ihres Inhalts auf wenigen Seiten erhalten und dafs die für Alt und Jung so ansprechenden Irrfahrten des Odysseus fast ganz unberücksichtigt geblieben sind. Ebenso ist die schöne Gelegenheit einer ausführlichen Schilderung Xenophon's bei Gelegenheit seines Feldzuges gegen die Perser nicht recht benutzt worden. Wir meinen damit nicht, dafs Hr. Külb hätte eine vollständige Biographie aus allen möglichen Quellen schreiben sollen, aber grade der Reichthum an rein menschlichen Stimmungen, an Freuden und Leiden, in diesem Buche, der bedeutende Hintergrund eines gefährlichen Kampfes mit überlegenen Feinden, endlich die Klarheit der ganzen Erzählung, die nach Wielands Worten (Aristipp Th. 2. Br. 32.) wie eine Landschaft im vollen Sonnenlichte vor uns liegt, wo nichts verschönert, nichts vergröfsert, nichts in Schatten gestellt ist, alles dies sind Mittel, die Hr. Külb neben seinen geographischen Zwecken auf das Beste hätte zu Gunsten seines Helden benutzen können. Jetzt verschwindet er fast ganz unter dem etwas dürftigen Abrisse der Kriegsthaten seines Heeres, das vielmehr um ihn, dem es lediglich seine Rettung verdankte, geschaart erscheinen mufste. In ähnlicher Weise hätte auch der Artikel über Polybius aus den Schriften Schlosser's und K. W. Nitzsch'ens eine bessere biographische Ausstattung empfangen können, ohne dafs die geographischen Rücksichten nur im Entferntesten dabei gelitten hätten.

Als eine andre eigenthümliche Seite des Külb'schen Buches darf nicht übergangen werden, dafs Hr. Külb dasselbe nicht für Fachgelehrte, für Historiker oder Geographen, verfafst hat, sondern für gebildete Leser aus allen Ständen. Daher nahm er sich vor, allen „gelehrten Prunk" zu meiden und sich aller Citate zu enthalten, wie er im Vorworte erklärt, glaubt jedoch auch ohne diese Zuthaten aus dem Buche selbst das eifrige Studium der Originalquellen darthun zu können. Wir bezeugen ihm dies allerdings, finden auch manche Bestätigung in den Aeufserungen der Vorrede so wie in den daselbst angeführten Büchern, meinen aber doch, dafs es jener Seitenbemerkung nicht bedurft hätte. Denn die vortreffliche Becker'sche Weltgeschichte und die Böttigerischen Biographien haben durch zweckmäfsige Citate an ihrem Werthe durchaus nichts verloren und beweisen dadurch nur die Gewissenhaftigkeit ihrer Verfasser, deren klare und gefällige Schreibart sie gegen jeden Vorwurf der Pedanterie sicher stellt. Hrn. Külb war es nun vor allen Dingen um Klarheit und Durchsichtigkeit der Sprache, um anschauliche Uebersichten des aus vielen ältern und neuern Büchern gewonnenen Stoffes, und um Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen zu thun. Dafs es ihm gelungen ist, diese Eigenschaften zu erlangen, macht sein Buch zu einer belehrenden Lecture, indem es nicht blofs den Eltern, Lehrern und Erziehern der Jugend wegen Beschaffung und Anhäufung eines sehr reichen Stoffes von Nutzen sein wird, sondern überhaupt von denkenden Männern und gebildeten Frauen als ein treuer, zuverlässiger Rathgeber zur Hand genommen werden kann.

Will nun schon Hr. Külb in seinem Buche uns nicht die Herrschaft der ernsten Gelehrsamkeit und der tiefern Forschungen erblicken lassen, sondern nur ihre Resultate, so hat er doch nicht vermeiden können, hier und da die Reihenfolge der Darstellungen durch eingestreute Betrachtungen und Erörterungen zu unterbrechen. Solche beziehen sich meistens auf die Glaubwürdigkeit der Ueberlieferungen älterer Dichter und Schriftsteller. Demnach nimmt Hr. Külb (S. 86 ff.) die Berichte des Ktesias gegen den Vorwurf allgemeiner Lügenhaftigkeit in Schutz, Eudoxus wird (S. 170) ein aufgeklärter, muthiger Mann genannt, dem man mit grofsem Unrechte alle albernen Fabeln späterer Schriftsteller über afrikanische Völker zur Last gelegt hat, Jambulus Erzählung (S. 175) höher gestellt als gewöhnlich zu geschehen pflegt, wo man sie für eine blofse Robinsonade und aller weitern Betrachtung unwürdig erklärt, über Marco Polo's Wahrhaftigkeit endlich wird gleichfalls im Sinne Ritter's ein günstiges Zeugnifs abgegeben und die Ursache angeführt, welche

Digitized by Google

ihn bei seinen Zeitgenossen in übeln Ruf gebracht hat (S. 490 f.). Die Zusammenstellungen über die Insel Thule (S. 100—102) sind recht zweckmäfsig, wenn gleich der Verfasser eben so wenig ein festes, unzweifelhaftes Resultat gewinnen konnte als die dänischen und deutschen Gelehrten, welche sich mit Lösung dieser geographischen Streitfrage abgegeben haben, und unter denen die des schwedischen Professors zu Lund, Sven Nilson (deutsch von Schömann in der Zeitschrift f. Alterth. Wissensch. 1838. Nr. 113. 114.) und E. W. Arndt's in den Nebenstunden S. 76 ff. von Hrn. Külb nicht scheinen eingesehen worden zu sein. Andre Betrachtungen über Gegenstände des geselligen und des Handelsverkehrs finden wir in den Schlufsübersichten am Ende eines jeden Buches und an mehrern andern Stellen. Wir theilen eine solche auf S. 708 mit: „Die Geschichte der portugiesischen Eroberungen in Asien, die wir hier nur mit einigen flüchtigen Zügen entwerfen konnten, erregt, so reich sie auch an glänzenden Thaten ist, fast auf jeder Seite in der Seele des nachdenkenden Menschenfreundes ein schmerzliches Gefühl, denn nirgends gewahrt er einen edeln Beweggrund, der zu so entschiedenem, rastlosen Handeln antreibt, sondern nur gemeine, unter dem Deckmantel der Religion schlecht verhüllte Habsucht, welche die fernen Länder nur erforscht, um sie auszuplündern, und mit den harmlosen Eingeborenen nur Verbindungen anknüpft, um sie zu unterdrücken. Die Folgen dieser abscheulichen Handlungsweise konnten nicht ausbleiben; die unmenschlichen Eroberer haben bereits den gröfsten Theil ihrer mit so vielem Blute erkauften Beute verloren und die ergiebigsten Quellen ihres Reichthums und ihrer Macht sind in die Hände anderer Völker gefallen. Hart mag allerdings dies Urtheil erscheinen, ungerecht wird man es aber nicht finden, wenn man einen Blick auf das heillose Treiben der Portugiesen in Asien, wie es sich in der Lebensgeschichte eines ihrer gepriesensten Reisenden, des abenteuerlichen Pinto klar darstellt, werfen will."

Der erste Band zerfällt in drei Bücher. Das erste, überschrieben: „Phönicier, Karthager, Griechen und Römer" hebt mit den Nachrichten der ältesten Reisenden, Moses, Herian und Salomo, Neko, Sataspes, Himilco und Hanno an und wendet sich dann zu den Griechen. Homer macht hier den Anfang, Ausführlicheres wird aus Herodot, Hippokrates, Xenophon und Ktesias mitgetheilt, woran sich dann die kürzern Reisebeschreibungen und Tagebücher des Skylax, Pytheas, Nearchos, Megasthenes, Euhemeros, eines „antiken Straufs" (S. 137), Agatharchides, Eudoxus, Jambulus anreihen, den Beschlufs macht Polybios. Aus der römischen Zeit werden Julius Cäsar, Aelius Gallus, Strabo, Cajus Plinius Secundus, Cornelius Tacitus und Arrian aufgeführt. In dem Artikel über Strabo vermissen wir sein geographisches Glaubensbekenntnifs, dafs der Geograph vor Allem auf die natürlichen Eintheilungen der Länder und auf die Verschiedenheiten nach den Völkern sehen soll, weniger auf das, was Herrscher aus Laune oder auf kurze Zeit bestimmt haben, dafs er das Bestehende angeben soll und von dem, was vorher war, das Wichtigere (Geograph. IV. p. 177 Casaub. und VI. p. 253); und finden die Bemerkung, dafs Strabo nur als ein geschmackvoller Sammler, nicht aber als ein genialer Förderer der Wissenschaft zu betrachten sei, unrichtiger ausgedrückt als gedacht. Denn wenn auch die auf S. 197 gemachten Ausstellungen nicht ohne Grund sind, so mufste doch bestimmt gesagt werden, dafs sein Werk trotz dem das umfassendste und reichhaltigste dieser Art ist, welches wir besitzen, und dafs nur durch Strabo uns eine Menge der merkwürdigsten Gegenstände erhalten worden sind.

Das zweite Buch deutet in einer Einleitung die allgemeinen, hierher bezüglichen Verhältnisse des Mittelalters an und läfst dann die muhamedanischen und arabischen Reisenden, die normännischen und isländischen Seefahrer, die christlichen Mönche, die italienischen Kaufherrn und einzelne Engländer und Deutsche, denen wir geographische Nachrichten über das Mittelalter verdanken, in chronologischer Reihe folgen. Zu den erstern gehören Abu Seid, Salam der Dolmetscher, Ahmed Ben Fofslan, die Maghrurim, Muhamed Ibn Batuta, unter den zweiten werden genannt: Osther Wulfstan, Floki und Ingolf, Eirek der Rothe, Bjarni Hergulfson, Lief Erikson und seine Brüder, Björn Asbrandson und Gudlief Gudlaugson, die dritte Reihe ist durch Nicolaus Ascelin, Giovanni Carpini, Wilhelm von Ruisbroeck, Oderich von Portenau vertreten, in einer vierten treten Marco Polo, Josephat Barbaro und Nicolo und Antonio Zeni auf, unter den übrigen

Digitized by Google

sind der Engländer John Mandeville *), der deutsche Hans Schildtberger, der Spanier Ruy Gonzalez de Clavijo vorzugsweise bedacht worden.

Das dritte Buch: „Africa und Asien, 1415—1550," entfaltet vor uns einen Reichthum aufserordentlicher Vorzüge. Es ist das Heldenalter der Portugiesen. Für Männer, wie Gama, Pereira, Almeida, Alboquerque, für ihre Thaten und ihre Gefahren, haben wir heut zu Tage fast keinen Maafsstab. Unsre kleine Tagespolitik, unsre täglichen Zeitungsereignisse reichen dazu nicht aus, eben so wenig die Forderungen unsrer Moral. Dom Henrique, der Seefahrer, eröffnet die glänzende Reihe, als der begeisternde Begründer der portugiesischen Schifffahrt nach Africa und Asien. Mit Kühnheit und Besonnenheit verfolgen nach seinem Tode Alvise de Cardamosto, Pero de Cintro, und Diego Cão die gewiesene Bahn; des letztern Begleiter war Martin Behaim. Gröfsere Erfolge und gröfsere Reichthümer errangen Vasco de Gama, Pedralvares Cabral, Francisco d'Almeida, Tristan Cunha, die in längern oder kürzern Abschnitten von Hrn. Külb dargestellt sind. Ein langes Capitel ist dem an Ruhme so reichen Leben Alboquerque's gewidmet, durch den die portugiesische Herrschaft in Ostindien errichtet wurde. Der Verfasser hat mit sichtlicher Vorliebe den harten Kampf des Helden mit den Mauren und mit dem Sultan von Aegypten beschrieben, die Eroberung von Malacca, von Ormus und von Mascate, seine Unverzagtheit im Unglücke, seinen Muth und seinen scharfen politischen Blick, der nur den Vortheil und Ruhm seines Vaterlandes als Gegenstände würdigen Strebens anerkannte. Diesem grofsen Manne gegenüber steht der Abenteurer und Seeräuber Fernam Mendez Pinto als eine ziemlich dunkle Gestalt, aber sein Lebensbild hätte auf keinen Fall hier fehlen dürfen, so gut schildert es die Sitte der Zeit und jene Keckheit, die täglich den Tod vor Augen hatte und sich ohne Scheu aus einer Gefahr in die andre stürzte. Den Schlufs des Bandes macht Alhasan Ebn Mohammed Alwazzan, gewöhnlich Johannes Leo genannt, dessen Bemerkungen auf seinen Reisen in der nördlichen Hälfte Africa's sich durch eine seltne Umsicht und Beobachtungsgabe auszeichnen.

Man wird aus dieser Inhaltsanzeige ersehen, was schon geleistet ist. Viel bleibt noch zu thun übrig. Denn der Reichthum an Stoff nimmt in den spätern Jahrhunderten ganz aufserordentlich zu und es wird der bewährten Geschicklichkeit unsers Verfassers im Einrahmen und Ordnen des Vorhandenen bedürfen, um das Gediegene, Werthvolle und Eigenthümliche aus den vielen Reisebeschreibungen in einer Weise herauszuheben, die dem Buche sein Verdienst erhält, nützliche Beiträge zur Sitten- und Völkergeschichte geliefert zu haben.

Die Ausstattung des Buches in Druck und Papier ist lobenswerth und durch die achtbare Verlagshandlung ist ein Preis gesetzt worden, der ihm ein ausgebreitetes Publicum sichert.

K. G. Jacob.

*) Da eine neue Bearbeitung seines für die Erdkunde des Mittelalters so wichtigen Werkes sehr zweckmäfsig sein würde, so erinnern wir hier an die vielen Verbesserungen, Berichtigungen und Zusätze in einer Gothaischen Handschrift, deren Beschreibung in Jacob's und Uckert's Beiträgen zur ältern Literatur I. 3. S. 423—429 zu finden ist. Man vergleiche damit C. Schönborn's bibliographische Untersuchungen über die Reisebeschreibung des Sir John Mandeville. Breslau, 1840. 24 S. 4.

Digitized by Google

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

X.

Marshall Hall New. Memoirs on the nervous System, illustrated by 5 engraving plates. London, 1844.

Neue Untersuchungen über das Nervensystem, aus dem Englischen übertragen, von Dr. A. Winter. Leipzig, 1844; *bei Weigel.*

Das frühere gröfsere Werk desselben Verfassers über die Reflextheorie, betitelt: Memoirs on the nervous System, London 1837 wurde bereits in diesen Jahrbüchern besprochen und gewürdigt. Das obige neueste Werk des Verf.'s ist nun, nach seiner eigenen Aussage (Vorrede S. 1), als ein Supplement zu dem ersten früheren, so wie als ein Commentar zu sämmtlichen von demselben herausgegeben gröfsern und kleineren Schriften über die Krankheiten und Störungen des Nervensystemes u. s. f., deren Zahl nicht geringe ist, zu betrachten. Der Verf. hat es überhaupt, sowohl in diesen oben genannten zwei Werken als auch in seinen andern mehr praktischen Schriften, an Beredsamkeit nicht fehlen lassen, seiner Theorie der Reflexfunction des Rückenmarkes Eingang zu verschaffen, und es ist ihm und seiner Lehre auch, namentlich in Deutschland, ein verdienter, ausgebreiteter Beifall zu Theil geworden. —

Die Lehre von der Reflexfunction des Rückenmarkes bildet ja seit zehn Jahren, — denn die ersten bestimmten Andeutungen derselben wurden von *Marshall Hall* schon im Jahre 1834 in den Proceedings of the Zoological Society gegeben, — einen stehenden Artikel der physiologischen Forschungen über das Nervensystem und ist sie namentlich von den deutschen Physiologen, wie gewöhnlich alles Ausländische, so eilig und, als wäre es ihr Eigenthum, aufgenommen und in theoretische und praktische Verhandlungen eingeflochten worden. Daher möchte es an der Zeit sein, nunmehr auf den ganzen Lebenslauf dieser physiologischen Theorie einen Blick zurückzuwerfen und ihr die Stelle in der Geschichte der Physiologie, welche ihr gebührt, anzuweisen. Es bleibt immer bemerkenswerth, dafs sich in England und Frankreich keine eigentliche Opposition gegen diese Theorie kund that, wohl aus dem Grunde, weil dort wie hier zwar das physiologische Experiment stets sehr gepflegt worden, aber nicht so gleicherweise, wegen des tiefern Standes der philosophischen Meditation daselbst, der physiologische Begriff zu einiger Klarheit und Systematik sich emporarbeiten konnte, — und dafs dieselbe in Deutschland mit weniger Ausnahme so allgemeinen Applaus fand, so dafs *Marshall Hall* sogar sich genöthigt sah, namentlich auch in seiner neuesten Schrift, zur Verfechtung der ihm wirklich oder versuchsweise streitig gemachten Priorität der Entdeckung der Reflextheorie aufzutreten.

Fassen wir zuvörderst die Ansicht des Verf.s in ihrer Eigenthümlichkeit und in ihren einzelnen Momenten, wie sie uns derselbe in dieser neuesten Schrift wiedergegeben hat, in Kürze zusammen, so möchte dieselbe sich auf folgende Sätze reduciren lassen:

1) Die Vis nervosa des Rückenmarkes ist eine von der des Gehirnes verschiedene Kraft, und dem Empfindungsvermögen und der Willenskraft dieses Letztern steht als besondere Kraft, die excito-motorische Kraft des Rückenmarkes gegenüber, welche sich in den beiden Richtungen der incidens-excitatorischen und der reflex-motorischen Thätigkeitsform äufsert.

2) Die Instrumente, in denen dieses Princip der Thätigkeit oder diese Kraft wirksam ist, bestehen aus 1) den incidens-excitatorischen Nerven, 2) dem eigentlichen Rückenmarke, 3) den reflex-motorischen Nerven.

3) Bisher kannte man blofs die *directe* Art des Einflusses der Vis nervosa. Der Autor hat aber zuerst die *retrograde* Form dieser Thätigkeit entdeckt.

Digitized by Google

4) Auf die Reflexbewegungen haben weder Empfindung noch Willen einen wesentlichen Einflufs.

Es wird also dieser Lehre gemäfs das Rückenmark, jedoch in Verbindung der Medulla oblongata, als ein für sich bestehendes, vom Gehirne abgegrenztes Organ angesehen, welchem eine besondere eigenthümliche Function, die excito-motorische und reflexmotorische zukomme, welche Kräfte von denen des Gehirnes und seiner Nerven, der Empfindung und willkürlichen Bewegung, verschieden seien.

Diese Theorie von *Marshall Hall* läfst sich wie jede andere physiologische Ansicht, nach ihrem historischen, philosophischen und empirischen oder experimentellen Momente discutiren.

Das historische Moment derselben angehend, so vertheidigt sich der Verf. (S. 4) gegen den Vorwurf, dafs sich seine Lehre schon bei *Prochaska* aufgezeichnet finde und behauptet, dafs sich bei diesem Schriftsteller nichts finde, was nur die entfernteste Aehnlichkeit mit seinen Ansichten habe. Dafs aber trotz dieser Versicherung eine grofse Aehnlichkeit der Ansicht *Prochaska's* mit der von *Marshall Hall*, ja selbst und besonders in den wörtlichen Bezeichnungen, sich kund gebe, mögen die nachfolgenden Stellen erweisen:

In *Prochaska's* Adnotationes academicae Fasc. III. p. 114 kömmt die Stelle vor: Impressiones externae, quae in nervos sensorios fiunt, reflectuntur certa lege in certos et respondentes nervos motorios.

Irritatio in membrana narium interna facta excitat sternutationem, quia impressio illa ab irritatione in nervis olfactoriis facta per eos ad sensorium commune defertur, ibi certa lege reflectitur in nervos motorios musculis respirationi dicatis prospicientes et per hos validam exspirationem per nares producit. eodem l. p. 116: nam rana decapitata si pungitur, non tantum punctam partem retrahit, verum etiam repit et saltat, quod absque consensu nervorum sensoriorum et motoriorum fieri nequit, cujus consensus sedes in medulla spinali, superstite sensorii communis parte, sit opportet.

Ueberhaupt ist aber zu bemerken, dafs abgesehen von dem besondern Ausdruck Reflexthätigkeit und Reflexbewegung, das Hauptfactum der *M. Hall*'schen Ansicht schon früher, namentlich den deutschen Physiologen vorgeschwebt und von ihnen mit dem Ausdrucke „Reactionsthätigkeit" bezeichnet worden ist.

Meiner Meinung nach ist der Ausdruck Reactionsthätigkeit, dem von Reflexthätigkeit ganz gleichbedeutend, da beide von physikalischen Vorgängen entlehnt sind.

Wenn nun aber auch historisch nachgewiesen werden kann, dafs schon früher Physiologen mit den Worten Reizung und Reaction auf Reizung dieselben Erscheinungen des Lebens bezeichneten, wie *M. Hall* mit dem Worte Reflexthätigkeit; wenn ferner sich zeigte, dafs selbst *Prochaska* das Wort Reflexbewegung (Reflexio impressionis in nervos motorios) schon gebraucht hat, so hat doch Keiner das Rückenmark auf einen besondern Kreis von Nerventhätigkeit beschränkt, oder vielmehr für dasselbe eine solche surrogirt.

Prochaska nimmt drei Organe an, innerhalb welcher die Reflexion auf die Eindrücke von Aufsen geschieht, das Gehirn, das Rückenmark und die Ganglien. v. l. c. p. 129. Probabile igitur esse videtur praeter sensorium commune, quod in medulla oblongata, medulla spinali, ponte Varolii, cruribus cerebri, cerebelli etc. esse conjecimus, dari sensoria particularia in gangliis ac concatenationibus nervorum, in quibus impressiones externae per nervos adscendentes reflectuntur, quin opus habeant ad sensorium commune plane adscendere, ibidemque reflectendae sint.

M. Hall sieht aber blofs das Rückenmark (jedoch einschliefslich des verlängerten Markes), als das Organ der Reflexfunction an. — Dieses ist das ausschliefslich Eigenthümliche dieser Lehre und kein Physiologe vor ihm hat die Function des Rückenmarkes als solche isolirte unter diesem Gesichtspunct aufgefafst.

Diese (scheinbare) Einschränkung der Reflexfunction auf das Rückenmark allein, (— wie erwähnt, sah sich *M. Hall* nämlich gezwungen, auch das verlängerte Mark noch mit zu dem Rückenmarke zu ziehen, was eine wesentliche Inconsequenz war, indem bei allen seinen Versuchen die Thiere am Hinterhaupt durchschnitten wurden, wobei die Med. oblongata ausgeschlossen wurde,) — macht es nothwendig, dafs derselbe:

1) für das Rückenmark eine besondere Vis nervosa mit besonderm excito-motorischen Nervensystem surrogiren mufste, wobei er nicht wohl erklären konnte, wie sich diese Incidenz- und Reflexnerven des Rückenmarkes zu den noch daneben unstreitig vorhandenen

Digitized by Google

Empfindungs- und willkürlichen Bewegungsnerven des Rückenmarkes verhalten sollen.

2) Er mufste nicht nur diese, sondern auch die sensoriellen und spontano-motorischen Nerven des Gehirnes von dem Kreise seiner Vis nervosa ausschliefsen, nicht bedenkend, dafs das ganze fünfte Paar mit seinen Wurzeln weit in die Med. oblongata, ja selbst (bei den Thieren) weit in die Medulla spinalis (beim Kaninchen bis gegen die Mitte desselben) hineinreicht.

3) Es wäre wohl einfacher gewesen zu sagen, die sensoriellen Nerven des Rückenmarkes werden zu Incidenz-Nerven, (besser Excitations- oder Reizungs-Nerven) wenn das Rückenmark vom Gehirn getrennt wird, als ein besonderes excito-motorisches Nervensystem anzunehmen, wozu also weder ein physiologischer, noch aber irgend ein anatomischer Grund vorhanden war.

Somit wird durch diese Lehre als ein anatomisches Factum hingestellt, dafs das Rückenmark als ein vom Gehirn getrenntes und zutrennendes Nerven-Organ anzusehen sei.

Das am Hinterhaupt abgetrennte Rückenmark ist aber kein organisches Ganze, es ist nicht das ganze Rückenmark, medulla spinalis integra; sondern seine Fasern erstrecken sich bis zur Brücke, wo sie ihren Verkettungspunct erreicht haben. — Das Rückenmark woran *M. Hall* seine Experimente anstellt, ist daher nicht das ganze, sondern ein verstümmeltes Rückenmark, von welchem das Ganglion oder der Umbiegungsknoten abgeschnitten ist.

Auf einer Verstümmlung des Organes beruht also der Schlufs des Verfassers, dafs das Rückenmark nicht der Empfindung und Willensbewegung fähig sei, sondern eine eigene Function, die excito-motorische, übernehme. Alles dies aber gilt blofs für den abgetrennten Zustand des Rückenmarkes, nicht für das *Leben* und den unversehrten Zustand; denn wer wird leugnen wollen, dafs im Leben nicht jede Reizung des Rückenmarkes an seinem Caudal-Ende sich bis zum Gehirn fortpflanze? Somit wäre überhaupt diese Theorie nur für den todten nicht für den lebenden Zustand erfunden und passend. *M. Hall* macht also eine der Natur der Nerven-Centralgebilde ganz zuwiderlaufende Trennung zwischen Gehirn- und Rückenmark, für welche kein anatomischer Grund und Boden vorhanden ist, kein anatomisches Merkmal sich auffinden läfst. Die Anatomie lehrt uns nämlich den stetigen ununterbrochenen Uebergang des Rückenmarkes in das Gehirn ohne Grenzlinie. Zwar hat *M. Hall* inconsequent auch die Medulla oblongata mit zur Medulla spinalis oder dem excito-motorischen unwillkürlichen Nerven-Centrum gezogen; allein auch hier ist keine deutlich gezeichnete Grenze, indem nicht nur die obern Markbündel des Rückenmarkes, die sogenannten corpora restiformia ohne Unterbrechung in das kleine Gehirn übergehen, sondern auch die Markstämme der corpora olivaria und pyramidalia bis in die Hirnschenkel fortlaufen.

So wie sich aber leiblich das Organ der Nervenäufserung nicht so trennen läfst, eben so wenig läfst auch der vitale oder functionelle Act, das Nervenleben selbst, eine solche Trennung zu. Es gibt keine zwei von einander getrennt wirkende Organe, das der Empfindung und des Willens, das Gehirn, einer Seits, und das der Excitation und Reflexbewegung, das Rückenmark, ander Seits; sondern nur *Eines*, dagegen gibt es Grade der Intensität der Empfindung und des Willens.

Eben so kann in virtueller Hinsicht gesagt werden, dafs eine Trennung der Thätigkeit eines Organes in ihm selbst nicht möglich sei und nur Verminderung oder Schwächung dieser Thätigkeit nach der gröfsern oder geringern Verstümmelung des Organes eintreten, also die Thätigkeit nur dem Grade, nicht der Art nach, veränderlich werden könne. Wenn wir daher das Gehirn als den Sitz der Willensthätigkeit betrachten, so müssen wir zugeben, dafs diese Kraft bis ans Ende des Rückenmarkes sich erstreckt. Bei jeder Bewegung eines Theiles des Körpers, welche durch Nerven vermittelt wird, die noch mit einem Partikel des Rückenmarkes zusammenhängen, wird noch eine Spur von Bewufstsein und Willensthätigkeit sich wahrnehmen lassen. Der Ausdruck excito-motorisch und die ganze Theorie von *M. Hall* finden ihre Geltung demnach blofs bei den Erscheinungen der Zuckungen oder Contractionen des vom Rückenmarke abgetrennten Nerven mit seinem angehörigen Muskel. Hier ist sie aber überflüfsig, indem diese Erscheinung hinreichend durch den Ausdruck Reizbarbeit und Bewegungskraft der Nerven erklärt oder deutlich gemacht ist. Die einfachste Form des Nervenmark-Organes ist der Nerve mit seinem Muskel. Diesem Nerven kömmt

Digitized by Google

Reizbarkeit zu, d. i. die Eigenschaft, dafs jeder Eindruck von Aufsen eine solche Veränderung in ihm hervorbringt, welche eine Contraction des ihm angehörigen Muskels zur Folge hat. Nach allen Erscheinungen zu urtheilen, scheint diese Veränderung in einem Freiwerden von Nervenfluidum und Uebertragung desselben auf den Muskel zu bestehn, welcher sich desselben sodann durch Contraction wieder entledigt.

Dieser Erregungsact kann von Innen ausgehen und wird dann Wille genannt, er mag so schwach sein, als er will; er ist ein innerer, kein excito-motorischer oder von Aufsen stammender mehr.

Dieser einfache Nervenapparat kann sich nun verdoppeln, indem der Anfang des reizbaren oder Bewegungsnerven sich mit dem Ende eines sensitiven Nerven in einem Mittelgebilde, Ganglion in einfachster Form, verbindet. Nun springt die Erregung des sensitiven Nerven auf den Bewegungsnerven über, oder die Erregung des letzteren ist von der des erstern abhängig, was mit dem Namen Willensthätigkeit oder Erregung auf Sensation, Bewufstsein, ausgedrückt wird. So bildet sich ein vorderes oder Sinnenbewufstsein-Ganglion, das vordere Rückenmark mit dem grofsen Gehirn, und das hintere Rückenmark mit dem kleinen Gehirn, als Bewegungs-Nervencentrum.

Also ist keine neue bisher nicht geahnte Kraft des Rückenmarkes von *M. Hall* entdeckt worden; die sogenannte excito-motorische Kraft des Rückenmarkes.

Es wäre für den deutschen Physiologen niederschlagend, wenn seinem Scharfsinne eine solche wichtige Entdeckung entgangen wäre. Bei näherer Betrachtung dieser neuen Lehre hat sich aber gezeigt, dafs wir hier nur ein auf unlogische und unphilosophische Annahmen und Argumentationen aufgebautes System, mehr von neuen Ausdrücken als von neuen Thatsachen, vor Augen haben; indem überhaupt die Lehre von der Reizbarkeit, wie sie durch die deutsche physiologische Schule klar und systematisch festgestellt wurde, dem Auslande gänzlich unbekannt geblieben ist, und ihm auch, wie die ganze Kantische Philosophie, noch lange ein Gordischer Knoten bleiben möchte.

M. Hall versucht es, seine Theorie auf die Ansicht von *Haller* zu basiren. Allein dessen Vis nervosa ist eine blofse Annahme, und das Rückenmark besitzt keine besondere von dem Gehirne ganz unabhängige und von der seines Centrums verschiedene Nervenkraft.

Man kann von einer Bewegungskraft der Nerven, — der Ausdruck „motorische Kraft" ist undeutsch und sagt nicht mehr — sprechen; auch von einer Empfindungskraft derselben, in sofern bei der Empfindung nicht blofs Passivität, sondern auch Thätigkeit Statt findet, aber eine excito-motorische Kraft ist eine widersprechende Verbindung von Reizung und Bewegungsvermögen, von einem passiven und activen Zustand, also ein sich selbst aufhebender gemischter Begriff.

Wenn die Lehre von *M. Hall* in Deutschland noch mehr, als in seinem eigenen Vaterlande, Beifall und Verbreitung fand, und fortwährend findet, wenn ein deutscher Uebersetzer dieser Lehre aussagt, dafs hier nicht Geschwätz, Tand und Namensbildnerei, wie in der als eine naturhistorische sich hinstellenden Schule, sondern Thatsachen, unwiederlegliche und lichtverbreitende sich vorfinden; so möge es auch gestattet sein, der ganzen Theorie des Dr. *M. Hall*, wie sie sich von ihrem ersten Grundgedanken an entwickelte, eine andere Ansicht, welche sich von demselben sie veranlassenden Experimente aus gestaltete, und zwar viel früher, zu einer Zeit, welche einen Streit der Priorität ganz unmöglich macht, an die Seite zu stellen.

M. Hall bemerkte, als er sich mit Untersuchungen über die Blutcirculation beschäftigte, ganz zufällig die Erscheinung, dafs der abgetrennte Schwanz einer Eidechse sich bewegte, wenn er mit der Messerspitze gereizt wurde. Auch *Gachet* Annal. des sciences naturelles Mars 1823 p. 291) machte die Beobachtung, dafs der abgeschnittene Schwanz von Triton marmoratus noch längere Zeit sich regelmäfsig bewege. — Diese Erscheinung war schon früher von Redi, Whytt und Andern bemerkt, aber nicht in ihrer Bedeutung erkannt worden. *M. Hall* knüpfte an die Erklärung dieser Erscheinung die Anfänge seiner Theorie der Reflexfunction des Rückenmarkes.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

Marshall Hall New. Memoirs on the nervous System.

Neue Untersuchungen über das Nervensystem, aus dem Englischen übertragen, von Dr. A. Winter.

(Schluſs.)

Diese Erscheinung ist dem Ref. bei seinen frühesten Experimenten aufgefallen. Die Erscheinung selbst aber hat *Marshall Hall* nicht vollständig genug beobachtet und ermittelt. Sie ist folgende;

Das abgetrennte Schwanzstück der Eidechse und des Salamanders bewegt sich nicht bloſs, wie *M. Hall* angiebt, auf äuſsern Reiz, sondern ganz von selbst, fortwährend, mit Intermissionen, eine Zeit von 2—3 Stunden. Namentlich auch hier, wie bei allen Erscheinungen der Irritabilität zunächst, so wie auch der Sensibilität, ist der periodische, oft in bestimmten regelmäſsigen Rythmen sich aussprechende Wechsel von Thätigkeit und Remission oder Intermission zu Tage tretend, von Erschöpfung und Wiederansammlung von Reizbarkeit, welches Gesetz von unsern vielen physiologischen Experimentatoren nicht gekannt und beachtet, ihre Experimente unsicher und fehlerhaft macht.

Ich schloſs aus dieser Erscheinung auf ein Eigenleben des Schwanzstückes für sich, vermöge des in seinem Canalis vertebralis noch befindlichen Rückenmarkstückes, so daſs dasselbe nicht bloſs die Erscheinungen der Irritabilität und Sensibilität, wie der ganze Körper auf äuſsere Reize zeige; sondern für sich selbst in steter Bewegung noch einige Zeit fortlebe. Es trennt sich hier wirklich ein Theil als Selbstorgan vom Ganzen ab, für sich lebend, so wie es von dem Ganzen an einigen Puncten sich losgelöst hat, wie wir ja diese Erscheinung bei niedern Thieren in noch höherem Grade wahrnehmen, wo der abgetrennte Theil sein Eigenleben durch Reintegration wieder vollkommen herstellt; namentlich finden wir diese Erscheinung bei den Polypen, wo jeder Theil, so zu sagen, eine Knospe des Ganzen zu nennen ist. Allerdings ist die Einwendung bei der Erklärung dieses Phänomens zu berücksichtigen, ob dieselbe nicht etwa bloſs eine Folge der Reizung der Wunde und des entblöſsten Fleisches durch die hinzutretende Luft sei, und es muſs zugegeben werden, daſs diese Reizung den Zustand noch vermehre; aber daſs derselbe auch ohne diese äuſsere Reizung eintrete, beweist die Beobachtung, daſs diese Zuckungen oft stille stehen und dann von selbst wieder sich zeigen und dieses öfters und abwechselnd. Dieses Experiment war es aber nicht allein, worauf Ref. früher seine Argumentation über die Function des Rückenmarkes basirte, sondern es waren es hauptsächlich die Versuche mit Decapitation an Amphibien und an ganz jungen neugebornen Säugethieren, welche der Ref. zur fernern Begründung seiner Ansicht über die Function des Rückenmarkes schriftlich aussprach und in seinen Vorlesungen erörterte.

Ich behalte mir indessen vor, diejenigen Experimente und Argumentationen, welche meine Ansicht über die eigenthümliche Function des Rückenmarkes begründen sollen, in einer besondern Abhandlung zusammenzustellen, und beschränke mich vorläufig hier auf die Anführung derjenigen von mir angestellten Versuche, welche direct gegen die Reflexionstheorie gerichtet sind, d. i. gegen den Ausspruch, daſs das Rückenmark das Organ und die Quelle der sogenannten Reflexbewegungen sei.

Digitized by Google

Diese Experimente, welche, wie ich glaube, den directen Beweis liefern werden, dafs die Reflexfunction dem Rückenmarke nicht als eigenthümlich und ausschliefslich zukomme, oder dafs das Rückenmark sogenannter Reflector sei, sondern dafs Reflexerscheinungen auf Excitationen, auch bei völlig abgetrenntem und entferntem Rückenmarke, also ohne dessen Influenz und Mitwirkung im Rumpfe Statt finden, sind folgende:

1) Bei einer Salamandra atra wird nach vorgenommener Decapitation der ganze Rückgrat bis unterhalb des Heiligbeines herausgeschnitten, ohne die Geschlechtsöffnung sammt After zu verletzen. Nun reize man mit einer Nadel die Geschlechtsöffnung und die Haut in ihrer Nähe und im Schenkelbuge, so wird man bemerken, wie die ganze (hintere) Extremität, an deren Seite die Reizung geschah, sich langsam beugend aufwärts und einwärts bewegt; wobei die Fufssohle sich aushöhlt und die Zehenspitzen sich einwärts krümmen.

2) Man löse bei einer Salamandra atra das Becken sammt der untern Extremität einer Seite vom Rückgrate (vom Heiligbein) ganz ab, indem man vorn die Symphyse des Beckens durchschneidet, hinten hart an der Seite des Rückgrates die Lumbal- oder Sacalnerven abtrennt. An der so frei gelegten untern Extremität reizt man die Haut mit einer Nadel u. s. w. an ihrer Beugeseite; oder auch man streiche damit von oben nach unten gegen die Fufssohle oder die Zehen zu, so wird ebenfalls mehr oder minder vollständige Reflexbewegung des Gliedes, verschieden nach der Gröfse und Stärke des Thieres und andern die Reizbarkeit der Thiere bestimmenden Umständen, statt finden.

3) Wenn man endlich die untere (hintere) Extremität oberhalb des Knies abschneidet und die Reizung der Haut von oben nach abwärts leise vollbringt, so wird die Fufssohle auf dieselbe Art sammt den Fingern sich krümmen, so oft die Reizung wiederholt wird. —

Bei der näheren Erörterung und Analyse der von *M. Hall* in die Physiologie eingeführten und von *Müller* zuerst aufgenommenen und verbreiteten Ansicht von Reflexfunction und ihren einzelnen Momenten, hat es sich also gezeigt, dafs es hier gänzlich an einer klaren und logischen Begriffsbestimmung gebricht, und dafs die ganze Lehre sich mit einem Scheine unrichtiger, halbwahrer und widersprechender Erklärungen und Behauptungen bewegt.

Die Reflexfunction von *M. Hall* ist keine neue oder besondere Function des Rückenmarkes und des Nervensystems überhaupt, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Die sogenannte Reflexfunction des Rückenmarkes ist nicht diesem eigenthümlich, sondern kömmt den Nerven auch getrennt vom Rückenmarke zu.

2) Die sämmtlichen Erscheinungen, welche *M. Hall* als Folgen der Reflexfunction betrachtet, sind Folgen der unwillkürlichen Action des Gehirns oder des Rückenmarkes vermittelst seiner Nerven.

3) Die Reflexfunctionen geschehen ebenfalls mit Empfindung und durch Ausübung des Willens. Es ist unrichtig, dafs Bewufstsein und Wille aufhören müssen, wenn das Gehirn entfernt wird.

Wenn auch 4) enthauptete Thiere sich ganz ruhig verhalten, so ist der Schlufs doch nicht erlaubt, dafs sie nicht von Innen könnten in Bewegung versetzt werden. — So bemerkt man bei niedern Thieren wirklich Phänomene, welche die Action innerer Reize beweisen, z. B. bei Insecten, Stiche des Stachels von selbst, Ausübung des Coitus u. s. f.

5) Enthauptete Thiere machen aber wirkliche Bewegungen aus innerer Ursache (Trieb).

6) Aber auch Reizungen auf enthauptete Thiere folgen denselben Gesetzen, wie bei ganzen Thieren, und es findet hier Empfindung und Reaction ganz so statt, wie bei dem ganzen Thiere.

7) Es gibt physiologisch keine andere Function als die der Reizempfänglichkeit und der Bewegungsthätigkeit, und der Ausdruck excitirende Nerven ist an sich falsch, soll heifsen excitable Nerven, sodann sensible im weitesten Sinn als reizempfängliche Nerven. Der Gegensatz von Spontan-motorisch ist der von Inspontan-motorisch, und Reflecto-motorisch sind sie ja beide.

Durch seine Lehre veranlafst, hat *M. Hall* besondere Nervenfasern in gewissen Nerven des Gehirns und Rückenmarkes, ja ein besonderes Nervensystem (das der excito-motorischen und reflecto-motorischen)

Digitized by Google

in dem Rückenmarke angenommen. Kein Anatom war aber ein solches zu sehen oder darzustellen im Stande.

Zwar hat *Graenger* (observations on the structure and functions of the spinal cord London 1837) diese theoretisch falsch desiderirten excito-motorischen Nerven, bestehend aus Incidenz-Nerven und Reflex-Nerven, anatomisch nachweisen wollen, indem er ohne tieferes Eindringen in die Structur des Rückenmarkes und gegen die Anatomie desselben annimmt, dafs die Nervenwurzeln oberflächlich in gerader Richtung von den vordern oder hintern Schenkeln des Rückenmarkes entspringen, was nicht der Fall ist, indem es nur tiefer eindringende, mit diesen Schenkeln des Rückenmarkes unter einem rechten Winkel sich kreuzende Nervenfasern der Wurzeln der Rückenmarksnerven allein und keine andere gibt.

Ueberhaupt aber mufs und wird der Anatom alle und jede Nerven, welche in dem Rückenmarke Behufs der Erklärung einer Hypothese oder einer wirklichen Erscheinung angenommen werden, zurückweisen, so lange solche nicht dem Auge sichtbar und im individuell getrennten Vorkommen nachgewiesen werden.

Wenn *M. Hall* glaubt und aussagt, dafs man bis auf ihn blofs die directe Art des Einflusses der Vis nervosa des Rückenmarkes gekannt und dafs Er zuerst die retrograde Form dieser Thätigkeit entdeckt habe, so müssen wir ihm bemerken, dafs schon *Arnemann* diese retrograde, oder wie dieser Physiologe sie besser bezeichnet, aufsteigende Thätigkeit des Rückenmarkes sowohl als auch der Nervenzweige derselben von unten nach aufwärts selbst bis in das Gehirn gekannt und durch vielfache Experimente dargethan hat. Ueberhaupt sind diese Experimente von *Arnemann* weder von ihm noch auch von andern sogenannten Nerven-Physiologen in ihrer Exposition über die Function des Rückenmarkes erwähnt, also wohl nicht bekannt worden.

Es dürfte nunmehr die Annahme und der Ausdruck excito-motorische Kraft und Reflexfunction als Bezeichnung einer besondern, von der willkürlichen Reaction wesentlich verschiedenen Kraft aus der physiologischen Terminologie verschwinden, und an die Stelle der der Sensation oder Reizempfänglichkeit und der Reaction 1sten, 2ten und 3ten Grades, des unbewufsten und unwillkürlichen, halbbewufsten und halbwillkürlichen und des bewufsten und willkürlichen Lebens treten. Am besten würde man diese drei Grade der Reizempfänglichkeit und Reaction nach den Organen, in welchen die Umbeugung der Reizung in Reaction erfolgt, bezeichnen, nämlich als: Ganglien-Sensibilität und Reaction, Spinal-Sensibilität und Reaction und Cerebral-Sensibilität und Reaction bezeichnen.

Es wäre endlich zu wünschen, dafs namentlich deutsche Physiologen sich der Nachahmung und des Gebrauches der Terminologie der Lehre von der Reflexfunction des Rückenmarkes enthielten und Ausdrücke gebrauchten, welche einen richtigen, wahren physiologischen und philosophischen Grundsätzen entsprechenden Sinn enthalten. Soll der Ausdruck Reflexthätigkeit, Reflexfunction beibehalten werden, so mufs er für willkürliche und unwillkürliche Bewegung gebraucht werden. Der Ausdruck Incidenz-Nerven ist ohne Sinn und unstatthaft. Man kann vom Lichtstrahl wohl sagen, dafs er einfalle, was aber auf den Nerven einfällt, ist nicht blofs Einfallendes, sondern wird Erregendes, es ist ein Act der Reizung, der sich bis zur Empfindung steigern kann. —

Mayer, in Bonn.

XI.

Bildnisse der deutschen Könige und Kaiser von Karl dem Grofsen bis Franz II. nach Siegeln an Urkunden, nach Münzen, Grabmälern, Denkmälern und Originalbildnissen gezeichnet von Heinr. Schneider, in Holz geschnitten in der xylographischen Anstalt in München; nebst charakteristischen Lebensbeschreibungen von F. Kohlrausch. Heft 3—7. Von Konrad II. bis Rupert. Hamburg und Gotha, 1844. *F. u. A. Perthes.* 45 S. *gr.* 8.

Nachdem zu den beiden ersten, im Augustheft 1844 dieser Blätter angezeigten Heften dieses Werkes weitere 5 Hefte hinzugekommen sind, ist es wohl an der Zeit, dasselbe einer abermaligen Besprechung zu unterwerfen. Konnten wir aber schon damals mit der Ausführung des artistischen Theiles uns nicht ganz einverstanden erklären, so müssen wir leider bekennen,

Digitized by Google

jetzt noch weniger davon befriedigt zu sein. Es ist darin eine Mischung von freier Erfindung und Nachbildung der gegebenen Denkmale, welche manchmal recht unglücklich ausgefallen ist, während andrerseits die Beibringung des vorhandenen Materials nicht mit der nöthigen Kritik vorgenommen ist. Nehmen wir z. B. die Angaben über Konrad II. *Siegel einer Urkunde vom Jahre* 1028. *Verglichen sind bei diesem Bilde, so wie bei den folgenden außer manchen andern Urkundensiegeln auch mehrere diplomatische und historische Werke mit Abbildungen von Siegeln und Münzen, welche aber als Hülfsmittel zweiten Ranges hier nicht namentlich aufgeführt zu werden brauchen.* Nun aber sind diese Werke, sobald man die Originale selbst hat, vielmehr gar nicht zu vergleichen, denn sie können nichts anderes benutzt haben als eben nur andere Abdrücke desselben Siegels, oder allenfalls das Siegel Konrads als König, Bullen, und Münzen. Aber auch Abbildungen dieser letzten, wenn man die Originale nicht mehr hätte haben können, mufsten gegen ein Originalsiegel ganz zurücktreten, da jede Vergleichung auch der bessern Werke der Art mit den Originalen zeigt, dafs man sich auf diese Bilder auch nicht im mindesten verlassen kann. Sie geben und nehmen Bärte, setzen Nachtmützen statt Kronen auf, geben Rüstungen oder gar antike Nacktheit statt des friedlichen Kaiserornates, kurz sie machen oft gänzlich unkenntlich, was sie darzustellen vorgeben. Freilich gibt es einzelne Ausnahmen, aber solche wären dann besonders anzuführen gewesen. Die Darstellung Konrads II. ist nun von dem Siegelbilde doch noch sehr verschieden, während sie keineswegs die Ansprüche an ein nach der Charakterschilderung dieses kräftigen Kaisers frei entworfenes Bild erfüllt.

Warum bei Heinrich III. und IV. die Siegel gegen die Bullen ganz unberücksichtigt geblieben sind, ist durchaus unklar — es sind doch von beiden viele vorhanden. Bei Heinrich IV. ist auch ein Miniaturbild einer Handschrift benutzt, bei Heinrich VII. sogar ein solches ganz ausschliefslich, und doch kann bei solchen Abbildungen immer nur nach der genauesten Prüfung angenommen werden, dafs sie wirklich auf Porträtähnlichkeit Anspruch machen wollten *). Eine solche Prüfung wird bei vielen hier angegebenen Quellen der Art ganz vermifst; so werden bei Rudolf ohne weiteres sein Grabmal in Speier und seine Statue zu Insbruck zusammengestellt, während doch diese mehrere Jahrhunderte später errichtet ist, in einer sehr unkritischen Zeit, jenes aber vielleicht wirklich ein gleichzeitiges Porträt bewahrt hat. Abgesehen von diesen Ausstellungen gegen das Verfahren im Allgemeinen, erkennen wir gerne an, dafs mehrere der Abbildungen recht glücklich gelungen sind, namentlich im letzten Hefte, wo, aus dem 14ten Jahrhundert, schon bessere und zuverläfsigere Hülfsmittel zu Gebote standen. Dagegen hat die xylographische Anstalt die Randzeichnungen mit ganz unverantwortlicher Nachläfsigkeit behandelt.

Anders verhält es sich mit dem Texte des Werkes, welchen der ehrwürdige Verfasser mit augenscheinlicher Liebe und Sorgfalt ausgearbeitet hat, und wie in dem helleren Lichte historischer Kunde die Persönlichkeiten sicherer und schärfer hervortreten, so finden wir hier auch kräftig gezeichnete Umrisse mit dem Reichthum einzelner charakteristischer Züge ausgefüllt, und die Darstellung der geschichtlichen Ereignisse überall so gehalten, dafs die Persönlichkeit der Kaiser sie beherrscht und entschieden den Vordergrund einnimmt. Referent glaubt nicht zu irren, wenn er diese Biographieen für unbedingt empfehlungswerth erklärt, ohne damit eine durchgehende Uebereinstimmung oder Billigung bis ins Einzelne aussprechen zu wollen.

Doch ist es wohl nicht nöthig, hier auf Kritik des Einzelnen weiter einzugehen, da wir es ja nicht mit einem Werke der gelehrten Forschung zu thun haben, sondern hier die Darstellung der gewonnenen Kenntnifs, nicht selbständige Untersuchung aller Einzelheiten, Zweck und Ziel war; und es genügt deshalb zu bemerken, dafs überall die sorgsame Benutzung der gleichzeitigen Quellen selbst, in Verbindung mit den zuverläfsigsten neueren Werken, wie z. B. den neuen Reichsregesten des Dr. Böhmer, uns unverkennbar entgegentritt. Uebrigens aber ist ja die Auffassungsweise des Verfassers, die warme vaterländische Gesinnung, die Milde und Besonnenheit im Urteil, und die einfache Anmuth der Schreibweise zu allgemein bekannt und anerkannt, um unserer Empfehlung zu bedürfen.

Wattenbach.

*) Hieran spricht z. B. bei Gelegenheit des Denkmals Otto IV. der Herausgeber der Origines Guelf. selbst entschiedenen Zweifel aus: doch ist es hier ohne Rechtfertigung zum Grunde gelegt.

Digitized by Google

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

XII.

Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats. Von Robert von Mohl. Zweite umgearbeitete Auflage. Erster Band (XX u. 619 S.) und zweiter Band (VIII u. 607 S.). Tübingen, 1844. 8. *Dritter Band (XV und 582 S.)*, auch unter dem Titel: *System der Präventiv-Justiz, oder Rechts-Polizei. Daselbst.* 1845. 8.

„Wenn überhaupt," äufsert irgendwo Dahlmann, „der gemessenen Fortbildung nur Raum gelassen wird, „so kommt es in Betracht des Endresultats wenig „darauf an, ob diese Fortbildung emsiger auf den „Wegen der *Verwaltung*, oder der *Verfassung* vor„schreitet, denn beide bilden keine Parallelen, — es „kommt der Punct, auf welchem sie unfehlbar zusam„menlaufen, um nicht wieder aus einander zu weichen. „Mithin wird der Zustand der öffentlichen und der „Privatsitte allein entscheiden, ob eine Freiheitsent„wickelung statthaben wird."

Dieses, gegen die unhistorische blinde Vergötterung gewisser *Staatsformen*, und gegen die, lange Zeit bei den Wortführern der öffentlichen Meinung sehr beliebte Verachtung aller, auch der wichtigsten Entwickelungen und Vervollkommnungen auf dem Felde der *Administration* gerichtete Wort erschien seiner Zeit um so angemessener, da jene Vergötterung und diese Verachtung nicht allein in den Kreisen jugendlicher Schwärmer und exaltirter Parteigänger, sondern selbst unter der überwiegenden Mehrzahl der besonnenen sogenannten Gebildeten zur entschiedenen Modesache geworden war. Freilich mochte der Abfasser, als er die Worte niederschrieb, keine Ahnung davon haben, dafs er in manchem Betracht prophetisch über seine eigene staatsmännische Laufbahn gesprochen habe.

Dafs das Wort Frucht getragen, ergiebt sich zur Genüge aus dem grofsen Eifer und Fleifs, mit welchem die politischen Studien neuerdings sich von dem Gebiete vager Abstractionen in überwiegendem Maafse losgesagt, und der geschichtlichen Entwickelung, den concreten Zuständen, der Wirklichkeit, und den wahrhaften und dringenden Bedürfnissen der Gegenwart zugewendet haben. Und dafs auch jenseits des Rheins, wo lange genug um des Allgemeinen und Entfernteren willen das Besondere und Naheliegende vergessen wurde, dieser Ansicht und Richtung mehr und mehr Bahn gewonnen worden ist, das scheint sich aus der merkwürdigen Rede des Conseilspräsidenten vom ersten März (Sitzung der Deputirtenkammer vom 28. Mai 1846) schliefsen zu lassen, in welcher derselbe die *Administration der preufsischen Könige Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II.*, die einen so scharfen Gegensatz zu dem constitutionellen Leben des modernen Frankreichs bilden, mit beredten Worten seinem Lande als leuchtende Muster hinstellt, was sie in der That für Preufsen waren durch die Kraft, welche vom Mittelpuncte ausströmte, durch die von ihnen ausgehende aufopferungsvolle und unselbstsüchtige Fürsorge für alle allgemeine Interessen, endlich durch das Resultat, welches sie entschlossen und productiv begründeten und förderten, die wahre Wohlfahrt des Ganzen, die gleichmäfsige Berücksichtigung aller Klassen der Gesellschaft.

Den wissenschaftlichen Bestrebungen der neuern Zeit, um der eben erwähnten Richtung Raum zu verschaffen, reiht sich das hier zu besprechende Werk auf das Würdigste an, — ja, wenn man in Betracht zieht, welches Chaos noch bis auf die neueste Zeit die hier in Frage kommende politische Disciplin umhüllt, welche Schattenseiten und Mängel nach verschiedenen Seiten hin selbst die relativ verdienstlichsten Erscheinungen auf diesem Felde der Literatur

Digitized by Google

im Allgemeinen darbieten, so darf man es geradezu aussprechen, dafs das *Mohl*sche Lehrbuch der Polizeiwissenschaft, zumal in der vorliegenden zweiten umgearbeiteten Auflage, als das erste und ausgezeichnetste literarische Product dieser Art zu nennen sei, sowohl in Beziehung auf die *wissenschaftliche Begründung* der Disciplin, wie hinsichtlich der gründlichen *Verarbeitung des reichhaltigen Materials*, zuletzt rücksichtlich der *künstlerischen Gestaltung* und *angemessenen Darstellung desselben.*

Damit soll freilich nicht gesagt werden, dafs *gegen die Art der wissenschaftlichen Begründung* sich nicht mancherlei gewichtige Einwendungen machen liefsen, dafs die unternommene *Bestimmung des Begriffs und Umfangs der Polizei* in jedem Betracht stichhaltig und genügend sei. Indem der Verf. die Zulässigkeit derartiger Einwürfe von vorn herein zugiebt, erwirbt er sich dadurch ein Recht zu der Behauptung: „dafs „nichts ungerechter rei, als wenn die, allerdings immer „noch vorhandene, grofse Verschiedenheit der Meinun„gen über die Grundbegriffe der Polizeiwissenschaft „als ein Vorwurf gegen die einzelne Bearbeitung ge„braucht werden wolle." — „So lange über den „*Grundbegriff des Staats* selbst und über den *Staats*„*zweck* so höchst abweichende Meinungen gehegt wür„den, sei auch eine Uebereinstimmung über die *ober*„*sten Grundsätze der Polizei platthin* unmöglich. Je„ner Streit aber sei eine nothwendige Folge der ver„schiedenen philosophischen und religiösen Weltan„sichten, und werde somit nicht aufhören, so lange „Menschen seien. Ein *System der Polizeiwissenschaft* „könne demnach nur *relativ gut* sein, und vermöge „immer nur in einem gewissen Kreise Billigung zu „erhalten." — „Der Verf. seiner Seits," schliefst derselbe (Th. I. Vorr. p. XXI), „habe die Polizeiwissen„schaft *vom Standpuncte des Rechtsstaats* auffassen „wollen; *nur auf diesem* könne er also Billigung er„warten, mit Gerechtigkeit nur *auf diesem* beurtheilt „werden. Wenn *Andere bei anderen Grundprincipien* „stehen blieben, demgemäfs auch den *Begriff*, den „*Zweck* und die *obersten Grundsätze der Polizei* ab„weichend bestimmten, so sei dies weder ein Vorwurf „für die Wissenschaft, noch für den Verfasser per„sönlich, noch für diese Anderen." —

Indem wir im Wesentlichen uns zu der hier ausgesprochenen Ansicht bekennen, demnach jede Beurtheilung von einem anderen, als dem vom Autor erwählten Standpuncte als ungerecht und unbillig abweisen, so mufs uns doch die Beurtheilung der *Angemessenheit und Festigkeit der zu Grunde gelegten Basis* selbst unbenommen bleiben. Es mufs uns durchaus freistehen, unsere Ansicht darüber auszusprechen, ob die Grundlage, auf welcher das Gebäude sich erhebt, eine richtige und haltbare sei, ob demnach das letztere selbst die Hoffnung oder Gewifsheit der Zukunft in sich trage.

Ehe wir den *Begriff der Polizei*, den der Verfasser an die Spitze stellt, einer Erörterung unterwerfen, haben wir uns mit *Begriff und Zweck des Staats im Allgemeinen*, wie derselbe in den die Einleitung eröffnenden allgemeinen Vorbegriffen aufgestellt wird, zu beschäftigen; denn jener wird, wie sich von selbst versteht, wesentlich durch diesen bedingt.

Je nach der Verschiedenheit seiner Entwicklungsstufe, äufsert der Verfasser a. a. O., habe ein Volk auch eine verschiedene Ansicht vom Zwecke des Lebens; die menschliche Natur aber sei vielseitig und reich genug, um eine Entwickelung nach mehr als *einem* Puncte hin zu gestatten. Wissenschaft und Erfahrung lehrten das. — Dann werden verschiedene Volkszustände und politische Richtungen angegeben, die, so abstract wie sie dastehen, wohl schwerlich mit wirklichen Zuständen geschichtlicher Nationen in Uebereinstimmung zu bringen sein möchten. *Nach der vorherrschenden Lebensansicht eines jeden Volkes* müfsten, fährt der Verfasser fort, natürlich auch die *Einrichtungen* getroffen sein, welche das Leben ordnen und fördern sollten. Unter diesen Einrichtungen aber sei die *umfassendste* und *wichtigste der Staat*, d. h. die Ordnung des Zusammenlebens des Volks auf einem bestimmten Gebiete und unter einer höchsten Gewalt.

Die Grundfrage aller Staatswissenschaft: *was der richtige Staatszweck sei?* wird dahin beantwortet: dafs es nicht blofs *einen* solchen richtigen Staatszweck gebe, sondern so viele verschiedene, an und für sich gleich richtige, als verschiedene Staatsgattungen beständen. Wie viele der letzteren *unmittelbar*, d. h. nach den Anlagen und Bestrebungen der Menschen, *möglich* seien, möge ein Gegenstand philosophischer Untersuchung sein. Für die Bedürfnisse des Lebens reiche es hin, nur diejenigen zu beachten, welche in dem bisherigen Entwickelungsgange des Menschenge-

Digitized by Google

schlechts in die Wirklichkeit getreten seien." Diese seien den verschiedenen Lebensansichten entsprechend. Der religiösen Lebensrichtung des Volks entspreche die *Theokratie*; — der sinnlich-verkümmerten die *Despotie*; — der privatrechtlichen der *Patrimonialstaat*; — der einfachen Familien-Ansicht der *patriarchalische Staat*; dem sinnlich-vernünftigen Lebens-Zwecke der *Rechtsstaat*.

Alles dieses schmeckt nun gewaltig nach einer abstracten Systemsucht, welcher das Leben in der Wirklichkeit sich mit seiner vollen Macht entzieht und immer entziehen wird. Wenn wir den Staat als die von Gott angeordnete Form, als das von den Menschen instinctartig ergriffene Mittel betrachten, die Menschheit als Gattung auf dem Wege individuellen Lebens der Vollendung entgegenzuführen, so kann der allgemeine Staatszweck nur *ein einiger* sein, so kann es nicht verschiedene *richtige Staatszwecke* geben. — Je nach dem Grade der Bildung, welchen eine Nation in Folge ihrer geschichtlichen Entwickelung erreicht hat, je nach klimatischen Verhältnissen und nach der geographischen Lage und anderen Dingen wird der Staat eine besondere locale Färbung annehmen, wird er noch aufserdem mancherlei specielle Richtungen und Zwecke verfolgen. Aber, mag nun von einem *Patrimonialstaate* oder einer *Theokratie* die Rede sein, dem allgemeinen Zwecke werden sich immer die besonderen unterordnen, die speciellen Richtungen werden immer der generellen folgen müssen. Die angeführten sogenannten Staatsgattungen sind übrigens, wie uns dünkt, weder die allein möglichen, noch die allein in dem bisherigen Entwickelungsgange des Menschengeschlechts in die Wirklichkeit getretenen. Wir möchten wenigstens wissen, wie der Verf. Tyrus und Sidon, Karthago und Venedig, Hamburg und die nordamerikanischen Freistaaten mit seinem Schematismus in Einklang zu bringen im Stande sein würde. — Das Leben mit seinen wechselnden Bedürfnissen hat von je her, den letzteren gemäfs, verschiedenartige Erscheinungen hervorgerufen, und wird dies auch in der Zukunft. Nichts desto weniger werden alle diese Erscheinungen, wenn auch in anderer Weise und auf verschiedenen Wegen, dem höchsten, — dem Staate, als der individualisirten Menschheit, gesetzten, — Zwecke dienen müssen, wie der einzelne Mensch, als ein Theil der Gesammtheit, die der Gattung gesetzte Aufgabe zu lösen berufen ist.

Wir glauben nicht, dafs der Verf. nöthig gehabt hatte, ähnlich wie Welker, Vollgraff und Pfizer, zu einer so ganz unlebendigen und unwirklichen Abstraction, als die ist, welche er mit dem Namen Rechtsstaat bezeichnet, seine Zuflucht zu nehmen, und sich weitläufig über Begriff und Zweck dieses Abstractums auszulassen, wenn er, wie Dahlmann, bei der Zurichtung der Fundamente zu dem unübertroffenen Meister des Alterthums seine Zuflucht genommen hätte, der überall, — in der Natur, wie in der Geschichte, — mit aufmerksamen Blicke das Leben in seiner Entwickelung verfolgt, und aus dieser Betrachtung einfach und sicher die Gesetze desselben ableitet, wir meinen Aristotelis Politik, die deshalb, weil Alles in ihr Wahrheit und Wirklichkeit ist, noch heute füglich die Bibel aller gesunden und wahren Politiker genannt werden mufs.

Wie einfach und natürlich, im Gegensatze zu des Verf.'s Ansicht von der Natur und Eigenthümlichkeit der Staatsgattung, die er mit dem Namen Rechtsstaat bezeichnet, erscheint uns des Aristoteles Hinweisung auf den Keim jedes Staatslebens, auf die *Familie*, — auf die drei Grundverhältnisse, auf denen sich naturgemäfs und sicher ein haltbarer Aufbau derselben erhebt, auf das Verhältnifs zwischen Mann und Weib, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Hausherrn und Gesinde, — auf die, dem Individuum gestellte, Nothwendigkeit, gleich mit seinem Eintritte ins Leben in den Staat einzutreten, er möge wollen oder nicht. Der, welcher nicht diesem Winke der Natur folge, — hebt er auf treffende Weise hervor, — der „ohne Genossenschaft, ohne Gesetz und ohne Heerd," nicht durch Zufall, sondern vermöge seiner Neigung, aufserhalb alles Staatsverbandes lebe, sei entweder mehr, oder weniger, als ein Mensch, — ein Gott, oder ein Unmensch. Der Mensch aber, wie er aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen, documentire sich vor allen übrigen Geschöpfen durch das Vermögen, Recht und Unrecht, Gut und Schlecht zu unterscheiden, also Himmel und Hölle anzuerkennen. Indem er aber neben diesem Verhältnisse noch als zweites, ohne welches das erstere werthlos sein würde, die *Fähigkeit der Sprache*, der Mittheilung seiner Gedanken und Gefühle, erhalten habe, so sei damit die Forderung und Nothwendigkeit gestellt, sich Anderen seines Gleichen anzuschliefsen, mit ihnen in häuslicher und bürgerlicher Gemeinschaft zu leben.

Digitized by Google

Wie nun der Mensch zu der ersten und ursprünglichsten Vereinigung, der Familie, als deren Grundpfeiler die eheliche Treue, die väterliche Gewalt und die hausherrliche Autorität erscheinen, durch die Natur selbst hingedrängt werde, so, folgert Aristoteles weiter, geschehe ein Gleiches in Bezug auf die gröfseren Vereinigungen und Gesellschaften, die eben so als Erweiterungen der Familie zu betrachten seien, wie letztere als der Grundkeim jedes wahrhaften und gesunden Staatslebens erscheine. Weil aber die Natur in allen Dingen auf Vollendung abziele und sich in dem Vollendeten am vollkommensten auspräge, so sei damit ausgesprochen, dafs das Geschlecht und der Stamm, gegenber dem Individuum und der Famile, als das Bessere und Höhere dastehe, und eben so der Staat, im Gegensatze zum Geschlecht und Stamme.

Da nun kein Ding existire *ohne Zweck*, da in jeder menschlichen Handlung *eine Absicht* zu erkennen sei, so lasse sich annehmen, dafs keine der verschiedenen menschlichen Vereinigungen absichtslos erfolgt, dafs keine Gesellschaft, also auch nicht die bürgerliche, ohne einen bestimmten Zweck unternommen sei. Das Gut aber, dessen Erstrebung als der Zweck der bürgerlichen Gesellschaft erscheine, sei aller Wahrscheinlichkeit nach das höchste von allen, weil diese Vereinigung die oberste aller von Menschen überhaupt eingegangenen sei, und alle übrigen in sich schliefse.

Was ist nun aber, wird man fragen, der Zweck, um dessen willen der Mensch durch die Natur selbst angewiesen und angetrieben wurde, ein bürgerliches Gemeinwesen oder den Staat zu gründen? Das erste Ziel, um welches es sich handelt, ist die *Selbsterhaltung*; — der spätere Zweck, der bei der Fortdauer und Entwickelung der Verbindung immer mehr in den Vordergrund tritt, ist das *erhöhete Wohlsein Aller*. Das höchste und wahrste Wohlsein aber, äufsert Aristoteles an einem späteren Orte, beruht *im Handeln*. Demnach, läfst sich sagen, ist das erste Mittel zur Erreichung des Staatszwecks, die Grundlage und Vorbedingung der Möglichkeit, denselben zu realisiren: die Sicherung Aller durch *Recht* und *Gesetz*; — der Endzweck selbst aber ist die, unter dem Schutze eines Rechtszustandes bewirkte und in freier Thätigkeit sich offenbarende allgemeine Bildung einer Nation, welche hervortritt in der harmonischen Entwickelung aller Kräfte und Anlagen der Individuen, seien dieselben physischer, oder geistiger Art, in der Förderung ihrer ideellen, wie materiellen Besitzthümer.

Dafs eben die *harmonische* Ausbildung aller Bestandtheile des Staatsverbandes, das gleichmäfsige Wohl aller Klassen der Gesellschaft, auch von Aristoteles als das letzte Ziel des öffentlichen Lebens angesehen werde, ergiebt sich zur Genüge aus seiner Beurtheilung der verschiedenen Staatsverfassungen. Alle Verfassungen nennt er gut und empfehlungswerth, bei denen *das allgemeine Wohl der Gesammtheit* Zweck der Regierung sei; — dagegen erscheinen ihm mangelhaft und tadelnswerth alle diejenigen, welchen Namen sie auch tragen mögen, bei denen nur das Sonderinteresse der Regierungsgewalt ins Auge gefafst, oder nur für das Wohl einiger oder einzelner Klassen der Gesellschaft gesorgt ist. Denn da, wo die Verfassung diesen Charakter an sich trägt, ist die Stellung der Regierung zu den Unterthanen wie die eines Herrn, gegenüber seinen Sclaven; *ein Staat aber ist eine Gesellschaft freier Leute.*

Dies vorausgesetzt, fragt es sich nun: *was ist der Begriff und Zweck der Polizei im neueren Sinne?* welche Stellung nimmt diese wichtige Institution in dem gesammten Staatsleben unserer Zeit, — vor allen Dingen im Gegensatze zu den übrigen Einrichtungen, aus denen der Staatsorganismus zusammengesetzt ist, — ein?

Es ist Niemanden, der sich auch nur oberflächlich mit dem Studium der Literatur der vorliegenden politischen Disciplin beschäftigt hat, unbekannt, welche babylonische Verwirrung von je her gerade auf diesem Gebiete herrschend gewesen, dafs in allen älteren, auch den renommirtesten Lehrbüchern diejenigen Abschnitte, welche sich mit Begründung der Wissenschaft beschäftigen, auch nicht den billigsten Ansprüchen, nicht den Anforderungen einer sehr schonungsvollen Kritik genügen, dafs erst in Folge des Einflusses der Kantischen Philosophie im Anfange unsers Jahrhunderts der erste Versuch unternommen ward, ein wissenschaftlichen Ansprüchen genügendes Fundament zu legen, und in wissenschaftlicher Weise das umfangreiche Material durchgreifend zu ordnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats. Von Robert von Mohl.

(Fortsetzung.)

Denn wenn z. B. unter den älteren Schriftstellern *Röſsig* als Definition an die Spitze seines Lehrbuchs der Polizeiwissenschaft die Worte stellt: „Polizei ist „das Ordnungswesen des Staats in Rücksicht auf in„nere Sicherheit, Bequemlichkeit, Bevölkerung, Sitt„lichkeit und den Nahrungsstand," so ist das, ganz abgesehen von den merkwürdigen Ausdrücken und der chaotischen Aufeinanderfolge der Materien, in der That gar keine Definition, sondern nur eine, noch dazu keinesweges erschöpfende Aufzählung der einzelnen, in das Bereich dieser Wissenschaft gehörenden Gegenstände, also eine Feststellung des äuſseren Umfangs durch mosaikartige Aneinanderfügung der von demselben eingeschlossenen einzelnen Stoffe. Eben so wenig vom wissenschaftlichen Standpuncte aus genügend, wenn auch sachlich beinahe zum richtigen Ziele leitend, ist der von Lamprecht, und nach seinem Vorgange von dem Freiherrn v. Drais (in den Blättern für Cultur und Polizei) eingeschlagene Weg einer deductio a contrario anzuerkennen, so daſs also die Polizei als der nicht kirchliche, nicht gerichtliche und nicht finanzielle Theil der innern Verwaltung bezeichnet wird. Denn einer Seits weiſs man durch Aufführung dessen, was ein Ding nicht ist, noch keinesweges, was es in Wirklichkeit ist; — anderer Seits konnten eben so gut, wie die erwähnten drei, noch andere Gegenstände als nicht zum Bereich der Polizei gehörig aufgeführt werden; — und endlich gehört, namentlich in protestantischen Ländern, die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, in so weit dieselbe vom Staat ausgeht, allerdings zum Gebiete der Polizei, und zwar unter der Benennung *Cultus-Polizei.* — Sehr richtig hebt der Verf. (I. p. 12 2te Aufl.) auch den Miſsgriff derer hervor, welche bei dem Versuche einer Definition der Polizei entweder die Grenzen des Gebiets derselben beengen, oder über Gebühr ausdehnen. Zu eng aber sind unstreitig diese Schranken gezogen, wenn lediglich, wie das, der Neueren nicht zu erwähnen, von Hrn. v. Berg und dem Grafen Julius v. Soden geschieht, als der von Seiten der Polizei zu realisirende Zweck *die Verhüthung von Uebeln* gesetzt wird. Wenigstens ist nicht einzusehen, wie so vielen Maaſsregeln der Unterrichtspolizei, der Landwirthschafts-, Gewerbe- und Handels-Polizei, mit einem Worte: der ganzen sogenannten Volkswirthschaftspflege, allein der negative Charakter des Hinderns vindicirt, der Charakter eines positiv begründenden und fördernden Einschreitens aber abgesprochen werden dürfte. — In einen ähnlichen Fehler ist der allerneueste Bearbeiter der Polizeiwissenschaft, der bekannte Archivsecretair *Gust. Zimmermann*, gefallen, der in seinem, das Motto: „Ordnung soll im Lande sein und in ihr Gerechtigkeit" an der Stirn tragenden Werke: die deutsche Polizei des neunzehnten Jahrhunderts (Hannover 1845. 2 Bde. 8.), von dem sehr beschränkten Gesichtspuncte ausgeht: die Polizei sei das Institut, durch welches lediglich die innere Ordnung im Staate beschaffen werde. Daraus ergiebt sich denn schon von selbst, daſs dieser Autor vorzugsweise gerade denjenigen Theil der innern Verwaltung, der unter der Benennung Präventiv-Justiz oder Rechtspolizei neuerdings von den bedeutendsten Autoritäten aus dem Gebiete der Polizei ausgeschieden und selbstständig hingestellt worden ist, zum Gegenstande seines Studiums und seiner Darstellung gemacht, und die umfangreiche Entwickelung der Disciplin seit dem siebzehnten Jahrhundert, so wie den immer allgemeiner verbreiteten Sprachgebrauch völlig ignorirt habe. Ja, er geht noch weiter; — indem er mit gewandter Feder und theilweise nicht ohne Geist gegen die Theoretiker zu Felde zieht, nimmt er das so häufig gemiſsbrauchte Wort deshalb, weil demsel-

Digitized by Google

ben nicht selten im gemeinen Leben eine sehr beschränkte Bedeutung beigelegt wird, mittelst einer ihrer selbst bewufsten Rabulistik als Bezeichnung für das willkührlich abgegrenzte Territorium in Anspruch, unduldsam und übermüthig jede abweichende Ansicht, jedes etwa sich aufwerfende Bedenken niederschlagend. So kann es denn nicht fehlen, dafs der Gesammt-Eindruck, den dieses Erzeugnifs der polizeilichen Literatur, — weil die anregenden Gedanken und die richtigen polemischen Bemerkungen doch überall durch übermüthiges und selbstgenügsames Gewäsch, und an manchen Orten durch wahre Windmühlengefechte, wie politische Journalisten sich dieselben nur zu leicht angewöhnen, überboten und neutralisirt werden, nach vollendeter Lectüre bei dem gründlichen und besonnenen Untersucher hinterläfst, ein, wenn nicht durchaus widerwärtiger, so doch jedenfalls ein nicht sehr erfreulicher ist. —

Ist nach dem Gesagten von den angeführten Schriftstellern, wenn auch in verschiedener Weise, der Umfang der Disciplin zu sehr beschränkt worden, so ist es andererseits eine ungebührliche Ausdehnung des Begriffs, wenn Andere, verleitet durch die Verwirrung, welche der Sprachgebrauch des gewöhnlichen Lebens so häufig herbeiführt, als eine Hauptbestimmung des ganzen Instituts *die Sicherung der Rechte der Bewohner* hinstellen, — oder, im Hinblick auf die im griechischen Alterthum dem Worte beigelegte vielumfassende Bedeutung, auch über solche Parthieen der innern Administration die Herrschaft der Polizei erweitern wollen, welche (wie z. B. die Finanzen) sowohl die allmälig entstandene Praxis, wie die moderne Theorie ausdrücklich von derselben ausgeschlossen hat. Denn die Sicherung des Rechtszustandes, die Aufrechterhaltung der verschiedenen kleineren und gröfseren Rechtsgebiete, welche der Staat umschliefst, ist dem Begriffe nach vorzugsweise und ausschliefslich die Wirksamkeit der Rechtspflege, wenn auch freilich wegen localer, temporärer oder persönlicher Beziehungen hin und wieder die scharfe begriffliche Abgrenzung der verschiedenen Verwaltungsgebiete nicht immer in der Praxis durchzuführen, und häufig wirklich überschritten ist. Was aber die zweite der erwähnten Extravaganzen betrifft, so bringt es, — so sehr auch seit dem Ende des Mittelalters der Begriff der Polizei in Deutschland aus geringen Keimen sich entfaltet, und allmälig zu einem unermefslichen Umfange sich erweitert hat, — wesentlich der Charakter des Staatshaushalts und der Staatswirthschaft der modernen Staaten mit sich, dafs man das finanzielle Element der Administration, — wenn auch mit gleichem Eifer und derselben Fürsorge von Seiten der Regierungsgewalt überwacht, wie der Kreis polizeilicher Thätigkeit, — doch äufserlich auf das schärfste von dem letzteren geschieden, und jeder der beiden Functionen einen besonderen Geschäftsorganismus und besondere Werkzeuge zugewiesen hat. In einer Zeit, in welcher die landesherrlichen Domainen das eigentliche Centrum sowohl des fürstlichen Haushalts, wie der Staatsverwaltung bildeten, wo die Abgaben der Unterthanen weder regelmäfsig votirt, noch erhoben wurden, und wo sie den überwiegenden Theil der öffentlichen Einnahmen bildeten, als die Landwirthschaft allgemein nicht allein als das gewöhnlichste, sondern auch als das ehrenvollste Gewerbe betrachtet wurde, als persönliche Dienstleistungen und Naturalprästationen fast die einzige Belastung der Bevölkerung bildeten, da war die eigentlich administrative Thätigkeit der Regierung eine im Ganzen nur untergeordnete, da war eine Trennung derselben von der finanziellen weder möglich, noch wünschenswerth, noch nothwendig. Als aber seit Entdeckung der neuen Welt und seit der geistigen Revolution des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, und in Folge beider das auf Handel und Gewerbe sich basirende Leben der Städte sich immer mannigfaltiger und reicher gestaltete, als bürgerliche Bildung einen immer schärferen Contrast gegen die stereotype Existenz des Junkers und des Bauers zu bilden begann, als die Macht des Geldes von Tage zu Tage drohender nicht nur gegen die Macht des Grundes und Bodens in die Schranken trat, sondern sogar die letztere in den meisten, namentlich westeuropäischen, Ländern überholte und besiegte, als eine gesteigerte Cultur in den Nationen viele, bisher kaum geahnete Bedürfnisse hervorrief, und in Folge dessen von allen Seiten die an die Regierungen gestellten Anforderungen gröfser wurden, als die bisherigen unregelmäfsigen Bewilligungen der Landstände sich fast aller Orten in fixirte und stehende Taxen, die Dienste und Naturallieferungen in Geldabgaben verwandelten, als das Steuer-Einkommen der eigentliche Schwerpunct des Staatshaushalts wurde, und die Ermittlung, Vertheilung und Erhebung der

Digitized by Google

Auflagen den ausgebildeten Scharfsinn und den ungetheilten Eifer bewährter Techniker in Anspruch nahmen, da machte sich nicht allein die Anforderung einer scharfen Scheidung der Finanzen von der übrigen inneren Verwaltung im Interesse der Regierung, sondern auch der gesammten Bevölkerung geltend. Denn die Regierungen konnten nur hoffen, die ihnen, gegenüber den Bedürfnissen gesteigerter Bildung, gestellte Aufgabe würdig zu lösen, wenn sie so viel als möglich alle fremdartigen, auf das Abgabenwesen einwirkende Einflüsse neutralisirten, und es ihnen gelang, die gesammte Steuerparthie ihrer ausschliefslichen und unmittelbaren Leitung zu unterwerfen, wenn sie auf der anderen Seite die Sorge für das Wohl der Bewohner nicht ferner als ein blofses Annexum richterlicher oder finanzieller Thätigkeit betrachteten, vielmehr neben der Befriedigung des Egoismus der Selbsterhaltung, der durch den Finanzhaushalt repräsentirt wird, auch zugleich in umfassender Weise ihr Augenmerk *auf Erhaltung des Wohlseins der Gesammtheit* richteten, weil man am Ende doch überall zu der Einsicht gelangen mufste, dafs die Sicherung der Grundlage und des eigentlichen Körpers der Pyramide die Existenz und die Zukunft der Spitze derselben verbürge.

Dies ist der Punct, auf welchen es bei Definition der Begriffe *Polizei* und *Polizeiwissenschaft* ankommt; ohne Beachtung desselben ist an eine stichhaltige Definition unsers Erachtens nicht zu denken.

Sehen wir nun, wie unser Autor definirt. Im Gegensatze zur *Rechtspflege*, welche verletzende Eingriffe in die Rechtskreise der Einzelnen zu verhüthen, und überhaupt den Rechtszustand im Allgemeinen im Staate aufrecht zu erhalten hat, bezeichnet er „diejenige Thätigkeit der Staatsgewalt, die man *Polizei* zu nennen „übereingekommen ist," als den „Inbegriff aller jener „verschiedenartigen Anstalten und Einrichtungen, welche dahin abzwecken, durch Verwendung der allgemeinen Staatsgewalt die äufseren Hindernisse zu entfernen, welche der allseitigen erlaubten Entwickelung „der Menschenkräfte im Wege stehen, und welche der „Einzelne nicht wegräumen kann." — Danach ergiebt sich freilich von selbst die Begriffsbestimmung der *Polizeiwissenschaft* als „die systematisch geordnete „Darstellung der Grundsätze über die Einrichtung und „Ausdehnung der einzelnen Hülfsanstalten des Staats „gegen übermächtige äufsere Hindernisse." —

Wir sehen, der der Polizei untergelegte *Zweck* stimmt so ziemlich mit demjenigen überein, welchen *K. E. Schmied* in seinem trefflichen Lehrbuche des gemeinen deutschen Staatsrechts (Jena, 1821. 8. I, § 2. 3. 96. p. 5. 6. 175 fgg.), gestützt auf Baco's in dem Werke of the interpretation of nature ausgesprochene Ansicht, unsererer Disciplin zuweiset, nur dafs an die Stelle der „äufseren Hindernisse, der Gewalt der äufseren Umstände" *die Macht der uns umgebenden Natur* gesetzt ist. Und das ist allerdings noch consequenter und umfassender, in so fern man zu der *Natur* auch *diejenigen Handlungen der Menschen* rechnet, die ihre Quelle in der niederen Region der Sinnlichkeit, der unfreien thierischen Bedürfnisse und Triebe haben. In dem genannten trefflichen Werke von Schmied, welches eine eben so geistvolle und scharfe *Umgrenzung des Gebiets der Polizei und Aufstellung des Princips derselben* gewährt, wie von dem bekannten Kantischen Philosophen und Staatswirthschaftslehrer, Staatsrath v. Jacob, zuerst eine vernünftige *Eintheilung des ganzen Gebiets* unternommen wurde, wird von vorn herein die Bestimmung des Staats mit der Bestimmung des menschlichen Lebens in Verbindung gesetzt. Diese Bestimmung ist ihm, wie oben von uns adoptirt wurde, keine andere, als: Entwickelung der Anlagen, welche der Schöpfer in die Menschheit gelegt hat, Erhebung zur sittlichen Vollkommenheit, zur sittlichen Würde, zur Selbstständigkeit, *zur Freiheit*. Aus der *Pflicht* des Menschen, sich durch Selbstbeherrschung aus dem Gebiete der Nothwendigkeit in das Reich der *sittlichen Freiheit* emporzuschwingen, entspringen alle seine *Rechte*, sein Anspruch darauf, von andern als selbstständiges Wesen behandelt zu werden, und sein *Herrschaftsrecht über die Natur*. Der Kampf, den der Mensch im Streben nach sittlicher Vollkommenheit zu bestehen hat, ist danach ein *dreifacher:* für die Reinheit seines inneren Lebens mit seiner eigenen *Sinnlichkeit*, — für sein selbstsständiges Handeln in der Aufsenwelt mit dem Anspruche anderer Menschen auf eine gleiche *Selbstständigkeit*, — und für sein blofses physisches Dasein mit der ihn umgebenden *Natur*. Demnach mufs er eine *dreifache Freiheit* erringen: die *innere*, welche gleichbedeutend ist mit Tugend, sittlicher Würde und Vollkommenheit, — die *äufsere rechtliche*, welche die Bedingung der inneren ist, und in der Unabhängigkeit von frem-

Digitized by Google

den äufseren und willkührlichen Bestimmungen seines Handelns besteht, — und die *äufsere physische*, d. h. die Unabhängigkeit von der feindlich wirkenden Kraft der Natur, oder möglichste Erweiterung seiner Beherrschung der Natur. Der einzeln stehende Mensch, wird weiterhin gefolgert, ist unfähig, sich aus eigener Kraft in dieser dreifachen Beziehung zur Freiheit zu erheben. Ohne *Erziehung* zur Menschlichkeit kann das Kind höchstens seine thierischen Anlagen entwickeln; ohne gemeinschaftliche *Rechtsbegriffe* und *Aufrechterhaltung derselben* entsteht ein Kampf Aller gegen Alle, in welchem der Einzelnstehende unterliegt; selbst im Verhältnisse *zur unfreien Natur* kann nur eine vereinigte Anstrengung Mehrerer ihr Dasein sichern, und die Herrschaft des Menschengeschlechts erweitern. Es sind also Verbindungen oder Institute zu diesem dreifachem Zwecke, der Erziehung des Menschengeschlechts zur Sittlichkeit, der Aufstellung einer rechtlichen Ordnung, und der Naturbeherrschung, durchaus unentbehrlich, welche in ihrer vollständigen Ausbildung sich in der *Kirche*, mit Inbegriff der Schule, der *Anordnung der Gerichte*, die durch Realisirung des Rechtsbegriffs einen Zustand des Friedens schaffen und erhalten, und der *Polizei* entfalten. Man wird nicht leugnen können, heifst es weiterhin (p. 176), dafs die nothwendigen Zwecke der Menschheit nicht nur durch die Zwecke der *Erziehung* (sittlichen Ordnung), der *Rechtssicherheit* und der *Naturbeherrschung* (der vereinten Gegenwehr gegen die stöhrenden Kräfte derselben) vollkommen erschöpft werden (sie vereinigen sich im höchsten Ziele alles Seins, *der Herrschaft des Geistes über die Materie*), sondern sich auch dergestalt von einander scheiden, dafs ein Zweifel darüber, wohin eine Aufgabe gehöre, kaum denkbar ist.

Folgt man dieser Ansicht, so wird man nicht mehr, wie *Lotz* (in seiner inhaltreichen kleinen Schrift: über den Begriff der Polizei und den Umfang der Staatspolizeigewalt,) und später noch *Klüber* (Oeffentl. Recht des deutschen Bundes. § 300.), die Klage über eine völlige Verzweiflung, in welche man bei der Aufstellung des Begriffs der Polizei gerathen müsse, auszusprechen brauchen. Im Hinblick auf die theilweise Zertrümmerung des kirchlichen Organismus des Mittelalters, welcher die Unterrichtsanstalten als ein Anhängsel der Kirche betrachtete, bleibt nur noch zu erwähnen, dafs, so wie wir vom protestantischen Standpuncte aus eine gröfsere Einwirkung des Staats auf die kirchlichen Dinge für gerechtfertigt anerkennen, damit nothwendig sich der Begriff der Polizei auf das ganze Gebiet der religiösen und intellectuellen Erziehung und Bildung ausdehnt, was denn durch denjenigen Theil der Staatsverwaltung geschieht, den wir mit dem Namen: *Cultus- und Unterrichts-Polizei* in neuerer Zeit bezeichnen.

So sehen wir, wenn wir nicht auf Zufälligkeiten und concrete historische Zustände, sondern allein auf das allgemeine Sachverhältnifs, und nur auf dieses, blicken, die gesammte Staatsthätigkeit naturgemäfs sich nach zwei Seiten hin entfalten, nach *Aufsen* hin und im *Inneren*. Die *äufsere* Verwaltung, welche ein friedliches und freundliches Verhältnifs mit den übrigen unabhängigen Staaten zu unterhalten ader herzustellen berufen ist, hat zur Verwirklichung ihrer Bestimmung *zwei* Mittel in den Händen: die *Gesandtschaften*, dazu bestimmt, auf dem Wege gütlicher Verhandlungen den politischen Verkehr mit den übrigen Mächten zu vermitteln, und die *bewaffnete Macht*, als deren Hauptberuf es erscheint, unter den Auspicien der Staatsgewalt durch Anwendung von Waffengewalt den Bruch des internationalen Friedens zu verhüthen und nöthigen Falls zu rächen, d. h. mit dem Schwerdte auf Herstellung des Völkerfriedens hinzuwirken. Dieser Verwaltung des *Aeufseren* im weiteren Sinne, welche in den gröfseren modernen Staaten durch ein, vorzugsweise sogenanntes, *Departement der auswärtigen Angelegenheiten* und durch ein *Kriegsministerium* gehandhabt wird, stellt sich nun die *Administration des Innern* im weitesten Sinne, mit einer dreifachen Unterabtheilung, entgegen. Zuerst hat die Staatsgewalt, indem sie, um die Existenz des Staats sichern zu können, sich selbst und die ihr nothwendige Kraft in Betracht zieht, für angemessene Herbeischaffung und Verwendung der äufseren Mittel zu sorgen, durch die ihr die Möglichkeit gegeben wird, den Staatsaufwand zu decken. Das geschieht durch das *Finanzministerium*.

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats. Von Robert von Mohl.

(Fortsetzung.)

Im Besitze der nothwendigen Mittel, liegt es ihr sodann weiter ob, mittelst Anwendung der ihr zu Gebote stehenden Autorität auf eine Sicherung der den Einzelnen angewiesenen Rechtskreise gegen Beeinträchtigungen durch die Willkühr der Menschen, auf Rechtssicherheit, auf Erhaltung des Landfriedens, als die Vorbedingung jeder Art von menschlicher Bildung, hinzuwirken. Das geschieht unter der Leitung eines *Justizdepartements* durch die *Gerichtshöfe* des Staats. Endlich hat sie das gesammte *Gebiet der Bildung* selbst zu beschützen, so wie ihrer Leitung und Förderung zu unterwerfen. In so fern sie durch ihre Fürsorge für ein so unermefsliches Feld, das natürlich sich mit jeder Entwickelung der Cultur erweitert, *für die wesentlichsten Interessen der Bevölkerung* auf den Kampfplatz tritt, nicht blofs mit den Tendenzen des Egoismus für sich selbst sorgt, nicht blofs die Vorbedingung zur Erreichung der Bestimmung des Staats beschafft, sondern im eigentlichsten Sinne *für die Bevölkerung selbst*, um deren willen sie mit der ihr inwohnenden Gewalt begabt ist, *für deren Wohl und deren Zwecke* wirkt, gerirt sie sich, wenigstens im innern Bereiche des Staats, vorzugsweise *als Staatsgewalt*. — Demnach erscheint das Wort *Polizei*, die Uebertragung des griechischen πολιτεία ins Deutsche, obwohl in einer Zeit eingeführt, als das Gebiet polizeilicher Thätigkeit noch ein sehr beschränktes war, sehr gut gewählt. Man schien am Vorabend der grofsen Stürme, welche die Welt des Mittelalters begruben und aus ihrem Schoofse eine neue Welt geistiger Entwickelung an's Tageslicht förderten, eine Ahnung davon zu haben, dafs dieser Zweig der Verwaltung einst alle übrigen überragen, ja fast verschlingen werde. Und darum ist denn auch die moderne Bezeichnung: *Ministerium des Innern*, als gleichbedeutend mit dem Begriffe: *Allgemeines Departement der Polizei* gebraucht, vollkommen zu rechtfertigen.

Diese Ansicht über Begriff, Inhalt, Umfang und Grenzen der Polizei, über die Stellung derselben zu den übrigen Zweigen der Verwaltung, und der Polizeiwissenschaft zu den anderen politischen und kameralistischen Disciplinen, findet ihre vollkommene Rechtfertigung in einer gründlichen historischen Untersuchung über die Entstehung und Entwickelung dessen, was wir heutiges Tages mit der Benennung *Polizei* belegen. Es kann überhaupt nicht genug hervorgehoben werden: *dafs die Entstehungsgeschichte des Wortes eben sowohl, wie der Sache selbst, eine weit festere Grundlage der Polizeiwissenschaft, ein weit tiefer eindringendes Verständnifs des Wesens und Charakters derselben gewährt, als eine blofs abstracte Deduction.* Eine abstracte Definition, ohne vorhergehende historische Auseinandersetzung, kann immer nur etwas durchaus Ungenügendes zu Tage fördern, weil ursprünglich das Wort durchaus willkührlich und ohne tiefere Absicht gewählt, das Gebiet der Polizei erst sehr allmälig zu seinem jetzigen Bestande erweitert wurde, und anfänglich sehr wenig von einem, demselben zu Grunde liegenden Princip spüren liefs, weil der Umfang der Polizei je nach den verschiedenen socialen Entwickelungsstufen im Verlaufe der Zeit ein ganz anderer geworden ist. Diese *historische Auseinandersetzung* mufs bei der Grundlegung des Baues durchaus der *Definition* vorangehen, — die letztere mufs und kann nur mit Berücksichtigung der ersteren erfolgen, wenn sie irgend genügend und stichhaltig sein soll. Darin, dafs dieses Verfahren niemals eingeschlagen worden ist, erblicken wir den Hauptgrund der grofsen Verwirrung, welche von je her und bei den meisten polizeilichen Schriftstellern über die Feststellung des Begriffs geherrscht, die Hauptursache des

Digitized by Google

Scheiterns so vieler Versuche, einen festen Grund zu legen; ja, man kann sagen, so Vieles auch an dem Mohlschen Werke lobend anzuerkennen und hervorzuheben ist, es mufs als einer der wesentlichsten Mängel desselben angesehen werden, dafs es, statt das Gebäude auf die feste und greifbare Basis des Gewordenen zu gründen, mit Theoremen und Abstractionen beginnt, die uns, der ersteren gegenüber, vorkommen wie die Luftsteine des weiland Freiherrn von Münchhausen, im Vergleich zu den festen und harten Bausteinen aus gebranntem Thon oder der Sandsteinmasse des Gebirges.

Wir würden es demnach als ganz unerläfslich ansehen, an die Spitze jeder Bearbeitung der Polizeiwissenschaft zunächst eine Auseinandersetzung *des Ursprungs* des Worts, so wie des Verhältnisses zu stellen, in welcher die moderne Polizei zur antiken πολιτεία steht. Als Hauptgegensätze standen sich bei den Griechen die Kreise der *Familie* (ὁ οἶκος) und des *öffentlichen Lebens* (ἡ πόλις) gegenüber. Daraus entwickelte sich weiter der Gegensatz zwischen ἡ οἰκονομία und ἡ πολιτεία, von denen im Allgemeinen die erstern den Organismus des Hauswesens, die letztere die Einrichtung des öffentlichen Lebens bezeichnete, wenn auch freilich hie und da in specie der letztgenannte Ausdruck für eine ganz besondere Staatsform gebraucht wurde. Aristoteles nämlich verstand darunter, im Gegensatze zum *Königthum* und zur *Aristokratie*, diejenige Form des Gemeinwesens, bei welcher das Volk sich selbst regiert, — diejenige Form, als deren Ausartung die *Demokratie* erscheint, wie die Tyrannis uns als die Karikatur des Königthums, die Oligarchie als die der Aristokratie entgegentritt. Weiterhin entwickelt sich der Gegensatz zwischen *Oekonomik* (ἡ οἰκονομικὴ sc. τέχνη) und *Politik* (ἡ πολιτικὴ), worunter denn folgerecht die Fähigkeit oder Kunst zu verstehen ist, entweder ein Hauswesen, oder ein Gemeinwesen einzurichten und zu leiten.

Wir sehen aus dieser Auseinandersetzung, dafs jedenfalls, so umfangreich auch Begriff und Gebiet der *modernen Polizei* festgestellt werden mag, doch der Begriff der antiken πολιτεία ein noch weit umfassenderer war. Denn während jene sich doch immer nur auf die Verwaltung des Staats, ja nur auf einen Theil derselben bezieht, fällt in den Begriff der πολιτεία eben sowohl die gesammte Administration ohne Ausnahme, also sowohl die innere, wie die äufsere, (τὸ πολιτεύμα, auch wohl das Verfahren oder die Maximen bei Handhabung der Staatsgeschäfte bezeichnend,) wie das sogenannte *constitutionelle Element* oder die gesammte Fundamentalgesetzgebung des Staats (ἡ τάξις τῆς πόλεως).

Das war die antike Bedeutung des Worts; diese aber hatte man weder *damals* im Sinne, als das Wort im europäischen Westen wieder aufkam und in die deutsche Staatssprache aufgenommen wurde, noch *jetzt*, nachdem der Begriff so viele Stadien durchlaufen ist, das Gebiet so aufsergewöhnlich sich erweitert hat. Vorzüglich bemerkenswerth erscheint es aber, dafs das Wort gerade in *der* Zeit wieder auftauchte, als die wesentlichsten Grundlagen der Verfassungen des Mittelalters zu Grabe gingen, als die Verwaltungen aller Länder einer völligen Umwandlung entgegensahen, als im feindlichen Gegensatze zu der Lehnsmonarchie des Mittelalters, welche durch und durch eine auf Grundeigenthum sich stützende Patrimonialherrschaft gewesen war, *der moderne Staat*, gestützt auf das Emporblühen und den nahenden Sieg des dritten Standes innerhalb aller Kreise des Lebens, seine ersten Wurzeln zu schlagen begann, — mit einem Worte: in der Zeit der grofsen politischen Reformen Kaiser Maximilian's I. am Ende des funfzehnten Jahrhunderts.

Es sind vornämlich *drei* Gegenstände, auf welche die Thätigkeit der fürstlichen Gewalt sich im Mittelalter beschränkte: auf Beschützung des Gebiets gegen äufsere Feinde, auf Erhaltung des Friedens im Innern, und auf Beschaffung der nöthigen Mittel zur eigenen Subsistenz. Das ältere deutsche Staatsrecht bezeichnete die Berechtigung zu diesen verschiedenen Arten von Thätigkeit durch die drei *wesentlichen Regalien*, welche es dem Könige, und nach Analogie später dem Landesherrn, beilegte, — durch das *Kriegsregal* (jus belli), welches ihm in seiner Eigenschaft eines supremus dux belli, durch das *Justizregal*, das ihm in der Eigenschaft eines supremus judex zugesprochen wurde, und durch das sogenannte *Finanzregal* (nicht *Finanz-Regalien*, worunter man die *niederen*, oder zufälligen, fiscalinischen Rechte des Königs verstand). Alles, was die geistigen Interessen der Bevölkerung, ihre religiöse, sittliche und intellectuelle Bildung betrifft, gehörte nicht in das Bereich der *Staats*-Thätigkeit, sondern in den Wirkungskreis der *Kirche*. Dieses Verhältnifs änderte sich mit dem funfzehnten und sechszehnten

Digitized by Google

Jahrhundert. In Folge der grofsen geistigen Kämpfe, welche die letzten Jahrhunderte des Mittelalters ausfüllen, wurde der Kirchengewalt ein grofser Theil des Territoriums, welches sie im Verlaufe der Zeit occupirt hatte, entrissen; — auf eine fast völlige Verweltlichung der Kirche folgte das Streben, sie bis zum Fundament hinab völlig wieder zu entweltlichen. Das *Wissen*, welches bis dahin fast ausschliefslich eine Domaine des Clerus gewesen, wurde durch die *Universitäten* völlig *secularisirt*; — dasselbe geschah hinsichtlich eines nicht geringen Theils der *geistlichen Besitzthümer* durch die *Fürsten*. Die Losreissung von Rom, die theilweise Vernichtung der bischöflichen Autorität und die gänzliche Umwandlung, welche die Bedeutung und Stellung des Priesterstandes erfuhr, eröffnete für die Bevölkerungen zwar ein unermefsliches Gebiet geistiger Freiheit und Entwickelung, aber auch grofser Gefahren, für die Kronen die gewisse Aussicht auf Erhöhung und Erweiterung ihrer Autorität und Macht, aber auch zugleich auf Vermehrung ihrer Sorgen, ihrer Arbeiten, ihrer Pflichten, und demnach der an sie gestellten Ansprüche.

So wie nun, zugleich mit der Bildung der Landeshoheit und dem Siege des Protestantismus, die älteren Corporationen der Form und dem Inhalte nach dahinstarben, — mit dem Emporkommen des dritten Standes zugleich dem alten Standes-Interesse und den alten ständischen Rechten und Privilegien der Todesstofs gegeben war, und dagegen, als der Berücksichtigung vorzüglich werth, immer mehr *das Gesammt-Interesse der Bevölkerung*, *die Sache allgemeiner und gleichmäfsig verbreiteter Bildung* in den Vordergrund trat, da befanden sich die Regierungen anfangs einigermafsen in Verlegenheit. Denn die sich täglich vervielfältigenden geistigen und materiellen Bedürfnisse der Bevölkerung erweiterten auch nothwendig den Kreis der Wirksamkeit der Landesherrschaft, die von nun an nicht mehr, wie früher, sich darauf beschränken durfte, wie ein Patrimonialherr das Recht zu verwalten und sich der Administration der Domanial-Einkünfte zu widmen. Es wurden Vorschriften über solche Gegenstände nothwendig, die weder in das Bereich der Justiz, noch in das der Finanzen schlugen, deren Vollziehung daher auch nicht füglich den bisherigen Justiz- und Finanz-Behörden anvertraut werden konnte. Dergleichen Vorschriften, die anfangs sich nur über sehr wenige Gegenstände erstreckten, ursprünglich meistentheils in Maafsregeln gegen überhandnehmende Kleiderpracht und sonstigen Luxus, gegen Völlerei, Trunkenheit, leichtsinniges Schwören, Unzucht und dergleichen bestanden, nach und nach aber bei steigender Bildung sich über immer mehr Gegenstände ausdehnten, bezeichnete man, da die sich auf die letzteren beziehende Thätigkeit der Regierungen: *Polizei* hiefs, mit dem Namen: *polizeiliche*. In dieser Bedeutung kommt das Wort zuerst in dem Entwurfe einer Reichsregimentsordnung vor, welcher unter der Regierung Kaiser Maximilian's I. im J. 1495 erschien. Die Landesherrschaften folgten dem Beispiele der Reichsregierung; von der Mitte und der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts etwa an wurden fast in allen deutschen Territorien sogenannte Regiments-Ordnungen, Landes- oder Polizei-Ordnungen erlassen, deren Umfang bei jeder neuen Redaction mehr anschwoll, weil das ganze Leben vielgestaltiger wurde, weil immer neue Verhältnisse sich bildeten, neue, der Aufmerksamkeit der Regierungen würdige Interessen der Bevölkerungen hervortraten, immer neue, bisher nicht gekannte Bedürfnisse der Landesunterthanen sich geltend machten. So geschah es, dafs gleichmäfsig mit der Entwickelung der Gewerbsamkeit, des Wohlstandes, des Aufwandes und der Cultur der Inhalt der Landes- oder Polizei-Ordnungen stets reichhaltiger wurde, und dafs mit der Erweiterung des Umfangs der Landesordnungen der Begriff und der Umfang der Polizei sich erweiterte. Mit *einem* Worte: der Inhalt der Polizei ist nicht von vorn herein etwas Abgeschlossenes, sondern, aus geringen Keimen hervorgehend, dehnte er sich nur sehr allmälig aus, gewann derselbe nur nach und nach an Consistenz. Alles, *was* den Inhalt der Landesordnungen bildete und *weil* es sich in denselben fand, wurde mit dem Namen *Polizei* bezeichnet. Weil nun aber der Inhalt der Landesordnungen im Anfange nicht scharf abgegrenzt war, weil man ursprünglich ohne ein bestimmtes Princip und mit ziemlicher Willkühr manche Dinge in dieselben hineinzog, die der Sache nach nicht dahin gehörten, die man nicht gerade anderwärts unterzubringen wufste, so ergiebt sich daraus von selbst, dafs auch der Begriff der Polizei anfangs etwas sehr Unbestimmtes war, dafs derselbe ein Aggregat der verschiedenartigsten, innerlich nicht zusammenhängenden Dinge in sich fafste.

Digitized by Google

So wie aber der Kreis der polizeichen Zwecke und Gegenstände sich immer mehr ausdehnte, und demgemäfs die Thätigkeit der Regierung für dergleichen Zwecke und Gegenstände ebenfalls eine erweiterte und regelmäfsige wurde, schied man die Behandlung derselben von der Amtswirksamkeit der blofsen Justiz- und Finanz-Behörden aus, setzte man für die Wahrnehmung derselben nach und nach, namentlich in den gröfseren Staaten, besondere Behörden nieder, und erst mit dem Eintreten dieses Moments wurde man darauf hingeleitet, eine schärfere Abgrenzung des ganzen neu entstandenen Gebiets vorzunehmen, und ein oberstes und leitendes Princip aufzusuchen.

Eine Folge aller dieser Veränderungen war es, dafs man seit dem siebenzehnten Jahrhundert den älteren *wesentlichen* oder *höheren* Regalien ein *neues* anreihete, welches man mit dem Namen *Polizei-Regal* bezeichnete. Dasselbe umfafste das Recht der Polizeigesetzgebung, Polizeiverwaltung und Polizeijurisdiction, und bestand in der Gewalt oder Hoheit, mit der man sich den Landesherrn in Bezug auf alle Gegenstände der inneren Administration bekleidet dachte, und die man weder aus seiner Eigenschaft eines obersten Feldherrn, noch aus der eines obersten Grund- und Domanial-Herrn, noch eines obersten Richters abzuleiten im Stande war.

Nach allem Gesagten müssen wir noch einmal einen historischen Rückblick auf ältere Zeiten werfen, um die *moderne Polizei* mit der antiken πολιτεία verknüpfen zu können. „Die Fortbildung des Staats aus den Formen der patriarchalischen Monarchie," bemerkt ein ausgezeichneter neuerer Lehrer der Staaswissenschaft, „mufs nothwendig einen verschiedenen „Gang nehmen, je nachdem sie eine *Stadt*, wo die „Grundherren, wenn auch dem König unterthan, unter „der Form der freien Gemeinde beisammenwohnen und „wo bald Gewerbe und Handel sich entwickeln, oder „das *Land*, wo die Form der Grundherrschaft vor„wiegt, zum Ausgangspuncte hat. Es bilden sich in „beiden Fällen verschiedene Staatsanschauungen und „öffentliche Verhältnisse." — „Die Staatsverfassung „der *Griechen* und *Römer* entwickelte sich aus der „*Stadtverfassung*, die der *germanischen Völker* aus der „*Landverfassung*. Darin liegt der wichtigste, wenn „auch nicht der einzige Grund ihres Unterschiedes." (*Friedr. Schmitthenner:* Grundlinien des allgemeinen oder idealen Staatsrechts. Zwölf Bücher vom Staate. III, 40. 41.) — „Die *Griechen* und *Römer*," bemerkt in ähnlicher Weise *Dahlmann* (Politik I, 52.) „fingen „mit *Stadt* und *Stadtgebiet* an, und blieben, so ausge„dehnt sie auch durch Eroberung wurden, von kleinem „Zuschnitt, *Hauptstadtstaaten*. Dagegen nahmen die „*germanischen Landvölker*, so bald sie ihre Naturver„fassung verliefsen und erobernd sich des Staates be„wufst wurden, einen grofsen und massenhaften Staats„charakter an. Die festen Hauptstädte waren bei den „Germanen, wo sie sich selbst mehr überlassen blie„ben, eine *spätere* Erfindung." —

Wie wir nun aber die Lehnsverfassung, „entwickelt „aus dem Kriegsverhältnisse der Gefolgschaften und „basirt auf einen Ackersold auf Rückfall," als Grundlage der Staatsverfassung des Mittelalters erblicken, welcher gemäfs die Versammlung der Lehnsgrofsen, bald wesentlich verstärkt durch den Zutritt der hohen Geistlichkeit, alle Gewalt an sich reifst und an die Stelle der gesammten Bevölkerung tritt, so ist der Todesstofs der Welt des Mittelalters dadurch gegeben, *dafs die vom Feudalismus unterdrückte ursprüngliche Gemeinfreiheit, die ihr vom Lehn gezogene Schranke durchbrechend, endlich wieder zur Staatsgeltung siegreich sich emporringt. Der Heerd aber dieser Bewegung waren „die Städte," deren Stolz das vom Alterthum geschmähete Handwerk war.* (*Dahlmann* a. a. O. I, 53. 54.). — Darum bezeichnete man, wenn auch vielleicht nur instinctartig und unbewufst, doch jedenfalls treffend, — als auf den Trümmern der feudalen Grundherrlichkeit des Mittelalters sich an der Schwelle der neueren Zeit ein neues, die reichste Bildung versprechendes Leben aus dem Schoofse der *bürgerlichen Gemeinden* entwickelte, — jene, die Entwickelung des Geistes bürgerlicher Freiheit und des bald alle übrigen Stände in sich verschlingenden *dritten Standes* fördernde und regelnde Thätigkeit der Regierungen mit dem Namen πολιτεία, Polizei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats. Von Robert von Mohl.

(Fortsetzung.)

Denn diese neu entstandene, mit Nothwendigkeit durch die veränderten Verhältnisse hervorgerufene und mit dem Untergange der letzten Trümmer des Mittelalters unaufhörlich sich erweiternde Regierungswirksamkeit ist nicht etwas Feudalistisches, sie bildet vielmehr den schärfsten Gegensatz gegen alles Feudalistische, sie ist aus dem beginnenden Uebergewichte des städtischen Lebens erwachsen, sie ist demnach eins der bezeichnendsten Merkmale des *modernen Staats*, im Gegensatze zu der mittelaltrigen Lehns-Monarchie.

Was nun aus der bisherigen Auseinandersetzung gefolgert werden zu können scheint, möchte in Folgendem bestehen: Das, was wir mit dem Namen *Polizei* bezeichnen, ist wesentlich eine *moderne Institution*, die sich erst bildete und bilden konnte, *als* die Mächte des Mittelalters und *weil* dieselben dahinsanken; ihr Gebiet ist nicht von vorn herein ein abgeschlossenes und scharf begrenztes gewesen, sondern dasselbe ist, gleichmäfsig mit der Ausbreitung der modernen Cultur und gleichen Schrittes mit der letzteren, aus geringen Keimen entstanden und allmälig zu dem späteren Umfange angewachsen; der Begriff des Wortes stand nicht gleich anfangs fest, da die Regierungen selbst anfangs in Bezug auf den ihrer Thätigkeit eröffneten neuen Kreis vielfach schwankten, derselbe consolidirte sich vielmehr erst nach und nach, nachdem die neue landesherrliche Wirksamkeit eine bewufste und regelmäfsige geworden war; die Wahl des Worts ist, obwohl dieselbe vielleicht nicht mit vollem Bewufstsein der etymologischen Bedeutung geschah, durchaus zu rechtfertigen, weil in der That die zur Souverainetät emporstrebende Landeshoheit nicht in den Stützen des Lehnsstaates, sondern in der durch den Sieg des Protestantismus und des dritten Standes frei gewordenen *Gesammtbevölkerung* ihren Hauptanhalt fand, demnach sich für die Regierungen die Nothwendigkeit herausstellte, mit dem Geiste bürgerlicher Freiheit sich des Interesses der Gesammtbevölkerung anzunehmen, und, im Gegensatze zu den bisher allein beschützten und geförderten ständischen Sonder-Interessen, dasselbe auf jede Weise emporzubringen.

Danach ergiebt sich nun, wie uns dünkt, die Definition des Begriffs der Polizei. Um den Staatszweck erreichen zu können, ist jeder Staatsregierung eine vierfache Aufgabe gestellt, liegen ihr demnach viererlei Hauptpflichten ob: die *Unabhängigkeit* des Staats, dem Auslande gegenüber, zu wahren (oder ihre völkerrechtliche Stellung aufrecht zu erhalten); ihre, der Regierung nämlich, *eigene Selbstständigkeit* durch Beschaffung der nöthigen äufseren Mittel zur Sicherung ihrer Subsistenz zu begründen; den *Frieden im Innern* durch Recht und Gesetz zu beschaffen und allen etwaigen Anfechtungen gegenüber zu beschirmen; und endlich *dem Wohle der Bevölkerung* sich zu widmen, oder das *Interesse derselben*, welches zuletzt doch nur durch die Fürsorge *für alle Kreise menschlicher Bildung* gewahrt werden kann, auf jede angemessene Weise zu fördern.

Wenn wir nun die *Unabhängigkeit des Staats* durch die *Kriegsmacht* und die *Gesandtschaften*, die *Selbstständigkeit des Gouvernements* durch die *Finanzverwaltung*, den *Frieden im Reiche* durch die *Rechtspflege* gesichert sehen, so ist es *das umfassende Reich der Interessen der Bevölkerung, die Förderung jeglicher Art menschlicher Bildung, welche als der Gegenstand der Thätigkeit der Polizei im modernen Sinne anzusehen ist.*

Polizei möchten wir demnach als den: *Inbegriff der Hülfsanstalten des Staats zur Förderung der Interessen der Bevölkerung* bezeichnen. Unabhängigkeit

Digitized by Google

nach Aufsen und ein Rechtszustand im Innern bilden die nothwendigen äufseren Vorbedingungen zur Begründung einer gedeihlichen Existenz; ein geregelter Finanzzustand gewährt der Regierung die Kraft und Fähigkeit, ihre höchste Aufgabe zu lösen. Diese ihre höchste Aufgabe aber ist die *Ueberwachung*, *die Beschützung und Beförderung aller Interessen der Bevölkerung*, und dieselbe löset sie mittelst der *Polizei*. Mit anderen Worten: während der Staat durch die *Kriegsgewalt* und durch den von ihm gewährten *Rechtsschutz* die *Möglichkeit* der Erfüllung des Staatszwecks begründet, mittelst der *Finanzgewalt* sich selbst befähigt, mit Hoffnung auf Erfolg an die Lösung der Aufgabe sich zu wagen, — *übernimmt er diese Lösung selbst*, *sucht er direct den höchsten und letzten Zweck des Staats zu realisiren mittelst der Polizeigewalt.* — Was danach unter *Polizeiwissenschaft* zu verstehen sei, ergiebt sich von selbst.

Wir gestehen gern, indem wir auf die angegebene Art versucht haben, den hie und da durchhauenen, noch häufiger aber trotz aller Versuche der Lösung nur noch fester verschlungenen Knoten zu entwirren, dafs sich auch gegen den von uns eingeschlagenen Weg und gegen das gewonnene Resultat nicht unerhebliche Einwürfe erheben lassen mögen. Namentlich wird man uns das Unbestimmte und Schwankende, welches in dem Ausdrucke: *Interessen* liegt, das Schrankenlose und Vage des Ausdrucks: *menschliche Bildung* entgegenhalten. Allein wir glauben: mit Unrecht. Das *Wohlsein*, das *Beste*, das *Interesse* eines Volks ist, je nach dem Zeitalter, der geographischen Lage des Landes und den klimatischen Verhältnissen, etwas wesentlich von einander Verschiedenes, und eben so variirt die menschliche Bildung sehr nach Zeit, Lage und Naturverhältnissen. Demnach sind auch die Anforderungen an den Staat wegen Beschützung des einen und Förderung der andern je nach Zeitalter und Lage wesentlich von einander abweichend. Die Thätigkeit der Regierung ist eine andere und mufs eine andere sein, je nach dem Vorhandensein zahlreicher oder weniger, wichtiger oder geringfügiger Interessen der Nation, je nach dem Grade und dem Maafse ihrer Bildung, — und darum hat von je her sowohl zu verschiedenen Zeiten, als in verschiedenen Weltgegenden folgerecht und nothwendig *der Inhalt und der Umfang der Polizei* gewechselt, und wird auch künftig grofsem Wandel nicht entgehen, so wie die Interessen der Bewohner eines Landes wechseln oder sich verändern, so wie ein bemerkbarer Fortschritt oder Rückschritt menschlicher Bildung sich ankündigt.

Dafs demnach in dem Ausdrucke: *Polizei* nicht blofs eine Staatsthätigkeit angedeutet ist, welche sich *mit Hinwegräumung der Hindernisse*, die sich der freien Entwickelung aller Anlagen und Kräfte der Bevölkerung entgegenstellen, wie Mohl und Andere annehmen, zu beschäftigen hat, sondern dafs auch die Anwendung der *positivsten Förderungsmittel* aus jenem Begriffe abgeleitet werden kann, möchte aus dem Obenstehenden gefolgert werden dürfen. Eben so ergiebt sich aber auch aus der Betrachtung der Stellung des Objects zum Agens die Richtigkeit des von Mohl aufgestellten ersten Grundsatzes polizeilicher Thätigkeit: dafs nämlich von Seiten des Staats immer nur einzuschreiten sei, wenn der Einzelne entweder gar nicht, oder wenigstens nicht so vollständig den Zweck würde erreichen können. Denn so wie nachgewiesen ist, dafs alle *finanzielle* Wirksamkeit im Vergleiche zur *polizeilichen*, das Wort im weitesten und höchsten Sinne genommen, nur als eine untergeordnete erscheint, dafs die erstere um der letzteren willen da ist, und nicht umgekehrt, so ergiebt sich damit von selbst die Unstatthaftigkeit der früher allgemein üblichen Vielregiererei, der beständigen und ängstlichen Bevormundung aller Personen und Verhältnisse, und des niemals endenden Allesselbstthunwollens der Regierungen.

Haben wir uns im Vorstehenden mannigfach gegen die *Grundlage* des besprochenen Werks, (über welchen Punct wir uns nur deshalb so ausführlich und weitläufig ausgelassen, weil gerade über denselben von je her in den Hand- und Lehr-Büchern die gröfste Verwirrung geherrscht hat,) erklären zu müssen geglaubt, so sind wir fast dem ganzen übrigen Inhalte nach mit dem Verfasser im Wesentlichen einverstanden, und müssen in Bezug auf denselben unsere oben schon ausgesprochene Anerkennung wiederholen, dafs die vorliegende Bearbeitung der Polizeiwissenschaft unter allen ähnlichen, in Deutschland erschienenen bei weitem die hervorragendste Erscheinung sei, sowohl hinsichtlich des Fleifses und der Auswahl, mit welcher die so umfangreiche inländische, und nament-

Digitized by Google

lich unter der der fremden Länder auch diejenige Englands und Frankreichs benutzt worden ist, wie der zweckmäfsigen Anordnung des Materials, wie endlich der passenden Darstellung, der selbst eine hie und da nicht zu verkennende Breite des Vortrags eben keinen grofsen Eintrag thut.

Das, was I, § 8. p. 44—52) über das Verhältnifs der Polizei zu den übrigen Theilen des Staatsorganismus beigebracht worden ist, erscheint bei dem, einem so wichtigen und schwierigen Gegenstande zugemessenen geringen, Raume durchaus genügend; — auch die literargeschichtlichen Notizen (p. 56 fgg.), sowohl über die Geschichte der Bearbeitung der Polizeiwissenschaft, wie über die allgemeine Literatur der Polizeiwissenschaft, sind hinreichend, und die über die einzelnen Werke ausgesprochenen Urtheile charakteristisch und treffend. Die specielle Literatur über die einzelnen Zweige der Polizeiwissenschaft ist auf angemessene Weise den einzelnen Abschnitten und Capiteln in Anmerkungen unter dem Texte beigefügt. Endlich (I, § 9. p. 52 fgg.) die gewählte *Eintheilung des Gebiets der Polizeiwissenschaft* ist den früher üblichen durchaus vorzuziehen. Sie zeichnet sich durch Wissenschaftlichkeit vor der bisherigen Eintheilungsweise aus, sie ist scharf, bestimmt und erschöpfend. Dieser wissenschaftlichen und angemessenen Eintheilung, und der gewissenhaften Durchführung derselben ist es gröfstentheils zuzuschreiben, wenn die oben gerügten Mängel und Schattenseiten, welche die Grundlagen darbieten, im Verlaufe der weiteren Durchführung nicht eben schroff hervortreten. Die gewöhnliche ältere Eintheilungsart anlangend, so brachte man früher bekanntlich die sämmtlichen Gegenstände polizeilicher Thätigkeit unter die beiden Rubriken: *Zwangs-* (Sicherheits-, Ordnungs-) und *Wohlfahrts-* (Hülfs-, Cultur-) *Polizei*, je nachdem von Maafsregeln die Rede war, denen sich zu unterwerfen die Bewohner durch Gewaltmaafsregeln angehalten werden konnten, oder je nachdem die Befolgung derselben in ihr Belieben gestellt war. Die Unzweckmäfsigkeit dieser Eintheilungsweise, die fast in allen älteren polizeilichen Lehrbüchern zu finden ist, und die unter den neueren bekannten Schriftstellern Lotz und Soden, und auch Pölitz (die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit), der letztere, wie immer, so auch hier, eine verunglückte Vermittlung zwischen principiell heterogenen Eintheilungsweisen unternehmend, adoptiren, wird an mehreren, passend gewählten Beispielen (p. 55) erwiesen. — Gegen die Eintheilung in: *hohe* und *niedere*, *Landes-* und *Local-Polizei* ist an und für sich nichts einzuwenden; dieselbe pafst aber jedenfalls nur für ganz besondere Zwecke, nicht für allgemeine Bearbeitungen des Gegenstandes. Die von unserem Verfasser gewählte Eintheilungsweise, welche mit einigen Modificationen auch Referent seinen Vorlesungen über Polizeiwissenschaft zum Grunde gelegt hat, ist Herrn Mohl nicht eigenthümlich, sie ist vielmehr das Ergebnifs der Einwirkung der Kantischen Philosophie auf die Staatswissenschaften. Der bekannte Staatsrath v. Jacob führte dieselbe zuerst durch seine Grundsätze der Polizeigesetzgebung und der Polizei-Anstalten (Halle und Charkow, 2 Voll., 1809. 8., 2te Aufl. Halle, 1837. 8.) ein; durch den Beifall, welchen dieses Werk fand, wurde dieselbe dann weiter verbreitet, und später namentlich durch den Geheimenrath Hofmann in Berlin, Director des statistischen Büreau's, welcher dieselbe ebenfalls seinen Vorlesungen über Polizeiwissenschaft zu Grunde legte, zu allgemeiner Verbreitung gebracht. An dem v. Jacobschen Werke ist indessen vorzüglich nur diese Anordnung des Materials zu loben, — nach allen anderen Seiten hin bietet dasselbe grofse Mängel dar. Ueber Gegenstände, die sich durchaus von selbst verstehen und die daher gar keiner Erörterung bedürfen, wird mit einer oft unerklärlichen Breite und Weitschweifigkeit oft mehrere Seiten lang hin und her geredet, — keine Spur von literarischen Notizen, keine Spur erläuternder Beispiele. Darum wird man, da die ganze Darstellung etwas durchaus Blasses und Lebloses hat, durch die Lectüre mehr abgestofsen und gelangweilt, als belehrt und angeregt. Die hier gerügten Mängel und Fehler hat Hr. Mohl auf geistreiche und gewandte Weise vermieden; seine Darstellung ist eben so belebt, wie die Jacobsche leblos; überall finden sich mit Sorgfalt ausgewählte Angaben der hervorragendsten Erscheinungen der Literatur, überall die passendsten Beispiele eingestreut, überall wird auf die Zustände der verschiedensten Länder, namentlich der cultivirteren Westeuropas, zweckmäfsig hingedeutet. Die Jacobsche Eintheilungsweise ist zwar im Allgemeinen erwählt, aber sie ist gehörigen Orts ange-

Digitized by Google

messen modificirt, und vor allen Dingen ist die Art und Weise zu loben, wie das Gerippe mit Fleisch umkleidet wird.

Zunächst zerfällt, nach dem Verfasser, die Polizeiwissenschaft in zwei Haupttheile, welche in verschiedenen Büchern, die wieder in Capitel, Abtheilungen und Abschnitte zerfallen, abgehandelt werden, in einen *materiellen* und einen *formellen*. Der *erste* führt die verschiedenen Zweige polizeilicher Thätigkeit, je nach den Objecten, denen dieselben gewidmet sind, auf. Diese Objecte sind aber vorzugsweise zwei: die *Persönlichkeit der Bewohner*, und die *Eigenthums- und Erwerbsverhältnisse derselben*. Die Persönlichkeit sodann ist wieder *physischer* und *geistiger* Natur. In dem ersten Buche (I, § 12 fgg., p. 72—450) wird die Sorge des Staats für die physische Persönlichkeit der Bürger geschildert. Dahin gehört zuerst wieder die Fürsorge für Beschaffung, Erhaltung oder Herstellung eines richtigen Verhältnisses zwischen *Areal* und *Population* (Bevölkerungspolizei, Populationistik); dann diejenige, die auf Erhaltung des Lebens der Bewohner und eines guten Gesundheitszustandes gerichtet ist (Sanitäts- und Medizinal-Polizei); endlich sind die Maafsregeln aufzuführen, welche auf Verhüthung und Beseitigung allgemeiner, temporärer oder localer Nahrungs- und Erwerblosigkeit, oder auf Unterstützung der Armuth hinwirken sollen (Theuerungs- und Armen-Polizei). Eben so, wie die physische Persönlichkeit, kann auch die *geistige* unter verschiedenen Gesichtspuncten aufgefafst werden (I, § 72 fgg., p. 451—619). Die geistige Ausbildung kann eine *intellectuelle*, *moralische*, *religiöse* oder *ästhetische* sein, und in so fern von des Staates fördernder Einwirkung auf dieselbe die Rede ist, scheidet sich diese Abtheilung naturgemäfs in: *Unterrichts-*, *Sitten-*, *Cultus-* und *Geschmackspolizei*. — Die den gröfsten Theil des *zweiten* Bandes ausfüllende Darstellung der Fürsorge des Staats für die *Vermögens- und Erwerbs-Verhältnisse* der Bewohner ist dasselbe, was bei den Franzosen und Engländern unter den Begriff der politischen Oekonomie fällt, und was bei den vorzüglichsten deutschen Staatswirthschaftslehrern (Lotz, Rau u. A.) unter dem Namen *Volkswirthschaftspflege* der im engeren Sinne sogenannter Staatswirthschaft gewöhnlich hinzugefügt wird. Nach einigen vorausgeschickten allgemeinen Capiteln, in denen von der *Begünstigung der Erwerbung von Eigenthum* (Aufhebung der persönlichen Erwerbungsunfähigkeit, Erleichterung der Erwerbung von Grundeigenthum, Begünstigung der Erwerbung von Capital,) und von der *Sicherung des bereits erworbenen Eigenthums gegen Zerstöhrung durch Elementar-Ereignisse* die Rede ist (II, § 106 fgg. p. 3 fgg.), geht der Verf. auf die *Förderung des Betriebs* über. Hier nun zerfallen, gegenüber den drei Hauptquellen des Erwerbs (Grund und Boden, Gewerbe und Handel), die Hülfsanstalten des Staats in *Landwirthschaftspolizei* (mit den Unterabtheilungen: Ackerbau-, Viehzuchts-, Forst-, Jagd-, Fischerei- und Bergbau-Polizei), *Gewerbepolizei* und *Handelspolizei*.

Der *zweite* oder *formelle* Theil ist verhältnifsmäfsig nur kurz, vielleicht im Vergleiche zum ersten Theile zu kurz. Unter der Hauptrubrik: *formelle Grundsätze* (II, § 183 fgg., p. 541 fgg.) ist im *ersten* Capitel: die *Organisation der Polizeibehörden*, im *zweiten*: das *Verfahren in Polizeisachen* geschildert. In dem ersten Capitel vermissen wir eine historische Auseinandersetzung der formellen Veränderungen, die namentlich in den gröfseren Staaten innerhalb des Verwaltungsorganismus vorgegangen sind, eine vergleichende Uebersicht der Verschiedenheiten, die sich in dieser Beziehung in den Hauptstaaten finden, und eine Angabe der (theils localen, theils temporären, theils rein persönlichen) Gründe, warum oft von der Theorie in der Praxis abgewichen ist. Eine solche übersichtliche Darstellung müfste sehr lehrreich geworden sein, und die Ausführung hätte dem Verf. bei seiner Beherrschung des gesammten Materials nicht sehr schwer werden können.

Zuletzt müssen wir noch mit wenigen Worten des *dritten* Bandes erwähnen, der auch durch einen abgesonderten Titel als: *System der Präventiv-Justiz* oder der *Rechts-Polizei* bezeichnet ist. Derselbe beschäftigt sich also mit demjenigen Theile der Verwaltungslehre, der vom gröfseren Publicum häufig uneigentlich und vorzugsweise mit der Benennung: *Polizei* bezeichnet wird.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats. Von Robert von Mohl.

(Schluſs.)

In der Einleitung (§ 1 fgg., p. 3—63) werden die *allgemeinen Vorbegriffe* entwickelt; es wird der Begriff der Präventiv-Justiz festgestellt, es werden die obersten Grundsätze derselben, so wie die Grenzen des Gebiets, im Gegensatze zu benachbarten Disciplinen, angegeben, und, nachdem die Eintheilung der ganzen Wissenschaft vorgenommen worden, werden zuletzt noch die nöthigen *literarischen Notizen* hinzugefügt. Sodann behandelt der *erste* Theil (§ 8 fgg., p. 67 fgg.) die *materiellen*, der *zweite* (§ 38 fgg., p. 361 fgg.) die *formellen Grundsätze*. In jenem ist zuvörderst von der Beobachtung der Gesellschaften und Vereine, darauf von der Beaufsichtigung gröſserer Volksversammlungen, den Maaſsregeln in Bezug auf Reisende, Beschränkung des Waffenbesitzes, Vorkehrungen gegen Angriffe durch die Presse, endlich von der Verhinderung von Aufläufen, Aufständen und Aufruhr, Abwendung von Verrätherei, und Schutz des öffentlichen Eigenthums gegen Diebstahl und Betrug die Rede. In einem *zweiten* Capitel des ersten Theils werden die Maaſsregeln zur Beschützung der Rechte des einzelnen Bürgers abgehandelt; — zuerst die als nothwendig erachteten Anordnungen gegen Landstreicher und Jauner, und zur Ueberwachung der Actiengesellschaften, — sodann die Anstalten zum Schutze einzelner bestimmter Rechte (z. B. Schutz der gewerblichen Rechte gegen Arbeiter-Coalitionen, und gegen unbefugte Anmaaſsung von Namen oder Fabrikzeichen, Wahrung des Vermögens der zu eigener Rechtsvertheidigung Unfähigen, wie der Abwesenden, Geisteskranken, Unmündigen und Weiber, und endlich die Vorkehrungen gegen den Wucher.) — In dem *zweiten Theile* ist zuerst der *Organismus der polizeilichen Behörden*, sowohl der *leitenden*, wie der denselben untergeordneten *vollziehenden Organe*, dargestellt, und in einem besonderen Abschnitte auch die sogenannte *geheime Polizei* abgehandelt. Ferner werden die verschiedenen *Vollziehungsmittel* (Eingrenzung, Verweisung, Verhaftung, Haussuchung, Beschlagnahme von Papieren und sonstigen Gegenstände) auseinandergesetzt, — und endlich in dem *dritten* und letzten Capitel das *Verfahren der Präventiv-Justiz* näher geschildert. Ein angehängtes, sorgfältig angefertigtes alphabetisches Register erleichtert den Gebrauch des dritten Bandes für die Besitzer ganz in derselben Weise, wie dies durch das dem zweiten Bande hinzugefügte Register in Bezug auf die Besitzer des ersten und zweiten Bandes geschieht.

Noch muſs zum Schlusse der groſsen Sorgfalt erwähnt werden, welche der Hr. Verf. abermals seinem Werke, bei der Bearbeitung der neuen Auflage desselben, hat angedeihen lassen. Fast auf jeder Seite sind literarische und sonstige Nachweisungen neu hinzugefügt, gegründete Einwendungen, die etwa in Zeitschriften oder in neu erschienenen Werken erhoben worden, gewissenhaft benutzt, ungegründete dagegen theilweise ausführlich zurückgewiesen. Auch die Darstellung ist fast überall mit groſser Akribie vervollkommnet, so daſs auch in dieser Beziehung das Buch ein gerundeteres Ganze darbietet, — und endlich zeichnet sich die neue Ausgabe auch durch bessere und geschmackvollere äuſsere Ausstattung nicht unbeträchtlich vor der ersteren aus.

Und so kann es denn sicherlich nicht fehlen, daſs das vortreffliche Buch immer allgemeinere Anerkennung finden, unter den Leuten, deren Urtheil ins Gewicht fällt, sich von Tage zu Tage mehr Bahn brechen wird. Wir gestehen gern, daſs wir aus demselben, sowohl in seiner früheren, wie in seiner jetzigen Gestalt, Vieles gelernt haben, daſs uns dasselbe bei unseren polizeilichen Studien ein immer sicherer und

Digitized by Google

anregender Führer gewesen ist. Wir würden in dieser Beziehung manches im Besonderen hervorzuheben haben, wenn der uns zugemessene Raum uns gestattete, auf das Detail weiter einzugehen. In diesem Falle würden wir zwar auch mancherlei Ausstellungen und abweichende Ansichten zu äufsern haben, wir würden es als einen Mangel im Allgemeinen bezeichnen, dafs überall auf das Historische weniger, als wünschenswerth sein möchte, Rücksicht genommen worden, dafs die Verhältnisse des südlichen Deutschlands und des europäischen Westens durchweg mehr berücksichtigt worden, als die des Nordens und Ostens, während doch gerade die grofsen Umwandlungen und Reformen des *preufsischen* Verwaltungswesens seit dem siebenzehnten Jahrhundert nicht allein im Allgemeinen von hohem Interesse sind, sondern einen unberechenbaren Einflufs auf Verfassung und Verwaltung der übrigen deutschen Staaten, ja auf die neuere politische Entwickelung des gesammten Deutschlands, ausüben. Wäre es uns vergönnt gewesen, dergleichen weitere Einwürfe und Ausstellungen vorzubringen, so würden wir dadurch eben so wenig, wie durch die offene Beurtheilung der Grundlage des Werks, die anerkannten Verdienste eines so bewährten Schriftstellers zu beeinträchtigen geglaubt haben, wir würden, nach unserer Ansicht, dadurch nur einen unzweideutigen Beweis der Achtung gegeben haben, welche sowohl die umfassende Gelehrsamkeit, wie der praktische Sinn und die Gewandtheit. endlich das richtige und besonnene Urtheil des berühmten Universitätslehrers in so hohem Grade verdient.

E. Helwing.

XIII.

Einleitung in die heiligen Schriften des alten und neuen Testaments von Dr. J. M. Augustin Scholz. Köln, 1845; bei Boisserée. Erster Theil, die allgemeine Einleitung. 378 S. Zweiter Theil, die specielle Einleitung in die historischen Bücher des alten Testaments. 672 S.

Dieses ausführliche, auf vier Bände berechnete Werk umfafst viel mehr, als gewöhnlich in den Handbüchern der Einleitung ins alte und neue Testament abgehandelt zu werden pflegt. Zwar wird vom Verf. (Bd. I. S. 2 f.) die biblische Kritik, Hermeneutik und Archäologie von der Einleitung (im engern Sinne) unterschieden, und der letztern blofs die Aufgabe zugetheilt, die *geschichtlichen* Verhältnisse der biblischen Bücher überhaupt und zu einander nachzuweisen; aber diese Bestimmung hat der Verf. in solcher Weite gefafst, dafs nicht nur eine Reihe von Untersuchungen, welche in der biblischen Theologie und Archäologie, in der Dogmatik und andern theologischen Disciplinen ihren angemessenen Platz finden, unter dieselbe subsumirt, sondern auch viel aufsertheologisches Material, welches zur Erläuterung der geschichtlichen Verhältnisse der biblischen Bücher theilweise in sehr entfernter Beziehung steht, hereingezogen worden ist. Die Veranlassung hiezu ist wohl hauptsächlich in der apologetischen Tendenz des vorliegenden Werkes zu suchen. Der Verf. will nämlich derjenigen kritischen Richtung, „welche die Aechtheit, Integrität und Glaubwürdigkeit unserer heiligen Bücher so zuversichtlich bestritten hat, als ob dieser Litteratur alle sichere Grundlage fehle," einen Versuch entgegensetzen, „dasjenige, was dem Menschen das Heiligste ist, gegen Verunglimpfungen sicher zu stellen" (I. S. 15). Sein Streben ging darum (Vorw. S. IV f.) überall dahin, „die Waffen, welche die Wissenschaft bietet, so vollständig als möglich zu benutzen, und die Grundlagen, von denen die weiteren Forschungen über unsere heiligen Schriften ausgehen müssen, unerschütterlich fest vorzubereiten." Deswegen bringt er aus allen möglichen Fächern menschlichen Wissens Notizen zusammen, welche irgendwie geeignet sind, die Glaubwürdigkeit der biblischen Berichte ins Licht zu stellen, die aber, so lehrreich und interessant sie theilweise im Einzelnen sein mögen, in den Zusammenhang, in welchen sie der Verf. gestellt hat, nicht selten störend eingreifen. Z. B. im zweiten Hauptstück des ersten Bandes, welches „über die Entstehung und Fortpflanzung kleinerer Aufsätze in der Urzeit" handeln soll, wird zugleich eine geologische Rechtfertigung des biblischen Schöpfungsberichtes und Aehnliches eingefügt; im siebenten Hauptstück findet sich unter den inneren Gründen für die Aechtheit der biblischen Schriften eine Reihe naturhistorischer Notizen, besonders eine ausführliche Erläuterung der 10 Plagen Aegyptens; nach allem diesem folgen wieder im neunten Hauptstück, welches

Digitized by Google

„die Glaubwürdigkeit der heiligen Schriften" überschrieben ist, unter Anderem Mittheilungen über Menschenracen, über Pflanzen und Thiere, über biblische Chronologie, über Inschriften, Münzen u. dergl. Der Verf. hat aber noch eine naturhistorische und geographische Nachlese für den zweiten Band übrig; denn indem er hier über die Glaubwürdigkeit des Pentateuchs noch besonders handelt, weiſs er aus der Fülle seiner Gelehrsamkeit Einiges über die im Pentateuch erwähnten Thiere und Pflanzen nachzutragen, und bespricht hier auch noch das Land Gosen, den Durchzug durch das rothe Meer und Anderes. — Bereits diese Beispiele zeigen, daſs der Verf. nicht nur den Stoff seines Buches nicht gehörig abgegrenzt hat, sondern daſs es auch der Anordnung an Klarheit und Schärfe fehlt. Zeigt sich doch der letztere Mangel schon in der Art und Weise, wie der Verf. die übliche Eintheilung der Einleitung in eine allgemeine und besondere anwendet. Während z. B. bereits im allgemeinen Theil über die Aechtheit der einzelnen biblischen Bücher gehandelt, und dieselbe durch Gründe bewiesen wird, welche groſsentheils erst durch die im besondern Theil zu führenden Untersuchungen ihren Halt gewinnen können, wird im zweiten Band die specielle Einleitung in die Geschichtbücher des alten Testaments wieder durch eine allgemeine Untersuchung unter dem Titel „die Geschichtbücher des alten Testaments überhaupt" eröffnet, ungeachtet der Verf. bereits im ersten Band § 60. über die geschichtliche Litteratur der Israeliten „allgemeine" (übrigens sehr detaillirte) Bemerkungen vorangeschickt hatte. Kurz die ganze Vertheilung des Stoffes ist von der Art, daſs das vorliegende Werk den besten Commentar zu dem Urtheil giebt, welches *Hupfeld* in der vom Hrn. Dr. Scholz nicht mehr benutzten Schrift „über Begriff und Methode der sogenannten biblischen Einleitung" über die frühere Behandlung dieser Wissenschaft fällt, wenn er (S. 7) sagt, daſs in ihr „verschiedenartige Elemente unfügsam durch einander gährten, und sich weder zu einer Einheit des Begriffs verbinden, noch unter einem gemeinsamen Namen zusammenfassen lieſsen, auſser einem äuſserlichen, von dem Zweck, dem sie dienen sollten, hergenommenen, wie der der *Einleitung* in die Bibel."

Der *Standpunct* des Verf.'s ist, wie schon aus den oben mitgetheilten Aeuſserungen hervorgeht, der streng *conservative*. Was die Ueberlieferung oder, wie er sich häufig ausdrückt, die *Erblehre* über die geschichtlichen Verhältnisse der biblischen Bücher aussagt, will er als wohlbegründet nachweisen. Hier aber fragt sich vor Allem, welche Ueberlieferung gemeint ist, ob diejenige, welche sich in der christlichen Kirche, beziehungsweise in der jüdischen Synagoge, allmälich gebildet hat, oder diejenige, welche in dem liegt, was die biblischen Schriften selbst mehr oder minder deutlich über ihre Entstehung u. s. w. aussagen. Der Verfasser geht von der Voraussetzung aus, daſs beide im Ganzen zusammenstimmen, eine Voraussetzung, die natürlich, da die spätere Tradition sich groſsentheils aus der biblischen entwickelt hat, in vielen Fällen das Richtige treffen wird, aber doch, wie bekannte Beispiele zeigen, besonders bei mehreren Fragen der alttestamentlichen Literaturgeschichte nur zu sehr geeignet ist, die unbefangene Auffassung dessen, was die biblischen Schriften selbst über ihre geschichtlichen Verhältnisse aussagen oder andeuten, von vornherein zu trüben. Auch wo der Verf. Irriges in der späteren Ueberlieferung zugiebt, kann er sich doch augenscheinlich nicht ganz von der Macht derselben losmachen. — Um dieses Urtheil zu rechtfertigen, will Referent zuerst die Untersuchungen des Verfassers über den alttestamentlichen Kanon näher besprechen, zumal da sich hiebei die Veranlassung darbieten wird, einige in andern Abschnitten des Werkes behandelte Gegenstände zu berühren.

Der Verfasser geht aus von der Sage, welche dem Esra die Wiederherstellung und Sammlung der alttestamentlichen Schriften beilegt. Zwar ist er geneigt, die einzelnen Züge derselben als Erdichtung oder spätere Ausschmückung preiszugeben; aber desto entschiedener will er den „Grundstoff" derselben festgehalten wissen, indem er sich auf die Allgemeinheit der Ueberlieferung stützt. Nun ist aber die älteste Urkunde, in der wir die Sage haben, das 4. Buch Esra, dessen Abfassung wahrscheinlich erst in die Zeit Hadrians, jedenfalls frühestens gegen das Ende des ersten Jahrhunderts (wie Sch. will, S. 184) zu setzen ist. Dorther hat sie ohne Zweifel Clemens, der deſswegen nicht als Zeuge für die Ueberlieferung *neben* der Apokalypse des Esra angeführt werden darf, dorther wohl auch Tertullian, dessen hieher gehörige Stelle in de cultu fem. 1., 3. Scholz übergangen hat: während

Digitized by Google

allerdings Irenäus, bei dem die Sage in viel einfacherer Gestalt erscheint, aus einer anderen Quelle geschöpft zu haben scheint. Allein weiter zurück als bis gegen das Ende des ersten Jahrhunderts läfst sich dieselbe auf keinen Fall verfolgen, da Josephus über sie bekanntlich schweigt; und vergeblich ist es, wenn Sch. zu ihrer Bekräftigung die andere Sage von der durch Esra vorgenommenen Buchstabenschriftveränderung herbeizieht, da auch diese längst als ungeschichtlich erwiesen ist, durch Gründe, welche das vorliegende Werk (S. 121—127) keinesweges beseitigt hat. Wie nun eine Sage aus dem *ersten* Jahrhundert *nach* Chr. über Vorgänge des *fünften vor* Chr. gültiges Zeugnifs ablegen soll, ist in der That nicht abzusehn. — Doch was soll der „Grundstoff" sein, welchen Hr. Dr. Sch. als historischen Kern der Sage festgehalten wissen will? — Nicht, dafs Esra den Kanon zu Stande gebracht habe, denn dieser Annahme stände die sogleich zu besprechende Ueberlieferung 2. Macc. 2. 13. entgegen; sondern nur, dafs er den Anfang der Sammlung gemacht, dafs er namentlich der Wiederhersteller des Gesetzes gewesen. Aber selbst ob Esra dies in dem Sinne war, dafs erst von ihm die nachexilischen Juden die ganze Thoraschrift empfangen hätten, ist sehr zu bezweifeln. Zwar hat *Movers* in seiner scharfsinnigen und lehrreichen Schrift „loci quidam historiae canonis Vet. Testamenti illustrati", welche Hr. Dr. Sch. nicht mehr berücksichtigt hat, aus Nehem. 8. 13. ff. gefolgert, dafs die nachexilischen Juden vor Esra nicht den vollständigen Pentateuch gehabt haben können. Weil sie nämlich erst durch Esra auf die Verordnung Levit. 23. 40—43., dafs man am Feste des 7ten Monats in Laubhütten wohnen solle, aufmerksam gemacht werden, sei anzunehmen, dafs in den vor Esra unter den nachexilischen Juden cursirenden Thora-Exemplaren der Leviticus ganz oder theilweise gefehlt habe. Allein schon bei Hagg. 2., 10—14. finden wir einige Stellen des Leviticus (hauptsächlich 6. 20., 22. 4.) ausdrücklich berücksichtigt; der Umstand aber, dafs die nachexilischen Juden bis auf Esra das Wohnen in Laubhütten unterlassen hatten, erklärt sich leicht aus der Nachahmung der vorexilischen Juden, welche, obwohl sie sicherlich den Leviticus hatten, doch nach Nehem. 8. 17. diese Bestimmung des Gesetzes, wie noch andere (vgl. z. B. Jerem. 34. 8. ff.) fallen gelassen hatten. (Ganz gegen den Zusammenhang erklärt Sch. Bd. II. p. 71 die Stelle des Nehemia so: „Seit der Zeit Josua's sei man wohl nie bei einer Festfeier so eifrig, munter und fröhlich gewesen.") — Ueberhaupt ist im Alten Testamente selbst keine Spur davon, dafs Esra Wiederhersteller und Redactor der Thora*schrift* gewesen; er erscheint durchaus nur als derjenige, der die Kenntnifs des Gesetzes unter dem Volke verbreitete und die Institutionen desselben vollständiger, als bis dahin geschehen war, in Anwendung brachte. — Also nicht einmal insoweit, als Sch. will, läfst sich ein Grundstoff in jener Sage als geschichtlich rechtfertigen; dafs dieselbe übrigens für die spätere Geschichte des Kanons nicht ganz ohne Bedeutung ist, werden wir weiter unten sehn.

Die zweite Tradition, welche Sch. für die Geschichte des alttestamentlichen Kanons benutzt, ist die in dem angeblichen Briefe der palästinensischen Juden 2. Macc. 2., 13. enthaltene. Doch hat Sch. diese Stelle nicht genau erörtert, ungeachtet sich ihm hiezu mannichfache Veranlassung darbot, besonders in der Schrift von Movers de utriusque recensionis vaticiniorum Jeremiae indole et origine, p. 49 ff. — Da Ref. mit keiner der neueren Auffassungen der Stelle, welche ihm bekannt geworden sind, durchgängig einverstanden sein kann, so glaubt er hier in eine nähere Besprechung derselben eingehn zu dürfen. Für diesen Zweck ist es nothwendig, den Gedankengang des Briefes etwas schärfer, als dies von Scholz Bd. II. p. 649 ff. geschehen ist, in's Auge zu fassen. Der Verfasser fordert von 1., 8. an die ägyptischen Juden auf, das Fest der Tempelweihe und der Wiedererlangung des heiligen Feuers gleich ihren palästinensischen Volksgenossen zu begehen. Um diese Aufforderung zu begründen, wird zuerst 1., 19—36. die Auffindung des heiligen Feuers durch Nehemia erzählt, und sodann 2. 1. ff. auf *schriftliche* Belege hingewiesen, welche theils zur Beglaubigung der vorher erzählten Legende, theils zur Empfehlung der achttägigen Feier des Festes der Tempelweihe dienen sollen. Durchaus irrig und den Gedankengang ganz verkennend ist die Vermuthung, die schon aufgestellt worden ist, als sei die Legende 1., 19—36. der 2., 13. erwähnten Quelle entnommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

Einleitung in die heiligen Schriften des alten und neuen Testaments von Dr. J. M. Augustin Scholz.

(Fortsetzung.)

Im Gegentheil konnte der Verfasser, der im 2ten Capitel augenscheinlich ein so grofses Gewicht auf schriftliche Auctoritäten legt, bei der Erzählung Capitel 1. es nicht verschweigen, wenn er eine solche hatte. Vielmehr bildet erst das εὑρίσκεται δὲ 2, 1. den Uebergang zur Beweisführung aus *schriftlichen* Quellen. Zuerst wird nämlich um die vorher erzählte Legende plausibel zu machen, aus einer Schrift belegt, dafs das heilige Feuer bei der Wegführung des Volkes wirklich *verborgen* worden sei (ὡς σεσήμανται 2, 1. weist auch 1, 19 zurück). Da 2, 2. deutlich auf eine Stelle in dem noch vorhandenen apokryphischen Briefe des Jeremia (V. 4.) hinweist, dieser Brief also ohne Zweifel ein Bruchstück der citirten ἀπογραφαὶ war, so haben wir diese wahrscheinlich als ein Product der alexandrinischen Hagadelitteratur anzusehen. — Hierauf will der Verf. V. 4—8. einen schriftlichen Beleg für die *Wiedererlangung* des heiligen Feuers geben. Er beruft sich auf eine angeblich ἐν τῇ γραφῇ (vermuthlich in einem apokryphischen Zusatze zum Jeremia) sich vorfindende Verheifsung des Propheten, wornach der nach dem Exil zu bauende Tempel einer *ähnlichen* Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit theilhaftig werden solle, wie sie beim ersten aronitischen Opfer und bei der salomonischen Tempelweihe durch wunderbare Ertheilung des Opferfeuers stattgefunden: welche zwei Thatsachen wieder durch Hinweisung auf die Auctorität der Schrift (V. 9—11.) beglaubigt werden. Nun erst folgt die Begründung der achttägigen Feier der Tempelweihe durch Hinweisung auf den Vorgang Salomos und Nehemias; nämlich zuerst V. 12. „Gleicherweise (wie er nach V. 9. das Opfer der Einweihung des Tempels darbrachte) feierte auch Salomo *die acht Tage*." Wenn nun V. 13. fortgefahren wird: „ἐξηγοῦντο δὲ καὶ ἐν ταῖς ἀναγραφαῖς καὶ ἐν τοῖς ὑπομνηματισμοῖς τοῖς κατὰ τὸν Νεεμίαν τὰ αὐτά," so ist klar, dafs τὰ αὐτὰ nur auf V. 12. gehen kann, dafs also der Verf. sagen will: *dasselbe d. h. eine achttägige Feier des Tempelweihfestes* (nämlich durch Nehemia, welcher das Subject des folgenden Satzes bildet) wurde auch in den ἀνάγρ. und ὑπομνημ. κ. Νεεμ. berichtet. — Was sind nun diese ἀναγραφαὶ καὶ ὑπομνηματισμοὶ κατὰ τὸν Νεεμίαν? Alles für sich hat die bereits von *Hävernick* aufgestellte Vermuthung, dafs dieselben das Werk waren, von dem uns in dem griechischen sogenannten dritten Buche Esra ein Bruchstück erhalten ist. Denn dieses beginnt mit Annalen (ἀναγραφαὶ) und geht dann über in Denkwürdigkeiten des Esra und Nehemia (Attheradates). Die Stelle, auf welche sich der Verf. des Briefes beruft, ist wohl, wie *Movers* annimmt, die III Esr. 9, 37 ff. gegebene, aus dem hebräischen Buch Nehemia 7, 73. — 8, 18. geschöpfte Schilderung des unter Nehemia gefeierten Laubhüttenfestes, welche nach Neh. 8, 18. (in unserem Fragment des griech. Esra, welches mit Neh. 8, 12. abbricht, findet sich die Stelle nicht mehr) acht Tage dauerte. Denn da nach 2 Macc. 10, 6. das maccabäische Fest der Tempelweihe nach Art des Laubhüttenfestes gefeiert wurde, weswegen es im Briefe selbst (1, 18) geradezu σκηνοπηγία genannt wird, konnte der Verf. des Briefs um so mehr die in III Esr. 9, 37 ff. berichtete Laubhüttenfestfeier, welche ihm zugleich die Feier der Auffindung des heiligen Feuers war, als Beleg für die Feier des Tempelweihfestes hinstellen. — Aus derselben Schrift nun, von der im III B. Esra ein Fragment erhalten ist, hat der Verf. des Briefs die folgende den Kanon betreffende Notiz, zu welcher er vermuthlich durch den Wunsch veranlafst wurde, den Judas Maccabäus,

Digitized by Google

den Stifter des Tempelweihfestes, auch noch in anderer Beziehung gleichsam als einen zweiten Nehemia darzustellen. Bei den Worten καὶ ὡς καταβαλλόμενος βιβλιοθήκην u. s. w. ist die gewöhnliche Interpunction durchaus nicht anzufechten; es ist nicht zulässig, nach dem Vorschlage von Movers mit καὶ ὡς u. s. w. eine neue Periode zu beginnen, da ὡσαύτως δὲ καὶ V. 14. nicht den Nachsatz einleiten kann). Allerdings findet sich die Notiz in dem noch vorhandenen Fragmente III Esr. nicht; dass aber in dem Werke noch Mehreres über Nehemia berichtet war, können wir aus Josephus schliessen, der, wie er seinen Bericht über Esra anerkanntermassen nicht aus dem hebräischen sondern dem griechischen (III) Esra hat, so auch seinen Bericht über Nehemia aus derselben Quelle geschöpft zu haben scheint: was auch Hr. Dr. Scholz annimmt, indem er Bd. II. S. 498 eben hieraus, und wohl mit Recht, die Irrthümer erklärt, welche Josephus in der Darstellung jener Zeit begeht. — So viel also darf wohl sicher angenommen werden, dass wir in der Notiz 2 Macc. 2, 13. nicht eine leere Fiction des Verf.'s, nicht eine Fabel in der Weise der 1, 18 ff. erzählten, wofür man sie schon erklärt hat, sondern eine ältere schriftliche, und zwar, da wir das Werk, zu dem III Esr. gehörte, für ein alexandrinisches Product halten müssen, alexandrinische Tradition über den Kanon haben. — Was aber nun den Sinn der Stelle betrifft, so ist streitig, ob die Worte τὰ περὶ τῶν βασιλέων καὶ προφητῶν auf die Bücher des zweiten Theils des hebräischen Kanons (wie Scholz annimmt), oder nach der Erklärung von Movers (loci quidam etc. S. 15) auf die Bücher der Chronik zu beziehen sind. Für die letztere Ansicht spricht neben dem, dass τὰ περὶ τῶν προφητῶν nicht geradezu s. v. a. τὰ τῶν προφητῶν ist, besonders der Umstand, dass die nachher erwähnten ἐπιστολαὶ βασιλέων περὶ ἀναθημ. (in denen Scholz Bd. I. S. 176 Urkunden sieht, die für uns verloren gegangen seien) ohne Zweifel die im hebräischen B. Esra 6, 2 ff. 7, 11 ff. erhaltenen Briefe sind, was wahrscheinlich macht, dass unsere Stelle überhaupt von dem historischen Sammelwerke rede, in das wir jene Briefe eingereiht finden, d. h. von den BB. der Chronik und dem hebräischen Esra, welche, wie als ausgemacht gelten kann, ursprüngiich eine Schrift bildeten. Im griechischen Esra freilich führt 1, 33. die Chronik den Titel βίβλος τῶν ἱστορουμένων περὶ τῶν βασιλέων τῆς Ἰουδαίας. (Denn nur auf die Chronik, aus welcher das Vorangegangene übersetzt ist, und nicht, wie Hävernick will, auf die älteren historischen Bücher können diese Worte bezogen werden, während allerdings das nachher genannte βιβλίον τῶν βασιλέων Ἰσραὴλ καὶ Ἰούδα das 2 Chron. 35, 27. gemeinte ältere Geschichtswerk ist). — Welches nun auch die richtige Auslegung von 2 Macc. 2, 13. sein möge, jedenfalls enthält die Stelle ein nicht unwichtiges Zeugniss dafür, dass Nehemia bereits mit der Sammlung des 3ten Theils des Kanons den *Anfang* gemacht habe; sie zeugt ferner auch bei der Movers'schen Auslegung indirect dafür, dass man die Prophetensammlung als bereits unter Nehemia abgeschlossen betrachtete, worauf bekanntlich auch andere Spuren hinweisen. — Dass Nehemia den *ganzen* Kanon abgeschlossen habe, behauptet auch Scholz nicht. „Es muss," sagt er, „noch im 4ten Jahrhundert vor Chr. Manches hinzugekommen sein, da in dem ersten B. der Chronik die Geschlechtstafel Davids, und in dem B. Nehemia einige Namenverzeichnisse bis Darius Ochus reichen, auch der bei der Feier des Purim übliche Gebrauch des Speiseherumschickens, der im B. Esther erwähnt ist, schliessen lässt, dass seit der darin erzählten Begebenheit, folglich seit Xerxes eine geraume Zeit verflossen war." Die hier ausgesprochenen Ansichten hat indessen der Verf. im zweiten Bande theilweise abgeändert. Das über die Davidische Geschlechtstafel Gesagte wird Bd. II. S. 398 f. widerlegt; rücksichtlich das B. Esther aber wird Bd. II. S. 525 f. zwar zugegeben, dass es nach 9, 19. 22. *einige* Zeit nach Mardochai oder doch nach dem von den Juden glücklich überstandenen Mordanschlage zu setzen sei, zugleich aber aus andern (freilich wenig beweisenden) Gründen behauptet, dass das Werk nur *kurze* Zeit nach Xerxes geschrieben sein könne. Nur vom B. Nehemia wird auch Bd. II. S. 501 die Behauptung festgehalten, dass wegen der Erwähnung des Hohepriesters Jaddua der Herausgeber in den letzten Zeiten der persischen Herrschaft gelebt haben müsse. — Aus allem diesem würde aber nur folgen, dass die genannten Bücher nicht im Wege stehen, die Abschliessung der Hagiographensammlung in das Ende der persischen Periode zu setzen. Scholz aber schreitet zu dem Satze fort: „seit dem Ende der persischen Weltmonarchie erscheint überall die Sammlung vorhanden und abgeschlossen." Dies lautet, als ob wir zahlreiche und klare

Digitized by Google

Zeugnisse hiefür hätten; in der That aber kommt alles hinaus auf das angeblich „unzweideutige Zeugnifs, welches der Siracide, den Sch. um 292 v. Chr. setzt, über den Abschlufs der heiligen Bücher ablege S. 202. „Dieser fromme Schriftgelehrte erklärt sich in den Worten 30 (33), 16.: *ich bin zuletzt erwacht und ich bekam sie* (die Israeliten), *so wie* (sie) *von Anfang an* (waren); *wie einer der hinter den Weinlesern stoppelt, kam ich durch Gottes Segen voran, und füllte wie ein Traubensammler meinen Kelter an,* — für den letzten unter denjenigen, welche für das geistige Wohl ihres Volkes durch Schriften wirkten, und die Nachlese, welche er nach allen ihn vorangegangenen Schriftstellern gehalten, für eine solche, die durch Gottes Segen recht reichlich ausgefallen sei. Schon gilt demnach die Reihe der heiligen Schriftsteller als abgeschlossen." — Diese Stelle kann allerdings dahin gedeutet werden, dafs sich der Verf. an den Grenzen der Litteratur, in welcher die ächte israelitische Weisheit niedergelegt war, stehend betrachte, eine Ueberzeugung, die sich ihm bei dem Eindringen hellenischer Elemente leicht bilden konnte. Dafs er aber sich selbst noch in die Reihe der heiligen Männer seines Volkes stellt, zeigen aufser der angeführten Stelle selbst, noch die Aussprüche 50, 27. 51, 23. 30. Jedenfalls durfte Hr. Dr. Scholz nicht unbemerkt lassen, dafs das Buch des Siraciden zwar für die zwei ersten Theile des alttestamentlichen Kanons deutliches Zeugnifs ablegt, von den Hagiographen aber nur auf die Psalmen und besonders die Proverbien sichere Hinweisungen enthält. Auch der Prolog des Enkels des Siraciden drückt sich über die von Gesetz und Propheten unterschiedenen ἄλλα πάτρια βιβλία so unbestimmt aus, dafs in der That die Abgeschlossenheit derselben in keiner Weise daraus bewiesen werden kann. — Die Stelle 2 Macc. 2, 14. hat Hr. Dr. Scholz für die Geschichte des Kanons nicht benutzt, weil er dieselbe, wie aus Bd. I. S. 177 u. II. S. 650 erhellt, nach der früher herkömmlichen, aber entschieden falschen Erklärung auffafst, als handle dieselbe von einer durch Judas zusammengestellten Geschichte der maccabäischen Kämpfe. Die Worte können aber nur übersetzt werden: „*gleicherweise hat auch Judas die wegen des Kriegs, der uns betroffen hat, zerstreuten* (Schriften) *alle gesammelt, und sie sind bei uns vorhanden.*" So haben wir hier eine wichtige Angabe, deren Glaubwürdigkeit anzufechten kein Grund vorhanden ist. Zwar ist 1 Macc. 1, 56 f. 3, 48. nur von der Vertilgung und Entweihung der Exemplare des Gesetzbuches die Rede; dafs man aber die andern heiligen Schriften verschont habe, ist an sich nicht wahrscheinlich, und Josephus (Ant. XII, 5. 4.) sagt ausdrücklich: ἠφανίζετο δὲ εἴ που βίβλος εὑρεθείη ἱερὰ καὶ νόμος. Nicht weniger innere Wahrscheinlichkeit hat es, dafs der Institutionseifer des Judas sich auch auf die Sammlung der heiligen Bücher erstreckt haben werde. — Dafs man von jetzt an bei den palästinensischen Juden zwischen der alten heiligen Litteratur und der neueren profanen bestimmt unterschied, dafs man dem Kanon eben nur ältere Schriften einverleiben *wollte,* und also z. B. das B. Daniel nicht aufgenommen haben würde, wenn man es für ein Product der jüngsten Zeit gehalten hätte, dies darf wohl als sicher angenommen werden. Mit Recht macht auch Scholz (S. 203) von Neuem darauf aufmerksam, dafs, wenn man spätere Producte hätte aufnehmen wollen, das Buch des Siraciden, welches, wie aus den Nachweisungen bei *Zunz* hervorgeht, noch lange Zeit hebräisch vorhanden war, wie manches Andere, das sich durch seinen Inhalt zur Aufnahme empfahl, nicht weggelassen worden sein würde, — eine Instanz, die durch alles, was dagegen vorgebracht worden ist, ihr Gewicht noch nicht verloren hat, und durch den Umstand, dafs das Buch, wie ebenfalls Zunz nachgewiesen hat, bei palästinensischen Gelehrten in hohem Ansehen stand, ja zuweilen wie biblische Schriften citirt wird, noch eine bedeutende Verstärkung erhält. — Auch die bekannte Stelle des Josephus über den Kanon (c. Ap. 2, 8.) ist zwar nicht, wie man oft mit Unrecht angenommen hat, ein Zeugnifs für die Zeit, in welcher der Kanon abgeschlossen wurde — denn hierüber sagt Josephus gar nichts, wohl aber über den Zeitpunct, auf welchen man bei der Abschliefsung des Kanons als die Grenze der heiligen Litteratur zurückgehen zu müssen glaubte. Die Annahme, dafs in jener Stelle Josephus nur seine eigene Ansicht ausspreche, wobei er von einer falschen Meinung über das Buch Esther geleitet worden sei, ist durchaus unbefugt, da Josephus selbst den Grund seiner Angabe so deutlich bezeichnet (διὰ τὸ μὴ γενέσθαι τὴν τῶν προφητῶν ἀκριβῆ διαδοχήν), und hiemit die talmudische Lehre, dafs seit Maleochi, also seit der Zeit des Artaxerxes Longimanus der prophetische Geist von Israel gewichen sei, übereinstimmt. Schwankend waren, so viel wir wissen, die Ansichten nur darüber, ob

Digitized by Google

alle noch vorhandenen älteren Producte dem Kanon einzuverleiben seien, nämlich, wie *Movers* (a. a. O. S. 25 f.) nachgewiesen hat, ob auch das Hohelied und das B. Koheleth, deren Kanonicität sicherlich nur wegen des Inhalts in Frage gestellt wurde; dafs dagegen die palästinensischen Gelehrten auch über die Zeit geschwankt haben, mit welcher die heilige Litteratur abzugrenzen sei, ist bis jetzt nicht nachgewiesen worden. Höchstens von dem B. Esther ist wohl anzunehmen, dafs dasselbe nicht aus Rücksicht auf ein ihm beigelegtes höheres Alter, sondern theils um der Wichtigkeit willen, welche es im gottesdienstlichen Gebrauch hatte, theils weil es die Geschichte einer noch innerhalb der Zeitgrenzen der heiligen Litteratur fallenden Begebenheit behandelte, in den Kanon gekommen ist. Aber gerade auch bei diesem Buch scheint die Kanonicität nicht ganz unbestritten gewesen zu sein, wie *Movers* nachgewiesen hat, dem Ref. übrigens in der Vermuthung, dafs es selbst Josephus nicht zum Kanon gerechnet habe, nicht beistimmen kann. Den besonders auffallenden Umstand, dafs das Buch im Kanon des Melito fehlt, hat auch Scholz S. 226 f. hervorgehoben. Er verwirft mit Recht die gewöhnlichen Auskunftsmittel, als sei dasselbe wie das B. Nehemia im B. Esra mitbegriffen gewesen (wofür jeder Beweis fehlt), oder als sei das Wort Ἐσθὴρ im Eusebianischen Texte von Melito's Kanon durch Versehen der Abschreiber weggefallen. Allein in seiner eigenen Ansicht: „wahrscheinlich fehlte es in den Handschriften des A. T. oft, weil es gewöhnlich auf einer besondern Rolle aufgeschrieben und in den Synagogen aufbewahrt wurde" — ist zugestanden, dafs das Buch häufig von den kanonischen Schriften unterschieden und getrennt gehalten wurde. — Das Zeugnifs des Josephus über den Kanon wird durch die oben erwähnte Legende in der Apokalypse des Esra in sofern bestätigt, als dieselbe ebenfalls zeigt, dafs man gegen das Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die sämmtlichen kanonischen Schriften des A. T. als durch die Weihe des Alters ausgezeichnet betrachtete. Diese Legende ist aber auch noch in anderer Hinsicht nicht unwichtig. Indem dieselbe nämlich den Esra (nach der unstreitig richtigen Lesart des äthiopischen und arabischen Textes) 94 Bücher abfassen, davon aber nur 24 für den allgemeinen Gebrauch veröffentlichen, die übrigen 70 aber blofs den Weisen übergeben läfst, zeigt sie, dafs sich die Juden bereits in jener Zeit mit einer sehr zahlreichen esoterischen, beziehungsweise auch als heilig betrachteten Litteratur trugen, die auch nicht durchgängig erst von gestern her gewesen sein kann. Dafs, wie schon angenommen worden ist, die sogenannten deuterokanonischen Schriften des A. T. dazu gehört haben, ist wenigstens im Allgemeinen nicht wahrscheinlich; von den BB. Tobia und Judith sagt sogar Origenes ausdrücklich, dafs sie sich nicht unter der geheimen hebräischen Litteratur befinden *). Vielmehr führen alle Spuren, namentlich die Notizen bei Origenes darauf, dafs wir besonders an apokalyptische Schriften zu denken haben, wie das B. Henoch, dessen jüngerer Theil auch nach der neusten Untersuchung von Krieger ungefähr ins J. 40 der christlichen Zeitrechnung, dessen älterer Theil viel früher zu setzen ist, — auch wohl, da bekanntlich die Kabbala in demselben Boden wurzelt, wie die jüdische Apokalyptik, an kabbalistische Producte. Wenn diese Schriften in dem engeren Kreise der Weisen ein hohes Ansehen genossen, so erklären sich hieraus die Citate solcher Schriften im Brief Judä V. 9. u. 14. vollkommen, und es zeigt sich als durchaus unbegründet, wenn man, wie schon geschehen ist, aus diesen Stellen gegen die Abgeschlossenheit des jüdischen Kanons hat argumentiren wollen. — Wie weit jene apokalyptische Litteratur zurückging, wissen wir freilich nicht, indessen darf man wohl die Vermuthung wagen, dafs auch Danielische Weissagungen auf solche Weise in engeren Kreisen fortgepflanzt wurden, ehe sie, was allerdings erst von der maccabäischen Zeit an geschehen zu sein scheint, zur allgemeinen Kunde gelangten. Will doch schon Origenes wenigstens für die alexandrinischen Zusätze zum Daniel eine solche Ueberlieferung annehmen, wenn er im Brief an Africanus Cap. 12. sagt: τὸ περὶ Σωσάννης ἑβραϊκὸν ἐν ἀπορρήτοις, ὡς εἰκός, πάλαι παρ' αὐτοῖς κείμενον, καὶ παρὰ τοῖς φιλομαθεστέροις καὶ φιλαληθεστέροις σωζόμενον.

*) Unrichtig ist es, wenn Scholz Bd. I. S. 235 den Origenes vom B. Tobia sagen läfst, „dafs es nicht im Kanon der Hebräer, *aber unter den Apokryphen* hebräisch existire, was Bd. II. S. 564 wiederholt wird. Denn Origenes ep. ad Afric. sagt das Gegentheil: Ἑβραῖοι τῷ Τωβίᾳ οὐ χρῶνται, οὐδὲ τῇ Ἰουδήθ, οὐδὲ γὰρ ἔχουσιν αὐτὰ καὶ ἐν ἀποκρύφοις Ἑβραίοις."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

Einleitung in die heiligen Schriften des alten und neuen Testaments von Dr. J. M. Augustin Scholz.

(Fortsetzung.)

Wir wenden uns von dem palästinensischen Kanon zu der Frage nach dem von demselben angeblich verschiedenen alexandrinischen, welche für Herrn Dr. Scholz als katholischen Theologen ein besonderes Interesse hatte. Er hatte hier eine doppelte Aufgabe: erstens zu beweisen, dafs wirklich die der Uebersetzung der LXX angehängten Bücher von den alexandrinischen Juden der Sammlung der heiligen Schriften einverleibt worden seien, zweitens zu erklären, wie die alexandrinischen Juden von dem palästinensischen Kanon abweichen konnten, zumal wenn dieser, wie Sch. behauptet, bereits am Ende der persischen Periode, also geraume Zeit vor der Entstehung der LXX, abgeschlossen war. — Hinsichtlich des ersten Punctes wird S. 211 gesagt: „Da mit dem Aussterben der Hellenisten deren literarische Werke bis auf wenige Ueberreste verloren gegangen sind, so können nur wenige Zeugnisse über den Umfang ihrer Sammlung heiliger Bücher beigebracht werden. Sie werden jedoch durch jüngere Thatsachen ergänzt." Die hellenistischen Zeugnisse aber reduciren sich bei dem Verf. in der That auf Null, ungeachtet wir in dieser Beziehung nicht so ganz verlassen sind, wie es nach seiner Darstellung scheinen könnte. Nur weist die hellenistisch-jüdische Literatur eben so wenig als der Rückschlufs aus den jüngeren Thatsachen auf einen vom palästinensischen verschiedenen alexandrinischen Kanon hin, sondern auf etwas Anderes, wie sich sogleich zeigen wird. — Was zuerst *Philo* betrifft, so haben allerdings protestantische Theologen häufig mit Unrecht aus seinem Stillschweigen über die sogenannten deuterokanonischen Schriften gegen die Auctorität der letzteren argumentirt. Mit Recht erinnert Scholz (S. 212), dafs Philo auch mehrere Bücher des palästinensischen Kanons gar nicht, überhaupt die biblischen Bücher aufser dem Pentateuch sehr selten citire. (Die von Aucher edirten Schriften liefern zu den bisherigen Verzeichnissen der philonischen Citate nur eine unbedeutende Nachlese, welche den angegebenen Stand der Sache nicht ändert.) Weiter verweist Scholz auf die Inspirationslehre Philo's, welche überhaupt von seiner Bestimmung des Kanons nichts Genaues erwarten lasse u. s. w. — Dessenungeachtet zeugt Philo aufs Stärkste gegen die Annahme eines alexandrinischen Kanons, und zwar eben durch das, worauf auch Scholz hinweist, dafs nämlich aus seinen Schriften klar erhellt, wie überhaupt für ihn ein qualitativer Unterschied inspirirter und nicht-inspirirter, d. h. eben kanonischer und nicht-kanonischer religiöser Schriften gar nicht vorhanden ist. Nur Moses, der Begründer der israelitischen Mysterien, und seine Schriften haben für ihn eine specifische Auctorität; Salomo und andere heilige Männer der Vorzeit sind nur φοιτηταὶ Μωϋσέως, wie Philo selbst. Wie selten Philo die prophetischen Schriften anführt, ist bereits angedeutet worden. Gründet er doch das Wenige, was er von den seinem Volke gegebenen Verheifsungen noch festhält, in den bekannten Stellen nicht auf prophetische Weissagungen, sondern auf Aussprüche des Pentateuchs. Wenn er nächst Moses höchstens noch den Jeremia, als einen, der nicht blofs μύστης, sondern auch ἱεροφάντης sei, besonders hervorhebt, so mag dies seinen Grund darin haben, dafs dieser Prophet wegen seines Aufenthalts in Aegypten gerade für die ägyptischen Juden eine besondere Bedeutung gewonnen hatte. — Ueberhaupt ist anzunehmen, dafs die ganze Voraussetzung, auf welcher die Abgrenzung des palästinensischen Kanons beruht, dafs nämlich schon seit dem vierten Jahrhundert v. Chr. das Walten des propheti-

Digitized by Google

schen Geistes in Israel unterbrochen sei, mit dem jüdischen Alexandrinismus geradezu in Widerspruch stand. Das Offenbarungsprincip der alexandrinisch-jüdischen Theologie, die Weisheit, die von Geschlecht zu Geschlecht in heilige Seelen übergehend Freunde Gottes und Propheten bereitet (B. Weish. 7, 27.), der Logos, der ἑρμηνεὺς und ὑποφήτης τοῦ θεοῦ ist wie in den frühern Gottesmännern, so fortwährend in jedem Weisen und Frommen wirksam und weiht ihn zum Propheten. (Vergl. besonders Phil. quis rer. div. h. § 52.) Darum konnte ein Schriftkanon in der Art des palästinensischen sich in Alexandria gar nicht bilden. Die Alexandriner nahmen zwar den palästinensischen Kanon an — wofür auch die Nachricht über die heiligen Schriften der Therapeuten bei Phil. de vita contempl. § 3. zeugt —, aber ohne dafs sie den Unterschied zwischen heiliger und profaner Litteratur, den wir bei den Palästinensern finden, darnach bestimmt hätten. Am wenigstens darf man sich wundern, wenn in dem Briefe 2. Macc. C. 2., den wir für ein alexandrinisches Fabricat halten, angebliche Verkündigungen des bei den ägyptischen Juden hochgefeierten Jeremia, die in dem palästinensischen Kanon sich nicht finden, als heilige Schriften citirt werden. — Positiv scheint gegen die Annahme eines vom palästinensischen verschiedenen alexandrinischen Kanons auch die Apokalypse des Esra zu sprechen, sofern dieses wahrscheinlich in Aegypten verfafste Buch in der oben angeführten Stelle nur 24 Schriften des öffentlichen Kanons (wie der Talmud) zählt: ein Zeugnifs, das noch sicherer wäre, wenn man C. 1. und 2. für gleich alt mit den übrigen Werken halten dürfte; denn der Vf. dieser Capitel zeigt in der Aufzählung der kleinen Propheten 1., 39. f., dafs er die alexandrinische Recension des Alten Testaments vor sich gehabt hat. — Nach dem Bisherigen fällt die Frage, „wie sich die Hellenisten Abweichungen von der jüdischen Tempelbibliothek erlauben konnten", ganz hinweg, Uebrigens dürfte, was Herr Dr. Scholz S. 217 ff. hierüber ausführt, kaum hinreichen, den von ihm vorausgesetzten Sachverhalt erklärlich zu machen.

Doch wir wenden uns zu dem Hauptbeweise, den der Verf. S. 213 ff. und 232 ff. durch Rückschlufs aus jüngeren Thatsachen für das Bestehen eines alexandsinischen Kanons zu führen unternimmt. Derselbe läfst sich kurz so zusammenfassen: Die Recension des Alten Testaments, welche in den Handschriften der LXX und den aus denselben geflossenen Uebersetzungen vorliegt, enthält nicht nur eine eigenthümliche Anordnung der alttestamentlichen Bücher, sondern auch mehre im hebräischen Kanon nicht befindliche Schriften; von den Christen kann diese Neuerung nicht herrühren, denn in der alten Tradition der Kirche wird sie schon vorausgesetzt, also kann sie nur den jüdischen Hellenisten zugeschrieben werden. — Es handelt sich hier also besonders um die Nachweisung der kirchlichen Tradition, welche denn auch der Verfasser bis auf das apostolische Zeitalter zurückzuführen sich anheischig macht. Behauptet er doch p. 220 geradezu, dafs die Apostel und ersten Prediger des Evangeliums den angeblichen Kanon der LXX den von ihnen gestifteten Gemeinden übergeben haben. Wir wollen sehn, wie es mit dieser Nachweisung steht. — „Schon im Neuen Testament", heifst es p. 232, „fehlt es nicht an Anspielungen, welche voraussetzen zu lassen scheinen, dafs dessen Verfasser mit den deuterokanonischen Büchern bekannt waren." — Es ist dies allerdings, namentlich vom Brief Jacobi, zuzugeben; aber die daselbst nachzuweisenden Anklänge an Stellen des B. der Weisheit und des Siraciden beweisen ebea nichts weiter, als, wie Scholz selbst sagt, die *Bekanntschaft* des Verfassers mit den genannten Schriften. — Hierauf giebt Scholz eine Menge von Citaten deuterokanonischer Schriften aus den kirchlichen Schriftstellern von den apostolischen Vätern an bis in's vierte Jahrhundert herab. Diese Citaten-Masse bedarf übrigens sehr der Sichtung. Geradezu falsch ist die Angabe, dafs im Briefe des Barnabas C. VI. das Buch der Weisheit (2. 12.) mit den Worten λέγει γὰρ ὁ προφήτης citirt sei, während vielmehr die ganze dort angeführte Stelle aus Jesej. 3., 9. 10. LXX, woher auch das B. der Weisheit geschöpft hat, genommen ist. Ein Paar andere wenigstens zweifelhafte Citate will Ref. übergehen. Aber wer wird sich nicht wundern, unter den Zeugen für die deuterokanonischen Bücher *Justinus den Märtyrer* angeführt zu finden, weil derselbe einmal (Apol. I. C. 46.) unter den alten Frommen den Hananja, Azarja und Michael aufführt, woraus doch gar nichts weiter folgt, als dafs Justinus, wie er überhaupt das alte Testament in der Uebersetzung der LXX zu benutzen pflegt, so diese auch beim Daniel (übrigens dort bereits neben der des Theodo-

Digitized by Google

tion) gebrauchte. Wenn nun aber Justin, der fast alle alttestamentlichen Schriften citirt, ungeachtet seines Gebrauchs der LXX, die er bekanntlich sehr hoch stellt und selbst gegen die Juden vertheidigt (Dial. c. Tryph. C. 68. 71.), doch nicht ein einziges Mal eines der sogenannten deuterokanonischen Bücher anführt, so ist dieses Stillschweigen in der That ein sehr starkes Zeugnifs *gegen* die Annahme, als seien damals schon die deuterokanonischen Schriften den LXX förmlich incorporirt gewesen. Es ist bekannt, wie eifrig Justin die messianischen Weissagungen zusammensucht, wie er auch untergeschobene messianische Stellen, die sich im hebräischen Texte nicht finden, gegen die Juden vertheidigt: hätte ihm also, wenn er z. B. das B. der Weisheit für kanonisch hielt, nicht die in der alten Kirche auf Christum gedeutete Stelle 2, 12—20. als eine Weissagung aus Salomo's Munde höchst willkommen sein müssen? — Doch auch aus den patristischen Citaten, deren Tüchtigkeit wir anerkennen, ergiebt sich, wenn wir den Stand der Sache unbefangen betrachten, nicht das einfache Resultat, welches Hr. Dr. Scholz aus denselben zieht. Die Sache verhält sich nämlich so. Einige der alten kirchlichen Schriftsteller, bei denen wir *keine* genauere Kenntnifs des palästinensischen Kanons voraussetzen dürfen, citiren allerdings einige der sogenannten deuterokanonischen Schriften ganz unbefangen als heilige Schriften; aber es darf nicht verschwiegen werden, dafs sie dasselbe auch mit einigen anderen, von der Kirche später als apokryphisch verworfenen Schriften thun, wie mit dem B. Henoch, der Apokalypse des Esra u. s. w. — Justin d. M. wäre, wenn er nun einmal Gewährsmann für eine im palästinensischen Kanon nicht befindliche Schrift sein soll, ein Zeuge für die ascensio Jesajae oder wenigstens für ein älteres Stück derselben (Dial. c. Tryph. C. 120). Es zeigt sich somit bei diesen kirchlichen Schriftstellern überhaupt keine Kenntnifs einer scharfen Abgrenzung der jüdischen heiligen Schriften; sie lassen unbefangen gelten, was in ihrem Kreise einige Auctorität geniefst. Anders aber stellt sich die Sache bei denjenigen Kirchenvätern, welche wirklich den palästinensischen Kanon kennen. Hier finden wir ein doppeltes Verfahren. Die Einen wenden sich entschieden zu jenem Kanon zurück. So namentlich *Melito* in dem bekannten Zeugnifs über den alttestamentlichen Kanon, welches Hr. Scholz vergeblich unschädlich zu machen sucht durch die etwas seltsame Bemerkung (S. 227): „Es kann nicht bezweifelt werden, dafs Melito blos die Bücher des hebräisch-jüdischen Kanons anzugeben beabsichtigt. Wäre es dem wohlunterrichteten und hochgefeierten Bischof um die heiligen Bücher der *Christen* zu thun gewesen, so brauchte er nicht die weite Reise zu unternehmen." — Allein dem Melito war es, wie aus dem Zusammenhange der Zuschrift an Onesimus deutlich erhellt, schlechthin darum zu thun, den Umfang des nicht blos für die Juden, sondern für die *Christen* gültigen Alten Testaments zu erfahren. Wenn nun dem Onesimus so viel darin liegt, μαθεῖν τὴν τῶν παλαιῶν βιβλίων ἀκρίβειαν, wenn Melito, um diese genaue Kunde zu erlangen, nach Palästina reiste, so erhellt hieraus, dafs Männer, welche die Sache genau nahmen, in den christlichen Gemeinden, wenigstens Kleinasiens, eine sichere Einsicht darüber, in welchem Umfang die jüdischen Schriften von den Christen als heilig zu betrachten seien, vermifsten: was ganz gegen die Meinung spricht, als hätten die Apostel den angeblichen Kanon der LXX den Gemeinden übergeben. — Auf der anderen Seite gab es allerdings Kirchenlehrer, welche, auch wenn sie vom palästinensischen Kanon Kunde hatten, doch die Auctorität anderer in der Kirche nun einmal in Umlauf gekommenen jüdischen Schriften nicht aufgeben wollten. Aber wie rechtfertigen sie dieses. Keinesweges durch Berufung auf einen vom palästinensischen verschiedenen hellenistischen Kanon. — Beachtungswerth ist schon, wie sich *Tertullian* (de cult. fem. I., 3.) über das Buch Henoch erklärt. Er weifs, dafs dasselbe von Einigen nicht anerkannt wird, quia nec in armarium judaicum admittitur. Aber weil Henoch vom Herrn geweissagt hat, a nobis quidem nihil rejiciendum est, quod pertineat ad nos. Die Juden, meint er, haben wohl die Schrift eben aus diesem Grunde verworfen, wie andre auf Christum zu beziehende Weissagungen. Dann fügt er noch das Zeugnifs aus dem Brief Judä bei. — Besonders aber kommt *Origenes* in Betracht, welcher wie gewöhnlich von den katholischen Theologen, so auch von Scholz als ein Hauptzeuge für die katholische Theorie von den deuterokanonischen Büchern angeführt wird. Doch ist von ihm (S. 234 ff.) weder der Inhalt der hergehörigen Stellen erschöpfend angegeben, noch das aus denselben sich ergebende Resultat genau

Digitized by Google

bezeichnet worden. Die Sache verhält sich so. Origenes will allerdings die Kanonicität der alttestamentlichen Schriften nicht nach dem palästinensisch-jüdischen Kanon, sondern nach dem kirchlichen Herkommen bestimmt wissen. Defswegen vertheidigt er die in der LXX befindlichen Zusätze, und will auch die Auctorität mehrerer im palästinensischen Kanon fehlenden Schriften anerkannt wissen. Dafs er aber die letzteren bereits den Handschriften der LXX einverleibt gefunden habe, läfst sich nur etwa von dem B. Baruch und den Büchern der Makkabäer vermuthen. Von einem förmlichen alexandrinischen Kanon weifs er nichts. Ebensowenig weifs er das kirchliche Herkommen, das er für einige aufserkanonische Schriften geltend macht, durch apostolische Auctorität zu begründen; im Gegentheil rechnet er ein paar Schriften, für welche das Neue Testament zu zeugen scheint, ungeachtet dieses neutestamentlichen Zeugnisses, und zwar, wie es scheint, überwiegend aus inneren Gründen, zu den Apokryphen. Diese Sätze lassen sich aus den wichtigsten der hergehörigen Stellen leicht beweisen. Die Hauptquelle ist bekanntlich der Brief des Origenes an Africanus. Da Africanus nach dem Grundsatze: „ἐξ Ἑβραίων τοῖς Ἕλλησι μετεβλήθη πάνθ' ὅσα τῆς παλαιᾶς διαθήμης φέρεται, die nur im alexandrinischen Daniel befindliche Erzählung von der Susanna verwirft, vertheidigt Origines in seiner Antwort (3—5.) die *Zusätze*, welche in der LXX bei den alttestamentlichen Büchern sich finden, und eben damit die kirchliche Auctorität dieser Uebersetzung. Von einem förmlichen Kanon der LXX, der noch andere *Schriften* als die palästinensische Sammlung enthalte, ist dort keine Spur, obwohl man die Stelle häufig (doch nicht bei Scholz) als ein Zeugnifs des Origenes für die deuterokanonischen Bücher citirt findet. Nachdem nämlich Origenes eine Reihe von Abweichungen der LXX (im Hiob und im Pentateuch) aufgezählt hat, fährt er ironisch fort: „So ist es denn Zeit (nach der von Lommatzsch aufgenommenen Lesart ὥρα), wenn uns solches bekannt ist, die in den Gemeinden umlaufenden Handschriften abzuschaffen, und den Brüdern das Gesetz aufzulegen, zu beseitigen die bei ihnen gebräuchlichen heiligen Bücher, dagegen den Juden zu schmeicheln, dafs sie uns die reinen, nichts Erdichtetes enthaltenden Schriften mittheilen." Doch diese Zumuthung wird sofort abgewiesen. „Sollte aber die Vorsehung, welche in den heiligen Schriften allen christlichen Gemeinden Erbauung gewährt hat, nicht gesorgt haben für die theuer Erkauften, für welche Christus gestorben ist, da doch Gott seines eigenen Sohnes nicht verschont hat, sondern ihn für uns alle dahingegeben, damit er uns mit ihm alles schenkte? Aufserdem erwäge, ob es nicht gut ist, des Wortes (Prov. 22, 28.) eingedenk zu sein: Du sollst die alten Grenzen nicht verrücken, die deine Vorfahren gesteckt haben." — Also eine kirchliche Gewohnheit, die Origenes für providentiell hält, ist für ihn entscheidend, ohne dafs er jedoch den oben angegebenen Grundsatz des Africanus geradezu verwärfe, da es ihm ernstlich darum zu thun ist, die Ursprünglichkeit der Zusätze im alexandrinischen Daniel zu vertheidigen, und eine Verstümmlung des Buchs von Seiten der Juden wahrscheinlich zu machen. Dafs nun derselbe Grund, aus welchem Origenes die in der griechischen Uebersetzung gemachten *Zusätze* nicht aufgeben will, auch seine Entscheidung über die im palästinensischen Kanon nicht befindlichen *Bücher* bestimmt, erhellt aus C. 13. der angeführten Schrift. „Die Hebräer", sagt er, „machen keinen Gebrauch von den Büchern Tobia und Judith." Nun beruft er sich nicht etwa darauf, dafs doch die hellenistischen Juden sie in ihrer heiligen Sammlung haben; sondern ihm genügt: „χρῶνται τῷ Τωβίᾳ αἱ ἐκκλησίαι." — Dafs diese Schriften (mit Ausnahme der oben bezeichneten) überhaupt damals noch nicht der LXX incorporirt waren, läfst sich aus der Stelle des Origenes über den jüdischen Kanon bei Euseb. h. eccl. VI, 25. wahrscheinlich machen. Origenes hatte, als er jene Stelle schrieb, augenscheinlich die LXX vor sich. Dafür bürgt schon die Reihenfolge, in der die Bücher aufgezählt werden, sodann der Umstand, dafs als zum Jeremia gehörig neben den Klagliedern noch der, soviel wir wissen, nur griechisch vorhanden gewesene Brief des Jeremia genannt wird, welcher vielleicht schon damals mit dem Buch Baruch verbunden war.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

Einleitung in die heiligen Schriften des alten und neuen Testaments von Dr. J. M. Augustin Scholz.

(Schluſs.)

Wenn nun Origenes am Schlusse sagt: ἔξω δὲ τούτων ἐστὶ τὰ Μακκαβαϊκά, so ist dies, da wir sonst keine Spur von einer Anreihung des allerdings ursprünglich hebräisch verfaſsten ersten Maccabäerbuchs an den hebräischen Kanon haben, doch wohl so zu erklären, daſs Origenes τὰ Μακκαβαϊκὰ den Manuscripten der LXX angehängt fand. [Wie die Ansicht von Scholz (S. 228), daſs Origenes die Bücher der Maccabäer (auch das zweite?) für einen Bestandtheil des *hebräischen* Kanons gehalten habe, mit den Worten ἔξω δὲ τούτων u. s. w. sich soll vereinigen lassen, ist nicht abzusehen.] Auf der andern Seite aber ist nicht recht begreiflich, warum Origenes, wenn auſser den den Maccabäerschriften noch andere Bücher den LXX angehängt zu werden pflegten, diese hier nicht aufgezählt hat. — So viel ist ausgemacht, daſs für die von Sch. (S. 470) aufgestellte Behauptung, *sämmtliche* deuterokanonische Bücher seien in die Sammlung der LXX aufgenommen, und diese sei sodann 100 und einige Jahre *vor* Christus abgeschlossen worden, jeder Beweis fehlt. — Eben so wenig aber als für den angeblichen alexandrinisch-jüdischen Kanon zeugt Origenes für die apostolische Beglaubigung der deuterokanonischen Bücher. Nicht eine Stelle hat Hr. Dr. Sch. hiefür aufgebracht. Vielmehr zeigen, wie bereits angedeutet worden ist, seine Aeuſserungen über die von ihm als apokryphisch verworfenen Bücher, bei denen er das ihnen zu gut kommende neutestamentliche Zeugniſs nicht verschweigt, wie unabhängig sein consensus ecclesiarum von der apostolischen Beglaubigung ist. So sagt er im Prolog zum Hohenliede, den Sch. nicht erschöpfend benutzt hat (ed. Lommatsch T. XIV. S. 325): „palam est, multa ab apostolis vel ab evangelistis exempla esse prolata, et Novo Testamento inserta, quae in his scripturis, quas canonicas habemus, nunquam legimus, in apocryphis tamen inveniuntur *et evidenter ex ipsis ostenduntur assumta.* (Vgl. ep. ad Afric. C. 9. Comm. in Matth. Tom. X, 18. ed. Lomm. III. p. 49 Comm. in Matth. ser. ed. Lomm. IV. p. 238 f.) *Sed ne sic quidem locus apocryphis dandus est:* non enim transeundi sunt termini, quos statuerunt patres nostri (wie in der oben angeführten Stelle aus ep. ad Afr. C. 5.). Potuit enim fieri, ut apostoli vel evangelistae sancto spiritu repleti sciverint, quid assumendum ex illis esset scripturis, quidve refutandum; nobis autem non est absque periculo aliquid tale praesumere, quibus non est tanta spiritus abundantia" Wenn Origenes etwas von einer apostolischen Tradition gewuſst hätte, nach welcher die Kirche die Apokryphen verwarf, aber die deuterokanonischen Bücher festhielt, so hätte er es offenbar an dieser Stelle nicht verschweigen können. — Wie sehr er übrigens, ungeachtet er überall die Auctorität des kirchlichen Herkommens voranstellt, doch bei seinen Urtheilen über die Annehmbarkeit oder Verwerflichkeit eines Buchs sich durch *innere* Gründe bestimmen läſst, erhellt aus mehreren Stellen: was weiter auszuführen, hier der Raum verbietet. — Die von Sch. angeführten nachorigeneischen Zeugnisse glauben wir nicht besprechen zu müssen. Das Ergebniſs ist kein anderes, als, was die Protestanten längst zugegeben haben, daſs man sich in der Kirche frühzeitig gewöhnt hatte, mehrere Schriften des späteren, besonders alexandrinischen Judenthums mit gleicher Ehrfurcht wie die Schriften des A. T. zu behandeln, und nun später diesen Gebrauch, der sich ohnehin aus mehreren Gründen empfahl, nicht mehr aufgeben wollte. Um das Aufkommen jener Gewohnheit zu erklären, reicht dasjenige vollkommen hin, was oben über die Stellung des alexandrinischen

Digitized by Google

Judenthums zum Kanon bemerkt worden ist, ohne dafs es hiezu der Hypothese eines besondern alexandrinischen Kanons bedurfte.

An das Bisherige reihen wir einige kurze Bemerkungen über den Abschnitt § 146 ff. S. 463 ff., in welchem Hr. Sch. ausführlich „über die Entstehung der LXX, ihre Beschaffenheit und ihre Schicksale" handelt. Bei'm ersten Puncte ist das hergehörige Material vollständig beigebracht; nur das bekannte plautinische Scholion, auf welches *Ritschl* seine interessante Untersuchung über die alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolemäern gegründet hat, ist nicht berücksichtigt. In der Auffassung der Aristeassage schliefst sich Sch. an diejenigen an, welche einen historischen Kern in derselben nachzuweisen gesucht haben. — Ungenügend ist dagegen § 147. die Erörterung der Beschaffenheit der LXX. Namentlich hat sich Hr. Sch. auf die Nachweisung der von den alexandrinischen Uebersetzern befolgten hermeneutischen Grundsätze nicht eingelassen. Wie wenig er überhaupt an eine genauere Charakteristik der jüdisch-alexandrinischen Litteratur dachte, zeigt schon ein früherer Abschnitt, nämlich das vierte Hauptstück, in welchem eine „Uebersicht der litterarischen Thätigkeit unter den Bewohnern des biblischen Schauplatzes, insbesondere unter den Israeliten, von Mose bis ins apostolische Zeitalter" gegeben werden soll. Wir finden hier Notizen über die Litteratur der alten Aegypter, der Phönizier, Assyrer, Babylonier, Perser und Griechen, — wobei man oft verwundert fragen mufs, was denn dieses alles in einer biblischen Einleitung thun soll; aber über den Alexandrinismus erfahren wir so gut als nichts. Und doch ist es nicht blofs für die Beurtheilung der alexandrinischen Kritik des neuen Testaments (welche allerdings S. 640 dem Verf. zu einigen kurzen Bemerkungen über das Eigenthümliche alexandrinischer Kritik überhaupt Veranlassung giebt), sondern schon für die Beurtheilung der LXX von grofser Wichtigkeit, den allgemeinen Charakter des Alexandrinismus und besonders der alexandrinischen Philologie wohl ins Auge zu fassen. Offenbar behandeln die LXX die heiligen Bücher, wie Zenodot und Aristarch den Homer. Wenn diese das der Poësie und der Sitte der Menschen und Götter Unwürdige beseitigten, und so den subjectiven Geschmack als höchsten Richter in der Textkritik betrachteten (nach Cicero's bekanntem Wort „Aristarchus Homeri versum negat, quem non probat"): so haben die alexandrinischen Uebersetzer des A. T. nicht minder in hundert Fällen, und wohl auch häufig an Stellen, wo man bei ihnen einen andern hebräischen Text vorauszusetzen pflegt, um des πρέπον willen geändert. — Die *äufsere* Geschichte des Textes der LXX ist S. 474—82 befriedigend gegeben; genau wird von den Handschriften der LXX und später (S. 567—569) noch besonders von den Handschriften der deuterokanonischen Bücher gehandelt, wie denn überhaupt alles, was die Handschriftenkunde angeht, im vorliegenden Werke sehr ausführlich dargestellt ist.

Aus dem übrigen Inhalt des ersten Bandes sind noch als besonders bemerkenswerth zu nennen die Untersuchungen über den *Text des neuen Testaments*, in welchen der Verf., der bekanntlich wegen der in seiner Ausgabe des N. T. befolgten kritischen Grundsätze vielfach angefochten worden ist, eine neue Durcharbeitung des Gegenstandes darbietet. Er giebt zu, dafs er früher „manchen Scheingründen die Beweiskraft wirklicher eingeräumt und die Folgerungen zu rasch gezogen habe," hält aber im Wesentlichen die früheren Ansichten fest, nämlich: die Unterscheidung zweier Hauptrecensionen, der konstantinopolitanischen oder asiatischen und der alexandrinischen, an welche letztere sich die occidentalischen Auctoritäten anschliefsen, die Zurückstellung des alexandrinischen Texts, welcher durch die alexandrinischen Grammatiker ganz besonders verdorben worden sei, daher die Zurückstellung der Urkunden dieses Textes, also gerade der älteren neutestamentlichen Handschriften und der Vulgata, dagegen die Bevorzugung des konstantinopolitanischen Textes, als des beziehungsweise unverdorbenen, und eben deshalb der jüngeren Handschriften, in welchen sich derselbe vorfindet, wobei der Verf. den Umstand, dafs gerade vom konstantinopolitanischen Texte ältere Handschriften fehlen (S. 617 ff.) nicht übel erklärt. — Uebrigens ist der Verf. doch in der Verurtheilung der alexandrinischen Recension vorsichtiger geworden; es wird zu Gunsten derselben Einiges zugestanden, und am Ende der Satz aufgestellt (S. 640): „wir werden nicht irren, wenn wir *gewöhnlicher* den Text für den wahren ursprünglichen halten, der in den besten Documenten der konstantinopolitanischen Familie sich findet. Weichen sie von ein-

Digitized by Google

ander ab, oder kündigen die meisten oder einzelne selbst gewisse Lesarten als spätere Zusätze an, dann treten auch die alexandrinischen entscheidend ein und innere Gründe." Demgemäfs räumt der Vf. ein, dafs er in seiner Ausgabe des N. T. manche Hauptlesarten der alexandrinischen Familie hätte in den Text aufnehmen sollen. Man hat früher an der Sch.'schen Theorie besonders getadelt, dafs die Annahme, als sei der konstantinopolitanische Text die treue Ueberlieferung des ursprünglich in Kleinasien und Syrien gewesenen, nicht bewiesen sei. Der Verf. versucht in der vorliegenden neuen Durcharbeitung des Gegenstandes den Beweis, aber was er in dieser Beziehung ausführt, ist noch immer schwankend und unsicher, und etwas auffallend ist, dafs er bei mehreren wichtigen Sätzen (besonders S. 633) die genaueren Belege zu geben unterlassen hat. — Den Angriffen, welche der Verf. wegen vermeintlicher Herabsetzung des Ansehens der Vulgata hat erfahren müssen, begegnet er S. 630 f. vgl. S. 605 sehr passend. Ueberhaupt schliefst er sich hinsichtlich der Auctorität der Vulgata an die freiere Auslegung des tridentiner Decrets an (S. 257. 539 ff.), natürlich mit der Voraussetzung, dafs diese Uebersetzung zwar nicht in dem, was die Kritik, Grammatik, Rhetorik, Geographie, Archäologie, Naturgeschichte u. s. w. betrifft, wohl aber in allem, was auf die Glaubens- und Sittenlehre sich bezieht, als fehlerfrei werde erfunden werden — eine Unterscheidung, die in einzelnen Fällen Verlegenheiten bereiten dürfte. — Ueber die Wärme, mit der der Verf. S. 333 ff. der Verbreitung der heiligen Schrift und dem Studium derselben das Wort redet, kann sich der Protestant nur freuen; aber was soll man dazu sagen, wenn der Vf. S. 335 die Verhütung der Glaubenstrennung in Spanien, Portugal, Italien und Belgien vorzugsweise dem Einflusse zuschreibt, welchen in diesen Ländern, besonders in Spanien, das eifrige Studium der heiligen Schrift ausgeübt habe!!

Ueber den zweiten Band des Werkes glaubt Referent sich kurz fassen zu dürfen. Denn derselbe enthält zwar im Allgemeinen fleifsige Sammlungen, die übrigens sehr der Sichtung bedürfen (so namentlich die Aufzählung der Zeugnisse für das Alter des Pentateuchs) auch an einzelnen guten Bemerkungen und interessanten Notizen fehlt es, besonders in den Abschnitten über die Glaubwürdigkeit der historischen Bücher, nicht; aber durchgreifende Untersuchungen, durch welche entweder neue Resultate gewonnen oder hergebrachte Ansichten neu begründet und gesichert würden, hat Referent nicht gefunden. Gerade die wichtigsten und schwierigsten Probleme der neueren Kritik sind öfters kaum flüchtig angedeutet. Einige Beispiele mögen dieses Urtheil rechtfertigen. In der Beweisführung für die ursprüngliche Einheit des Pentateuchs wird die entgegenstehende Ansicht S. 85 f. so kurz und flüchtig charakterisirt, dafs nicht einmal der gegenwärtige Stand der Controverse daraus zu erkennen ist. Unter den Beweisen für die Aechtheit des Pentateuchs findet sich noch der aus dem hohen Alter des samaritanischen Pentateuchs. Auf eine Erörterung der Eigenthümlichkeit desselben und namentlich seines Verhältnisses zur Uebersetzung der LXX wird gar nicht eingegangen. Alles kommt auf den Grund hinaus (S. 79): „hätten die Samaritaner ihr Gesetzbuch erst nach dem Exil z. B. durch Manasse erhalten, in welcher Zeit die Sammlung der heiligen Bücher bereits beträchtlich gewesen sein mufs, so würden sie wenigstens einige andere z. B. die Bücher Josua, der Richter, Ruth, Samuels u. a. neben dem Pentateuch sich sicher angeeignet haben" u. s. w. — als ob dieser Umstand sich nicht leicht auf andere Weise erklären liefse. — Bei der Bestimmung des Alters des Buches Josua unterscheidet der Verfasser nicht genau genug zwischen dem, was blofs auf ein höheres Alter der zu Grunde liegenden *Quellen* hinweist, und den Spuren, aus denen die Zeit der Redaction des Buches zu errathen ist. Auf eine Erörterung des gegenseitigen Verhältnisses der den Büchern Josua und Richter gemeinsamen Stellen läfst sich der Verfasser nicht ein, ungeachtet S. 245 eine Untersuchung der Sache versprochen wird. Bei der Ausführlichkeit, mit welcher sonst das Geographische behandelt wird, ist zu bedauern, dafs der auf diesem Gebiet so bewanderte Verfasser über die Differenzen zwischen dem Buche Josua und dem I Buche der Chronik S. 267 mit der kurzen Bemerkung hinweggeht: „sie mögen aus veränderten Localverhältnissen zu erklären sein." — Beim Buche der Richter vermifst man noch mehr als bei den vorhergehenden eine genauere Untersuchung der Com-

Digitized by Google

position desselben; nicht einmal das Verhältnifs des Stückes 2, 6 ff. zu 1, 1 ff. wird besprochen u. s. w. So läfst das Werk in jedem seiner Theile Vieles zu wünschen übrig.

Mit grofsem Eifer hat der Verfasser die Vertheidigung des Inhalts der deuterokanonischen historischen Bücher unternommen, aber ohne dafs er darin mehr Glück gehabt hätte, als seine Vorgänger. Referent hebt beispielsweise das Buch *Judith* hervor, dessen geschichtlichen Charakter Herr Scholz so streng festhält, dafs er nur in den Ortsnamen einige durch Abschreiber und Uebersetzer entstandene Verstöfse zugeben will. Er setzt das in demselben Erzählte in die Zeit nach der Rückkehr Manassa's aus der Gefangenschaft, zwischen 648—44 vor Chr. Nebuchodonosor ist ihm der assyrische König Chiniladan (den er, beiläfig gesagt, S. 558 von Sardanapal unterscheidet), der nach dem Tode des Meders Arphaxad (d. h. Phraortes) die früher dem assyrischen Reiche unterworfenen Länder des westlichen Asiens durch seinen Feldherrn Holofernes zum Gehorsam bringen will. — Unglücklicher Weise ist aber die Chronologie des Verfassers nicht minder in Verwirrung als die des Buches Judith selbst. Nach S. 591 soll Arphaxad in Medien 665—642, Chiniladan in Ninive 658—636 regiert haben. Diese Angabe mufs der Verfasser völlig vergessen haben, wenn er S. 598 den Chiniladan nach dem Tode des Arphaxad zwischen 648—644 die westlichen Länder bekriegen läfst. Dagegen nach S. 612 (vgl. S. 559) ist das Todesjahr des Phraortes 635; dann aber kann Holofernes nicht schon unter Manasse, der 641 starb, in Palästina gewesen sein. — Wie kühn der Verf. in seinen Hypothesen ist, zeigt weiter die Vermuthung (S. 596), dafs der im Buche Judith vorkommende Hohepriester Jojakim (Vulg. Eljakim) eine Person sei mit dem Eljakim, der 2. Kor. 18, 18. Jesaj. 22, 15 ff. als Beamter des Hiskia, und zwar in der ersteren Stelle zur Zeit des Einfalles Sanherib's erscheint. Nun setzt Herr Scholz (S. 556) den Einfall Sanherib's in Juda in's Jahr 714. Das hohe Alter, welches er somit dem Eljakim beilegt, scheint ihm gar keine Bedenken gemacht zu haben. Dagegen ist die Art und Weise, wie Hr. Scholz den im B. Judith geschilderten Zustand des Volkes in der letzten Zeit des Manasse unterzubringen sucht, wenigstens ingeniös, obwohl er auch hier eine Unwahrscheinlichkeit an die andere reiht. — Möge der Herr Verf. in den folgenden Bänden eine sorgfältigere Durcharbeitung des reichen, von ihm gesammelten Materials liefern, damit das Werk wenigstens ein brauchbares Repertorium werde.

Dr. Oehler, in Breslau.

XIV.

Vocabularium Sinicum. Concinnavit Guilelmus Schott. Berlin, 1844. 4.

Dieses kleine Vocabular enthält Abdrücke aller derjenigen Chinesischen Schriftzeichen, welche in ungefähr zweitausend Matrizen gegossen sind, die der bekannte Missionar C. Gützlaff vor acht Jahren aus China nach Berlin schickte — dazu noch eine Anzahl anderer, die auf Kosten der K. Akademie in Berlin selbst geschnitten worden. Es ist hauptsächlich zu erleichterter Benutzung dieser Typen und nebenbei zu dem Zwecke abgefafst, dafs der Anfänger die vornehmsten Bedeutungen vieler nothwendigen Schriftzeichen vollständig und in möglichst logischer Ordnung kennen lerne. Da dieser Typenschatz übrigens immer noch sehr lückenhaft ist, und neben manchem unnöthigen Zeichen manches unentbehrliche gar nicht enthält: so war an die Abfassung eines eigentlichen Wörterbuchs schon darum kein Gedanke; und der Herausgeber selbst gesteht seinem Vocabularium nur für solche Anfänger einigen Nutzen zu, die, sofern es ihnen an Mitteln zur Anschaffung eines grofsen Wörterbuches fehlt, wenigstens einen Lehrer in der Nähe haben, der sie mit den fehlenden nothwendigen Zeichen und ihren Bedeutungen bekannt macht.

Ein grofser Theil der in China geschnittenen Charaktere, welche in diesem Vocabular abgedruckt sind, entbehrt aller Schärfe und Symmetrie; desto weniger wird man diese Eigenschaften an allen denjenigen vermissen, welche nach Vorzeichnungen des Geheimenraths von Olfers durch den hiesigen Typographen Beierhaus geschnitten sind.

Es ist lebhaft zu wünschen, dafs eine andere, gleichfalls der Königl. Akademie angehörende, sehr vollständige Sammlung Chinesischer Typen, aus der Officin des bekannten Marcelin le Grand zu Paris, baldigst in ihrem ganzen Umfange benutzt werden könne. Diese allein wird den Verfasser des Vocabulars in den Stand setzen, seine Chinesische Grammatik und sein ausführliches Wörterbuch dieser Sprache endlich erscheinen zu lassen.

Digitized by Google

№ 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

XV.

M. Tullii Ciceronis opera, quae supersunt, omnia ex rec. Io. Casp. Orellii. Ed. altera emendatior. Curaverunt Io. Casp. Orellius et Io. Georg. Baiterus. Vol. I. VIII. 506. *Vol. III. LXIV.* 783. *Turici* 1845. *Lex.* 8.

Als Hr. Orelli im J. 1826 die Herausgabe der sämmtlichen Werke des Cicero begann, war es seine Absicht, sich möglichst an die in den Ausgaben schon vorhandenen kritischen Hülfsmittel zu halten und zugleich durch Vergleichung der wichtigsten Ausgaben eine sehr specielle Geschichte des gedruckten Textes zu geben. So hatte er denn im ersten Bande in den meisten Schriften Ernestis, in den Büchern de oratore Müllers, im Brutus Ellendts Ausgabe zu Grunde gelegt, was ihn jedoch nicht abhielt dieselben mannigfach zu verbessern. Nur zu den rhet. ad Herenn. und den BB. de invent. benutzte er eine nicht verglichene Züricher Hdschr.: die Handschriften Anderer führte er selten namentlich an. Dasselbe Verfahren setzte er bei dem gröfsten Theil der Reden fort, soweit sie Beck herausgegeben hatte, so jedoch, dafs er immer selbstständiger ward und die besten Hss. mehr berücksichtigte. Die Bearbeitung der philosophischen Schriften, welche 1828 erschien, verdient gewifs schon zum gröfsten Theil eine selbstständige genannt zu werden und brachte zu den Tusculanen, Cato maior, Laelius und Officien vorzügliche Hülfsmittel. Zuletzt erschienen die Briefe in einer ganz neuen Recension, mit genauen Vergleichungen der Mediceer Hss. und Untersuchungen über die handschriftliche Ueberlieferung, welche sich allgemeine Anerkennung verschafft haben. So hatte Hr. Orelli beim Fortgang der Arbeit selbst die Unzulänglichkeit einer Bearbeitung nach den vorhandenen Ausgaben eingesehn und nach Vollendung derselben hörte er nicht auf, neue handschriftliche Hülfsmittel zu sammeln, wie dies die seitdem erschienenen Einzelausgaben sowohl als die jetzige Gesammtausgabe bezeugen.

Vor allen Dingen ist es nun an dieser zu loben, dafs die Varianten der Ausgaben, welche früher den Hauptinhalt der Anmerkungen bildeten, weggefallen sind. Wenn sie auch für den Fleifs des Herausgebers ein löbliches Zeugnifs ablegten, so konnten sie doch an und für sich für die Verbesserung des Textes nicht von Entscheidung sein, und wo die Geschichte der handschriftlichen Ueberlieferung so dürftig vertreter war, konnte man nur bedauern, dafs Kosten und Mühe auf eine Geschichte des gedruckten Textes verwandt war, welche bei genügender handschriftlicher Grundlage höchstens zur Befriedigung einer überflüfsigen Neugierde dient. An die Stelle jener Vergleichung der Ausgaben aber sind jetzt die dankenswerthesten Mittheilungen aus Handschriften getreten. Hierbei können wir nur bedauern, dafs die Herausgeber ihre Vergleichungen in der Ausgabe selbst nicht vollständig mitgetheilt haben. Sucht man nach einem Grunde für diesen Mangel, den schon frühere Ausgaben des Hrn. Orelli haben, so findet man nur allgemeine und ungenügende Abweisungen. So heifst es in der Einzelausgabe des letzten Buchs der Verrinen p. VI der Vorr. „integram quattuor codd. lectionem nunc dare non potui," bei Hrn. Baiter Ind. lectt. Turic. 1844—45 „totum autem hunc apparatum criticum in novam Tullianorum operum editionem recipere cum a consilio nostro abhorreret," in der Vorr. zu Bd. I. der neuen Ausg. „iam cum huius curae leges atque fines non concederent, ut totus noster apparatus criticus in eam reciperetur." Es sollte sich kein Herausgeber erlauben zu entscheiden, welche Varianten der Mittheilung nicht werth sind, da eine richtige Beurtheilung und Benutzung der Hss. nur aus der vollständigen Angabe derselben möglich ist, und, was Vielen als werthlos

Digitized by Google

erschien, oft einen glücklichen Einfall erzeugt hat, der das Wahre herstellte. Die Raumersparnifs, welche nicht einmal bedeutend sein kann, sollte am wenigsten einen Grund hierfür abgeben. Allerdings ist nicht daran zu denken, dafs die Herausgeber die vollständige Benutzung Andern entziehn oder ihnen die Möglichkeit der Controle hätten nehmen wollen. Dies zeigt, dafs Hr. Baiter begonnen hat die vollständigen Vergleichungen in Programmen zu veröffentlichen. Aber wozu diese überflüfsige Weitläuftigkeit, welche schon an sich die Uebersicht erschwert und noch mehr dadurch, dafs in den Programmen die Abweichungen von der ersten Ausgabe angegeben werden? Möchten daher die Herausgeber in den noch übrigen Bänden, was sie geben, vollständig geben.

Der erste Band nun der neuen Ausgabe umfafst die rhethorischen Schriften. Denn die nach Hrn. Orellis Ansicht untergeschobenen Bücher, welche früher damit verbunden waren, sind mit Recht für die Theile verspart, zu denen sie gehören *). Je mehr dieser erste Band in der ersten Ausgabe vernachläfsigt war, um so mehr hat er jetzt gewonnen. Im auct. ad Herenn. ist die schon früher benutzte Züricher Handschrift aus dem XII. Jahrh. von Hrn. Baiter von Neuem verglichen. Dazu sind gekommen: eine Pariser, bis § 9. aus dem XI., übrigens aus dem IX. Jahrh., zwei Bamberger, die eine aus dem X., die andere aus dem XIII. Jahrh., eine Freisinger, jetzt Münchner, aus dem XI. Jahrh., endlich die von Trofs aus seiner Handschrift aus dem XII. Jahrh. in den Jahn. Jahrbb. mitgetheilten Lesarten. Diese letzte, die Pariser und Züricher enthalten auch die BB. de invent., wozu Hr. Baiter die Vergleichung eines cod. Angelomontanus aus dem XII. Jahrh. gefügt hat, von welchem er aber p. 143, 30 bemerkt, er glaube nach näherer Prüfung, derselbe sei aus der Züricher Handschrift abgeschrieben. Durch diese bedeutenden Hülfsmittel ist denn für diese Schriften eine sichere Grundlage gewonnen und einem neuen Herausgeber wäre etwa nur noch die genaue Vergleichung der älteren Handschriften Oudendorps zu empfehlen, namenlich der Vossischen mit dem Scholiasten zu de invent., welche die Herausgeber neben ihrem Apparat mit Recht erwähnt haben. Bedeutende Resultate sind freilich nur bei genauem Eindringen in Sprache, Sache und Gedankengang zu erwarten, was einer Specialausgabe vorbehalten bleiben mufs. Bei den BB. de oratore haben sich die Herausgeber durch die Leistungen Henrichsens und Ellendts nicht abhalten lassen, den kritischen Apparat zu vermehren. Bekanntlich gibt es von diesen BB., dem Brutus und orator zwei Klassen von Handschriften, eine der unvollständigen und eine zweite der vollständigen, welche letztere aus der im XV. Jahrh. vom Bischoff Gerhard Landrianus zu Lodi gefundenen jetzt verlorenen Handschrift stammt. Aus der erstern Familie haben die Herausgeber für de oratore eine genaue Vergleichung einer Handschrift aus Avranche (Abrincensis) aus dem X. oder XI. Jahrh. erhalten, welche auch den orator enthält, aus der zweiten eine minder sorgfältige Collation einer Erlanger Handschrift aus dem XV. Jahrhundert. Im Brutus und orator sind die Hülfsmittel der seit der ersten Ausgabe erschienenen Einzelausgaben benutzt, für letztere Schrift noch die allerdings nicht sehr reichhaltigen Excerpte des Abrincensis, welche Ravaisson in seinen Rapports sur les bibliothèques des départements de l'ouest mitgetheilt hat. Die Topica und de optimo gen. orat. waren in der Orell. Ausgabe von 1830, besonders erstere, mit vorzüglichem Apparat ausgerüstet. Nur die kleine Schrift partitiones oratoriae hat seit der ersten Ausgabe in Betreff des Apparats keine Bereicherung erfahren.

Es kann nicht unsere Absicht sein, ein Buch so reichhaltigen Inhalts im Einzelnen durchzugehn und das Verfahren der Herausgeber Schritt für Schritt zu verfolgen. Nur sehr wenige Stellen wollen wir etwas genauer besprechen.

Rhed. ad Herenn. I, 2 extr. durfte sich Hr. Orelli durch die nur scheinbar bedeutende Abweichung der Handschriften nicht bestimmen lassen, die bestehende Lesart für verderbt zu halten: „Quoniam igitur demonstratum est, quas causas oratorem recipere quasque res habere conveniret, nunc, *quemadmodum ad orationem possint oratoris officia accommodari*, dicendum videtur." So hat die Züricher Handschrift, nur „officia oratoris," welche Stellung die ältere Bamberger und die Freisinger bestätigen. Diese hat: „quem-

*) In Betreff dieser „dubia et suppositicia" wird es interessant sein zu erfahren, dafs Hr. Orelli seinen Verdacht gegen die Catilinarien keineswegs aufgegeben hat, wie man daraus sieht, dafs er ad Att. II, 1. die bekannte Stelle § 3. noch immer für eingeschoben erklärt.

Digitized by Google

admodum ad rationem possint officia orationis" (verbess. oratoris) „accommodari," jene: „quemadmodum oratio ad rationem possit officii oratoris accommodari." Die Vergleichung dieser beiden zeigt aber deutlich, dafs die ganze Corruptel durch Verwechselung von ratio und oratio entstanden ist. Denn „oratio" in der Bamb. war ursprünglich über „rationem" geschrieben, um dies zu verbessern: nachdem es in den Text gekommen, ward das Uebrige darnach geändert. In der Handschrift sind aufserdem die Worte umgestellt: „quemadm. possit oratio ad rationem oratoris officii accommodari." Die übrigen Handschriften weichen fast nur durch die Wortstellung von der Züricher ab. So viel von der Auctorität der Lesart: sie ist aber auch die richtige. Denn dasselbe, was hier gesagt ist, wird zu Anfang des zweiten Buchs wiederholt: „In primo libro, Herenni, breviter exposuimus, quas causas recipere oratorem oporteret et in quibus officiis elaborare conveniret, et ea officia qua ratione facillime consequi posset." Die officia oratoris sind aber nichts anderes als die I, 2, 3 aufgezählten inventio, dispositio, elocutio, cett., wie sich aus II, 1, 1 ergibt: „cum de quinque oratoris officiis tractaremus, quorum inventio et prima et difficillima est." Und „officia ad orationem accommodare" heifst seine Obliegenheiten bei der Rede ausüben (eig. anwenden), wie II, 2, 2 „quae ratio posset inventiones" (die inventio ist ja eben ein officium) „ad unamquamque constitutionem aut partem constitutionis accommodare." — II, 4, 7 ist dagegen mit Recht folgende Stelle als verderbt bezeichnet: „Tempus ita quaeritur: qua parte anni, *qua hora*, noctu an interdiu, *qua diei*, *qua noctis hora* factum esse dicatur;" aber es hätte die Lesart der besten Handschriften in den Text gesetzt werden sollen. Denn in der Pariser, Züricher und Hrn. Trossens Handschrift steht: „qua parte anni, qua hora, noctu an interdiu, et qua die, quota hora factum esse d.," wovon die ältere Bamberger und die Freis. nur in sofern abweichen, dafs diese „et" vor „qua die" ausläfst, jene „diei" hat. Nur die jüngere Bamberger hat „et quo die qua *noctis* hora." Darnach wird wol zu schreiben sein: „qua parte anni, noctu an interdiu, et qua die, quota hora." Das „qua hora" ist ursprünglich an den Rand geschrieben, damit „qua die, qua hora" gesetzt würde und so das Pronomen dasselbe bliebe. Hr. Orelli vermuthete in der ersten Ausgabe „qua anni hora, noctu" cett., aber anni hora sagen nur Dichter und Spätere. — 9, 6 verlangt der Gedanke offenbar: „nec esse ambigue scriptum, cum intellegatur, *utra* sententia vera sit," nämlich „nostra an adversarii:" und so haben statt „utrum," was die Herausgeber beibehalten, nach Hrn. Baiters Programm die Paris., jüng. Bamb., Zürich., und von neuerer Hand die Freising. Handschrift, nicht „*utro*," wie es in der Ausgabe heifst. — IV, 1, 2 haben statt der in der Ausgabe so bezeichneten Worte: „Non igitur ridiculus sit, si quis in lite aut in iudicio † domesticis testimoniis pugnet [et sui ipsius abutatur exemplo]" die Par., ält. Bamb. und Freising. Handschrift nur diese: „Non igitur ridiculus sit, si quis in lite aut in iudicio domestico pugnet?" Dies ist ganz richtig, wenn man nur aus den nächst vorhergehenden Worten: „Id enim, quod admonuerit et leviter fecerit praeceptio, exemplo sicut testimonio comprobatur" zu „domestico" ergänzt testimonio." Der Verfasser spricht darüber, ob es nicht unpassend sei, dafs er für seine Vorschriften selbstgemachte Beispiele gebe. Man könnte, sagt er, dies für eben so lächerlich halten, als wenn Jemand in einer Streitsache für sich sein eigenes Zeugnifs anführt. Denn das heifst „domesticum testimonium," wie de orat. II, 20, 86 „domesticum praeconium" und orat. 38, 132 „exempla domestica" Beispiele aus den eignen Reden. Dies hat der, welcher den Zusatz gemacht hat, deutlicher aussprechen wollen: „suo ipsius testimonio abutatur" in Hrn. Trossens Handschrift, „et si ipsius testimonio dederit exemplum abutatur" in der Züricher, indem der Schreiber schwankte, ob er „sui ipsius testimonio abutatur" oder „sui ipsius dederit exemplum" setzen sollte.

De invent. II, 14, 46 „cum animus hac intentione omnes totius negotii partes considerabit, tum illi ipsi in medium conservati loci procedent" möchte es unmöglich sein zu erklären, was „conservati" hier bedeuten soll. Es mufs heifsen coacervati."

De orat. II, 2, 6 ist die anerkannt verderbte Stelle: „Quare equidem et in nostra civitate et in ipsa Graecia, quae semper haec summa duxit, multos et ingeniis et magna laude dicendi sine summa rerum omnium scientia fuisse fateor" meiner Meinung nach so zu verbessern „et ingenita et magna laude dicendi." Da laus nicht nur Lob und Ruhm, sondern auch das Verdienst und die lobenswerthe Eigenschaft bezeichnet, so

Digitized by Google

hindert Nichts diese eine ingenita zu nennen, was zu dem Gegensatze der erlernten Kenntnisse sehr gut passt.

Brut. 3, 10: „Quid vos, inquam, Brute et Attici nunc? quod tandem novi?" hätte die Lesart mehrerer Lagomarsin. Hss.: „Quid vos, Brute et Attici? numquid tandem novi? wenigstens erwähnt werden sollen. Ellendt nennt sie scriptura haud quaquam spernenda: vielmehr ist sie die einzig richtige. Denn die andere würde Cicero's Verwunderung ausdrücken, dafs Atticus und Brutus ihn jetzt besuchen, und das „quid tandem novi?" diesen Besuch als etwas so Aufserordentliches bezeichnen, dafs er nur durch einen ganz besondern Vorfall veranlafst sein könnte. Wie unpassend, zeigt der Anfang des Cap. „Nam cum inambularem in xysto et essem otiosus domi, Marcus ad me Brutus, *ut consueverat*, cum T. Pomponio venerat, homines cum inter se coniuncti tum mihi ita cari itaque iucundi, ut eorum aspectu omnis, quae me angebat, de re publica cura consederit." An diese cura de re publica reiht sich vortrefflich der Beginn des Gespräches: Was bringt ihr? ist endlich etwas geschehen? Nämlich in Afrika, wo Caesar damals den Krieg führte. — In der Stelle über Caesar 72, 252 billige ich zwar die aufgenommene Lesart, bin aber der Meinung, dafs die letzten Worte des § 253. „hunc facilem et cotidianum novisse sermonem nunc pro relicto est habendum" mit Recht von Ennesti dem Atticus zugetheilt sind. Jetzt glaubt man, Caesar habe in der Vorrede zu den BB. de analogia so über Cicero gesprochen: „ac si, ut cogitata praeclare eloqui possent, nonnulli studio et usu elaboraverunt, cuius te paene principem copiae atque inventorem bene de nomine ac dignitate populi Romani meritum esse existimare debemus, hunc facilem et cotidianum novisse sermonem nunc pro relicto est habendum." Dies soll nach Bernhardy's von Ellendt gebilligter Erklärung heifsen: „und wenn schon Einige durch Fleifs und Uebung einen schönen Ausdruck ihrer Gedanken erstrebt haben, so mufs man doch der Meinung sein, dafs die gründliche Erforschung unserer Umgangssprache noch im Rückstande ist." Hier ist etwas hineingetragen, wovon Cicero Nichts sagt und ohne welches die Erklärung nicht bestehen kann. Denn es ist blofs von einer Kenntnifs die Rede, keinesweges von einer *gründlichen Erforschung*, d. h., wie Hr. Bernhardy meint, einer solchen, wie sie Caesar in den BB. de analogia unternommen haben soll. Und doch wie kann man glauben Caesar habe in diesem Werke sein Hauptaugenmerk auf die gewöhnliche Umgangssprache gerichtet? Nimmt man aber die Worte so, wie sie dastehen, so mufs man es grob und wunderbar finden, dafs denen, welche sich zu einem schönen Ausdrucke ihrer Gedanken erhoben haben, und also hauptsächlich dem angeredeten Cicero die Kenntnifs der leichten und gewöhnlichen Umgangssprache abgesprochen werden soll. Ich interpungire die Stelle so: „qui etiam in maximis occupationibus ad te ipsum, inquit in me intuens, de ratione Latine loquendi accuratissime scripserit primoque in libro dixerit verborum delectum originem esse eloquentiae tribueritque, mi Brute, huic nostro, qui me de illo maluit quam se dicere, laudem singularem (nam scripsit his verbis, cum hunc nomine esset affatus: „ac si, ut cogitata praeclare eloqui possent nonnulli studio et usu elaboraverunt, cuius te paene principem copiae atque inventorem bene de nomine ac dignitate populi Romani meritum esse exestimare debemus" —): hunc facilem et cotidianum novisse sermonem nunc pro relicto est habendum." Die letzten Worte bedeuten: man mufs es für etwas halten, worüber Niemand mehr ein Wort verliert, für etwas Ausgemachtes. Der Hauptgedanke ist nun der: „Wer über die Theorie der Sprache so genau geschrieben hat, von dem versteht es sich von selbst, dafs er die gewöhnliche Umgangssprache kennt." Zur Begründung dieses letzteren Urtheils gehört es nun eigentlich nicht, dafs Caesar Cicero gelobt hat: wenn dies also dessenungeachtet so angeführt wird, so ist das, um mich so auszudrücken, eine Anacoluthie des Gedankens, die bei Anführung einiger Worte aus Caesars Vorrede sehr leicht war. Hierzu werden in Parenthese die das Lob enthaltenden Worte Caesar's gesetzt, und zwar mit Weglassung des Nachsatzes. Warum? weil das Lob blofs im Vordersatz stand und das Uebrige nicht hierhergehörte. Darum würde ich es auch nicht billigen, wenn Jemand, um den Nachsatz zu gewinnen, „*huius* te paene principem copiae" etc. lesen wollte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

M. Tullii Ciceronis opera, quae supersunt, omnia ex rec. Io. Casp. Orellii. Ed altera emendatior. Curaverunt Io. Casp. Orellius et Io. Georg. Baiterus.

(Schlufs.)

Orat. 3, 11 heifst es: „Nam aut mirabuntur, quid haec pertineant ad ea, quae quaerimus; *quibus sufficiet res ipsa cognita, ut non sine causa alte repetita videatur*, aut reprehendent, quod inusitatas vias indagemus, tritas relinquamus." Aber die Worte „ut non sine causa" etc. geben einen falschen Gedanken, als könnte man die, welchen nur an der Erkenntnifs der Sache selbst gelegen ist, ohne ihre philosophische Begründung, hiervon dadurch abbringen, dafs man die Sache eben philosophisch begründet. Das „non" vor „sine causa" ist zu streichen. Weil jene Leute nur die Sache selbst kennen lernen wollen, erscheint ihnen die tiefere Begründung als überflüssig.

Den Anfang von de opt. gen. or. hat Hr. Orelli ebenso, wie in der Ausg. von 1830, gegeben: „Oratorum genera esse dicuntur tamquam poetarum. Id secus est: nam alterum est multiplex. Poëmatis enim tragici, comici, epici, melici etiam ac dithyrambici, *quo magis est tractatum a Latinis*, suum cuiusque est diversum a reliquis." Dies erklärt er in jener Ausg. dem Wortlaute nach ganz richtig: Die Verschiedenheit der Dichtungsarten richtet sich nach der gröfsern oder geringern Bearbeitung, welche sie im Lateinischen gefunden haben. Aber Nichts kann hier unpassender sein als dieser Gedanke. Cicero behauptet: Gattungen der Redner sollte man nicht ebenso sagen wie der Dichter. Denn die Poësie hat wirkliche Gattungen, die Beredtsamkeit aber läfst sich nicht spalten, und die Redner können nur, je nachdem sie von dem höchsten Ideal entfernt sind, im Werthe verschieden sein. Dies wird § 3. und 4. deutlich ausgesprochen. Es ist das aber ein ganz allgemeiner Gedanke, der weder mit der Bearbeitung, welche die Gattungen gefunden, noch mit der, welche sie bei den Lateinern gefunden, etwas zu thun hat, was, wenn es der Bestätigung bedarf, sich aus § 6. ergiebt, wo Homer und Menander ebenso einander gegenüber gestellt werden, wie § 3. Terentius uod Attius. Defshalb mufs man mit Romulus Amasaeus schreiben „quod minus est tractatum a Latinis". Die häufige Verwechslung von nihilo magis und nihilo minus ist bekannt.

Der dritte Band, welcher sämmtliche Briefe und Quintus Schrift de petitione consulatus enthält, war, wie p. LXIII, wo die Resultate von Mommsen's Untersuchung über die Reihenfolge der Briefe ad Q. fratrem nachgetragen werden, bemerkt wird, schon 1842 im Druck vollendet. Die hist. crit. epist. ad Fam. und ad Alt., ad Q. fr. et ad Brut. sind aus der ersten Ausg. wiederholt. erstere mit Hinzufügung einer Stelle aus Richters Vorrede zu Paulus Manutius' Commentar zu den Briefen ad Fam. über Manutius' Verdienste um die Briefe, wozu Hr. Orelli Berichtigungen und Zusätze gegeben hat. Dagegen vermifst man das chronologische Verzeichnifs der Briefe. Da für diesen Theil die kritische Grundlage schon in der ersten Ausgabe mit grofser Sicherheit ermittelt und vollständig mitgetheilt und benutzt war, so konnte hier nicht in dem Grade etwas Neues im Vergleich mit der ersten Ausgabe gegeben werden, wie es im ersten Band geschehen ist. Nur wollen wir wünschen, dafs die Uebertragung von del Furias Collationen der Mediceer Hss., die in der ersten Ausgabe unverändert hinter dem zweiten Bande der Briefe standen, genau und mit Vermeidung der Irrthümer geschehen sei, die freilich nach Hrn. Orelli's Meinung (vol. III. p. 2, p. 436 der ersten Ausgabe) „in adoptanda tali varietate ad aliam quamcumque editionem vix atque vix devitantur". Ohne die Genauigkeit der Herausgeber im Uebrigen

Digitized by Google

verdächtigen zu wollen, ist uns doch eine Stelle aufgefallen, wo bei einiger Sorgfalt ein solcher Irrthum leicht vermieden wäre. Ad Fam. VIII, 8, 5 steht im Text „C. Lucceius C. F. Hirrus", und diese Stelle hat sowohl Frühere als Drumann veranlafst, jenen Namen für den richtigen zu halten. Letzterer beschuldigt sogar Plutarch eines Irrthums, der diesen Hirrus, welcher, wie wir aus Cic. ad Q. fr. III, 8, 4. 9, 3 wissen, als Volkstribun darauf antragen wollte, dafs Pompejus zum Dictator ernannt werde, im Leben des Pomp. c. 54 Λουκίλλιος nennt. Anders wäre wohl das Urtheil ausgefallen, hätte man gewufst, dafs Lucceius nichts als eine unbegründete Vermuthung von Manutius ist. Die früheren Ausgaben haben „Lucius" und eben so die erste von Victorius, wozu del Furia keine Variante bemerkt. Dazu kommt, dafs bei Caes. 6. civ. I, 15, 5 in den Hss. „ucillum Hirrum", III, 82, 5 „Lucii Hirri", bei Varr. de re rust. II, 1, 2 aber „C. Lucilii Hirpi" steht, letzteres mit derselben Corruptel, die ad Q. fr. III, 8, 4 der Med. hat. Somit ist wohl kein Zweifel, dafs der Mann C. Lucilius Hirrus hiefs, wie schon Glandorp zu Caesar vermuthete und jedenfalls bei Cicero Viele vermuthet hätten, wäre ihnen die richtige Ueberlieferung nicht vorenthalten.

Da kein neuer Apparat von Geltung für die Briefe herbeizuschaffen war, so mufsten die Herausgeber ihr Hauptaugenmerk darauf richten, den in der ersten Ausgabe gelieferten Text durch Conjectur zu verbessern. Zu dieser fehlt es in den Briefen keinesweges an Gelegenheit, obwohl dieselbe namentlich in denen ad Atticum wegen der vielen für uns unklaren Andeutungen ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten hat. Wir finden denn auch von beiden Herausgebern manche treffende Verbesserungen, und wenn sich schon namentlich Hr. Orelli sehr häufig zu unnöthigen oder unwahrscheinlichen Vermuthungen hat hinreifsen lassen, die in einer solchen Ausgabe besser verschwiegen wären, so sind diese doch mit äufserst wenigen Ausnahmen nicht in den Text gekommen. Eine solche Ausnahme hat ad Att. V, 3, 3 stattgefunden, wo Hr. Orelli jetzt herausgegeben hat: „Beneventum cogitabam hodie. „De nostra continentia et diligentia esse satis:" —? Faciemus satis." Er bemerkt dazu: „De — satis" verba sunt Attici. Cfr. etiam infra p. 480, 33." Diese Verweisung nützt uns nichts, wenn nicht etwa damit die Stellung des faciemus satis belegt werden soll. Es steht dort (V, 18 etc.): „Sunt enim negotia et lenta et inania. Faciam tamen satis, tibi quidem, cui difficilius est quam ipsi. Sed certe satisfaciam utrique." Also jene obigen Worte sollen dem Atticus gehören. Danach mufs man sich doch wohl denken, er habe in einem Briefe an Cicero geschrieben: „De tua continentia et diligentia satis", wovon ich keine andere Erklärung weifs als diese: Genug von deiner Enthaltsamkeit; schreibe nicht soviel darüber", gewifs eine derbe Grobheit, welche schwerlich Jemand dem Zartgefühl des Atticus zumal einem Cicero gegenüber zutrauen wird. Und Cicero sollte darauf mit dem frostigen Witze „faciemus satis" geantwortet haben? Die Hss. haben: „Beneventum cogitabam hoc de nostra continentia et diligentia esse satis faciemus satis." Richtig hat meiner Meinung nach Manutius verbessert: „Beneventum cogitabam hodie. Nostra continentia et diligentia faciemus satis." Die Worte „esse satis" sind dadurch hineingekommen, dafs man erstlich das gewöhnliche „satis faciemus" herstellen wollte, dann aber „faciemus" für sich verstand, „satis" mit dem obigen „de nostra continentia" verband und daher „esse" hinzusetzte in dem Sinn: „faciemus, ut satis sit". Nur für ein freilich sehr merkwürdiges Versehn kann ich es halten, wenn ad Att. III, 15, 4 geschrieben ist: „Quodsi non modo tu, sed quisquam fuisset, qui me Pompeii minus liberali responso perterritum a turpissimo consilio revocaret — quod unus tu facere maxime potuisti —, aut *occidissem* honeste aut victores hodie viveremus", und dazu die Note: „*potuisti* —, *aut occidissem honeste aut victores* Orellius: „*potuisti aut occubuissem honeste aut victores* M." Denn warum das „occubuissem" des Med. in „occidissem" geändert ist, begreife ich nicht.

Ad Fam. II, 13 etc. lesen wir jetzt: „cum prima aestiva attigissem militemque collocassem." In der ersten Ausgabe stand wie in den frühern „militaremque rem collocassem", was wegen der unrichtigen Wortstellung mit Recht verworfen ist. Da aber der Med. hat: „militaremque collocarem", so war „remque militarem collocassem" zu schreiben. Ganz eben so sind ad Att. IX, 13, 7 die Worte: „Nos quae monstra cotidie intellegamus ex illo libello, qui in epistolam coniectus est" so zu verbessern: „Nos quae monstra cotidie legamus, intelleges ex illo libello" etc. —

Digitized by Google

IV, 4, 4 heifst es „modice hoc faciam aut etiam intra modum". Aber „intra modum" kann nur das bezeichnen, quod modum non excedit, und dies wäre dasselbe wie modice. Es ist offenbar, dafs der zweite Ausdruck eine Steigerung enthalten mufs, und Cicero schrieb also „modice aut etiam infra modum". — V, 20, 2 lesen wir: „Si honos is fuit, maiorem tibi habere non potui; si fides, maiorem tibi habui quam paene ipsi mihi; si providendum fuit, ne quid aliter, ac tibi et honestam et utile esset, referretur, non habui, cui potius id negotii darem, quam ... † darem." Dazu bemerkt Hr. Orelli: „Fort. *negotii darem, quam cui mandaram.*" Es geht aber Folgendes vorher: „Neque ita feci, ut te ad meum arbitrium adducerem, sed tribui tibi tantum, quantum me tribuisse nunquam me poenitebit. Totum enim scribam meum, quem tibi video nunc esse suspectum tibi tradidi: tu ei M. Mindium, *fratrem tuum*, adiunxisti. Rationes confectae me absente sunt tecum, ad quas ego nihil adhibui praeter lectionem. Ita accepi librum a meo servo scriba, ut eundem acceperim *a fratre tuo?* Hiernach leuchtet es ein, dafs zu schreiben ist: „non habui, cui potius id negotii darem, quam *tuum fratrem?* Denn die Lücke zwischen „quam" und „darem" findet sich im Med. — VI, 4, 2 tröstet Cicero den Torquatus über seine Verbannung von Rom. Die Verhältnisse, sagt er, sind der Art, dafs Jeder seine Lage für die unglücklichste hält und gerade da nicht zu sein wünscht, wo er ist. Ich, der ich in Rom bin, halte diesen Aufenthalt für das gröfste Unglück: „Equidem, nos quod Romae sumus, miserrimum esse duco." Hier ist das durch die Stellung so hervorgehobene „nos" ganz unpassend. Denn nicht der Umstand, dafs gerade Cicero in Rom ist, ist ein (allgemeines) Unglück, sondern der Aufenthalt in Rom ist für Cicero ein Unglück. Ich glaube, es ist zu schreiben: „Equidem hoc, quod Romae sumus, miserrimum esse duco." — IX, 6, 5 steht: „Quae igitur studia magnorum hominum sententia vacationem habent *eandem* publici muneris, iis concedente re publica cur non abutamur?" Dafs „*eandem*" verderbt ist, hat man längst gesehen. In der ersten Ausg. bemerkt Hr. Orelli zu Gebhard's nichtssagender Conjectur *quandam* „non male", vermuthet aber selbst *tuendi* oder *navandi*; in der neuen Ausgabe hat er nur das letzte beibehalten. Ich zweifle nicht, dafs Cicero schrieb „*mandati* publici muneris". Der Gedanke ist: Grofse Männer haben den Philosophen für berechtigt gehalten, nicht allein sich um den Staat nicht zu kümmern, sondern selbst, wenn ihm der Staat ein Amt überträgt (d. h. seine Mitwirkung verlangt), dasselbe abzuweisen. Wie sollten wir nicht diese Berechtigung in Anspruch nehmen, da der Staat sie uns zugesteht? d. h., wie er vorher sagt, cum opera nostra patria sive non possit uti sive nolit. — XV, 4, 6 hat Hr. Orelli die verderbte Stelle „adolescens et equitatu et peditatu et pecunia paratus *et toto* iis, qui novari aliquid volebant" schon in der ersten Ausgabe so geändert, dafs er „ex toto" schrieb. Dazu bemerkt er in der ersten Ausgabe „*ex toto* in primis frequentat Celsus." Auch Seneca: aber wir haben es hier mit Cicero zu thun. Es mufs wohl „et tot iis" heifsen. — Ad Att. I, 16, 4 „me vero teste producto credo te *ex* acclamatione Clodii advocatorum audisse, quae consurrectio iudicum facta sit, ut me circumsteterint, ut aperte iugula sua pro meo capite P. Clodio ostentarint" ist es mir unmöglich zu verstehn, was „*ex* acclamatione" heifsen soll. Ich denke, es ist „*de* acclamatione" zu schreiben. — II, 6, 2 „Neque aliud iam quicquam πολιτεύομαι nisi odisse improbos et id ipsum nullo cum stomacho, sed potius cum aliqua *scribendi* voluptate" hat Hr. Orelli jetzt gesehen, dafs die scribendi voluptas hier völlig unpassend ist. Er vermuthet sehr gut „ridendi": ich würde wegen der gröfsern Annäherung an die Ueberlieferung „deridendi" vorziehen. — IV, 10, 6 steht in Petrarca's Abschrift: „Quod quaeris a me fugamne fidam an moram defendam utiliorem putem, ego vero in praesentia" etc., im Crussellinus und decurtatus des Bosius „moram defoedam" und „fugam nec". Es ist offenbar, dafs in defendam und defoedem ein Adjectiv liegt, welches die mora in entgegengesetzter Weise charakterisirt, als es mit der fuga geschehn ist. Hr. Orelli vermuthet „moram perfidam". Ich glaube Atticus (denn dessen Worte sind es) schrieb: „fugamne fidam an moram *deserentem*". In einigen schlechten Mss. steht „deserendam" und dies weicht von der Lesart des Med. nur durch einen Strich ab *(defendam)*. Er wird auf fuga und mora übertragen, was eigentlich nur von der Person gilt.

Dr. Karl Nipperdey, in Leipzig.

Digitized by Google

XVI.

C. F. Neumann: Mexico im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Nach chinesischen Quellen. München, 1845.

In dieser frisch und anziehend geschriebenen kleinen Abhandlung behandelt der Verfasser einen Gegenstand der noch zu wenig beachtet worden ist. Zwar hat man schon früher darauf hingedeutet, dafs das räthselhafte, ungeheuer weit gegen Sonnenaufgang belegene Land *Fu-sang*, von welchem die Chinesen im 5ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Kunde erhielten, wohl ein Theil von Amerika gewesen sein möge; allein es fehlte noch eine genauere Prüfung der Angaben jenes Fu-sang betreffend.

Hr. Neumann beginnt mit den China zunächst wohnenden östlichen Barbaren (*Tung-hu*), vorher auf ursprüngliche Einheit der sogenannten tatarischen Völker und der Amerikaner, aus craniologischen Gründen, hinweisend: eine Behauptung, welcher jedoch die aufserordentliche Verschiedenheit des Charakters der amerikanischen Sprachen, selbst wenn man sie mit den benachbartesten Asiatischen zusammenhält, für's Erste noch widerspricht. Unter den Stämmen des heutigen Tungusiens ragten, wie der Verfasser sagt, schon viele Jahrhunderte vor Tschinggis-Chan die *Mongolen* hervor; er findet nämlich dieses Volk (wie schon andere Forscher vor ihm) in den *Mo-ho* (*Moch*) wieder, die allbereits vor den Zeiten der grofsen Dynastie *T'ang* zu beiden Seiten des unteren *Amur* wohnten. Allein die officielle Geschichte dieses Kaiserhauses gedenkt auch schon eines Stammes *Mong-u*, der niemals mit den *Moho* verwechselt wird. Diese *Mong-u* werden zu dem sehr stämmereichen Volke *Schi-nei* gezählt, das im Westen und Nordwesten der *Mo-ho* einerseits nördlich über den Amur (sofern er Tungusien angehört), andererseits schon ziemlich weit über das westliche Grenzgebirg hinaus wohnte. Den Angaben des *T'ang-schu* und der alten Erdbeschreibung *Hoan-jü-ki* zufolge, müssen die *Mong-u* ihre damaligen Wohnsitze ungefähr in der Gegend zwischen jenem Gebirg und dem Argun gehabt haben *).

Das entfernteste Volk Nordasiens, von welchem China, und zwar bereits im 7ten Jahrhundert u. Z. Kunde erhielt, waren die sogenannten *Lien-kuei* oder *Liu-gui*, welche nichts Anderes gewesen sein können als die *Kamtschadalen:* dies ergiebt sich aus mehr als einem Grunde unwidersprechlich. Hr. Neumann übersetzt einen Theil der Nachrichten, diese *Lien-knei* betreffend, und stellt damit zusammen was Europäer von ihnen erzählt haben; allein er übergeht einige Stellen des chinesischen Textes, die gerade kräftiger als alles Uebrige von der Identität des Volkes mit den Kamtschadalen zeugen. So heifst es schon im *T'ang-schu*, gleich hinter der Bemerkung über das Klima des Landes: „So oft Eis gefroren ist, binden sie Bretter von 6 Zoll Breite und 7 Fufs Länge unter die Füfse; mit diesen schreiten sie über das Eis und erreichen das fliehende Wild." Es sind hier augenscheinlich die langen Schneeschuhe der Kamtschadalen gemeint. Gegen Ende des Artikels enthält der chinesische Text folgende merkwürdige Notiz: „Einmal kamen Mo-ho über das Meer zu den Lien-knei, handelten mit ihnen und machten sie (bei dieser Gelegenheit) mit den Erzeugnissen des chinesischen Kunstfleifses bekannt. In Folge dessen schickte ihr Häuptling *Mong-pang* seinen Sohn *K'o-je-ju-tschi*, im 14ten der Jahre *Tsching-kuan*, mit drei Dolmetschern an den kaiserlichen Hof. Sie reisten durch das Land der Mo-ho. Sie verstanden es nicht, zu reiten; wenn Einer auf ein Pferd stieg, fiel er wieder herunter." — Bei Hrn. Neumann finden wir dies Alles *nicht übersetzt*, sondern in folgenden dürren Worten *resumirt:* „Im Jahre 640 ist die erste und letzte tributbringende Gesandtschaft aus dem Lande Lien-knei nach dem Mittelreiche gekommen." Der Name des kamtschadalischen Fürstensohnes stimmt auffallend mit dem Worte *kojejuchtsch*, das noch heutiges Tages bei diesem Volke einen *Führer* bezeichnet. Auch gab es bekanntlich vor der Periode der Eroberung durch die Russen keine Pferde auf Kamtschatka und noch im vorigen Jahrhundert entschlossen die Eingebornen sich sehr ungern, Pferde zu besteigen.

In demselben Artikel, gegen das Ende hin, ist von einem wilden Volke die Rede das noch eine Monatreise weiter nördlich gewohnt haben soll. Die Vermuthung, dafs unter diesen sogenannten *Je-tscha* die heutigen *Tschuntschen* zu verstehen seien, erhält durch eine Angabe, welche Hr. Neumann ebenfalls übersieht, beinahe Gewifsheit: das T'ang-schu und Ma-tuan-lin machen nämlich dieses (bekanntlich sehr räuberische und bis heute den ostsibirischen Russen furchtbare) Volk, zu Menschenfressern, aus deren Munde *grofse Hauzähne, denen der Eber vergleichbar*, starren sollen. Hier sind offenbar die *Wallrofszähne* gemeint, mit denen der Tschuktsche sich gern schmückt und die er seinen Nachbarn in grofsen Quantitäten verkauft.

Den Artikel über *Fu-sang* theilt Hr. N. in seiner Vollständigkeit mit, und beleuchtet manche chinesische Angaben mit europäischen Nachrichten vom alten Mexico. Ein Buddha-Mönch aus dem heutigen Belutschistan, der selbst in Fu-sang gewesen, und später nach China gekommen, wird als Quelle angeführt. Da zwischen dem Berichte dieses Mannes und der spanischen Invasion *mehr als ein Jahrtausend* liegt, und aufserdem auch Mifsverständnisse von Seiten des Erzählers und seiner Hörer Statt finden konnten: so enthält der Bericht manches Paradoxon und einzelne offenbare Ungereimtheiten; allein wir finden in ihm wenigstens die Hieroglyphenschrift der Eingebornen Mexico's und verschiedne Erzeugnisse seines Bodens, insonderheit den alle Bedürfnisse befriedigenden Baum *Magui* (freilich unter anderem Namen) wieder. Ein Wort *p'u-t'ao* übersetzt Hr. N. durch *Aepfel und Schilfrohr;* es bedeutet aber *Weintrauben*, und so wird der Verdacht einer sonderbaren Gruppirung von dem chinesischen Texte abgewälzt.

Schott.

*) Etwas Näheres hierüber wird meine Abhandlung: „Aelteste Nachrichten von Mongolen und Tataren," die bald im Drucke erscheinen soll, enthalten.

Digitized by Google

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

XVII.

Geschichte der Stadt Köln von Johann Paul Mathieux. Köln, 1845; *bei Mathieux.* 8.

Als ich vor achtzehn Jahren zur bessern Ausstattung meines Buches „Köln und Bonn mit ihren Umgebungen" einen Abrifs der Geschichte Kölns voranzustellen unternommen hatte, war der Boden hierzu noch wenig geebnet und eine sichre Form des Auftretens und Benehmens noch nicht gefunden. Denn nur in einigen kleinern, zerstreuten Aufsätzen, hatten die Freunde der kölnischen Geschichte, Fuchs, Sotzmann, Zumbach und andre wenige, einzelne Stücke herausgehoben, und Weyden's kurz vorher herausgegebene Schrift „Kölns Vorzeit" hatte sich in einer anerkennungswerthen Art mit den Sagen, Legenden und Volksliedern beschäftigt, nicht aber mit einer geordneten, quellenmäfsigen Darstellung der geschichtlichen Thatsachen. Auch ich hatte zwar bei meiner Arbeit den nächsten Zweck des Buches, einer Belehrungsschrift für Fremde und Einheimische, festzuhalten, aber trotz dem konnte ich mich nicht dazu entschliefsen, blofs das Bekannteste und oft Falsche aus allerhand Büchern auszuschreiben oder bei Gelenius Fabeln und bei Wallraf's Phantasien zu beharren. Mein Abrifs sollte vor allen Dingen richtig, treu und zuverläfsig sein, dann aber sich möglichst ähnlichen historischen Arbeiten anschliefsen und noch andre Quellen als die blofs in der Stadt Köln befindlichen benutzen. Ich glaubte solche Studien der Geschichte einer Stadt, die einen Jeden, der sie nicht blofs als Tourist durchfliegt, bei längerem Aufenthalte durch die Fülle ihrer Erinnerungen mächtig an sich zieht, um so mehr schuldig zu sein, da ich das Glück hatte, damit die Belehrungen des Hrn. Obersecretair Fuchs, des gründlichsten Kenners der kölnischen Stadtgeschichte, verbinden zu können und von ihm aus den Archiven manche wichtige Mittheilung zu empfangen. Nach Vollendung meiner Arbeit, deren Beschränkung durch den gebotenen Raum mir mehr als einmal lästig geworden war, hegte ich gern die Hoffnung bei längerem Verweilen in der alten Rheinstadt meine Sammlungen vervollständigen und durch die sich mir erschliefsenden Archive eine diplomatische Geschichte von Köln, wie sie Eichhorn (Zeitschr. f. geschichtl. Rechtswissenschaft Th. 2. S. 177) als eins der wichtigsten Werke für die deutsche Geschichte bezeichnet hat, begründen zu können.

Einer solchen Ausführung sind jedoch meine spätern Lebensverhältnisse in den Weg getreten. Dafür habe ich aus der Ferne jeden Zuwachs an Belehrung, dessen die kölnische Geschichte in den letztern Jahren theilhaftig geworden ist, mit unausgesetzter Theilnahme begrüfst und manchem derartigen Buche in öffentlichen Blättern das Wort geredet. Solche Bereicherungen empfing die kölnische Geschichte in v. Bianco's Geschichte der alten Universität Köln, in den Aufsätzen Aschbach's, v. Sybel's und Lersch'ens in dem Niederrheinischen Jahrbuche für Geschichte, Kunst und Poesie, in den Abhandlungen Düntzer's und Lerschen's, in den Jahrbüchern der Rheinischen Alterthumsfreunde und im Central-Museum rheinländischer Inschriften, in Burkhardt's Schrift über Conrad von Hochstaden, in einzelnen Schulschriften von Deckers und Blümeling, endlich in den Beiträgen von Weyden und Hennes zu den durch die Ungunst der Zeit zu früh eingegangenen Rheinischen Provinzial-Blättern. Aber an die Bearbeitung einer ausführlichen, urkundlichen Geschichte Köln's ist noch nicht Hand gelegt, wenn schon sich in den Hrn. Aschbach und v. Sybel ein Paar Männer auf diesem Gebiete versucht haben, wie sie der kölnische Patriot sich nicht besser zu wünschen vermag. Denn beide gehören dem rheinischen Boden durch längern Aufenthalt an und haben sich die nöthige Vertrautheit mit ihm erworben, beide wissen zu arbeiten und zu

Digitized by Google

schreiben, und beide sind von jener Einseitigkeit und Abgeschlossenheit fern, welche fast sämmtliche kölnische Gelehrte der frühern Zeit (dafs der wackre Fuchs hierunter nicht begriffen sei, zeigt Hüllmann's öffentlicher Dank vor dem zweiten Bande des Städtewesens des Mittelalters) so unempfänglich für Alles machte, was nicht in ihren Mauern grofs geworden war.

Wir haben nun zwar keinen Grund diesen Vorwurf in seiner ganzen, frühern Ausdehnung gegen Hrn. Mathieux, den Verfasser des vorliegenden Buches zu erheben, vermissen aber freilich auch in ihm eine, den jetzigen Anforderungen entsprechende, historische Ausstattung und den freien, vergleichenden Ueberblick, den selbst eine sonst ziemlich ausreichende Bekanntschaft mit den vaterstädtischen Dingen nicht zu ersetzen vermag. In der ersten Beziehung dürfte der Verfasser darin einige Entschuldigung finden, dafs nach seiner Aeufserung in der Vorrede die Urkunden, Rathsprotocolle und sonstigen Actenstücke, die in grofser Fülle und guter Ordnung auf dem kölnischen Rathhause verwahrt liegen, zur Zeit noch unzugänglich sind, eine Klage, die auch Burkhardt in seiner Schrift über Conrad von Hochstaden (S. 103) erhoben hat. Da nun also Hr. Mathieux ein geborner Kölner und einer im besten Rufe stehenden Familie angehörig, sich aufser Stand befand, eine „fühlbare Lücke in der deutschen Geschichte" durch sein Werk auszufüllen, so bestimmte er dafür dasselbe „für die überwiegende Anzahl seiner Mitbürger, denen die Mufse und die Mittel fehlen, um auf dem so mühsamen Wege des Forschens und Sammelns zur Kenntnifs der Geschichte ihrer Vaterstadt zu gelangen, und die gern mit dem reichen heimathlichen Schatze geschichtlicher Erinnerungen sich bekannt machen werden, wenn er in einem passenden Gewande geboten wird." Um diesen Zweck zu erreichen, versichert er die Quellen und Vorarbeiten in möglichster Anzahl benutzt zu haben, unter denen jedoch, wie sich weiter unten ergeben wird, manche der zugänglichen und ihm sehr nahe liegenden fehlen, und die Nachweisung der ältern Literatur in v. Stromberg's Artikel über Köln in der Ersch-Gruber'schen Encyklopädie I. 18. S. 181 f. unbenutzt geblieben ist. Aufser den beiden Chroniken von Köln sind die Bücher von Gelenius, Wallraf, Clasen und Minola unter den ältern, jedoch nicht immer mit unbedingter Zustimmung, dann Süfs Geschichte des Erzstifts Köln, Müller's Geschichte von Bonn, Prisacks Geschichte von Neufs, v. Bianco's Geschichte der Universität Köln, Zum Bach's Fragmente, Heberle's Beiträge zur Geschichte von Köln, und meine oben erwähnte Schrift („als aus einer zuverläfsigen Feder geflossen" S. 118) besonders benutzt und angeführt worden, endlich ist auch aus Hüllmann's Büchern Manches, aber nicht genau genug, entlehnt worden. Am meisten aber hebt Hr. Mathieux unter seinen Hülfsmitteln die „verdienstvollen" Forschungen des Hrn. von Mering hervor, denen wir aber nur eine untergeordnete Geltung beilegen können. Denn (mit Ausnahme der uns wohl unbekannten Geschichte der letzten kölnischen Kurfürsten) enthalten die Mering'schen Bücher nichts als ein Wühlen in rohen Stoffen von Sagen, Heiligengeschichten und Ueberlieferungen ohne strenge Zeugnisse oder kritische Prüfung und eine Anhäufung vieler Materalien, ohne dafs jedoch ein neuer Zusammenhang oder ein neuer Ueberblick in einzelnen Stücken gewonnen wäre. Man kann sich von diesen Mängeln nicht besser überzeugen, als wenn man mit der Mering'schen Beschreibung der rheinländischen Burgen und mit seiner Geschichte der kölnischen Erzbischöfe die Arbeiten von Lepsius über thüringische Burgen oder seine, so eben gedruckte, Geschichte der Bischöfe des Hochstifts Naumburg vergleicht, ein durch Gründlichkeit, Gelehrsamkeit und Klarheit musterhaftes Buch. Wäre nämlich Gatterer's Plan einer Germania sacra noch in unsern Tagen in Erfüllung gegangen, so würde er in der genannten Schrift eine noch trefflichere Unterstützung gefunden haben als in den fleifsigen Beiträgen mehrerer Ordensgeistlichen, wie des P. Haufiz über die Kirchengeschichte von Salzburg und Passau und der Congregationisten von Sanct Blasien, Ambr. Eichhorn und Trudbert Neugart, die für die Geschichte von Chur, Constanz und Würzburg vorgearbeitet haben.

Sind nun auch die gelehrtern Forschungen dem Buche des Hrn. Mathieux fremd geblieben, so haben ihn seine Studien doch vor der Wiederholung grober und verbreiteter Irrthümer geschützt. Dagegen vermissen wir an seinem Buche die rechte Anschaulichkeit und Individualisirung des gegebenen Stoffes, wie sie sich ganz besonders für die popularen Zwecke der vorliegenden Schrift geeignet hätte. In der Darstellung der erzbischöflichen Fehden mit der Stadt, wo

Digitized by Google

die Quellen reichlich fliefsen und allgemein zugänglich sind, ist auch die Erzählung lebendig und farbenreich, aber wo das Material nicht so offenbar zu Tage lag und sich einer geründeten Abfassung zu entziehen schien, wie bei einzelnen Puncten der Verfassungsgeschichte oder bei den kölnischen Ereignissen des sechszehnten Jahrhunderts, da vermissen wir eine reichlichere Erörterung, ja selbst über Handel und Schifffahrt der frühern wie der neuern Zeit, über Kölns Zustände in den letzten Jahren vor der französischen Besitzergreifung, dann über diese Zeit und über die der preufsischen Herrschaft konnten die Notizen zahlreicher aufgesucht und an das Vorhandene angereiht sein. Solche beziehungsvolle Einzelnheiten mufsten theils aus gedruckten Hülfsmitteln, theils — und dies ganz besonders — aus unschriftlichen Ueberlieferungen älterer Zeitgenossen herangezogen werden und wir wundern uns in der That, dafs Hr. Mathieux dies in einem so geringen Umfange gethan hat. Denn gerade in Köln hat die Eigenthümlichkeit des dortigen Lebens von jeher viele wichtige Erinnerungen in dem Andenken einzelner Männer fortgepflanzt und es waren dort so manche Vermittelungen zur Vergangenheit vorhanden, die aber, weil jene Leute zum Schreiben niemals geneigt waren, nunmehr sich verlieren und täglich abnehmen. Wer sich aber dem ehrenwerthen Berufe eines Geschichtschreibers seiner Vaterstadt widmet, der mufs auf solche Ueberreste und oft köstliche Hinterlassenschaften achten, er darf sich von den Strömungen der Gegenwart nicht zu weit fortreifsen lassen und, wie Immermann *) sehr richtig gesagt hat, den Mienen dieser jungen flatterhaften Schönen nicht zu viel trauen, da sie zweideutig und nicht selten verbuhlt sind. So hat jener Wallraf gedacht, dessen sich die Kölner sonst gern als ihres Kunstpatriarchen rühmten, ein Mann, dessen unermüdliche Sorgfalt und Treue, mit welcher er in einer Zeit allgemeiner Plünderung so viel alte Besitzthümer seiner Vaterstadt mit grofser Aufopferung erhielt, und dessen reicher Wissensschatz, der aus seinem unerschöpflichen Gedächtnisse sich nur auf sehr wenige Vertraute vererbt hat, ihm ganz besonders das dankbare Andenken seiner Mitbürger sichern müssen. Es war daher nur gebührende Pflicht, einen Platz mit Wallrafs Namen zu schmücken und wir stimmen gern in den Wunsch des Hrn. Mathieux (S. 228) ein, dafs der richtige Sinn seiner Mitbürger ihm auf demselben bald eine Bildsäule stiften möge, damit auch das jüngere Geschlecht in der Verehrung gegen einen Mann, dessen gesammtes Leben mit der Stadt Köln eng verschwistert war, aufwachse.

*) Memorabilien III. 198.

Dafs der Verfasser des vorliegenden Buches auch Sagen und Legenden mit aufgenommen und ausführlich erzählt hat, wie die von der heil. Ursula und ihren elftausend Jungfrauen, vom Löwenkampfe des Bürgermeisters Gryn, von Albertus Magnus u. a., wollen wir nicht tadeln. Eine strenge Prüfung der Legenden, wie z. B. der von der heil. Ursula und ihren Jungfrauen nach Gefsner's Isagoge in erudit. univers. T. I. p. 138 sq., oder Kronenberg's Ursula d'après les legendes et les pictures (Gent 1818), gestatteten Hrn. Mathieux wohl die Verhältnisse nicht, und was die Volkssagen anbetrifft, so hat es auch sein Gutes, wenn sie schlicht und einfach, wie hier, aufbewahrt werden. Nur würden wir diese Gegenstände sämmtlich für einen besondern Anhang oder Schlufs-Capitel aufgespart haben, wo denn noch Manches aus den Alterthümern Kölns seinen schicklichen Platz finden konnte. Wir würden dahin z. B. die Namen der Strafsen und öffentlichen Plätze gerechnet haben, über welche die frühern Gelehrten, die, wie Wallraf selbst, Benennungen aus der Römerzeit herleiten wollten, manches Unstatthafte aufgestellt haben: (m. s. Langen in Brewer's Vaterländ. Chronik 1825. § 1. S. 55 ff. IV. S. 179 ff.), obgleich schon Grupen im Jahre 1763 in seinen Anmerkungen zu den deutsch-römischen Alterthümern S. 571 es aussprach, dafs man in solchen Dingen nicht nothwendig an die Römer oder Hunnen zu denken habe. Aufser solchen Namen würden auch Ausdrücke, wie Eigelstein und Hacht oder Strafsennamen wie: „Unter Fettenhennen" und „Zu den vier Winden" *) in einem

*) Die erste führt diesen Namen von dem „zur fetten Henne" genannten Familienhause der kölnischen Buchhändler Birkmann und Mylius, sowie die Buchdruckerei des Martin Nutius in Antwerpen auf ihren Drucken die Bezeichnung: ad insigne duarum ciconiarum hatte. Die „Ecke zu den vier Winden" werden vier Eckhäuser zweier sich durchkreuzenden Strafsen genannt, wie derselbe Name „de veer Orten oder Orden" in Stralsund sich vorfindet: m. s. Zober's Abhandlung über Zach. Orthus im Stralsunder Programm vom J. 1830. S. 2. Und unwillkürlich erinnert man sich hier der historischen Namen Quatrebras. „Wo sich, so lesen wir in v. Grolman's Ge-

Digitized by Google

solchen Abschnitte eine gewifs Vielen in Köln noch unbekannte Deutung empfangen habe und die sprachliche Abnormität in dem Namen „die Blaubach" *) aufgeklärt worden sein. Zu loben aber ist es, dafs Hr. Mathieux die durch irgend eine geschichtliche Merkwürdigkeit ausgezeichneten Häuser, z. B. das Freihaus von Brabant (S. 113), den Edelhof der Grafen von Nuenar (S. 167), Rubens Geburtshaus (S. 172), das Wohnhaus der Maria von Medicis (S. 184) u. a., nach ihrer „jetzigen Lage und Numerirung angegeben, sowie auch andern Oertlichkeiten der alten Stadt als der Ulrepforte, den Römerthürmen und den verschiedenen Umwallungen in seiner Schrift ein bleibendes Andenken gewährt hat.

Waren nun schon dem Verfasser aus den angegebnen Gründen keine neuen Actenstücke aus dem kölnischen Archive oder aus bisher unbekannten Privatsammlungen zur Benutzung vergönnt, so hätte er dafür in einem Anhange oder unter dem Texte manche schon gedruckte Urkunde, entweder ganz oder in zweckmäfsigen Auszügen, wie es z. B. in Eckstein's Chronik von Halle geschehen ist, zur Auffrischung des Gedächtnisses seiner Mitbürger mittheilen sollen. Beispielsweise nennen wir nur den Gnadenbrief des König's von Dänemark aus dem Jahre 1232, in welchem er den Soestern verspricht, dafs sie in seinen Reichen die alten Rechte der Kölner geniefsen sollten, in Häberlin's Analect. Med. Aevi p. 226, ferner die Urkunde des Erzbischofs Conrad über das Stapelrecht der Kölner in Hüllmann's Städtewesen des Mittelalters I. 398, ein Weisthum vom Jahre 1269, das die Schöffen und der Rath von Köln nach den alten Privilegien über die Gerichtsverfassung gaben, den für die ältere Geschichte Kölns so wichtigen Schied vom J. 1258 über die Gerechtsame des Raths und der Bürgerschaft auf der einen und des Bischofs auf der andern Seite (beide in Bossart's: Securis ad radicem posita Beilage Nr. 28. und Nr. 77.), endlich — um auch einen Beleg aus neuerer Zeit zu geben. — Die Cabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm III. vom 14. Jul. 1831, durch welche eine der Stadt Köln mit Rücksicht auf den Verlust ihres Stapel- und Umschlagsrechtes zu bewilligende Rente vorläufig und für die ersten zwei Jahre auf 50000 Thaler festgesetzt wurde.

Die Denkmäler der Baukunst und Malerei in Köln, auf welche diese Stadt mit Recht stolz ist, konnte ihr Geschichtschreiber nicht unerwähnt lassen. Aber es dürften Manche, die wie ich mehrere Jahre lang unter jenen Herrlichkeiten gelebt und sie täglich angeschaut haben, meinen, es sei doch zu wenig, dafs nur die Gründung des Doms auf S. 59 und die Grundsteinlegung zum Fortbau desselben auf S. 238 f. erwähnt wäre, und dafs von den Malern wohl Goldorp, Johann von Aachen und Hülsmann (S. 162. 174) genannt, verdienstvolle Männer aber, als Beckenkamp und Katz, ganz ausgelassen wären. Rubens hat zwar ein besondres Capitel (Nr. 33.) erhalten, aber Waagen's Abhandlung im Raumer'schen historischen Taschenbuche für 1833 ist unserm Verf. unbekannt geblieben. Eben so fehlt auch die Berücksichtigung neuerer Forschungen über den nur beiläufig genannten Meister des Dombildes, der nach der gewöhnlichen Annahme auch hier Meister Wilhelm heifst und über den ich in meinem angeführten Buche (S. 41 u. 153) die damals bekannten Notizen gesammelt habe. Später hat W. Wach im Kunstblatte Nr. 2. vom J. 1833 angemerkt, dafs in der Theinkirche zu Prag am Herz-wehen Altar ein Madonnenbild sich befände, welches in Ausdruck und Styl ganz dem kölner Dombilde verwandt sei, und Passavant hat über Meister Wilhelm und Meister Stephan (nach Albr. Dürer's Zeugnifs) in demselben Kunstblatte 1841 N. 87—89. ausführliche Untersuchungen angestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

schichte des Feldzuges von 1815, Th. 1. S. 202, die Chaussee von Charleroi nach Brüssel mit der, welche von Namür über Sombref nach Nivelles führt, kreuzt, ist eine kleine Anzahl von Häusern gelegen, welche nach dem Durchschnittspunct der beiden Strafsen den Namen Quatrebras führen.

*) Aehnliche Abweichungen sind nicht blofs „die Katzbach" und „die Amorbach," sondern auch in Fr. Spee's Trutz Nachtigall S. 215 der Häppe'schen Ausgabe steht „die Bach" und in Paul Flemming's Klaggedicht vom unschuldigen Leiden Christi gleich zu Anfang: „an dieser stillen Bach, da kein Silvanus springet" (S. 2 der Ausgabe vom J. 1651).

Digitized by Google

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

Geschichte der Stadt Köln von Johann Paul Mathieux.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt hätte Hr. Mathieux eine Menge guter Materialien über die kölnische Malerschule und ihr Verhältnifs zur niederländischen bei Hrn. Meyer im Berlin. Kunstblatte 1828. VIII. S. 122 ff., im Stuttgarter Kunstblatte von Schorn 1820. Nr. 57. und 1833. Nr. 33. und 1840. Nr. 16. finden können und vorzüglich im zweiten Bande der Kugler'schen Geschichte der Malerei, die ihm überdies aus den Auszügen in den Rheinischen Provinzial-Blättern 1837. Heft VIII. bekannt sein mufsten. Den Brüdern Boisserée und Bertram ist die gebührende Anerkennung (S. 225 f.) bezeigt worden, aber sonst keine ältere oder jetzige Gemäldesammlung, selbst nicht einmal die Krone unter allen kölnischen Sammlungen, die leider seit mehrern Jahren zerstreute Lyversbergische, aufgeführt worden. Daher hat Hr. Mathieux auch unterlassen, an die Erwähnung des reichen Grofshändlers, Eberhard von Jabach, der die Würde des kölnischen Handelsstandes im siebzehnten Jahrhunderte im In- und Auslande vertrat, ein Wort über das berühmte Jabach'sche Familienbild von Carl Lebrun zu knüpfen, das seit seiner Entstehung im ungetheilten Besitze der Familien von Jabach und von Groote geblieben war, ein bedeutendes Lob von Goethe (Sämmtl. Werke XXVI. 288.) hervorrief und im Herbste 1835 nach öffentlichem Verkaufe an einen seiner würdigen Platz im königlichen Museum zu Berlin gekommen ist. Neben den Malereien durften auch die Bildschnitzereien nicht unerwähnt bleiben, von denen der Domschatz zehn herrliche elfenbeinerne Tafeln aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts besitzt, die sämmtlich in einer ausführlichen Abhandlung von Schorn im Kunstblatte 1836. Nr. 1. beschrieben worden sind. Fügen wir nun noch eine Bemerkung über Kölns Kirchen hinzu, so haben wir bereits oben erklärt, dafs die Geschichte des Hrn. Mathieux über den Dom und seinen Bau nur bruchstückartige Mittheilungen enthält. Man müfste aber an dem Gewordenen erkennen, welche Kraft und Fülle dem ersten Entstehen inwohnte. Ferner lag es einem Geschichtschreiber von Köln ob, bei den einzelnen Förderungen und Hemmnissen des Baues zu verweilen, wozu ich in meinem kurzen Abrisse Raum gefunden hatte, und die Namen der Männer nicht zu verschweigen, denen entweder die unverbürgte Sage oder die helle Wirklichkeit grofsen Antheil an der Fortführung dieses Wunderwerks beigelegt hat, von Meister Gerhard an bis auf Zwirner. Schon Boisserée's bekanntes Buch über den kölner Dom bot dazu eine ausreichende Hülfe, an das sich eine kleine Schrift A. Fahne's: diplomatische Beiträge zur Geschichte des kölner Doms und der bei diesem Werke thätig gewesenen Künstler (Köln 1843) auf das Beste anschliefst. Allgemeinere Gesichtspuncte hierüber und namentlich über die Ursachen, aus denen die Meister grofser Bauwerke im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte unbekannt geblieben sind, enthalten v. Rumohr's italienische Forschungen im ersten Bande auf S. 158 ff. Aber auch in Beziehung auf die andern Kirchen Kölns finden wir die Ausdrücke zu allgemein und fast ohne Rücksicht auf architektonische und historische Merkwürdigkeiten, wie etwa in der St. Marien- und St. Gereonskirche, den beiden vorzüglichsten Kirchen Kölns nach dem Dome. Wir erwarteten hier nicht sowohl lange, kunstmäfsige Ausführungen, die den Raum des Buches überschritten haben würden, sondern nur kurze, bezeichnende Schilderungen, für die sich schon der Platz würde gefunden haben, selbst wenn der Umfang des vorliegenden Buches um einige Bogen vergröfsert worden wäre. Denn mit Recht hat Goethe in seinen Briefen an den preufsischen Minister von Schuckmann schon im Jahre 1815 (m. s. Dorow's

Digitized by Google

Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Literatur V. 94 ff.) Köln als einen Mittelpunct der rheinischen Kunstalterthümer bezeichnet und auf das Lebhafteste in diesem Briefe und in dem Aufsatze über die Kunstschätze am Rhein, Main u. Neckar (Sämmtl. Werke XLIII. 310 ff.) angerathen, die schönen, aber zerstreut schwebenden Elemente zu vereinigen, worüber auch in demselben Buche (S. 285 ff.) eine Denkschrift achtbarer Kölner Bürger an den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg zu lesen ist. Da nun aber die damals von mehreren Seiten betriebene Vereinigung sämmtlicher rheinischer Alterthümer an der Ungewifsheit, ob Köln oder Bonn zu einem solchen Platze zu erwählen sei, gescheitert ist, so mufste in der vorliegenden Schrift um so mehr der Anstalten erwähnt werden, die in den letzteren Jahren zur Aufbewahrung und Sammlung der Alterthümer jeglicher Art getroffen sind. Wir meinen damit die Stiftung des Vereins für bildende Künstler in Köln, und die Kunst- und Gemälde-Ausstellungen im Wallrafianum zu Köln, worüber die Rheinischen Provinzialblätter in Heft 1. 4. und 7. vom Jahre 1835 das Wichtigste enthalten haben, so wie andererseits die Errichtung des Vereines für Alterthumsfreunde zu Bonn im Jahre 1842. Aber von allen diesen Stiftungen hat Herr Mathieux keine einzige genannt.

Dagegen ist der Kölnischen Drucke am Ende des funfzehnten Jahrhunderts (S. 139—141) eine ziemlich ausführliche Erwähnung geschehn, Ulrich Zell als der erste kölnische Buchdrucker genannt und nach ihm eine Anzahl seiner geschickten Kunstgenossen, neben denen noch die Namen eines Hermann Levilapis (Lichtenstein), Henricus d. Colonia und Johannes Coloniae Agrippinensis fehlen, die in Italien, Paris, in den Niederlanden und in den grofsen deutschen Städten den Ruhm der kölnischen Buchdruckerkunst verbreiteten. Die Zahl der frühesten Zell'schen Drucke würden wir noch durch die Ausgabe des Virgilischen Moretum zwischen 1466 bis 1471, der Bucolica um 1467, und der Opuscula Senecae um 1470 (s. Schweiggers Handbuch der class. Bibliographie II. 2. S. 1201, 1188, 919) bezeichnet und dabei jenes Bernhard de Colonia gedacht haben, von dessen Drucken im J. 1477 Didin (Bibliographical Tour III. p. 64) mit besonderem Lobe gesprochen hat. Ueber diese alten Drucke, über Ulrich Zell, über die erste niederdeutsche kölnische Bibel giebt das erste Heft von Herrn Lempertz, eines Kölners, bibliographischen und xylographischen Versuchen (Köln, 1838., vgl. das Kunstblatt v. dems. J. Nr. 84.) eine weitere Nachweisung, deren Benutzung in dem vorliegenden Buche wir vermifst haben. In der angeführten Stelle erwähnt Hr. Mathieux auch die „Chronik von der hilligen Stadt Cöllen" und ihrer drei Ausgaben 1490, 1494 und 1499. Aber in den genannten Jahren ist sie nur zusammengetragen, das Druckjahr war 1490, wie aus mehreren Stellen, z. B. auf S. 161 b., S. 212 b., S. 213 a., hervorgeht. Ferner sollte bei einem für die Geschichte von Köln so wichtigen Werke auch über das Bibliographische nach Hain's Repertor. Bibliographic. P. II. N. 4. 4989, und Dronke's Nachtrag in den Ergänzungsblätt. zur Jen. Allgem. Lit.-Zeitung 1830. Nr. 13. Einiges beigebracht und mit wenigen Worten der Geist und Inhalt des merkwürdigen Buches charakterisirt sein, welches Niebuhr in einem Briefe an Savigny (Lebensnachrichten II. 370) ein „classisches Werk" nennt, dessen Verfasser „einer der hellsten Geister und wahrhaftesten Herzen gewesen ist. Die aus der Chronik an mehreren Stellen, besonders auf S. 129, mitgetheilten Stellen sind zur Kenntnifs des damaligen kölnischen Dialectes, den Niebuhr (Nichtphilologische Schriften S. 95) als „ein Mittelding zwischen Hochdeutsch und Flämisch" betrachtete, zweckmäfsig ausgehoben. Dasselbe gilt von den Sprachproben aus Godefrit Hagen's Reimchronik auf Seite 70 u. a. St., über deren Verfasser (S. 62) mehrere Einzelnheiten aus der Ausgabe derselben von E. von Groote mitgetheilt sind, die noch an andern Stellen mit Recht befragt worden ist. Denn abgesehn von den Vorzügen jener Ausgabe, die schon Niebuhr in dem angeführten Briefe vom 1. September 1818 (S. 373) sehnlich wünschte, hätte Hr. Mathieux auch sonst von Hrn. von Groote den besten Rath in vielen Angelegenheiten der beiderseitigen Vaterstadt empfangen können, für deren Nutzen und Vortheil der edle Bürger oftmals so redlich und mit so gutem Erfolge bemüht gewesen ist.

Alles bisher Angeführte sollte im Allgemeinen für die Leser unserer Blätter angeben, welche Stelle sie dem gegenwärtigen Werke des Herrn Mathieux anzuweisen hätten. Hiernach werden wir eine Reihe von Bemerkungen über einzelne Stücke der Erzählung, wo sie nicht vollsäntdig genug oder nicht richtig ist, fol-

Digitized by Google

gen lassen, um so an unserm Theile zur Ausstattung einer im Ganzen verdienstlichen Arbeit beizutragen, die wir als eine Vorläuferin gröfserer betrachten. Umfafst eine solche Geschichte von Köln, sei sie nun von der Hand unsers Verfassers oder von einer anderen, ihren Gegenstand vollständiger als bis jetzt geschehn ist, so wird sie auch bei der Wichtigkeit desselben für so viele deutsche Verhältnisse ein desto ausgebreiteteres und dankbareres Publikum finden.

Die Gründung Kölns ist nach den Berichten der römischen Schriftsteller im Ganzen richtig erzählt, nur sollte nicht gleich das erste Citat aus Caesar de bell. Gall. I. 4. (statt IV. 16. 17.) ein falsches sein. Ueber den Namen *Ubii* ist nichts bemerkt, obgleich Hennes in den Rheinisch. Provinzialbl. 1837. Heft 2. die neue Ableitung Herrn Müller's im ersten Theil der „Marken des deutschen Vaterlandes" zu einer Untersuchung und Bestätigung benutzt hat. Beide nämlich bringen mit *Ubii* das alte Wort *uobian* d. i. colere und die Form *ovinge* aus Hagen's Reimchronik S. 94 und 140 in Verbindung, und Hennes will daraus beweisen, dafs die Kölner bereits in vorchristlicher Zeit ein sehr gottesfürchtiges Volk gewesen wären. Einer solchen Erklärung ist aber schon E. v. Groote im Glossarium zur Reimchronik S. 281 entgegengetreten, und Jacob Grimm sucht in den Götting. gelehrt. Anzeigen 1837. No. 19. nachzuweisen, dafs *ovinge* kein Genitiv Pluralis von *oving*, *Ubius* sein könne. Seit der Gründung der Colonie im J. 57, so fährt der gelehrte Mann fort, durch die im oppidum Ubiorum geborene Agrippina, des Germanicus Tochter (Tacit. Annal. XII. 37., daher auch XIII. 57. *nuper condita?*) nannten sich die Ubier gern Agrippinenses (Tacit. Germ. 18.), wieder nach dem Gründer und noch in unserm späten Heldenbuche heifst der Landstrich Grippigenland, was allenfalls anschlüge an *Ripuaria*, *Riflant*. Doch hat sich Grimm die letztere Benennung in anderm Zusammenhang mit *Ubii* gedacht, worin ihm die Wurzel *uob*, *uov*, die unserm *Ufer*, *uovar*, *uobar* zum Grunde zu liegen scheint, den Uebergang in *Ripuarii*, *Riparii* treffend erklärt. *Ubii* wäre natürlich erst seit der Ansiedelung dieses Volkes am Niederrhein, früher am rechten, dann am linken Ufer, entsprungen. Die viel besprochene Ara Ubiorum setzt Hr. Mathieux auf die Höhe einer, dem östlichen Thore von Köln gegenüber liegenden Rheininsel, deren südlichster Theil unter dem Namen Rheinau noch jetzt vorhanden ist (vgl. Fiedler, über römische Denkmäler am Rhein S. 105), wobei noch angeführt werden konnte, dafs sie für ein Heiligthum des Augustus galt. Dies hatte schon Lipsius bei Tacit. Annal. I. 57. angemerkt, dem nachher Oberlin z. d. St. und Heinrich zu Juvenal I. 44. S. 49 gefolgt sind. Die Hauptpuncte aus der römischen Periode Kölns und besonders die Oertlichkeit sind gut dargestellt worden, nur vermissen wir die Berücksichtigung kölnischer Münzen und Inschriften, über die bereits Creuzer in der zweiten Ausgabe seines Abrisses der römischen Antiquitäten S. 341 die nöthigen Nachweisungen gegeben hatte und Lersch neuerdings bei Gelegenheit einer Inschrift des Kaisers Florianus im Central-Museum rheinländ. Inschriften I. 51. No. 51. Eben so fehlt bei den sonst richtigen Angaben über Constansin's Brückenbau bei Köln die Berichtigung E. Weyder's in der Köln. Zeitung vom Febr. 1845. (Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande VII. 162—164), und über die, S. 18 erwähnte Ermordung des Kaisers Silvanus in Köln die Abhandlung Düntzer's in den genannten Jahrbüchern VIII. 76—88, aus welcher neben andern wissenswerthen Einzelheiten künftig die Festsetzung, dafs Silvanus im August 355 (nicht 354, wie Hr. Mathieux geschrieben hat) ermordet ist, zu entnehmen sein wird.

Wenden wir uns nun zu der Darstellung der für das Mittelalter so wichtigen Verfassung von Köln, so entbehrt das Buch des Herrn Mathieux freilich einer klaren und kurzen Darstellung derselben, indem wir statt einer solchen nur abgerissene Bemerkungen empfangen. Dafs der Verfasser unter diesen, wie auf S. 49 f., einzelne Stellen meines Abrisses wörtlich benutzt hat, wollen wir ihm keinesweges übel auslegen, da wir mit den Schwierigkeiten einer solchen Arbeit wohl bekannt sind. Aber schon aus den von mir an a. a. O. S. 11—13 und S. 23 f. angeführten Schriften von Eichhorn (Zeitschrift f. geschichtl. Rechtswiss. II. 2. S. 195—205) und Gaupp (über deutsche Städteverfassungen im Mittelalter S. 287—302, S. 310 u. a. a. O.), sowie aus den nach jener Zeit bekannt gewordenen neuen und schätzbaren Aufschlüssen in Wilda's Gildenwesen im Mittelalter konnte Hr. Mathieux ein anschaulicheres Bild der Verfassung entwerfen, und brauchte sich nicht mit einzelnen Stellen aus Hüllmann's Geschichte der Stände in Deutschland zu be-

Digitized by Google

gnügen. Freilich hatte dieser Name früher im Rheinlande ein grofses Ansehen, es schmeichelte den Kölnern, dafs er so viele ihrer Urkunden benutzt und die Geschichte ihrer Stadt einen schönen aber noch ungeschliffenen Edelstein genannt hatte (wie Weyden im Vorworte zu „Kölns Vorzeit" anführt), ja die ganze Art und Weise der Hüllmann'schen Bücher, das Abspringende in der Darstellung und die Anhäufung von Einzelnheiten statt bei sicheren Grundsätzen zu beharren, hatte viel Ansprechendes für die bewegungsvollen Rheinländer. Aber jetzt hat sich ein anderes Urtheil über Hüllmann festgestellt. Seine bewundernswerthe Urkundenkenntnifs und seine trefflichen Combinationen wird Jedermann willig anerkennen, aber diese Vorzüge werden durch eine sehr geringe Bekanntschaft mit den eigentlichen Rechtsquellen des Mittelalters, durch höchst sonderbare, oft geradezu falsche, und doch mit dem Tone gröfster Entschiedenheit vorgetragene Behauptungen und durch die unglücklichsten etymologischen Versuche gar sehr in Schatten gestellt, endlich auch durch die fast absichtliche Vernachlässigung Alles dessen, was die neuere Literatur auf diesem Gebiete erzeugt hatte, wie namentlich in der letzteren Beziehung Lappenberg in unseren Jahrbüchern 1828. Nr. 36—41. und in den übrigen Gaupp in der Allgem. Literatur-Zeitung 1832. Nr. 164—167. auf das Bündigste nachgewiesen haben. Was nun Köln anbelangt, so genüge es hier nur zum Belege für Hüllmanns auffallende Ansichten auf seine Behauptung (Gesch. der Stände in Deutschland S. 470 f. und Städtewesen des Mittelalters II. 284 f.) hinzuweisen, dafs man in Köln ganz irrig Römerthum suche, da hier die deutsche Ursprünglichkeit gerade am ersten nachzuweisen sei, und auf die merkwürdig falsche Etymologie des Wortes Richerzecheit (S. 522), worüber Wilda a. a. O. Seite 178 ff. gerade in Bezug auf Köln sehr belehrend gesprochen hat. Sind nun in dieser Hinsicht die Hüllmann'schen Schriften mit prüfender Vorsicht zu behandeln, so bieten sie auf der andern Seite und hier vorzüglich das Buch über das Städtewesen des Mittelalters eine solche Fülle der besten Nachrichten über das innere sittliche wie polizeiliche Leben Kölns und über seinen Handel, Verkehr und Wohlstand, dafs es uns befremden mufste, auf S. 47 f. nur eine kurze, etwas magere Nachricht zu finden, da doch Herr Mathieux durch die Benutzung der genannten Schrift seinem Buche hätte recht frische Farben und eine befriedigende Anschaulichkeit der ausgebildeten Zustände jener alten Zeit verleihen können. Als Beispiele nennen wir die Zusammenstellungen über die kölnische Gewerbthätigkeit, über Bierbrauerei (Städtewesen I. S. 271), Linnweberei (I. 298. III. 588 f.), und Tuchbereitung (I. S. 237, 320), ferner die polizeilichen Einrichtungen über Sicherheit auf den Strafsen (IV. 13), über die Beaufsichtigung der Makler und Aufkäufer (IV. 95), über die Kranken- und Versorgungsanstalten (IV. 65, 66, 72), dann die Verbote aller Fastnachtsmummereien und zünftischen Tänze (IV. 172), der umherziehenden Gauner (IV. 234), der Kupplerinnen (IV. 263) und ähnliche mehr. Ferner konnte auch über den auswärtigen Handel Kölns, über kölnische Münzen, Maafse und Gewichte manche anziehende Notiz aus Hüllmanns Städtewesen, z. B. I. 69 und 301, entlehnt werden, wobei wir auch der zwei Utrechter Urkunden von 1233 und 1251 über den Ankauf von Rheinwein in Köln aus F. E. Berg's Buche: de Niederlanden en het Hanseverbond (Utrecht, 1833) gedenken. Im Allgemeinen waren über den kölnischen Handel bis zur Stiftung der Hanse L. A. Blümeling's so überschriebene Schulschrift (Köln, 1840) und E. Weyden's Aufsatz über Kölns Handelsverhältnisse im Mittelalter (Rhein. Provinzial-Blätter 1835. Heft 5.) zu vergleichen. Das kölnische Maafs und Gewicht hat Hr. Mathieux auf S. 62 besprochen und auch die Streitigkeiten mit den Münzenhausgenossen nicht vergessen, über die Hüllmann in der Geschichte der Stände in Deutschland S. 556—564 gut gehandelt hat. Aber Hr. Mathieux hätte seinen Landsleuten nicht die Nachricht vorenthalten sollen, dafs der kölnische Münzfufs nicht blofs „für einen grofsen Theil von Deutschland" als mafsgebend gegolten hat, sondern dafs aus einer Urkunde vom Jahr 1203 in Muratori's Scriptores Rerum Italicar. (T. XII. p. 324) ersichtlich ist, dafs Zahlungen von flandrischen Kreuzfahrern in Venedig *ad pondus Coloniae, quo utitur terra nostra*, geleistet werden sollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

Geschichte der Stadt Köln von Johann Paul Mathieux.

(Fortsetzung.)

Mit gröfserer Ausführlichkeit als solche Verfassungsangelegenheiten sehn wir von unserm Verfasser die Geschichte der kölnischen Bischöfe und Erzbischöfe behandelt, an deren Spitze aber doch die allgemeine Bemerkung hätte stehen müssen, dafs Köln, obgleich es ursprünglich eine bischöfliche Stadt war, sich doch den Reichsstädten gleich stellte (man s. Eichhorn's deutsche Staats- und Rechtsgeschichte Th. II. § 310. und Th. III. § 431., nebst Gaupp über deutsche Städtegründung S. 287—302), indem diese Erörterung erst den richtigen Gesichtspunct zu einer Beurtheilung der erzbischöflichen und städtischen Kämpfe angegeben haben würde. Ich konnte diese Beziehungen in meinem Buche Seite 12, 13 nur andeuten. Sonst ist die Schilderung dieser Fehden nach den reichen, vorliegenden Hülfsmitteln wohl gerathen und einer der besten Theile des Buches. Ueber einzelne Erzbischöfe aber haben wir noch folgende Bemerkungen und Zusätze nachzutragen. Der Erzbischof Bruno, der als der erste in der Chronik genannt wird, unter welchem im Jahre 954 die Herrschaft der Bischöfe über die Stadt begann, ist nach seiner politischen Wirksamkeit von Aschbach im Niederrhein. Jahrbuch f. Geschichte, Kunst und Poesie, 1843. Abth. I. S. 21—44 gewürdigt worden, nachdem er schon dem Bischof Cunibert eine Monographie ebendaselbst 1844. II. S. 174—192, gewidmet hatte; eben so steht in demselben Jahrbuche (1844. II. S. 192—237) ein Aufsatz von Lersch über Anno II. Hierbei wollen wir die Abschweifung auf S. 32 ff. über das sogenannte Annolied gerade nicht mifsbilligen, eben so wenig die mitgetheilte Sprachprobe, die Herr Mathieux aber nicht aus Goldmann's werthloser Ausgabe (eine von C. Besselt ist uns nicht bekannt), sondern aus Schilter's Thesaurus oder aus Wackernagel's altdeutschem Lesebuch hätte entlehnen sollen. Das Gedicht selbst stellt er seinem dichterischen Werthe nach fast zu hoch, irrt sich auch in der Annahme, dafs es kurz nach dem Tode Anno's, der 1075 erfolgte, verfafst sei. Denn Lachmann (über Singen und Sagen S. 8) hat das Alter des Liedes, in dessen Verfasser er einen kölnischen Geistlichen erkannte, näher bestimmt und es in die Zeit um 1183 gesetzt. Wir gehen weiter fort zu dem Erzbischofe Reinold von Dessel, der aus den italienischen Kriegen des Kaisers Friedrich I. die Ueberreste der heil. drei Könige nach Köln brachte. Hr. Mathieux hat hierbei (und vielleicht mit Absicht) nicht erwähnt, dafs dies Verpflanzen von Reliquien von einem Orte zum anderen im Mittelalter mit der Meinung von dem Glücke und Wohlstande eines Ortes in genauer Verbindung stand, ein Glaube, der schon im griechischen und römischen Alterthume in ähnlicher Weise wurzelte, wie unter andern von Jacobs in den Verm. Schriften III. 465 f. 509 vollständig erläutert worden ist. So wähnte man nun (vgl. Leo's Geschichte Italiens I. 382 Anm.), mit der Ueberbringung der heil. drei Könige von Mailand nach Köln auch die ganze Wirkung einer vortheilhaften Lage und den Wohlstand Mailands auf Köln zu übertragen, und es bekundet ganz dieselbe Absicht, wenn wir in einer handschriftlichen Erzählung der Thaten Alexander's des Grofsen (m. s. Jacobs u. Ukert's Merkwürdigkeiten der Gothaischen Bibliothek I. 2. S. 397) lesen, dafs der Macedonier die Stadt Alexandria gegründet und zu ihrem Schutze die Gebeine des Propheten Jeremias habe dahin bringen lassen. Uebrigens hätten wir gerade an dieser Stelle die Mittheilung einiger Stücke aus der altdeutschen Legende Johann's von Hildesheim von den heiligen drei Königen, die Gustav Schwab im J. 1822 herausgegeben hat, für passender erachtet als die anderen Auszüge aus Legenden und Geschichten von Heiligen, so

Digitized by Google

wie bei der auf S. 46 erwähnten Ermordung des Erzbischofs Engelbert V., durch Anführung einiger Zeilen aus den beiden Gedichten Walthers von der Vogelweide (S. 85 V. 1—6 nach der Lachmann'schen Ausgabe) die Prosa unsers Verfassers eine willkommene Unterbrechung erhalten haben würde. Jene Ermordung am 7. November 1225 ist in einer aus dem Schellenberger Archive entlehnten Urkunde im Wochenblatte für den Kreis Bochum, 1829., Nr. 38., ausführlich beschrieben; man vergl. auch H. Manz: Die Isenburg oder Friedrich von Isenburg und Engelbert von Köln. Dortmund, 1836. Der für die Geschichte Kölns so merkwürdige Conrad von Hochstaden (Hr. Mathieux schreibt noch Hochstatten) ist in neuester Zeit der Gegenstand lobenswerther Untersuchungen geworden, die aber der Verf. weder benutzt noch angeführt hat. Wir tragen also hier v. Sybel's Aufsatz aus dem Niederrheinischen Archiv für Geschichte, Kunst und Poesie, 1843. I. S. 120—159 und Jac. Burkhardt's Buch: Conrad von Hochstaden, Erzbischof von Köln (Bonn, 1843.) nach und verweisen zuletzt auf die genealogischen Erörterungen v. Stromberg's in der Ersch-Gruber'schen Encyklopädie, Sect. I. Th. 28. S. 360 f., die schon aus dem Grunde nicht übergangen werden durften, weil v. Stromberg den Namen „Hochstaden" verwirft und dafür den Erzbischof als einen Grafen von Duras auftreten läfst. Ueber die kölnischen Erzbischöfe, welche Hermann geheifsen haben, enthält das eben genannte Werk (Sect. 2. Th. 6. S. 241—246) mehrere Aufsätze von Jäck und Rommel. Als eine Berichtigung früherer Angaben aber ist es anzusehen, dafs Hr. Mathieux auf S. 102 bei Erwähnung der Gefangenschaft Engelbert's II. auf der Burg Nideggen, den „eisernen Käfig" weggelassen hat, in welchem der Erzbischof nach der kölnischen Chronik an die Mauern des Schlosses gehangen worden sei. Er nennt ihn nur einen „grofsen eisernen Korb", den der Erzbischof betreten mufste, wenn er Luft schöpfen wollte. Demnach ward also im dreizehnten Jahrhundert ein Gefangener weit menschlicher behandelt, als im achtzehnten Jahrhundert jene unglücklichen französischen Deputirten, die im September 1797 in hölzernen Käfigen von Paris nach Rochefort mit der gröfsten Rohheit geschafft wurden. Uebrigens beharren wir bei unserer früheren Ansicht, dafs jenes „Geräms" der Chronik (S. 232 a.) ein Gitterwerk gewesen sei, wie man es sonst in oberdeutschen Städten fand und auch wohl noch jetzt findet, um sich mit der Strafse in Verbindung zu setzen und frische Luft zu schöpfen. Eines solchen Geräms gedenkt Goethe gleich im Anfang von Dichtung und Wahrheit und vergleicht es, wie auch in der Chronik geschieht, mit einem Vogelbauer.

Die Umwandelung der städtischen Verfassung im Jahre 1396 ist von Hrn. Mathieux im Ganzen richtig dargestellt worden. Vielleicht wäre aber auch hier etwas gröfsere Ausführlichkeit in Namen und Gegenständen, die sich noch bis auf unsere Zeit im Munde der Kölner erhalten haben (so hörte man z. B. den Namen der Geffeln, d. i. der Zünfte, noch vor mehreren Jahren in verschiedenen Zusammensetzungen), wünschenswerth gewesen und vor allem ein Abdruck des Verbund- und Transfix-Briefes, der die neue Verfassung ertheilt, aus dem ersten Jahrgange der Materialien zur geistlichen und weltlichen Statistik des Niederrheinischen und Westphälischen Kreises. Andere Ereignisse aus der Geschichte des funfzehnten Jahrhunderts übergehen wir jetzt und wenden uns zu dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. „Damals", sagt Hr. Mathieux mit Recht auf S. 145, „verlor Köln sehr viel an seiner früheren Blüthe durch die Entdeckung Amerika's, die Auffindung des neuen Seeweges um das Vorgebirge der guten Hoffnung, und durch die Reformation." In Beziehung auf die letztere wäre es wohl eine billige Forderung an den Hrn. Verfasser gewesen, über die Hoogstraten-Reuchlin'schen Händel, über die vom Erzbischof Hermann versuchte Kirchenänderung, über den Grafen von Nuenar und andere betheiligte Personen anerkannt tüchtige Schriften, wie Ranke's deutsche Reformations-Geschichte, Planck's Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs und ganz besonders Berthold's Monographie über den Churfürsten Gebhard Truchsefs von Waldburg im ersten Jahrgange der neuen Folge des Raumer'schen historischen Taschenbuchs zu Rathe zu ziehen. Es kann sein, dafs Hr. Mathieux dies aus confessionellen Rücksichten unterlassen hat, aber dann konnte doch das hieher gehörige Stück aus M. J. Schmidt's Geschichte der Deutschen benutzt sein und nicht blofs die Bücher Mich. von Isselt's und Mering's, denen freilich die Arbeit von Decker's über Hermann von Wied bei Weitem vorzuziehen ist. Hiernach darf man sich durch einzelne auffallende Ausdrücke und Urtheile nicht be-

Digitized by Google

fremden lassen, wenn es gleich eben so wohl anerkannt werden mufs, dafs auf S. 145 der Geist der Unduldsamkeit getadelt wird, der in Kölns Mauern herrschte, und eine Menge fleifsiger und gewerbthätiger Bürger ihrer religiösen Meinungen wegen vertrieb, oder auf S. 147 ein wahres Wort gegen die Einführung aller Glaubens- und Ketzergerichte in Köln gesprochen worden ist. In der ersteren Beziehung enthalten die Rechtsprotocolle die bestätigendsten Thatsachen, so aus den Jahren 1530 bis 1533 über Ablieferung der „Lutter'schen" an den Greven, über das Verbot „Luttersche" Bücher zu drucken oder „Luttersche" Predigten zu halten, aus den Jahren 1559—1568 über die erneuerten Verweisungen der „Lutterschen, Ketzer und Religionisten" aus der Stadt, und aus dem J. 1585 das Verbot, die Unkatholischen in die Schreine (Bürgerbücher) zu schreiben. In allen diesen Verfügungen ist aber zugleich die grofse Besorgnifs ersichtlich, in welcher der Rath in Köln und die hohe Geistlichkeit sich bei den Fortschritten der Reformation und bei der unverkennbaren Hinneigung der Churfürsten Hermann und Gebhard Truchsefs zu derselben befunden hat. Konnte es doch sogar in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, wie Orlandinus (Hist. Societ. Jesu T. I. lib. XVI. no. 25.) erzählt, in Köln geschehn, dafs man daselbst eine Burse errichtete und erst als dieselbe eröffnet werden sollte, bemerkte, dafs der zum Regens bestimmte Geistliche ein Protestant war. In der andern Beziehung, wir meinen die theologische Richtung auf der alten Universität Köln, die Hr. Mathieux auf S. 123 und 157 den „Damm" genannt hat, „an welchem sich die Reformation brach", wäre die Benutzung der milden und gründlichen Schrift Ullmann's über Johann Wessel (S. 49—53) sehr vortheilhaft gewesen (vergl. Erhard's Geschichte der Wiederherstellung der Wissenschaft. Bd. II. S. 9 f.) und über das Leben auf derselben Hochschule im sechszehnten Jahrhundert die zu Bern 1828 erschienene Biographie Bullingers, die ein Jahr darauf von Hefs im zweiten Bande der Biographie berühmter Schweizerischer Reformatoren wiederholt ist. Die äufseren Einrichtungen aber konnten aus v. Bianco's Geschichte der Universität (S. 10—22. 22—53) auf das Vollständigste beschrieben und durch allerhand urkundliche Zusätze aus den Schätzen jenes Buches in ansprechender Weise ausgestattet werden.

In den Abschnitten, welche die Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts behandeln, finden wir etwa Folgendes besonders anzumerken. Die Wirksamkeit des Bürgermeisters Hardenrath ist mit besondrer Vorliebe geschildert, die Unduldsamkeit des streng katholischen Rathes, der in Folge der Reiner'schen Unruhen im J. 1608 eine grofse Anzahl der betriebsamsten protestantischen Bürger aus der Stadt trieb, gebührend getadelt, der Gülich'sche Aufstand (1680—1686), als der letzte Kampf der Aristokratie und Demokratie, ausführlich beschrieben. Weshalb Hr. Mathieux (S. 181—183) dem kühnen Parteigänger Johann von Werth eine so eigenthümliche Wichtigkeit für Köln beigelegt hat, vermögen wir nicht einzusehen. Allerdings wird dies Bild einer dem dreifsigjährigen Kriege eigenthümlichen Gattung von Feldherrn, wie es Barthold in seiner von unserm Verf. nicht gekannten Monographie mit fleifsiger Forschung und gesundem Sinne im Jahre 1826 entworfen hat, sich in keiner spätern Zeit nach allen seinen Zügen wiederholt finden, aber wir haben in Köln niemals wahrgenommen, dafs Johann von Werth ein solcher Mann des Volkes wäre, wie es uns Hr. Mathieux einzureden bemüht ist. Eine gröfsere Bedeutung hatten aber die Fürstenbergischen Händel, über die der Verf. die vortrefflichsten Führer an Munth in der Geschichte des Hauses Fürstenberg III. 162 ff. und an Depping in der Geschichte des Kriegs der Münsteraner und Kölner im Bunde mit Frankreich (Münster 1840) erhalten konnte. Das letztere Buch enthält überhaupt bemerkenswerthe Züge zur Geschichte Köln's und zeigt ganz besonders die undeutsche Gesinnung des Kurfürsten Maximilian Heinrich und der beiden Brüder, Wilhelm und Egon Fürstenberg, die auch Hr. Mathieux nicht beschönigt hat, und den durchaus den Franzosen abgeneigten Sinn der Kölner Bürgerschaft, die, trotz aller Neigung ihre Unabhängigkeit zu behaupten, doch stets gut kaiserlich geblieben war (S. 200. 221). Wir machen hierbei unsern Verf. auf einen alten Plan von Köln und Deutz aus den J. 1633 von Gerhard Altzenbach aufmerksam, wo zur Seite ein Bauer und eine weibliche Figur mit einer Mauerkrone steht. Neben dem Bauer liest man die Worte:

Halt dich fein säuberlich,
Geist- und Weltlich buhlen um dich.

und neben der allegorischen Figur der Stadt:

Halt dich fest, kaiserlicher Bauer,
Bei'm Reich, es fall süfs oder sauer.

Digitized by Google

Das Leben zu Köln in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wird durch einige Streiflichter erhellt, die aus Barthold's Buche über die historischen Personen Casanova's (I. 126 ff.) auf dasselbe fallen, grade nicht in der vortheilhaftesten Weise beleuchtet, sowie die schlimmen Zustände des funfzehnten Jahrhunderts in den Schilderungen des fleischlich derbgesinnten Hans von Schweinichen (I. 196—242. nach Büsching's Ausgabe) in ihrer ganzen Nacktheit und Ausgelassenheit erscheinen. Hr. Mathieux hat das letztere Buch nicht benutzt, das erstere konnte ihm noch nicht bekannt sein. Dagegen beweiset er gebührende Gerechtigkeit dem Andenken der beiden letzten Kurfürsten von Köln und hat im Abschnitt 44. den geistlichen und weltlichen Zuständen Kölns vor der französischen Revolution einen besondern Abschnitt (Nr. 44.) gewidmet, wozu noch manche statistische Angaben aus v. Stromberg's Artikel über Köln (Ersch-Gruber's Encyklop. I. 18. S. 179 ff.) zu entlehnen waren. Aufserdem tragen wir zu diesen Capiteln die Erörterungen über die Wahl des Erzherzogs Maximilian Franz zum Coadjutor von Köln und Münster in Preufs Geschichte Friedrichs des Grofsen IV. 152—155. nach, ferner die Beweise orthodoxen Starrsinns, welche das kölner Dom-Capitel nach Joseph's II. Tode ablegte, in Forster's Briefwechsel I. 869., die Theilnahme des Kurfürsten an der Emser Punctation und den Nuntiaturstreit in Köln während der Jahre 1786—1794. Ueber den letztern geben des damaligen Nuntius Pacca historische Denkwürdigten (Augsburg 1832) hinlängliche Aufschlüsse, mit denen ein derartiger Aufsatz im fünften Hefte der zu Heidelberg (1830. 1840) erschienenen „deutschen Blätter für Protestanten" S. 1—64 verglichen werden kann.

Der vorletzte Abschnitt über die französische Herrschaft in Köln enthält vorzugsweise biographische Nachrichten über die in Kunst und Literatur ausgezeichneten Kölner dieser Periode, die Gebrüder Boisserée, Wallraf, Hardy, Daniels, Bernh. Klein und andre, wo sich noch Manches hinzuzusetzen findet und manches zu reichlich gespendete Lob beschränkt werden mufs. So konnten für Daniels, auf den die Rheinländer mit Recht stolz sind, Aufenthalt in Paris die Erinnerungen v. Strombeck's (II. 138) manche Einzelnheit liefern und für die literarische Wirksamkeit durfte das Anerkenntnifs Hugo's in den Beiträgen zur civilistischen Bücherkunde (I. 15.) nicht fehlen, dafs Daniels der erste gewesen, der seinen Vorschlag einer neuen Citirart des Corpus iuris angenommen habe. Bei dem eigentlich Geschichtlichen merken wir an, dafs auf S. 222 die Kriegslasten, welche Köln als Folge des Einbruches der Franzosen zu tragen hatte, viel zu gering angegeben sind. Wir berichtigen dies also aus einem Berichte des kölner Magistrates, der im coblenzer Archive vorgefunden und in Reisach und Linde's Archive für Rheinische Geschichte (I. 169—174) abgedruckt ist. Die Stadt zahlte an baarem Gelde über 963,000 Livres, in Assignaten zum Theil zu 20 Sous pr. Livre, 750,000 Livres; die Franzosen bemächtigten sich aufserdem der Silbervorräthe, gegen 80,000 L. werth, des Zeughauses, worin für mehr als 100,000 L. Waffen befindlich waren, und aller Waffen der Bürger, an 6000 Stück, ohne dafs diese irgend eine Entschädigung dafür empfingen. Aufserdem nahm man der Stadt das Kupferstich-Cabinet und andre Kunstgegenstände, wodurch dieselbe, sowie durch den gezwungenen Cours der Assignaten mehrere Millionen einbüfste. Eine gleiche Summe kostete der Unterhalt der französischen Heere, ungerechnet die Naturallieferungen an Hemden, Kleidern und Schuhen, an Stellung mehrerer Fahrzeuge u. dgl., und trotz der dadurch entstandenen Schuldenlast und drückenden Noth wurden fortwährend neue Anforderungen gemacht. So begann also am Rheine die Zeit der Franzosen, denen es Hr. Mathieux auf S. 235 einen Beweis feiner Lebensart anrechnet, dafs sie bei ihrem Abzuge am 18. Jan. 1814 alle Privatschulden vorher berichtigt hatten. Sonst, sagt derselbe (S. 234) habe sich während der französischen Herrschaft im öffentlichen Leben (gab es denn ein solches im Napoleonischen Reiche?) wenig Bemerkenswerthes zugetragen, die Stadt wäre eine der guten Städte des Kaiserreiches gewesen, Napoleon habe sich zwei Mal in Köln aufgehalten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

Geschichte der Stadt Köln von Johann Paul Mathieux.

(Schlufs.)

Das letzte Mal geschah dies in Begleitung der Kaiserin Marie Luise am 5. November 1811, worüber sich ein Aufsatz im Livre de Cent et Un T. XI. p. 189. 190 der Frankfurt. Ausg. vom Baron La Doucette vorfindet, unstreitig demselben Präfecten von Köln, der am 5. November 1811 seinen Kaiser mit den Worten begrüfste: *Sire, les habitans de cette contrée ont redouté César, ils ont obéi à Charlemagne: tous adorent Napoléon le Grand, tous s'écrient: vive l'Empereur.* (Mercure du départ. de la Roer 1811. Nr. 21). Dies nur beiläufig; nun fährt aber Hr. Mathieux a. a. O. in folgender Weise fort: „wenn auch die Conscription, die fremde Sprache und manche Abgaben, wie das Octroi und die Regie, höchst drückend waren, so fanden auch dagegen so viele wohlthätige Einrichtungen von Seiten des Gouvernements Statt, dafs dadurch selbst jene, welche mit dem blindesten Nationalhasse gegen Frankreich erfüllt waren, besänftigt wurden. Wir brauchen nur daran zu erinnern, dafs Frankreich den Ufern des Rheines seine urdeutsche Gesetzgebung wiedergab, eine Gesetzgebung, die alle vor dem Richterstuhle gleichstellt und die mit dem Christenthume, der allgemeinen Bildung und den Anforderungen der Zeit auf gleicher Höhe steht; dafs Frankreich dem Fanatismus, der Intoleranz, dem Aberglauben und allem Lichtscheuen entgegenwirkt; dafs es den wirren Territorialverhältnissen, diesen hundert verschiedenen kleinen Landesregierungen am Rheine ein Ende gemacht; die Güter der übermächtigen Geistlichkeit in die Hände thätiger Staatsbürger gebracht; Industrie und Fabriken, den Wohlstand des Landes gehoben und zu vielem Guten den Keim gelegt, welches sich erst durch die sorgsame Pflege der preufsischen Regierung zur vollen Blüte entfalten konnte."

So gern wir die zweite Hälfte dieser in ihrer Fassung etwas vernachläfsigten Stelle billigen, so dürften sich doch gegen die erstere Hälfte einige nicht ganz unerhebliche Ausstellungen erheben lassen, wenn wir uns in unsrer Anzeige des Mathieux'schen Buches auf längere Ausführungen einlassen wollten. Daher rügen wir nur den Ausdruck einer *urdeutschen* Gesetzgebung, die Frankreich den Ufern des Rheins zurückgegeben haben soll. Denn zwischen den altdeutschen Urtheilen und dem vorzugsweise auf dem Boden des römischen Rechtes unter Ludwig XIV. erwachsenen, französischen Gerichtsverfahren ist doch im Materiellen wie im Formellen kein geringer Unterschied. Die „Rückgabe" dieser Gesetzgebung war aber auch mit nichtswürdigen Unterschleifen und eigenmächtiger Bedrückung der Gerichtseingesessenen in Folge der schlechten Amtsbesoldungen, (worüber hier nur auf eines Rheinländers, Kaufmann, Schrift über Rheinpreufsens staatswissenschaftliche Interessen S. 19—25 verwiesen wird), so eng verbunden, dafs jeder redliche Mann am Rheine erkannte, wie sich die dermalige ehrenhafte Stellung des Richterstandes erst seit der preufsischen Verwaltung und seit Beseitigung der unter Napoleon so gewöhnlichen Bestechlichkeit der Justizbeamten begründet hat. Ferner sind allerdings durch die Franzosen Intoleranz und Fanatismus am Rhein vertrieben, dafür erfuhr aber auch der Beruf der Geistlichen unter derselben Verwaltung die entschiedenste Herabwürdigung, wie wiederum bei Kaufmann S. 35 ff. zu lesen ist, zum entschiedensten Nachtheile für den religiösen Sinn und für die Sittlichkeit vieler Staatsbürger. Endlich ist es wahr und bei Kaufmann S. 10—13 nachgewiesen, dafs die Vielherrschaft am Rheine das linke Rheinufer fast allenthalben in einen Zustand bürgerlicher und geistiger Erschlaffung versenkt hatte. Aber die höhern französischen Beamten fanden dies nicht allgemein so schlimm, wie aus dem verständigen Mémoire statisti-

Digitized by Google

que du département de Rhin et Moselle (Paris 1804) des Präfecten Boucqueau p. 71 hervorgeht: *on auroit tort à penser que tout ce pays* (das Rheinland) *a été delivré par les Français d'un indigne esclavage, et qu'on a du y sentir avec transport le bonheur d'être uni à la république. Les principes d'égalité et de liberté, qu'elle a fait triompher, ont été, il est vrai, embrassés avec enthousiasme par les hommes éclairés des villes et surtout par les cultivateurs protestans et réformés: mais les suites d'une guerre cruelle, — les requisitions et les contributions, dont les pays conquis furent d'abord accablés, refroidirent bientôt cette première ardeur: et d'ailleurs à l'exception des Trévirois et des habitans du pays d'Eifel, ces peuples jouissaient par le fait d'une grande liberté civile sous des Gouvernemens doux et humains.* Wir glaubten zur Steuer der Wahrheit diese Stelle, welche auch mehrere Bestätigungen in einer frühern amtlichen Schrift Eichhoff's vom Jahre 1802 (deutsch in Häberlin's Staats-Archiv Bd. IX. S. 337—368) findet, hier nicht übergehen zu dürfen. Die Stadt Köln, so haben wir wenigstens immer vernommen, war überhaupt nie durch eine besondre Theilnahme der französischen Verwaltung an ihren Angelegenheiten erfreut worden, während Coblenz, Trier und Aachen weit mehr ausgezeichnet wurden, und so konnte sich der frühere Charakter der Stille und Abgeschlossenheit um so unveränderter in Köln erhalten. Dafs Hr. Mathieux auf S. 234 seine Vaterstadt gegen den Vorwurf zu grofser Hinneigung an französisches Wesen in Schutz nimmt, wollen wir ihm durchaus nicht verargen, aber es war vielleicht nicht so nothwendig. Denn dafs sich trotz der Fremdherrschaft in Köln in Sprache und Sitte viele deutsche Elemente erhalten hatten und durch die Zurücktretung der Stadt in das Reich eines deutschen Fürsten schnell und neu belebt worden sind, wird Niemand leugnen, der Arndt's Zeugnifs (Erinnerungen aus dem äufsern Leben S. 331 f.) über den achtbaren Bürgerstand Kölns durch unmittelbare Anschauung bestätigt gefunden hat. Undeutsch ist das linke Rheinufer überhaupt nicht gewesen, es hat weder in Mundart noch in Sitte, weder in der Gemüths- noch in der Denkweise seinen frühern Zusammenhang mit Deutschland verleugnet, wie ihn überdies schon die Natur des Landes zu bezeugen scheint: nur *die* Ueberzeugung fällt den Rheinländern schwer, dafs auch jenseits ihres geliebten Stromes herrliche Vorzüge und geistige Eigenthümlichkeiten bestehen, für deren Anerkennung sie die eigne Begünstigung und das eigne Wohlbefinden nicht selten unempfänglich macht. Diese Stimmungen und Verhältnisse hat nicht leicht Jemand besser aufgefafst als Immermann, der trotz seiner norddeutschen Abstammung am Rheine heimisch geworden war, als er die heitre, lebenswarme Schilderung der Düsseldorfer Anfänge aus den ersten Jahren nach den Freiheitskriegen, für die deutsche Pandora schrieb, aus der sie neuerdings in seinen Memorabilien (III. 212—228) abgedruckt worden sind.

Nach Erwähnung der in Folge der Einverleibung Kölns in die preufsische Monarchie vorgegangenen Veränderungen hatte ich meine gleich Anfangs bezeichnete Geschichte von Köln mit folgenden Worten beschlossen: „eine milde und gerechte Verwaltung, eine gleichmäfsige Beförderung aller bürgerlichen Gewerbe, ein lebhaftes Interesse für alles Gemeinnützliche, eine heilige Sorge für Licht, Aufklärung und Bildung — das sind die Vortheile, welche Köln seiner jetzigen Regierung in hohem Grade zu verdanken hat." Auch Hr. Mathieux erkennt im letzten Abschnitte die „erneuerte Blüte" der Stadt und ihren „steigenden Reichthum" unter dem „milden Scepter" Preufsens, und belegt dies mit verschiedenen Thatsachen; aber es scheint uns doch gar zu grofse Eile nach dem Schlusse des Buches zu verrathen oder eine oberflächliche Behandlung wichtiger Gegenstände, wenn *dreifsig* Jahre im Leben einer Stadt auf *zwei* Seiten abgethan worden sind. Folgen wir nun dieser mehr als rhapsodischen Uebersicht, so ist es zuerst befremdlich, die gute Gesinnung der Kölner und ihr treues Festhalten nach den Pariser Ereignissen im Julius 1830 (denn die Unruhen in der Nacht auf den 31. August waren nur ein Pöbelauflauf, der eigentlich blofs der Person eines gehafsten Beamten galt) gar nicht belobt zu finden, um so mehr, da es sich die französischen Zeitungen damals ganz besonders zum Geschäft machten, den Geist in Köln zu verdächtigen *). Die Errichtung zweier Gym-

*) Es dürfte nicht überflüfsig sein auch noch jetzt eines solchen Zeitungsartikels aus dem Constitutionnel 1830. Nr. 246. zu gedenken. A Cologne, malgré la présence des troupes, qui encombrent la ville, les maisons se trouvaient un beau matin décorées de cocardes tricolores françaises que l'autorité militaire s'empressa de faire enlever. Une sentinelle s'étant approché d'une maison pour en arracher une cocarde,

Digitized by Google

nasien und der höhern Bürgerschule ist von Hrn. Mathieux nicht übergangen worden, wohl aber die zweckmäfsige Einrichtung des Elementarschulwesens und die kräftigen Bestrebungen einer vernünftigen Disciplin und erprobten Lehrweise, um der Stadt Köln ihren alten Ruhm der Gelehrsamkeit und klassischen Bildung zu erhalten. Wenn die Namen Seber's und Hoffmeister's als die der Vorsteher genannt wurden, so durften auch die Namen zweier andrer ausgezeichneter Vorsteher, Grashof und Birnbaum, nicht fehlen, deren ersterer in seinem Buche: „aus meinem Leben und Wirken" (Essen 1839) die Kirchen- und Schulgeschichte in der preufsischen Rheinprovinz weitläuftiger bearbeitet hat als es in Neigebaur's Darstellung der provisorischen Verwaltungen am Rhein S. 121 ff., im Sophronizon 1826. VIII. Nr. 2., in Kaufmann's angeführten Buche S. 7—10. 40 f. und in ähnlichen Schriften hat geschehen können. Hiernach war es uns sehr auffallend, dafs Hr. Mathieux auch nicht mit einem Worte die grofsen Verdienste des Erzbischofes Ferdinand August um die gelehrte Bildung der kölnischen Geistlichkeit hervorgehoben hat. Die ruhmwürdige Verwaltung dieses Kirchenfürsten, der Geist des Friedens und der gegenseitigen Duldung, den er zehn Jahre lang in seiner Erzdiöces zu erhalten verstanden hatte, endlich seine Humanität und seine Weltbildung hätte überhaupt ein kölnischer Schriftsteller nicht ungefeiert lassen dürfen, nachdem einzelne, weit weniger bedeutende Männer einer gröfsern Aufmerksamkeit werth gefunden waren. Nicht einmal sein Todestag, der 2. Aug. 1835, ist erwähnt worden, andrer Lebensbezüge nicht zu gedenken, die ich zum Theil in einem Nekrologe in der Allg. Preufs. Staatszeitung 1835. Nr. 258. zusammengestellt habe. Das nach Spiegel's Tode eingetretene Mifsverhältnifs mit seinem Nachfolger gehört zu den trübsten Ereignissen in der neuern Geschichte unsers Staates. Es war gewifs für Hrn. Mathieux, er mochte nun das Benehmen des Erzbischofes Clemens August als einen Ausflufs hierarchischer Anmaafsungen oder als ein katholisches Märtyrerthum ansehen, keine kleine Aufgabe, sich in der Kürze zu äufsern; anstofsen wollte er auch nicht gern. Daher fand er dann folgende Fassung: „bald entspannen sich bekanntlich die Differenzen zwischen der preufsischen Verwaltung und der katholischen Kirche, welche vieles Aufsehen erregten und erst durch die Weisheit unsers jetzt regierenden Königs geschlichtet wurden." Freilich wäre es nach unserm Dafürhalten wahrhafter gewesen, jenes Benehmen des Erzbischofes als „einen hartnäckigen grundsätzlichen Ungehorsam gegen die Gesetze des Landes und als ein entschieden feindliches Auftreten gegen der Regierung" (Worte aus der Vorrede der preufsischen Staatsschrift vom J. 1838) zu bezeichnen und „das gezwungene Einschreiten des Landesherrn" anzuerkennen, der eine Störung in der bisher so gedeihlichen Entwickelung aller katholischen Verhältnisse nicht zulassen durfte. Das preufsische Publicandum vom 15. Nov. 1837 spricht dies in einer so würdevollen Weise aus, dafs wir einige Hauptstellen aus demselben an dieser Stelle ungern vermifst haben.

Ueber die Dampfschifffahrt und die Eisenbahnen, von welchen Köln berührt wird, stehen bei Hrn. Mathieux nur wenige Notizen, die er leicht durch einige tabellarische Nachweisungen hätte vermehren können. Aber warum ist die Segelschifffahrt ganz vergessen worden? Es erregte doch grofse Freude in Köln, als im Mai 1829 das erste Schiff in grader Fahrt von London in Köln ankam, als später im J. 1837 zwei Schiffe von Köln und Düsseldorf aus nach London und von da nach New-York ihre Fahrten antraten und dadurch der Waarenverkehr zwischen dem Rheinlande und den überseeischen Häfen einen grofsartigen Charakter annahm. Hr. Mathieux hat solche Einzelnheiten, die in einem Aufsatze Weyden's (Rhein. Provinz.-Blätt. 1837. H. 7.) nachgewiesen worden sind, grade nicht zum Vortheil seines Gegenstandes unterdrückt.

Dagegen hätte unser Verf. seinem Buche keinen angemessenern Schlufs geben können als durch die denkwürdige Rede König Friedrich Wilhelm's IV., mit welcher er die Feier der Grundsteinlegung zum Fortbau des kölner Doms am 4. Sept. 1842 eröffnet hat. Es war dies für Köln ein Tag von der höchsten Bedeutsamkeit, wie ihn keiner seiner Bewohner in frühern Zeiten gesehen hat und wie kaum ein ähnlicher für sie wiederkehren wird, für Deutschland aber ein erneuertes Pfand des fortdauernden Waltens unsrer edelsten Nationalität. —

le bourgeois en prit une et l'appliqua sur le schako du militaire. Dans les cafés, les jeunes gens affectaient de parler françois pour narguer leurs frères de la Silesie et témoigner leur sympathie pour la France. Eben so lügenhaft war ein Bericht im National vom 10. Februar 1831.

Digitized by Google

Am Ende dieser mannigfach zusammengestellten Einzelheiten möge noch die Berichtigung zweier geschichtlichen Angaben ihren Platz finden. Die eine gehört auf S. 159, wo die von Kaiser Karl V. bei Mühlberg über den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen gewonnenen Schlacht die Schlacht bei „Mühlberg-Kalefeld" heifst, ohne dafs wir angeben können, auf welcher Thatsache dieser irrthümliche Zusatz beruht. Auf S. 166 wird die Gemahlin des frühern Erzbischofes von Köln Salantin von Isenburg, Antonie Wilhelmine von der Mark, Gräfin von Arnsberg genannt. Aber sie war die Tochter des Grafen von Ligny und Aremberg und am 10. Dec. 1577 verheirathet. Drittens wollen wir noch, wenn auch keinen Fehler, doch eine Auslassung anmerken. Die Beschreibung Petrarcha's von einem noch zu seiner Zeit hergebrachten Bade kölnischer Frauen in dem Rheine hat Hr. Mathieux auf S. 55 f., wie zu erwarten war, nicht übergangen und dem Zwecke seines Buches gemäfs einen Theil derselben aus dem Lateinischen in das Deutsche übersetzt. Da jedoch diese Sitte durch kein andres Zeugnifs kölnischer Schriftsteller bestätigt wird, so mufste der Verf. um so mehr, statt blofs eine unhaltbare Deutung Wallraf's beizubringen, nach ähnlichen Gebräuchen in andern Städten und Ländern sich umsehen, über die er denn auch in Grimm's deutscher Mythologie S. 555 f. eine sehr belehrende Auskunft empfangen haben würde.

K. G. Jacob.

XVIII.

Ueber die Heilung des Blödsinns auf intellectuellem Wege von C. W. Saegert, Director der königl. Taubstummen-Anstalt zu Berlin. Berlin, 1845. *in* 8. *Th.* 1. 38 *S.*, *Th.* 2. 246 *S.*

Zu allen Zeiten und von allen Aerzten wurde der ächte Blödsinn für eine absolut unheilbare Krankheit gehalten, welche nur noch in sofern das Nachdenken beschäftigte, als man sich ihre ursachlichen Bedingungen klar zu machen suchte, um aus deren Kenntnifs wichtige Aufschlüsse über das dunkle Verhältnifs des Geistes zum Gehirn zu schöpfen. Denn der Blödsinn war es vornämlich, aus welchem sich der vollständigste negative Beweis für den anthropologischen Grundsatz führen liefs, dafs das Gehirn als Seelenorgan das Verbindungsglied zwischen dem geistigen und körperlichen Leben, die Brücke zwischen der Psychologie und der Physiologie bildet, welche aufserdem durch eine unergründliche Kluft von einander geschieden, weil sie in einem ganz incommensurablen Verhältnifs zu einander zu stehen scheinen. Wie konnte man sich ursprünglich auch eine nähere Beziehung und Gemeinschaft denken zwischen dem Vernunftbewufstsein als der Quelle der Ideenbildung, wodurch der Geist seiner unendlichen Entwickelungsfähigkeit inne wird, und dem körperlichen Leben, welches nach dem Gesetz aller Naturerscheinungen an sehr bestimmte Maafse und concrete Verhältnisse gebunden ist, deren Ueberschreitung ihm sogleich den Untergang bringt? In diesem absoluten Gegensatze der Uranschauung des idealen geistigen und des realen körperlichen Lebens, deren harmonischer Bund erst den ganzen Menschen in der Wirklichkeit bildet, mufs vornämlich der Grund aufgesucht werden, weshalb die Philosophen und Aerzte, ungeachtet sie zur gemeinsamen Erforschung des ganzen Menschen sich hätten die Hand bieten sollen, aus Grundsatz jede gegenseitige Annäherung flohen, weil sie sich bewufst waren, dafs sie das Princip ihrer Forschung aufgeben mufsten, wenn sie den Lehren des anderen Theils, so wie dieselben im Laufe der Zeit sich einmal gestaltet hatten, sich accommodiren wollten.

Es ist hier nicht der Ort, die unermefslichen Nachtheile zu schildern, welche für beide Theile aus ihrer schroffen Abgeschlossenheit gegen einander erwuchsen, da sie den Menschen in zwei Hälften, eine geistige und körperliche spalteten, und jeder derselben nach absolut entgegengesetzten Methoden des Denkens eine so disparate wissenschaftliche Bearbeitung gaben, dafs man viel leichter ein Geschöpf des Sirius und der Erde in eine organische Verbindung hätte bringen, als den ganzen Menschen aus den philosophischen Begriffen von seinem geistigen Leben und aus den medizinischen Lehren von seinem körperlichen hätte reconstruiren können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

Ueber die Heilung des Blödsinns auf intellectuellem Wege von C. W. Saegert.

(Fortsetzung.)

Erst mit der Bestimmung des Gehirns als Seelenorgan ist jener Wendepunct eingetreten, von welchem Philosophie und Physiologie nicht länger nach entgegengesetzten Richtungen von einander abweichen können, sondern in gegenseitiger wissenschaftlicher Durchdringung sich zu einer objectiv gültigen Anthropologie als der Lehre vom ganzen Menschen gestalten müssen, in welchem die bisher für schlechthin unvereinbar gehaltenen Thatsachen des unendlichen Strebens nach geistig sittlicher Freiheit und der plastischen Processe, aus denen die materielle Construction der körperlichen Organe hervorgeht, zum innigsten organischen Bunde und zur naturnothwendigen Wechselwirkung dergestalt in einander verwebt sind, dafs jede Seite, jede Richtung des Menschenlebens nur im Zusammenhang mit dem Ganzen vollständig erkannt, und in der naturgemäfsen Entwickelung richtig geleitet werden kann. Die mächtigen Bestrebungen der Gegenwart nach einer harmonischen Durchbildung der Jugend, zu welchem Zweck die Gymnastik in die innigste Verbindung mit der Schule gebracht wird, legen das stärkste Zeugnifs dafür ab, dafs die Zeit über die verderblichen Folgen einer einseitigen Geistescultur auf Kosten des körperlichen Lebens zur Besinnung gekommen ist, und daher den Philosophen wie den Aerzten die Verpflichtung auferlegt, sich über ihre gemeinschaftliche Aufgabe, die allseitige Erforschung der doppelseitigen Menschennatur, gegenseitig zu verständigen.

In diesem Sinne gewinnt daher die Lehre vom Blödsinn eine wichtige Bedeutung, durch welche sie das Interesse jedes Gebildeten in Anspruch nimmt, dem es um die Kenntnifs der organischen Grundlage zu thun sein mufs, aus welcher wie aus gemeinsamer Quelle oder Wurzel, nur nach zwei verschiedenen Richtungen der Erscheinungswelt hin, das geistige und körperliche Leben hervortreten. Denn da das Gehirn der Boden ist, aus welchem jene Quelle entspringt, oder in welchem jene Wurzel sich verzweigt, so mufs Alles, was eine tiefere Erkenntnifs jenes Baumes verheifst, eine um so gröfsere Wichtigkeit erlangen, je mehr die wesenheitliche Beschaffenheit desselben bisher in das tiefste Dunkel gehüllt, und eben deshalb der vorgeschobene Riegel war, welcher der wissenschaftlichen Forschung die Pforte verschlofs, durch welche Seele und Leib ihre Gemeinschaft mit einander unterhalten. Der erste Schritt zu jeder ferneren anthropologischen Erkenntnifs war freilich mit dem Erfahrungsbeweise gethan, dafs das Gehirn den Knoten bildet, in welchem die Fäden des geistigen und körperlichen Lebens sich mit einander verschürzen, indefs dieser Knoten selbst blieb bis jetzt ein gordischer, den man oft genug mit dem Schwerte durchhauen, aber noch nicht gelöset hat, wenn auch jene Fäden sich vor den Augen des aufmerksamen Beobachters immer mehr entwirren, und so die Möglichkeit ihrer weiteren wissenschaftlichen Abwicklung aus dem verfolgten Knäuel ahnen und hoffen lassen. Denn selbst die unwiderlegbare Schlufsfolge, dafs das Gehirn Seelenorgan sein müsse, weil seine dynamischen und materiellen Entartungen, welche sich im Blödsinn thatsächlich nachweisen lassen, eine Hemmung und Unterdrückung der Seelenthätigkeit oft bis zur völligen Bewufstlosigkeit zur nothwendigen Folge haben; selbst dieser unumstöfsliche Erfahrungsbeweis hatte an sich einen negativen Charakter, und führte daher zu keinen weiteren positiven Ergebnissen. Namentlich war damit noch gar nichts gewonnen für den entscheidenden Contraverspunct, welcher die Lebensfragen der Philosophie und des Materialismus betrifft, ob die Thatsachen des Bewufstseins aus einem übersinnlichen geistigen Principe abgeleitet, oder ob sie als blofse

Digitized by Google

Function des Gehirns in absoluter Abhängigkeit von der Structur und Mischung desselben angesehen werden müssen. Von beiden Standpuncten aus lassen sich die Bedingungen und Erscheinungen des Blödsinns mit gleicher Leichtigkeit und Bestimmtheit deuten, denn wenn einerseits die Psychologen dieselben aus einer gänzlichen Hemmung der geistigen Entwicklung durch die Untauglichkeit ihres organischen Bodens im Gehirn erklärten, und sich zur Erläuterung auf das völlige Verkümmern einer Pflanze beriefen, deren Saame auf einen Felsen, anstatt auf fruchtbare Erde gefallen ist, so befanden die Materialisten sich andererseits eben so wenig in Verlegenheit, von der Negation aller Thatsachen des Bewufstseins im Blödsinn Rechenschaft zu geben, da sie nach ihrer Voraussetzung blofs eine ideelle Erscheinungsform der Gehirnfunctionen bilden sollten, und daher bei einer Depravation der Gehirnsubstanz eben so unmöglich werden mufsten, wie jedes andere entartete Organ seine lebendige Wirksamkeit einstellen mufs.

Auf diesem Standpuncte blieb bisher die ganze Lehre vom Blödsinn stehen, denn alle sorgfältigen Erforschungen seiner ursachlichen Bedingungen bezogen sich nur auf die äufseren sinnlichen Verhältnisse, welche an sich noch gar keinen Schlüssel für den pathogenetischen Grund seiner Erscheinungen darbieten, und in ihrer zerstreuten Mannigfaltigkeit nicht einmal unter einen allgemeinen Gesichtspunct sich bringen lassen. Es wiederholt sich hier die alte Erfahrung, dafs das reichhaltigste Material der Erkenntnifs, wenn es auch aus allen Ecken und Winkeln zusammengesucht ist, noch gar keinen Stoff für dieselbe darbietet, eben weil dasselbe unter den disparatesten Formen, ja unter den unvereinbarsten Widersprüchen in die Anschauung tritt, so dafs die Dialektik, welche auf die Ausgleichung derselben hinarbeiten, und durch intellectuelle Assimilation des rohen Materials erst den Procefs der wissenschaftlichen Bildung und Entwickelung einleiten soll, zu den widersprechendsten Ergebnissen gelangt, wenn sie nicht von höhern Grundsätzen geleitet wird. Es war nicht viel damit geholfen, dafs man die einzelnen Fälle rubricirte, wo der Blödsinn angeboren oder im späteren Leben als Folge von Verletzung der Gehirnthätigkeit entstanden war; dafs man die mit dem anatomischen Messer nachweisbaren Entartungen des Gehirns von den immateriellen Asthenieen desselben unterschied; dafs man alle pathologischen Processe in Reih' und Glied stellte, welche eben so wohl von der Seele als vom Körper aus zerrüttend in das zarte Weben der Gehirnthätigkeit eingreifen; dafs man viele Gradationen und Varietäten des Blödsinns unterschied u. s. w. All dies reichlich eingesammelte Material wird dereinst einer tieferen Forschung trefflich zu Statten kommen, wenn es auch jetzt chaotisch durch einander geworfen einen Haufen bildet, bei dessen Betrachtung man nur das Grauen über die zerstörte Herrlichkeit der Menschennatur empfinden kann.

In Ermangelung einer tieferen Erkenntnifs des Blödsinns fielen daher auch alle gegen ihn unternommenen Heilversuche so gänzlich erfolglos aus, dafs nach einstimmigem Zeugnifs der Aerzte nicht einmal die Möglichkeit dazu vorhanden sein soll; ja sie waren nicht sparsam mit Beweisgründen, mit denen sie ihre Nichtbeachtung der Geistesschwachen rechtfertigten. Wir wollen ihnen dies nicht zum Tadel anrechnen; denn selbst die psychologischen Aerzte wichen scheu vor dieser Aufgabe zurück, da die bisherige Pädagogik noch nicht einmal das Problem gelöset hat, dumme Köpfe in gescheute zu verwandeln, weshalb jeder Heilversuch bei jenen Unglücklichen ganz zwecklos schien, denen selbst die ursprünglichen Elemente der intellectuellen Fähigkeit zu fehlen scheinen. Die materialistischen Aerzte befanden sich den Blödsinnigen gegenüber in einer noch weit gröfsern Rathlosigkeit, da es ihnen einleuchten mufste, dafs man einem mit gänzlichem Bankrutt bedrohten Geiste nicht mit Arzneien, Bädern, Haarseilen, Moxen und dergleichen zur Hülfe kommen könne.

Es war daher ein ganz neuer Standpunct der Betrachtung nothwendig, um einen sichern Blick der Forschung in das Nachtgebiet des Blödsinns zu werfen, und selbst in ihm noch die ursprünglichen Gesetze des geistigen Lebens, und in ihnen die Möglichkeit zu erkennen, letzteres aus seinen bisher für unzerstörbar gehaltenen Fesseln zu befreien, und einer höhern Entwickelung entgegen zu führen. Niemand hatte an diesen Standpunct gedacht, obgleich er jetzt, nachdem er aufgefunden ist, sich als der natürlichste darstellt, es ist der des Lehrers der Taubstummen. Alle übrigen Psychologen werden nämlich vorzugsweise durch die überschwengliche Fülle des geistigen Lebens in

Digitized by Google

ihrer ganzen Denkweise bestimmt, da sie vor Allem darauf Bedacht nehmen müssen, jenen unendlichen Reichthum in übersichtliche Begriffe zu bringen, welche, wie weit sie auch gefafst werden, doch kaum ihren Inhalt umschliefsen können. Dadurch wird die Aufmerksamkeit der Forscher von den ersten Entwicklungsanfängen des Seelenlebens abgelenkt, denn selbst bei den Kindern erscheinen dieselben schon in einer solchen Fülle und Mannigfaltigkeit, dafs Eins das Andere überdrängt, in jedem Gegenwärtigen schon das Zukünftige sich regt, und somit ein überaus verwikkelter Complex von Erscheinungen hervortritt, welcher jeder Analyse zu spotten scheint. Daher sind sogar die elementaren Begriffe der Psychologie, z. B. die logischen Gesetze in üblen Ruf gekommen, weil sie immer nur einzelne Fäden aus einem überaus kunstvollen Gewebe herausziehen, und wirklich ist auch mit ihnen nichts Grofses gewonnen, wenn sie nicht als die nothwendige Voraussetzung einer synthetischen Betrachtung des Seelenwirkens in Gebrauch gezogen werden.

Ganz anders stellt sich der Entwickelungsgang der Seele bei Taubstummen dar, weil ihnen das reichste und fruchtbarste Bildungselement, die Sprache, versagt ist, so dafs sie die Bedingungen ihres geistigen Wachsens und Gedeihens nicht aus der unendlichen Fülle von durchgearbeiteten Begriffen schöpfen können, wie die gemeinsame Rede sie mittheilt, sondern sie erst mit kümmerlichen, oft mifsrathenden Versuchen in höchst verlangsamtem Fortgange sich erzeugen müssen. Wer daran denkt, wie oft ein einziges Wort einen Lichtstrahl in die Seele wirft, um ganze Regionen von dunkeln Vorstellungen in ein helles Bewufstsein zu versetzen, der kann es sich auch leicht sagen, dafs wo alle Worte fehlen, auch fast jeder Gedanke schlummern mufs, welcher durch sie hätte erweckt werden können. In dem verarmten, verödeten Bewufstsein des Taubstummen rücken daher die Geistesoperationen so träge und zögernd auf ihrem Entwicklungsgange vor, dafs ein scharfsinniger Beobachter ihre einzelnen Momente weit deutlicher unterscheiden, und sich daher die elementare Bedeutung derselben leichter entziffern kann, und da er es immer mit Hindernissen und Fesseln der Intelligenz zu thun hat, gegen welche er rastlos ankämpfen mufs, so gewinnt er dadurch die lebendigste Anschauung von einem Seelenzustande, welcher die halb erlahmte, ohnmächtig ringende Triebkraft in der Eigenthümlichkeit ihrer Erscheinungsweise kennen lehrt. Dafs ein solcher Seelenzustand dem eines Blödsinnigen nahe verwandt ist, und dafs somit ein Lehrer der Taubstummen durch seinen ganzen Beruf vorzugsweise auf eine psychologische Forschung in der Nacht des blödsinnigen Bewufstseins vorbereitet ist, begreift sich hiernach leicht. Es bedurfte daher nur eines auf diesen Standpunct gestellten begabten Denkers, geleitet durch das Licht einer geläuterten philosophischen Erkenntnifs, beseelt von dem Eifer für die Rettung der Unglücklichsten, ermuthigt durch glückliche Erfolge in der schwierigen Erziehung der Taubstummen, um einen grofsen Theil des Schleiers zu lüften, welcher das bisher unerklärt gebliebene Räthsel verhüllt.

Unser Verfasser hat es durch seine bisherigen praktischen und litterarischen Leistungen auf diesem dunklen Gebiete der Psychologie hinreichend beurkundet, dafs er zur Erforschung desselben eine neue Bahn gebrochen hat, von deren weiterer Fortsetzung sich die gröfsten Erfolge hoffen lassen. Mit entschlossenem Muthe und beharrlichem Eifer bekämpfte er alle ihm entgegentretenden Hindernisse, brachte die dadurch schon gewonnenen günstigen Ergebnisse mit einzelnen in philosophischen und medizinischen Schriften mühsam aufgesuchten Andeutungen in Uebereinstimmung, und entwickelte hieraus theoretische und praktische Grundbegriffe, welche durch seine spätern Leistungen in einem solchen Grade bewahrheitet sind, dafs das eigentliche Problem der tieferen Erkenntnifs und der Heilung des Blödsinns in vielen Beziehungen als gelöset angesehen werden kann, und somit ferneren Forschungen ein bestimmter Weg vorgezeichnet worden ist. Es dürfte vor Allem wichtig sein, von dem Verfasser selbst zu vernehmen, auf welche Weise er zu seinen wichtigen Entdeckungen gelangt ist, da er sie nicht, wie dies so oft in der Litteratur der Fall war, durch ein Herumtappen auf's Gerathewohl gelegentlich machte, sondern mit bestimmtem Bewufstsein das Ziel seines Strebens in's Auge fafste und mit meisterhafter Geschicklichkeit jeden leisen Fingerzeig der Schriftsteller zu benutzen wufste, welcher ihm die einzuschlagende Richtung seiner Forschung bezeichnen konnte.

Im I. Theile seiner Schrift berichtet der Verfasser

Digitized by Google

wie er im Jahre 1842 durch einen nicht tauben aber blödsinnigen achtjährigen Knaben nochmals sich angeregt gefühlt habe, auf eine ihm zu widmende pädagogische Leitung zur Entwickelung seiner höchst beschränkten Intelligenz Bedacht zu nehmen, nachdem frühere Versuche dieser Art mifslungen waren, theils auch wegen der Verfassung des Königl. Taubstummeninstituts nicht einmal angestellt werden konnten. Ungewifs über das dabei einzuschlagende Verfahren, suchte er zuerst in philosophischen Werken hierüber Aufschlufs zu erlangen, zunächst in Kant's Anthropologie, welche den Blödsinn kategorisch für Seelenlosigkeit erklärt, und dadurch jede Hoffnung auf Heilung niederschlägt. Ohne sich hierdurch abschrecken zu lassen, wandte er sich zur Psychologie von F. A. Carus, dessen Schilderung des Blödsinns zwei Züge enthält, welche die ganze Aufmerksamkeit des Verf.'s rege machten. Es heifst nämlich daselbst: „*Kindisch freut* sich der Blödsinnige über Spielzeuge und Lekkereien, die ihm gereicht werden, doch *widersteht* er den Hindernissen seiner Triebe bis zur Wuth." Der Verf. bemerkt dabei: „Diese ganz empirische Auffassung des Blödsinns in seinen Erscheinungen ist die beste Widerlegung der Kantischen Annahme, Blödsinn ist Seelenlosigkeit. Wo Freude über eine Sache, wo Affect bis zur Wuth möglich ist, wo Leidenschaften existiren, da mufs auch Etwas sein, das sich freuen und leiden kann. Freude ist ein Seelenzustand, und Affect bis zur Wuth hat ein Verlangen hinter sich, das also auch aus der Seele herzuleiten ist, und Erfahrung im Genusse voraussetzt, sonst würde blofse Annäherung an das Object Statt finden, Adhäsion im Sinne der Physik, die klar hervortritt in Folge der Zerrung, um etwas fortzunehmen. Der Blödsinn erscheint hiernach nicht als Seelenlosigkeit, vielmehr als Seelenunthätigkeit, als Unfähigkeit, Eindrücke fest zu halten und zu verarbeiten, oder als Mangel an Aufmerksamkeit und Besonnenheit oder besser an Besinnungsfähigkeit; es kam also darauf an, die Thätigkeit der Seele herbeizuführen, und die Frage war, ob dies möglich sei. Nicht minder wichtig wurde für ihn die Bemerkung des Carus, dafs der Blödsinn durch Verwahrlosung entstehen könne, und alsdann seine Heilung möglich sei. Hieraus zog der Verfasser die Folgerung: „Sollte es auch nur möglich sein, die Verwahrloseten unter den Blödsinnigen zu heilen, so wird das doch schon ein Gewinn sein."

Ferner beherzigte der Verf. folgenden Ausspruch Hegel's (Encyklopädie § 389): „Seele ist die allgemeine Immaterialität der Natur, deren einfaches ideelles Leben. Sie ist die Substanz, so die absolute Grundlage aller Besonderung und Vereinzelung des Geistes, so dafs er in ihr allen Stoff seiner Bestimmung hat und sie die durchdringende, identische Idealität derselben bleibt. Aber in dieser abstracten Bestimmung ist sie nur der Schlaf des Geistes, der passive Nus des Aristoteles, welcher der Möglichkeit nach Alles ist." Dieser Satz leitete den Verfasser zu folgenden Bemerkungen: „Diese Ansicht verglich ich dann mit dem Zustande eines neugeborenen Kindes, und fand, dafs in der That hiervon nicht mehr zu sagen sei, als, es könne möglicherweise noch Alles aus ihm werden, während es in seiner Hülflosigkeit weit hinter dem neugeborenen Thiere zurücksteht. *Wie nun, wenn ein Kind auf diesem Standpuncte zurückgehalten wird und zu keiner geistigen Entwickelung kommt, ist es dann seelenlos?* Keinesweges, aber *unentwickelt* bleibt es, und das Hindernifs, wo liegt es verborgen?

Es mufs den geneigten Lesern überlassen bleiben, die weiteren scharfsinnigen Betrachtungen bei dem Vf. selbst aufzusuchen, und Ref. beschränkt sich auf die Bemerkung, dafs der Verf. die meiste Aufklärung in Müllers Physiologie fand, und durch das Studium derselben zu nachstehenden Folgerungen geleitet wurde:

1) „Wo Empfindung bei einem menschlichen Wesen vorhanden ist, da ist auch Seele."

2) „Nimmt diese blos sich selbst in ihren Nerven wahr, und steht sie in keiner weiteren Beziehung zur objectiven Welt, so ist sie sich freilich nur selbst Object als eine empfindende, aber doch eine vernünftige Seele, als zu welcher erforderlich ist, dafs sie sich selbst Object sein könne — und sie ist es hier also, wenn auch nur als Keim, als Möglichkeit zur weiteren Entwickelung."

3) Nimmt die Seele vermittelst ihrer Sinnesnerven auch die Zustände und Qualitäten von Objecten, also von Dingen aufser ihr wahr, so mufs sie dieselben auch empfinden, und in Folge dessen als Objecte zurückspiegeln, sich gegenüberstellen oder objectiviren, d. h. vor sich hinstellen oder vorstellen können."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

Ueber die Heilung des Blödsinns auf intellectuellem Wege von C. W. Saegert.

(Schluſs.)

„In der Fähigkeit, sich vorstellen zu können, ist aber auch alle Entwickelungsfähigkeit enthalten, und knüpft hier jede Psychologie mit ihrem Entwickelungsgange an. Bei vorhandener Empfindung, gesunden sensitiven und motorischen Nerven liegt der Mangel geistiger Entwickelung also nicht in Seelenlosigkeit, Unfähigkeit oder Unzulänglichkeit; es wird vielmehr darauf ankommen, ob der Centraltheil, das Sensorium fähig ist, Eindrücke lange genug festzuhalten, damit demnächst die motorischen Organe zur Objectivirung, die Organe der Sprache, Mimik, Pantomime u. s. w. in entsprechende Bewegung gesetzt werden können. Ist dies Centralorgan aber nicht von angemessener Beschaffenheit, so wird es *zu schwach* oder *blöde* und das betreffende Individuum *schwachsinnig oder blödsinnig* sein. *Blödsinn im weitesten Sinne und Worte ist also keine Seelenkrankheit*, sondern ein durch mancherlei Ursachen herbeigeführter *Zustand des Centralorgans* (des Gehirns), der unter den gewöhnlichen Entwickelungsbedingungen die Entwickelung der Seele für eine höhere Stufe behindert, und wenn verwahrloset oder vernachläſsigt in Idiotie übergeht."

Hieraus folgert nun der Verf. das Heilverfahren beim Blödsinn, welches er mit den Worten bezeichnet: „Für den Zweck *der intellectuellen Entwickelung* hat man auch *intellectuelle Mittel* nöthig. *Mit der fertigen Sprache geht es nicht*; es sind aber doch die Vermittler der Intelligenz, *die Sinnesnerven da;* man wird also diese intellectuell anzuregen haben, immer ihrer eigenthümlichen Natur entsprechend. Die intellectuellen Reize sind nun nach den fünf Sinnen und ihren Qualitäten: Licht, Schall, Duft, Saft u. s. w., und kann jedes Ding in der Welt als ein solcher benutzt werden, in sofern man es auf das Auge, Ohr, die Nase, die Zunge, das Gefühl wirken läſst und zur Empfindung bringt. Auf die Empfindung muſs aber auch eine Reaction folgen, durch motorische Organe; man wird also die betreffende Reaction herbeizuführen suchen, der Art, daſs nothwendig eine Zusammenwirkung eintrete, die im normalen Organismus schon vorhanden ist. Die rechte Weise ist jedenfalls diejenige, welche bewirkt, daſs einer bestimmten Einwirkung auf die Sinnesnerven am sichersten und leichtesten die entsprechende Reaction oder Bewegung folgt. Man veranschauliche sich am Beispiele eines gesunden, vollsinnigen Kindes, was dazu gehört, ehe es das Wort Papa oder Mama nachspricht. Gewöhnlich geschieht dies nicht eher, als bis das Kind ein Jahr alt ist. Nun rechne man, daſs dem Kinde innerhalb dieser Zeit das Wort von Aeltern, Wärtern, Geschwistern u. s. w. wenigstens täglich zehnmal bis auf hundert Male vorgesprochen sei, macht also dieselbe Einwirkung 3000 bis 30000 Male, ehe das Kind das Wort nachsprach und damit die Person bezeichnete. *Die rechte Methode verfährt also nach dem Princip des Regentropfens, der endlich einen Stein durchbohrt, und verlangt Unermüdlichkeit, Geduld und Gleichmuth neben der individuellen Einsicht des Erziehers*, damit er nicht zu viel thue und überreize, oder ein im Augenblicke unwirksames Reizmittel wähle. Man wird diese Einsicht wohl nur allmählig erlangen, und deshalb diese Kunst wie jede andere erlernen müssen, vorausgesetzt, daſs man sonst Talent und Bildung genug dafür hat, und die Gelegenheit wahrnimmt. *Den rechten Stufengang* aber wird man finden, wenn man die Entwickelung der Psyche nicht, wie gewöhnlich, beim gesunden Verstande oder der bequemen Anschauung beginnt, sondern, wenn man etwas tiefer über die Natur der menschlichen Entwickelung nachforscht, in jedem einzelnen Falle ein klares Bild von dem *Individuo in Frage* für sich entwirft, und es demnächst ganz individuell behan-

Digitized by Google

delt. Menschenkenntnifs im Allgemeinen und Besondern, wissenschaftliche und praktische aus dem Leben wie pädagogische Erfahrung werden für den Zweck unerläfslich sein." — Ref. fühlt sich gedrungen, auf die Forderung eines sorgfältigen Individualisirens einen ganz besonderen Nachdruck zu legen, da die Erfahrung eine aufserordentlich grofse individuelle Verschiedenheit unter den einzelnen Blödsinnigen kennen gelehrt hat. Denn die Fälle kommen oft genug vor, wo einzelne psychische Thätigkeiten, z. B. Gedächtnifs für Zahlen, Orte, Personen, selbst unverkennbare Talente für mechanische Kunstfertigkeiten, für Musik, oder stark hervortretende Neigungen, inmitten des Verfalls der gesammten Seelenverfassung sich erhalten haben, etwa wie von einem zusammengestürzten Tempel einzelne Säulen stehen bleiben und die ursprüngliche Schönheit des ganzen Baues ahnen lassen. Leicht begreift es sich, dafs damit die günstigsten Momente für pädagogische Einwirkungen bezeichnet werden.

Im zweiten Theil geht der Verf. an die wissenschaftliche Begründung der bisher angedeuteten Ansichten, wobei er im deutlichen Bewufstsein seiner Aufgabe den Weg einschlägt, welcher allein zu ihrer Auflösung mit Sicherheit führen kann. Denn da jene Aufgabe die Entwickelung der durch mannigfache Hindernisse darnieder gehaltenen Seelenkräfte der Blödsinnigen zum Gegenstande hat, so kam es vor Allem darauf an, die wesentlichen Momente der naturgemäfsen psychologischen Entwickelung festzustellen, um an ihrer Kenntnifs einen Leitfaden für die Erziehung der Blödsinnigen zu haben. Eigentlich sollten wir schon längst im Besitz einer solchen psychologischen Evolutionstheorie sein, da die Pädagogik im weitesten Sinne nichts Anderes als die praktische Anwendung derselben sein kann; ja jene Theorie müfste die wesentliche Grundlage der Psychologie selbst bilden, in sofern das geistige wie das körperliche Leben sich uns nirgends als ein Fertiges und Bleibendes, sondern als ein im stetigen Fortschreiten begriffenes Werden, als die allmäblige Verwirklichung eines Grundgedankens erscheint, welcher im Verlauf des Daseins seinen ursprünglichen Typus in den mannigfachsten Phasen zur Darstellung bringt, und in keiner derselben seinen ganzen Inhalt in objectiver Vollständigkeit hervortreten läfst. Indefs der noch immer auf dem Gebiet der Pädagogik, wie der Psychologie überhaupt geführte Principienstreit bezeugt es deutlich genug, dafs wir eine solche Evolutionstheorie der Seele noch nicht besitzen, daher jeder günstig ausgefallene Versuch einer solchen mit Anerkennung aufgenommen werden mufs. Wir haben hier ein Problem berührt, dessen glückliche Lösung allerdings vorausgesetzt werden mufs, wenn die den Blödsinnigen zu weihende Erziehungskunst im vollen Maafse gelingen soll; indefs kann es nicht die Bestimmung dieser Anzeige sein, ausführlich zu erörtern, in wie weit der Verf. mit dieser Aufgabe zu Stande gekommen ist, weil dazu ein sehr ausführlicher Commentar seiner Sätze erforderlich sein würde. Es dürfte selbst noch an vielen nothwendigen Vorarbeiten überhaupt fehlen, für welche selbst unsre Zeit noch nicht einmal reif genug sein möchte, weil z. B. die wichtige Frage noch gar nicht genügend beantwortet ist, in welchen Puncten die psychologische Forschung mit der naturwissenschaftlichen übereinstimmt, und in welchen sie sich wesentlich von derselben unterscheidet, also wie die Methode der ersteren beschaffen sein mufs, um aus den Thatsachen des Bewufstseins das Bleibende, Elementare, Selbstständige, Absolute von dem Veränderlichen und Bedingten abzuschneiden, um in jenen Thatsachen die organische Gliederung, die systematische Ueber- und Unterordnung der einzelnen Theile, ihre innige Wechselwirkung und Gegensätzlichkeit, kurz die wesentliche Grundverfassung, wie sie sich bis in die einzelnsten Erscheinungsreihen verzweigt oder ausbreitet, darzustellen. Auch dürfte eine mit dem gröfsten Scharfsinn entwickelte Theorie der psychologischen Entwickelung an sich noch nicht einmal die Bürgschaft für ihre objective Gültigkeit leisten, sondern diese erst factisch dadurch erringen können, dafs sie in allen Gebieten des intellectuellen und sittlichen Strebens sich als die untrügliche Methode gewährleistete, nach welcher Geist und Gemüth auf die höchste Stufe der Cultur geführt werden können.

Ref. glaubte diese skeptischen Bemerkungen aussprechen zu müssen, weil es ihm als eine Anmaafsung erscheinen würde, sich mit dem Verf. auf einen beliebigen subjectiv psychologischen Standpunct zu stellen, um dessen verdienstliche Leistungen mit einem kategorischen Urtheile abzufertigen. Denn was uns in den bekannten Compendien als Theorie des Seelenlebens angeboten wird, ist, abgesehen von ihren zahllosen Widersprüchen unter sich, höchstens ein Versuch zur wis-

Digitized by Google

senschaftlichen Deutung desselben zu nennen, wodurch die Kritik nicht zu einer peremptorischen Entscheidung berechtigt wird. Aber selbst auf eine gedrängte Inhaltsanzeige mufs Ref. Verzicht leisten, da der Verf. eine wahre Meisterschaft in der Kunst besitzt, mit wenigen Worten viel zu sagen, so dafs jede Abkürzung seiner Darstellung nur eine Verstümmelung derselben sein würde. Denn seine Begriffsentwickelung schreitet in so scharf ausgeprägten, eng verbundenen Sätzen fort, und scheidet so sehr alles Ueberflüfsige aus, dafs das Einzelne seine Bedeutung nur im Zusammenhange mit dem Ganzen findet, und abgetrennt aus demselben eben so wenig seinen vollen Sinn erkennen läfst, wie etwa eine einzelne Position aus einer complicirten mathematischen Formel. Selbst wenn man mit einzelnen seiner Sätze sich nicht einverstanden erklären wollte, so mufs man doch seiner logischen Consequenz, seiner dialektischen Gewandtheit, seiner meisterhaften Behandlung des Stoffs, wie er ihn zu bestimmten Begriffsformen ausprägt, volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Wenn daher seine Schrift durchaus einen geübten Denker fordert, welcher aus eigenem Gedankenvorrath die aphoristisch ausgedrückten Sätze mit den erforderlichen Erläuterungen ausstatten kann; so gewährt sie eben deshalb die Genugthuung, dafs man es mit einem Forscher zu thun hat, welcher sich überall seiner schweren Aufgabe gewachsen zeigt, indem er die dazu erforderlichen Talente der streng objectiven psychologischen Anschauung, des kritischen Scharfsinns, der glücklichen und natürlichen Combination abstracter Begriffe in einem ausgezeichneten Grade vereinigt. Nirgends wären verba magistri und Schulmaximen weniger an ihrem Orte gewesen, als wo es gilt, das tiefste Dunkel der im Blödsinn fast erstickten Seelenregungen aufzuhellen, und wenn irgend etwas das Vertrauen einflöfsen kann, dafs der Vf. auf dem Entdeckungswege zu neuen Wahrheiten sich befindet, so ist es der Geist der frischen Originalität, welcher überall in seiner Schrift waltet. Zu bemerken ist nur noch, dafs er seine Begriffsentwickelung im vorliegenden zweiten Theile erst bis an den Begriff des Blödsinns herangeführt hat, dessen Darstellung nach seinen mannigfachen Erscheinungen, Varietäten, ursachlichen Bedingungen nebst der pädagogischen Methode zu seiner Heilung er sich für die Zukunft vorbehalten hat. Um indefs eine Probe von seinem Verfahren zu geben, hat er im Anhange die Schilderung von 20 blödsinnigen Kindern nebst den bei ihnen in Anwendung gesetzten Heilversuchen und deren Erfolgen gegeben. Diese Krankheitsgeschichten müssen unbedenklich für das Beste erklärt werden, welches wir in dieser Gattung besitzen, und sie lassen das feine und umfassende Beobachtungstalent des Vf.'s im glänzendsten Lichte erscheinen.

Da Ref. als praktischer Irrenarzt eine Menge von Blödsinnigen unter seiner speciellen Aufsicht gehabt hat, und da er als Mitglied einer Commission zur Prüfung der Leistungen des Verf.'s hinreichende Gelegenheit fand, sich mit denselben genau bekannt zu machen; so dürfte er hierdurch wohl in den Stand gesetzt sein, ein bestimmtes Urtheil darüber zu fällen, zumal da in allen praktischen Angelegenheiten die Anschauung der Thatsachen eigentlich erst den Maafsstab der objectiven Kritik für die sie wissenschaftlich construirende Theorie darbieten kann. In diesem Sinne hegt Ref. kein Bedenken, das Zeugnifs abzulegen, dafs seine Erwartungen durch die vom Verf. gewonnenen Erfolge seines pädagogischen Verfahrens weit übertroffen worden sind. Man mufs aus eigener vielfältiger Erfahrung eine lebendige Vorstellung von dem abschreckenden Zustande haben, in welchem die Blödsinnigen selbst unter einer übrigens zweckmäfsigen Pflege in den Irrenanstalten vegetiren, um das Verdienst des Verf.'s um die wesentliche Verbesserung desselben in seiner ganzen Gröfse würdigen zu können. Denn selbst den erfahrensten Irrenärzten fehlte bisher der Schlüssel zu einem wirklichen Heilverfahren gegen die höchsten Grade der Geistesschwäche; sie wufsten es daher auf keine Weise anzufangen, die Blödsinnigen aus ihrer gänzlichen Verwahrlosung und zunehmenden Verwilderung zu einem geregelten, anständigen Betragen, zu irgend einer geistigen und körperlichen Thätigkeit zu leiten, und dadurch ihre Entwickelungsfähigkeit anzuregen. Daher blieben jene Unglücklichen fast gänzlich sich selbst überlassen, sie versanken unvermeidlich mit jedem Tage in tieferen Stumpfsinn, und indem ihre ungezügelten Triebe in zwecklose Zerstörungssucht, zuweilen sogar in Anfälle von Tobsucht ausbrechen mufsten, indem ihre durch keine edleren Gefühle gebändigten sinnlichen Neigungen nur allzuoft in maafslose Begierden der Völlerei, der Wollust u. s. w. ausarteten, und der mangelnde Sinn für Reinlichkeit und Ordnung die ekelhafteste Verunreinigung zur Folge hatte, büfsten sie auch die letzten Züge des geistig-sittlichen Charakters des Menschen als Vernunftwesen ein, um die Erscheinung desselben in der grauenerregendsten Herabwürdigung und Verwüstung darzustellen. Wäre dem Verf. auch nicht mehr gelungen, als diesem gänzlichen Verfall der Menschennatur abzuwehren, und die Blödsinnigen an Reinlichkeit, Ordnung, mechanische Thätigkeit, an eine gemäfsigte Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse zu gewöhnen, wie er denn dies auf eine wirklich bewundernswerthe Weise bewerkstelligt, so müfste schon eine solche blofse Dressur als ein sehr grofser Gewinn angeschlagen werden. Aber der Mensch ist auch in seiner tiefsten Entartung nicht für die Dressur oder mechanische Abrichtung geschaffen, sondern jede wesentliche Veränderung seines Charakters läfst sich nur durch Anregung und Leitung der ihm eingeborenen geistigen und sittlichen Kräfte bewirken, daher schon jene auffallende Verbesserung des ganzen äufseren Habitus der Blödsinnigen durchaus als der Anfang einer methodischen Erziehung angesehen werden mufs. Insbesondere fesselt den aufmerksamen Beobachter die hochwichtige Thatsache, dafs die Blödsinnigen die Wohlthat der ihnen geweihten Pflege, wenn auch nicht erkennen, doch innig fühlen, daher sie den Bemühungen mit grofsem Eifer entgegenkommen, und

Digitized by Google

es hierdurch unzweifelhaft zu erkennen geben, dafs sie ein lebhaftes Bedürfnifs nach geregelter Entwickelung und Bethätigung ihrer Kräfte empfinden, und da sie denselben keine Befriedigung zu verschaffen wissen, jeder Anleitung dazu mit Bereitwilligkeit sich fügen. So schön und edel ist also die Menschennatur, dafs selbst der schwerste Druck äufserer Hindernisse ihr ursprüngliches Streben nach freier Regung nicht ganz ersticken kann, sondern dafs sie aus angestammter Nothwendigkeit dasselbe immer wieder geltend macht, wenn ihr nur irgend die hülfreiche Hand dazu geboten wird. Daher erkennt man die Blödsinnigen unter einer solchen Pflege gar nicht wieder, denn man bemerkt an ihnen fast gar nicht mehr ihre frühere Indolenz, Trägheit, ihre gänzliche Unempfänglicükeit für äufsere Eindrücke, oder ihren mürrischen, renitenten, halsstarrigen Sinn, sondern durch Frohsinn, heitere Lebendigkeit und Regsamkeit, durch deutliche Aeufserungen eines anhänglichen geselligen Sinnes geben sie es zu erkennen, dafs sie den natürlichen Charakter des kindlichen Alters angenommen haben, aus der einsamen Kerkernacht ihres früher ganz isolirten Daseins in die lebendige Gemeinschaft und Wechselwirkung mit anderen Menschen eingegangen sind.

Wer darf es wagen, die Grenzen vorher zu bestimmen, an denen die Erziehung der Blödsinnigen abschliefsen wird, nachdem durch die Versuche von nur wenigen Jahren schon ihre vielleicht unbegrenzte Bildungs- und Entwickelungsfähigkeit aufser allem Zweifel gestellt ist? Dafs bei der überaus grofsen Mannigfaltigkeit der ursachlichen Bedingungen des Blödsinns und bei der eben so grofsen individuellen Verschiedenheit der Geistesschwachen auch der Erfolg der ihnen geweihten Bemühungen sehr verschieden ausfallen werde, läfst sich freilich voraussetzen; indefs wenn auch Referent bei einigen unter des Verfassers Pflege stehenden blödsinnigen Kindern nur schwache Fortschritte wahrnehmen konnte, so wurde er dagegen bei anderen durch desto gröfsere in Erstaunen gesetzt, und zwar zum Theil gerade bei solchen, deren Zustand anfangs nicht zu den geringsten Hoffnungen berechtigte. Es würde viel zu weit führen, in Einzelheiten hierüber einzugehen, um so mehr, da der Verfasser in dem Gelingen seiner hochwichtigen Bestrebungen den Antrieb finden wird, über ihre Ergebnisse fernere Rechenschaft abzulegen, und namentlich sein vorliegendes Werk, wie er selbst in der Einleitung versprochen hat, durch die Bearbeitung des praktischen Theils zu vervollständigen. Genug, die Bahn ist gebrochen, dadurch ein neues Gebiet der psychologischen Forschung eröffnet worden, und wie überhaupt jede neuentdeckte Wahrheit in ihrer weiteren Entwickelung zu Aufklärungen führt, von denen man früher keine Ahnung hatte, so wird auch der vom Vf. gepflanzte Erkenntnifsbaum im Laufe der Zeit seine Zweige immer weiter ausbreiten, und auf die spätesten Geschlechter seine heilbringenden Früchte herabschütten.

Denn fassen wir diese ganze Angelegenheit von einem höheren Standpuncte auf, so treten uns jetzt schon Ergebnisse entgegen, deren Wichtigkeit nicht zu hoch angeschlagen werden kann. Noch dauert der alte Streit über den Grundbegriff des Menschen fort, ob er als Geist aus dem Geiste geboren zu einer höheren Bestimmung in der unendlichen Entwicklung der geistig sittlichen Freiheit berufen, oder ob er als belebte Maschine an das starre Gesetz eines automatischen Mechanismus gebunden, in den engsten Kreis von physischen Wechselwirkungen gebannt ist, ohne denselben aus innerer Triebkraft überschreiten zu können. Wie paralysirend dieser Principienkampf in alle Richtungen der anthropologischen Forschung eingreift, haben alle Diejenigen bitter genug erfahren, welche auf dem Gebiete derselben jeden ihrer Schritte durch endlose Controversen gehemmt sahen, und kaum mit Gleichgesinnten über ihre wesentliche Aufgabe sich verständigen können. Wird aber durch eine erfolgreiche Pädagogik der Blödsinnigen das festeste Bollwerk niedergeworfen, hinter welchem sich der Materialismus verschanzt, indem er die absolute Abhängigkeit des Geistes von der körperlichen Organisation durch den Idiotismus erweisen zu können behauptet; so zerfällt seine ganze Lehre in Trümmer, weil selbst dort, wo er eine absolute Geistlosigkeit postuliren zu können wähnt, der schlummernde Geist zum Selbstbewufstsein erweckt werden, und in methodischer Erziehung dergestalt erstarken kann, dafs er die ihm durch mangelhafte Organisation angelegten Fesseln sprengt, und durch rastlos fortschreitende Entwickelung sein angestammtes Herrscherrecht über das körperliche Leben vollgültig documentirt, also seine ursprüngliche Natur in das hellste Licht stellt. Dafs hiermit keine voreilige Hoffnung ausgesprochen sei, läfst sich besonders aus der auffallenden Veränderung erweisen, welche der Körperzustand der Blödsinnigen unter der Pflege des Vf.'s erfährt. Bekanntlich geräth auch das körperliche Leben des sich selbst überlassenen Idioten schnell in den tiefsten Verfall, aus der Kindheit treten sie sogleich in die gänzliche Hinfälligkeit des Greisenalters über, welche ihrem Dasein ein sehr frühes Ziel setzt. Unter methodischer Pflege nehmen sie aber bald ein blühendes, jugendfrisches Ansehen an, ihre körperliche Entwickelung schreitet schnell fort, denn ein neues Leben durchströmet vom erwachten Geiste aus die welken Glieder, zumal wenn dieser günstigen Veränderung fleifsige Turnübungen zur Hülfe kommen, in denen die Blödsinnigen sich mit grofsem Eifer auf eine merkwürdige Weise hervorthun, und so legen sie ein lautes Zeugnifs für die stets verhöhnte Lehre Stahl's ab, dafs die Seele nicht nur der Baumeister ihres Leibes, sondern auch das ursprüngliche copulative Princip seines physischen Lebens ist. Ref. glaubt daher in seinem vollen Rechte gewesen zu sein, als er zu Anfang dieses Berichts es aussprach, dafs die Leistungen des Vf.'s das lebhafteste Interesse eines Jeden in Anspruch nehmen, welcher die grundsätzliche Erforschung des Menschenlebens nach zahllos verunglückten Versuchen als eine gebieterische Forderung der Gegenwart und Zukunft anerkennt. Ideler.

Digitized by Google

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

XIX.

Dr. K. Th. Pütter, das praktische europäische Fremdenrecht. Nebst einem Anhange zur Kritik der fremdrechtlichen Bestimmungen des preufsischen Strafgesetz-Entwurfs. Leipzig, 1845.

Die Berührungen und Verhältnisse von auswärtigen Privaten mit Staaten und deren Angehörigen sind so alt wie die Staaten selbst. Die Grundsätze, nach welchen dergleichen Verhältnisse zu beurtheilen wären, sind aber bis auf die neuste Zeit unbestimmt und schwankend, ja widersprechend geblieben. Fürwahr lassen sich nun diese Grundsätze einzig und allein nach Völkerrecht bestimmen und normiren: denn jene Beziehungen und Verhältnisse der Fremden sind durchaus völkerrechtlicher Natur; und es will denn auch scheinen, als ob jetzt diese Erkenntnifs ziemlich allgemein verbreitet sei. — Natürlich ehe das internationale Leben den eigentlichen *Rechts*charakter gewann (zur Zeit der grofsen Reformation), also im Alterthume und im Mittelalter, konnten die internationalen Beziehungen der Art auch nicht nach den wahren Normen des Völker*rechts* beurtheilt werden, denn dieses existirte ja noch nicht. Und doch that es so sehr Noth, eine gewisse rechtliche Basis für die Beurtheilung von dergleichen so häufigen, so praktischen, besonders für die eigenen Unterthanen so bedeutsamen Verhältnissen zu gewinnen. Die römische Rechts-Praxis und Wissenschaft ordnete sie dem Privatrechte unter, dem ja überhaupt die Verhältnisse des sogenannten jus gentium fast ausschliefslich angehörten. Es war dies angemessen für ein Staatsleben, wie das römische, dessen innerstes politisches Princip darauf gerichtet war, aus dem intrrnationalen Leben der damaligen Völker und Reiche Ein Reich, Einen Staat zu bilden. Auch im Mittelalter war eine ähnliche Unterordnung der Fremdenverhältnisse noch angemessen. Die einzelnen, ein geordnetes internationales Leben führenden Staaten erscheinen mehr oder weniger als Glieder eines grofsen politischen Ganzen, Eines christlichen Reiches unter Kaiser und Papst. Somit war es denn natürlich, dafs die Grundsätze über die Beurtheilung der Fremdenverhältnisse gleichfalls privatrechtlich bestimmt wurden. Indessen war denn doch schon ein Unterschied von der streng römischen Ansicht sichtbar: nicht mehr das *römische* Privatrecht als solches, sondern ein allgemeines, nämlich allgemein christliches Privatrecht, allgemeine Privatrechtsgrundsätze wurden gesucht und gefunden, freilich wieder zumeist im eigentlich römischen Privatrechte (Kaiserrechte) und im canonischen (päpstlichen) Rechte, mit mancherlei schlechten (Strandrecht, Fremdlingsrecht, Heimfallsrecht) und guten Modificationen der germanischen Particularrechte. Die Theorie ist dann bis auf die neuste Zeit in dieser Ansicht mehr oder weniger stecken geblieben, nur dafs sie fort und fort bemüht war, jene allgemeinen Privatrechtsgrundsätze zu einem abstracten, philosophischen, mit sogenannten allgemeinen Menschenrechten besäten Gebiete hinzudrängen. Die Lehre von den Personal-, Real- und gemischten Statuten, welche unter der mittelalterlichen Ansicht von einem grofsen einheitlichen Christenreiche entstanden ist und, die einzelnen Staaten mehr als Provinzen eines Reiches betrachtend, die Rechtsverhältnisse der Fremden etwa wie die verschiedener Provinzialen beurtheilt wissen will, wurde und blieb bis zur Gegenwart die herrschende. Dieser Theorie war es denn auch ganz angemessen, dafs die Autoren des eigentlichen Völkerrechts für die Fremdenverhältnisse gewöhnlich nur wenig Mafsgebendes lieferten, sondern vielmehr die Civilisten sich dieselben vindiciren zu müssen glaubten. Diese civilistischen Doctrinen über das Fremdenrecht stehen nun durchaus mit der Entwicklung des modernen Völkerrechtes im Widerspruch, und es thut Noth, dafs sie endlich auch auf

Digitized by Google

wissenschaftlichem Gebiete wahrhaft überwunden werden, nachdem die internationale Praxis dieselben lange hinter sich hat.

Die völkerrechtliche Praxis nämlich in ihrer Unmittelbarkeit entwickelte sich trotz jener Theorie eigenthümlich selbstständig und der wahren Natur und dem innersten Wesen der Fremdenverhältnisse gemäfs wahrhaft organisch und gesetzmäfsig. Seitdem einmal das *Recht* für das internationale Leben der modernen Zeit Regulator wurde, auf der Grundlage der Souverainetät der einzelnen Staaten, so vindicirte sich nach und nach jene von völkerrechtlichen Grundsätzen erfüllte und getragene Praxis die Fremdenverhältnisse als ein ausschliefsliches Gebiet ihrer Beurtheilung und Entscheidung nach Völkerrecht d. h. auf der Basis der Souverainetät der Einzelstaaten. „Sie richtet, sagt „Pütter p. 2 und bezeichnet damit wenigstens ihre „eigenthümliche völkerrechtliche Natur, verfährt und „urtheilt in Sachen der Unterthanen in der Fremde „und der Fremden im Lande immer nach Landesrecht „und Gesetz, und sogar die auswärts von diesen und „jenen nach dem auswärtigen Gesetze wohlerworbenen „Rechte werden nur in den Schranken ihres Landes„gesetzes von allen anerkannt und beschützt." Diese Praxis hatte die Wissenschaft zu ergründen, zu begreifen und zu einer wissenschaftlichen Doctrin zu erheben. Ein solcher Beruf der Wissenschaft wurde auch bald von ihren Pflegern und Verehrern erkannt.

In demselben Decennium, wo der Kanzler von Wächter eine ausgezeichnete Dogmengeschichte des eben charakterisirten, reincivilistischen Fremdenrechtes lieferte, übrigens in seiner eigenen Bestimmung der Rechtsgrundsätze über das sogenannte internationale Privatrecht nicht gücklich war (was Pütter nachgewiesen hat), und wo die alte civilistische Theorie nun wohl ihrer Endschaft entgegeneilen möchte, versuchten einige tüchtige Gelehrte die wahre internationale Praxis für's Erste wenigstens aufzudecken, dann auch wissenschaftlich auseinanderzulegen und principiell zu entwickeln. So Story's commentaries etc. (1834), wichtig für die nordamerikanische, englische, auch französische und niederländische Jurisprudenz; auch Burge's commentaries (1838), endlich Fölix, traité du droit international privé. 1843. (1840 in der revue étrangère) sind ausgezeichnete Gewährsleute für die wirkliche Praxis des Fremdenrechtes; vorzüglich aber ist das letzte, französische Werk ein schätzbares Sammelwerk, welches besonders von Pütter sehr anerkannt wird. Unter Benutzung dieser wichtigen Materialien der nordamerikanischen, englischen und französischen Gelehrsamkeit versuchte in Deutschland, welches ja überhaupt vor Allem berufen zu sein scheint, die tiefsten Principien der Wissenschaft, vornämlich aber der ethischen, zu suchen und zu finden, zuerst Schäffner eine eigentlich wissenschaftliche „Entwicklung des internationalen Privatrechts" (1841), ohne aber eben zu irgend sicheren Principien zu gelangen. Cf. Pütter's Recension der eben genannten Werke in Eberty's Zeitschrift. 1844. — In neuster Zeit sind dann wiederum in Deutschland drei Hauptwerke erschienen, welche theils gelegentlich, theils speciell das Fremdenrecht oder das sogenannte internationale Privatrecht principiell zu entwickeln und somit wahrhaft wissenschaftlich zu construiren versucht haben. Es sind dies die Werke von Heffter, Oppenheim und Pütter, die ziemlich gleichzeitig die Presse verlassen haben. Die Verfasser scheinen bei Abfassung ihrer Werke nichts von ihren gleichzeitigen schriftstellerischen Bemühungen gewufst zu haben; wenigstens erwähnt keiner den andern; von einer gegenseitigen Benutzung ist dann gar nicht die Rede; die Werke stehen durchaus eigenthümlich und selbstständig einander gegenüber, im Ganzen auch ebenbürtig, wie dies jedenfalls von Heffter und Pütter gilt, obwohl auch Oppenheim mit viel Geist und mit einer gewissen schätzbaren Gelehrsamkeit, wenn auch nicht mit wahrhaft wissenschaftlicher Tiefe, geschrieben hat.

Heffter in seinem geistreichen und gelehrten Werke über „das Europäische Völkerrecht der Gegenwart (1844) handelt freilich die hier einschlagenden Verhältnisse des Völkerrechts nur gelegentlich in diesem gröfseren Werke und zwar sehr kurz ab, indem er nur die allgemeinen Grundsätze des Fremdenrechtes angibt, übrigens nicht einmal im selbstständigen, systematischen Zusammenhange, sondern zerstreut an verschiedenen Stellen des Systems, wie dies von den Autoren des Völkerrechts bis auf ihn gewöhnlich geschah. Die einzelnen Lehren des Fremdenrechtes werden aus verschiedenen Gesichtspuncten aufgefafst und so verschiedenen anderen Lehren des Völkerrechts bei- und untergeordnet. So wird zu Anfange des Heffter'schen System's I) von den allgemeinen Menschenrechten („der

Digitized by Google

Mensch und sein Recht") gesprochen in ganz abstracter Weise und dies dem ganzen eigentlichen Völkerrecht im modernen Sinne vorausgeschickt; II) § 34 ff. von dem Verhältnisse der Staatsgewalt zu auswärtigen Souverainetätsacten und Rechtsverhältnissen in Collisionsfällen; III) § 58 ff. von den internationalen Rechtsverhältnissen der Staatsangehörigen u. s. w. u. s. w. Die Resultate der Untersuchung sind meistentheils richtig; aber die Darstellung ist nicht principiell; es fehlt an einer consequenten Entwicklung der fremdrechtlichen Materie aus den dem Völkerrechte wahrhaft eigenthümlichen obersten Principien. Das von Heffter (übrigens fast gleichzeitig von Hälschner, Perthes, Pütter, nur concreter) aufgestellte oberste Völkerrechtsprincip: der *Wille*, zeigt sich hier recht in seiner Unzulänglichkeit und wird noch dazu von Heffter nicht recht angewandt. Von den „allgemeinen Menschenrechten" wird in der abstractesten Weise gehandelt; sie sollen eine Grundbasis für dies ganze Völkerrecht bilden, da wir sie nur auf der Basis des Völkerrechts selbst erst auferbauen, anerkennen und für das positive Fremdenrecht brauchbar finden können und sie mithin auffassen als diejenigen Rechte und Rechtsverhältnisse, welche von den christlichen Staaten gemeinsam anerkannt werden als Etwas, was einzig aus dem objectiven Principe des Völkerrechts, der internationalen Gemeinexistenz selbst, gefolgert werden kann und muſs.

Weitläuftiger und im systematischen Zusammenhange hat dann unseren Gegenstand *Oppenheim* in seinem „Systeme des Völkerrechts" (1845) und zwar im vierten Theile desselben unter dem Titel: „über die Collision der Staatsgesetzgebungen oder das internationale Privatrecht" abgehandelt. Aber auch hier fehlt es an einer principiellen Ergründung und Entwicklung der fremdenrechtlichen Verhältnisse, trotzdem daſs O. in seiner geistreichen Manier die ganze Geschichte und die gesammte Speculation zu Hülfe gerufen hat, um zu einer vollendeten Darlegung zu gelangen. Seine historische Entwicklung der fremdenrechtlichen Idee ist nichts als eine Reihe geistreicher, übrigens oft sehr guter Aphorismen, sein System nichts als eine subjective Reflexion nach Maſsgabe unbestimmter Anforderungen des Rechtes, der Sittlichkeit, Billigkeit, Schicklichkeit, auch des unmittelbaren Bedürfnisses des internationalen Lebens, endlich speciell hier noch der *Weltbürgerlichkeit.* Das Princip ist überall unbestimmt, wenn auch hier und da die wahren leitenden Grundsätze und Gesichtspuncte angedeutet und paraphrasirt sind; es fehlt die wahre Anwendung und Durchführung wie die wissenschaftliche Ergründung und Auseinanderlegung der völkerrechtlichen Grundelemente in jeder Hinsicht. Oppenheim nennt das Fremdenrecht das *positive Weltbürgerrecht* und deutet damit wenigstens in geistreicher Weise das objective Princip wie des ganzen Völkerrechtes, so besonders des Fremdenrechtes an, und gerade wegen dieser wichtigen Andeutung möchten wir das O.'sche Werk vorzüglich hochschätzen, wenn das Ganze nur mehr mit dem Geiste der strengen Wissenschaft behandelt wäre. Auch ist ihm das subjective internationale Rechtsprincip, (abstract der Wille, concret) die Souverainetät von einer gewissen wesentlichen Bedeutung, ja es scheint uns, als ob auch O. am Ende in der Souverainetät das eigentliche bewegende Princip des Völker- (speciell des Fremden-) rechtes, wenigstens der Anwendung nach, ersehe, nur ist auch dieses unbestimmt und eine principielle Durchführung davon ist uns zum wenigsten nicht ersichtlich. Demnach sind die O.'schen Untersuchungen zwar als anregende Vorarbeiten höchst schätzbar. Das ganze Material ist auf die geistreichste Weise in allen seinen Theilen und mannigfachen Seiten mit groſser Liebe besprochen, aber es ist denn doch nicht mit der vollen Energie der wissenschaftlichen Forschung in die tiefsten Schachte der Verhältnisse hinabgestiegen, um ihren eigentlichen Mittelpunct, ihr Herz zu schauen und dann von da aus die Radien, die Adern nach allen Gliederungen und Spitzen, nach allen Details und selbst Irregularitäten des praktischen Lebens zu verfolgen, damit das Ganze entweder auf praktischem Standpuncte als ein positives System des Fremdenrechtes, oder auf idealem Standpuncte als ein philosophisches System, eine speculative Ergründung entgegentrete. Gerade aber das Letztere, ob nämlich O. philosophire oder positiv systematisire, ist zumeist leider sehr zweifelhaft. Vergl. auch *meine* Recension über Heffter's und O.'s Völkerrecht in diesen Jahrbüchern. Juni 1846.

Wir wenden uns endlich zu dem vorstehendem *Pütter*'schen Werke, welches, wie der Zeit nach am letzten in der gelehrten Welt erschienen, so hier zuletzt besonders deshalb zu besprochen ist, weil es

Digitized by Google

gleichsam den Schlufsstein aller vorhergehenden Leistungen bildet. Das Werk P.'s ist von dem gröfsten wissenschaftlichen Werthe, eine so ausgezeichnete Darstellung einer Speciallehre des Völkerrechtes wie sie überhaupt selten in der juristischen Literatur sich finden möchte: eine Monographie ersten Ranges. Von dem Verfasser der „Beiträge zur Völkerrechts-Geschichte und „Wissenschaft" (— ein sonderbarer Titel, als ob nämlich die Geschichte des Völkerrechtes nicht auch eine Wissenschaft wäre; P. versteht hier unter Wissenschaft doch wohl System, so dafs es besser hiefse: Beiträge zur Wissenschaft der Geschichte und des (positiven) Systemes —) war allerdings etwas Ausgezeichnetes zu erwarten. Freilich — wir müssen es offen gestehen, gingen wir an das Studium des neusten Pütter'schen Werkes mit einem gewissen Vorurtheile. In jenen „Beiträgen" hat P. entschieden nur das eine, nämlich rein subjective Princip des Völkerrechtes, die Souverainetät und deren Anerkennung, gefunden und dargelegt. Wir fürchteten demnach eine höchst einseitig geschriebene Abhandlung zu finden. Indessen haben wir uns zum Glück, wenn auch leider nicht ganz, so doch sehr getäuscht. Allerdings ist jene grundsätzliche Mangelhaftigkeit des rein subjectiven Principes trotz der Vortrefflichkeit der Arbeit von Einflufs auf die ganze Darstellung und Entwicklung gewesen, und hat der Gewinnung von durchaus „*praktischen*" Resultaten, wie sie doch der Titel des Werkes verspricht, vielfach im Wege gestanden, nur dafs erstens die Mängel und Härten von dem Vf. nicht in ihrer ganzen Einseitigkeit aufgefafst und herausgestellt werden, und dafs zweitens in dieser *speciellen* Lehre des Völkerrechts, — wie dies ja in den Specialien fast immer der Fall ist, — der principielle Mangel nicht so sehr hervortritt. Dazu kommt noch, dafs allerdings im Völkerrechte das subjective Princip der Souverainetät bei der erhabenen und selbstgenugsamen Fülle der internationalen Subjecte (Staaten, Souveraine) mit einer viel eminenteren Macht und Bedeutung dem objectiven Principe, nämlich der internationalen Gemeinexistenz als solcher gegenübersteht, als dies etwa im Staatsrechte der Fall ist, wo die Stellung der individuellen Freiheit (subjectives Princip) gegenüber dem Staate (objectives Princip) eine ganz andere ist. Man erwäge nur den Unterschied von: das Individuum ist frei" und „der Staat ist souverain!" Man denke nur an die mancherlei Bande und Ketten, welche dem Individuum durch die Familie, den Stand, die Gemeinde, endlich den Staat auferlegt sind, und an die Selbstgenugsamkeit des souverainen Staats, der in seiner objectiven Macht und Bedeutung nichts Höheres über sich anzuerkennen hat als die internationale Gemeinsamkeit mit ihrem sanften Joche, mit ihrer mehr idealen als realen Erscheinung und Macht! Aber immer wird der Mangel eines objectiven Principes wie dem Völkerrechte überhaupt einen gewissen Ausnahmecharakter, einen gewissen krankhaften Anstrich, den Schein äufserer mechanischer Nothwendigkeit gegenüber der subjectiven Macht der Souverainetät geben, so besonders die Fremdenrechtsverhältnisse nicht sowohl als eine über dem Staate stehende Ordnung, als vielmehr als einen zu duldenden Auswuchs des inneren Staatslebens erscheinen lassen, wenn nur ganz consequent gefolgert und geschlossen würde. Wie im Staatsrechte die abstracte Lehre von der individuellen Freiheit höchstens zum Polizei- und Zwangsstaate führen kann, so wird man aus der abstracten Souverainetait allein nie zu einer organischen Völkergemeinexistenz gelangen können, wenn man auch die speculative Forschung zu Hülfe nimmt und etwa durch die dialektische Bewegung des Hegel'schen Denkprocesses den Zauber zu bannen, das Räthsel zu lösen sucht. Endlich tragen zur Minderung jenes principiellen Mangels der richtige Tact, die im Ganzen praktische Auffassung und die lebensvolle Behandlungsweise des Verf.'s sehr viel bei. Der tiefe Blick des genialen Kenners der völkerrechtlichen Praxis, die grofsartige Ansicht von dem geschichtlichen Werden des internationalen Lebens hat auf eine gewisse unbewufste Weise mit einer geheimnifsvollen Macht über der schaffenden Hand des Theoretikers geschwebt und seinen Griffel geleitet, so dafs er nun wirklich in der Ausführung seines Werkes die Einseitigkeit seines bewufsten subjectiven Principes von der Souverainetät in gewisser Weise, freilich eben nicht principiell überwunden hat. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1846.

Dr. K. Th. Pütter, das praktische europäische Fremdenrecht. Nebst einem Anhange zur Kritik der fremdrechtlichen Bestimmungen des preufsischen Strafgesetz-Entwurfs.

(Schlufs.)

Aus allen diesen Gründen trägt denn die systematische Darstellung des Pütter'schen Fremdenrechts bei weitem nicht den mangelhaften Charakter an sich, welchen sie nach dem Principe sonst wohl consequenter Weise haben müfste. Der vorzüglichste Grund davon scheint uns aber in dem zuletzt Angeführten zu liegen, nämlich darin, dafs über dem subjectiven Principe des Verf.'s überall noch etwas Höheres, Objectives, die Idee der internationalen Gemeinexistenz, schwebt, wenn auch nur in einer unbestimmten, mehr unbewufsten Weise, das Ganze gleichsam mit einer Art von ätherischem Lichte umgiefsend, welches von oben her in die Darstellung hineinfällt, nicht sowohl in der Darstellung selbst liegt.

Aus jener subjectiven Ansicht von dem Principe des Völkerrechts ist denn der Verfasser aber doch zu manchen horribelen Sätzen gekommen, die uns, soweit wir die Praxis kennen, auch eben nicht sehr „*praktisch*" d. h. aus der innersten Natur des positiven Lebens hervorgegangen zu sein scheinen. Denn dafs gewisse Unregelmäfsigkeiten, um nicht geradezu Unrecht zu sagen, dann und wann, besonders aus Nothrücksichten und häufig geradesweges mit dem vollen Bewufstsein des Unrechts geübt worden sind, reicht noch nicht hin, sie vom wissenschaftlichen Standpuncte aus „*praktisch*" nennen zu dürfen. Der Verf. mufs aber nach seinem einseitigen obersten Grundsatze z. B. folgende Sätze als rechtsbegründet anerkennen.

Nach § 25. soll „jeder Staat *ohne Zweifel* das Recht haben, den Fremden den Eintritt in sein Gebiet zu versagen und zu verwehren". In der Regel hat der Staat ein solches Recht nicht; es liegt nicht in der „Natur des Staats", den Menschen als Nichtbürger zu respuiren. Wenn er dann in concreto oft dennoch ein solches Recht hat, so ist dies nur als eine Ausnahme von der Regel zu betrachten und hat specielle Gründe. — Dahin gehört ferner die Behauptung § 29., dafs „Ehre, Rechtsfähigkeit der Fremden (— Status — Persönlichkeit) von ihrem Stande, Range, Amt und Titel in ihrem Vaterlande ganz unabhängig" sei. Als ob Stand, Titel, Rang u. s. w. nicht auch wohlerworbene Rechte wären, welche der Staat, auch nach des Verf.'s subjectivem Principe und nach dessen bestimmter Behauptung, sofern er nur seinen Unterthanen gegenüber dieselben anerkennt, bei Fremden zu respectiren hat! Als ob der Fremde eben als ein abstracter Mensch in einen anderen Staat käme ohne Stand, Rang u. s. w., und als ein solches Abstractum vor den Gesetzen zu betrachten wäre! Der Verf. meint alles Ernstes: ein Adlicher, ein Doctor juris, medicinae etc. aus fremden Landen sei nach Völkerrecht vor den Gerichten des fremden Staates als ein Nicht-Adlicher u. s. w. zu beurtheilen!! Den geistlichen Stand scheint er etwa auszunehmen. Warum? — So weit wir die internationale Praxis kennen, ist auch wohl eine solche Theorie durch die Praxis nicht gerechtfertigt. Indessen wäre hier mit der Theorie auch die Praxis zu verwerfen, falls sie solcher Art wäre, denn es streitet ein solches Verfahren gegen das organische Wesen der Völkerrechtsgemeinschaft mit seinem allgemein menschlichen Charakter. Dafs gewisse Rechte und Privilegien als ein plus in einem bestimmten Staate von dem *einheimischen* Adel, von dem *einheimischen* Doctordiplome abhängig gemacht werden, streitet aber nicht gegen das Völkerrecht. — Sollte ferner die fremdländische Partei oder auch der Unter-

Digitized by Google

than nicht auch verlangen können, dafs ein rechtskräftiges Urtheil des Auslandes zu ihrem Gunsten vollstreckt werde, da doch am Ende nichts als wohlerworbene Rechte beansprucht werden? Wenigstens wäre dieses die Regel. Die Ausnahmen könnten sehr zahlreich sein und würden gerade durch die Souverainität gerechtfertigt. — Aber wie dem auch sein mag, wir können hier den Verf. nicht in allen Details verfolgen, und deuten nur etwa noch Folgendes an. Nach unserem objectiven Principe möchten wir vor Allem versucht wissen, ob nicht ein mit der Souverainität der einzelnen Staaten verträglicher Complex von allgemeinen Rechten und Befugnissen aufzustellen sei, welche aus dem positiv christlichen Wesen der internationalen Gemeinexistenz, aus der gemeinsamen romanisch-germanisch-slavischen Natur der christlichen nach Völkerrecht lebenden Staaten gefolgert und den Unterthanen jedes christlichen Staates in jedem andern christlichen Staate gesichert werden müfsten. Freilich scheint uns dies schwierig, besonders da man sich dabei hüten mufs, in die abstracte Theorie von den allgemeinen Menschenrechten zu verfallen (Heffter). Die Praxis schützt schon manche solcher Rechte, und einige Staaten, wie namentlich Preufsen und auch Oesterreich, leuchten hier mit einem guten Beispiele voran, besonders im Gegensatz gegen Frankreich, wo es den Fremden noch nicht einmal gestattet wird, Fremde vor französischen Gerichten zu belangen. Es liegen unzweifelhaft in der internationalen Praxis *jetzt schon wenigstens* die Keime für einen objectiven Rechtszustand der Fremdenverhältnisse. Danach wäre der Unterthan des einen Staates als bestimmtes Standes-, als Familien-, als Korporations- etc. Mitglied grundsätzlich nach Völkerrecht als solches in allen Staaten zu respectiren, sofern nur der Staat seinen Unterthanen gegenüber eben solche Standes- etc. Verhältnisse anerkennt. Also ist ein Vertragsgeschäft, ein Ehebund, ein Familienverhältnifs, ein Standes-, ein Korporationsband eines Fremden regelmäfsig auch im Auslande zu respectiren, wenn auch aus speciellen Gründen mancherlei Ausnahmen Statt finden können. Auch kann es in der Regel auf gewisse mehr zufällige Unterschiede der formellen Abschliefsung, wie sie in den verschiedenen Ländern entgegentreten, nicht ankommen, wenn nur die im Allgemeinen gültige Form beobachtet ist und sonst keine materiellen Hindernisse vorhanden sind. Die materiellen Erfordernisse sind das Wesentliche und gerade in ihnen stimmen die Anforderungen der verschiedenen christlichen Landesrechte meist überein. — Der Einzelnstaat hat aber jene Rechte etc. anzuerkennen als Glied der internationalen Gemeinschaft, in seinem Gebiete als einem Theile des internationalen Gesammtgebietes, den einzelnen Fremden als mediaten Gliedern der internationalen Gemeinexistenz. Die Souverainität der einzelnen Staaten bliebe aber die nothwendige Voraussetzung, und jene Rechte finden internationale Anerkennung nur auf der Basis der Souverainität. Auch würden diese Fremdenrechte durchaus nicht gegen die Souverainität streiten, sobald man unter derselben nicht absolute Unumschränktheit versteht, sondern eine organische Machtbefugnifs, welche auf religiös-sittlicher Grundlage der internationalen Gemeinschaft als solcher in ähnlicher Weise unterthan ist, wie im Staate die einzelnen Personen unterworfen erscheinen den rechtlichen Gemeinschaften der Ehe, Familie u. s. w. dem Staate. Natürlich wo z. B. Rechtsacte von Unterthanen oder Fremden im Auslande vorgenommen werden, um die Gesetze eines bestimmten Staates zu umgehen (in fraudem legis), da wird der betreffliche Staat gegen die Rechtsbeständigkeit sein Veto einlegen dürfen. — Am Ende würde hier weiter nichts geschehen, als auch in der völkerrechtlichen Sphäre der Persönlichkeit und ihrem Rechte derjenige Schutz gewährt, den dieselbe in allen untergeordneten Rechtsgemeinschaften (Ehe, Familie, Staat) nach positivem Recht und Gesetz der christlichen Stabten geniefst.

Doch sehen wir von unserem ersten und obersten Postulate eines objectiven Princips vorläufig ab. Wir räumen gern ein, dafs unsere Ansicht hiervon noch neu ist und hier keinesweges schon als wissenschaftlich begründet erscheint. Vergl. *meine* obengenannte Recension über H.'s und O.'s Völkerrecht. Es sind hier nur einige flüchtige und noch dazu fragmentarische Andeutungen gegeben, die wir übrigens bald weiter auszuführen gedenken. — Das P.'sche Princip der Souverainetät ist trotz seiner Mangelhaftigkeit denn doch ein wahrhaft völkerrechtliches und darum hat P. einen wesentlichen Fortschritt in der wissenschaftlichen Behandlung des Völkerrechtes im Allgemeinen

Digitized by Google

und des Fremdenrechts insbesondere gethan. Es ist nun durch die Wissenschaft unumstöfslich festgestellt, dafs das Fremdenrecht einen Theil des Völkerrechtes bilde und eine Wissenschaft des Fremdenrechtes einzig und allein nach den obersten Principien des Völkerrechts construirt werden müsse.

Von dem so gewonnenen Standpunct des Völkerrechts aus hat der Verfasser die von ihm schon früher (in der genannten Recension in Eberty's Zeitschr.) gestellte Aufgabe, welche die Wissenzchaft des Fremdenrechts „nach Story's und Felix' praktischen Arbeiten" zu lösen habe und welche man nur „in die Auffindung, Begründung und Entwicklung eines allgemeinen Haupt- und Grundsatzes des europäischen Fremdenrechtes oder internationalen Privatrechtes" setzen könne, glücklich angestrebt und bis auf den gerügten Principienfehler völlig gelöst. Wenn eine klare Entwickelung und energische Durchführung eines mit vollem Bewufstsein an die Spitze gestellten Principes, so dafs alle Details um diesen Mittelpunct sich schaaren, die höchste Anforderung an eine wissenschaftliche Abhandlung ist, so hat der Verf. wahrhaft Ausgezeichnetes geleistet, so darf die vorliegende Monographie auch die strengste Kritik nicht scheuen. Es ist dieselbe insofern wirklich ein Muster systematischer Darstellung zu nennen. Dabei verhält sich der Verfasser durchaus positiv. Sein System ist aus der tiefsten und umfassendsten Erkenntnifs des positiven Lebens hervorgegangen und entwickelt. Der Verfasser will nichts mehr und nichts weniger als ein positives (praktisches, sagt er häufig) System des Fremdenrechtes liefern. Er sieht ein, dafs demnach für ihn die internationale Praxis das eigentlich Leitende, Mafsgebende sein müsse, und dafs in einem positiven System eben nichts Anderes zu thun sei, als die Praxis zu einem wissenschaftlichen Bewufstsein zu erheben. Natürlich ist dann der Verf. bei dieser Ansicht vom positiven Rechtsleben frei von allem lächerlichen Sichunglücklichfühlen über die Praxis, wie es heutzutage immer noch Mode ist (Oppenheim). Er weifs, dafs in Theorie und Praxis sich derselbe Geist offenbaren müsse, und zwar in der Praxis mit der Unmittelbarkeit der üppigsten Triebkraft der objective Geist eines ganzen Volkes in seiner historischen Entwicklung; er weifs, dafs auch der genialste Systematiher nichts als eine subjective individuelle Ansicht geben könne und nur insoweit für sie Wahrheit und Vollkommenheit in Anspruch nehmen dürfe, als sie aus der innersten Natur und dem objectiven Werden des positiven Rechtslebens hervorgegangen sei. — Es ist zu bedauern, dafs die Einseitigkeit des Princips es dem Verf. unmöglich gemacht hat, etwas rein „*Praktisches*" zu liefern, wie es der Titel verspricht.

Obgleich das positive System P.'s wahrhaft principiell construirt und darum was man wohl nennt mit philosophischer Auffassung geschrieben ist, so steht doch die P.'sche Darstellung des Fremdenrechtes der Philosophie als solcher fern. Der Vf. will eben keine Philosophie, sondern eine positive Systematik seines Stoffes liefern und hat darüber das klarste und vollste Bewufstsein. Etwas was schon an sich sehr verdienstlich ist, aber besonders gerade jetzt auf dem Gebiete der Völkerrechtswissenschaft nicht hoch genug angeschlagen werden kann, wo die Vermischung beider Sphären in so gefährliche Uebung zu kommen droht (Heffter, Oppenheim). Dagegen ist und mufste von P., seinem obersten Principe getreu, manches Positive, Praktische aufgeopfert werden. Leider verstattet der Raum nicht, näher in die einzelnen Theile des ausgezeichneten Werkes einzugehen. Pütter verfolgt seinen Gegenstand bis in die kleinsten Details, und würde defshalb das Werk besonders auch dem Richter vom gröfsten Werthe sein, wenn sich nur nicht wegen des falschen Principes so manches Unpraktische vorfände. Daher ist denn auch der Werth des Werkes nicht sowohl in der vollkommen praktischen Anwendbarkeit desselben zu suchen, obgleich dies in gewisser Weise nicht ausgeschlossen ist, als vielmehr in der ausgezeichneten wissenschaftlichen Verarbeitung des positiven Stoffes zu einem Systeme, dessen oberstem Grundsatze zur Liebe freilich leider manches Unpraktische aufgenommen ist. — Wir erlauben uns nur noch folgende kurze Bemerkungen.

Die „Einleitung" ist in einigen Partien allerdings etwas abstract gehalten und bewegt sich bisweilen in mystisch-speculativen Ergehungen, die besonders durch die abstracte Form für die concreten Völkerrechtsverhältnisse fast werthlos werden; zum wenigsten ist die specielle Anwendung der speculativen Begriffe auf die eigenthümliche Natur der Staats- und Völkerverhält-

Digitized by Google

nisse mangelhaft. Indessen in der eigentlichen Darstellung des europäischen Fremdenrechts ist von diesem Mangel nur selten noch eine Spur zu finden.

Was dann den von dem Vf. für die Materie gewählten Namen des „Fremdenrechts" betrifft, so scheint uns derselbe sehr passend. Er bezeichnet den Begriff auf die entsprechendste und unzweideutigste Weise. Der Name „internationales Privatrecht", welcher dafür nach Vorgang der Franzosen auch in Deutschland heimisch zu werden droht, scheint uns ganz besonders unglücklich gewählt. Denn nicht blofs, dafs er doch ganz barbarisch klingt, so hat der Ausdruck auch eine gewisse Unbestimmtheit und Zweideutigkeit, als ob es sich hier um ein zwitterhaftes Mittelding etwa in den Intermundien des Privat- und Völkerrechtes handle, da doch das Fremdenrecht durchaus auf dem Boden des Völkerrechts ruht und zu ruhen hat, wenn es richtig gewürdigt werden soll. Ja, die ganze wissenschaftliche Thätigkeit auf internationalem Gebiete arbeitete seit zwei Decennien dahin, den fremdenrechtlichen Verhältnissen den reinen und wahren Charakter des Völkerrechtes zu vindiciren und ist endlich damit durchgedrungen. Pütter hat das grofse Verdienst, dieses principiell entwickelt und dargelegt zu haben. Nachdem so die Wissenschaft über den Begriff und das Wesen des Fremdenrechtes in's Klare gekommen, warum nun noch durch jenen Mischnamen die Jahrhunderte lange Unbestimmtheit des Begriffes gleichsam verewigen? — Pütter's Ausdruck: Fremdenrecht ist also gewifs empfehlenswerth. Es scheint fürwahr kein Zufall, dafs erst ein Deutscher, nämlich eben Pütter, wie den Begriff so den Namen richtig bestimmen konnte. So etwas ist Aufgabe tiefer, deutscher Wissenschaft. Franzosen und Engländer konnten dazu nur die Bausteine liefern, und allenfalls ein ehemaliger Deutscher und jetziger Franzose, Fölix, jenen Mischnamen des internationalen Privatrechtes erfinden. — Der Zusatz: „europäisches" Fremdenrecht hiefse besser christliches oder kann auch ganz wegfallen, denn er liegt schon in dem Ausdrucke: „praktisches".

Was schliefslich den Anhang: zur Kritik der fremdrechtlichen Bestimmungen des preufsischen Strafgesetz-Entwurfes betrifft, so scheint es dem Zwecke dieser Blätter nicht angemessen, eine Kritik über eine Kritik eines Entwurfes, der noch dazu, wie verlautet, bald Gesetzeskraft erhalten soll, zu geben. Wir beschränken uns darauf anzudeuten, wie die Pütter'schen Glossen im Ganzen vom Standpuncte der reinen Wissenschaft aus vortrefflich sind, und können nicht umhin zu wünschen, dafs der Gesetzgeber dieselben in genauere Erwägung gezogen habe, um nach dem positiv-gesetzgeberischen Maafsstabe, nämlich nach der praktischen Möglichkeit, nach den historischen, localen, nationalen Verhältnissen und Beziehungen die etwaige Anwendung zu machen.

Wir machen die Pfleger und Verehrer des Völkerrechtes darauf aufmerksam, dafs *Pütter*, nach der Vorrede zu seinen „Beiträgen", ein „System des praktischen (!) Europäischen Völkerrechtes" herauszugeben beabsichtigt; wir versprechen uns nach den bisherigen Leistungen des Verfassers auf völkerrechtlichem Gebiete sehr viel von diesem Werke. Freilich werden die Anforderungen der Wissenschaft an eine solche Arbeit nach den kürzlich, fast gleichzeitig erschienenen Werken von Heffter und Oppenheim sehr grofs sein dürfen. Aber Pütter scheint uns der Mann zu sein, der auch hier den gröfsten Erwartungen entsprechen kann.

Karl von Kaltenborn, in Halle.

Digitized by Google

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

XX.

August Wilhelm von Schlegel's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Böcking. Leipzig, 1846. *Weidmann'sche Buchhandl.* 8. *Erster und zweiter Band,* auch unter dem Titel: *A. W. v. Schlegel's poetische Werke. Dritte, sehr vermehrte Ausgabe. Erter Theil XV. Inhaltsverzeichniſs und* 384 S. *Zweiter Theil XIV. u.* 370 S. *Dritter und vierter Band,* auch unter dem Titel: *A. W. v. Schlegel's poetische Uebersetzungen und Nachbildungen nebst Erläuterungen und Abhandlungen. Erster Theil X. u.* 388 S. *Zweiter Theil X. u.* 293 S.

Erster Artikel.

Die Brüder Schlegel sind nun beide dahingegangen, ihre Leistungen werden uns in vollständigen neuen Ausgaben, zum Theil in dritten Auflagen vorgelegt. Daher der Zeitpunct gekommen scheint, ihre nun abgeschlossene Thätigkeit zu betrachten; sehen wir doch Anfang und Ende der Laufbahn klar vor uns, welche sie durchmessen haben. Unterz. gedenkt zuvörderst nicht auf die Urtheile Anderer Rücksicht zu nehmen, die ihm überdies theilweis unbekannt, theilweis nicht erinnerlich sind, theilweis wohl auch keine Beachtung verdienen; sondern seine Absicht mit diesem Aufsatze geht dahin, unpartheiisch über die Bestrebungen der beiden ausgezeichneten Brüder zu sprechen, ihre Lichtseiten neben den Schatten selbstständig anzugeben und das Hauptgewicht ihrer Wirksamkeit aufzusuchen und dem Leser dieser Blätter hinzustellen. Er wird unbekümmert darüber sein, ob seine Meinungen mit denen der Wortführer unserer Tage im Einklange stehen oder ihnen widersprechen; seine Aufgabe ist, die Wahrheit herauszufinden oder zu ihrer Auffindung wenigstens beizutragen. Denn auf Vollständigkeit verzichten diese Zeilen bei der Vielseitigkeit der Verdienste, welche die beiden Klassiker (so werden sie wohl allgemein mit Recht genannt) mit rastloser Bemühung sich erworben haben; wie denn auch ihre gerechte Beurtheilung schon deshalb für Eines Kräfte fast zu schwer erscheint. Man erwäge nur: sie bethätigten ihre Talente erstens als Dichter, zweitens als poetische Uebersetzer, drittens als Kritiker; so leicht diese Beziehungen in die Augen springen, wird die Uebersicht ihres Thuns dennoch dadurch schwierig, daſs sie nicht auf einen Theil einer Litteratur, nicht einmal auf Eine Litteratur sich beschränkten, sondern ihre Blicke und Thätigkeit auf die poetischen Litteraturen aller Zeiten und Völker (was kaum zu viel gesagt ist) mit ungewöhnlicher Schärfe und Energie wendeten.

Bleiben wir denn zunächst bei dem stehen, was die ersten vier Bände darbieten, die bis jetzt von diesen Gesammtausgaben erschienen sind; die eine Hälfte davon sind eigene Dichtungen, die andere Nachbildungen fremder Dichter, und zwar in den mannigfaltigsten Formen. Den Stoff zur Beleuchtung, den man aus diesen vier Bänden schöpfen kann, zertheilen wir abermals und prüfen in einem ersten Artikel das äuſsere Gewand, worein die vorgelegten poetischen Gaben gekleidet sind, zugleich mit Rücksicht auf Friedrich Schlegel, dessen Gedichte eben neu gedruckt werden. Ein zweiter Artikel möge den innern Werth und Gehalt schildern, die Productivität beider Dichter, ihre Stellung zur Nation und ihr Bestreben überhaupt, woraus sich dann hoffentlich ein recht vollständiges Bild der gesammten Leistung, an welche sich ihr Dichtername knüpft, ergeben wird. Wir wollen gleichsam einen Menschen von innen und auſsen beschauen; und so werden wir denn am besten die Summe des Verdienstes ausrechnen, das dem edlen

Digitized by Google

Künstlerpaar um den Fortschritt sowohl der Sprache als der geistigen Bildung zukommt. Ref. bemerkt zur Vermeidung eines etwanigen Mifsverständnisses, dafs er keinen schonenden, sondern einen hohen, vielleicht den höchsten Mafsstab an diese Gedichte legt; in der Meinung, dafs dies der rechte Weg zu einer gerechten Würdigung der berühmten Brüder sei, ein Weg, den er einzuschlagen um so weniger sich bedenkt, als die Schlegel selbst als Kritiker fast immer gewohnt waren, mit gröfster Schärfe zu richten und vom höchsten Standpunct aus ihre Urtheile über alte und neue Dichter zu fällen.

Sie haben gereimte und reimlose (rhythmische) Gedichte wie blofse poetische Nachbildungen geschaffen. Wie standen sie also, was die Form ihrer Sprache betrifft, in der Zeit? Wie verhalten sie sich hierin zur Zukunft? Wie viel haben sie zur Ausbildung der deutschen Kunst beigetragen? Konnten sie eine höhere Stufe der Sprachvollendung erklimmen? In welchem Grade werden sie fortwirken? Der Beantwortung dieser Fragen, von welchen nothwendig eine an die andere sich reiht, suchen wir durch folgende allgemeine Entwickelung einen festen Grund zu geben.

Obschon seit Klopstocks Auftreten ein Jahrhundert verflossen ist, kennt die Mehrzahl des deutschen Publicums dennoch die rhythmische Kunst sehr wenig. Die Leistungen dieses Dichters ruderten zwar eine Zeitlang mit vielem Glück auf der Oberfläche der germanischen Litteratur, aber sie vermochten nicht tief in das Herz der Nation einzudringen und allgemeinere Wurzeln zu schlagen; sie wurden vielmehr zeitig durch die leichtere und gefälligere, daher auch mehr volksthümliche Form der beiden grofsen nachfolgenden Dichter, Schiller's und Goethe's, auf die Seite getrieben und versanken fast sämmtlich in den Strudel der Vergessenheit. Man darf sich daher nicht wundern, dafs die Bekanntschaft mit der Metrik, auf deren Natur wir im Folgenden näher eingehen müssen, in Deutschland sehr gering und oberflächlich geblieben ist und dafs der Graf Platen, trotz vieler ausgezeichneter Werke, grofse Schwierigkeiten gefunden hat, ehe er sich ein Publicum erwerben konnte, das gegenwärtig glücklicherweise von Jahr zu Jahr wächst. Es hatten sich nämlich, seit Klopstock in den Hintergrund verdrängt worden, eine Menge irriger Begriffe auf diesem Felde gebildet, die neben den Grafen Stolberg, Hölty, J. H. Vofs, den Brüdern Schlegel und einigen andern Schriftstellern, wie F. A. Wolf und W. von Humboldt, allmählig und fast unbemerkt emporschossen. Sie schienen ungefährlich, aber es zeigte sich bald, dafs die Genannten nicht fähig waren, durch ihre immerhin recht förderlichen praktischen Versuche und theoretischen Winke dieselben zurückzudämmen und auszurotten. Man gerieth, namentlich in den letzten Jahrzehnten, auf den seltsamen Glauben, dafs die Metrik eine Spielerei sei, die man von den Alten entlehne, die uns fremd anmuthe und deren wir für die Zukunft lieber entbehren sollten. Die Mehrzahl des Publicums stellte sich unter einem rhythmischen Gedichte nicht eine kunstreiche Arbeit vor, sondern etwas Gekünsteltes, Unnatürliches und Unverständliches. Man verglich alle reimlosen metrischen Schöpfungen, unter andern die Gesänge, die Platen schuf, ohne weitere Prüfung mit gemachten Papierblumen, während die gereimten Poesien eines Uhland und andrer Lieblinge für die wirklichen, natürlichen und lebendigen Blumen gehalten wurden. Eine seichte Kritik, welche Platens kunstvoll gereimte Gedichte in die nämliche Verdammung zog, und die Anfeindung jüdischer Schriftsteller betrogen das Publicum obendrein und spiegelten ihm vor, die metrische Kunst entfalte nichts als duftlose Gewächse.

Dies erschien um so wahrscheinlicher, als man bisher verhältnifsmäfsig nur wenig ganz Gelungenes dieser Gattung hervorgebracht hatte und gleichsam die Gelegenheit fehlte, mit dem Rhythmischen sich wirklich vertraut zu machen. Das aber gehörte offenbar dazu, besonders im Anfange, wo die Sache neu war; denn eine flüchtige Ansicht vermöchte kaum in die Tiefen der Kunst zu blicken, sie streift über die Schale hin und man fühlt sich leicht von den Schwierigkeiten des Unbekannten, die man für gröfser zu halten pflegt, als sie sind, wie von der Ersteigung eines fremden Gebürges zurückgeschreckt. Die Zahl der Einsichtigen blieb also klein; die Mehrzahl erachtete eine metrische Dichtung für ein todtes Werk und glaubte, die Metrik beabsichtige nichts als ein prächtiges und pomphaftes, aber leeres und geistloses Wortgeklimper. Warum aber ein Poet zu solcher angeblich unnützen Tändelei sich entschliefse? Auf diese Frage wufste man entweder keine Antwort zu geben oder erklärte das metrische Dichten für eine Liebha-

Digitized by Google

berei des Eigensinnes und der Grille. Der Dichter, sagte man, jage auf diese Weise einem Gaukelbild von sonderbarer Form nach, das ihm selbst, aber sonst Niemandem, Vergnügen gewähre, sei es durch die unnatürlichen Sprünge, welche er die Sprache machen lasse, oder durch den seltsamen Klingklang, wozu die Worte gezwungen würden unter dieser verzweifelten Verrenkung.

Wenn wir offenherzig reden wollen, müssen wir eingestehen, dafs die Mehrzahl nicht sowohl eine dunkle, als vielmehr gar keine Vorstellung von der metrischen Kunst hatte. Denn sonst mufste die Menge schlechterdings auf die sogenannten Knittelverse sich beschränken und blofs hierin die wahre Poesie suchen; sie mufste auch Dichter, wie Schiller, Goethe, Rückert und Uhland, in den Bann thun, von denen man doch nicht behaupten kann, dafs sie vollkommen unmetrisch geschrieben und nicht das geringste Verdienst um gemessene poetische Darstellung sich erworben hätten. Indessen die letzteren Dichter schützte der moderne Reim vor Verkennung und man hatte es blofs darauf abgesehen, Alles, was nicht gereimt war und dennoch für kunstreiche Dichtung sich ausgab, für eine gedankenlose Spielerei mit Worten und unächten Empfindungen auszuschreien. Im Dramatischen war man nachsichtiger und gestattete für das Schauspiel reimlose Darstellung, wie man hier auch die Prosa duldete, wo nicht lieber sah; und zwar aus dem Grunde, weil das Publicum die Meinung hegte, dafs auf diesem Gebiete die möglichste Natürlichkeit walten müsse. Den Reim hielt man daher schon für zu idealisch und den Charakteren fremd, er schien gegen die Wirklichkeit allzuhart zu verstofsen, weil Niemand im gewöhnlichen Leben zu reimen pflegt, wenn eine Rede oder Gespräch stattfindet. Das Publicum vergafs dabei recht gern, dafs die Dichtung überhaupt etwas Idealisches ist und von der alltäglichen Wirklichkeit wie in den Personen und Sachen so auch in der Darstellung sich entfernen darf, um das Schöne rein zu gestalten. Desto strenger verfuhr man in der Beurtheilung aller übrigen Dichtungsarten; wenn im Epischen oder Lyrischen der Reim fehlte, trug man kein Bedenken, das ganze Gedicht zu verwerfen und für ein Machwerk anzusehen; wobei man von der sonderbaren Annahme ausging, dafs ein Dichter, der sein Werk nicht reime, zu reimen unfähig sei; man bezweifelte ohne Weiteres sein Dichtertalent. Daher kam es, dafs Dichterlinge, welchen wirklich die Gewandtheit der Sprache und des Reimes abging, wenigstens darauf bedacht waren, in lyrischen Strophen eine Zeile um die andere zu reimen, und wo ihnen selbst dieses schwer fiel, obendrein nicht anstanden, zu den schlechtesten und übelklingendsten Reimen ihre Zuflucht zu nehmen. Das Publicum liefs sich dieses mit der musterhaftesten Geduld gefallen; man erklärte ihre Sachen, wenn nicht für künstlich, doch für volksthümlich und verständlich, für ungesucht und natürlich. So gelangte man endlich dahin, nicht ohne den Beifall oberflächlicher Kritiker, die meistentheils zugleich selbst Dichterlinge waren, dafs man ein versificirtes Product für desto genialer hielt, je zerrissener sein Gewand, je lockerer seine Fassung, je schlechter sein Reim war. Guter Styl, ächter Reim, schöne Form, gediegene Einfachheit geriethen sogar in Mifscredit; man schüttelte schon im Voraus, ehe man ein wohlgeformtes Gedicht kannte, den Kopf bei dem Anblick einer Vollendung, welche man nur durch unstatthafte Künstelung, übermäfsige Anstrengung und Gutes mit Bösem zugleich wegfegende Feile für erzielt und ermöglicht hielt. Unter diesen Umständen getrauten sich Wenige, die reimlose Dichtung und rhythmische Kunst zu pflegen, welche im Voraus als unpopulär gerichtet war; unter diesen Wenigen zeichnete sich aber ein Dichter aus, der zugleich Meister und König des Reimes war, Graf Platen nämlich, auf welchen denn auch alle Pfeile der Mifsgunst und Verkennung mit beispielloser Ungerechtigkeit geschleudert wurden. Dieser Dichter setzte die rhythmische Poesie der Deutschen in ihre Rechte, seine Leistungen genügen, der metrischen Darstellung bei unsrer Nation für alle Zeiten einen Platz zu sichern; die Dichter einer künftigen Epoche werden den gewonnenen Grund und Boden kräftig anbauen und das Feld allmählig durch neue Schöpfungen erweitern. Auf praktischem Wege reinigen sie die Luft von den Vorurtheilen, mit welchen man immer noch die Metrik betrachtet; sie machen die Kunst volksthümlicher, als sie seither war, so dafs man sowohl die Aufgabe des Rhythmischen als auch das Wesen der metrischen Dichtung vollständig und allgemeiner fassen wird.

Die rhythmische Kunst aber entschlägt sich nicht des Reimes, weil sie denselben nicht bemeistern könnte,

Digitized by Google

sondern weil sie des Gleichklanges nicht bedarf, ihn vielmehr tausendfältig durch eigene Kraft ersetzt; im Allgemeinen sogar auch defswegen, weil der Klang des Reimes der eigenthümlichen Entfaltung ihrer Schönheiten hindernd in den Weg tritt. Viele Versarten nämlich sind so musikalisch und wohllautend, dafs der Reim eine Störung in ihre Harmonie bringen würde. Die kunstreichen Schöpfungen der Metrik also haben keinen unentbehrlichen Schmuck aufgegeben, nachdem sie den Reim abgeworfen, sondern sind, wenn sie überhaupt gut sind, so vollkommen als ein gereimtes Gedicht nur sein kann. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir hinzufügen, dafs die Reimkunst von der Metrik überflügelt wird; dafs die Grenzen der letzteren weiter gesteckt sind und in das Endlose sich erstrecken; dafs die Gefilde des Rhythmischen über Höhen sich ausbreiten, wohin die Muse des Reimes sich nicht versteigen kann, ohne ihren Werth und gleichsam ihre Haltung zu verlieren. Es giebt ein rhythmisches Reich, worin der Reim lächerlich erscheinen würde; er verhallte darin wie das Lallen eines Kindes unter dem donnernden Geräusch der Meereswogen. Die umfangreichen Strophengebäude nämlich, vielgestaltig und viel-ästig wie ein ostindischer Banianenbaum, umschliefsen eine Harmonie, welche so tonreich ist, als sänge ein Chor von Vögeln auf hundert und aber hundert Zweigen in wechselvoller und dennoch übereinstimmender Mannigfaltigkeit der lieblichen Stimmen. Mischte sich der schwertönende Reim in diese Melodien, so würde er entweder unbeachtet verhallen oder durch seinen eigenen und selbstständigen Klang das Concert unterbrechen wie der heisere Kukuk, der sein einförmiges und gellendes Geschrei durch den mit Singvögelstimmen belebten Eichenhain erschallen läfst. Aufserdem giebt es eine Menge abgerundeter und gleichsam geschlossener Maafse, die so einfach und hehr tönen, dafs sie den Gleichklang, der hier siegreicher durchdringen würde, als eine unzeitige Verzierung abweisen. Sie gleichen der Palme, der stolzen Königin des Pflanzenreichs, die so glänzend dasteht, dafs sie jeden andern Schmuck des Gefildes verschmähen darf; zu dieser Gattung gehören der jambische Trimeter, der Hexameter, die sapphische und andere Strophen. Doch sind nicht alle Versarten, welche von den Alten und Neueren als unübertreffliche Muster erfunden worden, dem modernen Reim verschlossen und widerstrebend. Es giebt eine nicht geringe Anzahl, zumal von jenen abgeleiteter Mafse, mit deren rhythmischem Tanze der Gleichklang sich wohl verträgt und verbunden werden kann. Je schöner die Sprache sich entfaltet, desto häufiger werden Rhythmus und Reim vereinigt auftreten und einen brüderlichen Bund flechten, dessen wundervolle Reize nichts zu wünschen übrig lassen, sobald alle beide musikalischen Elemente in vollkommenster Reinheit ausgeprägt sind. Gegenwärtig finden wir gemeiniglich entweder gebrechlichen Rhythmus oder mangelhaften Reim, wo nicht gar die gröbste und unverantwortlichste Vernachlässigung in beiden Stücken. Die eigentliche Höhe der Kunst aber verlangt die reinste Vollendung des Rhythmus sowohl als die treffendsten Reime durchgängig; selbst die geringsten Versmafse, die jetzt mit leichtfertiger Nachlässigkeit behandelt werden, begehren eine Hand, welche alle Schlacken abwirft und das Gold der Gedanken in solcher Klarheit hinströmt, dafs das Ganze wie aus einem Gusse hervorgegangen erscheint. Die Volksthümlichkeit der Darstellung verliert dabei nichts; sie erhebt sich nur auf eine höhere Stufe des Wohlklanges und verfeinert das Ohr des Volkes, nicht ohne bildende Wirkung auf die Seele, die dem Zauber des Göttlichen angenähert wird. Denn wie die Leier des Orpheus belebt die Musik der Sprache das Leblose.

Wenn also die Metrik des Reimes nicht bedarf und häufig sogar seiner Anwendung sich widersetzt, obschon auf einem engeren Gebiet Reim und metrische Messung einen zufälligen Bund schliefsen, so leuchtet von selbst ein, dafs diese Wissenschaft einen andern Zweck hat als eine künstelnde Spielerei. Die Unwissenden werden ahnen, dafs sie seither in Unwissenheit über das Wesen, die Vorzüge und Schönheit der metrischen Darstellung geschwebt haben; die Verkennenden dagegen werden fühlen, dafs sie entweder aus gleicher Unwissenheit abgeurtheilt oder einer Sünde gegen den Geist und die Wissenschaft sich schuldig gemacht haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

August Wilhelm von Schlegel's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Böcking.

(Fortsetzung.)

Ohne uns auf die Alten zu berufen, deren metrische Kunstwerke die Frage gleich entscheiden konnten, müssen offenbar metrische Dichtungen aus derselben Quelle hervorfliefsen, aus welcher die gereimten stammen. Die rhythmische Kunst nämlich, welche auf festen Gesetzen beruht, tändelt keineswegs auf beliebige Weise; sie verfolgt die allgemeine Aufgabe der Dichtkunst, welche auf die Darstellung des Schönen gerichtet ist. Wie man den Reim um des lieblichen Klanges willen erfunden hat und in Anwendung bringt, so erfand man aus demselben Grunde die metrische Messung, deren Ziel die Musik ist; wie denn auch schon oben erinnert worden, dafs man künftighin nicht blos den Reim einseitig berücksichtigen, sondern sein Augenmerk auch auf die Worte, woran der Gleichklang gehängt wird, sorgfältig richten und die Sylben zugleich nach metrischen Regeln messen solle, damit der Reim nicht vereinzelt stehe, die Zeile stolpere und gewissermafsen zum Knittelvers herabsinke. Die rhythmische Kunst beschäftigt sich demnach mit der Aufgabe, die Rede harmonisch zu gestalten. Um dieses Ziel zu erreichen, bedarf sie des Reimes nicht, wohl aber kann der Reim ihrer nicht entrathen, ohne sich gleichsam nackend und hülflos zu zeigen, ohne als einseitige Ohrenweide aufzutreten, ohne den Dichter bei der Ersteigung der Kunsthöhe auf halbem Wege stehn zu lassen. Denn der Gleichklang ist nur ein einziges, wenn auch gewichtiges Hülfsmittel für die Harmonie, während die Rhythmik für diesen Zweck unerschöpfliche Mittel zur Verfügung hat. Diese Kunst befördert den Wohllaut und die Musik mit jeder Sylbe, die sie regelt, mit jedem Versfufs, den sie abgemessen hat, und entfaltet dasjenige, was der Reim am Schlufs der Zeile versucht, überall und Schritt vor Schritt durchgängig. Schon hieraus erkennt man das entschiedene Uebergewicht, welches sie über den einfachen Tonfall des Gleichklanges hat. Weiter unten werden sich andere Vorzüge der metrischen Darstellung ergeben; denn es kann nicht fehlen, dafs eine so hohe Begünstigung, welche der Natur der rhythmischen Schreibweise, wie man sieht, zu Gute kommt, nicht auch noch andere Vortheile nach sich ziehen sollte, die gleichsam wie aus einer Saat hervorspriefsen, die unter der Vereinigung vieler glücklicher Umstände in die Erde gelegt ist und hundertfältige Früchte treibt. Guter Boden, wohlgepflügter Acker, rechte Jahreszeit, Regen, Sonnenschein, Wärme und Gewitter lassen den Fleifs der thätigen Menschenhand über Verhoffen gedeihen; eine ähnliche Bewandtnifs hat es auch mit den geheimnifsvollen Früchten des Geistes.

Der eigentliche Zielpunct der rhythmischen Kunst nämlich begnügt sich nicht mit dem Musikalischen und ist noch nicht erreicht, wenn wir im Allgemeinen die Rede und die Verse harmonisch gestaltet haben. Ihre wahre hohe Aufgabe ist noch zu wenig bekannt, als dafs wir nicht dem deutschen Publikum verzeihen müfsten, wenn es den Werth und das Wesen der Metrik lange Zeit mifsachtete. Wir dürfen ihm, ohne der Kunst etwas zu vergeben, das bedeutsame Zugeständnifs machen, es sei ihm nicht wohl möglich gewesen, die Natur der rhythmischen Schönheit mit schnellem und richtigem Takte aufzufassen, und zwar aus doppeltem Grunde. Erstlich haben die meisten metrischen Dichter, Klopstock, Vofs und A. W. von Schlegel mit F. A. Wolf ausgenommen, die eigentliche Aufgabe der Metrik selbst nicht vollständig erkannt, noch weniger in ihren Produkten erfüllt, also auch nicht das Volk für die Reize des Rhythmischen empfänglich machen können. Die genannten vier Rhythmiker, welche sich rühmlich auszeichnen, ahneten

Digitized by Google

gleichwohl mehr das Höchste, als dafs es ihnen vollkommen bewufst gewesen wäre; daher es auch in ihren Arbeiten nicht überall zur klaren und richtigen Anschauung kommt, vielmehr nur wie ein Dämmern der Mörgenröthe erscheint, dem die Sonne erst folgen soll. Schlegel und Vofs künstelten mancherlei, dunkel ahnend, was die Rhythmik wolle; sie erregten Aufsehen, ohne jedoch im Stande zu sein, das Räthsel vor dem Publikum deutlich und siegreich aufzuschliefsen, weil ihnen selbst die Lösung nur in schwachen Umrissen vordämmerte. Dem Grafen Platen war es vorbehalten, die Sonne des metrischen Himmels zu zeigen; seinem Geist gelang es, theils unbewufst, theils mit genialer Bewufstheit, die Wolken zu verscheuchen, welche den Hauptzweck der Metrik verdeckten, seit Attika mit Rom hinter den Horizont niedergesunken war.

Zweitens müssen wir die Unbekanntschaft der Nation mit dem Rhythmischen, ihr langsames und verspätigtes Eindringen in die Kunst, ihren Widerwillen gegen Alles, was nicht gereimt war, damit entschuldigen, dafs die Theoretiker seither so gut wie nichts gethan, um das Publikum über das tiefere Wesen der verkannten Sache aufzuklären.

Gottfried Hermann gab zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als Klopstock durch Bürger, vorzüglich aber durch Schiller und Goethe wie der Morgenstern von der Sonne bereits überglänzt wurde, sein erstes Werk über die Metrik heraus und erwarb sich das hohe und preiswürdige Verdienst, die Kenner der alten Sprachen von dem Bau der Maafse zu unterrichten und ihre Aufmerksamkeit auf die Strenge und Gleichmäfsigkeit der Gesetze zu lenken, nach welchen die Griechen und ihre ersten Nachahmer, die Römer, im Einzelnen wie im Ganzen Verse und Strophen gestalteten. Er lehrte die Philologen und eine kleine Anzahl Köpfe, welchen das Reich der alten Sprachen mehr oder weniger aufgeschlossen war, zuerst in einem zusammenhängenden besondern Werke das Aeufserliche sehr vieler Versmafse kennen, die in den poetischen Schriften der Alten sich vorfinden. Sein Fleifs bot uns mit den bisherigen Forschungen die Ergebnisse neuer Untersuchung; er beschrieb in mehreren Werken die Füfse, Einschnitte, Grundregeln, Freiheiten und Ausnahmen, wie er sie mit feinem Ohr von den vorhandenen Beispielen abgeleitet, und zerlegte die abgemessenen Reihen gleichsam mit dem anatomischen Messer, das Verbundene lösend, um die Verbindung kennen zu lernen und darzuthun. Die Freunde des Alterthums verdanken ihm die Entdeckung vieler bisher ganz oder theilweise unbekannter Versmafse, Strophengebäude und Rhythmengeschlechter; sein geübter Scharfblick trug die erhellende Leuchte in die verborgensten und dunkelsten Räume der antiken Darstellung, deren kunstvolle Regelung er entweder glücklich auffand oder mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuthen liefs. Welchen Nutzen dies für die Herstellung der Grundtexte, welche der Zahn des Zeitstromes benagt hatte, seit einem halben Jahrhunderte gebracht, gehört nicht hierher. Hermann erhob die Metrik, über welche von den Alten selbst nicht viel Belehrendes auf uns gekommen war, dadurch zu einer Wissenschaft, dafs er die Umrisse der Versmafse mit ihrer Gliederung erforschte und auf den kunstgerechten Vortrag der ausgemittelten Rhythmen hinarbeitete. Weiter aber erstreckt sich das Verdienst seiner Schriften über die Metrik nicht. Er blieb bei dem Aeufserlichen stehen, das er mit beispiellosem Fleifse entwickelte und umschrieb, die Feinheiten der Messung bis auf die Eigenheiten und Abweichungen der einzelnen Poeten wie besonderer Zeitalter aufsuchend, findend und errathend. Wir lassen dieser Bemühung volle Gerechtigkeit widerfahren; das Uebrige, mochte er glauben und sprach es halb und halb in einem Vorwort aus, giebt die Uebung im lauten Lesen der Alten und kann derjenige herausfinden und sich zu eigen machen, der sich fleifsig mit den poetischen Ueberresten des Alterthumes beschäftigt. Was er mit der Feder darstellte, war das *Gerippe der Metrik*, wenn wir so sagen dürfen; er entwickelte die trockene und uninteressantere Seite der Wissenschaft, die äufsere Form und die Strenge, mit welcher vornehmlich die Griechen sie ausgebildet hatten. Ihm war es nur um den äufsern Wohlklang, wie er aus dem regelrecht gebauten Vers entspringt, zu thun. Was darüber hinausging, berührte er kaum hier und da; die *geistige Seite der Metrik*, die innere Form der Mafse, erachtete dieser Mann entweder für undarstellbar oder glaubte, dafs sie für schriftliche Aufzeichnung zu schwierig sei. Genug, er rüstete das Netz, dem Fischer überlassend, davon den rechten Gebrauch zu suchen und zu machen.

August Böckh ging einen Schritt weiter vorwärts;

Digitized by Google

er richtete sein Augenmerk bereits auf den Geist der rhythmischen Musik, erhob sich von der Gliederung des Einzelnen zur Betrachtung des Ganzen, drang von der äufseren Form in das Innere und bestimmte die Harmonie der einzelnen Verszeile wie die Melodie der ganzen Strophe. Sein ausgezeichnetes Talent befreite die Rhythmen des Pindar aus dem Dunkel, in welchem sie uns waren überliefert worden; ihre Zerrissenheit, die Hermann's ordnender Geist nicht bewältigt hatte, verschwand unter seinen heilkundigen Händen, welche verknüpften, was zusammengehörte, und sonderten, was der Harmonie zu widerstreiten schien. Auf diese Weise stellte er die Melodien des gröfsten aller Lyriker mit meisterhaften Griffen und so glücklich wieder her, dafs seine Anordnung in der Hauptsache unübertrefflich erscheint, keinen Umsturz besorgen läfst und einer nachhelfenden Hand wenig zu verbessern übrig gelassen haben dürfte, während zugleich seine Behandlungsweise dieses Dichters zum Muster für die Wiedergestaltung der übrigen lyrischen Gesänge wurde. Er zeigte, worauf es dabei eigentlich ankam; auf die Wiederauffindung der Melodie nämlich, welche die Alten selbst in ihre Strophen gelegt hatten: diese jedesmal zu treffen oder wenigstens wie aus den Trümmern hervorzurufen, die so schön als möglich sei, da man doch die schönste für die ursprüngliche zu halten berechtigt ist, erschien als die Aufgabe der heutigen Kritik. Wilhelm Dindorf erkannte dies; er verfolgte dieselbe Bahn und erwarb sich ein unvergängliches Verdienst um die Strophengestaltung in den Dramen der attischen Dichter; durch ihn hellte sich dieses Gebiet mehr und mehr auf.

Der eigentliche Hauptzweck der Metrik aber blieb gleichwohl unentwickelt, eine geringfügige Andeutung ausgenommen, welche Böckh im Vorbeigehen darüber hinwarf. Wäre von Seiten dieser Gründer der metrischen Wissenschaft mehr geschehen, so würden wenigstens die Philologen, die an der Poesie Interesse nehmen, eine tiefere Kenntnifs geschöpft haben, welche nach und nach in weitere Kreise der Nation vielleicht eingedrungen wäre. Die schaffenden Geister ohne Zweifel hätten in ihren metrischen Dichtungen Besseres geleistet, die Kritiker unsrer Tage günstiger geurtheilt und das Publikum gröfsere Empfänglichkeit und Theilnahme für reimlose Darstellung gewonnen; eine tiefer eingehende Theorie, die jetzt unentbehrlich geworden zu sein scheint, wäre für die Deutschen schon längst ausgearbeitet worden. Worin aber besteht die eigentliche Aufgabe der Metrik?

Das erste und letzte Ziel dieser Wissenschaft ist die *rhythmische Malerei*. Ein Ausdruck, der dem deutschen Publikum vollkommen neu sein wird; er besagt mit anderen Worten: eine Zeichnung der Gedanken vermittelst des Schwunges und Taktes der gemessenen Worte ist es, was der rhythmischen Poesie zu Grunde liegt. Auf diese Zeichnung soll der metrische Dichter ausgehn und dieselbe so gut als möglich vollenden, damit der Lesende und Hörende nicht vergeblich sich bemühe, das Gezeichnete zu begreifen, vielmehr in das Gemälde mit Leichtigkeit eindringe, worauf es natürlicherweise hauptsächlich dabei abgesehen ist. Wie kunstreich auf der einen Seite, wie natürlich auf der anderen die Zeichnung bewerkstelligt werden könne, wollen wir an einem anderen Orte darthun. Das Ganze geht im unsichtbaren Reiche des Geistes vor. Die Farben, mit welchen die Malerei gefertigt wird, sind ätherischer Natur, sie entdecken sich nicht dem körperlichen Auge, sondern nur der Seele; sie werden daher verstanden, wenn sie hörbar sind und im Geist angeschaut werden. *Hinter den Worten gleichsam rollt sich das Gemälde des Künstlers auf.* Wenn sie gelesen (oder gehört) und begriffen sind, mufs der Dichter seinen metrischen Zweck augenblicklich erreicht haben. Die Worte umfassen nämlich Alles zusammen, sie geben zugleich die Farben, den Umrifs und das Bild, welches endlich vor den Geist tritt wie ein enthülltes Geheimnifs. Der Procefs für das Verständnifs ist leicht. Die Stellung der Worte verschafft den Umrifs und mischt die Farben, wenn wir so sagen dürfen; die jedesmalige Bedeutung der gewählten Worte entscheidet über die Farben und den speciellen Gegenstand, der dargestellt werden soll: aus beiden Stücken aber, aus Stellung und Bedeutung, entspringt das vollendete Gemälde, *der Gedanke mit voller Rüstung.* Die Schwierigkeit für den Künstler also beschränkt sich darauf, dafs er den Worten die rechte Stellung anweist; diese jedesmal zu treffen, ist die Aufgabe des rhythmischen Malers oder metrischen Dichters. Denn ganz von selbst versteht sich die Wahl der rechten Worte; wie ein jeder, der schreibt oder spricht, mufs er diejenigen Worte gebrauchen, die das am besten ausdrücken, was er sagen und bezeichnen will.

Digitized by Google

Ein ähnlicher Procefs findet in der Musik statt. Man könnte diese Kunst recht eigentlich die rhythmische Malerei nennen; denn Alles, was sie darstellt, sucht sie durch Messung der Töne, Schwung und Takt zu erreichen, während dafs der Klang des Instrumenmentes die Bedeutung so klar als möglich für das Ohr angiebt. Musik ohne Messung oder Rhythmus würde ein Unding sein. Einzelne Klänge oder verwirrte Töne verlören alle Bedeutung und besagten gerade so viel als das geistlose Geschrei des Kukuks. Dagegen lassen sich recht wohl Töne der menschlichen Sprache denken, die ohne Rhythmus ein deutliches Verständnifs eröffnen; ich begreife aber nicht darunter die Prosa schlechtweg, die bei der Darstellung der Gedanken immer einen Grad von Rhythmus, wenn auch von untergeordneter Wichtigkeit, aufzeigt und ein gewisses Mafs entfaltet. Die Musik, wie wir sehen, steigt nicht so weit herab; eine prosaische Musik, wenn es eine solche gäbe, würde nicht in einer kunstlosen, sondern in einer häfslichen Aufeinanderfolge von Klängen bestehen, die das Ohr betäubten oder nutzlos erschütterten durch eitlen Lärm und Klingklang, wie beim Stimmen der Instrumente. Daher offenbart sich diese Kunst als vorzugsweis rhythmisch in ihrer Form; sie malt Alles, wie es auch der metrische Dichter thun soll. Aber obgleich der Musik diese Bezeichnung vor allen andern Künsten gebührt, steht sie doch nicht so hoch wie die Sprachrhythmik, zu deren Erläuterung wir das Beispiel der Polyhymnia eben anführten. Die Tondichtkunst, um diesen höchsten und edelsten Ausdruck für die Musik zu gebrauchen, hat einen grofsen Fehler und eine sehr schwache Seite, woran sie jedoch ganz unschuldig ist. Sie leistet aufserordentlich viel mit den Mitteln, welche ihr zu Gebote stehen; erfüllt aber nur eine Hälfte dessen, was die rhythmische Sprachmalerei vermag, sie giebt blofse Umrisse, mischt die Farben und trägt Farben auf, — ohne das Gemälde vollenden zu können. Was ihr mangelt, ist die entschiedene Klarheit, die zum vollen Verständnifs erforderlich ist; es gebricht den Klängen, die sie jedesmal anwendet, die göttliche Spitze einer bestimmten Bedeutung. Diese besitzen die Worte der Sprache, nicht aber die Töne der Flöte, der Geige, der Harfe und ähnlicher Werkzeuge; wäre dies anders, so würde der Schöpfer besser gethan haben, uns die Musik statt der Sprache zu verleihen, um uns das vollkommenste Geschenk zu geben *). Hieraus erhellt, dafs die Sprache in ihrer Malerei die Musik weit übertrifft; während letztere allezeit nur unbestimmte Bilder, verschwimmende Phantasien und nie ganz entschiedene Begriffe veranschaulicht, erreicht die malende Sprache einen höheren, ja, den höchsten Gipfel der Vollkommenheit, den eine menschliche Kunst erklimmen kann. Sie giebt mit der Musik der Worte zugleich ein unzweideutiges, in Umrifs und Färbung entschiedenes, gesondertes, verständliches Gemälde. Wie der Reim, nach dem oben Gesagten, den Rhythmus der Worte nicht entbehren kann, so mufs die Musik, wenn sie den Gipfel der Vollendung als Kunst ersteigen will, beständig zur ausfüllenden Begleiterin die Sprache suchen, wie das Weib den Gatten sucht. Ist dieser Bund geschlossen, so pflücken wir unstreitig die schönsten Früchte der rhythmischen Malerei. Nicht so verlassen steht ihrerseits die Sprache ohne Polyhymnia, sie fühlt nicht das gleiche Bedürfnifs nach Vereinigung mit dieser, sie weifs sich allenfalls allein als eine vollendete Gestalt durch das Leben zu schlagen, wie der Mann, der nicht die schützende Hand des Weibes braucht, um würdig und selbstständig hinzuwandeln. In gewisser Beziehung gilt das wohl auch von der Musik, und namentlich werden unsere vielen Musikdirectoren, reisenden Bläser, Geiger und Pianofortspieler Einspruch thun, indem sie unter anderm sagen, die Musik gehe durch die ganze Welt als Entzückerin auch der rohesten Seelen, und ähnliche Allgemeinheiten behaupten. Indessen dürften die wahrhaft genialen Musiker auf Seiten des Ref. stehen. Uebrigens leugnen wir nicht, dafs die Melodie der Sprache, verbunden mit den Zaubertönen der Musik, ihren Reiz steigert; daher denn auch durch den Gesang des Menschen ein Kunstwerk von Worten gleichsam seine Krone empfängt.

*) Die Musik ist aus demselben Grunde nicht so bildend wie die Sprache. Sie eignet sich nicht für Schärfung des Verstandes, wohl aber wirkt sie auf das Gemüth und Gefühlsvermögen. Wie schon Lessing bemerkt, kann sie sogar den Kopf verdummen, weil die viele Musik den Geist gewöhnt, in unbestimmten Vorstellungen hin- und herzuschwanken.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

August Wilhelm von Schlegel's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Böcking.

(Schlufs.)

Die Herrlichkeit der metrischen Darstellung, die bisher vom deutschen Publicum nicht gebührend gewürdigt, nicht hinlänglich verstanden worden ist, beruht, wie man hieraus sieht, auf dem Zusammenwirken von *Sprache*, *Musik* und *Malerei*. Was hierbei entscheidend auftritt und den todten Stoff, welchen die Sprache hergiebt, gewissermafsen lebendig machen mufs, ist der Rhythmus. Ihn können wir das beseelende Element nennen, das die äufsere Form durchdringt, beherrscht und gestaltet. Was er sei, brauchen wir hier nicht zu zeigen; schon die Tondichtkunst lehrt es, die ohne ihn nicht denkbar ist. Wie er dort über den Klängen waltet, so schwebt er hier über den Worten, deren Sylben nach festem Gesetz und zwar nach der Zeit abgemessen sind, die man zu ihrer richtigen Aussprache bedarf. Eine metrische Dichtung ohne Rhythmus wäre ein eben solches Unding wie ein Tonstück, das blofs aus einem ungeregelten Schwall von Klängen bestände, wenn es ein solches geben könnte. Der Rhythmus stellt sich von freien Stücken ein, wo er vorhanden ist; auch demjenigen, welcher ihn absichtlich unbeachtet lassen wollte, wie demjenigen, der mit ihm zufällig unbekannt wäre, würde er sich unwiderstehlich aufdringen. Der Unwissende hat, vorausgesetzt, dafs er die Sprache versteht, ein leichtes Spiel; er braucht nur Versuche anzustellen, um den entscheidenden Lenker der Zeile, den Rhythmus, herauszufinden, auf welchen ihn das Ohr hinleitet, wobei die Uebung Sicherheit giebt. Der metrische Dichter aber mufs Meister des Rhythmus sein, weil es sein Geschäft ist, mit den gemessenen Sylben den Rhythmus zu vermählen; hier hat er Gelegenheit, sein Talent zu bekunden, vollkommenen oder minder vollkommenen, guten oder schlechten Rhythmus zu bieten. Dies allein endlich giebt den Mafsstab für das urtheilende Publicum: es soll nach der gröfseren oder geringeren Fertigkeit, die der Dichter hierin bewiesen hat, seine Leistung schätzen und richten; aber das Publicum, wie diese Auseinandersetzung darthut, hat kein Recht, die metrische Darstellung überhaupt zu verwerfen und die Poesie vom Reim abhängig zu machen.

Bei andrer Gelegenheit beabsichtigt Ref. weiter auszuführen, wie tief und wie weit der Einflufs der rhythmischen Malerei geht und sich bemerklich macht. Es genügt einstweilen zu sagen, dafs er auf einzelne Wörter, Wendungen, Versfüfse und ganze Verse, ihren Ton, ihre Gestaltung und ihre gesammte Wirkung sich erstreckt; denn bald hebt oder senkt die Metrik den Sinn eines Wortes, bald grenzt sie den Gedanken, dem sie Ziel, Umfang und Mafs verleiht, durch den Rahmen eines guten Verses wie die Landschaft eines Künstlers angemessen ab. Genug, sie scheint auf doppelte, zuletzt jedoch in Eins zusammenfallende Weise zu malen, erstens die Gefühle, zweitens die Bilder überhaupt, die dem Dichtergeist vorschweben. Jenes zunächst durch den Takt und Lauf des Rhythmus selbst, dieses durch letzteres sowohl als auch durch den Sinn der Worte, der ganz vorzüglich unterstützt wird. Es dringt dabei besonders auch eine *melodische Stimme* durch.

Weil die Wirkung dieser Kunstfertigkeit aber so bedeutend ist, dafs die metrische Darstellung, wo selbige fehlt, augenblicklich zu einer stümperhaften, oder doch eindrucksarmen Pinselei herabsinkt, so zweifelt wohl Niemand, dafs der redende Maler kein Mittel verschmähen darf, wodurch er seine Kunst in höchster Vollkommenheit äufsern könne. Der Rhythmus braucht eben so nothwendig den Schmuck des Gedankens als der Gedanke den Schmuck des Rhythmus; von dem ersteren Fall werden wir im zweiten Artikel

Digitized by Google

reden, von letzterem liegt es am Tage, dafs der Schmuck des Rhythmus nur alsdann in rechter Weise vollendet auftritt, wenn das Aeufserliche in vollkommenste Uebereinstimmung mit dem Innern gebracht ist, das Zeitmafs der Worte mit der musterhaftesten Consequenz beobachtet und der Vers nach unwandelbaren Regeln sorgfältig gemessen wird. Ein Fehler im Aeufsern würde stören wie eine falsche Ziffer in einer Rechnung. Aber eine Nation gelangt zur höchsten Ausbildung des Aeufserlichen nicht auf einmal, sondern die Sprache schreitet, von den Dichtern gepflegt, allmählig vorwärts und erstarkt wie ein wachsender lebendiger Mensch; deshalb denn jeder Einzelne, der sich berufen fühlt und innere Kraft spürt, so lange Bausteine zuträgt und abrundet, bis das vollkommenste Ziel, das wie ein Ideal entgegenglänzt, wirklich erreicht scheint. Wir übertreiben nicht, sondern behaupten mit Grund, so gut wir es verstehen, dafs mit dem Grafen Platen die deutsche Sprache zum *ersten* Mal auf einem Gipfel angekommen ist, auf welchem sie eine solche Vollendung des Aeufserlichen zeigt, dafs sie nicht höher gesteigert werden kann, wenn von Einzelheiten und Kleinigkeiten abgesehen wird. Klopstock also und Platen bezeichnen wie zwei Hauptsäulen die Laufbahn, welche die deutsche Sprache in fast *hundertjährigem* Zeitraum durchschritten hat; Vofs und die andern sind nur Mittelglieder und ihre Leistungen können für nichts anderes als für kleinere oder gröfsere Fortschrittsmerkmale gehalten werden: sie vermittelten den von Klopstock in der Ferne geschauten Sieg des germanischen Lautes und halfen den Kranz bereiten, welchen endlich Platen um seine Stirn, zur Behauptung und Nachahmung für die Zukunft, als der jüngste und fertigste Künstler geschlungen hat.

Nachdem wir im Obigen gleichsam den Tubus hingestellt, durch welchen wir von den Lesern dieser Blätter die deutsche Sprachkunst angeschaut wünschen, wird man fragen, was denn die Brüder Schlegel auf dem abgeschlossenen Siegesfelde, das vor den Blicken liegt, mit ihren Bemühungen gewollt und gewirkt haben. Um nicht für einen Sylbenstecher zu gelten, fafst Ref. sich hierüber kurz, und weil er obige Schilderung des Zustandes, worin die Rhythmik sich gegenwärtig in Deutschland befindet, schon weitläuftiger ausgeführt, ist er der Meinung, sich kurz fassen zu dürfen, ohne befürchten zu müssen, dafs andere Kritiker seinen Gesichtspunct mit Leichtigkeit über den Haufen werfen und eine treffendere (wenn dieser Ausdruck nicht unpassend ist) Lebensbeschreibung der neuhochdeutschen Sprache an die Stelle werden setzen können.

Als die kunstsinnigen Brüder auf den litterarischen Schauplatz traten, fanden sie die Vorarbeiten von Klopstock und Vofs, während Schiller und Goethe (alle Mitwirkende zu nennen, thut nicht Noth) von anderer Seite die Sprache veredelten. Sie hatten den Vortheil, die Schwächen der beiden erstgenannten Meister mit Hülfe der letztern beiden Heroen, welchen sie jedoch nicht unbedingt huldigten, und mit Hülfe eines an den Dichtern vieler anderer Nationen gebildeten Geschmackes einzusehen, zu tadeln und zu vermeiden. Ihre kritischen Bemühungen beleuchten wir später, hierher gehört jetzt die Frage, mit welchem Glück und wie weit sie selbst die bemerkten Schwächen der Vorgänger und Zeitgenossen in ihren Gedichten vermieden und vermeiden konnten? Sie bilden, namentlich August Wilhelm, die nächste Uebergangsstufe zu Platen; sie streiften an das hohe Ziel, ohne es siegreich zu umsteuern, sie hatten unterwegs noch allzuviel mit Wind und Wetter zu kämpfen, um im Stande zu sein, das Fahrzeug der Kunst ohne rauhe Stöfse in den Hafen der Schönheit zu geleiten. Es hafteten ihrer Schreibart (wir bemerken nochmals, dafs jetzt nur vom Aeufserlichen die Rede ist) eine Menge Härten an, die sie von Klopstock und Vofs gewissermafsen ererbt hatten und die sie mit allem Eifer nicht ganz wegschaffen konnten. Wenn ich mich bildlich ausdrücken darf, so verfeinerte A. W. von Schlegel mit seinem hierin weniger bedeutenden Bruder die allgemeinen Züge der Statue, die jenes Paar aus nordischem Marmor auszuhauen begonnen hatte; sie schnitten mit ihrem Talent eine Menge Unebenheiten aus den eckigen Gliedmafsen, F. A. Wolf und Wilhelm von Humboldt zu gleichem Bemühen anregend, bis endlich Platen erschien und dem Gesicht wie dem ganzen Leib der schon weit vorgearbeiteten Bildsäule durch seine Meisterhand Leben und Schönheit aufprägte. Diese Fortbildung des Rhythmischen erkennt man deutlich und am leichtesten an der Vervollkommnung des Hexameters, eines vielgebrauchten Verses, welcher aus der Mattigkeit der Trochäen und dem Mifsklang falsch eingefügter Längen zum Ebenmafs des hellenischen Idea-

Digitized by Google

les gesteigert wurde. Wir sehen die Vollendung dieses Maſses unter Schlegels Händen gleichsam wachsen, wie es auch bei Platen ersichtlich ist, dessen Erstlinge noch viele Mängel zeigen, während seine Sprachgewalt in späterem Alter die reifsten Aehren ausschneidet. Die deutsche Kunst war vor Klopstock dieselbe rohe Steinmasse, welche die römische zur Zeit des Livius Andronikus war, eine vom alltäglichen Sprachaccent nothdürftig geregelte Messung; Klopstock hieb sie zu einer einfachen Herme, die, möchte man sagen, Hand und Fuſs entbehrte und einen ziemlich unförmlichen Kopf hatte: seine Nachfolger verbesserten das Ungeschlachte, gleich dem Ennius und Lukretius der Römer, und Platen, der reichbegabte, wie ihn Fr. Thiersch zu nennen pflegt, gestaltete die Figur nach und nach zur vollkommensten Merkuriusbildsäule.

Die rhythmische Malerei bekundete sich bei dem jüngeren Schlegel nur erst sehr mangelhaft, während beide Brüder in den gereimten Gedichten zwar einen Fortschritt bewiesen, aber auch von dieser Seite den oben bestimmten Ansprüchen der Kunst nicht Genüge leisteten. Sie gewannen eine Zeitlang wegen der Schönheit ihrer Versification vieles Lob von ihren Zeitgenossen; wobei man sagen muſs, sie wurden trotz dieses Lobes nicht so allgemein verstanden und so hoch verehrt, als man erwarten sollte. Dies beweist der Umstand, daſs sie unter dem nächstfolgenden Geschlecht nicht den Anklang fanden, der einen rührigen Wetteifer der fähigen Köpfe (Wolf, Humboldt und später Platen ausgenommen) in Deutschland hervorgerufen hätte. Zum Theil drängte vielleicht die Wahrnehmung, daſs sie mehr künstelten und mit den Aeuſserlichkeiten noch sichtbar rangen und kämpften, die Begeisterung des nachahmungsfähigen Publicums in den Hintergrund zurück. Es fehlte freilich an ihrer metrischen Rede immer noch ein gewisser freier Fluſs, anfangs begingen sie, trotz einer höheren Glätte, häufig dieselben Verstöſse gegen die Prosodie und das Sylbenmaſs, die den Strom des Rhythmus bei Klopstock und Voſs beeinträchtigt hatten, und so brach sich die Malerei des Verses, wie rein sie auch zu schreiben sich bemühten, keine ganz offenkundige Bahn in ihrer Darstellung. Indessen kommt die rhythmische Zeichnung bei August Wilhelm nicht selten mit vielem Glück zum Vorschein; vor allem drangen seine Schilderungen einiger Sylbenmaſse (des Hexameters, des jambischen Trimeters, s. Bd. II., p. 32 u. f.) siegreich durch die germanische Welt, Andres gelang ihm anderwärts. So fällt die Malerei bei folgendem Hexameter deutlich in das Auge:

Viel kratzfüſselnde Bücklinge macht dem gewaltigen Goethe
Schiller u. s. w. (s. Bd. II., p. 204.)

Gern möchte Ref. diesen Vers, um der Verehrer Schillers willen, die daran mit Recht Aergernis nehmen, schon von Seiten seiner äuſseren Messung für höchst miſslungen erklären, wie jener Recensent in der Allgem. Zeitung vom J. 1845. Dec. gethan; doch ist mir dies leider nicht möglich, indem der rhythmische Tonfall im Gegentheil höchst gelungen erscheint und mit der lebendigsten Natürlichkeit die Stellungen eines gehorsamen Dieners malt, die Schiller angeblich gegen den älteren Goethe eingenommen. In andern Gedichten (dies sei jenen Zürnenden zur Genugthung gesagt) treffen wir die Spuren einer so durchaus vollendeten Plastik ungleich seltener; so kann Ref. in den vielbewunderten Hexametern, welche das Gedicht von der „Herabkunft der Göttin Ganga" beut, sehr wenige wahrhaft malerische Stellen entdecken, so untadelhaft auch die meisten Verse des indischen Bruchstückes gemessen sind. Mit Ausnahme einiger gewichtiger, durch den Spondeus bewerkstelligter Ausgänge zeichnet sich darin nur eine Parthie von vier Versen (s. Bd. III., p. 41 Gesang II., v. 166 u. f.) unter einer Anzahl von 424 Hexametern vortheilhaft aus. Sie lauten:

Hier jetzt rasch hinwallte die Flut, dort wand sie sich krümmend,
Breitete glatt sich umher, dann floſs sie gelinde, gelinde,
Bald dann rollten die Wellen sich übergewälzt um einander,
Bald auch strudelt' empor, bald plätscherte wieder die Stromflut.

Eine allerdings unvergleichlich schöne Stelle! Uebrigens glaubte Schlegel, ohne daſs man ihn deswegen egoistisch und anmaſsend nennen darf, die höchste Spitze erreicht zu haben; ein Glaube, den schon Andere vor ihm theilten und der den meisten seiner Zeitgenossen wohlbegründet dünkte. Seines glücklichen Ringens sich bewuſst, sagt er (Bd. III., p. 21): „die Behandlung der alten Sylbenmaſse ist in Deutschland nur sehr allmählig und unter manchen Rückschritten vervollkommt worden." Seine Absicht war, die Gesetze der Alten auf die strengste Weise durchzuführen; ein Standpunct, der, wie Ref. anderwärts, auch in diesen Blättern schon gezeigt hat, einseitig war und nicht lange genügen konnte. Man gelangte von demselben, falsch ausgehend, an einen falschen Ort, trotz des besten Willens, den rechten zu erreichen. Ueber dem

Digitized by Google

antiken Vorbild vergafs Schlegel, zum Nachtheil des poetischen Nationalgeistes, der verzirkelt wurde, die Eigenheiten und die selbstständige Natur der heimischen Sprache so zu berücksichtigen, wie er sollte; was deutlich hervorgeht aus dem, was er (Bd. III. p. 20) mit einem tiefen Bückling über die Manier Wolfs urtheilt. Im Grunde ist dies sehr merkwürdig. Denn Wolf wie Schlegel thaten und billigten an ihren eigenen Sachen gerade dasjenige, was sie an J. H. Vofs und seiner Manier so scharf tadelten, verspotteten und abwiesen: sie geriethen (durch jenen verkehrten Standpunct) in dasselbe hölzerne Deutsch, das der berühmte zweite Meister des Hexameters mit falschem oder seltsamem oder einseitig antikem Geschmack zusammengezimmert hatte. Allerdings war bei ihnen das Rauhe und Harte nicht so auffällig, als bei Vofs, der ihnen so ungeniefsbar deuchte; sie hätten ihn schlechterdings milder beurtheilen sollen, da sie obendrein nicht leugnen konnten, dafs er ihnen ein Muster gewesen war, woran sie selbst gelernt, ein Sporn und Antrieb zum Bessern. Um so milder aber hätten sie verfahren sollen, als sie den Standpunct des gezüchtigten Vofs nicht einmal überwunden hatten, wie eben gesagt wurde; sie trugen aus seiner Schule einige Mängel mit sich, die sie selbst nicht erkannten, die aber unzweideutig darthun, dafs sie durch den Uebersetzer des Homer mit herangezogen wurden. Es blieb nämlich aus der Weise ihres Lehrers (dafür erklärt Ref. Vofs, um seiner Asche genug zu thun,) eine gewisse Steifheit an ihren Versen haften, die von der Lieblichkeit, Milde und Gefälligkeit der hellenischen Muster ungefähr eben so weit abstand, als Vofs entfernt blieb von der Anmuth und Innigkeit der immerhin sehr sehr schlecht gemessenen Verse, die Schiller und Goethe machten, durch Geist ersetzend, was ihnen an äufserem Wohllaut und edlem Takt abging.

Indessen, wie viel man auch an der Sprache der Schlegel zu tadeln fände, wenn man in das Einzelne sich verlieren wollte, man mufs das löbliche Streben nach Vollkommenheit, das die Mitwelt an Platen so hoch bewundert, auch ihnen anerkennen, wenn wir nicht unbillig denken. Sie gelangten im Rhythmischen um ein gutes Stück weiter, als J. H. Vofs; August Wilhelm besonders zeigte die Spitze, wohin die Sprache steigen solle, indem er ausdrücklich forderte (s. Bd. III., p. 22), dafs die Grazien mit dem äufseren Rhythmus sich verbinden müfsten. Die Härten in der Sprache, sagt er, der Mangel an Gelindigkeit und fliefsendem Wohllaut, gestatten keinen ungestörten Genufs des besser beobachteten Rhythmus. Mit dem, was er gleich darauf über den Hexameter hinzufügt, stimmt Ref. vollkommen überein; denn er findet durch seine Praxis alles dasjenige vom Gröfsten bis zum Kleinsten bestätigt, was Schlegel von unserm prosodischen System und von den wesentlichen Gesetzen des Sechsmessers (p. 23 u. 24) angemerkt hat, den er, wie der Unterz., hauptsächlich nach dem Vorbild der Griechen aufsgemeifselt verlangt. Schlegel hätte nur, um sich auf dem rechten Standpunct zu befinden, mehr beachten und hervorheben sollen, dafs der deutsche Hexameter (wie alle antiken Rhythmen) selbstständig ausgebildet werden müsse, indem man die Grundgesetze der Griechen, so weit sie wesentlich sind, mit Strenge behauptet, so weit sie unwesentlich sind, ohne Furcht einer Einbufse abwirft und sich Veränderungen erlaubt.

In der äufseren Form der gereimten Gedichte haben die Schlegel, wenn man ihre Poesieen mit der Leistung Goethe's vergleicht, das Wenigste gefördert; weder im Rhythmus noch im Reim selbst findet Ref. einen nennenswerthen Fortschritt. Doch darf man nicht vergessen, dafs sie mehrere Versmafse zuerst mit Talent, so zu sagen, einführten und pflegten, wie das Sonett, die Stanze und einige andere Formen, in welchen sie freilich, nach Verlauf etlicher Jahrzehnte, von Gries, Rückert, Platen und andern ziemlich weit übetroffen wurden. Die beiden Künstler thaten gerade so viel, als die Epoche, in der sie lebten, zuliefs und verlangte; sie füllten eine Lücke in der Leiter aus, welche auf die Krone des Kunstbaumes führte. August Wilhelm erlebte den glänzenden Erfolg, den Platen errang, wie ein Meteor an ihm vorübergehend; zwar drückt er sich nirgends schriftlich, so viel mir bekannt, darüber aus, doch hat man von vielen Seiten gehört, dafs er sich mit Freude und lebhafter Anerkennung über die Wirksamkeit des Ansbachischen Dichters geäufsert. Ref. schliefst mit der Bemerkung, die sich auf diesen ganzen Artikel gründet, dafs die Verdienste der Schlegel um die bessere Gestaltung der deutschen Rhythmik, obwohl sie nicht mehr in den vordersten Reihen stehen, dennoch auch für die Zukunft in sofern von Bedeutung sind, als manches von ihnen zuerst Berührte auf diesem Gebiet einer weiteren Entwickelung entgegensieht, wofür in ihren Schriften schätzbare, vielfach bildende Winke enthalten sind. Ja, wäre dies auch nicht der Fall, so würden sie dennoch fort und fort durch das ausgezeichnete Beispiel nützen, das sie der Nation mit dem rühmlichsten Eifer gegeben haben; sie wird die neu gesammelten und würdig ausgestatteten Werke mit allseitigem Dank aufnehmen. Unser Urtheil über die Leistungen des Dichters und poetischen Nachbildners in den vorliegenden vier ersten Bänden abzuschliefsen, wird uns erst dann erlaubt sein, wenn in einem zweiten Artikel nachgewiesen ist, welcher Gehalt und Geist die poetischen Gaben der beiden Brüder schmückt.

Johannes Minckwitz.

Digitized by Google

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

XXI.

Goethiana.

1) *Briefe von und an Goethe. Desgleichen Aphorismen und Brocardica. Herausgegeben von Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, Grofsherzoglich sächs. geheimem Hofrathe und Oberbibliothekar. Leipzig,* 1846. *Weidmann'sche Buchhandlung.*

2) *Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren* 1766 *bis* 1786. *Zum erstenmal herausgegeben durch A. Schöll. Weimar,* 1846. *Druck und Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs.*

3) *Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn von Stein. Nebst einigen Beilagen. Herausgegeben von Dr. J. J. H. Ebers und Dr. August Kahlert. Leipzig,* 1846. *Weidmann'sche Buchhandlung.*

4) *Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel, aus den Jahren* 1795 *bis* 1801 *und* 1797 *bis* 1824, *nebst einem Briefe Schlegels's an Schiller. Leipzig,* 1846. *Weidmann'sche Buchhandlung.*

5) *Aus Goethe's Knabenzeit* 1757—1759. *Mittheilungen aus einem Original-Manuscript der Frankfurter Stadtbibliothek. Erläutert und herausgegeben von Dr. H. Weismann. Mit sechs Seiten Facsimile. Frankfurt a. M.,* 1846. *J. J. Sauerländer's Verlag.*

Man hat mehrfältig den unglaublichen Reichthum des Goethe'schen Nachlasses bewundert, der, wie man sagte, an's Unerschöpfliche zu grenzen scheine. Ich dächte nicht, dafs er so durchaus beispiellos wäre. Die Masse des von Wieland Geschriebenen ist zuverlässig um nichts geringer, und das zum Drucke Ausgearbeitete möchte sich eher höher belaufen als bei Goethe, und seine Correspondenz ist ebenfalls von ungemeinem Umfange gewesen. Jene Zeit war überhaupt über alle Begriffe productiv und konnte es sein, denn sie hatte den Standpunct einer echt nationalen Lebensanschauung eben erst erreicht, so dafs ihr die einfachsten und glücklichsten Motive von allen Seiten zuströmen mufsten. Es kann noch immer manches Tüchtige verborgen sein, z. B. der ursprüngliche Tasso in Prosa, von dem wir in Goethe's italienischen Reisen lesen. Weist doch Goethe selbst irgendwo darauf hin, dafs in der Zeit seiner Jugend der rasche Aufschwung der literarischen Bildung grofsen Theils durch Manuscripte aller Art vermittelt worden sei, die zwischen den einzelnen Mittelpuncten der höhern Bildung die Runde machten — eine Quelle, aus welcher er selbst späterhin, z. B. in den Ausgewanderten, durch die Uebersetzung von Rameau's Neffen und vermuthlich auch in den Anmerkungen zu der letztgenannten, geschöpft hat. Besonders hatte der Briefwechsel zu jener Zeit eine ungewöhnliche Ausdehnung erhalten. In unseren Tagen ist ein Brief eine Geschäftssache; sich in Briefen auf geistreiche Weise gehen zu lassen, gilt als ein Zeichen der Unreife, die es noch nicht gelernt hat, die Kräfte des Geistes und Herzens in ihre rechten Canäle zu leiten. In jenen Jahrzehnden war es anders, die Zeit war selbst unreif; ihre Aufgabe war die des Jünglingsalters, das allgemein Menschliche in sich zu erleben, sich über dasselbe zu orientiren und sich des ihm gemäfsen Ausdruckes zu versichern; „man spähete sein eigen Herz aus", sagt Goethe über diesen Briefwechsel, „und das Herz des Andern; es war überhaupt eine so allgemeine Offenherzigkeit unter den Menschen, dafs man mit keinem Einzelnen sprechen oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an Mehrere gerichtet zu betrachten."

Digitized by Google

Und wenn solche sittliche Selbstbespiegelung sich ganz vornemlich unter dem Einflusse der Richardson'schen Clarissa entwickelt hatte, wie hätte nicht die derselben so günstige Briefform, die in diesem Roman zuerst mit einer gewissen Kunst behandelt war, allgemein in Aufnahme kommen sollen. Das Briefschreiben im Sinne des blofsen Ausschüttens individueller Gefühle und Gedanken ward ein ernsthaftes Geschäft, so wie denn auch mehrere Literaturproducte jener Zeit in dieser Form erschienen sind; auch zeigen die wirklichen Privatbriefe zum Theil eine Formvollendung, die darauf hindeutet, dafs man sie gleich von vorn herein als etwas, das seinen Zweck in sich selbst trage, als selbstständige Werke concipirt habe. —

Also nicht das ist zu bewundern, dafs ein so reicher und der Aufbewahrung würdiger Nachlafs Goethe's vorhanden ist. Aber dafs immer neue Beiträge zu demselben vor's Publikum treten können und zwar nicht in der Weise, wie dies wohl auch sonst mit dergleichen Documenten der Fall gewesen ist, durch Unterstützung reicher Gemeinheiten als Akademien oder Klöster, sondern auf dem Wege gewöhnlicher Buchhändlerischer Unternehmungen, dafs sie also *Interesse erwecken* — dies ist eine auffallende Erscheinung.

Denn was gehen unser lesendes Publikum diese speciellen Literaturnotizen, diese individuellen Erlebnisse im Grunde an; auch frage man nur die Verleger, ob sich mit ähnlichen Reliquien eines anderen Schriftstellers, Schiller vielleicht ausgenommen, der Versuch wagen liefse.

Das Glück, welches der Goethe'sche Nachlafs macht, beruht nicht auf einem objectiven, sondern vielmehr auf einem subjectiven Vorzug desselben, oder vielmehr der objective Vorzug besteht darin, dafs er zu unserer Subjectivität spricht. Es ist nicht Goethe der Schriftsteller, der Gelehrte, für den man sich in dieser Weise interessirt, es ist Goethe, der Mensch.

Wir haben alle frühzeitig Wahrheit und Dichtung gelesen, wie man einen Roman liest. Nun ist es eine allgemeine menschliche Schwäche, sich für den Helden eines solchen in der Weise zu interessiren, dafs wir sein Leid und seine Freude, wie die eines abwesenden Freundes, mitfühlen. Aber da wir uns bald erinnern müssen, dafs das Ganze nur Erdichtung ist, so finden wir uns gemeiniglich von selbst auf einen rein ästhetischen Genufs hingewiesen. Dagegen ist hier der Held ein wirklicher Mensch, bei dem also jene menschliche Theilnahme gar wohl an ihrem Orte zu sein scheint. Dazu kommt noch ein anderer Punct. Dies Interesse am Romanhelden wird auch dadurch in den Hintergrund gedrängt, dafs die Sache gar zu bald ein Ende nimmt und wir nicht erfahreen, wie es ihm fernerhin ergangen, weshalb denn auch manche englische Romanschreiber über die Anzahl der Kinder, das Gedeihen der Baumpflanzungen und dergleichen das Nöthige beizubringen pflegen. Auch dies fällt hier weg, wir haben der spätern Lebensnotizen über Goethe gar viele, und da liegt der Reiz jener successiven Veröffentlichungen nur gerade darin, dafs sie uns immer neuen Stoff zuführen, wodurch unsre Neigung zu dem Helden wie die zu einem abwesenden Freunde durch fortgesetzten Briefwechsel beständig wach erhalten wird So bildet sich nach und nach eine beinah persönliche Liebe zu Goethe aus, und dafs diese selbst zur Zärtlichkeit zu steigen fähig ist, zeigen die Debatten über die Seesenheimer Geschichte, bei der es Einigen doch fast zu sehr wehe that, dafs der grofse Mann auch einmal klein gewesen sein sollte.

Es läfst sich übrigens noch ein tieferer Grund für diese Vorliebe angeben. Man darf mit Zuversicht behaupten, dafs niemals das innere Leben irgend eines Individuums so klar vorgelegen habe, wie uns das Goethe'sche vorliegt, denn es war bei Niemand jemals ein so ausschliefsliches Bestreben vorhanden, sich selbst anzuschauen und aufzudecken und all sein Thun in das Licht von „Lebensfragmenten" zu stellen, wie bei diesem Sohne des Jahrhunderts der empirischen Psychologie. Auf diese Weise hat die Anschauung von Goethe's Leben für uns den unschätzbaren Werth, dafs wir an ihm gewahr werden, wie sich's überhaupt entwickelt, wie sich's überhaupt lebt; wir finden uns in die innere Werkstatt eingeführt, in der der Menschen Denken und Wollen bereitet wird, und indem wir dadurch gewissermafsen die Formel unseres eigenen Daseins in die Hand bekommen, fühlen wir uns im höhern Grade, als dieses sonst vielleicht der Fall sein würde, von uns selbst befreiet und zugleich, weil wir nun besser zu erkennen vermögen, worauf es mit diesem oder jenem, was wir in uns antreffen, hinauslaufen könnte, zu gröfserer Herrschaft über uns selbst befähigt.

Und endlich — was vielleicht die Hauptsache ist —

Digitized by Google

es ist ein durchaus gesundes und edles Individuum, an dessen innerem Lebensgange wir Theil zu nehmen gewürdigt werden; wir sind gleich von vorne herein durch Wahrheit und Dichtung darauf hingeleitet, was uns etwa auch bei ihm als trübe Schlacke entgegentritt, für das Unwesenhafte und Unwesentliche anzusehen. So ist uns denn Goethe im eigentlichsten Sinne ein Heros, seine Anschauung eine innere Kräftigung wie für ihn die des Cellini und seines Freundes Zelter; er giebt uns den Trost, dafs, was wir nun einmal nicht sein können, unter bessern Bedingungen doch gar wohl zur Erscheinung zu kommen vermöge, und da doch das Alles, wenn wir es denken und fühlen, auf eine gewisse Weise in uns verwirklicht sein mufs, so ruft er in uns ein Gefühl hervor, als ob wir uns, indem wir uns tiefer und tiefer in ihn einleben, damit nur der urgesunden Substanz unseres Inneren vergewisserten.

Mit einem Worte: die Unerschöpflichkeit unseres Interesses an der Lectüre Goethe's geht daraus hervor, dafs sie für uns etwas *Erbauliches* hat. Aber dieses Wort deutet auch gleich darauf hin, dafs es mit einem solchen Interesse nicht abgethan sein kann. Man versteht die Bibel herzlich schlecht, so lange man sie nur als Erbauungsbuch betrachtet. Es ist dies immer nur ein Beispiel dessen, was Goethe gegen Zelter seine egoistische Leseweise nennt, bei der er sich immer weniger darum bekümmere, was im Buche sei, als was es ihm bringe, was es in ihm aufrege. Was Goethe in der That gewesen, davon gewinnen wir bei diesem Verfahren zwar eine gewisse intensive Anschauung, aber keine bestimmte Erkenntnifs.

Es ist nicht schwer zu sagen, auf welchem Wege diese zu erreichen sein wird; das Beispiel der Bibel kann es lehren. Es wird erforderlich sein, dafs wir uns ihn durchaus historisch machen, und da die Quellen seiner Kenntnifs in Schriftwerken bestehen, diese mit einem gewissen philologischen Auge ansehen lernen. Und da wäre denn nun die Frage, welche bei der Beurtheilung von neuen Veröffentlichungen aus seinem Nachlafs in den Vordergrund tritt, diese, inwiefern in ihnen bestimmte neue Beiträge zu Erkenntnifs seines Wesens und zum Verständnifs seiner Schriften gegeben sind, wobei denn zugleich untersucht werden mag, ob die jedesmaligen Herausgeber durch die Behandlung des ihnen vorliegenden Stoffes ein Bewufstsein darüber, dafs die Natur ihrer Aufgabe gerade *diese* sei, an den Tag legen.

Diese Gesichtspuncte lassen sich bei den Schriften, welche augenblicklich vorliegen, leicht in Anwenwendung setzen.

Die beiden zuerst genannten haben geradezu classische Philologen zu Verfassern, deren verschiedener wissenschaftlicher Standpunct sich bei dieser moder-Ausgabe deutlicher ausprägt, als man denken sollte.

1) Bei Riemer zeigt sich in Allem das alte Regime. Die Abschnitte seines Buches sind 1) Goethe an Meyer, 2) Goethe an Schiller, 3) Schiller an Goethe und Meyer, 4) G. an Graf Brühl, 5) G. an Adam Müller und Wilh. v. Humboldt, 6) G. an Riemer, 7) andere Briefe an Riemer, 8) Brief von Wieland und Herder, 9) Aphorismen, 10) Brocardica. Alle diese Theile enthalten keinesweges so viele Bereicherungen unsrer Kenntnifs von Goethe's Sein und Dichten, wie man nach ihren Ueberschriften vermuthen sollte. Wir finden vielerlei Gesinnungsäufserungen und einige kräftige Kernworte in denselben, aber wenige materielle Notizen. Zu diesen gehört, dafs G. 1795 (S. 17) ein sorgfältiges Studium der Schriften der neuern italienischen Baukünstler bis auf den Scamozzi herab, den er in Vicenza besucht hatte (Bd. XXVII. S. 81), sehen läfst; was von Wichtigkeit ist, denn wenn er beim Eintritt in Italien den Palladio über Alles verehrt, so könnte man annehmen, er habe sich beim eigenen Anschauen der antiken Ueberbleibsel von der Renaissancenkunst losgemacht. Seite 46 erfahren wir, dafs Hermann und Dorothea zuerst nur ein kurzes Gedicht in der Art von Alexis und Dora werden sollte. Was an kunsthistorischen Ein- und Ansichten in den Briefen an M. übrigens vorkommt, dürfte alles in die Schriften der W. K. F. übergegangen sein. Die Briefe Goethe's an Schiller beziehen sich auf die Xenien, auf Schiller's Zerwürfnifs mit A. W. Schlegel wegen eines Aufsatzes von F. Schlegel (S. 138) — dies Verhältnifs kommt weiterhin bei einer andern der vorliegenden Sammlungen noch wieder zur Sprache — sowie auch auf die Farbenlehre. Von Schiller's Briefen an Goethe enthält der erste eine höchst merkwürdige Mittheilung über das von dem erstern projectirte Trauerspiel Warbeck, aus welcher erhellt, dafs dasselbe zugleich den Keim des später begonnenen Demetrius enthält; es ist einleuchtend, warum Schiller eine solche Ge-

Digitized by Google

schichte lieber in eine mehr barbarische Umgebung hat versetzen mögen. G.'s Brief an Humboldt meldet die Vollendung des Faust und enthält die merkwürdige Aeufserung: „Darf ich mich, mein Verehrtester, in altem Zutrauen ausdrücken, so gesteh' ich gern, dafs in meinen hohen Jahren mir Alles mehr und mehr historisch wird. Ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen oder nur ganz nahräumlich, ist ganz Eins, ja ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich; und da man mir Abends den Plutarch vorliest, so komm' ich mir oft lächerlich vor, wenn ich meine Biographie in dieser Art und Sinn erzählen sollte." In dem Briefwechsel mit Graf Brühl wird die Absicht des letzteren, in Berlin Goethe's Gedicht Hans Sachs als Prolog zu dem Schauspiele gleiches Namens von Deinhardtstein vortragen zu lassen, und die Veränderungen, die in dieser Beziehung in dem Gedicht vorgenommen werden müfsten, besprochen. Am lehrreichsten sind die Briefe an Riemer selbst; sie enthalten mannigfaltige Beiträge zur Entstehungsgeschichte von Goethe's spätern Werken, z. B. das französische Gedicht, das Goethe's Gedichten, „der Müllerin Verrath" und „die pilgernde Thörin" zu Grunde liegt. Auch findet der Liebhaber hier einiges von dem, was sonst in diesem Kreise als nicht producibel bezeichnet zu werden pflegt, worunter Seite 246 eine Zeltersche Derbheit vom reinsten Wasser. Endlich enthalten die Aphorismen und Brocardica eine Anzahl Reflexionen und Aussprüche G.'s, unter denen sich doch gar zu vieles findet, was dem Herausgeber nur interessant sein konnte, weil er es aus G.'s eigenem Munde vernommen hatte; doch bildet die Aufzählung der Bibelsprüche, der griechischen, lateinischen, italienischen, französischen, englischen Sprüchwörter und Redensarten, die G. im Gespräche anzubringen liebte, einen sehr schätzbaren Beitrag zur Charakterisirung seiner persönlichen Erscheinung.

Eine solche Reihe von Briefen und individuellen Aeufserungen G.'s mufs selbst für den Leser, welcher in der Geschichte der Literatur und Kunst wohlbewandert ist, manches Unverständliche enthalten; denn was hat Goethe nicht gekannt und berücksichtigt, und aufserdem ist es ihm in seiner spätern Zeit wohl begegnet, auf unbedeutende Dinge und Menschen einen unverhältnifsmäfsigen Werth zu legen. Man wird also Anmerkungen wünschen müssen. Dieses Bedürfnifs hat Riemer erkannt, aber die Art, wie er ihm zu genügen gesucht hat, ist äufserst ungenügend. Er giebt zwar über manche Puncte schätzbare Aufklärungen, aber wenn er zu G.'s Bemerkungen, dafs die climatischen und örtlichen Verhältnisse auf die geistige Organisation ihrer Bewohner grofsen Einflufs ausüben, Folgendes anmerkt: „Dergleichen Betrachtungen über climatischen und Localitäts-Einflufs hatte schon in alten Zeiten Hippocrates angestellt in seiner Abhandlung de aëre, aquis et locis (über Einflufs der Luft, des Gewässers und der Ortslage auf den Menschen), und Cicero hat bereits die populaire Bemerkung: Non ingeruntur hominibus mores tam a stirpe generis et seminis, quam ex iis rebus quae ab ipsa natura loci et a vitae consuetudine suppeditantur, quibus alimus et vivimus. Eben so bedeutungsvoll sagt Aristoteles: iisdem nutrimur quibus constamus, und Plutarch: ἐκ τούτων νοσοῦμεν οἷς καὶ ζῶμεν" — oder wenn er S. 63, wo G. sich über den Rauch aus Schiller's Küche beklagt, eine Stelle aus dem Briefwechsel Schiller's mit Goethe citirt, in der jener erzählt, dafs er selbige bauen lasse — so ist das doch niederschlagend. Riemer befolgt in dieser Beziehung durchaus keinen Plan, sondern schreibt, wie dies die ältern Philologen thaten, alles hin, was er weifs oder was ihm gerade einfällt. Auch zeigt er keinesweges eine so gründliche Kenntnifs von G.'s Werken, wie man sie von ihm erwarten sollte. Er weifs zwar S. 61 die wörtliche Uebereinstimmung eines Briefes an Meyer mit einem der Schiller'schen Sammlung nachzuweisen, denn G., sagt er, habe öfter denselben Brief mehrere Male copiren und an verschiedene Personen abgehen lassen, aber es begegnet ihm doch gerade in Bezug auf andere Briefe an Meyer ein wunderlicher Fehler. Obgleich er nämlich S. IV von einer Auswahl spricht, die er getroffen, findet sich doch ein bedeutender Theil der von ihm aufgenommenen bereits in Goethe's gesammelten Werken abgedruckt: Nämlich im LXIII. Bande: „Aus einer Reise in die Schweiz über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797", und zwar fast ununterbrochen in derselben Folge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

Goethiana.

1) *Briefe von und an Goethe. Desgleichen Aphorismen und Brocardica. Herausgegeben von Dr. Friedr. Wilh. Riemer.*

2) *Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren* 1766 *bis* 1786. *Zum erstenmal herausgegeben durch A. Schöll.*

3) *Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedr. Freiherrn von Stein. Nebst einigen Beilagen. Herausgegeben von Dr. J. J. H. Ebers und Dr. August Kahlert.*

4) *Briefe Schillers und Goethes an A. W. Schlegel, aus den Jahren* 1795 *bis* 1801 *u.* 1797 *bis* 1824 *nebst einem Briefe Schlegels an Schiller.*

5) *Aus Goethe's Knabenzeit* 1757 *bis* 1759. *Mittheilungen aus einem Original-Manuscript der Frankfurter Stadtbibliothek. Erläutert und herausgegeben von D. H. Weismann.*

(Fortsetzung.)

2) In jeder Beziehung bedeutender ist die 2te Sammlung. Zunächst in Betreff des Materials. Dieses ist schon darum unschätzbar, weil es der Zeit vor der italienischen Reise angehört. Gleich aus der Leipziger Periode finden wir einige Beiträge, aus welchen sich die beiden Dramen Goethe's, welche in jene Zeit fallen, vollständig zusammen construiren lassen. Die durchaus französische Form derselben wird nämlich durch eine Uebersetzung von Corneille's Lügner in Alexandrinern erklärt, und wenn dem Inhalte nach das eine eine Gellertsche Süfslichkeit, das andere im Gegentheil einen gewissen Mangel an sittlichem Zartgefühl kund giebt, so finden sich eben diese Elemente in zwei aus jener Zeit aufbehaltenen Briefen wieder. Von dem einen macht der Herausgeber wahrscheinlich, dafs er ein Bruchstück eines Romans sei, der von Goethe bei Gellert als Stylübung eingereicht worden. Der andere ist kein Gellertsches Exercitium. Denn wenn er einerseits auf die Auflösung des Verhältnisses zum Annchen hindeutet, so giebt er andererseits, wie der Herausgeber sehr richtig bemerkt, er mag nun einem Roman angehören oder von Goethe selbst an ein wirkliches Mädchen gerichtet sein, deutlich zu erkennen, dafs dieser damals wirklich mit Frauenzimmern der Art in Verbindung gestanden, von denen in Wahrheit und Dichtung gesagt wird, dafs ihre Bekanntschaft seinem Rufe nicht förderlich gewesen — nur dafs, wie sich hier diese Freundinnen darstellen, nicht wohl abzusehen ist, in wiefern sie „besser als ihr Ruf" gewesen sein sollten. Besonders reich ist die Strasburger Periode ausgestattet. Eine Anzahl Briefe aus derselben, von denen Einer an das Fräulein von Klettenberg gerichtet ist, beweist, dafs die pietistische Richtung, die Goethe im Umgange mit der letzteren eingesogen, nicht gleich beim Austritt aus Frankfurt verschwunden war; geben doch die so eben angedeuteten Erfahrungen in Leipzig eine Erklärung an die Hand, wie eine solche Richtung überhaupt bei Goethe Eingang finden konnte: das Eigenthümliche der christlichen Religion, sagt Schöll bei Gelegenheit der Bekenntnisse der schönen Seele, ist das Bewufstsein der Sünde. Sodann finden sich Ueberbleibsel zur Ergänzung der Sesenheimer Geschichte; unter ihnen ein Brief an Friederike, gleich nach dem ersten Besuche geschrieben: „Liebe neue Freundin! Ich zweifle nicht Sie so zu nennen; denn, wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe u. s. w." — so wie ein anderer an ein anderes Mädchen in Frankfurt aus dem folgenden Jahre, wo es schon heifst, „wie traurig wird die Liebe, wenn man so genirt ist" (sic). Von der gröfsten Wichtigkeit ist ferner im Tagebuch von Goethe's Lectüre und Arbeiten in Strasburg, in welchen der Verf. die Spuren von alle dem Mannigfaltigen nachweist, was Goethe, wie wir aus seiner Lebensbeschreibung wissen, zu jener Zeit getrieben. Zugleich schaltet der Verf. S. 123 aus einer ihm ebenfalls anvertrauten Handschrift, die 8 Volkslieder von Goethe's Hand enthält, die Abwei-

Digitized by Google

chungen ein, durch welche dieselben sich hier von den anderweitig veröffentlichten Texten unterscheiden; auch wird hier eine Reihe von ungedruckten Briefen von Goethe an Herder nach Bückeburg, welche dergleichen enthalten, die zum Theil in Herders Sammlung von Volksliedern aufgenommen wurden, benutzt. Endlich enthält das Tagebuch noch Vorarbeiten zum Faust und Götz, so wie einige Fragmente des von Goethe projectirten Dramas Caesar.

Dem darauf folgenden Zeitraum gehören einige Bruchstücke an, bei denen wir Goethe bei der Ausarbeitung des Werther belauschen; ein Fac simile führt uns einen Theil des Concepts der Vorrede vor Augen. Es folgt ein Fragment des Dramas Mahomet, das von Goethe selbst als verloren betrachtet wurde.

Hierauf finden wir den Anfang des Tagebuchs auf der Reise nach Italien, die, und mit ihr das Tagebuch, durch die Uebersiedelung nach Weimar unterbrochen wurde.

Die Briefe die sich zunächst anschliefsen an einen dürftigen Mann, den Goethe nicht nur mit Geld unterstützt, sondern auch moralisch aufzurichten sucht, aus der ersten Zeit in Weimar, sind einer der schönsten Beiträge zu seiner sittlichen Beurtheilung. „Sie sind mir nicht zur Last, schreibt er unter anderem, vielmehr lehrt mich's wirthschaften, ich vertändle viel von meinem Einkommen, das ich für den Nothleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, dafs Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen, er mufs geben, aber wenn die Grofsen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewichte den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht."

In einem Brief an Friedr. Heinr. Jacobi spricht sich Goethe über die eben erschienene Schrift desselben „wider Mendelsohns Beschuldigungen" mifsbilligend aus, besonders in Bezug auf den in derselben herrschenden Ton: „Wenn Selbstgefühl sich in Verachtung Anderer, auch der Geringsten ausläfst, mufs es widrig ausfallen. Ein leichtsinniger Mensch darf andere zum besten haben, erniedrigen, wegwerfen, weil er sich selbst einmal Preis giebt. Wer auf sich etwas hält, scheint dem Rechte entsagt zu haben, andere geringzuschätzen. Und was sind wir denn alle, dafs wir uns viel erheben dürfen."

Wie schätzbar alle diese Stücke sind — ein paar Gedichte, die sich zuletzt noch angehängt finden, kommen darin dem übrigen nicht bei — bedarf keiner Hinweisung; wir finden in ihnen eine Anzahl der bedeutendsten Momente aus Goethe's früherem Leben mit Belegen versehen, die um so wichtiger sein müssen, seitdem Gervinus den Verdacht rege gemacht hat, als erscheine dasselbe in Goethe's eigner Darstellung in Wahrheit und Dichtung zu sehr mit seiner spätern Anschauung gefärbt — wogegen sich freilich schon die Aeufserung gegen Zelter anführen liefs, dafs er sich sorgfältig hüte, in die Reflexionen, die dort einzustreuen seien, irgend etwas von seiner damaligen Mifsstimmung einfliefsen zu lassen.

Gar sehr aber wird der Werth dieser Edelsteine durch die Fassung erhöht, in welcher der Herausgeber sie uns darbietet. Er hat bei diesen anecdotis alle Pflichten eines sorgfältigen Herausgebers klassischer Schriftsteller erfüllt. Zunächst giebt er genaue Rechenschaft über den Zustand der Documente, welche er abdrucken läfst; er unterläfst nicht das Charakteristische in der Orthographie — aber auch nur dieses — beizubehalten, und wo er es, wie beim Werther, mit einem Text zu thun hat, der in anderer Gestalt in den gesammelten Werken vorliegt, merkt er sorgfältig die Abweichungen an, ja er mufs sogar eine Stelle aus Wielands Shakespear, die Goethe in seinem Tagebuche anführt, nachgeschlagen haben; denn er bemerkt, es stimme das von Goethe Gegebene mit dem Wieland'schen Texte *beinahe* überein. Eben so finden wir uns auch bei Gelegenheit des Monologes im Mahomet auf eine Abweichung des hier Veröffentlichten von der Angabe Goethe's in seinem Leben hingewiesen. Wenn somit Hr. Schöll dem kritischen Theile der Aufgabe vollkommen genüget hat, so übertrifft er in dem exegetischen Alles was bis jetzt für Goethe geleistet worden; man kann sagen, er begründet hier die rechte philologische Behandlungsweise, die ich oben als desideratum aufgestellt habe. Indem er durchaus nichts vorbringt, als was streng zur Sache gehört, verfolgt er mit Consequenz den Plan, für alles Dunkle die wahrscheinlichste Erklärung aufzufinden, was denn namentlich in Betreff der verschollenen Literatur, die in dem Tagebuch citirt wird, nicht ohne Aufwand von Mühe und Gelehrsamkeit zu leisten war. Hat er doch wegen einer Stelle aus einem kabalistischen Buche eigens an

Digitized by Google

den Prof. Stickel nach Jena geschrieben, dessen Antwort S. 135 unter dem Texte abgedruckt ist. Auch scheint Hr. Schöll einen grofsen Theil der von Goethe berücksichtigten Bücher nachgelesen zu haben, denn er berichtigt falsche Citate desselben, z. B. S. 107 in Betreff einer Rede des Sir Joshua Reynolds. Dafs er dabei Einzelnes übersehen hat, wird ihm Niemand zum Vorwurfe machen; er bezieht den Einfall G.'s S. 117. „Diogenes von Sinope dialogirt sehr in der Manier von John Falstaff. Oft eine Laune, die mehr Wendung als Gedanke ist," S. 120 offenbar auf die historisch überlieferten Reden des Cynikers, da er doch auf Wielands Dialogen des Diogenes von Sinope, die in demselben Jahre 1770 zuerst an das Licht traten, gehen dürfte. Vornehmlich aber ist die Methode, mit der er diese Erläuterungen anbringt und der Gesichtspunct, den er bei ihnen verfolgt, äufserst sachgemäfs. Er setzt sie nämlich gröfstentheils nicht unter den Text, sondern schiebt sie mit kleinerer Schrift in Gestalt von Einleitungen, Anmerkungen, Anhängen oder sonstigen Besprechungen des Inhaltes zwischen die unabhängigen Fragmente ein, wodurch namentlich die Behandlung des an sich trocknen Materials im Tagebuch die frische Unmittelbarkeit eines mündlichen Vortrages erhält. Und wenn er es auf diese Weise mit einem ganz einsamen Bande umschlingt und gleichsam in ein Element auflöst, so ist dies keinesweges ein blofs subjectives. Vielmehr möchte ich gerade dieses als den gröfsten Vorzug des Buches betrachten, dafs in ihm alles gleich von vorne herein in den Lebensgang Goethe's und in seine Entwickelungsgeschichte eingereihet erscheint und solchergestalt, statt ein Haufe rohen Materials zu sein, uns eine Erkenntnifs der Art eröffnet, wie sie Goethe selbst über sich zu erwerben und mitzutheilen bestrebt war. Die chronologische Folge der einzelnen Stücke hat der Leser schon bemerkt; dazu wird überall auf die Stellen zurückgegangen, in denen dieselben Gegenstände und Personen bei Goethe selbst z. B. in Wahrheit und Dichtung vorkommen, wobei sich namentlich für die Strasburger Briefe eine so genaue Uebereinstimmung mit der Selbstbiographie herausstellt, dafs man versucht sein könnte zu glauben, es habe Goethe — was ja auch sonst seine Weise war — eben diese Ueberbleibsel seiner Jugendzeit bei der Ausarbeitung der letztern vor sich gehabt. Am freigebigsten ist hiermit bei dem Brief an F. H. Jacobi verfahren, der inmitten einer Abhandlung über J. und das Verhältnifs seines Spinocismus zum Goethischen wie ein einzelnes Belegstück aussieht. Die Abhandlung zerfällt in 2 Theile. Der erstere sucht die species facti des ganzen berufenen Streites mit Mendelssohn, von dessen letztem Document, Jacobi's Schrift wider Mendelssohns Beschuldigungen, in G.'s Brief die Rede ist, darzulegen. Hier kann ich mit dem Verf. nicht ganz übereinstimmen. Es ist wunderlich, wie noch jetzt dieser Streit die Gemüther erhitzt und zur Parteinahme für den einen oder den andern Theil verführt; wie z. B. Guhrauer in seiner Schrift über Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts auf Mendelssohns, so tritt hier Hr. Schöll offenbar auf Jacobi's Seite. Das Wahre an der Sache dürfte dieses sein, dafs es allen diesen Männern, Jacobi, Mendelssohn, Goethe, Herdern, eigentlich gar nicht um Spinoza zu thun gewesen, sondern um das was ein jeder von ihnen auf seine Weise aus demselben genommen oder in ihn hineingetragen hatte; wo denn eine Vereinbarung unmöglich sein mufste. Ich mufs es für einen andern Ort aufsparen, dieses weiter auszuführen; hier mag nur noch erwähnt werden, dafs Hr. Schöll eine neu entdeckte Quelle über die Angelegenheit, — die in der Ausgabe von Mendelssohns sämmtlichen Schriften 1845 abgedruckten Briefe Mendelssohns an Elise Reimarus — (denn dies ist die Freundin, die zuerst die Mittheilungen zwischen den beiden Philosophen vermittelte), nicht berücksichtigt hat. Der 2te Theil der Abhandlung bespricht Goethe's Verhältnifs zu Jacobi und in diesem stimme ich Hrn. S. vollkommen bei. Was er S. 221—222 von den Worten „In einer den Mechanismus des Weltlebens" an bis „war sein Beruf" sagt, ist vollkommen erschöpfend.

Noch darf eine Bemerkung nicht verschwiegen werden. Hr. S. sagt uns nicht, woher er diese Papiere in die Hände bekommen habe. Da er im Uebrigen so gründlich verfährt, mufs es Absicht sein, dafs er über diesen Punct schweigt. Er sagt nur S. 1, dafs alle diese Papiere eins mit dem andern aus Goethe's eigner Hand in befreundete Hände übergegangen, so wie dafs die Briefe des von Goethe unterstützten Mannes von demselben in eben dieselben Hände als ein aufgesammeltes Pfand seiner Verpflichtung in Verwahrung gegeben worden seien. Da man bei dem letztern Umstande kaum anders, als an eine Staatsbehörde denken kann, so dürfte vielleicht der Schlufs nicht zu gewagt sein, dafs wir hier einen Theil des persönlichen Nach-

Digitized by Google

lasses des Herzogs Carl August vor uns haben, mit dessen Herausgabe also Hr. Schöll offenbar beauftragt worden; eine Vermuthung, die durch die freilich weiter nicht belegte Angabe in dem sogleich zu besprechenden Buche, dafs der Briefwechsel Carl August's mit Goethe nächstens veröffentlicht werden werde, eine Bestärkung findet.

3) Die Sammlung No. 3. ist ebenfalls auf eine sehr verständige Weise angelegt. Die Briefe, welche sie nach einer kurzen Biographie des verstorbenen Friedr. Constantin Freiherrn von Stein — dessen nahes Verhältnifs zu Goethe sich daher schreibt, dafs er, der zwei Jahre vor Goethe's Ankunft in Weimar geboren war, in G.'s Hause erzogen worden — aus der Feder seines Arztes des Medicinalraths Dr. Ebers, enthält, nämlich 29 Briefe nebst Stammbuchblatt von Goethe an Friedr. von Stein, zum Theil aus Italien, 25 der Frau Räthin an denselben und 2 von dieser an seine Mutter die Baronin von Stein — so wie als Beilage eine Anzahl Briefe seiner Jugendfreundin Charlotte von Lengefeldt (Frau von Schiller), der Baronin von Stein und endlich 3 Briefe Schillers und eben so viele Zimmermanns an die letztgenannte sind auf die zweckmäfsigste Weise aus einer grofsen Menge ausgewählt. „Je häufiger, sagt Dr. Kahlert, in der Gegenwart Briefe an Privatpersonen der Oeffentlichkeit übergeben werden, je gewisser dadurch zuweilen historische Kenntnifs auf überraschende Weise gefördert worden ist, desto strenger gebietet die Pflicht, sowohl ganz unnützen Ballast vom Markte der Literatur fern zu halten, als auch der beliebten, auf die Neugier allein berechneten Ausplauderei mancher ewig hungrigen Sammler nicht nachzuahmen." Alle diese Documente sind wegen der nahen Verhältnisse der Correspondirenden für ihre Charakteristik, so wie für die der in ihnen genannten Personen von grofsem Werth. Das Verhältnifs Goethe's zu dem Knaben wirft, eben so wie das zu dem Hülfsbedürftigen in der vorigen Sammlung, auf seinen Charakter ein ganz neues höchst wohlthätiges Licht. Die Briefe der alten Goethe werden, wie Dr. Kahlert hofft, die Schilderung derselben, welche Frau v. Arnim giebt, bei jedem Leser vor dem Verdacht der Uebertreibung sichern. Vor allem zeigen die Aeufserungen von Schiller's Gattin uns in derselben ein so höchst edles weibliches Wesen, dafs man sie wohl mit dem Herausgeber als Schiller's Schutzgeist bezeichnen kann. Endlich finden sich in Bezug auf Goethe's Ehe und das derselben vorangehende langjährige illegale Verhältnifs Fingerzeige, die ohne uns neue äufserliche Notizen zu geben, auch in dieser Beziehung bedeutende Blicke in das Innere des Mannes thun lassen. Auch von Schiller sehen wir einen bedeutenden Charakterzug; da man ihn während zweier Jahre, die er in Weimar gewohnt, nicht nach Hofe hatte einladen lassen, vermuthlich weil er nicht von Adel war, (denn das Adelsdiplom erfolgte bald darauf,) wünscht er auch ferner davon ausgeschlossen zu bleiben. Literarhistorische Notizen findet man in dieser Sammlung nur einige von geringerem Belang.

4) Um so ausschliefslicher ist die Bedeutung der an Schlegel gerichteten Briefe, eine literarhistorische. Die Schillerschen Briefe betreffen gröfstentheils A. W. Schlegels Mitarbeit an den Horen, so wie die Betheiligung desselben an der berufenen Recension dieser Zeitschrift, die Schiller um derselben mehr Verbreitung zu sichern, in die allgemeine Literaturzeitung setzen liefs. „Gestern endlich, mein vortrefflicher Freund, schreibt S. vom 9. Jan. 1796 bekam ich Ihre Recension zu Gesichte, und ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, dafs Sie mich, in sofern entweder ich selbst oder mein Journal dabei *interressirt* sind, mehr als befriedigt hat." Ist dieses eine Verfahrungsweise, für welche man nicht leicht gerade bei S. ein Beispiel finden möchte, so zeigen auch die übrigen Briefe S. ziemlich viel Redactorenklugheit; wenigstens lautet in den gleichzeitigen Briefen an Goethe das Urtheil über Schlegels poetische Productionen bisweilen ganz anders. Zugleich erblicken wir hier die Keime der besonderen Apprehension gegen Schiller, welcher A. W. Schlegel noch spät in gewissen Epigrammen Luft gemacht hat. Wenn Schiller S. 14 sagt: „Auch Bürger's Makbeth und die übersetzten Hexengesänge haben Sie mir zu raisonnabel behandelt Ich halte die letzteren für eine recht Bürger'sche Pfuscherei, so arg als irgend eine von ihm, und das ist nicht blos meine Privatmeinung", so wufste er vielleicht nicht, dafs er es mit einem Jünger Bürger's zu thun hatte, obgleich er S. 4 Schlegel's Mitarbeit an Goethe's Akademie der schönen Redekünste erwähnt. Ein offner Bruch entsteht im J. 1797: „Sie erhalten hier", schreibt Schiller, „was ich Ihnen nach Abzug des kleinen Restes von der böhmischen Assignation noch zu bezahlen habe, und so wäre unsere Rechnung geschlossen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

Goethiana.

1) *Briefe von und an Goethe. Desgleichen Aphorismen und Brocardica. Herausgegeben von Dr. Friedrich Wilhelm Riemer.*

2) *Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren* 1766 *bis* 1786. *Zum erstenmal herausgegeben durch A. Schöll.*

3) *Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn von Stein. Nebst einigen Beilagen. Herausgegeben von Dr. J. J. H. Ebers und Dr. August Kahlert.*

4) *Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel, aus den Jahren* 1795 *bis* 1801 *und* 1797 *bis* 1824, *nebst einem Briefe Schlegels's an Schiller.*

5) *Aus Goethe's Knabenzeit* 1757 — 1759. *Mittheilungen aus einem Original-Manuscript der Frankfurter Stadtbibliothek. Erläutert und herausgegeben von Dr. H. Weismann.*

(Schlufs.)

„Es hat mir Vergnügen gemacht, Ihnen durch Einrückung Ihrer Uebersetzungen aus Dante und Shakespeare in die Horen zu einer Einnahme Gelegenheit zu geben, wie man sie nicht immer haben kann; da ich aber vernehmen mufs, dafs mich Hr. Friedr. Schlegel zu der nämlichen Zeit, wo ich Ihnen diesen Vortheil verschaffe, öffentlich deswegen schilt, und der Uebersetzungen zu viele in den Horen findet, so werden Sie mich für die Zukunft entschuldigen. Und um Sie, einmal für allemal, von einem Verhältnifs frei zu machen, das für eine offene Denkungsart und eine zarte Gesinnung nothwendig lästig sein mufs, so lassen Sie mich überhaupt eine Verbindung abbrechen, die unter so bewandten Umständen gar zu sonderbar ist, und mein Vertrauen zu oft schon compromittirte." Die Apprehension Schiller's gegen F. Schlegel wegen dessen Verbindung mit Reichardt, in dessen Lyceum der eben erwähnte Aufsatz erschien, ist aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe bekannt. Uebrigens giebt sich A. W. Schlegel, was man nach seiner späteren Stimmung gegen Schiller freilich nicht erwarten sollte, in einem ebenfalls abgedruckten Briefe grofse Mühe, sich zu entschuldigen und das Verhältnifs wieder herzustellen. „Ich bin mir bewufst", sagt er unter anderm, „Ihr Vertrauen nie, auch in der geringsten Kleinigkeit nicht, gemisbraucht und nie der Dankbarkeit entgegengehandelt zu haben, die ich Ihnen für so viele Güte und Theilnahme an meinem Glück ewig schuldig bin." Seine Versicherung, dafs er seines Bruders Aufsatz bis heute noch nicht gelesen, sowie Goethe's Vermittlung — s. in der Riemerschen Sammlung S. 138 — stellte die literarische Verbindung zwischen den beiden Männern wieder her, doch scheint der persönliche Umgang nicht erneuert worden zu sein; auch erfährt Schlegel's Prometheus, S. 21, von Schiller eine strengere Beurtheilung als die frühern Gedichte. Die Goethe'schen Briefe dieser Sammlung gehören einer etwas spätern Periode an. Sie documentiren besonders die Theilnahme, die Schelling Goethe's naturhistorischen Studien schenkte, so wie die Anregung, die für diesen daraus hervorging. Auch zeigt sich, dafs Schlegel die für ihn so folgenreiche Bekanntschaft mit Madam Stäel Göthe verdankte; man findet nämlich S. 51 den Empfehlungsbrief, mit welchem dieser sie bei bei ihm einführte. Endlich spricht ein Brief aus späterer Zeit Goethe's Interesse für die Poesie der Inder und seinen Protest gegen die bildende Kunst derselben aus.

In Bezug auf die Grundsätze, die bei der Herausgabe beobachtet worden, hat diese Sammlung eine Eigenthümlichkeit. „Die folgenden Briefe", sagt Herr Prof. Böcking, „sind so genau, als es unsere Druckschrift zuläfst, mit allen Schreib- und Interpunctions-Eigenthümlichkeiten und Fehlern der Originalien abgedruckt: unrichtige Schreibungen der Namen oder auch sonstiger Worte (wie z. B. S. 35 Z. 22. 23. „seinen" und „ihm" statt „seinem" und „ihn") sind daher nicht für Druckfehler anzusehn, deren ich bis jetzt keine in

Digitized by Google

diesen Blättern bemerkt habe." Man könnte meinen, damit sei doch des Guten zu viel geschehn. Was hat es für ein Interesse, dafs Goethe Schaekespear und Ifland schreibt, oder Schiller, wenn er von Schlegel's Herrn Bruder spricht, HEn. abkürzt. Diese diplomatische Genauigkeit kann wenigstens nicht mit dem Beispiele der Lachmann'schen Ausgabe des Lessing gerechtfertigt werden. Denn Lessing war Philolog und es ist also anzunehmen, dafs er, was sich bei ihm in der Art Abweichendes findet, aus Grundsatz geschrieben haben werde; wogegen Goethe und Schiller, wie diese Briefe selbst beweisen, in diesen Dingen ziemlich nachlässig verfahren sind. Das Verfahren des Herrn Prof. Böcking wird wohl daraus zu erklären sein, dafs wir diese Briefe als einen Anhang zu der Ausgabe von A. W. Schlegel's sämmtlichen Werken zu betrachten haben, der, insofern er seinerseits wohl noch mehr Philolog gewesen als Lessing, auf solche Genauigkeit allerdings Anspruch machen kann.

5) Nr. 5. ist der Abdruck eines Hefts, in welchem Goethe als 7- bis 9jähriger Knabe seine Uebungen im Schönschreiben, die ihm vom Vater dictirten Exercitien und alle von ihm selbst ausgedachte Geistesübungen gesammelt hat. Wir gewinnen aus ihm eine gewisse Anschauung der Methode, welche der Vater bei seiner Erziehung befolgt; doch wenn der Herausgeber in Bezug auf die selbstständigeren Arbeiten meint, ex ungue leonem, so mufs Ref. — der sich übrigens gern bescheidet nicht Erzieher zu sein und daher für solche Dinge vielleicht nicht den rechten Blick zu haben — bekennen, dafs es ihm nicht hat gelingen wollen, in ihnen etwas Besonderes zu sehn. Es mag ganz interessant sein, das Original zu durchblättern und in ihm die reinliche Handschrift zu betrachten, aber der Abdruck, welchem dieser Reiz der Ursprünglichkeit abgeht, hat etwas von einem blofsen Curiosum an sich. Doch mufs man dem Herausgeber zugestehn, dafs er durch die Art, wie er bei dem Einzelnen auf diese oder jene Notizen, die wir aus Goethe's Kindesalter besitzen, hinweist, den etwas jejunen Gegenstand leidlich geniefsbar zu machen versteht.

Wilhelm Danzel, in Leipzig.

XXII.

Geschichte der Churhannöverschen Truppen in Gibraltar, Minorca und Ostindien von C. von dem Knesebeck, Capitain im Königl. Hannöverschen Generalstabe. Mit 2 Plänen. Hannover, 1845. Im Verlage der Hellwing'schen Hofbuchhandlung. 188 Seiten.

In unserer Zeit, wo von dem Standpuncte des Soldaten aus leider dem Officier selten die Gelegenheit wird, sich durch ruhmvolle Waffenthaten Kriegserfahrung und Lorbeeren zu erwerben, giebt es für denselben, aufser der treuen Erfüllung seiner Dienstpflichten, nichts Verdienstlicheres, als durch schriftstellerische Thätigkeit Kriegsthaten unserer Voreltern dem jetzigen Geschlecht in's Gedächtnifs zurückzurufen, damit der kriegerische Geist nicht ganz im Laufe eines vieljährigen Friedens erlösche.

In diesem Sinne rufen wir dem vorliegenden Werke unser Willkommen zu, denn es bringt die Heldenthaten hannöverscher Truppen in Gibraltar, Minorca und Ostindien, welche der Vergessenheit preisgegeben oder doch nur dunkel gekannt waren, von Neuem in Erinnerung, indem es mit beredeter Sprache zur Nachahmung anstachelt.

Der Hr. Vf. theilt seine Schrift in 3 Abtheilungen:
„Hannöversche Truppen in Gibraltar",
„Hannöversche Truppen in Minorca", endlich
„Hannöversche Truppen in Ostindien".

Einige Beilagen beschliefsen das Werk, dem noch 2 Pläne von Gibraltar beigefügt sind.

Die Zwistigkeiten Englands mit seinen nordamerikanischen Colonien 1775 bewogen das englische Ministerium, dem König Georg III. vorzuschlagen, durch 5 Bataillone seiner Churhannöverschen Truppen, eben so viele englische Regimenter in Gibraltar und Minorca abzulösen und diese an dem Kampf in Amerika Theil nehmen zu lassen.

Ende October wurden die dazu bestimmten 5 hannöverschen Bataillone auf 17 Transportschiffen eingeschifft, von denen aber nur 15 den Ort ihrer Bestimmung glücklich erreichten, indem zwei derselben strandeten und dabei einen Theil ihrer Mannschaft verloren.

Der Hr. Vf. beschäftigt sich im ersten Abschnitt, wie wir bereits erwähnt, die Schicksale der 3 Bataillone in Gibraltar zu erzählen, indem er uns die ruhm-

Digitized by Google

würdige Vertheidigung dieser Felsenfestung, woran die Hannoverschen Truppen thätigen Antheil nahmen, vor Augen führt.

Die Belagerung währte 3 Jahre, 7 Monate und 25 Tage, doch nicht allein die Länge der Zeit gab derselben kriegsgeschichtliche Wichtigkeit, vielmehr ist es die Standhaftigkeit der Belagerten, den ungeheuern Anstrengungen Spaniens gegenüber, welche unsre Bewunderung auf sich zieht.

Der Hr. Verf. schöpft bei seiner Arbeit aus dem englischen Werke des Capitains Drinkwater, aus dem Tagebuche des Auditeurs Friedrich und aus den darüber von Scharnhorst geschriebenen Aufsätzen in dem „neuen militairischen Journal".

Wenn auch bei so vorzüglichen Quellen dem Vf. nur das Verdienst zuzuschreiben ist, die Kriegsthaten in und vor Gibraltar durch eine gelungene Zusammenstellung wieder zu neuem Leben gerufen zu haben, so sind doch auch die von ihm aus ungedruckten Quellen herbeigezogenen und bis jetzt ungekannten Einzelnheiten, welche die Hannoverschen Truppen betreffen, recht schätzenswerth.

Am 12. Septbr. 1779 fiel von Seiten der Festung Gibraltar der erste Schuſs auf die Belagerer, welcher von diesen, weil ihre Linien anfänglich zu entfernt waren, erst am 11. Jan. 1780 beantwortet wurde. Diese verspätete Antwort jedoch suchten die Spanier später wieder gut zu machen, indem sie während der Belagerung nicht weniger als 258,387 Schuſs aus Kanonen und Mörsern gegen die Festung abfeuerten. Wenn wir, dieser Anzahl von Schüssen gegenüber, am Ende des ersten Abschnitts erfahren, daſs der Verlust der Belagerten an Getödteten und Verwundeten im Ganzen 695 Mann betragen hat, so kommt man wirklich bei aller Achtung für die ehrenwerthen Opfer, in Versuchung, zu behaupten, daſs sie das Pulver nicht werth gewesen sind.

Fürchterlicher als das feindliche Geschoſs waren den Belagerten aber Krankheit (Blattern, Scorbut) und der Mangel an frischen Lebensmitteln, welcher trotz eines dreimaligen Entsatzes zur See nicht ausbleiben konnte. — Wie erfinderisch die Noth ist, lesen wir S. 28, wonach ein Hannoverscher Soldat sich damit beschäftigt, Eier auszubrüten und einem Kapaun mit Glück die jungen Küchlein anzuvertrauen.

In den Jahren 1779, 1780 und 1781 hatten die Spanier wenig Fortschritte gemacht, dagegen glückte ein am 27. Novbr. 1781 von Gibraltar aus unternommener Ausfall so vollkommen, daſs der gröſste Theil der Belagerungs-Arbeit zerstört wurde. Hierbei fand man in der spanischen Hauptwaehe den schon im Voraus von dem wachthabenden Officier unterzeichneten Rapport, „daſs in den letzten 24 Stundsn nichts Neues vorgefallen sei".

Trotz dieser geringen Erfolge von Seiten der Belagerer blieb der spanische Hof fest auf seinem Vorhaben bestehen, die verlorene Festung wieder zu gewinnen, und da die gewohnlichen Mittel nicht ausreichen wollten, so sah man eine Menge müſsiger Köpfe beschäftigt, Projecte auszusinnen, wodurch dieses bewerkstelligt werden sollte. So wollte ein Schulmeister aus Cadix durch Drachen, die mit giftigen Materien gefüllt waren, die Luft von Gibraltar vergiften; ein Mathematiker schlug vor, Werke vor der Festung zu errichten, die an Höhe den Felsen (1400 Fuſs) erreichten, und von diesen die englischen Batterien zu demoliren. Endlich glaubte man, daſs ein angesehner französischer Ingenieur-Officier, der Oberst d'Arçon, das richtige Mittel gefunden habe, und es wurden in gröſster Eile Vorbereitungen zu seinen berühmten schwimmenden Batterien getroffen; aber auch sie führten zu keinem glücklichen Resultat, wogegen die von der Besatzung angewendeten glühenden Kugeln, von welchen man hier zuerst in gröſserer Ausdehnung Gebrauch machte, sich sehr erfolgreich zeigten.

Die ganze Macht, die zu dieser Zeit gegen Gibraltar in Thätigkeit gesetzt wurde, bestand aus 32,762 M. Belagerungstruppen, 200 Geschützen in den Werken und auf der Landenge, 212 Kanonen auf den schwimmenden Batterien, 900 auf den Schiffen, welche die Festung einschlossen, und 4000 auf der combinirten Flotte (S. 58).

Die Garnison war 7500 Mann stark. Am 3. Sept. 1780 fand der Angriff mit den erwähnten schwimmenden Batterien Statt, der völlig verunglückte. — Die Garnison verlor an Verwundeten und Todten nur 85 Mann, die Spanier hingegen 2000 Mann. Nach diesem groſsartigen, aber dennoch miſsglückten Unternehmen verfiel man darauf, einen Minengang in den Felsen zu treiben, um die Festung sodann in die Luft zu sprengen. Der Minengang wurde angefangen, aber nicht vollendet und dient jetzt zu einem vortrefflichen Keller für Kartoffeln und andere Gemüse.

Digitized by Google

Trotz aller erfochtenen Vortheile blieb aber die Lage der eng eingeschlossenen Basatzung nicht beneidenswerth, und die Nachricht von den Präliminarien des Versailler Friedens wurde mit Jubel am 10. März 1783 in Gibraltar vernommen. Erst am 23. Aug. 1784 aber landeten die Hannöverschen Truppen an der heimathlichen Küste. Die Bataillone erhielten besondere Auszeichnungen in ihren Namen und Fahnen, welche noch jetzt bestehen, während der letzte Gibraltaner vor einigen Jahren gestorben ist.

Weniger Interesse erregend ist das Schicksal der beiden Bataillone, welche am Ende des Jahres 1779 auf Minorca landeten und das Fort Philipp in Gemeinschaft mit englischen Truppen vom 19. August 1781 bis zum 4. Februar 1782 vertheidigten, an welchem Tage das Fort den Spaniern übergeben wurde. Die Hannoveraner wurden hierauf nach England eingeschifft, versahen in Plymouth 2 Jahre den Garnisondienst und kehrten erst im Juni 1784 in ihr Vaterland zurück.

„Bei der grofsen Dürftigkeit der authentischen Quellen, welche" — nach eigner Aussage des Verf.'s — zur Bearbeitung der Geschichte der Theilnahme der Hannöverschen Truppen an der Vertheidigung von Fort St. Philipp zu Gebote gestanden haben, hat die vorgehende Relation nur in allgemeinen Zügen gehalten werden können."

Somit dürfen wir allerdings mit dem Hrn. Verf. nicht rechten, dafs er uns keine andern interessanten Details gegeben hat, als den ritterlichen Briefwechsel zwischen dem englischen Gouverneur Murray und dem Herzoge von Crillon, welcher die Belagerungstruppen befehligte, obgleich der Titel des Werkes keine Geschichte der Einnahme des Forts St. Philipp, sondern eine in's Einzelne gehende Beschreibung der Thaten Hannöverscher Truppen bei diesem Kriegsacte erwarten liefs.

Reicher sind dem Verfasser die Quellen bei dem dritten Abschnitt geflossen, dem wir mit recht vielem Interesse gefolgt sind.

Der König Georg III. gab der ostindischen Compagnie in ihrer harten Bedrängnifs, worin sie durch den Kampf mit Frankreich und dem Sultan von Mysore, Hyder Ali, versetzt worden war, die Erlaubnifs, zwei Regimenter in Hannover auf acht Jahre anzuwerben. —

Bei den sehr engherzigen Bedingungen, welche die Compagnie den Truppen und namentlich den Officieren bei eintretender Invalidität machte, bei dem schmutzigen Geiz, welchen sie bei Einschiffung der Regimenter offenbarte, können wir uns nicht freuen, dafs deutsche Truppen sich in Kauf der gewinnsüchtigen Handelsgesellschaft gaben; dahingegen erfüllt es unser Herz mit Stolz, dafs diese deutschen Regimenter sich auch unter dem glühenden Himmel Asiens reiche Lorbeeren erwarben.

Die Schlacht von Cuddalore den 13. Juni 1783, der Sturm von Cananore, die Operationen im Süden, welche mit der Einnahme des Forts Polygautschery endigten, und die Dämpfung des Aufruhrs zu Pondamallee zeugten für ihre Tapferkeit und Disciplin.

Die Schilderung dieser kriegerischen Vorfälle ist dem Hrn. Verf. meist gelungen, und mit grofsem Vergnügen haben wir auch das gelesen, was über die innern Verhältnisse der ostindischen Armee gesagt wird.

Aus den Officieren, welche der Expedition nach Ostindien beiwohnten, sind 9 Generale der hannöverschen Armee hervorgegangen, von denen der General-Lieutenant Müller als Commandant in Celle noch lebt.

Unter den in der Schlacht von Cuddalore Verwundeten wird auch S. 143 ein Hauptmann v. Scharnhorst genannt, welcher aber nicht mit dem später berühmten General zu verwechseln ist.

Bei einem Ausfall, den die Franzosen am 25. Juni aus Cuddalore machten, wurde von den hannöverschen Truppen der Sergeant Bernadotte gefangen; der letztere stand damals im Regiment Royal marin und zählte erst 19 Jahre. Beim Besuche des Hospitales fiel er dem Oberst-Lieutenant v. Wangenheim auf und wurde von diesem der besondern Sorgfalt der Aerzte empfohlen. Die dankbare Erinnerung dieser freundlichen Begegnung ist dem später gekrönten Feldherrn bis zum Abend seiner Tage treu geblieben.

Die Nachricht vom Frieden zu Versailles endigte auch in Ostindien die Feindseligkeiten zwischen den Franzosen und der ostindischen Compagnie, welche nun mit ihrer ganzen Macht die Zuckungen der Eingeborenen niederhalten konnte.

An dem Kriege gegen Tippo Saib nahm das hannöversche Corps 1791 keinen Antheil, obgleich die letzten hannöverschen Truppen nach Ablauf ihrer Capitulation erst Anfangs 1792 in Madras eingeschifft wurden, um nach ihrer Heimath zurückgeführt zu werden.

Der Hr. Verfasser hat sich durch das vorliegende Werk vorzüglich um sein Vaterland ein Verdienst erworben, was dieses dankbar anerkennen möge. Ein gröfseres allgemeines Interesse hätte aber dieser Arbeit verliehen werden können, wenn der Herr Verfasser die vereinzelten Kriegsscenen mehr in die grofsen sie bedingenden Weltereignisse eingeflochten hätte. Trotzdem aber wird das Buch nicht allein in Hannover, sondern auch in Deutschland gelesen werden, denn das deutsche Herz erfreut sich überall, wenn es von dem Ruhme seiner Landsleute vernimmt.

v. Witzleben.

Digitized by Google

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

XXIII.

Die Reform der Medicinal-Verfassung Preufsens. Von Dr. Joseph Hermann Schmidt, Königlich Preufsischen Geheimen Medicinal-Rathe und Professor u. s. w. Berlin, 1846; *bei Theod. Chr. Fr. Enslin. XII.* 218 S. 8.

Das Bedürfnifs einer Reform der medicinischen Einrichtungen ist fast in allen Europäischen Ländern, welche auf geistige Bildung und Fortschritte Werth legen, fühlbar geworden. Die bestehenden Anordnungen des Medicinalwesens stammen meistens aus früheren, zum Theil sehr entfernten Zeiten und entsprechen in ihren Wirkungen auf das Gesammtwohl, wie auf den ärztlichen Stand selbst keineswegs den Anforderungen und Bedürfnissen, welche veränderte Verhältnisse und fortgeschrittene Cultur geltend zu machen berechtigt sind. Es sind deshalb an den verschiedensten Orten gleichzeitig Reformbestrebungen hervorgetreten, die bisher zwar noch wenig Thatsächliches ins Leben gerufen haben, vielmehr noch einer festen und sichern Gestaltung harren, deren Gleichzeitigkeit und innere Uebereinstimmung aber den besten Beweis dafür liefert, dafs denselben nicht blinde Neuerungssucht, sondern ein durch das jetzige Völker- und Staatsleben bedingtes, tief und allgemein gefühltes Bedürfnifs zu Grunde liegt. So hat sich im vorigen Jahre in Paris ein Congrefs französischer Aerzte auf Veranlassung des betreffenden Ministeriums versammelt, um über die Lage der Arzneikunde und der Aerzte in ihrem Lande zu berathen, in Norwegen wurde schon vor 2 Jahren der Prospectus einer neuen Medicinalordnung durch eine königliche Commission veröffentlicht und in England welches warlich nicht den Vorwurf der Neuerungssucht verdient, brachte um dieselbe Zeit der Staatssecretär für das Innere, Sir J. Graham eine Bill zur bessern Regulirung der ärztlichen Praxis ein, die aber bis jetzt noch an dem Widerstande eines grofsen Theils der „Profession" des vereinigten Königreichs scheiterte.

Auch in unserm Vaterlande sind schon seit einer Reihe von Jahren Klagen über den Zustand des Medicinalwesens laut und immer lauter erhoben und es hat an Wünschen und Vorschlägen zur Abhülfe nicht gefehlt. Man beklagte es, dafs die alte Ehrenhaftigkeit und mit ihr die Achtung, deren der ganze Stand genofs, im Abnehmen sei, dafs zwar die Anzahl des Heilpersonals, nicht aber die Zahl wissenschaftlich gebildeter Aerzte, die zum selbstständigen Forschen und Handeln befähigt seien, zunehme, diese Zunahme geschehe in einem solchen Maafse, dafs sie schon längst das vorhandene Bedürfnifs überschritten und in auffallender Weise die Wirksamkeit der Einzelnen beeinträchtigt habe. Die Existenz der Aerzte sei dadurch prekär geworden, nicht wenige der Dürftigkeit Preis gegeben; die natürliche Folge davon sei bei vielen ein übertriebenes Streben, die Augen des Publicums auf sich zu ziehen, um so die gefährdete Existenz zu fristen, ein Streben, welches nicht immer in einer der Wissenschaft und des Standes würdigen Weise sich geltend mache und dadurch der Marktschreierei und mit ihr dem Eindringen unwissenschaftlicher Kurmethoden und der Wirksamkeit der Afterärzte Thür und Thor öffne. Man schrieb diese Uebelstände vorzugsweise der vor 2 Jahrzehnten ins Leben gerufenen Klassification des Heilpersonals und der Prüfungsweise desselben zu, indem jene eine Klasse von minder gebildeten und unter Umständen doch gleich berechtigten Medicinalpersonen schuf, die Wundärzte erster Klasse, welche sich nicht einmal innerhalb der ihr angewiesenen Schranken hielten, diese die Prüfungen zersplitterte und in die Länge zog und dadurch Veranlassung zu einem handwerksmäfsigen Vorbereiten und Eintrichtern für die einzelnen Stadien gab, bei allen

Digitized by Google

dem aber wesentliche Zweige der Arzneiwissenschaft ganz vernachläfsigte oder doch als untergeordnete behandelte (Physiologie, Geburtshülfe). Zu verkennen war es endlich nicht, dafs das literarische Ergebnifs der ärztlichen Forschungen und Studien dürftiger und unwichtiger ward, als dies jemals vorher der Fall gewesen ist. Während im Auslande ein reges Treiben und Leben in der Wissenschaft sich kund gab, die Fortschritte der Naturwissenschaften belebend auf die Methode und Ergebnisse praktischer ärztlicher Studien wirkten, neue wichtige Untersuchungsmethoden geschaffen und einzelne Zweige der Medicin zu einer bisher nicht gekannten Klarheit und Vollkommenheit gebracht wurden, und dort Männer wie Laennec, Andral, Louis, Rayer, Cruveilhier, Hope, Stokes, Bright, Astley Cooper u. A. ihren Arbeiten eine Geltung verschafften, welche den Kreis ihres Wirkens und Lebens überschritt und bei vielen derselben nie wieder aus den Annalen der Heilkunde schwinden wird; als endlich diese Blitze auch in den deutschen Nachbarländern zu zünden begannen, als in den Leistungen Rokitanski's und Skoda's der alte Ruhm der Wiener Schule mit neuem Glanze erstand, als Schönlein und seine Schüler in Süddeutschland ihre Wirksamkeit mehr und mehr entfalteten, was hatten Preufsens Aerzte dem an die Seite zu setzen? Dafs es aber nicht Mangel an wissenschaftlichem Eifer, nicht fehlende Talente seien, welche die Schuld jenes Zurückbleibens trugen, das beweisen die Forschungen und Entdeckungen der physiologischen Schule, welche gerade bei uns so kräftig aufgeblüht und so erfolgreich in ihren Bestrebungen gewesen ist, wie kaum irgendwo anders. Nicht also den Individuen und dem in der Arzneikunde herrschenden Geiste, sondern den Schranken und Fesseln, welche dessen freie Entfaltung hemmten, war die Schuld jenes Zurückbleibens beizumessen.

Eine Hauptklage endlich ward erhoben über das Verhältnifs der Militairmedicin zur Civilmedicin, über die hierarchische, unsern sonstigen Staatseinrichtungen so gar nicht entsprechende Strenge, womit sich jene gegen diese abschlofs und nur die in ihrer Mitte grofs gewordenen und lange Zeit hindurch geprüften Individuen in sich aufnahm, den andern nur das Recht lassend, in Zeiten der Gefahr diese mit ihnen zu theilen, nicht aber in Zeiten der Ruhe die Früchte des Sieges mitzugeniefsen. Jedoch Das hätte man, eingedenk des wohlthätigen Einflusses, den die bestehenden militärischen Medicinal-Einrichtungen wenigstens gehabt hatten, noch leichter ertragen und vergessen, als das ausschliefsliche Behaupten und Ausbeuten wissenschaftlicher Mittel und Institute und zwar in einem Umfange, welcher nicht einmal deren erfolgreiche Benutzung gestattete.

Dafs bei diesen Klagen und Rügen auch Vorschläge zur Abhülfe und Verbesserung nicht fehlten, ist begreiflich; praktische Aerzte, Medicinal-Beamte, hohe und niedere, ja ganze ärztliche Vereine traten in die Schranken, tadelnd, vertheidigend, erhaltend, reformirend. Keine Stimme aber vermochte bis jetzt durchzudringen und sich allgemeine Geltung zu verschaffen. Nur darüber war man einig, dafs Mängel vorhanden, dafs unsere Medicinal-Verfügung, die in ihren Grundzügen noch auf dem Medicinal-Edict vom 1. Febr. 1726 beruhte und seitdem nur durch die Schöpfung einer besondern Militärmedicin und durch eine neue ziemlich allgemein als mangelhaft anerkannte Klassification des Heilpersonals vom Jahre 1825 wesentliche Modificationen erlitten hatte, einer vollständigen und gründlichen Umgestaltung bedürfe. Dafs auch der Verf. der hier zu besprechenden Schrift von diesem Grundsatze ausgeht, zeigt das Motto, womit er sein Buch in die Welt geschickt hat.

> Instauratio facienda est *ab imis fundamentis*, nisi libeat perpetuo circumvolvi in orbem cum exili et quasi contemnendo progressu. (Bako).
>
> das heifst:
>
> Niemand flickt ein altes Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch; denn der Lappen reifst doch wieder vom Kleide und der Rifs wird ärger.

Der Verf. theilt dem Publicum in 6 Denkschriften, die jedoch innerlich nothwendig zusammenhängen, die Vorschläge mit, welche derselbe dem Chef des Medicinalwesens auf dessen Befehl, zur gründlichen Umgestaltung des letztern vorgelegt hat, damit, wie er selbst sagt, die Grundsätze der Reform, welche der Wissenschaft angehören, von dieser und ihren Vertretern geprüft und besprochen werden, bevor die Gesetzgebung dieselbe ins Leben rufe. Schon dies Verfahren ist ein günstiges Wahrzeichen für den Inhalt der Schrift, dafs er das Licht und die Kritik nicht zu scheuen habe. Der ganze ärztliche Stand kann es dem Chef, dessen einsichtiger Leitung seine Interessen in solchem wichtigen Augenblicke anheimgegeben sind, nicht ge-

Digitized by Google

nug danken, dafs derselbe die Betheiligten selbst hören will, bevor er die Reform ins Leben ruft, der ganze Stand ist aber auch dem Verf. zu aufrichtigem Danke verpflichtet für die würdige, freisinnige Weise, worin dieser die ihm gestellte Aufgabe gelöst hat. Das glauben wir versichern zu können, dafs die reine und freie Gesinnung, welche die ganze Schrift durchweht, überall gern Anerkennung finden wird, auch bei den Gegnern der aufgestellten und vertheidigten Principien, dafs der Gegner aber nur wenige, der Zustimmenden unter den Fachgenossen eine überwiegende Mehrzahl sein werden, indem die Schrift Dem Worte gegeben, und Das auf eine höchst sinnige und eindringliche Weise ausgesprochen hat, was bisher schon mehr oder minder bewufst in dem ganzen Stande lebte. Eben so wenig zweifeln wir, dafs sich Bedenken und Widerstand gegen einzelne Ansichten und Vorschläge des Verf.'s erheben werden; auch wir werden unsere abweichende Ansicht ehrlich aussprechen, ohne sie deshalb für die beste oder maafsgebende zu halten. Dazu ist ja die Schrift nach des Verf.'s eigner Ansicht hauptsächlich geschrieben, dafs Alles geprüft und das Beste behalten werde.

Ehe wir aber zur Erörterung der einzelnen Denkschriften übergehen, müssen wir noch einen Gedanken hervorheben, der wie ein leitender Faden durch die ganze Schrift hindurch geht, weil er uns, und wir sind dessen gewifs, auch den meisten unserer Fachgenossen aus der innersten Seele geschrieben ist, nämlich *den*, dafs der ärztliche Stand und die ärztliche Wissenschaft immer Diener der leidenden Menschen, dafs die Arzneikunde eine Heilkunde sein und bei allen ihren Einrichtung dahin streben solle, dies in immer höherem Grade zu werden. Es wird sich noch öfter die Gelegenheit darbieten, darauf hinzuweisen, wie die beiden Hauptzwecke, Hülfe den Leidenden und Förderung der Wissenschaft zu gewähren, von einander unzertrennlich sind und einer ohne den andern nicht erreicht werden kann, und erscheint uns die humane, wir möchten sagen, poetische Färbung, welche die Schmidtsche Schrift bei der strengsten logischen Consequenz in Durchführung der Principien und Anordnung des Materials durch diese immer wieder hervortretende Idee erhält, keiner ihrer geringsten Vorzüge.

Die erste Denkschrift erörtert die Klassifikation des Medicinalpersonals. Von den Grundsätzen ausgehend, dafs die Arzneiwissenschaft als Wissenschaft eine unzertrennliche, in der Ausübung aber trennbar in Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe sei, dafs ein jeder, wenn ihm auch nach Willkür die einseitige Ausübung eines dieser Zweige gestattet werden könne, doch die Wissenschaft als solche ganz erlernen müsse, dafs halbwissenschaftliche Aerzte schlechter seien, als gar keine, weist sie dann die Inconsequenzen und Mängel der bestehenden Klassification nach, welche aufser „ganzen Aerzten" (Aerzten, Wundärzten und Geburtshelfern) auch noch „$\frac{2}{3}$ Aerzte" (Medico-Chirurgen) und $\frac{1}{3}$ Aerzte (sogenannte reine Aerzte), überdies aber ganz wissenschaftliche (promovirte), halbwissenschaftliche (nicht promovirte) 1ster Klasse und gar nicht wissenschaftliche (nicht promovirte) 2ter Klasse geschaffen habe. Mit Ernst und Wahrheit wird die Inhumanität der letztern Einrichtung gerügt, welche den Dürftigen und Landleuten dadurch die fehlende ärztliche Hülfe zu verschaffen strebte, dafs sie eine Minus-Forderung an das Wissen der für dieselben bestimmten Aerzte machte, zu diesem Behufe die Wundärzte 1ster Klasse schuf und die Wundärzte 2ter Klasse in sogenannten „Nothfällen" sogar zur Ausübung der wichtigsten und schwierigsten Operationen berechtigte und verpflichtete. Dafs die Einrichtung überdies auch extensiv ungenügend war, und den armen kranken Landleuten nicht einmal die beabsichtigte Hülfe gewährte, hat die Erfahrung längst bewiesen, die Wundärzte 1ster Klasse zeigten nicht die erwartete Vorliebe für den ihnen bestimmten Wirkungskreis, sie fanden es vortheilhafter, in grofsen Städten zu prakticiren, wo sie gesetzlich zwar nur die kleine Chirurgie ausüben durften, indefs gelegentlich auch von ihren anderweitigen Kenntnissen den möglichst einträglichen Gebrauch machten, ein Streben, welches die Gesetzgebung wenigstens indirect begünstigte, indem sie einem Theil derselben, die als Beamte (Bataillons- und Kreiswundärzte, letztere Stellen wurden den Wundärzten 1ster Klasser sogar ausschliefslich vorbehalten) die höhere Weihe bekommen hatten, die Rechte der Promovirten auch in grofsen Städten einräumte, und auf diese Weise das Publicum, welches wie Verf. treffend sagt, more majorum jeden Menschen, der Recepte schreibt, Doctor nennt, ganz irre machte. Dafs die sogenannten Wundärzte 2ter Klasse sich dies auch zu Nutze machten und häufig genug den bedingungsweise gestatteten Theil der

Digitized by Google

Praxis, ja die ganze medicinische Praxis auch ohne Bedingungen ausübten, ist jedem Arzte bekannt genug, eben so dafs sie es nicht selten verschmähten, die kleinen Dienstleistungen, Aderlässe, Blutegelsetzen, (ihre eigentlichen Berufspflichten), auf Anordnung der Promovirten zu leisten, und diese daher den ungeprüften Barbieren anheim fielen.

Um diese Uebelstände zu beseitigen und den Bedürftigen allen ärztliche Hülfe und zwar gleich gute Hülfe ohne Unterschied des Standes und der Person zu gewähren, schlägt der Verf. vor, die bisherigen Klassen, vorbehaltlich der einmal erworbenen Rechte jetzt lebender Individuen, aussterben zu lassen und an deren Stelle nur eine Klasse von Medicinalpersonen zu setzen, welche Krankheiten jeglicher Art behandeln und Arzneien verordnen dürfen, die er Heilkünstler nennt und von denselben eine allseitige medicinische Bildung verlangt, die Apotheker zur Bereitung der Arzneien beizubehalten, ohne denselben aber wie bisher zu gestatten, diese Arzneien in kleinern Städten auch nach einem kleinern Umfange von Kenntnissen (als Apotheker 2ter Klasse) zu bereiten, und endlich eine neue Klasse von unterm Heilpersonale zur Ausführung der ärztlichen Verordnungen zu schaffen, (Heildiener) welche als *Krankenwärter* bei den Krankheiten dieselbe Stellung einnehmen, wie die Hebammen bei den Geburten. Den Namen „Krankenwärter" für diese Klasse, sieht Verf. als den entsprechendsten an und verwirft es ganz, sie Wundärzte zu nennen, weil er darin mit Recht eine Herabwürdigung der Chirurgie und eine Verführung zu Quacksalberei sieht. Wie gegründet auch die letztere Besorgnifs ist, zeigt das Beispiel der aus dem Heere entlassenen Chirurgengehülfen, welche schon in diesem Namen nicht selten eine Aufforderung und Berechtigung zur medicinischen Praxis erblicken. Haben wir es doch selbst erlebt, dafs ein solcher sich von den Aerzten einer bedeutenden Stadt ganz unumwunden Geldbeiträge erbat, um sich Aderlafs- und Schröpfinstrumente u. s. w. (sein Handwerkzeug) anschaffen zu können, da er sich, mit Erlaubnifs des Hrn. Kreiswundarztes, wie er angab, auf einem benachbarten Dorfe Kurirens halber niederlassen wollte. Hier übte ein Halbwisser Toleranz gegen den andern?

Der Verf. ist der Ansicht, dafs zur Ausübung der Krankenpflege in ihrem weitesten Umfange, also überhaupt als Krankenwärter in dem angegebnen Sinne, das weibliche Geschlecht wenigstens für die Krankenhäuser (mit Ausnahme der männlichen Hälfte der Irrenanstalten) der geeignetste sei und männliche Krankenpfleger nur für Privathäuser erhalten werden sollten. Am besten aber seien diejenigen Krankenpflegerinnen, welche statt für Geld, aus höhern Beweggründen arbeiteten. In Deutschland haben wir über diesen Punct noch nicht hinreichende Erfahrungen, die vorhandenen sprechen zu Gunsten der angeführten Ansicht, indefs bedarf die Sache ihrer grofsen Wichtigkeit wegen einer fortgesetzten aufmerksamen Prüfung um so mehr, als in Frankreich, wo in den grofsen und zahlreichen Hospitälern diese Krankenpflege ganz allgemein ist, die Aerzte fast eben so allgemeine Gegner derselben sind.

Um den Zweck, welchen die bisherigen Einrichtungen erstrebten, aber verfehlten, nämlich dem armen Landmanne ärztliche Hülfe zu verschaffen, wirklich und in genügender Weise zu erreichen, soll das Institut der Districtsärzte, welches eine mehr, als 20jährige Erfahrung der Rheinprovinz als höchst segensreich herausgestellt hat, allgemein eingeführt und dadurch zugleich der Ueberzahl von Aerzten ein Anhaltspunct und ein Unterkommen gewährt werden. Mit Recht hebt der Verf. hervor, dafs gerade diese Aerzte als Ersatz für manche Entbehrungen, die sie sich auferlegen müssen, einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung bedürfen. „Feine Wissenschaft, sagt er p. 13, erzeugt feine Humanität. Der Landarmenarzt hat beide nöthig, letztere der Kranken wegen, erstere für sich selber als Ersatz für die Entbehrung so mancher anderer Genüsse in einsamen Stunden. — Man lasse doch dem Arzte den Trost der Wissenschaft, denn andere Garantien giebt man ihm doch nicht. Kann er doch nicht einmal seine Gattin in die Wittwenkasse einkaufen, vielleicht, weil letztere dieses von ihrem Standpuncte finanziell unvorsichtig findet. Denn der Staat verlangt von ihm, dafs er der täglichen und nächtlichen Anstrengung, dem Sturm und Wetter nie ausweiche, dem Contagium der Pocken, des Typhus und der Cholera schnurgerade entgegen gehe, und im Kampfe mit *solchen* Gefahren könnte er frühzeitig erliegen!" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

Die Reform der Medicinal-Verfassung Preufsens. *Von Dr. Joseph Hermann Schmidt.*

(Fortsetzung.)

Wenn in diesen Reformvorschlägen überall die Rücksicht auf das Ganze festgehalten, überall das Streben erkennbar ist, den Leidenden Hülfe zu gewähren, die Wissenschaft zu fördern und ihre Vertreter und Träger auf die höchste Stufe der Bildung und Wirksamkeit zu heben, so verliert der Verf. doch auch die Geringen und Kleinen nicht aus den Augen, die in dem grofsen Werke mitarbeiten müssen. So rügt er mit Recht den Mifsbrauch, welcher so vielfach eingerissen ist, dafs die Geburtshelfer, wenn sie häufig genug, obwohl nicht ganz passend, die Stelle der Hebamme an dem Bette der regelmäfsig Gebärenden einnehmen, weder den Eid der Hebamme mithalten, dafs eine Gebärende nicht eher verlassen werden darf, bis sie entbunden ist, noch eine Hebamme, also eine approbirte verantwortliche Person an ihre Stelle setzen, sondern eine sogenannte Wickelfrau, dadurch oft *ein*, zwei, ja drei Leben gefährden, eine Mode, wodurch diese unentbehrlichsten aller Medicinalpersonen allmählig aus den Gemächern der vornehmen Welt heraus in die Hütte der Armen hinein complimentirt würden. Mit diesem Streben die Hebammen in ihrem gebührenden Wirkungskreis zu schützen, vereinigt sich aber auch das Streben, ihnen die Fähigkeit des Wirkens zu erhalten, und es wird zu diesem Behufe eine preiswürdige Einrichtung empfohlen, welche der Oberpräsident v. Vincke aus Baden nach Westphalen übertragen hat, nämlich periodische Reisen des Hebammenlehrers Behufs der Nachprüfung der Hebammen und die Führung eines Tagebuchs durch Letztere, welches sie dem Lehrer vorlegen, dadurch von ihrem Handeln Rechenschaft ablegen und Gelegenheit zur Belehrung über begangene Fehler und Irrthümer geben.

Wenn nun in dieser Weise die nothwendige Einheit des Heilpersonals hergestellt ist, wie dann die medicinischen Studien einzurichten sein, das bespricht die zweite Denkschrift. Um dem Haupterfordernifs, dafs die Studirenden auch wirklich studiren, zu genügen, hält unser Verf. eine Beschränkung der bestehenden Lernfreiheit und das Vorschreiben eines bestimmten Studienplanes für erforderlich. Die unbedingte akademische Freiheit soll nur den Akademien der Wissenschaft, den Universitäten aber nur eine bedingte zukommen. Dafs in Bezug auf die Art und Weise des Vortrags, auf die für denselben erforderliche Zeit dem Lehrer, in Bezug auf die Wahl der Universität und der Lehrer den Studirenden das bisherige Arbitrium verbleiben solle, verstehe sich von selbst, aber die Anordnung des Studiums, die Reihenfolge der zu hörenden Vorlesungen müsse bestimmten gesetzlichen Vorschriften für Schüler und Lehrer unterliegen. Es sei ein Mifsgriff, dafs man bisher die dem Studium zu widmende Zeit vorgeschrieben, in Betreff des Studiums selbst aber nur guten Rath ertheilt habe, der von der akademischen Jugend, weil sie ihn als eine Schwäche und etwas Ueberflüfsiges angesehen habe, fast nie befolgt wäre. Das medicinische Studium lasse sich in drei Hauptstadien, ein physiologisches, pathologisches und klinisches, bringen, welche eben so wie ihre Unterabtheilungen organisch in einander griffen, so dafs das Nachfolgende immer nothwendig auf dem Vorangegangenen beruhe und ohne dieses nicht gehörig verstanden und erlernt werden könne. Wenn nun die Studirenden aus Unkunde oder Gleichgültigkeit diesen organischen Zusammenhang des Studiums unbeachtet liefsen, wenn sie statt die Grundwissenschaften so zu studiren, dafs sich die angewandten Wissenschaften von selbst ergäben, wie es jetzt häufig geschehe mit Vernachläfsigung der wichtigsten theoretischen Disciplinen aus den Hörsälen der Anatomie sogleich in die Kliniken eilten, so müsse ihr

Digitized by Google

Wissen lückenhaft und unvollständig werden. Um dem wenigstens momentan abzuhelfen, gingen sie dann in die Dressuranstalten, wo sie in 14 Tagen zu dem abgerichtet würden, was sie zum Examen nöthig hätten. Die Klagen über die Vernachläfsigung der Vorbereitungswissenschaften seien nicht einmal neu, (es wird ein Brief des seeligen Medel aus dem Frühjahr 1823 als Belag mitgetheilt), auch hätte die bisherige Verwaltung die Wichtigkeit einer solchen organischen Gliederung des Studiums wohl erkannt, in der Circular-Verfügung vom 7. Jan. 1826 wären die ersten 3 Jahre theoretischen Vorträgen, das 4te den Besuchen praktischer Anstalten zugewiesen, es seien Verfügungen vorhanden, dafs niemand in ein Klinikum zugelassen werden solle, wenn er nicht die betreffende theoretische Vorlesung gehört habe. Alles dies seien aber nur halbe Maafsregeln, an deren Statt man viel zweckmäfsiger nach dem Beispiel des Justizministers die Vorlesungen ausdrücklich hätte bestimmen sollen, die ein Mediciner hören müsse, um zum Examen zugelassen zu werden.

Mit Recht werden aber diese Mängel weniger den Männern, die das Unterrichtswesen des Staates geleitet und bearbeitet haben, als der Klassifikation des Medicinal-Personals vom Jahre 1825 beigemessen, welche durch ihre vielen Unterabtheilungen die Einheit des Studienplans und somit ein Studiengesetz unmöglich machte. Erst wenn die erste Bedingung erfüllt, und der medicinische Separatismus zu Grabe getragen sei, könne auch das Unterrichtsgesetz aus einem halben ein ganzes werden. Ein solches soll den Studirenden unumwunden die Vorlesungen, welche sie zu hören haben, und die Reihenfolge derselben befehlen, es soll überdies durch eine veränderte Stellung der bisher bestehenden Examina (des sogenannten philosophischen, des Facultäts- und Staatsexamens) dem Ueberschreiten dieser Vorschriften ein Präjudiz gesetzt werden, indem nach Analogie der juristischen Carrière eine dreifache Stufe des medicinischen Bildungsganges festgesetzt und kein Mediciner zu der folgenden Stufe seines Studiums zugelassen wird, ehe er nicht durch ein bestandenes Examen den Erfolg des früheren Studiums documentirt hat, so dafs das Tentamen philosohicum zugleich Examen pro admissione ad collegia pathologica, das Rigorosum Examen pro admissione ad instituta clinica und endlich die Staatsprüfung wie bisher Examen pro admissione ad praxin medicam wäre. Demgemäfs soll dann der Studienplan nach 3 Abtheilungen (Stufen) angeordnet werden. In der ersten nothwendig zu hörende Vorlesungen sind Logik, Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Anatomie, Physiologie, Psychologie, und als Uebergang zur folgenden Stufe allgemeine Pathologie. An dem Schlusse dieser Abtheilung mufs das philosophische Examen gemacht werden, als guter Rath wird dem Studirenden die Weisung mitgegeben, mindestens 3 Semester auf diese Abtheilung zu verwenden, ein Rath der auf jeder folgenden Stufe wiederholt wird. In der zweiten Abtheilung wird das in der vorigen theoretisch Erlernte praktisch getrieben, also Secirübungen an Leichen, Untersuchung im physiologischen Institute, Analyse im chemischen Laboratorium, nicht minder dasjenige theoretisch erlernt, was in der folgenden Abtheilung praktisch ausgeübt werden soll, also specielle Pathologie und Therapie und Arzneimittellehre (Diätetik), Chirurgie in ihrem ganzen Umfange, Geburtshülfe, auch wird als Uebergang zur folgenden Stufe der Besuch einer oder der andern Klinik (als Auskultant) zu gestatten sein. Nach bestandnem Examen rigorosum müssen endlich in der 3ten Abtheilung Kliniken aller Art (medicinische, chirurgische, geburtshülfliche) mit ihren Unterarten, Kliniken der Kinder-, syphilitischen und Augenkrankheiten, als Auskultant und Praktikant besucht werden, überdies praktische Uebungen in der Chirurgie, Verbandlehre und Geburtshülfe an Leichen und am Phantome. Endlich gehören solche theoretischen Collegia hieher, welche als Rückblick des Ganzen erscheinen, pathologische Anatomie, gerichtliche und polizeiliche Medicin, Psychiatrik und Geschichte der Medicin. Diejenigen, welche ausländische Universitäten besuchen, haben bei ihrer Heimkehr die ihrer jedesmaligen Stufe entsprechende Prüfung zurückzulegen, bevor sie weiter studiren dürfen.

Wir glauben, dafs gerade diese Reformen vielfachen Einwendungen unterliegen und dafs sich nicht unerhebliche Bedenken gegen deren Ausführung herausstellen werden. Darin, dafs unter vielen Studirenden eine Vernachläfsigung und Verachtung der eigentlichen wissenschaftlichen Medicin, ein Jagen nach dem sogenannten Praktischen, wodurch sie ihren Broderwerb zu sichern glauben, herrsche, dafs diese die wichtigsten Vorlesungen nicht hören, weil sie der

Digitized by Google

Wissenschaft nicht zu bedürfen oder dieselbe eben so gut aus Büchern zu lernen vermeinen, dafs sie sich häufig auf eine ganz erbärmliche geisttödtende Weise in den Abrichtungsanstalten zum Examen „einpauken" lassen, dafs aber ein solches Wissen schlechter ist, als Unwissenheit, dafs es die Wissenschaft selbst herabwürdigt und der leidenden Menschheit, zu deren Dienst diese Leute berufen sind, gefährlich zu werden droht, darin endlich, dafs ein sorgfältiges Studium und eine mehr als oberflächliche Kenntnifs der sogenannten medicinischen Vorbereitungs- und Grundwissenschaften durchaus erforderlich sei, ehe die Kliniken mit Erfolg besucht werden können, darin werden die Verständigen und Erfahrnen mit dem Verf. übereinstimmen; viel zweifelhafter aber wird der Erfolg der von ihm zur Abhülfe vorgeschlagenen Anordnungen sein. Dafs der Staat das Recht, ja sogar die Pflicht habe, von den angehenden Aerzten, welchen er einst das Wohl seiner Unterthanen anvertrauen will, ohne dafs er im Stande ist, ihre Thätigkeit zu beaufsichtigen, eine gründliche Ausbildung zu verlangen, dafs er daher auch nicht blofs das Recht besitze, ihre Kenntnisse zu prüfen, sondern auch ihren Bildungsgang zu bewachen, und dafs die akademische Freiheit nicht in der Freiheit bestehe, nichts zu lernen, das wird wohl niemand in Abrede stellen. Dafs es aber für diese Ausbildung von wesentlich wohlthätigem Einflufs sei, wenn dem Studirenden die Reihefolge der Vorlesungen vorgeschrieben und dieselben nach kurzen Fristen, beständig über den Erfolg ihrer Studien zur Rechenschaft gezogen werden, das möchten wir billig bezweifeln. Die Universität ist allerdings wie Verf. sagt, nicht der Schule entgegengesetzt, vielmehr eine Fortsetzung, eine höhere Stufe derselben — eine Hochschule — sie ist aber gerade deshalb eine hohe Schule, weil sie ihre Bürger durch die Freiheit, zunächst über sich, ihre Person und ihren Bildungsgang (innerhalb der durch das Universitätsleben vorgeschriebnen Schranken) selbstständig zu urtheilen und zu bestimmen, dazu vorbereitet, einst im bürgerlichen Leben auch für andere und denselben gegenüber frei und selbstständig wirken zu können. Ein solcher Uebergang aus den Schranken der Schule zur unbedingten persönlichen Freiheit kann nicht ohne Gefahr stattfinden, er kann der Sache nach nicht ohne Mifsgriffe abgehen. Daher die spätere Reue über verlorne Zeit und unzweckmäfsiges Studium, welche man gerade bei den Bessern antrifft und die unser Verf. als einen Beweis der Nothwendigkeit eines vorgeschriebenen Studienplanes ansieht, um dadurch derselben vorzubeugen. Wird ihm das gelingen? Wir glauben nicht. Es ist einmal das nothwendige Attribut der menschlichen Unvollkommenheit, dafs man immer klüger das Rathhaus verläfst, als man hingegangen ist. Wer von uns möchte, wenn es ihm gestattet würde, zum zweiten Mal zu studiren, um die tiefgefühlten Mifsgriffe zu vermeiden, behaupten, dafs er nicht am Ende des Studiums dasselbe Gefühl davon trüge. Wir glauben aber, dafs es gerade nothwendig ist, dafs der Student durch eignen Schaden klug, durch begangene Mifsgriffe gewitzigt und auf den rechten Weg geleitet werde, da im spätern Leben nicht immer der Vormund zur Hand ist, der ihn leitet und vor Schaden bewahrt. Durch dies Streben wird er geistig gekräftigt für sein künftiges Wirken und durch die Einsicht seiner Mifsgriffe und Mängel besser vor der „Ueppigkeit" der Jugend bewahrt, deren der Verf. gedenkt, als durch die bindendsten Vorschriften. Und will derselbe die nothwendige Belehrung durch begangene Irrthümer, das Gefühl der Befriedigung bei dem jungen Manne, aus eigner Einsicht und mit Hülfe eines guten Raths, den er sich freiwillig erbeten und eben so befolgt, das Rechte gefunden und gethan zu haben, gegenüber dem blofsen Gehorsam auch gegen dem zweckmäfsigsten Gesetze für nichts anschlagen? Dafs aber die Jugend so gleichgültig gegen guten Rath wäre, wie Verf. annimmt, dafs sie im Gefühl ihrer Kraft nur eine bestimmte Sprache will und befolgt, das können wir wenigstens für den bessern Theil derselben nicht zugeben, im Gegentheil gerade im Gefühle ihrer Kraft und Freiheit wird sie für guten Rath um so empfänglicher sein, sich dessen um so bedürftiger fühlen. Unsere heutige Erziehung und Bildung wird schon und nicht mit Unrecht angeklagt, dafs sie alles Geistige nivellire, indem durch dieselbe zwar materielle Kenntnisse möglichst verbreitet und zum Gemeingut gemacht, aber keineswegs die selbstständige, innere Entwicklung des Verstandes und Charakters in gleichem Maafse gefördert werde. Es ist dies ein Vorwurf, den besonders unsere Schulbildung von erfahrnen Schulmännern und ausgezeichneten Geschäftsmännern gleichmäfsig erleiden mufs, ohne denselben ganz zurückweisen zu können.

Digitized by Google

Man hüte sich also, diesen Uebelstand auf den Universitäten auch noch zu fördern, indem man an die Stelle der individuellen akademischen Bildungsfreiheit, den allgemeinen Lernzwang der Schule setzt, dessen diese nicht entbehren kann, die Universität aber nicht bedarf.

Gesetzt aber, man will diese aus dem innern geistigen Entwickelungsgang hergenommenen Gründe nicht gelten lassen, weil die Nachtheile unzweckmäfsiger Studien zu grofs, die verlorne Zeit unwiederbringlich ist, wird der gehoffte Erfolg durch ein Studiengesetz erreicht werden? Uns scheint die zweckmäfsige Folge der Studien nicht das einzige, nicht einmal das Haupterfordernifs. Eben so wichtig mindestens ist es, dafs der junge Mann lerne, seine Zeit zweckmäfsig eintheilen und benutzen, dafs er einem freien Vortrage folgen und denselben in sich aufnehmen und verarbeiten, dafs er sich aus dem Gewirre abweichender Ansichten herausarbeiten, mit einem Wort, dafs er erst studiren lerne. Das ist eine Schwierigkeit, welche nur allmählig und nur selbstständig und selbstthätig überwunden wird. Warum denn nicht auch die andern? Auch kann man den Studirenden wohl zwingen, Vorlesungen in einer Reihenfolge zu belegen, die Aufsicht über den Besuch wird aber — wenigstens auf einer frequenten Universität schon schwer, die Aufsicht über den Erfolg des Besuchs unmöglich sein, und so werden immer noch genug junge Leute unvorbereitet die folgenden Vorlesungen hören, selbst Kliniken betreten oder höchstens sich der Dressur zu den so oft wiederkehrenden Prüfungen unterwerfen. Nicht minder werden der gründlichen Einseitigkeit in Betreibung einzelner Zweige, die Verf. ja neben der allseitigen Erlernung der Wissenschaft selbst wünschenswerth hält, die sich oft schon auf der Universität in nicht unbedeutender Weise geltend macht, unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt. Endlich wird der Verband mit der Universitas literaria, mit der Gesammtheit der wissenschaftlichen Welt, immer lockerer, die Zahl derjenigen immer geringer werden, die neben den für jedes Semester gebotenen Facultätscollegien auch noch einmal ein anderes hören. Wir glauben daher, dafs es vollkommen genügen und dem Beispiele der juristischen Bildung, welches unser Verf. anführt, ganz analog sein wird, wenn nur überhaupt die Vorlesungen, über deren Besuch Behufs der Zulassung zu den Prüfungen Zeugnisse erforderlich sind, vorgeschrieben, deren Reihefolge aber dem Willen jedes Einzelnen überlassen bleibt. Mehr thut der Justizminister auch nicht, das ist aber auch vollkommen consequent und gerecht, denn eben so gut wie der Staat einen Ausweis daüber verlangt, dafs jeder sich zu den ärztlichen Prüfungen Meldende eine Universität besucht habe, also nicht blofs darüber, was der Examinande wisse, sondern auch wo er es gelernt habe, so ist er auch berechtigt, den Nachweis darüber zu verlangen, dafs Examinandus seine Kenntnisse in Vorlesungen und nicht etwa blofs aus Büchern geschöpft habe. Hierdurch wird aber unseres Erachtens auch Alles erreicht, was man von den strengern Maafsregeln unsers Verf.'s erwarten kann, nämlich dafs die studirende Jugend nicht blofs die sogenannten praktischen, sondern auch die strengwissenschaftlichen Vorlesungen hört. Es ist dies ein wesentlicher und nothwendiger Zwang, da sonst der Besuch solcher Vorlesungen aus unnöthiger Ersparungssucht, jugendlichem Leichtsinn u. s. w. leicht unterbleibt. Die Reihenfolge der Vorlesungen kann man aber der eignen Einsicht und den individuellen Bedürfnissen ruhig überlassen; an Gelegenheit sich Raths zu erholen, wird es denen, die guten Willen haben, auf einer Universität schwerlich fehlen, die Böswilligen aber werden auch gesetzliche Vorschriften möglichst unvollkommen befolgen. Ein sehr wesentliches und wichtiges Mittel, den Besuch dieser oft vernachläfsigten Collegien zu befördern, liegt in der Hand der akademischen Lehrer selbst, namentlich der klinischen, wenn sie durch eigne Lehre und Beispiel die Wichtigkeit jener Disciplinen den Studirenden recht eindringlich machen und dieselben bei jeder vorkommenden Gelegenheit am Krankenbette und Sectionstische über die erworbenen Kenntnisse examiniren. Keiner läfst sich gern vor seinen Commilitonen blamiren und jeder wird dies ob seiner Unwissenheit erleiden müssen, da er verpflichtet ist, im Klinikum zu prakticiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

Die Reform der Medicinal-Verfassung Preufsens. *Von Dr. Joseph Hermann Schmidt.*

(Fortsetzung.)

Endlich möchten wir noch aus dem Studienplane selbst einen Grund dagegen entnehmen, demselben Gesetzeskraft zu geben, nämlich daraus, dafs über dessen zweckmäfsige Einrichtung je nach den individuellen Bedürfnissen die verschiedensten Meinungen obwalten, und dafs auch der hier in Rede stehende, obwohl in seinen Grundzügen zweckmäfsig, in den speciellen Anordnungen manche Einwendungen zuläfst. Wird es dem Studierenden schon schwer werden, die an das Ende der ersten Stufe verlegte allgemeine Pathologie schon da so in sich aufzunehmen, dafs er sich darüber prüfen lassen kann, so gilt dies noch mehr von den Collegien der zweiten Stufe, der speciellen Pathologie und Therapie, der Chirurgie und Geburtshülfe. Wie soll er diese theoretisch erlernen, wie Knochenbrüche, Hautkrankheiten, Herzgeräusche oder Kindestheile beschreiben können, ohne davon eine lebendige Anschauung gehabt zu haben. Es wird also nicht der Besuch einer oder der andern Klinik als Auskultant zu gestatten sein, sondern der Besuch aller Kliniken, als solcher, schon auf dieser Stufe unerlässlich werden. Wenn wir endlich die Stellung der Geschichte der Medizin in der 3ten Stufe auch nicht gerade für beeinträchtigend halten, obwohl dieselbe vielleicht, als dem eigentlichen scientifischen und theoretischen Theil des Studiums und daher der Fakultätsprüfung näher angehörend, passender an das Ende der 2ten Stufe gestellt wäre, so müssen wir die Stellung der pathologischen Anatomie in der dritten Periode für eine wesentliche Benachtheiligung des Studiums ansehen. Man wird allerdings eher krank, als man stirbt, man lebt aber auch eher, als man stirbt, und hört dennoch Anatomie vor der Physiologie. Es ist bei der heutigen Stellung der einzelnen medicinischen Disciplinen zu einander eine absolute Unmöglichkeit, specielle Pathologie zu erlernen, ohne vorher oder mindestens gleichzeitig pathologische Anatomie erlernt zu haben. Wie soll der Studierende Herzgeräusche, oder die verschiedenen Stadien einer Lungenentzündung, Schwindsucht etc. verstehen und erkennen, ohne vorher die pathologisch-anatomischen Veränderungen der Herzlappen und des Lungengewebes etc. kennen gelernt zu haben. Es gehört daher pathologische Anatomie nothwendig in die Mitte des 2ten Cyclus und darf hier die Nebenrücksicht, auf allen 3 Stufen berühmte Lehrer der Anatomie hören zu können, um so weniger mafsgebend sein, als die pathologische Anatomie heutiges Tages mehr in den Bereich der praktischen Aerzte, als der Anatomen von Fach gehört, und hoffentlich ihre Kultur immer mehr in die Hände der ersten übergehen wird. Nicht ganz unerhebliche Gründe gegen das Vorschreiben eines gemachten Studienplans möchten sich also auch aus diesen Schwierigkeiten ergeben.

Was nun endlich die Studienzeit betrifft, welche Verf. keinesweges normiren, sondern darüber nur guten Rath ertheilen will, so möchten wir aus einem allerdings mehr äufserlichen Grunde das Quadriennium oder lieber statt dessen ein Quinquennium beibehalten. Dafs *mindestens* 4½ Jahr für das Studium erforderlich sind, sagt auch unser Verf., es wird aber gut sein, wenn jeder vorher weifs, dafs er diese Zeit darauf zu verwenden und so lange für Subsistenzmittel Sorge zu tragen habe, weil sonst manche sich zu dem Studium der Medicin drängen werden, in der Hoffnung, dafs es ihrem Fleifse und Talente gelingen könne, dieselbe in kürzerer Zeit zu erlernen, und dann später aus Mangel an Subsistenzmitteln zu Grunde gehen. Es wird dadurch der Ueberzahl von Aerzten wenigstens einiger Maafsen Schranke gesetzt.

Digitized by Google

In der engsten Beziehung zu dem medicinischen Studium ist das auch im vorliegende Buche sich demselben anschliefsende medicinische Prüfungswesen. Es ergiebt sich schon aus dem früher Mitgetheilten, dafs die bisherigen Prüfungen, philosophische, Fakultäts- und Staatsprüfung, beibehalten werden, aber der Zeit und dem Umfange nach eine andere Stellung erhalten sollen. Das philosophische Examen soll aufser den Natur- und eigentlichen philosophischen Wissenschaften gleichzeitig Anatomie und Physiologie umfassen und an das Ende der 1sten Stufe (eines 1½jährigen Studiums) verlegt werden, die Fakultätsprüfung die gesammte wissenschaftliche Medicin mit Einschlufs der im philosophischen geforderten Gegenstände und der Cursus die gesammte Medizin in ihrer Anwendung auf das Leben in sich begreifen. Verf. hofft dadurch, dafs die Prüfungen über die wissenschaftliche Grundlage der Arzneikunde, namentlich Physiologie und Pathologie in allen Stufen vorkommen, während die sogenannten praktischen Zweige (Operationslehre, Receptirkunst etc.) nur der letzten vorbehalten sind, der materialistischen Tendenz der Jugend entgegenzuarbeiten und dieselben den ernsten wissenschaftlichen Studien mehr zuzuwenden. Die Fakultäts-Prüfung, welche nach ihrer bisherigen Stellung unmittelbar vor dem Cursus als eine überflüssige obsolete Form erschien, soll durch die Trennung vom Cursus und die Verlegung an das Ende des blofs wissenschaftlichen Studiums (3 Jahre) wieder mehr Bedeutung erhalten und dadurch, dafs die jungen Mediciner fortan nur nach erlangter Doctorwürde in den Hospitälern als Praktikanten angenommen werden, die armen Hospitalkranken gleichzeitig mitgehoben werden. Dem Cursus selbst soll durch veränderte Einrichtungen mehr Gewicht und namentlich gröfsere Einheit gegeben werden. Diese wird einmal das nothwendige Ergebnifs der einfachen Klassification des ärztlichen Personals sein, sodann aber auch durch die Aufnahme der bisher ganz inconsequenter Weise ausgeschlossenen Geburtshülfe bewirkt werden. Verf. hat sich hier, wo er für seine sogenannte Fachwissenschaft den ihr gebührenden Platz geltend macht, von einer Einseitigkeit des früheren Prüfungsreglements freigehalten, deren Ausgleichung wir ebenfalls für dringend nothwendig halten, nämlich dafs nur über einen chirurgischen Gegenstand eine schriftliche Arbeit anzufertigen ist, und dafs die chirurgische Prüfung 3 verschiedene Stadien hat (auf der Anatomie, in der klinischen und in der Schlufsprüfung), während der eigentlichen Medicin nur die 2 letztern zukommen. Wir würden es für eine Verbesserung halten, wenn über einen physiologischen, einen pathologisch-therapeutischen und bei der veränderten Einrichtung über einen geburtshülflichen Gegenstand schriftliche Arbeiten angefertigt und beim mündlichen Vortrag über dieselben geprüft würde. Dergleichen Ausarbeitungen geben einen trefflichen Maafsstab der Beurtheilung des Candidaten und diesem überdies Veranlassung, sein Wissen in verschiedener Richtung selbst zu prüfen und zu vervollständigen.

Die Commissarien für das philosophische Examen sollen aus den beiden Fakultäten, der medicinischen und philosophischen, zugleich gewählt werden, so dafs jeder Fakultät ihre eigentlichen Fachwissenschaften (Psychologie und Logik, Anatomie und Physiologie) verbleiben, die beiden mehr gemeinschaftlichen Naturwissenschaften aber nur dann der philosophischen Fakultät belassen werden, wenn die medizinische keine Männer hat, die sich speciell mit denselben beschäftigen. Den Vorsitz soll das älteste Mitglied der Commission, nicht mehr der Dekan der philosophischen Fakultät führen; Einrichtungen, deren Zweckmäfsigkeit sich nicht bestreiten läfst. Das Rigurosum bleibt selbstredend den medicinischen Fakultäten und zwar am besten so, dafs jeder Nominalprofessor über sein Fach prüft, während für die Staatsprüfung die Einrichtung einer von dem Ministerium ernannten Examinations-Commission beibehalten werden soll, ohne jedoch wie bisher, wenn auch nur im Princip, denn ausgeführt ward es nie, die Universitätslehrer davon ganz oder doch von dem Fach, welches sie vortragen, ausschliefsen zu wollen. Schon darin, dafs diese Vorschrift des Cursusreglements nie beobachtet ist, liegt der beste Beweis ihrer Unzweckmäfsigkeit, auch hat man in anderen Ländern, so neuerdings in England, gleichfalls die Nothwendigkeit eingesehen, das Prüfungswesen vorzugsweise in den Händen der Lehrer zu lassen, weil in der Regel nur diese mit dem jedesmaligen Tageszustand der Wissenschaft und den Bedürfnissen und Ansichten der Studierenden vertraut genug sind, um denselben zu imponiren und doch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Commission soll also, wie es bisher praktisch schon der Fall war, aus akademi-

Digitized by Google

schen Lehrern und praktischen Aerzten gleichzeitig zusammengesetzt werden. Um Gleichheit der Principien bei der Staatsprüfung und dadurch dem Staate die nothwendige Einheit der Uebersicht der Leistungen des Heilpersonals zu erhalten, sollen die delegirten Commissionen gänzlich aufgehoben und die Staatsprüfungen nur in Berlin abgehalten werden. Verf., welcher die dieser Einrichtung nothwendig folgende Bevorzugung der Berliner Universität nur widerstrebend, als das kleinere von zwei Uebeln, zugiebt, hofft, dafs durch die Verlegung der Fakultäts-Prüfung an das Ende des dritten Jahres eine Ausgleichung stattfinden werde, indem sich die Studirenden dann häufiger veranlafst finden würden, auf andern Universitäten zu promoviren, als jetzt, da sie diese gleichfalls am Schlufs der Studien liegende Prüfung auch meist in Berlin ablegen, wo sie sich am Ende ihrer Studien doch aufhalten müssen.

Wenn man diese Einrichtungen, welchen nur noch eine Beschränkung der Erlaubnifs, so oft der Examinand es will, durchzufallen, auf etwa dreimal, hinzuzufügen sein dürfte, auch im Ganzen als höchst zweckmäfsig anerkennen mufs, so lassen sich doch gegen einen Punct, gegen die Vertheilung der Prüfungen auf die ganze Studienzeit, erhebliche Bedenken nicht unterdrücken. Jeder andere, Jurist, Theologe, Philosoph hat die ersten 3 Jahre zur unbeschränkten Disposition, ohne dafs ihm während derselben Rechenschaft über deren Verwendung und sein Wissen abgefordert wird, nur dem Mediciner soll diese freie Bewegung verkümmert, ihm, wenn er eben erst die Schule und ihre Prüfungen glücklich überstanden hat, das drohende Gespenst eines Examens sogleich wieder vorgehalten werden. Wird dadurch nicht gerade der Hauptzweck, welchen Verf. bei allen besprochenen Einrichtungen und zwar mit Recht vor Augen gehabt hat, ein gründliches wissenschaftliches Studium beeinträchtigt und das ganze Studium in eine fortgesetzte Vorbereitung zum Examen verwandelt werden. Entspricht es wohl dem Begriffe einer Universität (Allgemeinheit), dem Bedürfnisse einer allgemeinen Bildung, welches deren Gründung herbeigeführt hat, dafs dem Studirenden sein Wissen stückweise abgefragt, dafs er beständig zur Rechenschaft gezogen wird über Theile seines Studiums, während sein Streben dahin gehen soll, diese zu einem einigen harmonischen Wissen in sich zu verarbeiten. Examina gewähren, das ist allgemein anerkannt, überhaupt nur einen unvollkommenen Mafsstab zur Beurtheilung eines jungen Mannes; sie sind nur ein nothwendiges Uebel, man hüte sich also, sie zum Angelpunct des ganzen Universitätslebens noch mehr zu erheben, als sie es schon sind. Verfasser eifert mit Recht gegen die Abrichtungsinstitute, die aufserakademischen sogenannten Repetitorien und Präparatorien, welche in wenigen Wochen statt einer durch eigenen Fleifs erworbenen gründlichen Bildung, das zum Examen wahrscheinlich Erforderliche, wo möglich auch die Ansichten und Vorurtheile des Herrn Examinators in den Kopf des Examinanden zu trichtern streben, unvermeidliche Begleiter des Prüfungswesens, da sie ja für alle Fächer existiren. Wird er deren Einflufs aber durch solche Vertheilung der Prüfungen nicht auf's Wirksamste befördern, die Errichtung eines solchen Instituts für jede Stufe herbeiführen, und so sich selbst entgegenarbeiten. Man lasse den jungen Mediciner eben so wie die andern Studierenden mindestens 3 Jahre mit Examen unbehelligt, und treibe ihn nicht unwillkürlich dazu, statt der Wissenschaft, die Kunst durch's Examen zu kommen, zu studiren. Dann mag er die philosophische und Fakultäts-Prüfung ziemlich gleichzeitig ablegen, ehe ihm gestattet wird, handelnd, unter Beobachtung des Lehrers in den Kliniken aufzutreten. So wird man auch dem selbstgeschaffenen Dilemma, diejenigen, welche auf auswärtigen Universitäten studirt haben, nach anderen Grundsätzen behandeln zu müssen, wenigstens einiger Maafsen entgehn. Dafs der Verfasser die Erwerbung der medicinischen Doctorwürde auch künftig als unumgängliche Bedingung zur Ausübung der ärztlichen Praxis beibehalten wissen will und zwar vorzugsweise weil das Publikum einmal daran gewöhnt ist und mit dem Aufgeben jenes Grades in seinen Augen auch das Ansehen des ärztlichen Standes, wenigstens so lange Wundärzte 1. Kl. nicht ausgestorben sind, durch Nivellirung der wissenschaftlichen Aerzte mit den eben genannten leiden würde, endlich aber auch im Hinblick auf andre Länder, wo der Doctorhut noch allgemein erfordert wird, ist im höchsten Grade angemessen. Dagegen erscheint uns die zum Besten der tüchtigen Wundärzte 1. Kl. vorgeschlagene Maafsregel, denselben zu gestatten, dafs sie durch Nachholung der philosophischen und Fakultäts-Prüfung und des ihnen fehlenden Theils vom

Digitized by Google

Cursus in die Reihe der praktischen Aerzte eintreten können, keine Abhülfe für deren Gravamina zu gewähren. Wie viele wissenschaftlich gebildete Aerzte möchten nach 10 bis 20 und mehr Jahren noch Lust und Geschick haben, Prüfungen zu bestehen, wie wenigen Wundärzten 1. Klasse wird also diese Vergünstigung zu Gute kommen. Vf. sucht aber auch selbst nach andern Mitteln, um nicht allein diese, sondern den ganzen ärztlichen Stand von vielfachem Druck und Mangelhaftigkeit, die auf demselben lasten, zu befreien, und diese machen den Gegenstand der vierten Denkschrift aus, welche das Militairmedicinalwesen betrifft. Es ist dasselbe schon der Gegenstand vielfacher Erörterungen von Seiten der Aerzte unsers Vaterlandes gewesen, weil sie alle, mit kaum zu zählenden Ausnahmen, die Ueberzeugung gewonnen haben, dafs die Scheidewand, wodurch die Militairmedicin gegen die Civilmedicin abgeschlossen ist, das gröfste Hemmnifs für die Fortentwickelung und das Gedeihen der Arzneiwissenschaft und ihrer Vertreter ist. Verf. hat sich auch hier als ein umsichtiger und unbefangener, aber auch als redlicher Mann bewährt; er hat dem Verdienst, welches sich Institute und Individuen erworben haben, volle offene Anerkennung nirgends versagt, sein eifriges Bestreben geht dahin, alle einmal erworbenen persönlichen Rechte anerkannt und geschützt zu wissen, er deckt aber auch die Inconsequenzen und Mängel des bestehenden Systems mit rücksichtslosem Freimuthe auf und zeigt den Weg der Reform, der doch endlich — sei es nun über kurz oder lang — eingeschlagen werden mufs. Nur dadurch, dafs es möglich wird, dem Mangel an ärztlichem Personale, an dem die Militair-Medicin schon leidet und dem sie mehr und mehr anheimfallen wird, aus der Ueberzahl, welche die Civil-Medicin erdrückt, abzuhelfen, kann ein für beide Theile erspriefslicher Zustand herbeigeführt werden. Zu diesem Behuf soll nun der von beiden Seiten in der Theorie eingeräumte Satz, dafs es keine Civil- und Militair-Aerzte, sondern nur civil- und militärärzliche Beamte im Staate gebe, auch in allen seinen praktischen Folgen geltend gemacht werden. Beide Theile hören dieselben Vorlesungen bei denselben Lehrern, sie müssen dieselben Prüfungen vor den gleichen Commissarien bestehen, dann aber gehen ihre Wege auseinander, dem Compagnie-Chirurgus wird die mühsam erworbene Approbation so lange vorenthalten, bis er höherer Militair-Arzt geworden ist, dem Civilarzt ist und wenn er im Felde sein Leben eingesetzt und seine Tüchtigkeit bewährt hätte, das Einrücken in eine höhere militärärztliche Stelle verwehrt. Ausnahmen von dieser Regel sind so unendlich selten, dafs sie nicht in Betracht kommen können. Dafs der Staat, um diese exclusive Militair-Medicinal-Verfassung aufrecht zu erhalten, die sämmtlichen oberen Militärärzte auf seine Kosten (im Friedrich-Wilhelms-Institut und auf der Militär-Akademie) erzieht, dafs er für deren Erziehung und Ausbildung grofse Summen unnöthig ausgibt, während er das militärärztliche Personal umsonst haben könnte, ist allerdings an und für sich, wie Verf. mit Recht bemerkt, nur ein untergeordneter Gesichtspunct, er wird aber auch bedeutender, wenn man erwägt, dafs der Zweck doch nicht erreicht wird. Es ist längst, selbst von den Zöglingen des Instituts (s. die vor nicht langer Zeit erschienene Richtersche Schrift) anerkannt, dafs dasselbe mit seinen Annexen (den attachirten Chirurgen) bei weitem nicht hinreicht, um dem Heere nur die oberen Militärärzte zu verschaffen, deren es im Fall eines Krieges bedarf, dafs dieses aber an Compagnie-Chirurgen offenbaren Mangel leiden würde. Dann würde man sich also trotz alles Widerstrebens genöthigt sehen, das fehlende Personal aus den Civilärzten zu entnehmen. Nur für die Zeit der Ruhe reicht das Institut aus, in den Tagen des Kampfes mufs es sich aus der Mitte von denen rekrutiren, die es im Frieden ausschliefst. Aber auch schon im Frieden sind der Inconsequenzen und Härten genug, die man begehen mufs, um das Privilegium zu erhalten. Die Militair-Medicinal-Hierarchie bildet einen Staat im grofsen Staate, der sich durchaus nicht an die Grundsätze kehrt, wornach dieser regiert wird. Während ein jeder, der in dem Dienste für König und Vaterland Kräfte und Zeit hingiebt, die Aussicht, ja das Recht hat, eine seinen Leistungen angemessene Beförderung zu erwarten, während jedem, der seine Befähigung nachweist, freisteht, in irgend einen beliebigen Dienstzweig einzutreten, ist nur die militärärztliche Laufbahn einer besondern Priesterkaste aufbewahrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

Die Reform der Medicinal-Verfassung Preufsens. *Von Dr. Joseph Hermann Schmidt.*

(Fortsetzung.)

Ja was noch mehr ist, in der Landwehr, wo ein jeder Preufse Dienste leisten mufs, eine Pflicht, auf die er stolz ist, weil sie allen obliegt und jeder nach Maafsgabe seiner Würdigkeit einen Platz erhält, selbst da ist dem ausgezeichnetsten Arzte, wenn er nicht der Militärmedicinal-Hierarchie angehört, jede Aussicht auf Avancement benommen, er mufs lebenslang ein Comp.-Chirurgus bleiben, dessen eigentlicher Wirkungskreis die kleine Chirurgie ist. Noch mehr, der Staat nimmt ihm mit der einen Hand, was er ihm mit der andern gegeben hat, denn ein promovirter Arzt, der sich also die höchstmögliche wissenschaftliche Qualifikation in seinem Vaterlande erworben hat, kann dort der untergebene Comp.-Chirurgus eines Bat.-Arztes werden, der nur Wundarzt 1ster Klasse, und in der Civilpraxis gerade der geringern wissenschaftlichen Qualifikation wegen verpflichtet ist, sich den Anordnungen des erstern zu unterwerfen. Nicht einmal seine Civil-Beamten hat der Staat gegen dieses momentane Herabsteigen geschützt, Kreisphysiker, Medicinalräthe, Professoren und Geh. Räthe, alle sind in der Landwehr nur Comp.-Chirurgen, ohne dafs sie, wenigstens in Friedenszeit, die Aussicht haben, aufzurücken, während jeder, der die Waffe führt, nach Maafsgabe seiner Qualifikation Offizier werden kann und *mufs:* Man wende nicht ein, dafs auch jeder andere waffenfähige Staatsbürger ohne Rücksicht auf Bildung und Stand verpflichtet ist, auf der niedrigsten Stufe, als Landwehrmann, einzutreten, er dient mit der Muskete und nicht mit seiner Wissenschaft und hat wenigstens gegründete Aussicht auf Beförderung.

Wenn nun aber auch bei einzelnen in Friedenszeit kaum merkbaren Ausnahmsfällen, in Kriegszeiten häufig genug vor dem gebieterischen Gesetze des Bedürfnisses die Schranke fiel und ein Civilarzt zum Landwehrbataillonsarzt befördert ward, so war damit wiederum seine Laufbahn abgeschlossen und ein Aufrücken zum Regimentsarzt um nicht zu sagen unmöglich, doch unzuläfsig, der Mann mochte sich noch so trefflich bewähren. Und was das Schlimmste ist, man konnte, wie Verf. mit treffenden Zügen schildert, diese Unbilligkeit nicht umgehen, ohne in eine Ungerechtigkeit zu verfallen, indem man der grofsen Anzahl für das Militär erzogener „hoffender und harrender wissenschaftlicher Männer," wenn sie endlich „nach abgewickelten „langen Stadien des civilpraxislosen Comp.-Chirurgus, „des zur Beaufsichtigung des Nachwuchses nöthigen „Pensionärarztes und des Stabsarztes" an dem mühsam errungenen Ziel der Selbstständigkeit angelangt zu sein glaubten, das gegebene Versprechen, ihnen allein dies Avancement vorzubehalten, nicht gehalten hätte. Waren aber die Bevorzugten selbst zufrieden, wenn sie das Ziel erreicht hatten? Mit Recht bezweifelt es unser Verf., indem er sagt, ein Lebensglück, welches aufgespart wird, bis die Blüthenjahre des Lebens vorüber sind, ist kein Lebensglück.

Was ist denn aber der Grund für die Beibehaltung eines solchen Systems? Es ist die Hypothese, dafs der künftige Militärarzt sich schon früh an Subordination gewöhnen müsse, eine solche Gewöhnung aber bei der jetztigen Verfassung der Hochschulen nicht stattfinden könne. Verf., welcher die Richtigkeit der ersten Hälfte dieses Satzes unbedingt anerkennt, weist nach, dafs es sich hiebei nur um Feststellung des Begriffes früh und spät handele. Für das Studium gebe es nur eine nothwendige, aber auch ganz natürliche Subordination, die technische des Schülers unter den Lehrer, des Minderunter den Mehrwissenden; die Subordination des Untergebenen unter den Vorgesetzten trete erst später hinzu, das Stadium des Comp.- und Esk.-Chirurgus sei dasjenige, wo der angehende Militärarzt diese lernen

Digitized by Google

müsse und wenn er sich hier subordinationswidrig betrage, so müsse er von Beförderung ausgeschlossen werden, nicht aber im entgegengesetzten Fall. Das geschehe aber dennoch, die Militärmedicin nehme sehr gern junge Civildoctoren als Comp.-Chirurgen an, ohne den Nachweis des Studiums der Subordination zu fordern, sie verweigere ihnen aber jede Beförderung, wenn sie auch jene Probezeit der strengsten Subordination ganz zur Zufriedenheit zurückgelegt hätten. Die Infinitesimal-Ausnahmen von dieser Regel seien durchaus zur Zufriedenheit der Militärmedicin ausgefallen, also auch der praktische Beweis von Brauchbarkeit der Civilärzte für militärärztliche Stellen geliefert, dennoch aber weigere man sich, diese Proben fortzusetzen und führe dann, als Beweis für die Nothwendigkeit, sich besondere Militärärzte zu bilden, den Grund an, dafs sich keine Civilärzte meldeten. Als ob ein vernünftiger Mensch, wenn er sich mit Mühe und Kosten eine wissesschaftliche Bildung erworben hat, das eifrige Bestreben haben haben könnte, lebenslang Comp.-Chirurgus zu werden. Es ist allerdings nicht einzusehen, warum gerade der Arzt schon während seiner Bildungszeit militärische Subordination lernen soll, da man dieses bei keiner andern Militärcharge für erforderlich hält. Wann ist es wohl einem Aspiranten zum Offiiciergrade zum Vorwurf gemacht, wenn er auf einer Universität aus freiem Antriebe und auf eigne Kosten sich geistige Bildung erworben hatte? wer hat ihn deshalb je für unfähig erachtet, Subordination zu lernen? Wird diese nicht täglich in der Reihe der Landwehr von gebildeten jungen Männern jedes Standes, unter denen sich eine grofse Zahl ehemaliger Studirenden befindet, zur Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten bewährt und geübt? Es ist aber doch nicht einzusehen, weshalb ein Landwehr-Bataillonsarzt mehr Subordination bedarf, als ein Landwehrlieutenant, weshalb jener sie schwerer lernen sollte, als dieser. Auch sei es uns gestattet, auf die Kehrseite einer so frühzeitigen Subordination aufmerksam zu machen. Es gibt zwar kräftige und begabte Geister, die auch darin ihre Freiheit zu behaupten wissen und in der freiwilligen Unterordnung unter das als nothwendig erkannte Gesetz kein Hemmnifs der innern Entwicklung finden; es gibt aber auch subalterne Geister, die in der ewigen Subordination selbst subordinirt werden. Darum erkennen wir und Hunderte mit uns unbedingt den Ausspruch des Vf.'s als wahr an (p. 141): so lange noch ein Stück von jener Brandmauer steht, welche unser Medicinalwesen in zwei seitliche Hälften aus einander scheidet, rechne der ärztliche Gesammtstand nicht auf bessere Zeiten. Um aber diese nothwendige Union zu Stande zu bringen, sei es unerläfsliche Bedingung, dafs dem approbirten Comp.-Chirurgus die Civilpraxis freigegeben und dafs die exclusiven Rechte des Friedr. Wilhelms Instituts, vorbehaltlich aller einmal erworbenen persönlichen Ansprüche, aufgehoben würden. Mit Freuden wird der ärztliche Stand es aus dieser Schrift entnehmen, dafs von den erleuchteten Chefs beider Verwaltungen Schritte zur Verwirklichung dieser Desiderate geschehen sind, dafs künftig die Comp.-Chirurgen, welche die Staatsprüfung als Doctores promoti absolvirten, ihre Approbation und den militärärztlichen Titel eines Oberarztes bekommen und dafs junge Civilärzte im Wege des Avancements zu den Regimentsarztstellen zugelassen werden sollen. Vollkommen begründet ist aber das Bedenken, dafs die Civilärzte nicht kommen werden, so lange das Institut lebt, so lange also den dort erzogenen Aerzten, wenn auch nicht gesetzlich, doch facultativ ein Vorzug eingeräumt werden wird. Es mufs daher jeder Unterschied zwischen Civilmedicin und Militärmedicin (in der That) aufhören, Militärärzte müssen da gebildet werden, wo die Civilärzte erzogen werden, zu diesem Behufe eine Professur der Militärmedicin für angehende militärärztliche Beamte, wie die der Staatsarzneikunde für angehende civilärztliche Beamte begründet werden (wie eine solche z. B. in Edinburg schon lange besteht). Erst nach Beendigung des Studiums tritt dann der Arzt in die civil- oder militärärztliche Beamtenlaufbahn und wird dort je nach dem Grade der Zufriedenheit seiner speciellen Vorgesetzten befördert oder nicht. Das ist einfach, verständig und gerecht.

Damit ist jedoch ein anderes unsers Erachtens noch viel erheblicheres Hemmnifs, welches die medicinische Wissenschaft und der ärztliche Stand durch die jetzige Stellung der Militärmedicin erleidet, noch nicht beseitigt, nämlich die exclusive Behauptung und Benutzung fast sämmtlicher Hospitäler des Landes, namentlich der Charité in Berlin, Verhältnisse, welche unser Verf. demnächst erörtert.

Hospitäler müssen, wenn sie ihrem Zweck vollständig entsprechen sollen, in doppelter Beziehung nutzbar

Digitized by Google

gemacht werden, zuvörderst als eine Zuflucht für arme Leidende, dann aber auch als die Stätte, wo die Arzneiwissenschaft erlernt und selbst weitergebildet werden soll. Genaue, ins Einzelne gehende Beobachtungen der mannigfachen, selbst anscheinend unbedeutsamen Krankheitssymptome und ihres Verlaufs, Anwendung physikalischer und chemischer Grundsätze und Untersuchungsmethoden auf die Beobachtung und Erforschung dieser Symptome, die dahin gehörige chemische und mikroskopische Untersuchung der Absonderungen und Krankheitsproducte lassen sich vorzugsweise nur in einem Krankenhause anstellen, nur dort lassen sich dergleichen Arbeiten bei zahlreichen gleichartigen Fällen vervielfältigen, und ganze Reihen gleicher Thatsachen sammeln, so dafs daraus ein allgemeiner Schlufs gezogen werden kann. Es ist anderweitig selten möglich, die Lebensverhältnisse, Diät, u. s. w. der Kranken so genau zu regeln oder auch nur von den auf dieselben einwirkenden äufsern Potenzen so genaue Kenntnifs zu nehmen, dafs man mit einiger Sicherheit unterscheiden kann, was diesen und was der Krankheit angehört. Es ist deshalb ein Hospital derjenige Ort, wo angehende Aerzte unter der Leitung ihrer Lehrer Krankheiten beobachten, erkennen und behandeln lernen, aber auch derjenige, wo schon ausgebildete sich das Material zu wissenschaftlichen Arbeiten sammeln müssen. Es ist dies eine lange anerkannte Wahrheit, die aber in neueren Zeiten, wo die Fortschritte der Naturwissenschaften in Methode und Materie auch auf die Einführung einer exacteren Methode in die Cultur der Arzneiwissenschaft fruchtbringend gewirkt haben, erst recht deutlich zum allgemeinen Bewufstsein der Aerzte gekommen ist. Es ist daher eine Ungerechtigkeit gegen den ganzen Stand und gegen die Wissenschaft, dafs man den angehenden oberen Militärärzten, die schon in zahlreichen und wohleingerichteten Militärlazarethen einen erheblichen Vorzug zu ihrer Aus- und Weiterbildung besitzen, für den die geringe Zahl und mangelhafte Beschaffenheit der meisten städtischen Krankenhäuser keine Ausgleichung gewähren, auch noch das gröfste Civilkrankenhaus des Landes, die Charité zur ausschliefslichen Benutzung übergab, dafs man denselben nicht etwa die chirurgische Abtheilung, als besonders nöthig für Aerzte, welche ihrem Berufe nach vorzugsweise Chirurgie cultiviren mufsten, nicht etwa noch die Abtheilung für innere und syphilitische Kranke, womit der Kreis dessen, was dem Soldatenarzt nöthig ist, jedenfalls geschlossen war, sondern auch die Irrenanstalt, die Abtheilung für kranke Kinder, Schwangere und Gebärende übergab, obgleich Friedrich der Grofse, wie unser Verf. erwähnt, dem seeligen Mursinna p. 162 auf dessen ehrfurchtsvolle Ueberreichung seines Buches über Frauenzimmer-Krankheiten, mittelst Allerhöchsten Resoluts vom 5. Juli 1786, folgende lakonische Antwort hat zugehen lassen: „*Er soll lieber suchen die Kerls zu curiren, denn darum ist er Regiments-Feldscheer.*"

Was aber das Uebelste bei der ganzen Einrichtung war, man machte es den Militärärzten selbst unmöglich, die reichlich dargebotene Gelegenheit zu benutzen. Wenn man auch darüber, dafs niemanden gestattet ward, sich die Anstellung bei einer Abtheilung besonders zu erbitten, als über eine den Gesetzen des unbedingten militärischen Gehorsams entsprechende Einrichtung, hinwegsehen will, so erforderte doch die militärische Subordination nicht, dafs man niemanden gestattete, auf irgend einem ihm angewiesenen Standpunct heimisch zu werden und seine Kräfte an derselben Stelle zu prüfen und zu üben, sondern verlangte, dafs jeder in derselben Zeit dasselbe lernen sollte, dafs also der Charité-Chirurgus nur wenige Monate, der Stabsarzt (mit Ausnahme des auf der Irrenabtheilung stationirten) etwa ½ Jahr auf der einzelnen Station blieb. Da ist es nicht möglich, ein specielles Fach lieb zu gewinnen, eine gewonnene Idee oder gemachte Erfahrung weiter zu verfolgen und zu prüfen, überhaupt Material zu einer wissenschaftlichen Arbeit zu sammeln. Keiner darf sich selbstständig bewegen, jeder mufs in dem vorgeschriebenen Schritt, ohne rechts und links zu sehen, seinen Weg zurücklegen. Unter diesen Umständen kann es freilich nicht auffallen, dafs seit 30 Jahren, wo in Frankreich und England und allmählig auch in Deutschland ein neues wissenschaftliches Leben begann, wo, Forschungen angestellt und Entdeckungen gemacht wurden, die ihren Urhebern Unsterblichkeit sicherten, wo Laennec, Andral, Hope, Stokes, Skoda und so viele Andere erstanden und wirkten, aus der Charité auch nicht Eine bedeutende Monographie hervorging. Mit Unrecht hat man wohl die Schuld dieses Zurückbleibens den Aerzten der Anstalt beigemessen, nein es lag in deren eben besprochenen Einrichtungen, welche dergleichen Arbei-

Digitized by Google

ten unmöglich machten. Wir wollen damit nicht behaupten, dafs ein solches Zurückbleiben nicht noch weniger möglich gewesen wäre, wenn die Anstalt allen Aerzten zugänglich und eine Anstellung an derselben eine Belohnung des Talents und des Fleifses gewesen wäre. Es ist vielmehr gewifs, dafs sich unter Hunderten von jährlichen Bewerbern mehr ausgezeichnete Köpfe finden müssen, als unter achtzehn, und dafs Individuen, welche an verschiedenen Orten und von verschiedenen Lehrern gebildet sind, einander gegenseitig mehr Anregung und Belehrung gewähren müssen, als diejenigen, welchen derselbe gemessene Bildungsgang eine Reihe von Jahren hindurch aufgezwungen war. Es ist aber eine Gerechtigkeit, auf welche der ärztliche Stand und die Wissenschaft wohl Anspruch hat, dafs die ohnehin im Vergleich zum Auslande sparsamere Gelegenheit Allen zugänglich sei. Der Verf. welcher diese Verhältnisse mit seiner gewohnten Schärfe auseinandersetzt, weist noch darauf hin, wie bei den jetzigen Einrichtungen der persönliche Einflufs der klinischen Lehrer auf die Heranbildung von tüchtigen Assistenten und künftigen Lehrern ganz aufhören mufs, wie es selbst Schönlein nicht einmal gestattet ist, sich seine Assistenten zu wählen, wie aber auch die natürliche Folge gewesen ist, dafs seine Klinik, welche früher in Süddeutschland die Bildungsschule der Professoren für die meisten Universitäten war, aufgehört hat, dies zu sein, seit er in Berlin lehrt. Wir möchten es hier noch in Anschlag bringen, dafs die Anregung, welche der beständige nahe Verkehr mit jüngern talentvollen Männern zur Folge hat, die daraus auch für den herangereiften Lehrer hervorgehende Anfrischung gleichfalls wegfällt. Endlich würden die 24 Assistenz-Aerzte der Charité (deren Zahl übrigens, wenn die Zeit ihres Wirkens auch ihnen zu Nutze kommen und sie nicht von dem mechanischen Theil ihrer Arbeit erdrückt werden sollen, wohl auf das Doppelte zu erhöhen wäre) es würden diese, wenn sie aus dem Kreise sämmtlicher jüngern Aerzte gewählt wären, die Charité auch für einen gröfsern Kreis zugänglich machen, weil sie die gemachten Erfahrungen und unternommenen Arbeiten ihren Freunden mittheilen und sie zur Theilnahme anregen könnten, diese Freunde aber nicht, wie jetzt vorzugsweise, ihre Mitzöglinge aus dem Erziehungs-Institut wären, die zugleich mit ihnen als Assistenärzte fungiren. Deshalb stimmen wir, und mit uns die Mehrzahl unserer Collegen, dem Verf. von Herzen bei, wenn er sagt p. 157: „Gott mag es den früheren Vertretern der civilärztlichen Interessen vergeben, dafs sie sich die erste Heil- und Unterrichtsanstalt der Monarchie mit ihren täglich 900 Kranken exclusive einiger klinischen Stunden, aus der Hand winden liefsen, so weit aus der Hand winden liefsen, dafs nur der Militärarzt competent ist, sogar in der Gebäranstalt Assistent zu sein." Möge seine lichtvolle Darstellung dessen, was unserer Medicin fehlt und was ihr Noth thut, die bestehende Scheidewand fallen machen und dadurch zugleich den Weg bahnen, dafs die in der 5ten Denkschrift zur Herbeiführung einer bessern Armen-Krankenpflege auseinander gesetzte Pläne bald ins Leben treten. Der Verf. schildert mit treffenden Zügen die Bedrängnifs der armen Kranken, besonders in dürftigen Landgemeinden, wie dort bei ausbrechenden Seuchen die Zahl der Nothleidenden immer mehr wächst, indem diejenigen, welche bis dahin Armengeld gaben, durch die Krankheit und den Tod des eigentlichen Broderwerbers verarmt, also selbst der Unterstützung benöthigt sind, und endlich die Zahl der Bedürftigen die der Besitzenden und zum Geben Verpflichteten in solchem Grade übersteigt, dafs wegen der physischen Unmöglichkeit, allen armen Kranken zu helfen, endlich jede geordnete Armenkrankenpflege aufhören mufs, und wie sich dann die Seuche auch auf andere Gemeinden verbreitet, indem die erkrankten Knechte und Mägde um die Zahl der zu Verpflegenden und Bedürftigen zu vermindern, ihren heimathlichen Ortschaften zugesandt, die Krankheit auch dorthin verpflanzen. Aber nicht allein in solcher Zeit grofser Noth, auch in gewöhnlichen Zeiten und wohlhabendern Gemeinden erlangt der arme Kranke nur selten das, was er bedarf und nach dem Buchstaben des Gesetzes beanspruchen kann, weil die Verpflichteten d. h. die Gemeinden und ihre Vorsteher selbst zu entscheiden haben, ob und in welchem Grade sie ihrer Verpflichtung nachkommen wollen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

Die Reform der Medicinal-Verfassung Preufsens. Von Dr. Joseph Hermann Schmidt.

(Schlufs.)

Da vergeht denn über dem Nachweis der Bedürftigkeit, den Requisitionen und Rückfragen oft die Zeit, wo Hülfe nöthig war und der Kranke ist seinen Leiden enthoben — durch Genesung oder Tod, ehe sich die Gemeinde zur Hülfe entschliefst. Im ersten Fall erlangt der Arme dann auch nur ärztlichen Besuch und Arznei; der eben so nothwendigen Pflege und Wartung ermangelt er doch. Dafs aber auch die Armenkrankenpflege in Städten und deren Krankenhäusern höchst mangelhaft sei, habe die in Folge Allerhöchsten Immediat-Befehls 1843 durch die ganze Monarchie angestellte Revision derselben ergeben. Wer, wie wir, selbst Gelegenheit hatte, in einem solchen Krankenhause 2 Kranken in demselben Bette zu sehen, wovon der eine mit einem Grindkopf, der andere mit Wechselfieber behaftet war, wird diese Versicherung keinen Augenblick in Zweifel ziehen.

Also anders mufs es werden, die armen Kranken müssen Hülfe bekommen. Dies soll dadurch bewerkstelligt werden, dafs die Armenkrankenpflege nicht den Gemeinden, sondern gröfseren Verbänden auferlegt wird. Den Grund dazu soll der Staat legen, indem er die Kreiswundärzte in Districtsärzte verwandelt, die Schreibereien der Kreisphysiker mindert und ihnen dafür die Verpflichtung auferlegt, Aerzte der Kreishospitäler zu werden, und die Kosten, welche bisher die ärztlichen Separatschulen (chirurgische und militärärztliche) verursacht haben, zur Unterstützung der einzelnen Kreise verwendet. Der Kreis, oder ein Verein mehrerer Kreise, oder eine Provinz stellt einen Districtsarzt an (statt mehrerer Communalarmenärzte) und errichtet dann das Krankenhaus, in dem die einzelne Gemeinde gegen eine sehr geringe Entschädigung (um Unbescheidne in Schranken zu halten) ihre Kranken verpflegen und heilen läfst. Die Privatwohlthätigkeit wird dann auch nicht zurückbleiben und durch Geschenke, Legate u. s. w. für die bessere Ausstattung und Ausdehnung des Hospitals sorgen. Man sieht, dafs diese Vorschläge einfach, praktisch und den bestehenden Verhältnissen angemessen sind, dafs sie von dem Kleinen, Erreichbaren ausgehend das Gröfsere, anscheinend Unerreichbare erstreben und zu erreichen möglich machen. Die armen Kranken werden die so nöthige Pflege ohne Schwierigkeit erlangen, die Gemeinden geringe Kosten haben und dem ärztlichen Stande wird eine reiche Gelegenheit zu nützlicher Anwendung seiner Heilkunde, aber auch zur Förderung seines Wissens und seiner Wissenschaft geboten sein. Wir hegen mit dem Verfasser das feste Vertrauen, dafs seine Vorschläge nicht ungehört verhallen, dafs vielmehr die hier gestreute Saat aufgehen und einst gute und reiche Früchte tragen werde.

Auch in der letzten, dem Medicinal-Beamtensystem gewidmeten Denkschrift verleugnet Verfasser dieses sein vorzüglichstes Bestreben nicht, dem Kranken und besonders dem armen Kranken überall leicht zu erlangende und ausreichende ärztliche Hülfe zu sichern. Er weist darauf hin, wie einst der Physikus nichts anders war, als der Bote der väterlich sorgenden Regierung, der die Krankheit des Volks in der Krankheit des Individuums behandelte, wie er daraus allmählig ein aktenschreibender und medicinisch-polizeiliche Maafsregeln beantragender und anordnender Beamter geworden ist. Da aber einer grofsen Zahl Krankheiten und Seuchen am sichersten durch zweckmäfsige Pflege und Behandlung Schranken gesetzt werden können, so solle man streben, dies verloren gegangene milde Element der Medicinal-Polizei wieder einzuführen und zu diesem Behufe das schon mehrfach besprochene Institut der Districts-

Digitized by Google

ärzte allgemein einführen, welche verkleinerte Physiker mit dem vorwiegenden Typus eines Communalbeamten genannt werden. Aus ihnen sollen die Kreisphysiker hervorgehen und sie sollen zugleich in gerichtlich medicinischen Fällen die jetzigen Kreiswundärzte ersetzen, welche mit dem Aufhören des Separatismus von selbst verschwinden müssen. Auf diese Weise würde den einzelnen Verwaltungs-Abtheilungen der Monarchie (den Aemtern oder Bürgermeistereien, seinen landräthlichen Kreisen, Regierungs-Bezirken, Provinzen) die Stufenleiter der medicinischen Beamten (Districtsarzt, Physikus, Regierungsmedicinalrath, Medicinalcollegium) überall entsprechen und das Ganze in dem Ministerium seine höchste Spitze und seinen Schwerpunct finden. Es sind der hier in Aussicht gestellten Modificationen nur wenige, die vorzugsweise die untern Stufen treffen, es ist aber auch kein Bedürfnifs zu andern vorhanden. Es werden endlich die Vorzüge der jetzigen Einrichtung der Combination des Medicinalwesens mit den geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten in einem Minister, der kein Techniker ist, und deshalb über den Partheien steht, hervorgehoben, und mit Recht, als eine unerläfsliche Bedingung bezeichnet, damit sich die Wissenschaft frei aus sich selbst entwickeln könne und vor einer Staatsmedicin bewahrt bleibe. Auch dem Irrthum sollen keine Dämme gezogen werden, damit er durch dieselben nicht anschwelle, sondern er soll ungestört und unbeachtet verlaufen.

Wir haben uns bestrebt, eine möglichst vollständige Uebersicht dieser Reformvorschläge und ihrer Motive zu geben; kürzer konnte dieselbe bei dem Umfang der Materie und dem organischen Zusammenhange der Gegenstände nicht ausfallen. Möge sie nun dazu beitragen, die Theilnahme für die Sache auch in weitern Kreisen zu erwecken und zu verbreiten. Vor Allem aber wünschen wir, dafs die bevorstehende Reform eine ganze und gründliche sei, dafs nicht einzelne der besprochenen Vorschläge aus ihrem organischen Zusammenhang gerissen ins Leben treten und dadurch ein unzulängliches Stückwerk geschaffen werden möge.

Quincke.

XXIV.

Δημητρίου Γαλάνου, Ἀθηναίου, Ἰνδικῶν Μεταφράσεων Πρόδρομος, περιέχων Βατριχαρῆ Ἠθολογίας κ. τ. λ. Ἐκδοθέντα σπουδῇ καὶ ἐπιμελείᾳ Γ. Κ. Τυπάλδου καὶ Γ. Αποστολίδου Κοσμητοῦ. Ἐν Ἀθήναις, 1845.

Dafs wir noch von Athen her, in neugriechischen Schriften, über Indien und Indische Literatur Belehrung erhalten sollten, hat sich so leicht Niemand erwartet. Zwar wissen wir, dafs schon frühe ein älteres Sanskrit-Werk mittelbar in's Griechische übergegangen war; von eigentlicher Uebersetzung der Griechen aus dem Sanskrit ist uns aber kaum eine Kunde zugekommen und ich erinnere mich eben nur einer einzigen von Adelung S. 192 angeführten neuern Uebersetzung: Σύνοψις γνώμων ἠθικῶν τοῦ Ἰνδοῦ φιλοσόφου Σανακέα ἐκ τῆς Σανκρίτης εἰς τὴν Ἑλληνίδα καὶ Ἰταλίδα μετενεχθεῖσα φωνὴν ὑπὸ τοῦ Ἕλληνος περιηγητοῦ Κ. Νικολάου Κεφαλᾶ (Νικολᾶ Καιφαλᾶ bei Adelung l. l. wo auch die Jahreszahl fehlt), τοῦ ἐκ Ζακύνθου κ. τ. λ. Ἐν Ρώμῃ, 1825, εἰς 8ον (nach Ad. klein Fol.), deren Titel mir bekannt geworden. Merkwürdig genug entdeckt sich jedoch in dem vorliegenden Werke p. 108, dafs auch diese Uebersetzung (d. h. die griechische, nicht die italienische) keinem Andern als unserem Galanos gebührt (s. unten), von dem wir daher billig die Beschäftigung der Neu-Griechen mit dem Indischen Alterthum datiren werden. Da wir aber hier bei dem ersten Beginnen sogleich einem ebenso gründlichen als umfangreichen Studium desselben begegnen, aus dessen Ergebnissen auch Andere als die Landsleute des Verf.'s werden lernen können, so wächst unsere Theilnahme für den letzteren und wir glauben uns den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir der von den Herausgebern mitgetheilten Biographie in aller Kürze einige Angaben über seine Lebensverhältnisse entnehmen.

Demetrios Galanos, 1760 zu Athen geboren, zeigte schon als Knabe einen ungemeinen Eifer und Wissensdrang, in Folge dessen er bald von Athen nach „Mesologgion" und Patmos ging, wo er sich besonders mit griechischer Sprache und Philologie beschäftigte. Von hier, nachdem er ἁπάσης τῆς Ἑλληνικῆς μαθήσεως ἐγκρατής geworden, begab er sich zu seinem Oheim nach Konstantinopel, wo ihm zufällig das Anerbieten ward, als Privatlehrer des Griechischen nach Indien zu ge-

Digitized by Google

hen. Gegen Ende des Jahres 1786 verliefs er in der Hoffnung, sich an Kenntnissen zu bereichern, Konstantinopel, und vom December 1789 finden wir einen an seine Aeltern gerichteten zärtlichen Brief aus Kalkutta. Mehrere Jahre lebte er hier im Hause eines reichen Griechischen Handelsherrn Pantazes, und während er Andere Griechisch lehrte, lernte er selbst Englisch, Sanskrit, Persisch und „die übrigen Asiatischen Sprachen". Demnächst beschlofs er, sein ganzes weiteres Leben der Philosophie zu widmen, legte sein reichlich erworbenes Vermögen zinslich an und wanderte nach der Hierapolis der Inder, Κασσῆν (Μπενάρες i. e. Kâçi oder Benares). Allen Ansprüchen und Sorgen des Lebens fortan entsagend, nimmt er mit der Stola der Brachmanen ihre Sitten und Gebräuche an und lernt in einem Zeitraum von ungefähr 40 Jahren, während welcher Zeit er mit den Frömmsten und Weisesten unter ihnen verkehrt, nicht blofs die „gesammte indische Philologie", sondern wird auch von den Angesehensten derselben in die Mysterien ihrer heiligen Theosophie eingeweiht, und von Engländern und Brachmanen und sonstigen Europäern und Indern wie ἀνὴρ θεῖος καὶ σοφώτατος angeschaut. In der genannten langen Zeit unternimmt er aber, unermüdlich thätig, das „in Wahrheit colossale Werk", die bedeutenderen Schriften der Inder für seine Landsleute und diejenigen Europäer, die sich mit Indischer Philologie beschäftigen, in das Griechische zu übersetzen. Die Herausgeber theilen ein Verzeichnifs dessen mit, was, aufser dem hier schon Veröffentlichten, in dem handschriftlichen Nachlasse des Verf.'s gerettet ist, wir kommen später darauf zurück.

Inzwischen waren die Aeltern und nächsten Verwandten des Galanos gestorben und nur zwei Söhne seiner Geschwister übrig geblieben, von denen ihn der Aeltere in Benares besuchte. Im Jahre 1829 ladet er auch den Jüngern ein und verspricht ihm, in zwei oder drei Jahren nach seiner Ankunft mit ihm in die Heimath zurückzukehren. Indessen überrascht ihn der Tod, während der Neffe schon in Kalkutta ist, den 3. Mai 1833, im 72. Jahre seines Alters. Sein Vermögen belief sich auf 80,000 Drachmen und fast die Hälfte desselben nebst allem handschriftlichen Nachlasse vermachte er der Akademie seiner Vaterstadt.

Der vorliegende Prodromus, dem wir uns jetzt zuwenden, enthält auf 155 Seiten folgende Stücke: 1) Βατριχαρῆ Βασιλέως ἠθολογίαι, γνωμολογίαι καὶ ἀλληγορίαι. 2) desselben Ὑποθηκαὶ ἢ περὶ ματαιότητος τῶν τοῦ κόσμου. 3) Πολιτικὰ, Οἰκονομικὰ καὶ Ἠθικὰ ἐκ διαφόρων ποιητῶν. 4) die oben erwähnte Σύνοψις γνωμικῶν καὶ ἠθικῶν τοῦ ἠθολόγου καὶ φιλοσόφου Σανακέα. 5) Ζαγανάθα Πανδιταράζα Ἀλληγορικὰ, Παραδειγματικὰ κ. τ. λ.

Es ist schon aus dem Titel klar, dafs wir unter 1) und 2) trotz der Abweichung des Namens die Sentenzen des Bhartrihari zu suchen haben. Die beiden Abtheilungen enthalten 108 und 93 Verse, also nur zwei Dritttheile des Bohlen'schen Textes. Der Uebersetzer beginnt mit Nîti-çataka V. 1; z. B. V. 2 lautet also: ἧς τινος ἐγὼ ἐκ ψυχῆς ἐρῶ, αὕτη οὐκ ἐμοῦ ἐρᾷ, ἀλλ' ἄλλου τινός· ὁ δὲ ἄλλης τινος ἐρᾷ· ἡ δὲ ἐμοῦ αὐτοῦ ἐρᾷ· ἐπάρατος καὶ ἐγὼ καὶ αὕτη κἀκείνη κἀκεῖνος καὶ αὐτὸς ὁ Ἔρως, — und gleich diese Uebersetzung gibt rücksichtlich des Textes zu einigem Bedenken Anlafs, obgleich man bedauert, dafs der allgemeine Ausdruck ἡ δὲ ἐμοῦ αὐτοῦ ἐρᾷ nicht genau erkennen läfst, ob der Uebersetzer im Originale *paritushjati* oder *pariçushjati* vor sich hatte: letzteres steht bei Lafsen Anthol. S. 26, Z. 1, so viel ich aber sehe, gegen die Codd. des Bhartrihari und selbst gegen meine beiden des Vêtâlap. Lond. Col. 1765 und 1668. Bedeutender weicht von dem Texte *kâc'id anjâ* die Uebersetzung ἡ δὲ ab, womit die, welche den König liebt, nicht als *irgend eine andere*, sondern als dieselbe bezeichnet wird, um deren Liebe sich der Geliebte der Königin bewirbt; und es fragt sich sehr, ob der Uebersetzer nicht hier für *kâc'id anjâ*, wie anderswo ganz sicher, eine andere Lesart gehabt habe: *diese andere* oder *diese wieder* rundet den Vers mehr ab, indem es den Kreislauf des Jagens Eines nach dem Andern vollständig abschliefst und ebenso darstellt, wie die zur Erklärung hinzugefügte Geschichte es angibt. Aehnlich wie bei v. Bohlen praef. p. VI u. VII, aber bestimmter heifst es hier nämlich in der Anmerkung, der Vers beziehe sich auf folgende Geschichte: Einst kam ein Brachmane zu dem Könige und gab ihm einen Apfel mit den Worten: „wer diesen ifst, der wird immer jung bleiben". Der König, der seine Gemahlin sehr liebte und sie immer jung zu sehen wünschte, gab ihr den Apfel mit denselben Worten; sie aber schenkte ihn einem Pferdeknechte, den sie liebte und der wieder verschenkte ihn, immer mit denselben Worten, an seine Geliebte, eine Hetäre des

Digitized by Google

Königs, der auch von ihr den Apfel zurückerhielt und so hinter die Treulosigkeit seiner Gattin kam, worauf er den obigen Vers sprach und, dem weltlichen Treiben entsagend, sich in die Einsamkeit zurückzog. — An und für sich ist freilich gegen *kâc'id anjâ*, irgend eine andere, sc. als die die ich liebe, nichts einzuwenden, sie ist nur mit der Geliebten des Mannes dann nicht als eine und dieselbe dargestellt.

Dafs die Ordnung der Sprüche von der Bohlenschen Ausgabe abweicht, brauchen wir kaum zu bemerken, denn alle Codices variiren in dieser Beziehung. Doch stimmt z. B. der Anfang des 2ten Buchs ganz genau zu der 3ten Centurie ed. Bohlen, und wir wollen hier Gelegenheit nehmen, an einigen Beispielen zu zeigen, wie werthvoll und nützlich auch für uns diese Arbeit ist, die in der That unsere deutschen Uebersetzungen an Richtigkeit oft weit übertrifft. V. 1. Z. 3. bestätigen die Worte ὃς ἀναλάμπει τῇ ἀγαθότητι ὡς ὁ λύχνος τῇ θρυαλλίδι die Schütze'sche Auffassung von *daçâ* als *Docht*; ib. Z. 4 gibt von *c'êtah sadmani jôginâm vig'ajatê* (B. mentem in domicilio devotorum devincit, wogegen Herr Schütze nichts zu erinnern hat, während doch *c'êtah-sadmani* zu verbinden und *vig'aj.* intrans. zu nehmen ist), die einzig richtige Uebersetzung κεῖται, ὡς ἐν οἴκῳ, ἐν τῇ καρδίᾳ τῶν θεωρητικῶν, indem nur κεῖται zu schwach ist. — V. 2, Z. 2 ist bisher *c'îrnam angê subhâshitam* von den heiligen Schriften verstanden, und ich habe mich selbst dieser Auffassung angeschlossen, obgleich der Scholiast mit *kavitvam* schwerlich dahin weist. Der Verf. übersetzt aber ganz abweichend, die Worte, wie auch später oftmals, auf den Bhartrihari beziehend: διὰ τοῦτο (wie im Schol. *atah*) ὁ ἐμὸς παραινετικὸς λόγος κεῖται ἐν τῇ ἐμῇ καρδίᾳ, ὡς σεσηπώς. Wahrscheinlich ist *angê* absichtlich zweideutig gewählt. — Der Verf. übersetzt meist mit grofser Freiheit und Sicherheit des Verständnisses, daher er das Nöthige hinzufügt, wo es aber angeht ebenso oft statt langer Composita einen einzigen Begriff setzt: so hat er *smajadûshita* nur durch ὑπερήφανος, *abôdhôpahatâs* durch ἄνοες wiedergegeben. — Frei und erklärend aber nicht ganz richtig ist V. 3, Z. 3, wo er *c'iram api* ausläfst und *vishajâ mahântô* verbunden durch αἱ ἐν οὐρανῷ μεγάλαι τρυφαί übersetzt, *vjasanam* durch τελευταῖον ἄλγος, so dafs der Sinn ein ganz anderer und sicher noch besserer als bei Bohlen wird. Der Dichter richtet den Spruch, der Meinung des Uebersetzers nach, gegen diejenigen, welche die Erwerbung des Himmels und dessen Genüsse, die Folge des guten Wandels auf Erden, für das höchste Ziel halten. — V. 4 bezieht er, ebenso die folgenden Verse, auf den Verfasser selbst, während sie sonst allgemeiner gefafst sind. Die Uebersetzung ist fast wörtlich genau: z. B. *mânavivarg'itam* ἀτίμως, Schütze: mit Hintansetzung des Stolzes, aber *abhimâna* geht in diesem Sinne schon Z. 2 vorher. — Vers 5: *dhmâtâ dhâtavô* μέταλλα ἐχώνευσα . *mantrârâdhanatatpârêna manasâ* μελετῶν ἐπῳδὰς ἐκ καρδίας . Z. 4 ἄφες με νῦν ὦ ἀπληστία bestätigt unseren Text gegen eines Berl. Cod. Lesart: *sakâmâ bhava* (cf. Bohl. Anm. S. 214). — Vers 7 liegt der Fehler der Bohlenschen Uebersetzung nicht, wie Schütze Anmerk. S. 33 meint, in dem Ausdehnen der Frage auf die zweite Hälfte der Strophe, sondern in dem Verkennen des *padâdhjânâm agrê*, wo das Compositum doch nicht *pedes divitum*, sondern nur *fufsreich* heifsen könnte, also nichts ist: es ist vielmehr einfach *jad-* für *pad-* zu lesen und da kann denn das Fragezeichen immer zu Ende stehen, quid-, quum-? Unser Grieche hat nichts von *pada*, sondern er fragt τί οὐκ ἐπράχθη ἡμῖν-; und antwortet darauf direct. — Heben wir nun noch einige andere Verse ohne Auswahl hervor: V. 29 (hier 26) ist *jê* gegen den Schol. nicht auf *vâsarâs* bezogen, sondern *die Menschen welche*. — V. 34 (30) stimmt zu Anfange zu Schütze S. 37, aber statt *Schmerzen und Krankheiten* sagt er richtiger ὑπὸ παθῶν ψυχικῶν καὶ σωματικῶν (*âdhivjâdhi*); statt *Glücksfälle* ἀτυχίαι (*prâpadas*), *g'âtam g'âtam* nimmt er neutral πᾶν ὅ,τι γεννητόν, ἀφεύκτως vertritt *avaçjâm* (und *âçu*). — Vers 49 (45) bestätigt lin. 2 die Lesart *samam̃ jaih sam̃vriddhâh*, die auch ein Berliner Codex hat, der ferner für *sikatini* — *sikatila* liest. — Man darf behaupten, die Uebersetzung des Verf.'s ist durchweg lehrreich und wo wir ihm nicht beistimmen werden, ist seine Auffassung doch beachtenswerth und gibt an sich einen guten Sinn. — V. 80 (94) Z. 4, wo er die Worte *sarvam ramjam anitjatâm upagatam̃ c'ittê na kim̃c'it punah* (abweichend von Schütze: Alles Liebliche ist der Vergänglichkeit ausgesetzt, aber nichts in der Seele), so wiedergibt: πάντα ἐστὶν ἡδέα· οὐδὲν ὅμως εἰσὶ ταῦτα, ὅταν ὁ νοῦς νοήσῃ τὴν μοταιότητα αὐτῶν und damit Bohlen's Uebersetzung näher kommt, die vieles für sich hat, wird man doch zweifeln dürfen, auf wessen Seite man sich zu wenden habe.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

Δημητρίου Γαλάνου, Ἀθηναίου. Ἰνδικῶν Μεταφράσεων Πρόδρομος, περιέχων Βατριχαρῆ Ἠθολογίας κ. τ. λ.

(Schlufs.)

Was Wunder nehmen könnte, ist, dafs der Verf., dem es freilich mehr auf den richtigen Sinn als auf *wörtliches* Uebertragen ankommt, sich so ganz und gar nicht der reichen Compositionsfähigkeit der griechischen Sprache bedient und sich so eines Vortheiles entschlägt, den er vor den Uebersetzern in die meisten anderen Sprachen voraus haben konnte; aber noch mehr, er löst die Possessiven Compos. oft in blofse Substantive oder Sätze auf und zerstückelt dadurch in viele kleine Sätze, was im Original in einem engeren Verbande forteilt, z. B. III, 11 (11) den berühmten Vergleich von der Hoffnung mit dem Flusse, wo er so: ἡ μὲν ἐλπίς ἐστιν, ὡς ποταμός· ἡ δὲ ἐπιθυμία, ὡς ὕδωρ· ἡ δὲ πλεονεξία, ὡς πολυτάραχον κῦμα κ. τ. λ. beginnt, was im Sanskrit: Die Hoffnung ist ein Flufs, lustwasserig, leidenschaftfluthentrübe etc. heifst.

Indessen zeigen die obigen Beispiele hinreichend, dafs die Uebersetzung für das Verständnifs des Bhartrihari von grofsem Nutzen sein werde, und wenn wir so schon aus der Uebersetzung bekannter und öfter bearbeiteter Stücke lernen können, so hat das natürlich noch einen besondern Werth für uns, was, bisher unbekannt und nicht edirt, uns hier zum ersten Male dargeboten wird. Dahin aber gehört der ganze Rest des Prodromos, von dem jetzt noch kurz zu sprechen ist.

No. III. ist eine Sammlung von ungefähr 300 oben näher bezeichneten Sprüchen, die der Uebers. wahrscheinlich aus verschiedenartigen Werken zusammengelesen hat. Hin und wieder treffen wir einen schon bekannten, aus dem Mahâbhârata, Hitôpadêça u. a. genommenen oder dort auch vorkommenden Vers; die meisten sind uns aber gänzlich fremde und viele scheinen moderner Zeit anzugehören, der sie ihrem Inhalte nach nahe liegen. Dafs die Verfasser oder die Werke nicht angegeben sind, ist zu bedauern. Die sonst bedeutenderen Anmerkungen werden hier spärlicher.

No. IV. enthält die schon erwähnte Synopsis γνωμικῶν τοῦ Σανακέα, die Galanos 1825 mit dem Original durch den genannten Nikolaos Kephalas nach dem Peloponnes sandte; Kephalas deponirte beide jedoch in der Vaticana und gab die Uebersetzung, εἰς ἁπλουστέραν φράσιν verändert, als seine eigene, Rom 1825, heraus. So kommt ein verwegener Diebstahl auch noch jetzt nach 20 Jahren an's Tageslicht.

Wen haben wir aber unter Σανακέας zu verstehn? Man könnte zuerst an den Çaunakas, nach Wilson „ein Gesetzgeber, älter als Manu", denken, dem verschiedene Werke beigelegt werden, unter anderen G'jêshtha-rigvidhâna, in welchem er Lehrer des Kâtjâjana heifst. Doch stimmt die griechische Form schon besser zu dem gleichfalls bei Wilson, und zwar als Verfasser eines Werkes *on morals and polity* aufgeführten C'ânakjas (s. Adelung, Nachtr. S. 360), denn *c'* finden wir auch sonst durch Sigma vertreten, und ein dem vorigen Consonanten angeschlossenes *j* erscheint öfter als ε, z. B. *Vjâsas* wird Βεάσας.*) Unsre

*) Ich benutze die Gelegenheit, auf die eigenthümliche Weise hinzudeuten, wie der Grieche die sanskritischen Namen umschreibt: kurzes *a* bleibt α, daher der anglisirte *Menu* wieder als Μανοῦς erscheint; *è* gibt er durch ε in Βεδαι für *Vêda*, nur einmal vor doppeltem Cons. durch α, in Χιτοπαδασσα für *Hitôpadêça*; *au* finde ich nicht gleich, aber *ai* ist durch αϊ (z. B. Καϊλασα) und ri-Vokal durch ρι ausgedrückt; dafs η dem *i* entspricht, versteht sich von selbst, z. B. λαξμη, Κασση, allein es zeigt sich auch nicht selten, besonders für das kurze *i*, gr. ι, Σιβας: Çivas etc. Die Consonanten anlangend, sieht man schon aus dem Angeführten, dafs *v* als β, *h* als χ, *ksch* als ξ, *ç* und *sch* als σ, σσ auf-

Digitized by Google

Uebersetzung ist übrigens nicht aus dem ursprünglichen Werke des C'ânakjas geflossen, sondern aus einem Auszuge aus demselben, cf. Vers 2: ὅσα ἠθικὰ ὁ ἠθικὸς Σανακέας εἴρηκε, ταῦτα ἐρῶ ἐν συνόψει εἰς φῶς τοῦ νοὸς τῶν ἀνθρώπων. Das Werkchen enthält 86 Verse in 8 Abschnitten; der Inhalt ist der gewöhnliche solcher Sprüche.

No. V. bringt 98 unbekannte und unedirte Verse des Brachmanen Ζαγαννάθας (G'agannâthas), der ἀνὴρ σοφὸς καὶ ποιητὴς ἔξοχος genannt wird und seinen Beinamen Panditarâg'a — eine sehr dankenswerthe Notiz — vom Akbar erhalten haben soll. Eine andere Abschrift der Uebersetzung dieses ἀλληγορικὸν ἐγχειρίδιον schickte Galanos ὡς δῶρον ἐξ Ἰνδίας ἀξιόλογον aus Benares an Kapodistrias. Der Name des Verfassers, noch mehr aber der mir zum Theil bekannte Inhalt der Verse selbst führte mich auf die Muthmafsung, dafs hier vielleicht eine Uebersetzung aus Panditarâg'a G'agannâtha's Bhâminîvilâsa vorläge, aus dem v. Bohlen eine sogen. Elegie bekannt gemacht, die ich selbst in diesen Jahrbb. 1844, No. 34—35, nach den Handschriften corrigirt und übersetzt habe. Und ich habe mich darin so wenig getäuscht, dafs die 98 Verse allerdings in genauer und für mich, der ich das Original in zwei Handschriften besitze, besonders werthvoller Uebertragung den ganzen ersten (oder *prâstâvika*) Vilâsa enthalten, in gröfster Uebereinstimmung mit dem Cod. A. (Lond. Col. 2118, Samvat 1738), der 101 Verse hat, während B. (1396) noch bis 126 zählt.

Ich werde hier einige Verse im Text als Beispiele ausheben und dabei die freilich nicht immer *streng* genaue aber doch richtige griechische Uebersetzung angeben:

V. 23. एकस्त्वं गहनेऽस्मिन् कोकिल न कलं कदाचिदपि कुर्याः ।
साक्षात्यशङ्कयामी न त्वां निघ्नन्ति निर्दयाः काकाः ॥ २३ ॥

Σὺ ὦ κόκκυξ, εἷς καὶ μόνος εἶ ἐν τούτῳ τῷ ἄλσει· ὅρα οὖν, μήποτε μελωδήσῃς· οὗτοι γὰρ οἱ ἄσπονδοι κολοιοί, νομίζοντες ὡς ὁμογενὴς εἶ, οὐκ ἀποκτενοῦσί σε, d. h. der Kluge und Gute, der mit Barbaren und Schlechten lebt, füge sich zum Scheine deren Sinnesweise und Lebensart, um dadurch den Gefahren, die von jenen ihm drohen, zu entgehen.

V. 25. कलभ तवान्तिकमागतमलिमेतं मा कदाप्यवज्ञासीः ।
अपि दानसुन्दराणां द्विपधुर्याणामयं शिरोधार्यः ॥ २५ ॥

Μὴ καταφρονήσῃς, ὦ νεβρὲ ἐλέφαντος, τούτου τοῦ βομβυλίου προσφοιτῶντός σοι· οὗτος γὰρ φέρεται ἐπὶ κορυφῆς καὶ ὑπὸ μεγάλων ἐλεφάντων, μανικὸν χυμὸν ἐχόντων, d. h. wer Ehre verdient, der ist von Allen, Grofsen und Kleinen, zu ehren. — Wenn übrigens, fügt der Uebersetzer hinzu, die Dichter (πλάττοντες) den Saft, der dem Elephanten zu Zeiten aus den Schläfen trieft (ὅτε — οἰστρηλατεῖται καὶ μαίνεται), wohlriechend nennen, dafs er die Bienen anlocke, so ist das poëtische Phantasie, denn in Wahrheit ist er von widrigem Geruche und stinkt. Skr. *dâna* als μανικὸς χυμός ist schon bei Wilson zu finden.

V. 40. किं खलु रत्नैरेतैः किं पुनरभ्रापितेन वपुषा ते ।
सलिलमपि यन्न तावकमर्णव वदनं प्रयाति तृषितानाम् ॥ ४० ॥

Τί ὄφελος, ὦ ὠκεανὲ, ἐκ τῶν ὧν ἔχεις πολυτίμων πραγμάτων, καὶ ἐκ τοῦ ἀπεράντου σου σώματος; καὶ τὸ ὕδωρ σου γὰρ οὐκ ἔρχεται εἰς τὸ στόμα τῶν διψώντων, d. h. was nützt es, dafs jemand grofs und reich ist und gibt dem Durstigen nicht zu trinken? Ueber *abhrâpitêna* (ἀπεράντου) wage ich nicht schon zu entscheiden, da es verschieden gefafst werden kann; sicher aber ist, dafs nicht *abhra api têna* darin liegt, da sich *ratna* und ebenso *vapush* auf *arnava* bezieht.

V. 66. विश्वास्यमधुरवचनैः साधून् ये वञ्चयन्ति नमृतमाः ।
तानपि दधासि मातः काश्यपि यातस्तवापिच विवेकः ॥ ६६ ॥

Καὶ τούτους φέρεις, ὦ μῆτερ γῆ, οἳ, θαῤῥύνοντες ταπεινότητι καὶ ἡδυλογίᾳ, ἀπατῶσι τοὺς ἀγαθοὺς καὶ ἀκάκους ἀνθρώπους; καὶ σοὶ αὐτῇ διάκρισις οὐκ ἔστι;

---

tritt; die anderen Consonanten bleiben, soviel ich sehe, dieselben; nur über die *Aspiraten* und *Palatalen* ist noch ein Wort zu sagen, denn es fällt auf, dafs *bh* durch einfaches β und ββ ausgedrückt wird, *dh* durch δ, *gh* durch γγ (Ῥαγγου: *Raghu*), hingegen *th* zu θ (ναθα: nâtha) und *ph* zu φ wird (μουλαφάλα S. 42, Anm.). Die Palatale dsch (g') vertritt ζ, z. B. ραζα: *râg'a*, die Tennis tsch (c') aber σ, τσ, z. B. Σατάκας: *c'âtakas*, πάντσα: *panc'a*, σαμουτσαϊα: *samuc'aja*, einmal, wenn ich nicht irre, κ. — Völlige Consequenz wird man hier nicht erwarten können, doch hat die verschiedene Form zuweilen einigen Grund, z. B. in dem Namen *Benares*, der, mehr neugriechisch, Μπεναρες von den Herausgebern geschrieben wird. Der Verfasser datirt einen seiner Briefe ἀπὸ Φανερασίου; im Testamente heifst es ἐκ Βερανές, und im Text Βαρανασή, welches auf die ursprüngliche Form *Varânaschî* hinweist, aus der ich schon früher einmal die andere Form *Benares* durch eine prâkritische Umstellung der beiden mittleren Silben (Va*nara*si) erklärt habe. Eine prâkrit. Form liegt auch wohl in Βατριχαρης für Bhartrihari zum Grunde.

Digitized by Google

In dieser Art sind fast alle Sprüche des ersten Buches; der letzte, 98., entspricht dem 99. A (102. B) und lautet also:

V. 99. धूमापिता दृशदिशो दलिताम्बुविन्दा
देहं दहन्ति दहना इव गन्धवाहाः ॥
त्वामन्तरेण मृदुतामृदुलामृमञ्जु
गुञ्जन्मधुव्रत मधो किल कोकिलस्य ॥ ११ ॥

Ἄνευ σοῦ, ὦ Ἔαρ, οὐ ἐν ὥρᾳ βομβύλιοι βομβοῦσι λιγυρῶς περὶ τὰ ἄνθη καὶ τὰ λεπτὰ φύλλα τῆς Ἄμρας, πάντα τὰ μέρη, τὰ ἀγλαϊζόμενα πολλοῖς ἄλλοις ἄνθεσιν, ἀμαυρὰ φαίνονται καὶ ἀηδῆ ἐμοὶ τῷ κόκκυγι, καὶ ὁ ἡδὺ πνέων ἀὴρ καίει μου τὸ σῶμα ὡς τὸ πῦρ. Der Ausdruck *daçadiç* wird nun hoffentlich nicht mehr bezweifelt werden, ich könnte sonst leicht mit einigen Dutzend Beispielen aufwarten.

Der letzte Vers ist zugleich ein sprechender Beleg für das, was ich früher über das Streben des Verfassers nach Alliteration (zuweilen Reim) gesagt habe, die als übertriebene Künstlichkeit in der Form, zusammen mit dem Inhalte, zumal des III. Abschnittes, leicht auf die nunmehr bestätigte Jugend dieser verhältnifsmäfsig gar nicht schlechten Production schliefsen liefs. Das Ueberwiegen des K-Lautes in V. 23. a., die stete Wiederkehr des *d* und *dh* in V. 99. a., ibid. b. *dêh-*, *dah-*, *dah-*, c. *tâmra*, *-âmra*, d. *madhu*, *madhô*, und *kila*, *kôkilasja* u. A. springen zu sehr in die Augen, um verkannt zu werden.

Ich gestehe, die Uebersetzung des Galanos bietet mir ein vortreffliches Hilfsmittel zum Verständnisse des weder immer fehlerfreien noch leichten Textes und ich bedaure, dafs sie sich auf das erste Buch, etwa ein Drittheil des Ganzen, beschränkt.

Die Achtung vor den Kenntnissen und dem fleifsigen Streben des Verfassers, mit der uns schon das Vorliegende erfüllt, steigt noch, wenn wir schliefslich einen Blick auf das Verzeichnifs der noch im Manuscript vorhandenen Uebersetzungen werfen, von denen die Herausgeber einige vorläufige Proben mittheilen. Dafs darunter viel Bekanntes ist, versteht sich von selbst, dafs sie aber vielfach fragmentarisch sind, ist zu beklagen, wenngleich auch so noch die Herausgabe sehr wünschenswerth bleibt.

Die bekannteren Sachen sind 1) Βαγάβατα, unvollständig; d. h. der *Bhâgavata-Purâna*, in Indien mit Scholien edirt; eine neue Uebersetzung und Ausgabe hat E. Burnouf unternommen. 2) Γιτα, d. h. *Bhagavad-Gîtâ*, von der eben die neue Ausgabe der bekannten Schlegel'schen Bearbeitung erschienen ist. 3) *Raghuvamça* (Ραγγου Βανσα) vollständig; ed. Stenzler, von dem wir auch eine gute lat. Uebersetzung haben. 4) *Durgâ*, „ein Gespräch über den *achten Mann*, den Sonnensohn", erweiset sich sogleich als aus einem der *Purânen* genommen, und zwar bei näherer Ansicht der Probe als das von L. Poley edirte *Dêvîmâhâtmja*, zu dem der Anfang wörtlich stimmt. Ueber den Titel vgl. Adelung S. 144.

Dagegen sind ganz oder meist unbekannt 1) Βαλαβαρατα, d. h. *Bâlabhârata*, ein Auszug aus dem *Mahâbhârata*, verfafst von dem Weisen *Amara*, dem Schüler des Weisen Ζηναδάτα (*G'inadatta?*) 2) *Itihâsa-Sammuc'caja*, als eine ἀρχαιολογίας συλλογή, ἡ περὶ διαλόγων τε καὶ μύθων φιλοσοφικῶν, νομιμῶν τε καὶ ἐθίμων ἰνδικῶν, συλλεχθέντων κατ' ἐκλογὴν ἐκ τῆς Μαχαβαράτας charakterisirt. 3) *Hitôpadêça*, ἐπικαλουμένη Παντσαταντρα, ist *Panc'atantra*, von dem die Kosegarten'sche Ausgabe im Druck begriffen ist, nicht vollendet. 4) Ψιττάκου μυθολογίαι νυκτεριναί, ebenfalls nicht ganz vollständig, ist *Çukasaptati*; der Anfang der Einleitung stimmt aber zu der von Lafsen Anthol. Sanscr. p. 38 fl. bekannt gemachten wenig.

Endlich werden noch Seite μή als Brachmanische Handschriften folgende verzeichnet: *a)* ein brachm. Werk ohne Titel; *b)* ein brachm. Lexikon oder Onomastikon; *c)* ein gleiches persisch-brachmanisch-griechisch-englisch; *d)* ein brachmanisches Onomastikon; *e)* ein brachmanisch-englisch-griechisches Lexikon. Alle näheren Angaben über diese letzteren Werke fehlen; wenn unser Galanos aber bei ihrer Anfertigung selbst thätig gewesen sein sollte, so dürften es sehr brauchbare Arbeiten sein, deren Herausgabe vor Allem zu wünschen wäre. Wir würden dabei, wenn solches möglich, eine geschickte Verschmelzung derselben in ein einziges Wörterbuch anempfehlen, und ein solches möchte dann endlich auch dazu dienen, die Verwandtschaft der griechischen Sprache mit dem Sanskrit wenigstens in ein helleres Licht zu setzen, als es eine Uebersetzung vermag. Die Herausgeber haben etwas der Art, wie es scheint, schon von dem Prodromos erwartet, aber sie verkennen dabei das Wesen dieser Verwandtschaft, die in dieser, zumal offenbar ohne Rücksicht darauf ange-

Digitized by Google

fertigten Uebersetzung so gut wie gar nicht hervortritt, und in der That kaum in irgend einer Uebertragung mehr als flüchtig hervortreten kann.

Albert Hoefer.

XXV.

Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache. Herausgegeben von A. Hoefer. Bd. I. Hft. 2. Berlin, 1846.

Der Herausgeber hat die Freude, das Erscheinen eines neuen Heftes seiner Zeitschrift anzuzeigen, welches in jeder Beziehung ein reiches genannt werden darf und hoffentlich mit dazu beiträgt, dem ganzen Unternehmen die Theilnahme des mitarbeitenden und lesenden Publikums in erhöhtem Grade zuzuwenden. Die Namen A. F. Pott und G. H. A. v. Ewald leuchten unter den neu beigetretenen Mitarbeitern wie Sterne erster Gröfse hervor, und wenn andere Gelehrte, die dies und jenes versprochen haben, erst ihr Wort halten, so werden wir die Mehrzahl der bedeutendsten deutschen Sprachforscher mitwirken und dadurch die Tüchtigkeit der Zeitschrift verbürgt sehen, die, das mufs jeder Unbefangene gestehen, jetzt schon nach allen Seiten hin ergänzend und anregend zu wirken bemüht ist.

Von den fortlaufenden Artikeln No. XI — XXIV dieses Heftes behandelt zuerst No. XI. die Sprache der Zigeuner in Syrien, womit A. F. Pott nach Materialien des Amerikanischen Missionars Eli Smith, die er durch Dr. Schultz in Jerusalem erhielt, sein kürzlich erschienenes wichtiges Werk über die Zigeuner ergänzt. Nach jahrelangem eifrigstem Sammeln und Sichten mit letzterem endlich zum Abschlusse gelangt, gesteht der Verfasser selbst, durch diese neue Gelegenheit, sein Buch zu bereichern und zu vervollständigen, überrascht zu sein. Die wichtige Frage, „wie verhalten sich die Zigeuner in Vorderasien rücksichtlich ihrer Sprache zu den europäischen und indischen Stammgenossen?" deren Antwort bisher noch immer unentschieden blieb, wird hier um ein Kleines wenigstens ihrer Lösung entgegengeführt. Der Verf. bearbeitet das ihm anvertraute Material nach den Haupttheilen der Grammatik mit gewohnter Sprachgelehrsamkeit. — No. XII. gibt einen Abrifs der Neuseeländischen Grammatik, nebst Sprachproben, nach dem englischen Original des Herrn Norris, Assistenten des Secretärs der As. Gesellschaft zu London, übersetzt vom Herausgeber, der in einem Anhange die Behandlung der Fremdnamen im Neuseeländ. und die dabei vorkommenden Lauteigenheiten dieser Sprache bespricht. Diese wenig bekannte und in Deutschland wohl nur in W. v. Humboldt's Werke über das Kavi behandelte Sprache erhält hier eine äufserst bündige, übersichtliche Darstellung, welche als Proben die ersten 25 Verse des Ev. Luc. cp. I., mit englischer Interlinearversion, zu vervollständigen dienen. In No. XIII., der Fortsetzung von No. III.: die persische Sprache und ihre Dialecte, von Dr. Fr. Spiegel, kommen wir auf ein bekannteres Gebiet, das Neupersische, über welches der Verf. vom historischen und vergleichenden Standpuncte, und meist als Nachträge und Berichtigungen zu Vuller's Instit. ling. pers., viel Neues und Lehrreiches beibringt. Am Schlusse verspricht der Verf., uns in einer dritten Abhandlung über die Grammatik einiger Dialecte Aufschlüsse zu geben. Demselben rastlos thätigen jungen Gelehrten verdanken wir No. XIV.: über die einheimischen Bearbeiter der Pâlisprache, welche Arbeit gleichfalls fortgesetzt wird, sowie wir viel anderes von ihm über diese Sprache erwarten, deren Erforschung er sich seit längerer Zeit, fast der Einzige in Deutschland, mit grofsem Eifer widmet. — Die folgende Behandlung, No. XV.: Fragen und Bedenken über die Pronomina indefinita und interrogativa, von G. F. Schömann, ist rein sprachwissenschaftlich und versucht die Ansicht zu begründen, dafs die *Indefinita* und die aus ihnen hervorgegangenen *Interrogativa* aus ursprünglichen *Demonstrativis* geworden seien, deren Ausführung um so mehr Beachtung finden wird, je eifriger man sich jetzt gerade mit der Erforschung des Pronomens beschäftigt. — No. XVI.: Bemerkungen über einige Zahlwörter von Dr. Tycho Mommsen in Oldesloe knüpft an A. Benary's Vermuthung an, dafs die Zahl *Neun* stets den Begriff der *Neuheit* enthalte, und beschäftigt sich besonders mit der Erklärung der semitischen Wörter für *Neun* und *Sieben*. — In No. XVII. stellt der gelehrte Stettiner Schmidt alle ihm vorgekommenen griechischen Spielnamen auf -ίνδα zusammen und weist dieselben als neutrale Accus. plur. nach, zu denen Wörter wie ἀριστίνδην, πλουτίνδην die entsprechenden singularischen Feminina sind. — No. XVIII.: Ueber die Namen *Aptjas* und *Tritas*, von Dr. A. Kuhn, wendet sich dem Sanskrit zu und hat es besonders mit vêdischen Mythen zu thun, ist aber auch sprachlich interessant. — In No. XIX. wiederholt O. Jahn eine von Henzen im Bullett. dell' istit. 1845 herausgegebene und darnach auch im Rheinischen Museum, nachdem dieser Artikel schon gedruckt war, mitgetheilte lateinische Inschrift, die sich in Sora befindet und nicht nur wegen ihres Inhalts und Alters, sondern auch durch ihre Formen wichtig ist. — No. XX. macht v. Ewald einen weiteren sehr bedeutsamen Versuch, die Inschriften der Himjarischen oder alten Südarabischen Sprache, welche kürzlich durch J. Mohl veröffentlicht sind, zu erklären und weist auf die neueren Sprachen jener Gegenden, als ein wichtiges Mittel zur Entzifferung der alten, hin, indem er eine von dem Missionar Dr. L. Krapf ihm mitgetheilte Sammlung von Wörtern der Neuhimjarischen Mundarten Murbat dafar und Mahâra Seite 311 — 315 anschliefst. — Die drei folgenden Artikel sind den neueren europäischen Sprachen gewidmet und in dem Bewufstsein von der Nothwendigkeit entstanden, eben diese immer mehr in den Kreis wissenschaftlicher Untersuchung zu ziehen. — In No. XXI.: Englische Studien, welche fortgesetzt werden, behandelt der Herausgeber, mehr des Beispiels wegen als um die Sache zu erschöpfen, 1) die modernen mundartlichen Veränderungen englischer Vornamen; 2) Eigenthümlichkeiten im Gebrauche der englischen Pronomina; 3) einen Punct der englischen Aussprache. — No. XXII.—XXIII. betreffen das Niederdeutsche, über welches zuerst Kosegarten eine Reihe wichtiger, meist syntaktischer Bemerkungen vorführt. Demnächst gibt der Herausgeber an der Mundart Neu-Vorpommerns ein ausführlicheres Beispiel der erhaltenen besonders starken Conjugationsformen, deren System sich dem altsächsischen noch ziemlich genau anschliefst. — Endlich findet man am Schlusse dieses Hefts einen kurzen Artikel von Theod. Mommsen (XXIV.) zur Kenntnifs der umbrischen Sprache, und eine aus Briefen desselben zusammengestellte Miscelle, die auf die „vollkommene Unzuverlässigkeit" der Lepsius'schen Sammlung Oskischer Inschriften aufmerksam macht und unter anderm das Original und die Uebersetzung der Inscr. VII mittheilt, die von Lepsius verdächtigt war, jetzt aber, wie wir schon durch die Zeitungen erfahren haben, in Messina entdeckt worden ist. Eine Revision der oskischen Inschriften verheifst der Verfasser in der Zeitschrift für gesch. Rechtsw. zu geben.

So sind wir in der Kürze das zweite Heft der Zeitschrift durchlaufen und können nicht anders als mit grofser Befriedigung auf den mannigfaltigen äufserst lehrreichen Inhalt desselben zurückblicken, möchte es, zusammen mit dem ersten Heft (s. diese Jahrbb. für 1845. Novbr. No. 90.), auch noch nicht allen Anforderungen Genüge thun. Referent selbst sieht ungern z. B. das Alt- und Neu-Hochdeutsche, sowie das Romanische ganz übergangen, aber er hat die Beruhigung, dafs dies ohne seine Schuld geschehen, und die Hoffnung, recht bald auch nach diesen Seiten hin tüchtige Arbeiten zu bringen. Anderes mufste freilich noch liegen bleiben und kann erst in den nächsten Heften eine Stelle finden, die auch um deswillen ein anderes Ansehen haben werden, weil uns demnächst mehrere fremde Typen zu Gebote stehen. Wegen der Veränderung des Druckorts und aus andern Rücksichten hat noch nicht wohl bestimmt werden können, ob der erste Band jetzt schon geschlossen ist oder ein drittes Heft zu erwarten hat. Auf jeden Fall ist ein Haupttitel und eine Inhaltsangabe beider Hefte beigegeben und wird ein Register entweder bei dem dritten Hefte oder beim Schlusse des zweiten Bandes nachfolgen.

A. Hoefer.

Digitized by Google

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

XXVI.

Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauch für Vorlesungen von Fr. Theod. Vischer. Erster Theil. Die Metaphysik des Schönen. Reutlingen u. Leipzig, 1846. *VIII.* 489 *S. gr.* 8.

Das Gebiet der Aesthetik scheint weniger als die meisten andern philosophischen Hauptdisciplinen zum Schauplatz eines philosophischen Principienkampfes sich zu eignen; schon um der friedlichen Natur seines Gegenstandes willen nicht, für den man leicht sich versucht finden kann, das schöne Vorrecht in Anspruch zu nehmen, welches die Griechen dem Lande Elis, dem heiligen Schauplatze der olympischen Spiele zugestanden. Hiezu kommt, dafs dieser Gegenstand, wie reiche und tiefe Probleme für die philosophische Forschung er auch in sich birgt, doch nicht mit gleicher Dringlichkeit die Forschung herausfordert wie andere Gegenstände, vielmehr schon eine gewisse Steife der philosophischen Reflexion, eine Erstarkung derselben an andern, ihrem ersten und mächtigsten Interesse näher liegenden Gegenständen voraussetzt, um *als* Gegenstand, *als* Aufgabe für sie auch nur beachtet zu werden. Wie viele Systeme hat es nicht zu allen Zeiten gegeben, für welche Phantasie, Schönheit und Kunst gar nicht vorhanden waren, und wie wird nicht auch noch jetzt, nachdem endlich die Aesthetik in die Reihe der anerkannten philosophischen Disciplinen eingetreten ist, dieselbe von manchen philosophischen Richtungen nur als ein Luxusartikel behandelt oder auch wohl ganz übergangen! Fast scheint es, als ob es *der* Philosophie, welche sich das Prädicat der „gegenwärtigen" gegeben hat, auf diesem Gebiet leichter, als auf andern, gelingen solle, ihre Ansprüche auf Alleinherrschaft gelten zu machen. Manche der Richtungen, die sich anderwärts noch als ihre Rivalinnen behaupten, haben hier leicht und willig ihr das Feld geräumt; ja es mag wohl nicht Wenigen begegnen, dafs sie sich, durch die Forderungen der Zeitbildung zu einiger Kenntnifsnahme von den theoretischen Ansichten, die sich über dieses Gebiet gebildet haben, genöthigt, innerhalb dieser Sphäre, Consequenzen aus Principien gefallen lassen, welche sie, wenn sie in ihrer unmittelbaren Gestalt ihnen zum Bewufstsein kämen, auf das Lebhafteste bestreiten würden. Je mehr aber hiernach der wissenschaftliche Anbau der Aesthetik in unserer gegenwärtigen philosophischen Literatur zum Geschäft einer Schule mit bereits festgestellten Grundansichten und einem schon in andern Regionen der Forschung gewonnenen und erprobten methodologischen Princip geworden ist oder immer mehr es zu werden den Anschein hat: um so weniger wird man erwarten, die dem ästhetischen Gebiet eigenthümlichen Probleme in einer Weise verhandelt zu sehen, wodurch die allgemeinsten Grundlagen des philosophischen Erkennens überhaupt aufs Neue in Frage gestellt und zum Object einer Discussion gemacht werden, deren Bedeutung sich demzufolge weit über die Grenzen dieses Gebietes hinaus erstrecken mufs.

Nichtsdestoweniger ist eine solche Wendung der philosophischen Gedankenarbeit, wie man sie von der Aesthetik überhaupt am wenigsten erwartet hätte, neuerdings gerade in Folge des eben berührten Umstandes eingetreten, dafs diese Wissenschaft im Ganzen und in einzelnen ihrer Theile vorzugsweise und fast ausschliefslich von Standpuncten aus, welche dem Hegelschen Systeme ihren Ursprung verdanken, und mit ausdrücklicher Rücksicht auf die formalen Forderungen, welche sich aus dem methodologischen Princip dieses Systems ergeben, bearbeitet worden ist. So wenig der Streit der „gegenwärtigen Philosophie" mit den gegnerischen Richtungen, welche sie von Aufsen bekämpfen, zur Zeit noch die Aesthetik zu seinem

Digitized by Google

Tummelplatze gemacht hat *), so sehr man sich vielmehr auf diesem Gebiete mit wechselseitigen Concessionen entgegen gekommen ist, zu denen man sich anderwärts schwerlich entschlossen haben würde, in dem sowohl die Draufsenstehenden hier williger, als sie es sonst zu thun pflegen, die Schule gewähren lassen, ja sich von den Früchten ihres Treibens eine oder die andere anzueignen nicht verschmähen, als auch die Schule ihrerseits sich hier geneigter findet, von der Strenge ihrer Forderungen namentlich in Bezug auf Terminologie und Methodik nachzulassen und auf Bedürfnisse oder auch wohl Vorurtheile der allgemeinen Geistesbildung, die sie sonst unbeachtet läfst, einzugehen: so hat sich dagegen innerhalb der Schule selbst ein Kampf über die Art und Weise der Anwendung, die von ihren Principien auf die Bearbeitung der Aesthetik gemacht werden soll, entzündet, von dem schon jetzt klar ist, dafs er diese Principien selbst nicht unberührt läfst, sondern auf einer Verschiedenheit ihrer Auffassung beruht, die in ihren Wirkungen unmöglich auf das Gebiet dieser Disciplin beschränkt bleiben kann. Auch ist der Kampf bekanntlich nicht auf dieses Gebiet beschränkt geblieben; er ist an verschiedenen Stellen des Systemes gleichzeitig entbrannt und wird an manchen derselben mit noch gröfserer Anstrengung und Aufgebot von Kräften geführt, als hier. Indefs scheint uns die Art und Weise, wie die Aesthetik sich an diesem Kampfe betheiligt, die eigenthümliche Gestalt, welche er in ihrem Bereiche angenommen hat, eine gröfsere Beachtung zu verdienen, als ihr zur Zeit noch von Manchem auch derer zugewandt wird, welche den Gang des Kampfes überhaupt mit Interesse verfolgen, und auch wohl selbstthätig Theil daran nehmen. Wir glauben, dafs, wer auf diese Seite des grofsen allgemeinen Kampfes der Schule mit etwas geschärfter Aufmerksamkeit eingehen will, sich leicht überzeugen wird, dafs, wo nicht *das* Hauptmoment, doch eines der Hauptmomente, der zukünftigen Entscheidung an dieser Stelle zu suchen ist, und ergreifen daher gern die Veranlassung, welche das vorliegende, in mehrfacher Hinsicht interessante, als eine Bereicherung der Wissenschaft zu begrüfsende Werk uns darbietet, auf die eigenthümliche Natur dieses Streites einige nähere Blicke zu werfen und zur Orientirung über den Gegenstand, um den es sich handelt, das Unsrige beizutragen.

Vom Verf. des vorliegenden Werkes haben wir gegen die eben ausgesprochenen Bemerkungen gewifs keinen Widerspruch zu erwarten. Er zeigt sich allerorten durchdrungen von der Ueberzeugung, dafs die Aesthetik, so wie er sie aufgefafst hat, zur Voraussetzung ihrer wissenschaftlichen *Möglichkeit*, gewisse philosophische Grundansichten hat, von denen er sehr wohl weifs, dafs sie, so innerhalb, wie aufserhalb der Schule ein Gegenstand der lebhaftesten Bekämpfung sind, und es ist die offenbare Tendenz seiner Arbeit, durch factische Ausführung einer wissenschaftlichen Aesthetik in diesem Sinne den Thatbeweis für die Wahrheit der von ihm begünstigten Ansichten zu führen. Dem gegenüber hatte Ref. bereits vor Jahren sein eigenes, vom Verf. vielfach benutztes und bekämpftes Werk über denselben Gegenstand in der bestimmten Absicht entworfen, durch die methodische Gestaltung dieser Disciplin in *dem* Sinne, den er für den richtigen hielt und noch dafür hält, gewissen, auf das Allgemeine der philosophischen Grundlehren bezüglichen Ideen, die zu denen des Verf.'s im diametralen Gegensatze stehen, den ihnen gebührenden Platz im Systeme zu erkämpfen. Obwohl nämlich Ref. schon damals sich bewufst war, mit der Ausführung, die er seinen Ideen zu geben sich gedrungen fand, über den Kreis hinauszugehen, den das „System" bis dahin in der Conception seines Urhebers und in der Auffassung seiner Jünger sich vorgezeichnet hatte, und obwohl sein fortgesetztes Streben ihn seitdem noch weiter über diesen Kreis hinausgeführt hat: so hat er doch an seinem Theile nie die *Schule* verleugnet, von der seine Arbeiten ausgingen und der sie, in dem weiteren und liberalen Sinne, den man von jeher an dieses Wort Schule geknüpft hat, in der That gewidmet waren. Ref. begegnet sich also mit dem Verf. in dem gemeinsamen Streben, durch wissenschaftliche Ausführung der Aesthetik im Sinne einer streng methodischen, speculativen Disciplin die allgemeine wissenschaftliche Arbeit an dem *System*, welches wir von dem Gründer der Schule nicht als ein schon begründetes, sondern (denn auch hierin darf Ref. Hrn. Vischer

*) Nur vereinzelt begegnete uns vor einiger Zeit in der Augsburger Allg. Zeit. ein durch Schärfe und gründliches Urtheil ausgezeichneter Aufsatz über die Aesthetik der Hegelschen Schule veranlafst durch W. Danzel's diesen Gegenstand betreffende Schrift.

Digitized by Google

in der Hauptsache wohl noch mit sich einverstanden glauben) mittelst der methodologischen Entdeckungen, die wir ihm verdanken, neu zu begründendes überkommen haben, in dem Sinne und nach der Richtung hin zu fördern, die jeder von Beiden für die wehrhafte hält. Er begegnet sich mit ihm an dieser Stelle, aber freilich nur, um in dieser Richtung selbst, die er sowohl im Ganzen und Allgemeinen, als auch auf diesem bestimmten Gebiet verfolgt, um so entschiedener von ihm abzuweichen.

Indem wir es nun unternehmen wollen, über die Natur dieses Gegensatzes, über seine Gründe, seine Zusammenhänge und auch über seine Consequenzen in Bezug auf *das* wissenschaftliche Gebiet, dem das Werk des Verf.'s zunächst gewidmet ist, in einer Weise Rechenschaft zu geben, die vielleicht Einiges, wo nicht zur gegenseitigen Annäherung, doch zur Aufklärung Anderer beitragen könne, so glauben wir zuvörderst einen Umstand bemerklich machen zu müssen, den Ref. mit um so entschiedenerem Nachdruck hervorzuheben sich veranlafst findet, als Hr. Vischer ihn seinerseits mit Stillschweigen übergangen und entweder geflissentlich in Schatten gestellt, oder sich auch vielleicht gar nicht zum Bewufstsein gebracht hat. Es ist dieser, dafs die Uebereinstimmung des Verf.'s mit dem Ref. sich noch beträchtlich weiter erstreckt, als, wie vielleicht manche Leser des Buches meinen werden, nur über das, was Beide von Hegel, als gemeinsame Grundlage ihrer beiderseitigen wissenschaftlichen Arbeit, überkommen und sich angeeignet haben. Sehr wesentliche Puncte der Abweichung von Hegel, der ausdrücklichen Bekämpfung Hegels auf dem allgemeinen Gebiete der Philosophie überhaupt, (nicht auf dem besonderen der Aesthetik,) welche Ref. von den ersten Anfängen seiner wissenschaftlichen Thätigkeit an in mehr als einer Gestalt mit Nachdruck geltend gemacht, welche er auch in seiner Aesthetik als wesentliche Ausgangspuncte für die Bearbeitung dieser Disciplin, ja als Lebensbedingungen ihrer wissenschaftlichen Möglichkeit hervorgehoben hatte, werden von Hrn. Vischer stillschweigend als etwas sich von selbst Verstehendes aufgenommen, gelegentlich ihrem thatsächlichen Bestande nach im Vorübergehen anerkannt, so dafs man über seine Ansicht nicht in Zweifel bleiben kann, übrigens aber nicht das geringste Bewufstsein darüber an den Tag gelegt, dafs hier eine Abweichung von dem System, welches er als die Grundlage des seinigen betrachtet wissen will, und eine Annäherung an die, welche er als Gegner des „Systemes," und mithin auch als die seinigen behandelt, vorhanden ist. Ob vielleicht mit diesem Umstand der zweite zusammenhängen mag, dafs der Verf., was den allgemeinen Gang der Begriffsentwicklung wenigstens in dem hier vorliegenden ersten Theile der Aesthetik anlangt, bei Weitem näher mit Ref., seinem Gegner, als mit Hegel, seinem Lehrer zusammentrifft, kann hier nicht untersucht werden; wir müssen uns fürerst auf eine Darlegung jener allgemeineren, dem Verfasser mit Ref. gemeinsamen Differenzpuncte von Hegel beschränken.

Als Ref. seine Aesthetik als Wissenschaft von der *Idee der Schönheit* bezeichnete, fand er, zur Verständigung über den Sinn dieses Ausdrucks, nöthig (I, S. 6 f.), das Unsichere und Schwankende des Gebrauches zu rügen, der von dem Worte *Idee*, welches doch durch die Logik der Hegelschen Schule eine viel genauer, als jemals sonst, bestimmte metaphysische Bedeutung erhalten hatte, dennoch von dieser Schule selbst auf jedem andern, als dem rein metaphysischen Gebiete gemacht wurde. Er glaubte diese Unsicherheit auf die Unklarheit zurückführen zu müssen, in welcher jene Logik über ihr eigenes Verhältnifs, oder, was gleichviel, über das Verhältnifs ihrer sämmtlichen, abstracten oder, (wenn auch nicht im Sinne des Kantischen Subjectivismus) formalen Begriffsbestimmungen, und also auch der letzten und höchsten darunter, der „Idee," zur physischen und geistigen Wirklichkeit verblieben sei. Wie alle vorangehenden Kategorien, so verwechsle sie auch, bemerkte Ref., die „Idee" an sich mit dem Inhalte, den sie auf dem Boden jener Wirklichkeit erhält; sie weigere sich, das positive Mehr, welches in diesem Inhalte gegeben ist, anzuerkennen, und könne, da sie dieses Mehr nur für eine Trübung oder Verunstaltung des Logischen erkläre, folgerechter Weise, wenn sie etwa aufser der reinen logischen Idee noch von andern „Ideen" spreche, dieselben für nichts anderes ausgeben wollen, als für abgeschwächte und unvollkommene Gleichnisse der logischen Idee. Was für eine Aufnahme diese und ähnliche Erinnerungen bei den damals Stimmführenden in Hegels Schule fanden, werden sich unsere Leser noch wohl erinnern; Hr. Vischer dagegen wird ihnen, dafern er nicht etwa,

Digitized by Google

was wir nicht von ihm erwarten, zu Wortverdrehungen seine Zuflucht nehmen will, seine vollkommene Beistimmung nicht versagen können. Denn auch er erklärt ja für „abstracte Begriffe" (S. 66) „alle blofs logischen Begriffe, die Logik auch im Hegelschen Sinne gefafst, wo ihre Bestimmungen als objectiv gelten und wo die Grundbestimmungen des Objects, wo ferner das Leben, das Erkennen (und Wollen) hereingezogen werden" *). Auch er perhorrescirt *in diesem Sinne*, (nicht, wie Hegel, um der vermeintlichen Erhabenheit alles Logischen willen) jede ästhetische Darstellung des Logischen als solche, und würde einen Maler, der etwa den Einfall hätte, die „absolute Idee" oder irgend eine andere Kategorie malen zu wollen, gewifs um nichts glimpflicher beurtheilen, als jenen von ihm selbst erwähnten Tieckschen, der die Casus der Declination zu malen versuchte. Wenn er in demselben Zusammenhange bemerkt: „Damit auch nur Eines als existirend begriffen werde, ist die Idee als erfüllte Rückkehr aller Gegensätze in sich vorausgesetzt, welche nun erst als Lebenspunct, als concrete Lebens-Einheit, als Selbst existiren kann, und auch das unterste Naturwesen, das einen verhältnifsmäfsig beschränkten Umkreis von Bestimmungen zur Concretion in sich vereinigt, setzt die ganze Kette aller übrigen voraus, in welcher die Idee ihre Fülle ausbreitet und immer vertiefter sammelt:" so sagt er damit offenbar entweder dasselbe, oder etwas dem sehr ähnliches, was Ref. (a. a. O. S. 8 f.) so ausgedrückt hat: „Die Idee ist, wie alles Logische oder Metaphysische, in jedem, auch dem unbedeutendsten concreten, d. h. in Raum und Zeit wirklichen oder möglichen Dinge gegenwärtig, ohne dafs darum dieses Ding eine Idee genannt werden dürfte," und: „es läfst sich sagen, dafs in jedem Strohhalm und in jedem Sandkorn die Gesammtheit aller logischen oder metaphysischen Gesetze und Begriffsbestimmungen enthalten ist, und dafs aus der Betrachtung jedes dieser Dinge der formale Begriff der absoluten Idee, und mit diesem die ganze Wissenschaft der Logik und Metaphysik entwickelt werden könnte." Beide Aeufserungen, die des Verf.'s nicht minder wie jene des Ref., stehen in einem unverkennbaren Gegensatze zu den Aussprüchen Hegels über das „Aufsersichsein" des Natürlichen und über die „Ohnmacht der Natur, den reinen Begriff festzuhalten." Sie bezeichnen gerade umgekehrt die Natur als den Schauplatz der *Verwirklichung* der Idee, was sie doch wohl schwerlich sein könnte, wenn die Idee in ihr nicht *bei sich* wäre. Auch dürfen wir in diesem Zusammenhange wohl des Gebrauchs gedenken, den der Verf. anderwärts, nicht ganz im Einklange freilich mit der eben angeführten Stelle, von dem Worte *Idee* macht, worin er weiter noch, als Ref., aber genau in derselben, von Ref. in den eben angeführten Aeufserungen angedeuteten Richtung, von Hegel abweicht. Er bezeichnet nämlich mit diesem Ausdruck alle Gattungsbegriffe der lebendigen Natur, und die denselben analogen Sphären des geistigen Lebens; und bedient sich also hiebei offenbar des *logischen* Begriffs der Idee als einer allgemeinen, abstracten Kategorie, die auf gar Vieles, ja auf eine ganze Unendlichkeit von Besonderheiten, in gleicher Weise passen kann. Wenn aber der Verf. hin und wieder, z. B. gleich in dem Paragraphen, welcher den Anfang der eigentlich systematischen Entwicklung macht (S. 47), von der „absoluten Idee" als der „höchsten Einheit aller Gegensätze," als „nicht blofs einem formalen Begriffe" spricht, und dabei doch *diese* Idee der „Metaphysik" zuzuweisen scheint, so ist zwar auch hier seine Ausdrucksweise nicht frei von einer derartigen Amphibolie, wie sie in Hegels Schule so manche Verwirrungen veranlafst hat, indefs kann nach dem Zusammenhange seiner Darstellung kein Zweifel sein, dafs er die *angewandte* Idee meint, die Idee, wie sie in der Logik oder Metaphysik nur auf *formale*, auf *reale* Weise aber nach ihm nur in der Totalität aller philosophischen Wissenschaften erkannt wird.

*) Freilich scheint dagegen auch wieder (S. 29) gegen Ref. (der in der That dem „Logischen" eine weit höhere Bedeutung zugesteht, als unser Verf., wenn er folgerecht sein will, es vermag) vorausgesetzt werden zu sollen: „dafs das Logische das Wesen der Dinge selbst sei." Die Lösung solcher Widersprüche zu finden mufs Ref. Andern überlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauch für Vorlesungen von Fr. Theod. Vischer.

(Fortsetzung.)

Was nun den Inhalt selbst betrifft, den der Verf. mit dem Namen der „absoluten Idee" zu bezeichnen pflegt, so hatte Ref. — ganz abgesehen fürerst von seiner Stellung zu der Persönlichkeitsfrage, die für Hrn. Vischer ein Hauptgegenstand der Bekämpfung ist, — an wiederholten Stellen seiner Aesthetik (vgl. z. B. die Anmerkungen I, S. 57 ff. S. 86), im specielleren Interesse dieser Disciplin zwar, für welche er die richtige Auffassung dieses Punctes als eine Lebensfrage erkennt, aber doch in einem viel weiter greifenden Sinne die Bedeutung und Berechtigung geltend gemacht, welche dem Momente der *äufseren* oder von Hegel so genannten *schlechten* Unendlichkeit einzuräumen ist. Es war seine Absicht weder dort, noch ist sie es hier, mit Hegels strengen Anhängern über diesen Ausdruck zu rechten, den er sich vielmehr als Bezeichnung des Gegenstandes, für den er erfunden ist, ganz gern gefallen läfst. Doch wird jeder Kenner des Hegelschen Systems uns zugeben, dafs es dort nicht bei dem blofsen Ausdrucke geblieben ist. Das System hegt vielmehr in der That gegen die „schlechte" Unendlichkeit eine souveraine Geringschätzung; es läfst dieselbe keineswegs, wie man etwa von seinem dialektischen Princip erwarten könnte, als inwohnendes, „aufgehobenes" Moment in der *wahren* Unendlichkeit gelten, sondern wenn es auch hin und wieder den Anlauf zu einer solchen Dialektik zu nehmen scheint, so kommt es doch überall darauf zurück, die schlechte Unendlichkeit als ein der wahren Unendlichkeit nicht nur unangemessenes, sondern auch widerstrebendes oder mit ihr unverträgliches Element aus letzterer herauszuwerfen, und entweder, bei gewissen Gestalten dieser Unendlichkeit, ihr Dasein geradezu zu leugnen, oder es, wo dasselbe sich nicht leugnen läfst, als eine unwahre, „abgefallene" Daseinsform *neben* die Idee oder die der Idee gemäfse *wahre* Unendlichkeit zu stellen. So hat bekanntlich Hegel an der für den Sinn seines gesammten Systemes entscheidend und verhängnifsvoll gewordenen Stelle des Uebergangs von der Logik zur Naturphilosophie, Raum und Zeit, diese Haupt- und Grundgestalten der unmittelbar dasciendem oder schlechten Unendlichkeit, als „Formen des Aufsersichseins" der „logischen Idee" und ihrer „immanenten Unendlichkeit" gegenübergestellt oder zu einem Zweiten und Anderen neben ihr gemacht; so hat er im Verlaufe seiner Natur- und Geistesphilosophie die erfüllte räumliche Unendlichkeit des Universums in den niederen Sphären des körperlichen Daseins als einen „Lichtausschlag" verächtlich behandelt, in den höheren aber des organischen und Geisteslebens sie ausdrücklich in Abrede gestellt, und, was die Unendlichkeit der Zeitdauer nach rückwärts und nach vorwärts betrifft, die Frage nach ihr in einer Weise mit Stillschweigen übergangen, die unter diesen Umständen und nach manchen hier nicht weitläuftiger zu erörternden Prämissen des Systemes, wohl einer ausdrücklichen Verleugnung gleichgelten möchte. In allen diesen Puncten nun hatte Ref. bereits in seiner Aesthetik, wie seitdem vielfach anderwärts, in den mannigfaltigsten Wendungen und mit allseitig durchgeführter Consequenz, Hegeln bekämpft, und der Vf. wird sich wohl auch hier seine, des Ref., Bundesgenossenschaft gefallen lassen müssen, wie weit er sich auch (S. 26) über den „sogenannten gesunden Menschenverstand," — der freilich in diesem Falle nicht auf der Seite des berühmten Philosophen steht, — und über die (S. 27) „tiefe Trivialität" des vom Ref. jenen tief speculativen Lehren gegenüber eingenommenen Standpunctes erhaben wissen mag. Denn wenn auch

Digitized by Google

manche der Wendungen, deren der Verf. sich in seiner Polemik gegen Ref. und Andere bedient, den minder kundigen Leser auf die Meinung bringen könnten, als stehe er in diesen und ähnlichen Cardinalpuncten des wissenschaftlichen Streites wirklich auf Hegels Seite, so wird doch der Aufmerksame bald bemerken, dafs dem keineswegs so ist, dafs vielmehr die Immanenz der „schlechten Unendlichkeit" nach allen ihren so eben flüchtig angedeuteten Hauptgestalten in der „absoluten Idee" eine Grundvoraussetzung ganz eben so für den Verf., wie für den Ref. bildet. Nur als etwas von selbst sich Verstehendes meint Hr. Vischer gelegentlich (S. 27) annehmen zu dürfen, „die Philosophie postulire, dafs das freie Denken, da es in der verhüllten Form nicht sich selbst entspricht, nothwendig in allen Zeiten auch als enthüllendes Denken müsse dagewesen sein und bleiben, d. h. dafs nie eine Zeit sein konnte und könne, wo keine selbstbewufsten Wesen existirten," während er in Hegels authentischem Sinne dem Geist oder dem Denken nur eine zeitlose Ewigkeit, aber keineswegs eine unendliche Zeitdauer hätte zuschreiben dürfen. So auch finden wir anderwärts (S. 116) über Raum und Zeit die Aeufserung, dafs sie „offenbar in die Logik gehören," und zwar in die „Lehre vom Sein;" ein Ausspruch, der, richtig und von Ref. mit dankbarer Freude zu acceptiren, wie er wenigstens in seiner ersten Hälfte es ist, doch in der eilfertigen Weise, wie er dort gethan ist, von einem fest naiv zu nennenden Unbewufstsein zeugt über die Erfordernisse einer *metaphysischen* Ableitung jener wichtigen Begriffe und über die ungeheure Umgestaltung, die bei einer so veränderten Stellung im „System" unvermeidlich eintritt, und der Unerfahrenheit des Verf.'s im metaphysischen Denken zu Gute gehalten werden mag. — Auf dem speciellen Gebiete der Aesthetik ist die Abneigung Hegels gegen den „unendlichen Progrefs" in die Verleugnung einer ins Unbegrenzte gehenden Kunstentwicklung oder überhaupt Productionsfähigkeit des Schönen ausgeschlagen, in die blofs historische oder phänomenologische Stellung, die er wenigstens in seiner Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften, namentlich den früheren Ausgaben, der Kunstanschauung und Kunstproduction ertheilte, indem er sie zu einem blofsen Durchgangsmomente der Entwicklung des absoluten Geistes machte, welche dort hauptsächlich unter dem Gesichtspunct der Religionsentwicklung gefafst wird. Hier nun wird weniger noch, als irgendwo sonst, der Verf. sich zu der beschränkenden Ansicht seines Lehrers bekennen wollen, da die entgegengesetzte sich beinahe auf jedem Blatte dieses Werkes und seiner übrigen Schriften so laut als das beseelende Princip seiner ästhetischen Interessen und Beschäftigungen kund giebt.

Ref. hat es nicht für überflüfsig geachtet, diese nicht blofs durch das gemeinschaftliche Verhältnifs zu Hegel bedingten, sondern noch so weit über Hegel sich hinaus erstreckenden Momente der Uebereinstimmung zwischen ihm und dem Verf. hervorzuheben, weil er hoffen darf, dafs es ihm gelingen wird, durch ihre Hülfe die Beschaffenheit des principiellen Gegensatzes, der nichts desto weniger zwischen Beiden besteht, in ein um so helleres Licht zu stellen. Der Verf., wenn es in seinem Plane gelegen hätte, die an verschiedenen Stellen seines Werkes gegen Ref. erhobene Polemik durch eine näher eingehende Analyse zu motiviren, würde vielleicht seinen Tadel so gestellt haben, dafs Ref. sich durch gewisse, an sich ganz richtige Ausstellungen gegen den gemeinschaftlichen Lehrer allzuweit von der Bahn, die derselbe vorgezeichnet, abzugehen habe verleiten lassen. Ref. mufs seinerseits die Frage aufwerfen, ob man so weit, wie der Verf., von Hegel abweichen kann, ohne entweder den speculativen Kern, das wissenschaftliche Lebensprincip des Systemes verloren zu geben, oder, durch noch weitere Umgestaltungen, die geschehene Abweichung zu rechtfertigen und den ächten wissenschaftlichen Gehalt zu retten? Er findet sich zu dieser Fragestellung um so mehr veranlafst, je leichter, wie schon bemerkt, der Verf., bei aller Bereitwilligkeit, im Einzelnen seine Abweichungen einzugestehen, ja, wo sich dazu die Veranlassung giebt, den Meister mit begründetem Tadel nicht zu verschonen, doch über jene allgemeinen, principiellen Puncte seiner Divergenz von ihm hinweggeht und fast geflissentlich sie in Schatten stellt. Dies ist, wie jeder Unbefangene zugeben wird, nicht die Weise, wie ein kräftiger, entschiedener Forttschritt über eine gegebene Lehrgestaltung, weit öfter eine solche, wie ein unbewufster Abfall von dem Princip derselben, ein Zurückbleiben hinter ihren strengen, aber unabweislichen Forderungen sich anzukündigen pflegt.

Die Stellung, welche der Verf. der Aesthetik

Digitized by Google

und ihrem Inhalte, dem Schönen und der Kunst im „Systeme" anweist (er stellt sie, mit Hegel, in die Lehre vom „absoluten Geiste," aber nicht, wie Hegel, an die Spitze derselben, sondern in die Mitte zwischen die „Religion" und die „Philosophie"); die Definition, welche er von dem Grundbegriffe seiner Wissenschaft aufstellt (das „Schöne" ist nach ihm, S. 53 „der Schein, dafs ein Einzelnes, in der Begrenzung von Zeit und Raum Daseiendes seinem Begriffe schlechthin entspreche, dafs also in ihm zunächst eine bestimmte Idee und dadurch mittelbar die absolute Idee vollkommen verwirklicht sei"); die gesammte Ausführung endlich, welche er auf Grund dieser Definition, in dem vorliegenden Bande seines Werkes der „Metaphysik des Schönen" giebt: — dies Alles hat zu seinem klar ausgesprochenen und mit entschiedenem Bewufstsein festgehaltenen Hintergrunde die dem Verf. allerdings mit Hegel gemeinsame Grundüberzeugung, dafs alles *Sein* im *Wissen* gipfelt, das *absolute Wissen der speculativen Erkenntnifs oder Wissenschaft* das schlechthin Letzte und Höchste, der Zweck oder das Endziel aller Weltprocesse ist. Wir sehen in diesem Sinne den Verf. mit vieler Energie und nachdrücklicher Bekämpfung der entgegenstehenden Ansichten (S. 173 f.) den Satz vertheidigen, dafs die Wahrheit ein Höheres als die Schönheit, die Philosophie ein Höheres sei als die Kunst. Dafs „nothwendig dasjenige höher sei, was das Andere zum Gegenstand macht und begreift," dies scheint ihm so sehr von selbst sich zu verstehen, dafs er sich die Meinung der Gegner dieses Satzes (S. 177 vgl. S. 26) nur durch die Voraussetzung zu verdeutlichen weifs: „sie träume von einer ungeformten Materie als Gegensatz des Gedankens und setze diese höher als den Gedanken." — Ohne nun dasjenige zu wiederholen, was er anderwärts gegen diese Hegelsche Stellung des „absoluten Wissens" bemerkt hat, — ohne auch auf eine Widerlegung der zum Theil in ziemlich handgreifliche Verdrehungen ausgehenden Polemik des Verf.'s sich einzulassen, will Ref. hier nur die Frage aufwerfen, was denn der Verf. eigentlich unter jenem „Wissen" meint, welches er als das Höhere der Kunst und der Schönheit anerkannt wissen will, unter jener „Wahrheit," welche nach ihm mit der Einheit des Einzelnen und des Allgemeinen, die in dem Schönen eben nur als *Schein* vorhanden ist, Ernst machen soll? Was ist denn jenes „Allgemeine und Nothwendige," *in* welchem das Einzelne und Zufällige zu begreifen er zum Geschäft der „Wahrheit" macht? Der Verf. würde es gewifs sehr übel nehmen, wenn man ihm unterlegen wollte, dafs er darunter nur ein abstract Allgemeines verstanden habe, etwa einen jener logischen Allgemeinbegriffe oder Kategorien, welche auch er „abstracte" genannt wissen will, „weil kein selbstständig lebendiges Wesen in ihnen erschöpft ist." Er meint vielmehr offenbar nichts anderes, als die „absolute Idee" selbst, deren Erkenntnifs er zwar, wenn es ihm so pafst, der Logik zutheilt, die aber nach ihm dennoch nicht eine abstracte, sondern die concrete Einheit aller Besonderheiten, aller Ideen oder „Gattungsbegriffe" sein soll. Er meint (S. 177) „das Allgemeine als die Macht, die alles Einzelne, wie sie es gesetzt und in der Verflechtung der Endlichkeit dem Zufalle überantwortet hat, wirklich auch wieder in das Ihrige umwandelt und einsammelt." Wenn nun aber der Verf. im Ernst sich überreden konnte, dafs *diese* Allgemeinheit, oder dafs die absolute Idee in *seinem*, nicht blofs, als „logische" in Hegels Sinne, dergestalt also, wie sie die „schlechte Unendlichkeit" nicht ausschliefst, sondern in sich einschliefst, der Gegenstand und Inhalt, der reale, präsente Inhalt seines oder irgend eines philosophischen Denkens und Wissens sei oder jemals werden könne: so ist es gewifs nicht zu hart, dies eine Gedankenlosigkeit zu nennen, dergleichen nie ein wahrer Philosoph sich hat zu Schulden kommen lassen. Hegels „absolute Idee" *ist* wirklich; sie ist *da* im Bewufstsein, im Wissen des Philosophen, welches eben durch sie ein „absolutes Wissen" wird, denn ihre Absolutheit, die rein logische oder metaphysische, die mit der „schlechten Unendlichkeit" des Raumes und der Zeit nichts gemein hat, kann auch im beschränktesten Raume, im flüchtigsten Zeitmomente verwirklicht werden, wenn nur die Bedingungen dazu im Bewufstsein gegeben sind. Anders die „absolute Idee" des Verf.'s. Von dieser, da sie die concrete, erfüllte Einheit aller die zeiträumliche Wirklichkeit als *wesentliches* Moment in sich schliefsenden Ideen oder Gattungsbegriffe sein soll, läfst sich erstens nicht, oder nur durch einen Machtspruch entscheiden, ob sie überhaupt wirklich ist oder zu irgend einer Zeit wirlich werden kann. Denn was hindert, dafs nicht im Laufe der Zeit, zumal im Gebiete des Geistes, des absoluten Geistes, neue Gat-

Digitized by Google

tungsbegriffe sollten entstehen können; wie ja in der That, um das dem Verf. am nächsten liegende Beispiel zu wählen, die Aesthetik in ihrer Eigenschaft als geschichtliche Kunstbetrachtung, so manche neue Kunstformen oder neue Idealgestaltungen, welche der Verf. doch auch wohl für „Ideen" wird passiren lassen, in historischer Zeit, wenigstens für *uns*, für die Anschauung des *menschlichen* Geistes, neu entstehen sieht? Aber so lange noch „Ideen" entstehen — vielleicht auch untergehen — so lange ist die Idee der Ideen, die „absolute Idee" noch nicht in dem Sinne *wirklich*, in welchem offenbar der vom Verfasser selbst über sie aufgestellte Begriff die Wirklichkeit für sie in Anspruch nimmt. Oder wenn man hier zu dem neuerdings wieder, sogar in Hegel's Schule beliebt gewordenen Auskunftsmittel greifen wollte, zu sagen, die Ideen, die *hier* nicht oder noch nicht realisirt sind, haben unfehlbar doch schon jetzt eine Wirklichkeit in irgend einem anderen, nähern oder entferntern Weltraume: so müfste vor allen Dingen nach einem Beweise dieser, von Kant als anmafsend, von Hegel als abgeschmackt bezeichneten Behauptung gefragt werden Solcher Beweis würde schwerlich anderswo, als in der Nothwendigkeit des logischen Denkens zu suchen sein, aber ihn dort zu suchen, haben wenigstens diejenigen sich das Recht verscherzt, welche das Logische als eine blofse Abstraction von der Wirklichkeit nehmen, und überhaupt läfst sicht wohl absehen, wie in der Logik eine Assertion der Nothwendigkeit eines Wirklichen, dessen Begriff nicht unmittelbar in ihr selbst enthalten ist*), soll vorkommen können. Aber selbst zugegeben die irgendwie vorauszusetzende Wirklichkeit der absoluten Idee, in des Verf.'s Sinne: wie kann man die Gegenwart, die Immanenz dieser Idee im „speculativen Denken" zu behaupten sich erdreisten, so lange man doch eingestehen mufs, dafs lange nicht alle über den unendlichen Weltraum verbreiteten und also ohne Zweifel selbst auch, der Zahl nach, unendlichen Gattungsbegriffe, die, weil selbst „Ideen", zum Begriff der absoluten Idee gehören und ihre Wirklichkeit ausmachen, vom Geiste des speculativen Denkers erfafst und in seinem Bewufstsein gegenwärtig sein können? Dies ist ja eben der Grund, weshalb Hegel die schlechte Unendlichkeit aus der Absolutheit der Idee entfernt wissen wollte, weil er ganz richtig einsah, dafs es, solche Unendlichkeit als Moment der Idee zugegeben, nie zu einem „absoluten Wissen", wenigstens im menschlichen Geiste nicht kommen kann. Wie würde, hätte er Andere darüber ertappt, der Verf. das Beginnen derer bezeichnet haben, die so, wie er, ohne Umstände an der Tafel Platz nehmen, auf welcher sie die von dem grofsen Philosophen gebrochene Erkenntnifsfrucht aufgetragen sehen, ohne den Preis dafür erlegen zu wollen, den als Bedingung der Theilnahme an diesem Genusse der Philosoph selbst gezahlt, und dessen Zahlung er eben dadurch seinen Anhängern zur Pflicht gemacht hat?

Es würde ein Leichtes sein, an diese Bemerkungen eine Erwiederung auf die Angriffe zu knüpfen, welche der Verf., der mit rückhaltlosem Freimuth die Meinung ausspricht, dafs nur auf pantheistischem Boden die Aesthetik gedeihen könne (S. 48 f.), an wiederholten Stellen seines Werkes gegen die „theistischen" Tendenzen geführt hat, die er in dem Werke des Ref. zu bemerken glaubte. Ref. darf sich, auch auf ästhetischem Grund und Boden, zu diesen Tendenzen um so unverholener bekennen, je lauter auch der Verf. eben durch jenes sein Bekenntnifs ein Zeugnifs dafür abgelegt hat, dafs sich die Aesthetik zu jener grofsen Frage des religiösen und des allgemein philosophischen Gebietes nicht gleichgültig verhalten kann. Eine Rechtfertigung dieser Tendenzen aber, ausdrücklich von dem Standpuncte aus, der, wie oben gezeigt, ihm und dem Verf. gemeinschaftlich ist, würde um so bequemer sich unternehmen lassen, je ungesuchter sich hier die Wendung darbietet, wie freilich die Stelle *über* der Aesthetik oder am Endziele dieser Wissenschaft, welche der Verf. mit so schlechtem Glücke durch seine „absolute Idee" auszufüllen versucht hat, nicht leer bleiben darf.

*) Nach unserem Verf. (§ 10.) soll freilich die absolute Idee von der Metaphysik „begriffen" sein, und *als* durch sie begriffen von der Aesthetik, wie von den übrigen philosophischen Realdisciplinen vorausgesetzt werden. Aber wie *kann* doch die Metaphysik die absolute Idee begreifen, wenn sie nicht zuvor die „Ideen", d. h. nach unserm Verf. die physikalischen und ethischen Gattungsbegriffe begriffen hat, die er in ihr auf dialektische Weise enthalten sein läfst?

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

№ 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauch für Vorlesungen von Dr. Theod. Vischer.

(Fortsetzung.)

An den Begriff des Wissens, des absoluten Bewufstseins selbst, dessen Recht der Verfasser gegen den vermeintlichen Dualismus und Materialismus des Referenten vertreten zu müssen meint, wäre dann anzuknüpfen und etwa die Frage aufzuwerfen, welche Lehre (wenn denn doch der Hegel'sche Begriff des absoluten Wissens unhaltbar ist,) der grofsen speculativen Grundanschauung, die durch diesen Begriff hat ausgedrückt werden sollen, näher bleibt, — die unsers Verfassers, welche nachgewiesener Mafsen unter dem Namen des absoluten Wissens ein offenbares Nichtwissen und Nichtwissenkönnen des Unendlichen und Absoluten, ein Wissen nur des Endlichen und Besondern neben dem abstract Allgemeinen als das Höchste setzt, — oder jener vom Vf. so hart angelassene „Götzendienst", dessen Inhalt ja von Hause aus kein anderer, als die lebendig und persönlich gefafste Idee eines wirklich vom Weltinhalt erfüllten oder fortwährend sich mit ihm erfüllenden, also wahrhaft und im concreten Sinne „absoluten" Wissens oder Bewufstseins ist? — Indefs hat Ref. ähnlicher Wendungen schon zu wiederholten Malen gegen verwandte Mifsgriffe von Schriftstellern sich bedient, die er in dieser wie in manchen andern Beziehungen als Glaubensgenossen des Verf.'s ansehen darf*); er zieht es deshalb vor, sich diesmal näher an den specifischen Inhalt des vorliegenden Werkes zu halten. Fragen wir also, wie es dem Verf. gelungen ist, von seinem Standpuncte aus die metaphysischen Grundbegriffe der Wissenschaft, von der er uns hier eine neue Bearbeitung zugeben begonnen hat, zu entwickeln.

Die Definition, welche der Verf. (§ 13.) von dem Begriffe, der nach seiner Auffassung den Ausgangspunct der Entwickelung bilden soll, dem Begriffe des *Schönen* giebt, haben wir bereits angeführt. Er motivirt diese Definition (§ 12.) durch das „alle Sphären des Geistes beherrschende Gesetz des Ausgangs vom Unmittelbaren zum Vermittelten". Dies Gesetz nämlich, dessen Grund und Allgemeinheit der Verf. als erwiesen aus der gesammten übrigen Philosophie voraussetzt, „fordere mit Nothwendigkeit, dafs auch die absolute Idee, welche in entsprechender Wahrheit nur durch die Vermittlung des Denkens zu begreifen ist, zuerst in der Form der Unmittelbarkeit oder der Anschauung vor dem Geist auftrete". — Man sieht, der Verf. stellt sich hier ganz auf den Boden der Hegelschen Philosophie. Folgen wir ihm dahin, und sehen wir einstweilen davon ab, dafs er sich durch seine Fassung des philosophischen Wissens, streng genommen, des Rechtes verlustig gemacht hat, für solches Wissen auch nur eine phänomenologische Vermittlung auf Hegel'sche Weise in Anspruch zu nehmen, da sich nach dieser Fassung nicht wohl sagen läfst, wodurch sich denn solches Wissen von dem gemeinen endlichen Wissen unterscheidet, und warum es nicht auch ohne jene phänomenologische Vermittlung durch Religion und Kunst in dem Geiste des Menschen, wie er eben ist, soll stattfinden können. Davon also für jetzt abgesehn, so treten gegen den Vf. die Einwürfe in Kraft, welche Ref. schon zu wiederholten Malen gegen den Gebrauch, den auf dem Gebiete des „absoluten Geistes" Hegel von seinem Vermittelungsprincipe

*) Fichte's Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie, Bd. VIII. S. 98—111, und: Das philosophische Problem der Gegenwart, Sendschreiben an J. H. Fichte (Leipz. 1842) S. 136 f. — Die kluge Taktik des Schweigens zur rechten Zeit wird Hr. Vischer seinem Freunde Hrn. Dr. Fr. Strauss hoffentlich noch nicht abgelernt haben; hätte er es, so müfste Ref. fürchten, auch gegenwärtige Recension umsonst geschrieben zu haben.

Digitized by Google

gemacht, erhoben hat. Es wird nicht überflüssig sein, zu den mannichfaltigen Wendungen, in denen diese Einwürfe bereits vorgetragen worden, hier noch folgende hinzuzufügen. Die Voraussetzung, dafs die „Anschauung", die „Vorstellung", wir können hinzusetzen, auch das „Gefühl" für den Geist ein „Unmittelbares" seien, das Denken dagegen ein durch jene „Vermitteltes": woher stammt sie denn, und *wo*, in welcher Daseins- und Lebenssphäre hat sie ihre unstreitige Wahrheit und Berechtigung? Offenbar in jener Sphäre der Verschlingung des Geistigen mit dem Sinnlichen, der allmähligen Hervorentwickelung des Geistigen aus dem Sinnlichen, in welche der Mensch, als Gattungswesen, als *endlicher* Geist, zunächst hineingestellt ist. Für den *endlichen* Geist ist das Sinnliche, sind die sinnlichen Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle, Wahrnehmungen u. s. w. das Erste oder Unmittelbare; alle Geistesthätigkeit, die theoretische sowohl als auch die praktische, erwächst allmählig nur auf dem Wege der Vermittlung durch das Sinnliche. So verhält es sich in der realen, zeitlichen Entwickelung des endlichen Geistes. Ob freilich auch die *Wissenschaft* von diesem Geiste, welche es zunächst nicht mit dessen Wirklichkeit, sondern mit seinem Begriffe zu thun hat, denselben Gang werde gehen müssen, ist eine davon noch wohl zu unterscheidende Frage, die wir durch Hegel's encyklopädische Darstellung noch keinesweges auf genügende Weise beantwortet finden. Aber wie dem auch sein möge: auf keine Weise durfte ohne Beweis vorausgesetzt werden, dafs, eben Das, was für den endlichen Geist, *in so fern* er der endliche, das Unmittelbare ist, auch für den absoluten Geist nothwendig *sein* Unmittelbares sein müsse. Hegel läfst den „absoluten Geist" bekanntlich aus einer Dialektik des „objectiven Geistes" hervorgehn. Man betrachte diese Dialektik, wie sie sich im 552sten Paragraphen der Encyklopädie darstellt, und frage sich dann, *was* für eine Gestalt es ist, die als die „Unmittelbarkeit" des absoluten Geistes aus ihr selbst in Wahrheit resultirt. „Es ist der in der Sittlichkeit *denkende* Geist, welcher die Endlichkeit in sich aufhebt, und sich zum Wissen seiner in seiner Wesentlichkeit erhebt." Der denkende Geist der Weltgeschichte, indem er zugleich die Beschränktheiten der besonderen Volksgeister und seine eigene Weltlichkeit abstreift, erfafst seine concrete Allgemeinheit, und erhebt sich zum Wissen des *absoluten Geistes*, als der ewig wirklichen Wahrheit, in welcher die wissende Vernunft frei für sich ist." Was kann nach diesen Sätzen, in deren Sinne der Hauptsache nach auch die drei nächstfolgenden Paragraphen gehalten sind, welche vom absoluten Geist im Allgemeinen handeln, überraschender kommen, als die Versicherung § 556., die *unmittelbare* Gestalt des absolut geistigen Wissens sei „einerseits ein Zerfallen in ein Werk von äufserlichem gemeinem Dasein, in das dasselbe producirende und in das anschauende und verehrende Subject; andrerseits die concrete Anschauung und Vorstellung des *an sich* absoluten Geistes als des Ideals?" Wer, der irgend den Sinn des dialektischen Verfahrens, wie Hegel es der objectiven philosophischen Wissenschaft vorgezeichnet (in der „Phänomenologie des Geistes" ist dieser Sinn noch nicht genau derselbe), gefafst hat, wird hier nicht einsehen, das einzig richtige Verfahren wäre an dieser Stelle gewesen, den Begriff des absoluten Geistes zuerst in der Weise, wie er sich aus der ihm vorangehenden Dialektik von selbst ergeben hatte, also als *reines Denken* oder *reines Wissen* sich entwickeln zu lassen und es von dieser Entwickelung abhängig zu machen, ob sie in ihrem Verlaufe auf die Nothwendigkeit auch noch anderer Gestalten oder Erscheinungsweisen dieses Geistes führen werde? *)

Unserm Verf. sind nun allerdings die Mängel jener Hegel'schen Entwicklung nicht ganz unbemerkt geblieben. Er hat sie zu verbessern gesucht durch die Umstellung der zwei nach jener Ansicht ersten Momente des absoluten Geistes. Die „Religion", welche hiermit in die Stelle jener „Unmittelbarkeit" eintritt, die von Hegel der Kunst zugedacht war, wird von ihm (§ 61.) durch eine Dialektik eingeführt, welche offenbar die eben erwähnte Hegelsche Dialektik zu ersetzen die Bestimmung hat. „In der Religion als der ersten Sphäre des absoluten Geistes erlöschen die Gegensätze der Endlichkeit, aus denen der Geist herkommt, zur unterschiedslosen Unmittelbarkeit des Gefühls. Das Ich versenkt sich in das schlechthin Allgemeine." (Seite 161.) „Der Geist hat sich ohne schliefsliche Versöhnung im Wirklichen umgetrieben;

*) Vergl. hiermit die Bemerkungen in des Ref. Recension der Hegelschen Vorlesungen über Aesthetik. Halle'sche Jahrbücher 1838 (n. 210—215.) S 1691 f.

Digitized by Google

der Staat, die Gesellschaft, das Weltleben ist Wirklichkeit der Idee, aber im Gedränge selbst geht dem Geiste die Einheit der realen Gegensätze in der Idee als ihrem Grunde verloren, er spannt sich zwischen ihnen zur falschen Einheit des Eigenwillens. Er bekommt aber auch das Unglück und den Schmerz dieser Endlichkeit in der Erfahrung unmittelbar zu fühlen. Die erste Erhebung aus dieser Enge, dieser Unseligkeit kann, weil der Grund ihrer Nothwendigkeit eben in dem Gegensätzlichen und Getheilten liegt, nur in der Form des Ungetheilten, Unterschiedslosen, des Gefühls vor sich gehen. Die Religion ist ein Heimweh des Geistes nach seiner Wahrheit" (S. 162). — Man könnte versucht sein, in dieser Wendung einen Fortschritt wenigstens insofern zu erblicken, als ein stillschweigendes Eingeständnifs der Unstatthaftigkeit jenes Verfahrens darin zu liegen scheint, welches den „absoluten Geist" ohne Weiteres noch einmal von vorn mit der Sinnlichkeit beginnen läfst, und der Versuch gemacht wird, den Anfang der Lehre vom absoluten Geist enger, als es bei Hegel der Fall ist, mit dem Ausgange der Lehre vom objectiven Geiste zusammenzuschliefsen. Aber freilich, der Preis, um den dieser scheinbare Fortschritt erkauft wird, ist ein solcher, den zu erlegen sich nicht leicht ein Kenner der Hegel'schen Philosophie entschliefsen wird, wenigstens nicht ein solcher, der, was er auch übrigens gegen diese Philosopheme einzuwenden haben mag, den Gehalt zu schätzen weifs, den der grofse Denker in den religionsphilosophischen Abschnitten seiner „Phänomenologie des Geistes" und den entsprechenden Parthien seiner Vorlesungen niedergelegt hat. Hören wir nämlich den Verfasser, wie er das religiöse Gefühl, welches nach ihm die Unmittelbarkeit des absoluten Geistes sein soll, weiter bezeichnet. „Da das Gefühl unterscheidungslos ist, so ist ihm das Allgemeine, in das es sich versenken soll, ein dunkler Abgrund. Allein das Gefühl ist das fühlende Ich selbst, untrennbar Eins mit ihm, und so zeichnet sich dieses, unfähig, sich unmittelbar zu erheben in das vernünftige Denken, in jenen Abgrund hinein, und findet sich hier, wo es sich vielmehr opfern wollte, als einzelne Gestalt wieder. Dies ist die Vorstellung. Dennoch ist dieses Hinüberzeichnen nur vorgenommen um jener Bewegung willen, worin das Ich sich aufzulösen sehnt, und schwebt daher nur in unbestimmtem Umrifs über dem Gefühle als dem die ganze Bewegung Bestimmenden." Und S. 163: „Könnte das müde Subject mit dem ersten Schritte in die wahrhaft objectivbestimmende Thätigkeit, in das reine Denken, übergehen, so würde es seinem Gegenstand dadurch Erfüllung geben, dafs es die Wirklichlichkeit als Wirklichkeit der Idee, die Idee als vernünftige Totalität begriffe; dann würde es auch begreifen, dafs die wahre Versöhnung mit der Welt und die wahre Befreiung vom Eigenwillen eben in der Welt selbst, wenn man sie recht versteht, in der Schule des Lebens und der Bildung zu suchen ist. Allein bis dahin hat das Gefühl noch einen weiten Weg vor sich. Es ist nur erst einer schwachen und unklaren Objectivbestimmung fähig. Es soll jenen Abgrund erfüllen, bestimmen. Was hat es dazu? Die Welt liegt im Nebel hinter ihm; das fühlende Subject hat nur sich selbst, denn das Gefühl fällt mit dem fühlenden Subject trennungslos zusammen. Es nimmt also sich selbst und zeichnet sein Bild hinüber in das Dunkel des Abgrundes. Dies ist ein Widerspruch: es wollte sich entfliehen und trifft sich wieder an. Es wollte sich opfern, aber dies Opfer kann wahrhaft nur die Erziehung und Schule der recht verstandnen Welt bewerkstelligen. Es trägt also auch seinen Eigenwillen, den es gerade brechen wollte, mit seinem Ebenbild in das Jenseits hinüber. Freilich zeichnet es mit vergröfserten Umrissen und behauptet seine verklärte Gestalt als absolute Gestalt (?) und als die höchste Liebe; aber es täuscht sich, denn wo es irgend Ernst wird, beruft es sich für all' seinen bösen Willen und seine Grausamkeit auf seinen Gott und macht so sich selbst zu seiner eigenen Autorität." Mögen unsre Leser die Paragraphen, welche in diesem Sinne und Tone den Begriff der Religion abhandeln und zur Aesthetik, welche (S. 23) „die Vorstellungen der Religion zwar nicht als den einzigen, wohl aber als den ersten und zunächst wichtigsten Stoff der Kunstthätigkeit voraussetzt", den Grund zu legen fortfahren, in dem Buche selbst nachlesen; wir halten es für überflüssig, über ihren Inhalt ein Wort zu verlieren. Wer sich überreden kann, durch Zurückführung auf jene plumpe Phantasmagorie des „Hinüberzeichnens", (die vom Verf. gebrauchten Ausdrücke werden manche Leser unwillkührlich an ein witziges Wort des „Fastnachtsspiels vom Pater Brey" erinnert haben), die Thatsachen der weltgeschichtlichen Religionsentwicklung er-

Digitized by Google

klären zu können; wer ein solches Farcenspiel für die „erste Sphäre des absoluten Geistes" auszugeben über sich gewinnen kann: mit dem ist über diese Dinge nicht zu verhandeln. Und zwar um so weniger, als er durch die Consequenz seiner Ansicht genöthigt wird, einem Jeden, der etwa vom speculativen Standpuncte aus die Wahrheit irgend welches Religionsinhalts gegen ihn zu vertreten sich einfallen lassen wollte, dieses sein Beginnen in's Gewissen zu schieben, da er freilich, nach seinen Prämissen, an die Aufrichtigkeit einer solchen Vertretung unmöglich glauben kann.*)

Bei einer solchen Ansicht der Religion kann es nicht Wunder nehmen, wenn auch das Minimum geistigen Gehalts, welches der Verf. ihr noch zugestehen zu wollen schien, durch eine nachfolgende Correctur der Religion abgenommen und auf das ästhetische Gebiet herübergezogen wird. Noch § 62. hatte der Religion, freilich mit grofsen Einschränkungen, eine Kraft „bejahender Verklärung" des Weltinhalts zugesprochen, und da der Verf. keine andere Realität, als die des Weltinhaltes kennt, so war leicht zu ersehen, dafs hierin eigentlich der absolut geistige Gehalt der Religion bestehen solle. Allein § 63. bemerkt, dafs jene bejahende Verklärung „vielmehr bereits ein Werk der Schönheit sei, welche als eine fremde, das ganze Verhältnifs verändernde Macht in die Religion eingedrungen ist", und in der die Religion, indem sie unendlich durch sie gefördert scheint, ja den Unterschied ihres Standpuncts von dem ihm beigemischten Aesthetischen gar nicht bemerkt, vielmehr ihren Feind in sich aufgenommen hat. Nur die düstern und fürchterlichen Züge, nur die „unendlichen Reihen von Verbrechen und Schlächtereien, die auch der Monotheismus, von seiner Gründung im Judenthume an, seinem Gotte als Geheifs und Auftrag zugeschoben", werden der Religion als ihr reines Eigenthum zugesprochen, alle Züge schöner Menschlichkeit aber, im griechischen Heidenthume nicht minder wie in den monotheisischen Religionen, vindicirt der Verf. dem „Aesthetischen", dem die Judasrolle, die er es bei der Religion spielen läfst, in seinem Sinne natürlich nicht zur Ungunst gereichen soll. — Folgen wir ihm also auf dieses sein eigenthümliches Gebiet, und untersuchen wir, in wie weit es ihm gelingen kann, durch den Achillesspeer seiner Speculation dort die Wunde zu heilen, die er auf dem religionsphilosophischen Gebiete dem Begriffe des Geistes geschlagen hat. — Im ausdrücklichen Gegensatze gegen die Religion, welche nach ihm, gleich der Schönheit, im *Scheine*, aber (§ 65.) in einem *unfreien* Scheine lebt, bezeichnet er *den* Schein, in welchen die allgemeine von ihm gegebene Definition die Schönheit gesetzt hatte, (§ 66.) als einen *freien*. „Der Gehalt, wie ihn die Schönheit zunächst aus der Hand der Religion erhält, wird von ihr völlig in die reine Form herausgebildet; er wird dadurch zum reinen, in der Unendlichkeit des Ausdrucks zugleich begränzten Gegenstande, und während in der religiösen Vorstellung durch jenes undeutliche Zeichnen mit den verschwimmenden Umrissen des innern Bildes auch der Inhalt in Eins verschwimmt, so kann nun das so Begränzte nicht mehr mit dem Absoluten verwechselt werden." — Mit diesen Worten hat der Verf. ein für das Allgemeine seines Standpunctes höchst bedenkliches Zugeständnifs ausgesprochen. Sie stehn zunächst in einem leicht bemerkbaren Widerspruche gegen ihre eigene Voraussetzung: ein Schein, der vermoge seiner Natur *als* Schein das Bewufstsein mit sich führt, dafs das Scheinende in ihm nicht wahrhaft vorhanden ist, ist, so sollte man wenigstens meinen, für dieses Bewufstsein selbst, welches er erzeugt, kein Schein mehr. Doch wollen wir, eingedenk des Schiller'schen Wortes von der *Aufrichtigkeit* der Kunst, welche den Schein, den sie erzeugt, selbst zu zerstören Sorge trage, es mit diesem Widerspruche, in welchem sich vielleicht eine ächte Dialektik verbergen könnte, so genau nicht nehmen; hätte sich nur der Verfasser solche Dialektik ausdrücklicher zum Bewufstsein gebracht! —

*) Vgl. den wohl nicht ohne absichtlichen Doppelsinn gewählten Ausdruck § 66.: „Diese sinnliche Bestimmtheit vermag es (das religiöse Subject) von seinem Objecte, welches von ihm gleichfalls als ein Subject vorgestellt wird, nicht abzuziehen, denn es ist seine eigene; es giebt seine Göttergestalt so wenig auf, als sich selbst, *und wird, wenn man ihm daran rührt, böse.*"

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauch für Vorlesungen von Fr. Theod. Vischer.

(Fortsetzung.)

Wenn er nun aber, ohne Zweifel in der Absicht, zu erklären, wie trotz jener Nicht-Verwechslung dennoch der Schein als Schein bestehen könne, so fortfährt: „Das Subject ahnt und ergreift zwar in der so dargestellten Idee das All und sich, aber es kann nicht mehr meinen, dafs der Gegenstand dieses All wirklich sei:" was thut er denn damit anders, als was er in einem frühern Zusammenhange (S. 29 f.) so lebhaft am Ref. bekämpft hatte? Um die in dem Schönen *verhüllte* Wahrheit von der *unverhüllten* Wahrheit der absoluten Idee so ausdrücklich, wie er es hier zum Behufe der Unterscheidung des ästhetischen Scheines von dem religiösen verlangt, zu unterscheiden, mufs ja das ästhetische Bewufstsein irgendwie im Besitze der „absoluten Idee" sein, mufs es die *Wahrheit* dieser Idee sich voraussetzen. Die ästhetische Anschauung und Production ist eben nur durch diese Voraussetzung eine *freie*; als „vorbereitende Bildungsstufe für den Geist, der als denkender allen Schein auflöst" (— doch nicht auch den Schein der Kunst —?) wäre sie eben jenes Unfreie, als was der Vf., freilich mit Unrecht, die Religion bezeichnen will. Der Künstler, der begeisterte Schauer der Natur- und Kunstschönheit, braucht darum nicht selbst Philosoph zu sein; aber dies Allgemeine, dafs eine philosophische Wahrheit, oder dafs die Idee als philosophische Wahrheit existirt, ist offenbar das begriffliche Prius zu einer Ansicht der Schönheit, welche nicht blofs die Einheit des Schönen mit der Idee, sondern auch seine ausdrückliche Unterscheidung von der Wahrheit der Idee als in dem eignen Wesen der Schönheit liegend anerkennt.

Der Verf. hat in der Vorrede die Besorgnifs ausgesprochen, dafs „den meisten Widerspruch die ganze Anlage erfahren werde, die er dem Systeme der Aesthetik gegeben; dafs er nämlich nicht das Ganze auf die *Phantasie* begründet, sondern im ersten Theile das Schöne durchaus als ein Abstractes entwickelt, von dem sich erst zeigen soll, wo und wie es wirklich sei." Aeufserlich betrachtet war zu dieser Besorgnifs kaum ein hinreichender Grund vorhanden, da das Verfahren des Verf.'s das hergebrachte der bisherigen Aesthetiker, und aufser dem Werke des Ref. noch in keinem andern das entgegengesetzte durchgeführt ist, Ref. aber, so viel er weifs, hierin, *Danzel* ausgenommen, zur Zeit noch keine ausdrückliche Nachfolge gefunden hat (denn *Ruge*, den der Verf. so verstanden hat, dürfte schwerlich so zu deuten sein). Der Verf. mufs also doch in diesem Puncte dem Princip des Ref. mehr Ueberzeugungskraft, als seinem eigenen, zugetraut haben, und gewifs, wer einen etwas schärfer prüfenden Blick auf letzteres werfen will, wird gestehen, dafs solches Mifstrauen in den Erfolg seines Verfahrens nicht ohne Grund war. Wir brauchen uns, um dies zu erhärten, nur an die bereits angeführten Aussagen über das Wesen des Schönen zu halten. Ist das Schöne ein Schein, der eine Verwechslung dessen, was das Ding ist, mit dem, was es nicht ist, in sich schliefst; ist es ein *freier* Schein, d. h. ein solcher, in welchem jene Verwechslung nicht blofs gesetzt, sondern auch aufgehoben oder zurückgenommen ist: was kann dann klarer sein, als dafs wir die Erkenntnifs über den Grund und die Natur dieses Scheines nicht in dem Dinge selbst, dem der Schein anhängt, sondern in dem Geiste zu suchen haben, für den der Schein ist, oder der, was offenbar gleich viel ist, den Schein, — im freien harmonischen Spiel seiner Kräfte, werden wir dann etwa mit Kant sagen können, — für sich selbst, für seine eigene Anschauung, sowohl erzeugt, als auch, im Erzeugen selbst, wieder zerstört

Digitized by Google

oder auflöst? Was für ein ohnmächtiges, armseliges Wesen wäre der Geist, wenn unabhängig von *seiner*, (des schauenden und im Schauen schaffenden Geistes,) Natur und Thätigkeit, die Dinge diese Macht über ihn hätten und übten, sich, ihm gegenüber, die Eigenschaft des Absoluten anzulügen, dann aber, gefällig genug, solche Lüge wieder zurückzunehmen und den Geist von der Täuschung zu befreien, in die sie ihn zu verstricken im Begriffe waren. Wir wissen wohl, dafs dies nicht im Ernst des Verf.'s Meinung sein kann; aber möge er zusehen, wie er diese Unterstellung mit richtiger Consequenz von einem Verfahren abwenden will, welches, nicht zufrieden mit dem Beginnen von dem abstracten Begriffe nur der einen Seite des Aesthetischen, nämlich der objectiven, während doch die zweite, die subjective, eben so wesentlich dazu gehört, auch noch für seinen Fortgang in Aussicht sellt: „die Naturschönheit zuerst in ihrem vollen Scheine und in ihrer Breite darstellen und dann erst in die Phantasie aufheben zu wollen." Also um, „den Werth des Objects, des Gegebenen anzuerkennen," um „dem Künstler zuerst eine Welt, darin er sich umsehe, geben zu können," dazu bedarf es, nach unserm Verf., dafs der Geist die Schönheit, die er schaffen soll, schon fertig aufserhalb seiner vorfinde *); und es heifst, nach ihm, „den Künstler," — oder richtiger, die Phantasie, diesen Urkünstler im menschlichen und auch im göttlichen Geiste, — „als ein ächtes Kind der Romantik, auf Nichts stellen," wenn man ihr diese freie Schöpferthätigkeit zuschreibt, aus dem, allerdings vorausgesetzten, nur noch nicht *ausdrücklich als schön* vorausgesetzten Weltmaterial ein Schönes, eine Schönheit zu gestalten? —

Allerdings liegt die Abneigung des Verf.'s gegen das Verfahren der wissenschaftlichen Aesthetik, geradeswegs auf ihren eigentlichen Gegenstand, bei welchem der Verf., er stelle sich wie er wolle, zuletzt doch auch wird anlangen müssen (vgl. sein ausdrückliches Geständnifs zu § 55, S. 145), nämlich auf die schöpferische oder gestaltende Kraft des Geistes, auf die Phantasie, loszusteuern, tiefer, als er es, wenigstens in der Vorrede ausgesprochen hat. Er wittert in diesem Verfahren den von ihm perhorrescirten Theismus; nicht blofs, in sofern man ihm etwa Miene zu machen scheint, die Naturschönheit im weitesten Umfange auf eine Schöpferthätigkeit der Phantasie im Geiste der Gottheit zurückzuführen, sondern auch, was freilich damit zusammenhängt, insofern er ahnt, dafs in Folge dieses Verfahrens ein Element, welches die „pantheistische" Aesthetik sich hüten mufs, in irgend eine Abhängigkeit vom Geiste zu setzen, das Element des *Zufalls*, eine veränderte Stellung und Bedeutung gewinnen könnte. Der Verf. sagt über diesen Begriff (besonders zu § 41, S. 117 ff.) manches Beachtenswerthe gegen Hegel; doch kommt das Richtige in seinen Bemerkungen alles auf das bereits oben von uns Erwähnte hinaus, dafs er die „schlechte Unendlichkeit" (— dieser Begriff nämlich kann mit demselben Rechte dem Begriffe des Zufalls im Ganzen untergelegt werden, wie der vom Verf. angeführte Begriff der „schlechten Endlichkeit" im Einzelnen) als wesentliches Moment der Realität anerkennt, während Hegel ihr solche Bedeutung nicht zugestanden hatte. Aber in dem letzten und wichtigsten Momente trifft er wieder mit Hegel zusammen, nämlich darin, dafs er die Freiheit des Geistes schlechthin nur als Macht der Aufhebung des Zufalls, und in keiner Beziehung als Macht der Setzung eines Zufälligen betrachtet wissen will. Darum stellt er (§ 42) der Aesthetik die ausdrückliche Aufgabe, den eigenthümlichen Act der Aufhebung des Zufälligen, der im Schönen stattfinde, nachzuweisen; er geht, zum Behufe dieser Nachweisung, die verschiedenen Möglichkeiten solcher Aufhebung ausführlich durch, und sieht auch die vorhandenen ästhetischen Theorien darauf an, wiefern sie etwa die eine oder die andere dieser Möglichkeiten zum Princip dieser Wissenschaft zu erheben den Versuch gemacht haben. Wo es dann zuletzt zum Aussprechen jenes eigenthümlichen Actes kommen soll: da weifs sich zwar der Verf. (in dem vorhin citirten 53sten Paragraphen) nicht anders zu helfen, als durch eine vorläufige (noch immer vorläufige, — ehe wir wirklich zu dem ersehnten Ziele kommen, haben wir noch einen weiten Weg) Verweisung auf die Phantasie; aber er entschliefst sich zur Berufung auf diese Wunderkraft erst, nachdem er in aller Weise, durch vorangehende und nachfolgende Expositionen, Sorge getragen hat, uns

*) „Das Schöne ist für Jemand da, es erwartet und fordert die Anschauenden," heifst es § 70. — Wir haben nichts dagegen, wenn man das Schöne als die „seufzende Creatur" fassen will, dafern man nur den *Ursprung* dieser Creatur aus dem Geiste nicht darüber vergifst.

Digitized by Google

die Erwartung zu benehmen, als ob wir in ihr einem im eigentlichen Wortsinne schöpferischen, d. h. durch *Setzung* des Zufälligen den Zufall aufhebenden Wesen begegnen würden. Nur „den unendlichen Flufs sistiren und ihn auf Einen Punct zusammendrängen" soll die Phantasie, „ihn in die Einzelheit bannen und so die grofse Anticipation vollziehen, durch welche je auf einem bestimmten Puncte vollendet erscheint, was nie und immer, nirgends und überall sich vollendet." Das Zufällige im Schönen, das „Recht des Einzelnen, originell zu sein," welches gegen Hegel vertreten zu haben wir dem Verf. aufrichtig als Verdienst anrechnen, wird doch nur so begriffen, dafs „der Stoff, zufällig an sich, zufällig auch den Künstler erfafst" (S. 120). Dafs umgekehrt der Künstler, — auch hier möchten wir das allgemeine ästhetische Subject, die Phantasie substituiren, — in der *freien* Weise den Stoff erfafst und umbildet, welche das Product dieser schöpferischen Thätigkeit *in seiner Nothwendigkeit als ein zufälliges* erscheinen läfst, davon ist nicht die Rede. — Damit hängt zusammen das hartnäckige Sich-Sträuben des Verf.'s gegen die Anerkennung des positiven *Mehr*, welches das Erzeugnifs der Phantasie, das Schöne, über die in ihm enthaltene allgemeine oder philosophische *Wahrheit* enthält. Er wiederholt (S. 26) gegen die Behauptung eines solchen Mehr in aller Ausführlichkeit den abgenutzten Vorwurf, dafs das „Irrationale, was sie nicht nennen könne" (— giebt etwa die Aesthetik des Ref. nicht „Namen" genug für dieses vermeintlich „Unnennbare"?), „in Wahrheit nichts als die abstracte Vorstellung der *Materie* sei" (— immerhin, wenn es dem Verf. so beliebt, möge er nur erst von *Bruno* lernen, was dieser Begriff der Materie zu bedeuten hat) *), und sodann das Schlagwort, dafs das Erkennende oder Wissende nothwendig über dem Erkannten und Gewufsten sein müsse. Den Gemeinplatz: κρείττων ὁ ἔχων τοῦ ἐχομένου hat Plato im Symposion dem rhetorischen Phrasendrechsler Agathon in den Mund gelegt; in unsern Tagen wird er mit sehr ernsthafter Miene als ein vollgültiger Beweis gegen die Möglichkeit jeder theistischen oder überhaupt (in dem neuerlich von Schelling eingeführten Wortsinne) *positiven* Erkenntnifs angeführt. — Dafs die „wunderbare Verschlingung der Zufälligkeit im einzelnen Schönen" kein derartiges Mehr ausmachen könne, wie es für die Schönheit zu postuliren ist, darin (S. 121) hat freilich der Vf. Recht, in sofern er darunter nur *die* Verschlingung versteht, wie „jede Wirklichkeit, jedes Naturwesen, jede Persönlichkeit, jeder Staat" sie hat. Allein es ist nicht wahr, dafs „das Schöne sich nur darin anders verhält, dafs es bis zu einem Puncte der Zufälligkeit mehr Recht läfst, als andere Sphären, von einem andern Puncte an aber sie tiefer ausscheidet." Die Schönheit, die Phantasie begründet vielmehr eine ganz neue Sphäre der Zufälligkeit, aber eine solche, in welcher das Zufällige, weil aus der freien Schöpferthätigkeit des Geistes herausgeboren, mit der Nothwendigkeit, d. h. mit der Natur und dem Wesen des Geistes Eins, eben dadurch aber über *die* Nothwendigkeit, die *nur* Nothwendigkeit und nicht zugleich freie Schöpferthätigkeit, d. h. über den Inhalt des *Bewufstseins*, des *reinen Wissens als solchen*, erhaben ist. Des Wissens *als solchen*, sagen wir; denn freilich kann auch dieser Inhalt, nach seiner eigenthümlichen Beschaffenheit, wie eben das Beispiel des Schönen selbst beweist, ein gleichartiger oder höherer sein; und in andern Fällen ist die Unterordnung, die wir hier von dem Wissensinhalt als solchem behaupten, nicht mit der geringeren Würde, die ihm an sich und abgesehen von seinem Verhältnifs zum Wissen zukommt, zu verwechseln. —

Es würde nicht schwer fallen, auf ähnliche Weise, wie Ref. (a. a. O.) in Bezug auf Hegels ästhetische Vorlesungen gethan, auch in Betreff des vorliegenden Werkes den Beweis zu führen, dafs bei aller anscheinenden Strenge der Methode, nichtsdestoweniger der eigentliche Lebenspuls methodischer Dialektik in Hegels Sinne, die immanente Negativität, verfehlt, und die Gedankenbewegung überall nur eine äufserliche, durch äufserliche Reflexion hervorgerufene und fortgeleitete ist. Wie könnte dies auch anders sein bei einem Verfahren, welches seinen eigentlichen Gegenstand überall nur in der Ferne zeigt, und seinen ausdrücklichen Ruhm darin setzt, den Leser durch ein dialektisches Begriffslabyrinth allmählig an ihn heranzuführen, statt ihn in *die* Dialektik, welche der Gegenstand, d. h. hier die Phantasie, die reale, lebendige Schönheit, in sich selbst erfährt, hineinzuführen?

*) Giord. Bruno de la causa, principio ed uno. Dial. III. IV. Vergl. „Das philosophische Problem der Gegenwart" u. s. w. S. 224 f.

Digitized by Google

Was der Verf. zur Entschuldigung dieses seines Verfahrens in der Vorrede sagt, das klingt dem Versprechen des Mephistopheles, ehe es zur Sache selbst kommt, erst „herauf, herum, durch allerlei Brimborium das Püpplein kneten und zurichten" zu wollen, sehr ähnlich, und wird wohl in manchen Lesern die Erwiederung hervorrufen: „Hab Appetit auch ohne das!" — Damit soll indessen unsererseits nicht in Abrede gestellt sein, dafs diese äufserliche Dialektik des vorliegenden Bandes gar manche Momente der wahrhaften, inneren Dialektik des Gegenstandes in sich aufgenommen und, wenn auch mit unzureichenden Prämissen, doch auf gründliche und lehrreiche Weise zur Ausführung gebracht hat. Die Kritiken, welche der Verf. von den Ansichten früherer Aesthetiker, die Darstellungen, welche er von den Begriffen des Erhabenen und Tragischen, des Komischen, des Witzes und des Humors gegeben hat, sind mit so viel Fleifs und Scharfsinn, theilweise auch mit Geist und Erfindungskraft ausgearbeitet, und so reich mit den Ergebnissen umfassender und eindringender Studien ausgestattet, dafs kein zukünftiger Bearbeiter der ästhetischen Disciplin im Ganzen oder im Einzelnen sie wird unbeachtet lassen dürfen, und Ref. sich auf die Gelegenheit freut, die sich ihm vielleicht künftig noch darbietet, näher auf Einzelnes einzugehen, und sich dann vielleicht besser mit dem Verf. zu verständigen, als er es jetzt in Bezug auf die philosophische Grundlage des Werkes vermag. Aber was der Verf. in jenen Parthien seines Werkes wirklich geleistet hat, ist theils Anticipation aus einer Theorie der Kunst, namentlich der Poesie, welche doch, seinem Plane zufolge, erst im dritten Bande desselben ihren Platz finden soll, — so namentlich die sehr reichhaltigen Ausführungen über den Begriff des Tragischen, und auch nicht Weniges in dem Abschnitte über das Komische und den Humor, — theils, wiefern es dem Inhalte nach mit dem zusammentrifft, was in der That der ästhetischen Elementarlehre angehört, — den vom Verf. gewählten Ausdruck „Metaphysik des Schönen" müssen wir für einen von Haus aus mifsverständlichen erklären, — so sind ihm, bei aller Schärfe, deren er sich im Geschäft der begrifflichen Analyse beflissen hat, doch die dialektischen Spitzen abgebrochen, auf deren Herausarbeiten, falls Ref. für *seine* Darstellung dieses Theils der Aesthetik das Verdienst in Anspruch nehmen darf, welches ihr gerade von seinen sonstigen Gegner so bereitwillig zuerkannt wird, das dort Geleistete wesentlich beruht. Was ist unter den Händen des Verf.'s aus dem Begriffe der *Häfslichkeit* geworden, dem nach Ref. auch *Ruge* (in seiner „Neuen Vorschule der Aesthetik") eine so eindringende, wenn auch vielleicht nicht in allen Puncten erschöpfende Behandlung gewidmet hatte? Aber freilich auch, was *konnte* aus ihm werden, wenn, eben so, wie die Schönheit, eben so wie die Erhabenheit, aus der sie zunächst durch Umschlagen hervorgeht, und wie die Komik, in die sie sich auflöst, à tout prix auch die Häfslichkeit als Etwas, das auch aufserhalb des Geistes, aufserhalb des schöpferischen Geistes der Phantasie besteht und Bedeutung hat, gefafst werden sollte? — Nicht anders verhält es sich *zuletzt* und *im Wesentlichen*, auch mit dem Begriffe des Komischen, um dessen Theorie sich im Einzelnen, durch scharfsinnige kritische Bemerkungen und durch sorgfältiges Eingehen auf seine mannichfaltigen Verzweigungen in den Gebieten des Lebens und der Kunst, der Verf. ein sehr anerkennungswerthes Verdienst erworben hat. Die Bezeichnung, welche Ref. von dem Komischen gegeben, dafs es die *aufgehobene Häfslichkeit* sei, liegt im Allgemeinen, wie der Rugeschen Darstellung, so auch der unsers Verf.'s, welcher sich hier ziemlich eng an Ruge anschliefst, zum Grunde; aber sie hat eine falsche, geschraubte Wendung erhalten durch das Bestreben, den Hergang dieser Aufhebung von dem Boden, welcher nothwendiger Weise als der Schauplatz dieses dialektischen Actes gedacht werden mufs, wenn derselbe einen richtigen Sinn geben soll, dem Boden der Phantasie, abzulösen, und ihn als etwas im Objecte, in der Welt der äufsern Dinge Geschehendes erscheinen zu lassen. Auch die Darstellung des Ref. ist in diesem schwierigen Abschnitt, wie in so manchen andern, nicht frei von grofsen Härten geblieben; sie läfst den Hauptpunct, auf den es ankommt, lange nicht mit ausreichender Klarheit hervortreten; aber einer so entschieden irreführenden Wendung hat sie sich, so viel Ref. sich bewufst ist, nicht schuldig gemacht.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauch für Vorlesungen von Fr. Theod. Vischer.

(Schlufs.)

Das Wesentliche, was auch bei Ref. noch nicht deutlich zum Bewufstsein gebracht, von Ruge vielleicht *gemeint*, aber gleichfalls nur unzureichend ausgedrückt war, von unserm Verf. aber ganz verfehlt worden ist, besteht in der scharfen Fixirung des Ausgangspunctes, den die Theorie des Komischen zu nehmen hat, in der genauen Bestimmung des Verhältnisses der ästhetischen Phantasie zur gemeinen Wirklichkeit, deren durch das Medium des Verstandes erfolgenden Auflösungs- oder Zersetzungsprocefs eben die Komik nicht blofs in ihren activen Organen, dem Witz, der Ironie, dem Humor u. s. w., sondern auch in der scheinbar nur passiven Anschauung des Lächerlichen und Lustigen vollzieht. Dieses Verhältnifs nämlich, in seiner vollen ästhetischen Wahrheit und Allgemeinheit erfafst, ist, wie sich beweisen läfst, eben jenes, welches seinen Ausdruck in dem nach seiner tiefsten geistigen Bedeutung verstandenen Begriffe der Häfslichkeit findet. Die Wirklichkeit lastet mit unheimlich drückender Gewalt, wie ein Alp, wie ein Gespenst, auf der Phantasie, indem sie deren freie Schöpferthätigkeit hemmt, aus welcher allein die wahre Schönheit hervorgehen kann, und ihr einen Inhalt aufdringt, dessen gezwungene Production nothwendiger Weise in das positive Gegentheil der Schönheit umschlägt. *Daher* die ästhetische Befriedigung, welche jener Zersetzungsprocefs der Komik dem Geiste gewährt. Es versteht sich indefs, dafs man dieselbe nicht blofs verstandesmäfsig fassen darf, als die Lust, welche das Bewufstsein der Befreiung von einem Uebel gewährt; sie ist vielmehr immanent zu fassen, als Selbstgenufs der zu ihrer freien Schöpferthätigkeit wiederhergestellten oder, genauer noch, der durch das Medium des witzigen und lachenden Verstandes sich thatkräftig wiederherstellenden Phantasie.

Da es uns für diesmal nicht vergönnt ist, den Untersuchungen des Verf.'s ins Detail zu folgen, so wollen wir zum Schlusse nur noch den Punct hervorheben, an welchem sich die Folgen des allgemein philosophischen Gegensatzes zwischen den Standpuncten des Ref. und des Verf.'s innerhalb des ästhetischen Gebietes auf die ausdrücklichste und durchgreifendste Weise, wie es scheint, auch im Verlaufe des Werkes zur Erscheinung bringen werden. Der Verf. bringt unter andern Beschuldigungen gegen die „theistische" Aesthetik mit besonderem Nachdruck zu wiederholten Malen auch diese vor (S. 28 ff. vgl. 84 ff. S. 233 u. a.); dafs sie „statt die in der religiösen Vorstellung, also phänomenologisch, gegebenen Stoffe frei fortzubilden, die Kunst in die über ihr stehende Theologie auflöse, der Kirche dienen und aufhören lasse, ein selbständiges reines Formwesen zu sein." Der Schrift des Ref. insbesondere wird (S. 297) der Vorwurf gemacht, dafs sie, um für die „Eitelkeit des Schönen" durch die „derbe Substantialität der Dogmatik" zu entschädigen, „eine Wissenschaft baue, die an allen Puncten wie ein launisches Rennpferd aus der Bahn bricht und über den Zaun setzt," wie ja überhaupt nach Ref. „die höchste Aufgabe der Philosophie sei, sich selbst aufzuheben, um bei dem Gott der Theologen anzukommen." Darum werde auch (S. 338) von ihm (Ref.) „alles Schöne, das sich dagegen sträubt, sich — wahrscheinlich als frostige Allegorie — in die Theologie und theologische Moral aufzulösen, für ein Häfsliches erklärt." — Das Verhältnifs der Kunst und der Schönheit überhaupt, fällt, wie man sieht, nach dem Verf. nothwendig unter diese Alternative: *entweder* die Kunst, diese „Ironie des Uebersinnlichen," löst die Vorstellungen der Religion auf, indem sie in sie eingeht und, durch ästhetische Reproduction dessen, was an sich nur ein

Digitized by Google

Erzeugnifs des unbewufst dichtenden Geistes ist, obwohl es für etwas anderes gehalten sein will, ihr Geheimnifs verräth, *oder* sie macht sich, als frostige Allegorie," zum unselbstständigen Werkzeug einer fremden Macht. — Wer in die lebhafte Thätigkeit unsers Vf.'s auf dem Gebiete der Kunstkritik einen Blick geworfen hat, der wird sich hiebei seiner nach zwei Seiten gleich unerbittlichen Polemik erinnern: gegen die religiösen Tendenzen in der modernen, namentlich bildenden Kunst, und gegen jeden Gebrauch der Allegorie und der indirecten, sinnbildlichen Darstellung in aller Kunst, bildender sowohl, als auch poetischer. Diese doppelte Polemik beruht, wie wir hier wahrnehmen, auf einem einfachen theoretischen Grunde, der Ueberzeugung des Verf.'s von der Nichtigkeit jedes, dem schönen Scheine der Kunst und der Phantasie noch als jenseitig gedachten Geistesinhaltes, mit alleiniger Ausnahme des philosophischen Wissens. Er wagt zwar nicht, der Geschichte gegenüber, in Abrede zu stellen, dafs die Kunst, in vielen Perioden ihrer Entwicklung, den gröfsten und wichtigsten Theil ihres Inhalts von der Religion überliefert erhalte, allein er erklärt es (§ 25) für eine „logische Verwirrung," wenn man dies so deute, als sei die Gegenständlichkeit, welche die Kunst von der Religion entnehme, an sich selbst eine andere, als jene, welche ihr von der lebendigen Wirklichkeit aufser der Religion dargeboten wird. Es sei vielmehr diese Gewohnheit des Empfangens ihrer Gegenstände aus den Händen der Religion nur eine Folge der Verwandtschaft, die in dem Verhältnisse beider zu der ihnen gemeinsamen Gegenständlichkeit obwalte: „der religiöse Glaube fasse (§ 26.) die Wirklichkeit der Idee unter der Form der Einzelnheit auf, die Schönheit aber sei ebenfalls ein Schein, als sei diese Wirklichkeit im Puncte einer Einzelnheit beschlossen," und so geschehe es, dafs (§ 27.) „die Religion dem Schönen denselben Inhalt, den das Schöne ohnedies auch hat, die Wirklichkeit der Idee nämlich, als einen im Sinn des absoluten Geistes bereits geformten überliefert." Wird nun aus diesen Prämissen ganz folgerecht gleich dort der Schlufs gezogen, dafs „selbst jene Gemeinschaft des Stoffes eben wegen des Unterschieds in der Verwandtschaft keine absolute und keine dauernde sei," und darauf, was die Zukunft der Kunst betrifft, die Erwartung begründet, dafs „die Religion fernerhin in einem ganz andern Sinne der Schönheit Stoff darbieten, nämlich selbst als Stoff in sie eingehen werde": so wird man es nicht minder folgerecht finden, wenn auch da, wo jene Inhaltsgemeinschaft stattfindet, d. h. wo die Kunst religiöse, nämlich durch die Religion zubereitete Stoffe behandelt, der Verf. der Kunst, um sie vor jener „Verwechslung des innern Bildes der Vorstellung mit seinem Inhalt", welche nach ihm (§ 65.) „den Schein in der Religion zu einem unfreien macht", zu bewahren, das Geschäft zuweist (§ 66.), „den Gehalt, wie sie ihn zunächst aus den Händen der Religion erhält, völlig in die reine Form herauszubilden; ihn zum reinen, in der Unendlichkeit des Ausdruckes zugleich begränzten Gegenstande zu machen", so dafs „das so Begränzte nicht mehr mit dem Absoluten verwechselt werden kann". Dies aber eben ist es, was ihm den Gebrauch der Symbolik und Allegorie in der Kunst als verwerflich erscheinen läfst, dafs ihm dieselben noch eine Beziehung über die „reine Form", über den „begränzten Gegenstand" der Darstellung hinaus zu enthalten scheinen, die er, als ein nach seiner Meinung Unwahres, Abergläubisches, ein- für allemal von der Kunst entfernt wissen will.

So unser Verfasser. Ref. will seine Besorgnifs nicht bergen, dafs, wenn diese Grundsätze auf dem praktischen Boden der Kunst, so wie auch der historischen Kunstbetrachtung und Kunstkritik allgemeinen Eingang gewinnen sollten, dieselben, was auch sonst in philosophischer Beziehung über ihren Gehalt zu urtheilen sein mag, einem Naturalismus Vorschub thun würden, über den sich der Verf. in seinem Bewufstsein freilich erhaben weifs. Wir bekennen nämlich geradezu, nicht zu begreifen, wie es der Kunst möglich sein wird, in den begränzten Gegenstand eine „Unendlichkeit des Ausdruckes" hineinzulegen, wenn es ihr verwehrt bleiben soll, an eine Unendlichkeit des *Gehalts*, der in dem Ausdruck zur Erscheinung kommt, zu *glauben*. Wir fürchten, dafs sich der Vf. und nicht Er allein, durch ein *Wort* hat täuschen lassen, wenn er eine solche Unendlichkeit des Ausdrucks ohne eine entsprechende Unendlichkeit des Gehalts, wenn er den *Schein* einer Hineinbildung der „absoluten Idee" in das Einzelne und Endliche, in die Form und äufsere Gestalt der Dinge ohne die *Wirklichkeit* der Individualisirung des Unendlichen oder Absoluten, ohne seine Incarnation oder Menschwerdung, auch nur für eine logische Möglichkeit hält. — Ref. steht nicht an, sich bereit zu erklären, den Satz, den er hier ausgesprochen hat, und dessen weitgreifender Bedeutung er sich wohl bewufst ist, in allen seinen Consequenzen zu vertreten. Er ist alles Ernstes der Ueberzeugung, dafs keine Schönheit, in Natur und Kunst, möglich ist, als auf Grund einer, dem Einzelnen und Endlichen eingeborenen *Innerlichkeit* des Ewigen und Absoluten, kurz, auf Grund der *Unsterblichkeit* des im Geiste der Gottheit wiedergeborenen Einzelwesens. Auch glaubt er diese Ueberzeugung bereits in seinem systematischen Werke über Aesthetik bethätigt zu haben, für das er deshalb den Vorwurf nicht scheut, dafs es allenthalben in ein fremdartiges Gebiet

Digitized by Google

übergreife und die Schönheit von einem ihr Jenseitigen abhängig mache. Was es mit dieser Anschuldigung für eine Bewandtnifs hat, wird derjenige leicht beurtheilen, der da weifs, wie alle philosophische Dialektik darin besteht, eben so sehr in dem Vorangehenden ein begrifflich Nachfolgendes, wie umgekehrt in dem Nachfolgenden ein Vorangehendes erscheinen zu lassen. Der Verf. aber war zu ihr um so weniger berechtigt, als er seinerseits sich, wie oben gezeigt, ein ähnliches Verfahren, aber in wirklich fehlerhafter Weise, in Bezug auf die Stellung, welche er dem Begriff der Phantasie in seinem Entwickelungsgange gegeben, erlaubt hat. — Für die praktische Uebung der Kunst aber und die Beurtheilung ihrer Werke leiten wir daraus getrosten Muthes die Folgerung ab, nicht nur, dafs ihr Verhältnifs zur Religion für alle Zeiten — versteht sich unter steter Berücksichtigung der organischen Verwandlungen, welchen im Laufe der Weltgeschichte die Religion selbst sich nicht entziehen kann — dasselbe bleiben wird, wie es bisher geschichtlich war, kein exclusives, wohl aber ein Verhältnifs freier Anschliefsung wenigstens der einen Hälfte aller höheren Kunstbestrebungen an einen ausdrücklichen Glaubensinhalt; — sondern auch, dafs in der Darstellung dieses Glaubensinhalts, und nicht seiner allein, sondern eben so auch mancher nahe oder fern verwandten Seiten des Weltinhaltes, das Element des Symbols und der Allegorie nie wird entbehrt werden können, dafs es vielmehr, richtig angewandt, selbst eine künstlerische Bedeutung erhalten mufs, nicht als todtes Zeichen für einen todten Begriff, sondern als lebendiger Leib für einen lebendigen Geist. Wie der Verf. sich zu dem symbolischen Element der alten religiösen Mythologien stellen wird, ist abzuwarten; die gelegentlichen Andeutungen im gegenwartigen Bande Seite 165 u. a. geben noch keine Aussicht auf ein gründliches Verständnifs der Art und Weise, wie in diesem Elemente nicht etwa blos der reflectirende, prosaische Verstand eine Welt von Gestalten und Vorstellungen geschaffen hat, welche ausdrücklich ihren ästhetischen Gehalt, ihre Schönheit eben so sehr demjenigen verdanken, was sie *bedeuten*, was in ihnen selbst nur mittelbar, sinnbildlich zur Erscheinung kommt, wie demjenigen, was sie *sind*, d. h. was sie *unmittelbar* zum erscheinenden Dasein bringen. Von Dante und anderen religiösen Dichtern und Künstlern des „romantischen Mittelalters" wollen wir nicht sprechen, da wir nicht wissen, ob der Verf. etwa über sie dasselbe Verdammungsurtheil zu fällen gedenkt, welches wir schon von einem oder dem andern seiner Glaubensgenossen aussprechen gehört zu haben uns erinnern. Gesetzt aber, es sollte dem Verf. glücken, im weitern Verlauf seiner Darstellung eine Wendung zu finden, wodurch das so wichtige symbolische Element der Kunstmythologie, wenigstens im griechischen Alterthum (gegen welches man sich auf jener Seite immer noch leichter zur Gerechtigkeit entschliefst, als gegen das Christenthum) in das ästhetische Recht eingesetzt würde, welches ihm schon aus historischen Gründen nicht wohl bestritten werden kann: so fragt sich, mit welchem Rechte er denn der neuern Poesie und Kunst dasselbe Recht einer sinnbildlich-allegorischen Ausgestaltung ihrer Ideen wird absprechen wollen, welches er der antiken zugesprochen hat. Fürchtet der Verf. denn nicht, in den so streng gerügten Fehler der „historischen Schule" zu fallen, welche, wie man bemerkt haben will, zwar der geschichtlichen Vergangenheit, aber nicht auf gleiche Weise der Gegenwart und Zukunft das Vermögen, und mit dem Vermögen das Recht und den Beruf zur schöpferischen Gestaltung und Fortbildung ihrer Zustände zuerkennt? Doch was fragen wir, ob er dies nicht fürchtet, da wir mit gutem Grunde fragen können, ob er sich nicht in der That schon solches Mifsgriffs schuldig gemacht? Man kennt das herbe Urtheil, welches er anderwärts über den zweiten Theil des Goethe'schen Faust, und über alle spätern Kunstschöpfungen unsers grofsen Dichters ausgesprochen hat, blofs auf Grund der vorwiegenden Neigung, welche er darin wahrgenommen haben will, zum Geheimnifsvollen, Ueberschwänglichen, welches nur einen sinnbildlichen, nicht einen eigentlichen Ausdruck zuläfst. Wir stellen diesen Charakterzug der späteren Goethe'schen Poesie und des zweiten Faust insbesondere nicht in Abrede, aber wir fragen, ob sich nicht entsprechende Züge in ganzen Gattungen älterer Kunstwerke vorfinden, über die, bis jetzt wenigstens, der Verf. noch kein Verdammungsurtheil gesprochen hat. Es ist ihm, und ist auch Kritikern wie Gervinus u. A. schwerlich eingefallen, dafs sie mit ihren in Bausch und Bogen verwerfenden Aussprüchen über die allegorische Dramatik im zweiten Theile des Faust zugleich über — Aristophanes und die gesammte alte Komödie der Griechen den Stab gebrochen haben. Oder wären etwa die Wolken, Vögel, Frösche, Wespen, der Demos, der Plutos, die Eirene, der λόγος δίκαιος und ἄδικος u. s. w. weniger „Allegorieen", als was sich bei Goethe ausdrücklich selbst so nennt; die Fabel jedes einzelnen Aristophanischen Stücks minder ein allegorischer Mythus *), als die Fabel der divina comedia — warum sollten wir nicht im ächt Dantesken Sinn den zweiten Faust so nennen dürfen? — des grofsen vaterländischen Meisters? Allerdings ist die Allegorie dort eine leichter verständliche, die Komik eine mächtigere, unmittelbarere; dies mag einen verschiedenen Gesichtspunct der Beurtheilung für die beiderseitigen hier zusammengestellten Gruppen der Kunstdarstellung rechtfertigen; ein Verwerfungsurtheil für die eine ist dadurch noch keinesweges motivirt. — Uebrigens versteht es sich, dafs es uns nicht einfallen kann, mit vorstehenden Bemerkungen die dichterische Vortrefflichkeit des zweiten Faust gegen unsern Vf. und die Vielen, die über diesen Punct wie er denken, *erwiesen* haben zu wollen; nur einem der *Vorurtheile*

*) Vgl. über das eigenthümliche Verkältnifs zur religiösen Dichtermythologie, welches die „alte Komödie" der Griechen zu einer Art von Gegenbild derselben gemacht hat, des Ref. Aesthetik, II, S. 338.

Digitized by Google

glauben wir begegnet zu haben, welche sich einer gerechten Würdigung des unsterblichen Dichterwerkes entgegenstellen.

Vielleicht in keinem andern Gebiet der Kunst hat die Frage, die wir hier in Anregung gebracht, ein so grofses und unmittelbares Zeitinteresse, als in dem der bildenden, namentlich der Malerei. Es ist hier zu einer Lieblingsansicht eines Theils unsrer Kunstkenner und Kunstrichter geworden, und sie hat im Verf. des vorliegenden Werkes einen ihrer rüstigsten Vorkämpfer, es müsse die Malerei und die bildende Kunst in der modernen Welt (soll anders die Aussicht auf ein erneutes Blüthenalter derselben keine illusorische bleiben) ein für allemal auf die Darstellung specifisch religiöser Gegenstände, in welcher sie bisher ihre höchsten Triumphe gefeiert, auf die doch jederzeit mehr indirecte, symbolische, als unmittelbare und eigentlich künstlerische Versinnlichung oder Veranschaulichung solcher Gegenstände verzichten, und sich in den höheren Regionen ihres Schaffens ganz der wirklichen Geschichte, insonderheit der volksthümlichen, politischen Geschichte zuwenden. Wir könnten uns, wenigstens in Bezug auf die nächste Gegenwart der Kunst — da allerdings dieselbe einer dereinstigen Erneuerung und Wiederbelebung des religiösen Gehalts auf einem höhern Geistesgebiete, als dem ihrigen, erst noch entgegenzusehen hat — diese Hinweisung auf den Gehalt der irdischen Geisteswirklichkeit recht wohl gefallen lassen; wenn man nur zuvor Sorge getragen hätte, uns darüber in's Klare zu setzen, wie man es denn anzufangen hat, im eigentlichen Wortsinn *Geschichte zu malen.* Wir standen bisher in der Meinung, Geschichte, geschichtliche Offenbarung und Bethätigung des Menschengeistes sei etwas an die Form der *Zeit* Gebundenes, einen zeitlichen Verlauf von Ursachen und Wirkungen, Absichten und Zweckverknüpfungen als wesentliche Erscheinungsform Verlangendes. Nun aber vermag ja doch die bildende Kunst das Zeitliche nicht *als* Zeitliches zur Erscheinung zu bringen. Was sie giebt, das ist immer nur die ruhende Gestalt, an deren Lage, Haltung und Ausdruck sich, besonders in der Zusammenstellung einer Mehrheit von Gestalten zu dem, was man auf diesem Gebiete eine handelnde oder bewegte Gruppe nennt, wohl zwar die Spuren einer vergangenen Bewegung, allenfalls auch Hindeutungen auf eine zukünftige, nie aber die Bewegungen oder Handlungen selbst sichtbar machen oder zur unmittelbaren Anschauung bringen lassen. Wollen sich nun aber jene der religiösen Symbolik abholden Kunstkenner hier, um wirklich die Genugthuung zu haben, Geschichtliches, geschichtliche Thaten und Begebenheiten gemalt zu sehen, mit jenen Spuren und Andeutungen begnügen: so richten wir an sie die Frage, ob sie nicht eben damit in der Zulassung dieser Spuren und Andeutungen dem Elemente Thür und Thor geöffnet haben, welches sie von aller künstlerischen Darstellung auszuschliefsen gedachten? Sie selbst können nicht umhin, einzugestehen, dafs das geistige Ganze, welches nach ihnen den Inhalt des malerischen oder plastischen Kunstwerks bilden soll, die geschichtliche Handlung oder Begebenheit, nicht unmittelbar von dem darstellenden Künstler dem *Auge*, sondern nur, durch einen Inbegriff natürlicher Zeichen, die uns von dem Sichtbaren auf ein *jetzt* und *hier* Unsichtbares hinüberweisen, der *Phantasie* des Beschauers vorgeführt werden kann. Mögen sie sich in Acht nehmen, dafs sie nicht, bei ihrem eigensinnigen Beschränkenwollen dieser Darstellung auf das im engern Sinn Geschichtliche, ihr gerade denjenigen Stoff zuweisen, der ihrem eigenthümlichen Genius am ungünstigsten ist! Oder sollten wir Unrecht haben, wenn wir finden, dafs gerede hier, wo es sich davon handelt, Zeitliches im Zeitlichen, ein Vorangehendes in einem Nachfolgenden und umgekehrt, darzustellen, das Zeichen, wenn auch allerdings ein natürliches und kein blos conventionelles, doch immer ein äufserliches, und dafs die Deutung der Zeichen, die Ergänzung des Gegebenen durch ein nicht unmittelbar Gegebenes, ein Werk der verständigen, prosaischen Reflexion bleiben mufs, während dagegen die künstlerische Phantasie erst da in ihr eigentliches Recht eintritt, wo es gilt, das Sichtbare nicht wieder durch ein anderes, nur *hier* nicht Sichtbares, sondern durch ein *an sich* Unsichtbares, das Zeitliche nicht durch ein anderes Zeitliches, sondern durch ein Ewiges zu ergänzen, und in *diesem* Sinn die Zeichen und sinnbildlichen Momente der Darstellung zu deuten, welche allerdings solcher Momente — versteht sich nicht blos willkürliche oder conventionelle — bedarf, um uns daran zu erinnern, dafs ihr auch die herrlichste sichtbare Gestalt überall nur als der durchsichtige Leib eines unsichtbaren Geistes gilt? — Es würde sich wenigstens diese Betrachtung eng genug an die schon durch Lessing's Laokoon so nahe gelegte Erwägung anschliefsen, dafs die bildende Kunst, wo sie es unternimmt, Geschichtliches im engern oder eigentlichen Sinne darzustellen, nothwendig gegen die Poesie im Nachtheile bleiben mufs, welche das Zeitliche in seiner eigenen Form, als That, Handlung und Begebenheit zur Anschauung zu bringen vermag. Aus diesen und ähnlichen Gründen glaubt Ref. nicht geirrt zu haben, wenn er, im Widerspruche mit der neuerdings vom Verf. vertretenen Theorie, den Gebrauch der religiösen Symbolik vorzugsweise der bildenden Kunst als ihr eigenthümliches Lebenselement zutheilte, und auch den Begriff des Historischen in der Malerei auf eine solche Weise deutete, welche die wesentliche Bestimmung in sich schliefst, nicht bei dem Geschichtlichen als solchem stehn zu bleiben, sondern *durch* die Geschichte *über* die Geschichte hinauszuführen. A. a. O. S. 196 ff. S. 211 ff.

Weifse.

Digitized by Google

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

XXVII.

Die römischen Tribus in administrativer Beziehung von Th. Mommsen, Doctor der Rechte. Altona, 1844. *Mit Register* 232 S. 8.

Die vorliegende Schrift des durch seine Thätigkeit auf dem Gebiete der römischen Alterthumswissenschaft rühmlichst bekannten Verf.'s behandelt so viele der wichtigsten Fragen und enthält eine solche Menge neuer Ansichten, dafs jene Wissenschaft eine sehr bedeutende Umwandlung erfahren würde, wenn alle diese Ansichten sich als begründet erweisen sollten. Wenn irgendwo also, wird hier eine eingehende Recension an ihrem Platze sein. Nicht darin aber wird sich eine solche zeigen, dafs möglichst viele neue Resultate herausgehoben und möglichst viele Einwendungen eben so vereinzelt hingestellt werden: ein Werk, wie das vorliegende, in welchem jede Einzelheit von der Idee des Ganzen durchdrungen ist, in welchem alle Beweise wie eine Kette zusammenhängen, wird nur dann genügend beurtheilt werden, wenn die wichtigsten neuen Resultate, die es enthält, im Zusammenhang angegeben werden und wenn das etwa Anstöfsige mit derselben Gründlichkeit widerlegt wird, mit der es bewiesen ist. So wenigstens glaubte Ref. verfahren zu müssen, obgleich er wohl wufste, dafs er dann manches Vortreffliche und manches ihm weniger Zusagende mit Stillschweigen würde übergehen müssen.

Das Mommsensche Werk zerfällt in drei Kapitel: das erste handelt von der Verfassung der Tribus, von Steuer und Sold, das zweite von den Tribus als der Grundlage der militärischen und politischen Centurien, das dritte von den Tribus der Kaiserzeit als städtischen Corporationen. Der Inhalt des ersten Capitels ist im Wesentlichen folgender: König Servius Tullius richtete nur die 4 städtischen Tribus ein, nicht auch die 26 ländlichen; diese waren vielmehr nur pagi, bildeten aber allerdings die Grundlage der spätern Vermehrung der Tribus. Es wurde nämlich im J. 259 nicht die 21ste Tribus gebildet, sondern es wurden auf einmal 16 neue den alten hinzugefügt, so dafs jetzt die Gesammtzahl 20 war (§ 1.). Das septimontium bezeichnet die älteste Stadteintheilung, die 24 Argeerkapellen die älteste Landeintheilung; dennoch zerfiel das ganze römische Gebiet in nur 30 Bezirke, weil der vorstädtische pagus Sucusanus zweimal gezählt wurde. Da nun nach Varro die 4 Tribus aus der Argeereintheilung hervorgingen, so waren sie ursprünglich rusticae; im Laufe der Zeit aber wurde das frühere Staatsgebiet zum Weichbild und um dasselbe bildete sich ein neuer Acker, die Grundlage der alten 16 tribus rusticae (§ 2.). Die Tribus waren wie die attischen Naukrarien ohne religiöse Bedeutung und bildeten wie diese die Grundlage der Staatsverwaltung. Sie hatten darum eigne Vorsteher, jede einzelne 5, je einen für jede Klasse, welche in der Regel nicht tribuni, sondern curatores tribuum genannt wurden, und deren Hauptgeschäft die Aufbringung des Tributs war (§ 3.). Das Tributum wurde nach Klassen ausgeschrieben und nach Tribus eingezahlt, und zwar in der Regel 1 pro mille. Es war keine stehende Abgabe, sondern nur eine aufserordentliche für den Krieg, und auch dann nur eine gezwungene Anleihe (§ 4.). Da nämlich seit 348 den Sold, welchen vorher jede Tribus ihrem Contingent gab, die Staatskasse übernahm, und da das vectigal vom ager publicus, auf das sie vornämlich angewiesen war, oft nicht hinreichte, so mufste das Volk mittels des tributum Vorschufs leisten, und dieser Vorschufs wurde jedesmal, sei es durch die Kriegssteuer der Ueberwundenen, sei es durch den Ertrag des Zehnten zurückgezahlt. Das tributum wurde aber erst nach beendigtem Feldzug ausgeschrieben, da der Sold nicht monatlich ausgezahlt wurde, sondern früher ein semestre, später ein annuum stipendium war (§ 6.). Wurde also das Heer am Schlusse des

Digitized by Google

Jahres entlassen, ohne die Kriegskosten gewonnen zu haben, so konnte die Soldzahlung nur durch die civilen Behörden vermittelt werden, ohne Zweifel durch die curatores tribuum. Sie sind also identisch mit den tribunis aerariis und nur das Wegfallen der Soldzahlung hat den letztern Namen in der officiellen Sprache verdrängt. Demnach haben auch nur die curatores tribuum und die gewesenen curatores die seit der lex Aurelia eingerichtete dritte Decurie der Richter gefüllt (§ 7. 8.).

Aus dem interessanten Inhalt dieses Capitels hebe ich nur die beiden Paragraphen, welche vom Tribut und Sold handeln, zur genauern Betrachtung heraus; denn von diesen hängt grofsentheils auch die Richtigkeit der spätern ab, und wenn es auch in den frühern so manches giebt, was ich nicht unterschreiben möchte, so schien doch ein Streit über die Entstehung und Vermehrung der Tribus zu weit zu führen und ein Streit über Septimontium und Argeerkapellen, selbst dann wenn 24 + 7 zu 30 gemacht werden soll, mindestens unnütz zu sein. Hr. M. hat die nicht genug zu rühmende Gewohnheit, überall möglichst kurz zu sein, wo er nicht entweder eine neue Ansicht aufzustellen, oder einen neuen Beweis für das längst Bekannte aufzufinden vermag. Deshalb sind es auch in diesen Paragraphen verhältnifsmäfsig nur wenige Puncte, die von ihm einer ausführlichern Behandlung gewürdigt werden. Zuvörderst theilt er mit Niebuhr und mehreren andern neuern Forschern die Ansicht, dafs beim Tribut 1 pro mille das regelmäfsige Steuerquotum gewesen sei. Dafs die Richtigkeit dieser Ansicht aus Liv. XXIX, 15 und XXXIX, 7 nicht streng erwiesen werden kann, weifs ich recht wohl; indessen gern würde ich mich mit der Wahrscheinlichkeit begnügen, wenn ich mir nur die Sache selbst zu erklären vermöchte. Wir begegnen in der römischen Geschichte vielfach Klagen über das Unerschwingliche der Tribute (z. B. Liv. V, 11, XXVI, 35); ein Tribut von 1 pro mille scheint aber so niedrig zu sein, dafs niemand dadurch bedeutend beschwert, geschweige denn die ganze Plebs ruinirt werden konnte. Die Athener, die sich selbst besteuerten und den Vermögenssteuern überhaupt so abhold waren, erhoben während des Bestehens der Solonischen Verfassung doch wenigstens $\frac{1}{100}$ und $\frac{1}{40}$ vom Steuerkapital; und doch waren die Hülfsquellen Roms im 2ten punischen Kriege geringer und die Ausgaben weit gröfser. Am Anfang des Jahrs 539 wurde ein tributum simplex ausgeschrieben, um damit den Sold aller Soldaten mit Ausnahme der Cannensischen baar zu bezahlen (Liv. XXIII, 31). Es dienten damals mit Ausschlufs der Cannensischen Legionen 1 Legion des Marcellus (Liv. XXII, 57), 2 urbanae (XXIII, 14), 2 in Sicilien (XXIII, 25), 2 in Spanien (XXI, 32), 1 wenigstens auf den Schiffen des Otacilius (XXII, 37); aufserdem nicht unbedeutende Besatzungen in Apulien, Sardinien und Gallien und eine grofse Menge vom Dictator nach der Schlacht bei Cannä ausgehobener Soldaten (XXIII, 14). Lassen wir die letztern ganz weg und berechnen wir nur den Sold für die 8 Legionen, so waren für den Jahressold des Fufsvolks allein 40 Millionen As erforderlich. Sollte diese Summe also durch eine Steuer von $\frac{1}{1000}$ aufgebracht werden, so hätte das steuerbare Volksvermögen 40,000 Millionen As betragen, und sämmtliche 270,000 Bürger, die im Jahre 534 censirt wurden (Liv. ep. 20), seniores und iuniores, hätten classici sein müssen, um diese Summe herbeizuschaffen. Nun gebe ich zwar Hrn. Mommsen, wie sich weiterhin zeigen wird, nicht zu, dafs hier Jahressold gemeint sei; ich mache aber auch gegen ihn geltend, dafs nur die nicht Dienenden Tribut zahlten, und habe überdies den Sold der Ritter und Centurionen nicht mit berechnet; es bleibt also immer eine sehr hohe Veranschlagung des Volksvermögens anzunehmen, wenn ein solcher Steuermodus soll gegolten haben.

Aber nicht blofs so beispiellos niedrig soll diese drückende Steuer gewesen sein, sie soll auch regelmäfsig zurückgezahlt und überhaupt nur als gezwungene Anleihe ausgeschrieben worden sein. Wenn das Tributum eine gezwungene Anleihe ist, so hat das Volk ein Recht es zurückzufordern und es mufs ein Fond vorhanden sein, der für die Schuld aufkommt. Nun ist die Kriegsbeute, die Hrn. Mommsen als Hauptmittel zur Rückzahlung der Kriegsschuld gilt, jedenfalls ein unsicheres Einkommen; es mufs also ein anderer Fond vorhanden sein, welcher subsidiarisch eintritt, sobald die Kriegsbeute nicht genügt. Als ein solcher gilt nach p. 29 Hrn. Mommsen der Zehnte von den Staatsländereien. Es ist mir aber unbegreiflich, wie er Liv. IV, 36 und Dionys VIII, 73 für seine Meinung anführen konnte, da hier von Rückzahlung des Tributs aus dem Ertrag des Zehnten gar nicht, und von der Bezahlung des Soldes aus eben-

Digitized by Google

dieser Quelle nur in so weit die Rede ist, als der Vorschlag dazu gemacht, aber nicht durchgegangen ist. War demnach ein solcher regelmäfsiger Tilgungsfond nicht vorhanden, so konnte das Volk höchstens dann, wenn hinlängliche Beute gemacht war, ein Recht gehabt haben, das Tributum zurückzufordern. Dann müfste die Beute jedesmal zu diesem Zweck, und nur, wenn sie mehr betrug, zu etwas Anderem verwendet sein. Nun kommt aber nur an drei Stellen (Dionys V, 47. frg. XVIII, 17. Liv. 39, 7) eine solche Verwendung der Beute vor, und selbst in diesen Stellen wird es als eine besondere Gunst, die man dem Volke erwies, betrachtet, indirect also damit gezeigt, dafs das Volk kein Recht hatte, die Rückzahlung zu fordern. An unzähligen andern Stellen dagegen wird eine ganz andere Verwendung der Beute angegeben: entweder nämlich wird die ganze Beute ins Aerar gebracht, oder sie kommt zum Theil ins Aerar, zum Theil wird sie den Soldaten überlassen, oder sie wird den Soldaten unverkürzt gegeben. Allerdings könnte nun wenigstens die ins Aerar gebrachte Beute zur Rückzahlung des Tributs verwendet sein; dafs dem aber nicht so war, zeigen deutlich Livius Worte (10, 46): Militibus nihil datum ex praeda est, auctaque ea invidia est ad plebem quod tributum etiam in stipendium militum collatum est: cum si spreta gloria fuisset captivae pecuniae in aerarium latae, et militi tum dari ex praeda et stipendium militare praestari potuisset (vgl. Liv. V, 20). Kann sonach auch das nicht erwiesen werden, dafs das Tributum bei hinlänglich vorhandener Beute regelmäfsig zurückerstattet wurde, so bleibt nichts übrig, als zur alten Ansicht zurückzukehren, dafs das Tributum eine wirkliche Steuer war und nur ausnahmsweise zurückgezahlt wurde. So lange diese Ansicht nicht angefochten wurde, brauchte sie keinen Beweis, denn überall wird in den Quellen vom Tribut als von einer drückenden Steuer gesprochen; jetzt wo die Kritik tiefer zu blicken glaubt, wird auch ein Beweis für eine an sich klare Sache nicht überflüfsig sein. Im Jahre 544 wurde ein tributum temerarium, das ohne Zweifel nur eine Anleihe ist, von den Römern zusammengebracht (Liv. 26, 36). Vier Jahre darauf wird verordnet, dafs das Geld in drei Raten zurückgezahlt und gleich in diesem Jahre damit der Anfang gemacht werden solle (Liv. 29, 16). Im Jahre 554 war die dritte Rate fällig und wurde aus Mangel an Geld mit Staatsländereien bezahlt, jedem Gläubiger jedoch das Recht vorbehalten, sein Geld zurückzufordern, wenn das Aerar zahlungsfähig sein würde (Liv. 31, 23). Nun heifst es vom Jahr 558 bei Liv. 33, 42: Pecunia opus erat quod ultimam pensionem pecuniae in bellum collatae persolvere placuerat privatis. Quaestores ab auguribus pontificibusque, quod stipendium per bellum non contulissent, petebant. Ab sacerdotibus tribuni nequidquam appellati, omniumque annorum per quos non dederant stipendium exactum est. Das zurückzuzahlende Geld kann nicht ein gewöhnliches Tributum gewesen sein, denn unmöglich konnten die Priester angehalten werden das Tributum für alle Kriegsjahre nachzuzahlen, blofs um den übrigen Bürgern das ihrige zurückzuerstatten; wahrscheinlich sollten also die verpfändeten Domainen damit zurückgekauft werden. Wenn nun aber die Priester für so viele Jahre das Tributum nachzahlen mufsten, so konnte in allen diesen Jahren keine Rückzahlung Statt gefunden haben und noch weniger ein Recht bestehen die Rückerstattung zu fordern.

Wie beim Tribut hat Hr. Mommsen auch beim Sold hauptsächlich auf zwei Puncte seine Aufmerksamkeit gerichtet. Bei beiden weicht er von der gewöhnlichen Ansicht ab; beidemal aber scheint mir die von ihm aufgestellte Ansicht unhaltbar.

I) Es giebt nur wenige Thatsachen in der altrömischen Geschichte, die so einstimmig und so deutlich von den alten Historikern angegeben werden, als die, dafs im Jahr 348 zuerst die römischen Soldaten Sold empfingen. Dessenungeachtet kommen bei Dionys, obgleich auch er die Einführung des Soldes in jenem Jahre kennt (IV, 19), drei Stellen vor (V, 47, VIII, 68, IX, 59), in denen des Soldes als einer regelmäfsigen Einrichtung auch vorher gedacht wird. Es entsteht also die Frage, wie die historische Kritik zu verfahren habe bei zwei gleich beglaubigten Ueberlieferungen, von denen keine an sich wahrscheinlicher als die andere ist. Offenbar kann, so lange nicht aus innern Gründen die Unstatthaftigkeit der einen von beiden Nachrichten nachgewiesen wird, nur eine solche Darstellung der Sache die richtige sein, welche beide Ueberlieferungen gleicherweise in ihrer Gültigkeit erhält. Nicht abgeschwächt aber und wo möglich vertuscht mufs der Gegensatz werden, der zwischen bei-

Digitized by Google

den Ueberlieferungen obwaltet: nein, in seiner ganzen Schärfe mufs er hingestellt und dann erst seine Lösung versucht werden. Dies scheint mir Hr. Mommsen nicht genug beachtet zu haben. Wenn er nämlich behauptet, dafs vor 348 der Sold nicht vom Staat, sondern von den Tribus gegeben worden sei, und dafs eben dies von Livius und den Uebrigen angedeutet werde, indem sie damals zuerst *de publico* den Fufssoldaten Sold gegeben werden lassen; so schiebt er unvermerkt eine ganz falsche Darstellung des Gegensatzes unter, welcher zwischen der Einrichtung vor und nach 348 nach der Angabe der Alten bestand. Nicht dafs die Soldaten nach 348 Sold de publico, früher aber irgend wo anders her erhielten, ist dieser Gegensatz; die Worte aller dieser Schriftsteller (privato sumptu, suo quisque sumptu, τοῖς ἰδίοις τέλεσιν, ἀμισθὶ) besagen unwidersprechlich, dafs die Soldaten vor 348 auf eigne Kosten dienten, also nichts anderswoher erhielten. Indefs auch Hr. Mommsen möchte das Dienen privato sumptu wo möglich beibehalten. „Jede Tribus, sagt er, hatte ihr Contingent zu stellen und zu besolden; dies konnte sehr wohl bezeichnet werden als Kriegsdienst privato sumptu, zumal da regelmäfsig wohl der Haussohn ins Feld zog und der Vater zum Solde steuerte." Wie man privato sumptu und „auf Kosten der Tribuen" identificiren kann, vermag ich nicht einzusehen; im Gegentheil scheint mir kein Unterschied zu sein, ob jede Tribus einzeln ihr Contingent, oder ob alle zusammen durch das Tributum alle Contingente besolden, so lange aus jeder Tribus ein gleich grofses Contingent ausgehoben wird. Schon eher könnte man „auf Kosten des Vaters" und „auf eigne Kosten" mit einander verwechseln. Dann hätte uns aber Hr. Mommsen die statistische Tabelle nicht vorenthalten sollen, aus der er das wichtige Resultat gezogen hat, dafs bei einer Dienstzeit bis zum 45sten Jahre regelmäfsig nur Haussöhne ins Feld zogen. Er hätte ferner uns zeigen müssen, wie, wenn ein Hausvater z. B. 4 Söhne, ein anderer nur einen hatte, die 4 Söhne des erstern nicht zum Theil auf Kosten des letztern gedient haben. Er hätte endlich uns erklären müssen, wie, wenn der Beitrag zur Besoldung des Contingents nach dem Census gezahlt wurde, die Söhne des Armen nicht zum Theil vom Reichen mit unterhalten worden sind.

Dieses sind die Gründe, die mich verhindern, Hrn. Mommsens Meinung beizutreten; und hiermit hätte ich denn meiner Pflicht als Recensent genügt. Da indefs nach dem Obigen auch die gewöhnliche Ansicht über diesen Punct nicht zu halten ist, so mag es mir gestattet sein, in aller Kürze anzugeben, wie ich mir die Lösung dieses Widerspruchs in den Quellen denke. Zwei Ueberlieferungen stehen in directem Gegensatz zu einander: nach der einen diente der Soldat auf eigne Kosten, es konnte also weder Sold gegeben, noch ein Tributum, insofern es zur Soldzahlung war bestimmt, erhoben worden sein; nach der andern mufs der Soldat Geld empfangen haben, es mufs also etwas existirt haben, das entweder wirklicher Sold war oder doch so genannt werden konnte, es mufs ferner eine Steuer erhoben worden sein, die zur Soldzahlung bestimmt und dem spätern Tributum ähnlich war. Wenn nun jemand sich selbst unterhalten und doch etwas dazu bekommen soll, so kann das nur so geschehen, wenn er das bekommt, was er selbst vorher gegeben hat. Soll der Soldat also Geld bekommen und doch auf eigne Kosten dienen, so mufs er nothwendig das Geld, was er bekömmt, vorher selbst gegeben haben. Das klingt nun freilich fast absurd; eine genauere Betrachtung wird aber zeigen, dafs eine solche Einrichtung ihrem Zwecke entsprach, dafs sie der römischen Staatsverfassung nicht unangemessen war und dafs sie endlich auch in den Quellen wenigstens angedeutet wird.

Wenn die römischen Soldaten ihren Sold nicht zur Vergütigung für ihre Arbeit, sondern zur Bestreitung der Unterhaltungskosten erhielten, so mufs sich das Dienen auf eigne Kosten eben auch auf diese Unterhaltungskosten bezogen haben. Nun kann der Unterhalt eines Heeres auf dreifache Weise beschafft werden: entweder das Heer nimmt die Lebensmittel im feindlichen Lande mit Gewalt, oder es kauft sie da, wo es sich gerade aufhält, oder es erhält sie durch Zufuhren, die der Staat besorgt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

Die römischen Tribus in administrativer Beziehung von Th. Mommsen.

(Fortsetzung.)

Von diesen 3 Mitteln ist es offenbar nur das letzte, dessen sich ein wohlgeordneter Staat für gewöhnlich bedienen kann, und dessen sich der altrömische Staat bedient hat (Liv. II, 59. Varro L. L. V, 16.). Besorgt der Staat die Zufuhr und soll der Soldat trotzdem auf eigene Kosten dienen, so ist es das Einfachste, dafs der Soldat vor dem Ausrücken eine Geldsumme zahlt, welche ausreicht um seinen Bedarf während der wahrscheinlichen Dauer des Feldzugs zu decken.

Tributorum collationem, sagt Festus, cum sit alia in capite, illud ex censu, dicitur etiam etc., und so verderbt auch diese Stelle ist, das wenigstens geht daraus hervor, dafs einstmals zwei Arten Tribut neben einander bestanden, das eine in capita, das andere ex censu. Das erstere unterscheidet sich von dem letztern dadurch, dafs von jedem, welcher überhaupt zahlt, das Gleiche gezahlt wird; es würde also mit dem Grundprincip der Servianischen Verfassung völlig unvereinbar sein und müfste, wie es in der That auch gewöhnlich geschieht, in die Zeit vor Servius verwiesen werden. Allein auch gegen diese Ansicht läfst sich Gegründetes einwenden: einmal nämlich wäre es widersinnig anzunehmen, dafs der Staat vor Servius von keinem Bürger mehr erhalten hätte, als der Aermste erlegen konnte; zweitens deuten auch Festus Worte darauf hin, dafs beide Arten Tribut neben einander bestanden, und bei Dionys wird mehrfach z. B. V, 47 eine κατ' ἄνδρα γενομένη εἰσφορὰ auch in der republikanischen Zeit erwähnt. Gerechtfertigt wäre also der Versuch, dem tributum in capita auch in der Servianischen Verfassung eine Stelle aufzufinden, vorausgesetzt, dafs damit der Grundidee derselben nicht zu nahe getreten wird. Dionys läfst das tributum auf eine doppelte Weise eingesammelt werden: einmal IV, 14 nach den 4 städtischen Tribus, ein andermal IV, 19 nach den Centurien. Beide Arten können bei ein und demselben Tribut nicht in Anwendung gekommen sein, weil die Centurieneintheilung noch unabhängig von der Tribuseintheilung war (Liv. 1, 43); es können ferner die Centurien bei einem tributum ex censu gar nicht angezogen sein, weil in denselben eine Menge iuniores sich befanden, die noch filii familias waren. „Wenn Servius 10,000 oder 20,000 Soldaten bedurfte, sagt Dionys IV, 19, so vertheilte er die Zahl auf die 193 Centurien und befahl jeder Centurie den auf sie fallenden Antheil zu stellen; ebenso vertheilte er den zum Unterhalt der Armee und zu den andern Kriegsbedürfnissen nöthigen Aufwand auf die 193 Centurien und befahl allen den nach der Schätzung ihnen zufallenden Antheil abgesondert einzuliefern. Hierdurch geschah es, dafs die reichsten Bürger, weil sie weniger waren und doch in mehr Centurien vertheilt, mehr und niemals aufhörende Kriegsdienste thaten und mehr als die andern steuerten." Wenn nun ein Bürger aus einer Centurie der ersten Klasse darum, weil weniger Mitglieder in derselben sind, mehr steuern soll als einer aus einer niedrigeren Centurie; so wird von Dionys offenbar angenommen, dafs jede Centurie im Ganzen gleich steuert. Wenn ferner das gewöhnliche tributum ex censu nach der übereinstimmenden Angabe der Alten nach Tribus erhoben wurde, diese Erhebungsart sich aber mit der von Dionys hier beschriebenen nicht vereinigen läfst; so mufs entweder Dionys Angabe ganz verworfen werden, oder es mufs die andere Gattung des Tributs, das tributum in capita, damit gemeint sein. Nun besteht ein tributum in capita darin, dafs jeder, welcher steuert, das Gleiche steuert; ferner verlangt das Grundprincip der Servianischen Verfassung, dafs der Reiche mehr steuert als der Arme; endlich müs-

Digitized by Google

sen nach der Stelle des Dionys alle Centurien im Ganzen gleich steuern. Diesen 3 Anforderungen mufs also genügt werden, wenn das Problem richtig gelöst sein soll. Soll jeder Einzelne und jede Centurie das Gleiche steuern, so kann innerhalb einer Centurie jedesmal nur eine gleiche Anzahl steuern; dies können nur die Ausgehobenen sein, da die Zahl der Zurückbleibenden in den einzelnen Centurien natürlich sehr ungleich war. Reiche und Arme steuerten gleich viel; da aber die Bürger der ersten Centurien öfter ausgehoben wurden, so steuerten sie im Ganzen mehr als die Aermern, eben weil sie öfter steuerten. Folglich war das tributum in capita gewissermaafsen auch ein tributum ex censu.

Somit wäre denn einer Einrichtung, wie ich sie angegeben habe, auch in der Servianischen Verfassung eine angemessene Stelle gesichert, und es bliebe nur noch übrig die zerstreuten Spuren aufzusuchen, die auf das einstige Bestehen einer solchen Einrichtung hindeuten. Natürlich kann ich hierbei nur andeutungsweise verfahren, da für ein parergon das Gegebene ohnehin schon zu viel Raum einnimmt. Stipendium bedeutet ursprünglich eine gezahlte, nicht eine empfangene Geldsumme; später wurde es für Tribut und Sold gleicherweise gebraucht. Wodurch kann nun eine solche Begriffsverwechslung leichter erklärt werden, als dadurch dafs ursprünglich der Zahlende und Empfangende ein und dieselbe Person war. Ebenso erklärt sich durch das Bestehen einer derartigen Einrichtung am besten die Angabe des Dionys IV, 19, dafs die Armen vom Kriegsdienst frei waren, weil sie nicht steuerten; ferner die Worte des Varro: militis stipendia ideo (dicta sunt) quod eam stipem pendebant, und die des Paulus Diaconus: alii eum qui sumptu proprio militabat ab asse dando (assiduum) vocatum existimarunt. Wenn endlich Dionys V, 47 sagt: τὰς κατ' ἄνδρα γενομένας εἰσφορὰς, αἷς ἔστειλαν τοὺς στρατιώτας, ἅπαντες ἐκομίσαντο· ἀπῆεσαν ἐπ' οἴκου etc., so ist trotz des ungeschickten Ausdrucks doch so viel klar, dafs nur die Dienenden von der Beute erhielten und dafs folglich nur sie gesteuert hatten.

2) Der Sold wurde bis in Polybius Zeitalter (p. 41) auf einmal für den ganzen Feldzug, nicht in Ratenzahlungen gegeben. So lautet der zweite Satz, der in Hrn. Mommsens Darstellung des Soldes neu ist. Die Gründe, die dafür angeführt werden, sind genau dieselben, mittelst deren Schele zu einem wesentlich verschiedenem Resultat gelangt: sie sind hergenommen vom Gebrauch des Worts stipendium und zweitens von der Beschaffenheit der Quellen, woraus der Sold bezahlt wurde. „Stipendium, sagt Hr. Mommsen p. 34, bezeichnet den Feldzug, und dies erklärt sich nur dann, wenn jedem Feldzug ursprünglich eine Löhnung entsprach und man also nach der Zahl der empfangenen Löhnungen die Zahl der Dienstjahre bestimmen konnte." Dann würde ja aber wieder der Plural stipendia fecit von *einem* Feldzug gesagt unerklärlich sein. Es hat indessen diese Bedeutung von stipendium gar nicht so grofse Schwierigkeiten, wenn man nur die Berechnung der Dienstzeit nach halben und ganzen Jahren als das prius ansieht, wovon die Berechnung der Löhnung abhing, nicht umgekehrt jene von dieser abhängen läfst. Ein Römer, der die gesetzliche Anzahl Jahre gedient hatte, hiefs homo emeritis stipendiis; da nun die Dienstzeit nach Jahren berechnet wurde, so konnte man leicht darauf kommen *einen* Feldzug stipendium zu nennen und dabei, eben so wie man es bei dem Ausdruck stipendium anni non procedit thut (Liv. 25, 5), ganz von dem Gedanken an den Sold zu abstrahiren. Für den Sold kann also dieser Gebrauch des Wortes stipendium nichts beweisen. Ein anderer, den Hr. Mommsen für seinen Zweck geltend macht, nämlich das duplex stipendium beim Triumph ohne Angabe der Zeit für welche es verdoppelt wurde, beweist allerdings, dafs eine Einheit angenommen werden mufs, welche schlechthin stipendium hiefs, keineswegs aber, dafs diese Einheit das annuum stipendium war. Beim Triumph wurde den Soldaten fast immer ein Geschenk, seltner ein duplex stipendium gegeben. Dies letztere wird zuerst erwähnt beim Triumph des L. Scipio a. 565, und überhaupt im Livius, so viel ich weifs, nur noch bei den Triumphen des Cn. Manlius a. 567 und des Fulvius Flaccus a. 574. Nun betrug das höchste Geschenk, was im Livius erwähnt wird, 50 Denare (beim Triumph des Fulvius); ein duplex stipendium würde aber 240 und, gesetzt dafs die Löhnung darin mit enthalten war, immer noch 120 Denare betragen. Demnach hätten die Soldaten bei dem spanischen Triumph des Fulvius 170 Denare erhalten, während sie bei dem des Scipio Africanus 4, bei dem des Flamininus 25 und bei dem des Cato 27 Denare bekamen. Dazu kommt noch, dafs wahrscheinlich in dem duplex stipen-

Digitized by Google

dium die Löhnung nicht einmal mit enthalten war. Die socii bekamen nämlich den Sold von ihren Staaten (Polyb. VI, 21. Cic. in Verr. V, 24); nun erhielten sie beim Triumph jenes Fulvius das duplex stipendium gleich den Römern; folglich müssen sie ein triplex stipendium erhalten haben. Ferner erhielten die Soldaten beim Triumph des L. Scipio ein stipendium und frumentum duplex; Scipio triumphirte fast ein Jahr nach seinem Consulat (Liv. 37, 59); wäre also in dem duplex stipendium die Löhnung mit enthalten gewesen, so hätten die Soldaten fast ein ganzes Jahr darauf warten müssen. Aus dem Allen folgt, dafs die Einheit, die verdoppelt wurde, sehr klein war, höchstens ein stipendium menstruum, wenn nicht gar ein diurnum für den Tag des Triumphs.

Der zweite Beweis des Hrn. M. (p. 36) läfst sich in folgenden Schlufs zusammenfassen: der Sold wird oft von den Besiegten, oft aus dem Ertrag des Tributum dem Heere gezahlt; das Geld von den Besiegten erhielt man natürlich erst am Schlusse des Feldzugs und eben so wurde das Tributum erst dann ausgeschrieben: folglich erhielten die Soldaten ihren Sold in einer Summe nach beendetem Feldzug. Die ganze Kraft dieses Beweises hängt von der Richtigkeit zweier Voraussetzungen ab: erstens müfsten Beutegeld und Tribut die einzigen Mittel gewesen sein den Sold zu bezahlen, zweitens müfste das Geld von den Besiegten unmittelbar an die Soldaten gezahlt worden sein. Nun war aber nach Hrn. Mommsens eigner Ansicht (p. 29) der Sold auf das Aerar fundirt und wurde aus jenen beiden Quellen nur aufserordentlicher Weise bezahlt; es liegt ferner in den Worten pactum ut stipendium eius anni exercitui praestarent u. dgl. nicht nothwendig, dafs der Soldat seinen Sold von dem besiegten Feinde unmittelbar erhalten habe, ebensowenig wie heutzutage, wenn bei einem Friedensschlusse die Erstattung der Kriegskosten ausbedungen wird, daraus folgen würde dafs nun erst die siegende Armee ihren Sold bekömmt. Was hindert also anzunehmen, dafs das Aerar bereits an den gewöhnlichen Terminen den Sold ausgezahlt hatte und nun durch die Contribution der Besiegten entschädigt worden ist? Selbst ein am Schlusse des Jahres ausgeschriebenes Tributum würde nur beweisen, dafs für den letzten Zahlungstermin die Mittel des Aerars unzureichend waren, nicht dafs im ganzen Jahre die Soldaten noch nichts empfangen haben. Weit entfernt aber dafs der Tribut immer erst am Ende des Feldzuges ausgeschrieben wurde, folgt aus Liv. IV, 60, V, 10—12, VII, 27 ganz entschieden dafs der Tribut gleich bei der Aushebung, und aus Liv. VI, 31 dafs er wenigstens nicht am Ende des Feldzuges ausgeschrieben worden ist. Warum also das glücklicher Weise erhaltene bimestre stipendium bei Liv. IX, 43 durchaus in ein semestre verwandelt werden soll, kann ich nicht einsehen.

Es bleiben nun noch zwei Stellen übrig, welche Herr Mommsen als directe Zeugnisse für seine Ansicht anführt. Varro sagt: stipendium appellabatur quod aes militi semestre aut annuum dabatur. Wenn es bei Polybius heifst: ὀψώνιον οἱ πεζοὶ λαμβάνουσι τῆς ἡμέρας δύο ὀβολούς, so beweist dies nichts, weil Polybius den Sold auf Tage repartirt haben kann; wenn Livius' Worte (26, 35) stipendium cibariaque dierum triginta von Herrn Mommsen beachtet worden wären, so hätten wir vielleicht eine ähnliche Erklärung zu hören bekommen: warum soll denn Varro nicht einmal das Gegentheil davon gethan und, da die Dienstzeit nach halben und ganzen Jahren berechnet wurde, den Sold darauf zurückgeführt haben? Es ist ebenso, als wenn aus den Worten „Gehalt nennt man die Geldsumme, die ein Beamter jährlich empfängt" folgen soll, dafs er dieselbe jedesmal auf einmal ausgezahlt bekommt. Die zweite von Herrn Mommsen angeführte Stelle ist Liv. V, 4: An si ad calculos (militem) respublica vocet, non merito dicat: Annua aera habes, annuam operam ede. An tu aequum censes militia semestri solidum te stipendium accipere? Es ist sonderbar: was in Livius' Worten offenbar liegt, wird von Herrn Mommsen rundweg geleugnet; was aber nicht darin liegt, für das sind sie ihm ein deutlicher Beweis. Wenn der Soldat auch für kürzeren Dienst vollen Jahressold erhält, so geht daraus keinesweges hervor, dafs er ihn auf einmal erhielt; das aber folgt bestimmt daraus, dafs ein semestre stipendium nicht mehr existirt, denn das sind nur andere Worte für dieselbe Sache. Herr Mommsen kann dies letztere aber nicht brauchen: es erfolgt der Ausspruch, „Livius falsche Auffassung des Zusammenhangs kann dies Resultat nicht erschüttern" (p. 40), und die Sache ist abgethan. Wir haben also die Wahl, ob wir mit Livius und Schele annehmen wollen, dafs der Soldat für einen z. B. 30tägigen Dienst vollen Jahressold, oder

Digitized by Google

mit Hrn. Mommsen, dafs er doch wenigstens nur halbjährigen Sold empfing. Beides schien indefs mit Recht schon vielen Forschern eine zwecklose und in einer so armen Republik undenkbare Verschwendung zu sein; nur vermochten sie nicht die hier besprochene Stelle des Livius mit ihrer Ansicht in Einklang zu bringen. Auch ich kann hier der Kürze des Raumes wegen eine gehörig motivirte Erklärung der Stelle nicht geben; nur andeuten kann ich, wie eine solche vielleicht gefunden werden kann. Livius sagt nicht dafs die Soldaten *immer* für kürzern Dienst vollen Jahressold erhielten, nur dafs ihn die Vejentischen Legionen bekommen haben würden, wenn sie vor der Zeit nach Hause gezogen wären. Nun pflegten in Rom jährlich 4 Legionen ausgehoben und für das ganze Jahr durch das sacramentum verpflichtet zu werden (Gell. XVI, 4). Wurden diese Legionen also auch nach Hause zurückgeführt, so mufsten sie immer, besonders wenn wie damals der Krieg nicht durch einen Waffenstillstand geendigt war, gleich den spätern legionibus urbanis (Liv. 31, 8; 36, 1; 42, 35) eines Aufrufs gewärtig sein und waren verbunden diesem zu folgen (Liv. 3, 20; vergl. 2, 32 und 7, 28). Immer noch waren sie also im Dienst, wenn auch nicht im activen, und erhielten folglich mit Recht ihren vollen Sold.

Durch das Bisherige glaube ich gezeigt zu haben, dafs Herrn Mommsens Beweise unzulänglich sind; nun sei es mir noch gestattet, einige Zeugnisse anzuführen, die seiner Annahme direct widersprechen. Im Jahre 353 mufsten die neuen Consulartribunen für 4 Kriege zugleich neue Heere ausheben und wegen der vermehrten Truppenzahl ein gröfseres Tributum ausschreiben. Dies letztere verhinderten aber die Volkstribunen, bis sie durch die Wahl eines Plebejers zum Consulartribunen versöhnt die Erhebung des Tributs gestatteten. Wäre nun der Sold erst am Jahresschlufs ausgezahlt worden, so wäre der nun erhobene Tribut gerade zur rechten Zeit in's Lager gekommen. Statt dessen heifst es bei Livius V, 12: Quum tributum conferri per tribunos non posset nec stipendium imperatoribus mitteretur aeraque flagitaret miles, haud procul erat quin castra quoque urbanae seditionis contagione turbarentur. Am Schlusse des Jahrs 538 kommen Briefe vom Prätor aus Sicilien: Militi et navalibus sociis neque stipendium neque frumentum ad diem dari neque unde detur esse (Liv. 23, 21). Offenbar müfste es hier datum esse heifsen, wenn eine jährliche Soldzahlung Regel gewesen wäre; dann würde es aber unglaublich sein, dafs das Heer über $\frac{3}{4}$ Jahr gewartet hätte. Am Anfang des Jahres 539 wird allen Soldaten der Sold baar ausgezahlt (Liv. 23, 31); dennoch fordern die Scipionen schon am Ende des Sommers, also schon nach einem halben Jahre, wieder Geld zur Besoldung ihrer Truppen (Liv. 23, 48). Im Jahr 559 führt der Consul Cato zwei Legionen nach Spanien (Liv. 33, 43) und zahlt ihnen noch in demselben Sommer (ib. 34, 22) den Sold aus (ib. 34, 19). Endlich führt Polyb. VI, 15 als Grund, warum die Consuln vom Senat abhängig sind, auch den an, dafs sie beständig der Zufuhren bedürften und dafs ohne den Senat weder Getreide noch Sold geschickt werden könnte. Wie konnte aber der Consul in seinem Amtsjahr Geld zum Sold brauchen, wenn die Soldaten erst nach Ablauf desselben ihn zu fordern berechtigt waren?

Wir kommen nun zu dem 2ten Kapitel, welches bei weitem den gröfsten Raum einnimmt und welches in vielem Betracht das wichtigste ist. Es handelt von den Tribus als der Grundlage der militairischen und politischen Centurien, und zerfällt der Hauptsache nach in zwei Theile: im ersten wird die servianische und die reformirte Centurienverfassung, jede für sich und aus sich selbst, dargestellt, im zweiten wird das Verhältnifs beider zur Militairverfassung erörtert. Das Kapitel handelt also von einem Gegenstande, der in den beiden letzten Decennien die Aufmerksamkeit der Gelehrten so in Anspruch genommen hat, dafs die Zahl der darüber erschienenen Schriften nicht unbedeutend die Zahl der seitdem verflossenen Jahre übertrifft. Billig wundert sich der Uneingeweihte über eine so seltsame Erscheinung; würde er aber die Aufgabe kennen, die weiter nichts fordert, als eine unbestimmte Anzahl Centurien mit 35 Tribus in irgend welche Verbindung zu bringen, nichts würde ihm dann klarer sein, als die Möglichkeit einer unendlich verschiedenen Lösung derselben, und nur darüber würde er sich wundern, dafs die gröfsten Gelehrten es nicht verschmäht haben, eine Aufgabe zu behandeln, die als Räthsel gestellt von jedem verlacht werden würde.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1846.

Die römischen Tribus in administrativer Beziehung von Th. Mommsen.

(Schlufs.)

In der That ist es wunderbar, dafs nicht von den Bearbeitern dieser Aufgabe vor Allem das untersucht worden ist, ob sich in unseren Ueberlieferungen Angaben finden, welche hinreichend sind, die Aufgabe so genau zu bestimmen, dafs nur eine einzige Art sie zu lösen übrig bleibt. Allerdings sind von verschiedenen Seiten so viel Angaben der Art geltend gemacht worden, dafs sie, wenn sie alle gelten sollten, die Lösung unmöglich machen würden; jeder Bearbeiter der Frage wählte sich aber die ihm convenirenden heraus, öfters ohne die unberücksichtigt gebliebenen widerlegt, fast immer ohne sie im Zusammenhang einer genauen Prüfung unterworfen und die in Geltung gelassenen darauf angesehen zu haben, ob mit ihrer Hülfe eine hinlänglich genaue Fassung der Aufgabe zu erlangen sei. Wäre hierauf die Aufmerksamkeit von allem Anfang gerichtet gewesen, wir würden, so viel ich sehe, statt zwischen 2 Dutzend jetzt kaum zwischen 3 oder 4 verschiedenen Ansichten die Wahl haben.

Es sind im Wesentlichen, mit Recht oder Unrecht, 5 Momente geltend gemacht worden, die dazu dienen können die Aufgabe näher zu bestimmen: 1) es müssen die 5 Classen beibehalten werden nach Sall. Jug. 86 und Gell. VII, 13, 2) in jeder Tribus müssen die 5 Classen sein, weil ein Unterschied der Tribus hinsichtlich ihres Werths bei der Abstimmung nicht nachzuweisen ist, 3) die erste Classe mufs ihr Uebergewicht behalten, weil das Gegentheil nicht angegeben wird, 4) die Zahl der Centurien mufs 193 bleiben nach Cic. de rep. II, 22, 5) die Centurien müssen auf irgend eine Weise die doppelte Anzahl der Tribus ausgemacht haben nach Liv. I, 43. Unter diesen Angaben hatte man die Wahl, und man hat sich dieses Rechts in seinem ganzen Umfange bedient. So hat Hüllmann in seiner spätern Ansicht keine von allen diesen Angaben gelten lassen, Niebuhr nur die 5te, Franke alle aufser der 2ten und 5ten, Zumpt die meisten, nämlich alle aufser der 5ten, endlich Pantagathus, dem Herr Mommsen im Wesentlichen folgt, alle aufser der 3ten und 4ten. Soll ich nun mein Urtheil darüber abgeben, ob die von Herrn Mommsen berücksichtigten und nicht berücksichtigten Angaben mit Recht berücksichtigt und verworfen sind; so erkenne ich allerdings an, dafs die erstern unumstöfslich feststehn und dafs auch die letztern noch nicht haben streng bewiesen werden können, ich mache aber in Betreff der letztern bemerklich, dafs es eigentlich die Pflicht des Herrn Mommsen sein mufs, ihre Falschheit, nicht die Pflicht der Gegner, ihre Richtigkeit zu erweisen. Diese verwundbare Stelle in Panthagathus' System hat auch Herr Mommsen genügend zu decken versäumt. Lassen wir aber die von Herrn Mommsen beliebte Fassung der Aufgabe gelten, so müssen wir auch die von ihm gegebene Lösung als richtig anerkennen: als die einzig mögliche unter diesen Voraussetzungen hat sie ihren Beweis in sich selbst. Nur die Zahl der Centurien in den einzelnen Klassen könnte allenfalls zweifelhaft sein, obgleich die von Pantagathus angenommene bei weitem die gröfste Wahrscheinlichkeit für sich hat. Damit ist indessen Herr Mommsen nicht zufrieden; er will ein positives Zeugnifs dafür und findet dies in einer Inschrift, in welcher in der tribus Suburana 8 centuriae iuniorum genannt, folglich mit den seniores 16 Centurien angenommen werden. Ich erkenne den Scharfsinn an, mit dem Herr Mommsen die auffallende Zahl 8 erklärt, ich verkenne auch sein Talent nicht, anscheinend ganz Verschiedenartiges zu vereinigen und seinem Zwecke dienstbar zu machen; das aber, was die Hauptsache ist, die Beweiskraft dieser Inschrift kann ich ihm nicht zugestehen. Man überlege nur:

Digitized by Google

eine Inschrift aus der Zeit Vespasians, also aus einer Zeit wo von Centuriatcomitien gar nicht mehr die Rede war, wo die Tribuseintheilung in ihrem Wesen ganz verändert statt des ganzen römischen Volks nur noch die Armen der Hauptstadt umfafste, eine solche Inschrift soll beweisend sein für eine Tribuseintheilung, die fast 600 Jahre früher für die Abgabe der Stimmen gemacht worden war? Eine Beweisführung von solcher Grundlage aus müfste verworfen werden, auch wenn sie selbst ganz tadellos wäre; aber auch dies scheint sie mir nicht zu sein.

Hr. Mommsen kann die 8 Centurien in jeder Halbtribus nicht halten, weil diese Zahl ganz incongruent den 5 Classen ist. Eine hübsche Bemerkung setzt ihn in den Stand, 3 Centurien ausscheiden und so die 5 Classencenturien des Pantagathus beibehalten zu können. Sehr scharfsinnig weifs er dann die 3 übrigen Centurien zu erklären. Nach Polyb. VI, 19 waren alle bis zu 4000 As herab Geschätzten zum Dienst in den Legionen verpflichtet, alle darunter Geschätzten zum Dienst auf den Schiffen reservirt. Es mufs also zwischen dem Census der 5ten Classe 11000 As und 4000 As noch eine Centurie in jeder Tribus angenommen werden, welche die letzten Legionarier umfafste. Ferner werden von Gellius alle bis zu 1500 As aufwärts Geschätzten Proletarier, alle unter 375 capite censi genannt; zwischen 1500 und 4000 As findet sich also wieder eine Lücke, die Herr Mommsen mit den zum Seedienst verpflichteten Libertinen ausfüllt. So ergeben sich ihm die 8 Centurien qui censum habent, indem er die capite censi ganz ausschliefst. Gegen diese Erklärung sind mir folgende Bedenken aufgestofsen: 1) Wenn nach Polybius alle bis auf 4000 As herab Geschätzten zum regelmäfsigen Kriegsdienste ausgehoben wurden, nach Sallust Iug. 86 aber nur die, welche sich in den Classen befanden; so scheint es mir natürlicher, anzunehmen dafs im Laufe der Zeit der Census der 5ten Classe bis auf 4000 As ermäfsigt worden sei, als mit Herrn Mommsen zu behaupten, dafs Sallust jene 8 dienstpflichtigen Ordnungen hier classes genannt habe; 2) die sogenannte 7te Centurie enthielt die Classiarier, diese waren aber vorzugsweise Freigelassene (p. 118), folglich müfsten die Freigelassenen durch alle Tribus zerstreut gewesen sein. 3) In der Inschrift des corpus Julianum (Orelli 3097) wird einem die immunitas sex centuriarum ertheilt, d. h. nach Herrn Mommsen p. 85 die volle Immunität, die das Collegium über seine 6 Centurien vertheilt. Das corpus Iulianum bestand aus den Freigelassenen des Julischen Geschlechts, die 6 Centurien waren die aufserhalb der Classen stehenden 3 seniorum und 3 iuniorum der tribus Suburana; also wären nicht blos in der 7ten Centurie, sondern in allen die nicht zu den Classen gehörten Freigelassene gewesen.

Der zweite Abschnitt des Kapitels handelt von dem Verhältnifs der militairischen Verfassung zur politischen, und zwar erstens zur unveränderten Servianischen, zweitens zur reformirten Verfassung. Wie stark der exercitus civilis war, wie seine Abtheilungen sich zu denen des Kriegsheeres verhielten, wie viel Mann jede Centurie und jede Tribus stellte, und wie viel sie überhaupt stellen konnten: alles wird auf das Genaueste angegeben und das Detail wie in neueren statistischen Werken durch Tabellen übersichtlich gemacht. Man glaubt eine neue reichlich fliefsende Quelle von Herrn Mommsen entdeckt, man glaubt die alten censorischen Rollen in seinen Händen; und doch ist es sein merkwürdiges Combinationsvermögen allein, dem wir dies Alles verdanken. Von allen Seiten strömen ihm die Data zusammen, alle verbinden sich leicht und plötzlich steht ein System da, das wohl durchdacht wie es ist aller Angriffe zu spotten scheint. Wie es aber einem Forscher oft geht, der mittelst einer lebhaften Phantasie aus den verschiedenartigsten Dingen leicht ein Ganzes schafft und den eine grofse Belesenheit und grofser Scharfsinn in den Stand setzt, für jede Einzelnheit ohne Mühe einen wenigstens scheinbaren Beweis zu finden, so geht es hier auch Herrn Mommsen: über die Schönheit des gewonnenen Resultats vergifst er die Schwäche des Fundaments, worauf das ganze System ruht. Alle Centurien sind gleich stark, alle haben eine festbestimmte Anzahl Mitglieder und zwar in der ältern Verfassung 100, in der reformirten 120: das ist die Grundlage des Systems, und nur wenn sie unumstöfslich ist, kann dieses bestehen. Hundert Mann, meint Herr Mommsen p. 126 und 134, mufsten die Centurien in der ältern Verfassung enthalten, weil centuria ursprünglich eine Abtheilung von 100 Mann bedeutet; 120 enthielten sie in der reformirten Verfassung, weil auf einer Inschrift vom J. 254 p. Chr. im corpus iuniorum der tribus Palatina 968 Menschen erwähnt werden, welche mit 8

Digitized by Google

dividirt für jede centuria iuniorum 120 Centurialen und 1 Centurio geben (p. 86 und 144). Also weil Centurie ursprünglich eine Abtheilung von 100 bezeichnet, mufste sie es auch in der Servianischen Verfassung, als ob nicht vorher schon Centurien gewesen wären, die diese Normalzahl enthalten haben konnten; ferner weil in dem corpus iuniorum *einer* Tribus im J. 254 nach Chr. 968 Menschen waren, mufsten es so viel sein in *allen* Tribus und zu allen Zeiten, gleich als ob sich das, was doch erst bewiesen werden soll, von selbst verstände, dafs alle Centurien gleich stark waren und dafs ihre Stärke für alle Zeiten gesetzlich bestimmt war. In der That, selbst wenn nichts entgegenstünde, würde die Mommsen'sche Ansicht auf solchen Beweis hin doch nicht annehmbar sein; geschweige denn wenn so vieles, wie hier, entgegensteht. Gleich stark sollen die Centurien gewesen sein; und doch weist die Grundidee der Servianischen Verfassung offenbar auf eine sehr ungleiche Stärke der einzelnen Centurien hin, so dafs Cic. de rep. II, 22 sogar sagen konnte, in der ganzen ersten Classe seien nicht so viel Bürger gewesen als in einer einzigen Centurie der übrigen Classen. Ferner eine festbestimmte Anzahl sollen sie enthalten haben; und doch sind bei einer Volkseintheilung Abtheilungen mit einer geschlossenen Zahl Mitglieder undenkbar, wenn nicht die Zahl der Abtheilungen bald vermehrt bald vermindert werden soll. Freilich will auch Hr. M. eine solche Ungereimtheit nicht behaupten; um aber doch für seine Rechnung eine geschlossene Zahl sich zu erhalten, trägt er kein Bedenken eine neue Gattung Bürger zu schaffen. In den Stimmcenturien, meint Hr. M., sind zu unterscheiden die ursprünglichen Cadres und die adscripticii cives (p. 134). In den Cadres der reformirten Verfassung befanden sich 42,000 Mann (p. 144), sie bildeten also zugleich mit den 8400 Mann aus der 6ten nicht stimmberechtigten Centurie ein Heer von 6 Legionen seniorum und 6 iuniorum (p. 147). „Daraus folgt dafs man nicht mehr als jedes Jahr höchstens 6 Legionen ausheben konnte; weiter reichten die Cadres von 120 Mann in der Centurie nicht" (p. 148). Nach allen dem unterscheiden sich also die beiden Bürgerklassen dadurch, dafs nur die in den Cadres befindlichen Bürger jedesmal ausgehoben werden. Wie kommt es dann aber, dafs in dem κατάλογος τῶν στρατιωτῶν bei Dionys VIII, 64, der doch ungefähr dasselbe wie die Mommsen'schen Cadres bezeichnen mufs, alle iuniores sich befanden? Wie kommt es, dafs nach Polyb. VI, 19 bei der Aushebung sich alle iuniores ohne Ausnahme auf dem Capitol einfinden mufsten? Wie kann im J. 536, nachdem wie Hr. M. nach Liv. 21, 17 richtig bemerkt allerdings nur 6 Legionen ausgehoben sind, nach c. 26 noch eine 7te Legion ausgehoben worden sein? Was endlich soll werden, wenn aus den Cadres nach und nach 20 und mehr Legionen ausgehoben waren und diese alle auf einmal nach Hause zurückkehrten: wer kam dann in die Cadres und wer unter die adscripticii? Auf alle diese Fragen weifs ich keine Antwort, und mufs also leider auf die Früchte der neuen Entdeckung verzichten.

Habe ich somit, wie ich glaube, überzeugend nachgewiesen, dafs die Grundlage der Mommsenschen Argumentation unhaltbar ist, so könnte ich mich füglich einer weitern Prüfung des Details überheben. Indessen glaube ich doch manchem Leser einen Dienst zu erweisen, wenn ich wenigstens der Aushebung, wie sie sich Hr. M. denkt, noch mit ein paar Worten gedenke, da dieser Punct überhaupt von grofser Wichtigkeit ist und da gerade hier Hr. M. von allen bisherigen Ansichten ausnehmend abweicht. Nach ihm war nämlich in der unveränderten Servianischen Verfassung das civile mit dem militairischen Heer identisch (p. 135), d. h. zu jeder der 170 Stimmcenturien stellte jede Tribus eine gleiche Anzahl, und eben diese Stimmcenturien bildeten die 4 Legionen, die jährlich ausgehoben zu werden pflegten. Vier militairische Legionen zu 4200 Mann geben 16,800, 170 Stimmcenturien zu 100 Mann geben 17,000, eine Differenz, die dadurch gehoben wird, dafs die 2 Centurien der accensi in den 30 Centurien der 5ten Classe mit einbegriffen waren, während sie bei der Zahl der Legionssoldaten nicht mitgerechnet wurden. Eine eigentliche Aushebung war also gar nicht nöthig, denn das Stimmheer bildete schon 4 vollständig organisirte Legionen (2 seniorum, 2 iuniorum), dergestalt dafs in jeder 20 Centurien der 1sten Klasse = 2000 Mann waren, 10 Centurien der beiden folgenden Klassen = 1000, zusammen 3000 Hopliten, ferner 5 Centurien der 4ten Klasse = 500 und 7 Centurien der 5ten = 700, zusammen 1200 Leichtbewaffnete (p. 134—139). In dieser Darstellung wird also nicht nur eine geschlossene Zahl des Stimmheers und eine gleiche Stärke der civilen Centurien vorausgesetzt,

Digitized by Google

eine Annahme deren Unhaltbarkeit ich oben gezeigt habe; es wird auch behauptet, dafs die Normalstärke schon der alten Legion 4200 war und dafs im Ganzen 4 Legionen gewöhnlich ausgehoben wurden. Nun ist es aber anerkannt, dafs die Stärke der Legionen auch damals verschieden war (z. B. 4000 Liv. VI, 22 Dionys. VI, 42, 5000 Liv. VIII, 8), und dafs wohl 4 Legionen, aber nicht seniorum und iuniorum, sondern iuniorum allein, jährlich ausgehoben zu werden pflegten (Liv. VIII, 8, VI, 22, 31, 32 VII, 23, X, 18), öfters aber auch 6 (Dionys IX, 5, 16), 8 (Dionys VI, 2, 5) und 10 Legionen (Liv. VII, 25 IX, 19 Dionys VI, 42) ausgehoben wurden. Wie in solchen Fällen das Mommsensche System zur Anwendung kommen konnte, vermag ich nicht einzusehen; und doch mufs eine gute Heeresverfassung auch für solche Fälle nicht unpassend sein. Ferner sollen die accensi in 2 Centurien innerhalb der 5ten Klasse gestimmt, diese also nur 28 Centurien enthalten haben, und hierauf sollen die Angaben der Schriftsteller hinführen. Wie dies aus Dionys Stillschweigen folgen soll, verstehe ich nicht; das aber glaube ich mit Bestimmtheit behaupten zu können, dafs in Livius Worten: in his (den Centurien der 5ten Klasse) accensi cornicines tubicinesque in tres centurias distributi gerade das Gegentheil liegt, denn offenbar werden sie hier eben so wie die Hornbläser von der 5ten Klasse gesondert. Endlich müfste nach Hrn. Mommsens Darstellung die Zahl der Legionarier durch die Zahl der Tribus theilbar sein. Nun ist dies aber unmöglich, wenn 21, 27, 29, 31 und 33 Tribus vorhanden sind, und es ist nicht wenig bemerkenswerth, wie Hr. M. eine solche Schwierigkeit so leicht zu beseitigen versteht. „Diesen offenen Tribuszahlen, sagt er p. 142, die Legion anzupassen, würde thörichte Bemühung sein, da es uns nicht auf das Zufällige, sondern auf das Wesentliche der Verfassung ankömmt." Allerdings thöricht würde eine solche Bemühung sein, darum ist es aber noch nicht die Forderung. Oder ist es dem Hrn. M. noch nicht genug, dafs die Römer in Aussicht auf künftige Eroberungen ihre Tribuseintheilung nur als provisorisch betrachteten und eine solche Interims-Volkseintheilung ganze Menschenalter hindurch bestehen liefsen? Sollen wir denn auch noch glauben, dafs dieses praktischste Volk der Welt eine Heeresverfassung gehabt habe, welche lange Zeit ganz unpassend war und möglicherweise nie passend werden konnte? Von 245 bis 513, dem Mommsenschen Stiftungsjahr der reformirten Verfassung, sind es 268 Jahre. In dieser Zeit bestand eine solche irrationale Tribuszahl nach Livius 215 Jahr hindurch, und nach Hrn. M., der bei Liv. II, 21 Romae tribus XXI factae kurzweg die Zahl streicht, doch wenigstens 120 Jahre hindurch; die römische Heeresverfassung wäre also nach Livius 53 Jahr anwendbar und 215 Jahre unbrauchbar gewesen, und dies hiefse das Zufällige der Verfassung von dem Wesentlichen unterscheiden. In der That, die Römer hätten gehandelt wie die Mütter, die ihren Kindern Kleider auf Zuwachs machen lassen, obschon sie recht gut wissen, dafs dieselben lange bevor sie passen zerrissen sein werden.

Was nun die reformirte Verfassung betrifft, so nahm man bisher nach Polybius an, dafs jede Tribus eine gleiche Anzahl zu jeder Legion stellte; Hr. M. fügt ohne einen Beweis dafür beizubringen hinzu, dafs auch jede seiner 210 dienstpflichtigen Centurien ein gleiches Contingent, nämlich 20 Mann, zu jeder Legion stellte. Aus 210 Abtheilungen immer eine gleiche Anzahl für jede Legion auszuheben, und dabei doch auf möglichst gleiche Tüchtigkeit, auf möglichst gleiches Alter, auf die causarii u. dgl. Rücksicht zu nehmen, mufs schon in ruhigen Zeiten keine verächtliche Aufgabe für die Kriegstribunen gewesen sein. Wie aber, wenn unruhige Zeiten eintraten, wenn der gröfste Theil der Dienstpflichtigen, mehr als 4 Mal so viel als die Mommsenschen Cadres enthielten, schon im Felde lag und nun die Dienstfähigen aus allen Ecken und Enden zusammengelesen wurden: wie sollen da die Centurien, die doch auf dem Vermögen beruhten, immer in gleicher Stärke erhalten worden sein? Hr. M. mag sämmtliche 25 Bücher des Livius, die von dieser Zeit handeln und in denen fast jedes Jahr die Zahl der Ausgehobenen angegeben wird, durchsehen; er wird schwerlich in irgend einem Jahre eine Summe finden, in der seine Centurienzahl aufginge.

Es bleibt mir nun noch das 3te Kapitel zu beurtheilen übrig. Indessen hat sich in diesem der Hr. Verf. weit mehr im Allgemeinen gehalten und mir seltner Veranlassung zu einer abweichenden Meinung gegeben: um so eher kann ich mich darauf beschränken, kurz den Inhalt desselben zu referiren. In 4 §§ wird nachgewiesen, wie im Beginn der Kaiserzeit aus den 35 Tribus des populus Romanus die 35 Tribus der plebs urbana hervorgingen, wie sie allmählig zu Abtheilungen der römischen Stadtarmen zusammenschrumpften und wie seitdem das corporative Element der Tribus immer mehr das Uebergewicht gewann.

Hiermit schliefse ich denn meine Beurtheilung dieses beachtungswerthen Buches. Sehr vielen und nicht den unwichtigsten neuen Ansichten, die es enthält, habe ich widersprechen müssen; ich habe dies nie gethan, ohne die Ansicht des Verf.'s und seine Gründe so treu ich konnte zu referiren und ohne meinen Gegenbeweis so kurz und gründlich ich vermochte zu führen. Ich verkannte den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des Hrn. Verf.'s nicht; was ich vermifste, war vielmehr die Besonnenheit und Behutsamkeit in der Forschung, eine Tugend, die bei derartigen Forschungen gewifs nicht zu den geringsten gehört, und deren Mangel um so auffallender ist bei einem Manne, dem Niebuhrs Ansichten glänzende Phantasien, Huschkes Meinungen symbolische Träume sind und der es nicht über sich gewinnen konnte, mit Gründen gegen Göttlings Annahmen zu kämpfen.

Dr. F. Hofmann.

Digitized by Google

№ 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

XXVIII.

1. *Der deutsche Zollverein und das Schutz-System. Von K. H. Brüggemann. Berlin,* 1845. *Verlag von Duncker und Humblot. VI.* 195 S. 8.
2. *Ueber die Bedeutung der Industrie und die Nothwendigkeit von Schutzmaafsregeln. Von Dr. J. C. Glaser, Privatd. an der Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin. Berlin,* 1845. *Verlag von E. H. Schroeder.*

Erster Artikel.

Die zweite dieser Schriften trägt im Wesentlichen folgende Ansichten vor. *Wir gebrauchen stets ihre eigenen Worte.*

Die Anhänger des freien Handels gestehen zu, dafs Schutzzölle zeitweilig von Nutzen sein können, als Princip aber zur Regulirung sämmtlicher Handelsbeziehungen verwerfen sie dieselben schlechthin. Dr. List selbst setzt den freien Handel als das letztlich zu erstrebende Ziel, die Schutzzölle aber betrachtet derselbe nur als den Weg, das Mittel, dieses Ziel endlich zu erreichen. Die Frage, ob freier Handel oder ob Schutzzölle, scheint hiernach nur zu bedeuten, ob die Schutzzölle oder ob vielmehr die allmälige Beseitigung aller Zölle zum freien Handel führten? — Die Erörterung derselben überlassen wir denjenigen, die Vergnügen daran und Zeit dazu haben, über die dereinstigen Schicksale der Menschheit zu phantasiren, wir halten uns an die Praxis und das Leben der Gegenwart. Die Idee des freien Handels ist in sich widersprechend und widersinnig, unpraktisch, unausführbar, verkehrt, unpolitisch, und ungerecht; sie fällt in eine und dieselbe Kategorie mit allen an sich schlechthin verwerflichen Handlungen, wie Diebstahl, Mord und Ehebruch; die Anhänger des freien Handels stehen mit den Communisten auf gemeinsamen Boden und befördern das Umsichgreifen desselben *) wenigstens indirect. Hiefse es doch den Staat in seinen Grundfesten angreifen, wenn Jemand die Gesetze zum Schutz des Eigenthums nur als vorübergehende Maafsregeln betrachten und blofs handhaben wollte, um dereinst den Diebstahl in seiner Vollendung, die Idee des Diebstahls als Communismus, zu realisiren. Wildheit der Völker, Anarchie, Tyrannei, sind nur verschiedene Gestalten der Freiheit, und die sogenannte Handelsfreiheit ist nichts anderes als solche Wildheit, Anarchie und Tyrannei, denn sie besteht in dem Aufheben aller Schranken, in dem viel belobten: Laissez faire, laissez passer, sie ist keine wahre Freiheit. Die Handelsfreiheit verträgt sich nicht mit dem Wohle des Staats und der Gerechtigkeit gegen jeden Einzelnen. Denn die Menschen leben nicht darum im Staate, damit Einige Herrn sein, schwelgen, die Vorzüge eines gebildeten Lebens geniefsen können u. s. w., während die Anderen Knechte sind, am Hungertuche nagen, in thierischer Versumpfung und Verwahrlosung schmachten. Wir leben nicht, um zu essen, sondern wir essen, um zu leben, Viele aber würdigen den Zweck zum Mittel herab, um particulare Interessen, die nur als Mittel dienen sollten, als Zwecke verfolgen zu können. Die materiellen Verhältnisse und deren Leitung können nur im Zusammenhange mit dem Organismus des Staats richtig beurtheilt werden, denn nur in diesem Zusammenhange haben sie ihre Bedeutung, sie sind, wie Kunst, Wissenschaft, Religion, sittliches Leben und geistige Genüsse, nur Folge und Resultat des staatlichen Zusammenlebens. Diesen Standpunct verrücken die Vertheidiger des freien Handels, sie betrachten die materiellen Interessen ganz ohne Rücksicht auf das staat-

*) ? ? Rec.

Digitized by Google

liche Leben der Menschen, sie negiren das Dasein des Staats, indem sie einen schlechthin freien Verkehr *) unter den Menschen verlangen, und es ist demnach der bestehende Pauperismus, das Elend der arbeitenden Klassen, es sind die hieraus hervorgehenden Unruhen und Umtriebe, die Mifsverhältnisse in den materiellen Zuständen der Völker, als Folgen der unrichtigen Leitung derselben, leicht zu begreifen. Das gegenwärtig geltende Wirthschaftssystem ist aus dem Revolutionszeitalter ensprungen, woraus sich schon von selbst ergibt, dafs es von einer, mit allen gesunden Staatsprincipien in Widerspruch stehenden, Grundlage ausgeht. Nur wer dem Uebel auf den Grund geht, kann es auch aus dem Grunde heilen. Die Grundbedingung des staatlichen Zusammenlebens ist die Vereinigung der individuellen Kräfte zum gemeinsamen Zwecke. Dies beruht auf der Bestimmung des Menschen zur Freiheit, diese ist aber wesentlich ein erworbenes Gut, und es müssen Alle für jeden Einzelnen, es mufs Jeder für Alle in die Schranken treten. Nicht Einer kann im Vollbesitze seiner menschlichen Rechte, Würde und Freiheit sein, ohne dafs es alle Anderen zugleich sind. Der Egoismus kommt zur Befriedigung nur, indem er sich selbst zerstört und vernichtet. Alles dies ist aber nur erreichbar, wofern nicht Jeder jedes Geschäft treibt, sondern die Geschäfte an verschiedene vertheilt sind, und zugleich das ganze sociale Leben nur ein organisches Ganze ist, dessen verschiedene Functionen an verschiedene Individuen übertragen sind. Das Ziel des Staats als solchen Organismus ist das Ziel der Menschheit, nämlich die Freiheit d. h. die Ausbildung der Anlagen im Individuum. Jedoch nicht die ganze Menschheit tritt zu einem Staatsganzen zusammen, sondern jedesmal nur so viele, als ausreichen, um die zur Erringung der Freiheit nöthigen Geschäfte zu vollbringen. Daher ist, mit Aristoteles zu reden, die Autarkie des Lebens Voraussetzung jedes Staats, denn ohne Autarkie gibt es keine Autonomie, ohne Selbstgenugsamkeit keine Selbstständigkeit. Indessen ist die organische Theilung der Geschäfte doch gewissermafsen nur die Form, zwar unerläfslich zur Erwerbung der Freiheit, aber für sich allein nicht fähig, sie zu erzeugen. Wirklich wird die Freiheit erst durch die Arbeit d. h. durch die Bewältigung der Materie errungen, die Arbeit ist das Organ der Freiheit, die Thronbesteigung der Freiheit. Die beiden Angelpuncte, um welche sich das staatliche Zusammenleben der Menschen bewegt, sind daher Theilung der Geschäfte und Arbeit, welche Letztere nur auf Bewältigung der Natur geht, während die Erstere zugleich auch die Entwickelung der Anlagen, der Kunst und Wissenschaft, die Verwaltung des Rechts, die Vertheidigung des Vaterlandes u. s. w. umfafst. Indessen ein jeder Geschäftszweig ist selbst wieder ein in sich gegliedertes organisches Ganze, dies ist Bedingung der Organisation, und das Gesetz des staatlichen Zusammenlebens erstreckt sich daher auch auf jedes solche Glied dieses ganzen Organismus. Die Arbeitstheilung *) ist also nicht in der Natur der Arbeit selbst, sondern in der socialen Bestimmung der Menschen gegründet, und besteht nicht so sehr darin, dafs jeder Arbeiter einen Theil des Werkes übernimmt, als vielmehr darin, dafs die verschiedenartigen Theile der Arbeit von Verschiedenen vollbracht werden. Durch die Arbeitstheilung wird die Ueberwindung der Natur möglich, durch dieselbe gewinnt die Arbeitskraft an Umfang und an Intensität, durch sie also wird die Production erhöht. Die sämmtlichen Industriezweige sind organisch mit einander verbunden, sie tragen sich gegenseitig in ihrem gemeinsamen Schwerpuncte. Die Arbeit braucht aber das Werkzeug, sie wird mit diesem vervollkommnet, und das bewegende Princip der Arbeit ist daher in denjenigen Zweigen derselben zu suchen, welche die Functionen des Werkzeuges vertreten. Diese Stelle nun nimmt die *Industrie* d. h. der Inbegriff der Fabrikation und Gewerblichkeit ein. Zwischen der Rohproductengewinnung und ihrem Gegensatze, dem Handel steht diese Industrie, als nothwendiges drittes Glied, in der Mitte. Dieselbe hat die dreifache Aufgabe, für die beiden anderen die nöthigen Werkzeuge zu liefern, die von beiden andern dargebrachten Rohstoffe zum Gebrauche zu verarbeiten, und die Werkzeuge für ihre eigenen Zweige zu schaffen, also sich in sich selbst durch eigene Vervollkommnung zu steigern. Dies ist ihre Bedeutung, dies der Beweis, dafs sie den Lebensquell und das wirkende Princip aller materiellen Bewegung in sich hat. Wie die Arbeit das Organ der

*) ? ? Rec.

*) Geschäftstheilung? Rec.

Digitized by Google

Freiheit, so ist die Industrie das Organ der Arbeit, ohne sie ist Ackerbau und Handel, überhaupt jeder Arbeitszweig, unmöglich. Sie und ihr Fortschritt bedingt jeden Fortschritt der anderen Zweige, den Fortschritt im Wohlstande, in der Bildung, in der Gesittung der Völker, ohne sie ist die Gesellschaft unvollkommen, und müssen die anderen Zweige verkümmern, ohne dieselbe können diese nicht bestehen. Alles dies beweist sich am Pfluge, am Schiffe, am Mahlen des Getreides, an der Eisenfabrikation, am besten. Die Industrie ist die Arbeitskraft der Völker, und geschichtlich wie statistisch ist erwiesen, dafs Gröfse der Bevölkerung, Höhe der Getreidepreise, Gröfse der Gesammtproduction und Consumtion, Niedrigkeit des Bedarfs an menschlichen Arbeitern zur Lieferung eines gleichen Quantums von Producten und Fabrikaten (in Folge der Maschinen-Erfindung), Gröfse der Zahl der beschäftigten Arbeiter, Höhe des absoluten Gesammtbetrags des Lohnes für die industriellen Arbeiter insgesammt, mit der Entwickelung der Industrie in geradem Verhältnisse steht. Aber insbesondere der Handel (Binnen- wie Aufsen-Handel) gewinnt durch die Industrie nicht blofs auf den so eben bezeichneten Wegen, sondern auch durch die von der Industrie dem Handel bereiteten Communications-Mittel, als da sind Kanäle, Dampfschifffahrt. Die Höhe der Ausfuhr eines Landes ist durch die Industrie bedingt, wie Grofsbrittannien beweist und in der Natur der Sache liegt. Denn die Gröfse des Nationalreichthums und damit die Mannigfaltigkeit der Genüsse, welche sich eine Nation verschaffen kann, hängt ab von der Gröfse der Arbeit, die sie vollbringt. Je mehr Arbeit also an einen Artikel gesetzt worden ist, desto mehr hat er Werth, desto mehr Fähigkeit, andere Genüsse einzutauschen. Je mehr also die von einem Lande auszuführenden Artikel verarbeitet sind, um so umfangreicher und mannigfaltiger sind die Producte, welche es dafür eintauscht, um so vortheilhafter ist der Handel, weil ja eben die Vollkommenheit der industriellen Ausbildung darauf beruht, mit geringem Kraft- und Zeitaufwande viel Producte zu erzeugen, der Handel mit Fabrikaten aber das Eigenthümliche hat, dafs man für wenige Producte viel eintauschen kann. Es ist also ganz richtig, dafs ein Volk Fabrikate aus- und Rohproducte einführen mufs. Wohlfeiler Einkauf und theurer Verkauf, die Bedingungen guter und vortheilhafter Handelsunternehmungen werden für ein Land durch die Industrie bewirkt. Förderung der Industrie ist Förderung des Nationalreichthums (S. 1—49).

Die Schrift fährt in einem zweiten Abschnitt weiter fort, wie folgt, und wir brauchen zur Darstellung wieder ihre eigenen Worte:

Die überlegene Concurrenz des Auslandes vernichtet die organische Gliederung und productielle Kraft der Nation, indem sie die Industriezweige derselben erdrückt. Das vorzüglichste Mittel zur Hebung der Industrie, das einzige Mittel, die bereits bestehende Gewerblichkeit eines Landes gegen die überlegene Concurrenz des Auslandes zu erhaiten und die noch nicht vorhandene zur Entwickelung zu bringen, sind die Schutzzölle. Der Handel hängt überhaupt von der Industrie und die Industrie vom Handel nur in so weit ab, als auch dieser ein wesentliches Glied des ganzen Organismus des staatlichen Zusammenlebens ist. Der Handel darf vom Staatsmanne nicht als Ziel, sondern nur als Mittel oder Weg betrachtet, und als solches Mittel zum Zweck mufs er angewendet und beschränkt werden, so weit es der Zweck erfordert. Darum auch mufs der Handel in den Händen der Nation selbst sein und ein Volk, welches in Bezug auf Absatz und Zufuhr von einem andern abhängig ist, kann nicht selbständig, sonder nur eine Provinz oder Colonie des Andern, seiner Willkühr überlassen sein. Die Zölle sind ein Zaum für die Willkühr des Handels, dieselben stellen in der Handelsbilanz eine Nation sicher gegen das Zuviel und Zuwenig in Betreff des Handels, gegen Handelskrisen, diese sind entweder Beschwerden der Unverdaulichkeit oder das Geknurre des leeren Magens. Der eigene Handel kann nur blühen und gedeihlich sein bei vorgerückter Industrie und Agricultur, bei dem dadurch möglichen Austausche eigener Producte und Fabricate, ohne den zu verhütenden Einflufs der Zwischenhändler. Der Ackerbau insbesondere und dessen Blüthe hängt ab von der Entwicklung der Werkzeuge, von der Gröfse der inländischen Consumtion seiner Producte, von seinem Betriebe im Grofsen und den leichten Communicationsmitteln, dieses alles gewährt und erhält ihm die Industrie. Der Handel mit Agriculturproducten ist wegen Schwierigkeit des Transports nur bei Colonialwaaren erspriefslich, diese gehören der Natur der südlichen Länder an. Derselbe verliert an Unerspriefslichkeit bei den

Digitized by Google

anderen Producten nur, wenn und soweit sie Manufacte geworden sind, und wird nur gedeihlich als Ausfuhr von Manufacten und Einfuhr von Agriculturproducten, also nur bei vorhandener Industrie. Diese aber ist bei freier Concurrenz der Völker unmöglich. Ein Volk ohne selbstständige Industrie ist und bleibt unmündig, mufs seine Nationalität aufgeben, und zu aller Niederträchtigkeit tauglich werden. Dies beweist die deutsche Leinenindustrie, Wollenmanufactur und Baumwollenfabrication, in Vergleichung mit der brittischen. Freilich machen Schutzzölle die Industrie nicht, sie können bei einem Volke, das seine Kraft zu entwickeln sich nicht bemüht, diese Bemühung nicht ersetzen und ersparen, aber ohne Schutzzölle wird das eifrigste Bemühen eines Volks, in der Industrie wesentliche Fortschritte zu machen, niemals gelingen. Schutzzölle sind aber auch eine Maafsregel der Gerechtigkeit, eine Erfüllung des suum cuique. Denn die Gesellschaftsgliederung und Arbeitstheilung nach den verschiedenen Geschäften ist nicht Folge einer Neigung der Menschen zu Tausch und Handel, wie A. Smith behauptet, sondern diese Neigung ist erst Folge der Arbeitstheilung, da Austausch unterschiedenen Besitz und dieser unterschiedene Arbeit voraussetzt. Die Arbeitstheilung und Ständegliederung der Gesellschaft ist eine Folge der menschlichen Schwäche, da die Menschen die Arbeit theilen müssen, wenn sie ihre Fähigkeiten entwickeln und ihre Geschäfte ordentlich treiben wollen. Einige können sich dem Ackerbau nur widmen, weil Andre Fabricanten und Handelsleute sind. Die Interessen der Einen müssen sich mit denen aller Uebrigen vertragen, es darf niemals, wenn Gerechtigkeit gelten soll, das Beste des Einen auf den Ruin der Anderen gegründet sein, — so verlangt es das oft erwähnte organische Ganze. Daraus folgt aber, dafs nicht die Ackerbauer ihren Bedarf an Fabrikwaaren aus dem Auslande kommen lassen dürfen, wenn sie dieselben im Inlande haben können, — sonst würde die Grundlage der Existenz des Staats zerstört. Denn darum seid Ihr Akkerbauer, dafs Andere sich entschlossen haben, Fabricanten zu sein, und Ihr müsset dafür auch Eure Pflichten tragen. Und wenn Euch die Engländer die Fabrikwaaren wohlfeiler lieferten, als das Inland, — was aber gar nicht wirklich der Fall ist *), — so wäret Ihr doch nicht berechtigt, sie von ihnen, statt von den Inländern, zu beziehen. Denn Ihr seid Ackerbauer in Deutschland, unter der Bedingung, dafs Ihr Euren Bedarf an Fabrikwaaren von den inländischen Fabricanten nehmt, sowie sie ihre Lebensmittel bei Euch zu kaufen schon durch die äufsere Nothwendigkeit gezwungen sind. Wenn ihrer Vier gemeinschaftlich ein Fabriksgeschäft unternehmen, so können nicht drei davon dem Vierten seinen Antheil am Ertrage entziehen. So ist es auch mit dem ganzen materiellen Leben im Staate bestellt, dasselbe ist nur ein solches grofses Unternehmen, gewissermafsen ein Actiengeschäft, an dem ein Jeder sich nach Lust und Kräften betheiligt. Von dem gemeinschaftlichen Gewinnste, d. h. der Gesammtheit der durch die Arbeitstheilung erzeugten Producte nach Verhältnifs seiner Leistungen entschädigt zu werden, hat Jeder ein Recht, das Recht, für sein Product sich seinen Bedarf an andern Producten einzutauschen, und die Pflicht, so weit er seines Productes nicht bedarf, solches auszutauschen, was zugleich auch sein Nutzen ist, weil er den Ueberschufs ja nicht verwenden kann. Der Grundbesitzer mufs also bei dem Fabricanten kaufen. Dieser erhält aber dadurch kein Monopol, denn er treibt sein Fabrikgeschäft unter der Bedingung, wie der Andre den Ackerbau, und die Gewerbefreiheit gestattet dem letzteren, Fabricant zu werden, wenn es ihn gut dünkt. Nur derjenige Verkehr mit dem Auslande ist erlaubt, welcher sich mit dem Gesammtinteresse des Volkes verträgt. Die Zölle sind eben defswegen keine Beschränkungen der Handelsfreiheit, sie sind blofs Bedingungen, unter welchen die Concession zu Handelsverbindungen ertheilt wird. Man mufs daher nicht fragen, wie hoch die Zölle höchstens sein dürften, um den Verkehr so wenig als möglich zu beschränken, sondern vielmehr, wie weit sie höchstens herabgesetzt werden können, ohne das Interesse Aller und jedes Einzelnen zu beeinträchtigen.

*) ? ? Rec.

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

1. *Der deutsche Zollverein und das Schutz-System. Von K. H. Brüggemann.*
2. *Ueber die Bedeutung der Industrie und die Nothwendigkeit von Schutzmaafsregeln. Von Dr. J. C. Glaser.*

(Fortsetzung.)

Da aber der Handel nur auf besondere Erlaubnifs stattfinden darf, so mufs jede wahrhafte Handelsbeziehung durch Verträge regulirt werden; denn Begünstigungen können nur gegen Aequivalente Statt finden. Daher liegen Differentialzölle in der Natur der Handelsverbindungen. Wenn nach diesen bisher dargelegten Principien in der Leitung des materiellen Lebens einer Nation verfahren wird, dann sind Ueberproductionen, Handelsstockungen, Herabdrückung der Waarenpreise und Arbeitslöhne, Arbeitslosigkeiten der Arbeitenden, die Uebel der arbeitenden Klassen, — Uebelstände, an denen wir zufolge der verkehrten Leitung des Handels und der Industrie auf Grundlage der Concurrenz des Auslandes leiden, — niemals mehr zu erwarten. Positive Mafsregeln zur Organisation der Arbeit sollen nicht getroffen werden, sondern blos Wegräumung von Hindernissen, welche die in der Arbeit selbst liegende und aus ihr ohne fremdes Zuthun sich entwickelnde Organisation stören, ist das geeignete Mittel. Das wesentlichste derartige Hindernifs ist aber die erdrückende Concurrenz des Auslandes, und die erste Aufgabe also ist, diese zu entfernen. Dieses wird durch das Zollsystem bewirkt. Aber von Schutzzöllen sollte man eigentlich niemals reden, sondern stets nur von Differenzialzöllen, indem jener Ausdruck nur Mifsverständnisse von erzeigter Gunst oder Hervorrufung einer Industrie veranlafst. Ein Schutzzollsystem als Mittel zur Förderung und Hervorrufung der nationalen Industrie in directer Beziehung ist ebenso wenig zu rechtfertigen, als das System des freien Verkehrs. Nicht so sehr im Nutzen für Ausbildung der Industrie, als vielmehr in der Gerechtigkeit ist die Nothwendigkeit von Schutzmaafsregeln zu suchen. Was gerecht ist, erweist sich auch stets als nützlich (S. 50—98).

Die Schrift wendet sich endlich in einem dritten und letzten Abschnitte der Widerlegung der Ansicht zu, welche die Nothwendigkeit von Schutzmaafsregeln läugnet, und läfst sich folgendermafsen aus. Wir bedienen uns wieder ihrer eigenen Worte.

Die Vertheidiger der Handelsfreiheit führen für ihre Ansicht Folgendes an:

1. Man denke sich die ganze Menschheit, ohne politische Schranken für die industrielle und Handelswelt, in einem Gesammtstaat vereinigt, mit Erlöschung aller Nationalität, alle Menschen von der Vortrefflichkeit des sicheren und leichten Verkehrs durchdrungen, die Steuern ohne irgend welches Hindernifs für den Handelsverkehr erhoben: so würde sich die Arbeitstheilung, die Production, der Tausch, ganz nach den natürlichen Verhältnissen, sicherlich vollkommen frei, zum allseitigen Besten, von selbst gestalten.

Allein obige Voraussetzung ist falsch oder macht die ganze Weltgeschichte zu einer Lüge. So verkehrt es wäre, unter Voraussetzung eines allgemeinen Friedens der Menschheit die Kriegsanstalten eines Landes aufzuheben, eben so verkehrt ist eine solche Idee der Handelsfreiheit. Die Verschiedenheiten der Nationalität und der darauf beruhenden Totalität der staatlichen Einrichtungen sind dabei aufser Acht gelassen. Das Princip des staatlichen Zusammenlebens ist Grundlage aller hierher einschlagenden Betrachtungen. Die Idee einer auf Handelsfreiheit gegründeten Völkerrepublik ist die grund- und bodenloseste aller Ideen. Länder und Völker der Erde sind nicht blofse Provinzen eines Staats mit Centralregierung. Das Mit-

Digitized by Google

tel zur Erhaltung der Unabhängigkeit der Völker ist die Pflege der eigenen Industrie durch Schutzzölle.

2. Wenn jedes Volk nur mit den ihm natürlichen Gewerbszweigen beschäftigt wäre, dann wäre Arbeitstrieb vorhanden und das Volk würde mit weniger Mühe seine zweckdienlichen Mittel erlangen, wie auch mehr Kraft und Zeit zu den andern Zwecken gewinnen.

Allein nicht diejenigen Industriezweige, welche ihr Rohproduct im Inlande haben, sind die natürlichen, sondern diejenigen, welche wegen der Natur des Landes getrieben werden können. Nach der Lehre vom freien Handel müfste die Baumwollenmanufaktur in den Erzeugungungsländern der Baumwolle, die Zukkerraffinerie in den Ursprungsländern des Zuckers etc. stattfinden. Dies ist oft unmöglich, stets aber unrichtig. Ein Volk kann seine natürlichen Kräfte nur dann auf's Vollkommenste verwerthen, wenn die Industrie möglichst ausgebildet wird, welche Mittelpunct der materiellen Bewegung und Quell alles nationalen Reichthums ist. Wäre es nicht ungereimt, wollte man einem Volke rathen, seinen Ackerbau liegen zu lassen, um seine Nahrungsmittel bei Völkern zu kaufen, welche bessern Boden und besseres Klima haben, als es selbst? Ebenso ungereimt wäre es, seine industrielle Fähigkeit unangebaut liegen zu lassen und seine industriellen Producte *) bei den durch natürliche Verhältnisse begünstigteren Völkern zu kaufen. Der Völkerverkehr wird durch das System des Schutzes gegen die erdrückende Concurrenz des Auslandes nicht aufgehoben, sondern es bleibt den Ländern noch manches eigenthümliche Geschäft und Product zum gegenseitigen Austausch. Eine frei, bei dem Spiel der natürlichen Kräfte, entstehen sollende Theilung der Arbeit und Production ist eine leere Fiction. Denn je concentrirter die verschiedenen Gewerbe auf Einem Punct sind, um so besser ist die Arbeitstheilung eingerichtet, um so höher die Production, darum kann eine zweckmäfsige d. h. natürliche Arbeitstheilung (die zweckmäfsigste ist nämlich stets auch die natürlichste) nur dort eintreten, wo die Industrie d. h. alle Industriezweige **) im höchsten Maafse gepflegt werden.

3. Die Principien der Staatenbildung und des staatlichen Daseins sind etwas für sich Geltendes, womit die staatswirthschaftlichen Gesetze der Production nichts gemein haben. Diese sind so wahr wie jene, und es ist staatswirthschaftlicher Grundsatz, möglichst viele und gute Producte zu möglichst billigen Preisen zu erzeugen. Die Fähigkeit eines Volkes, vom Auslande zu kaufen, und der wahre Werth und Preis der Waaren, liegt nicht im Metallgelde, sondern in der Arbeit. Wenn ein Volk vom Auslande mehr kauft, producirt es mehr, und der Bezug des inländischen Marktes mit ausländischen Waaren ist ein Zeichen, dafs wir dieselben mit unseren Erzeugnissen kaufen können, also entsprechend productiv und wohlhabend sind. Es müssen daher alle Prohibitivmaafsregeln nachtheilig sein, indem sie die inländischen Artikel vertheuern, um den geringeren Preis der ausländischen als Tribut an's Ausland zu ersparen.

Allein die Gröfse des Nationalreichthums hängt von der Ausbildung der Industrie ab, denn er hängt ab von der Menge der Tauschwerke, diese von der Gröfse der Arbeit, diese von der Gröfse der productirten Kräfte, diese Letztern aber von der Entwicklung der Industrie. Es ist Tribut an's Ausland, wenn wir von diesem kaufen, was wir selbst hätten erzeugen müssen, und der steigende Mehrkauf beim Auslande ist nur dann ein Zeichen wachsenden Wohlstandes, wenn sich unsere productiven Kräfte in gleichem Mafse vermehrt haben, — dagegen ein Zeichen von sinkendem Wohlstande, wenn die ausländische Industrie die inländische vernichtet hat. Ein Volk hat durch Pflege eigener Industrie weit mehr zu verzehren, als es zu dem Kaufe im Auslande aufwenden kann, wenn es eine solche nicht hat. Dafs, so wie der Schuster besser thue, seine Kleider bei dem Schneider machen zu lassen, als sie selbst zu fertigen, der wohlfeilere Ankauf eines Products vom Auslande für das Volk besser sei, als die theuere Selbstproduction im Lande, — dieses Argument für Freiheit des Verkehrs ist ein Mifsverständnifs. Denn könnte nicht dieser Schuster auch noch sein Schuhmachen aufgeben und sich seinen Schuhebedarf bei einem anderen Meister kaufen, der besser und wohlfeiler zu arbeiten im Stande ist? Würde er aber alsdann nicht vielmehr bei aller Wohlfeilheit der Producte dennoch keine derselben zur Befriedigung seiner Bedürfnisse erhalten? — Ein solches Verfahren wäre vom Schuster unklug, und analog auch von einer Nation, denn es würde Kapital und Arbeit brach liegen bleiben, sie würde verarmen und

*) ? ? Rec. **) ! ! Rec.

Digitized by Google

am Ende betteln müssen. Wohlfeil kaufen heifst: für eine gewisse Quantität Arbeit möglichst viele Producte erhalten. Die Wohlfeilheit, mit welcher eine Nation kauft, richtet sich daher immer nach der Gröfse ihrer eigenen Production. Es kann folglich Niemand, weder der Fabricant, noch der Ackerbauer, noch der Kaufmann, noch der Arbeiter wohlfeiler kaufen, wenn die heimische Industrie darniederliegt. Denn von der heimischen Industrie und ihrer Entwickelung hängt die Gröfse der Production des Landes ab.

4. Die Schutzzölle beschweren die Consumenten und geben den Fabricanten Monopole, während doch keine Bürgerklasse den anderen vorgezogen werden sollte.

Allein die ackerbauende und jede andere Klasse soll auch kein Monopol gegen die Industriellen erhalten. Bei der Freiheit jener, zu kaufen, wo sie wollen, ohne an die inländischen Fabrikanten gebunden zu sein, besitzen jene ein Monopol gegen diese, während doch doch Jedem freisteht, jedes beliebige Gewerbe zu ergreifen.

5. Die Schutzzölle machen die inländischen Fabricanten nachlässig und nöthigen dadurch die Consumenten, nicht nur theurere, sondern auch schlechtere Waaren zu kaufen.

Allein dies ist falsch, denn die innere Concurrenz wirkt viel drückender, als die des Auslandes *), wie dies z. B. die deutsche Baumwollenweberei und Drukkerei bewirkt, die gegenwärtig einen solchen Umfang innerhalb der Zollvereinsstaaten erlangt hat, dafs ihr der Markt zu klein geworden ist. Das Monopol des heimischen Marktes, sagt A. Smith, giebt dem besondern Industriezweige Muth und wendet ihm einen gröfsern Theil von Kapital und Arbeit zu, als ohne diesen Impuls darauf gelenkt worden sein würde.

6. Wie soll der Ausfall an Zolleinnahmen für die Staatskasse gedeckt werden, wenn die Schutzzölle die Waareneinfuhr vermindern?

Allein wie wird denn der Theil von Steuern gedeckt, welcher nicht als Zoll erhoben wird? Die Einnahme des Volkes, aus welcher zuletzt alle Steuern fliefsen, wird durch Vermehrung der vaterländischen Industrie erhöht, so dafs nicht blofs der Ausfall an Zöllen gedeckt, sondern auch das Staatseinkommen vermehrt wird. Jedoch wird wahrscheinlich die Zolleinnahme durch Schutzzölle nicht vermindert, weil der Zoll höher wird und die einträglichsten Zölle auf Consumtibilien, namentlich auf Kaffee und Zucker, gelegt sind. Auch steigert die erhöhte Industrie und der damit steigende Wohlstand die Consumtion.

7. Die Industrie ist etwas Verderbenbringendes, eine Quelle des Elendes für das Land, in welchem industrielle Etablissements sich ausbreiten.

Allein dies ist erst noch zu beweisen, nämlich dafs das in den Fabriksländern herrschende Elend von der Industrie herrührt. Die Vortheile dagegen sind erwiesen, und die Nachtheile können fern gehalten werden (S. 99—151).

Dies ist der Inhalt der zweiten Schrift. Pauper videri vult Cinna, et est pauper. Dieselbe verlangt in der Vorrede von ihrem Beurtheiler ein Eingehen in die von ihr aufgestellten obersten Principien. Diesem Verlangen soll gewillfahrt werden.

Dieselbe will nicht über die dereinstigen Schicksale der Menschheit, namentlich ob sie dereinst freien Handel oder Schutzzölle geniefsen solle, abhandeln, sie hält sich lediglich an Leben und Praxis der Gegenwart. Allein derjenige Staatsmann, der nicht die Zukunft im Auge behält, und nur für den Augenblick wirken will, verliert sich selbst mit seinem Standpuncte und seiner Aufgabe, und beweist dadurch, dafs er die Bedeutung weder der Geschichte noch der Staatskunde, weder der Vergangenheit noch der Gegenwart versteht. Indessen die Schrift wollte blofs Phrasen machen, denn dieselbe beschäftigt sich nur mit der Zukunft des Völkerlebens und mit allgemeinen Grundsätzen für deren Gestaltung, von der Gegenwart und ihren Zuständen ist nur die Rede, um im Allgemeinen ohne praktisches Eingehen in die Einzelnheiten der Schutzzollfrage zu zeigen, was die Zukunft bringen könne oder müsse. Von der praktisch anwendbaren oder nöthigen Höhe der Schutzzölle für unsere Gegenwart gemäfs der commerciellen und industriellen Arithmetik ist mit keiner Silbe die Rede. Die Schrift bemühet sich blofs zu zeigen, dafs Handelsfreiheit ganz verwerflich, dagegen das Schutzzollsystem auf immer die einzige Quelle alles Heiles für das Völkerleben sei, und dafs es sich niemals um Herabsetzung oder um Maximalsätze, sondern nur um Hochhaltung oder um Minimalsätze der Schutzzölle handeln dürfe.

*) Vergl. den Anfang des zweiten Abschnitts! Rec.

Digitized by Google

Ueber die lüderliche Genialität, ohne allen und jeden rechtlichen, sittlichen und wissenschaftlichen Grund mit knabenhafter Einsichtslosigkeit und burschikosem Leichtsinne die Forderung oder Einführung von Handelsfreiheit dem Diebstahl, Mord und Ehebruche staatssittlich ganz gleich zustellen und mit dem Makel des Revolutionsgeistes und Communismus zu besudeln, kann man nur klagen und allen Ernstes trauern. Dafs die Schrift die Wildheit, Anarchie und Tyrannei nur verschiedene Arten von Freiheit nennt und die Handelsfreiheit für das Gleiche erklärt, wird jeder vernünftig denkende und fühlende Mann der Begriffs- und Gedankenlosigkeit derselben zuschreiben und verzeihen, denn sie weifs nicht, was sie thut. Die Beschuldigung der Handelsfreiheit, dafs sie die Ursache des jetzigen Elendes der arbeitenden Klassen, der communistischen Aufregung, und der plutokratischen Ueberhebung mancher Bürgerklassen über die andern sei, und den Materialismus, der das staatliche Leben regiere, hervorrufe und erhalte, ist gänzlich unbegründet, weil Handelsfreiheit bisher nicht bestanden hat, sondern vielmehr in verschiedenen Graden nur das Prohibitivsystem herrscht. Es ist überhaupt unwahr, dafs die Vertheidiger des freien Handels die materiellen Interessen ohne Rücksicht auf das staatliche Leben, als Ziel und nicht als blofses Mittel zum Zwecke betrachten, das Dasein des Staats negiren, einen schlechthin freien Verkehr verlangen u. dgl. Die Schrift ist den Beweis dafür schuldig geblieben, sie zog es vor, dasjenige System, von welchem sie alles Heil erwartet, staatsphilosophisch zu begründen.

Die Idee eines Staatsorganismus, an deren Wiederholung die Schrift nicht satt werden kann, nachdem der Leser längst damit übersättigt ist, benutzt dieselbe als Eierstock für Entwickelung der Grundsätze der Bevormundung des Handels. Aus der Idee der Freiheit, als Lebensziel des Menschen und Staats, folgert sie die Unfreiheit des Handels. Während sie allen übrigen Gewerben vollkommene Freiheit zusichert, erklärt sie den Handel, das seiner ganzen Natur nach freieste Gewerbe, insbesondere den auswärtigen Handel, für nothwendig unfrei und an die Erlaubnifs der Staatsregierung unter der Bedingung der Zollzahlung geknüpft. Der Grundirrthum ist, dafs sie den Staat und den Verkehr für gleichbedeutend nimmt, indem sie den Ersteren auf Geschäfts- und Arbeitstheilung als dessen Grundbedingung basirt und dieselben für die beiden Angelpuncte erklärt, um welche sich das Staatsleben der Menschen bewege. Wenn es gleich ganz unrichtig ist, dafs der *Voll*besitz des Einen an seinen menschlichen Rechten u. s. w. nur mit dem gleichen *Voll*besitze der Anderen im Staate möglich sei, weil eine gegenseitige vernünftige freiwillige Beschränkung der natürlichen Rechtssphäre eines Jeden gegenüber dem Andern zum Staatsleben vorausgesetzt werden mufs, so wollen wir dennoch jenen Satz der Schrift zu Grunde legen, und müssen daraus schliefsen, dafs es ein Widerspruch ist, wenn die Schrift daraus folgert, die Klasse der inländischen Fabrikanten und Manufakturisten könne ihre Artikel verkaufen, an wen, und wohin sie wolle, während der inländische Kaufmann, Ackerbauer und sonstige Consument gezwungen sei, nur bei ihnen seinen Bedarf an Fabrikaten und Manufakten zu kaufen. Indessen angenommen, diese Folgerung der Schrift stehe nicht in Widerspruch mit dem Vordersatze, so ist es ein Abfall von dieser Folgerung selbst, wenn die Schrift daraus blofs den Schlufs zieht, dafs Schutzzölle nöthig seien. Denn sie müfste unumwunden daraus das Verbot der Waareneinfuhr oder diesem Verbote gleichkommende Zölle fordern, wenn sie consequent sein wollte. Freilich protestirt sie gegen den Ausdruck „*Schutzzölle*," und verlangt das Wort „*Differenzialzölle*," als ob Differenzialzölle etwas Anderes wären als Schutzzölle, und an sich Verbotszölle (man verzeihe diesen Ausdruck seiner Kürze wegen) sein könnten. Also eigentliche urächte mercantilische Prohibition, nicht blofse Protection, will sie haben, und diese Prohibition müfste sie consequenter Weise fordern gegen Einfuhr von Producten, welche auch die inländischen Urproducenten liefern, wie gegen Einfuhr von Artikeln, welche auch die inländischen Fabrikanten und Manufakturisten liefern, damit diese Klassen nur gegenseitig sich ihre Artikel abkaufen und die Anderen nur von ihnen ihre Bedürfnisse, so weit sie solche liefern, beziehen könnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

1. *Der deutsche Zollverein und das Schutz-System. Von K. H. Brüggemann.*
2. *Ueber die Bedeutung der Industrie und die Nothwendigkeit von Schutzmaafsregeln. Von Dr. J. C. Glaser.*

(Fortsetzung.)

Vor dieser Consequenz hütet sich aber die Schrift, sie gestattet oder fordert blofs Prohibition gegen Einfuhr von Fabrikaten und Manufakten, blofs Einfuhrzölle zu Gunsten der „Industrie," mit welchem allgemeinen Ausdrucke sie unwissenschaftlich genug das Fabriks- und Manufakturwesen, partem pro toto, bezeichnet. Doch aber scheut sie sich nicht, zu behaupten, dadurch bekämen die Fabrikanten und Manufakturisten kein Monopol, im Gegentheile, es hätten die Urproducenten ein Monopol gegen diese, wenn die Indrustie-Differenzial-Zölle nicht beständen.

Also consequenter Weise fordert die Schrift Prohibition gegen Einfuhr ausländischer Artikel, die auch das Inland producirt und fabricirt, einen geschlossenen Handelsstaat in seiner Isolirung, und sagt auch zur Vertheidigung dieser ihrer eigentlichen Meinung, unter Vermischung der Begriffe von Staat und Verkehr, nicht die ganze Menschheit trete zu einem Staatsganzen zusammen, sondern jedesmal nur so viele, als ausreichen, um die zur Erringung der Freiheit nöthigen Geschäfte zu vollbringen. Dieser Behauptung müssen wunderliche Studien über Entstehung des concreten Staats zu Grunde liegen. Wir können uns mit deren Verfolgung nicht aufhalten, weil wir sie nicht kennen gelernt haben. Wohl aber dürfen wir nicht unberührt lassen, dafs die Schrift, ihrem Prohibitiv-Differenzial-Zoll-Systems-Staatsorganismus gegenüber, das System der Handelsfreiheit als das System des schlechthin freien Verkehrs unter den Menschen und der allgemeinen Menschheitsrepublik hinstellt. Diese List'sche Verdächtigungshyperbel ist nachgerade abgenutzt, übrigens schon von Anfang ganz unwahr gewesen und seit dem Erscheinen des „nationalen Systemes u. s. w." so oft widerlegt worden, dafs selbst die exceptio ignorantiae nicht mehr deren Wiedergebrauch entschuldigen kann. Die Forderung der Handels-Freiheit ist nur ein Ausflufs der Forderung wirthschaftlicher Freiheit überhaupt, und nur ein Theil der Forderung freien Verkehrs, welchen überhaupt schlechthin freizugeben unseres Wissens bis jetzt noch kein vernünftiger Mensch gefordert und statuirt hat, weil dies ein Unsinn wäre, eben so grofs wie die allgemeine Menschheitsrepublik. Der Mensch ist Angehöriger der Natur und des Verkehrs einerseits und des Staats andrerseits, für seine Natur- und Verkehrszwecke bedarf er der Güter, für seine Staatszwecke vor allem Anderen an und für sich des Rechts, die Güter schafft er sich mittelst Arbeit und später hinzutretenden Kapitals durch Natur und Verkehr, das Recht durch den Staat. Das Recht, ein Product des Staats in und aufser dem Menschen, kann nur durch den Staat und mufs durch denselben bis ins Einzelne gewahrt werden, nur unter Staatsschutz erwirbt sich und benutzt und erweitert ein Jeder sein Rechtsgebiet, und Niemand darf sich durch Gewalt sein Recht verschaffen oder wahren, jeder in seinem Rechte Verletzte hat sich an den Staat, den inneren und äufsern Quell des Rechts, zu wenden. Anders im Gütergebiete, hier, der Natur gegenüber und im Verkehre, ist Jeder sein und der Seinigen eigener Herr und Versorger, nur darf er keine besonderen wohlerworbenen oder allgemein menschlichen, anerkannten, Rechte verletzen, und keine allgemeineren und gröfseren Nachtheile für die Gesammtheit und Gleichberechtigten im Staate verursachen, als die zu erringenden Vortheile sind, denn durch Ersteres würde der Staat, durch Letzteres der Verkehr verletzt. Wenn man mit Recht sagt,

Digitized by Google

das wahre Princip des Staats bei Ausübung aller seiner Gewalten sei das der vernünftigen Freiheit, das Princip und Ziel des Menschenlebens, so ist dies für das Rechts- und Gütergebiet der Staats- und Verkehrs-Angehörigen nur, aber auch nothwendig, mit den so eben angeführten vernünftigen Beschränkungen anzuerkennen. Der Staat mufs insbesondere im Güterwesen seinen Angehörigen, um so mehr, da es nicht sein Product ist, volle Freiheit gewähren, unter der Beschränkung, dafs er Rechtverletzungen und allgemeine gröfsere Schäden, als die durch die freien Erstrebungen der Bürger zu erwartenden Vortheile sind, weder selbst veranlassen noch dulden darf, und dafs er diejenigen Anstalten und Hülfsmittel zur Förderung des Güterwesens hinstellt und erhält, deren Herstellung und Erhaltung in höchster Güte und Wohlfeilheit oder überhaupt nur von ihm zu erwarten ist. Die unterste Schicht des Güterwesens, das Vermögen und die Erwerbsthätigkeit der Bürger, ist Sache der Wirthschaft und diese ist zu gleicher Freiheit wie die Thätigkeit im ganzen Gütergebiete staatlich berechtigt. Die wirthschaftliche Freiheit ist die in der eben erwähnten zweifachen Richtung beschränkte Freiheit in der Erwerbung, Erhaltung und Anwendung von Vermögen und Einkommen. Zu dieser wirthschaftlichen Freiheit sind alle Klassen und Arten von Gewerben, die Urgewerbe, Kunstgewerbe, der Handel und die Dienstgewerbe, berufen. So und nicht anders ist die Freiheit des Handels, die Handelsfreiheit, zu betrachten, die nur ein organisches Glied der wirthschaftlichen Freiheit ist. Eine staatlich-rechtliche Gebundenheit der verschiedenen Klassen von Gewerbtreibenden an einander in Bezug auf Production und Consumtion ist in jeder Hinsicht unstatthaft, ihr Aneinander-Gewiesensein ist blofs ein freies verkehrsmäfsiges, und als solches dem Staate völlig fremd. Kein Gewerbsstand hat, sei es staats- oder privatrechtlich, einen Anspruch auf Absatz seiner Erzeugnisse oder Dienste an einen andern Gewerbsstand des Inlandes. Folglich ist die ganze rechtliche und staatliche Basis, worauf vorliegende Schrift den Beweis gegen die Handelsfreiheit und für die Prohibition oder das Schutz- oder Differentialzoll-System bauen will, gänzlich grundlos, und es zerfällt in dieser Beziehung mit derselben das Prohibitiv-Schutz-, oder Differentialzoll-System selbst. Allein die Schrift sucht ihr System staatlich oder staatsrechtlich aus der Geschäfts- und Arbeitstheilung zu vertheidigen, indem diese für die Angelpuncte der Bewegung des Staatslebens ausgegeben werden, und behauptet wird, die Arbeitstheilung sei nicht in der Natur der Arbeit selbst, sondern in der socialen Bestimmung und in der Schwäche der Menschen, (da sie die Arbeit theilen müfsten, wenn sie ihre Fähigkeiten entwickeln und ihre Geschäfte ordentlich betreiben wollten), gegründet. Die Begriffe der Schrift von Arbeit sind einseitig, die Definition von Arbeit ist eine blofse Phrase, der Unterschied zwischen Geschäfts- und Arbeitstheilung unklar, so dafs sich über diese Puncte nicht mit ihr disputiren läfst. Jedoch angenommen, dafs die allgemeine Redensart, die Arbeitstheilung sei in der socialen Bestimmung des Menschen und nicht in der Natur der Arbeit begründet, wahr sei, so beweist sie für das System der Schrift gar nichts, denn die Ausdrücke „*social*" und „*staatlich*" haben eine verschiedene Bedeutung, indem das Sociale soviel als das Verkehrsgesellschaftliche bezeichnet. Die Arbeitstheilung liegt in der Natur der Arbeit und des Verkehrs, indem beide nach höherer Vollendung, nach Ersparung an Zeit und Kraft, nach möglichst mannichfaltiger und doch wohlfeiler Consumtion und Production u. s. w., streben, was alles von selbst zur Arbeitstheilung führt, und durch die Arbeitstheilung im höchsten Grade befördert wird. Dies gilt von der Theilung der Gewerbe wie von der Theilung der Arbeit in den Gewerben, und die Schrift gibt es auch unbedenklich, aber unbewufst, zu, wo sie die Lehre A. Smiths über diesen Gegenstand bekämpft.

Die Schrift sucht indessen die Nothwendigkeit des Prohibitivsystems nicht blofs aus dem staatlich-rechtlichen, sondern auch aus dem volkswirthschaftlich-politischen Gesichtspuncte d. h. als das wirthschaftlich und politisch Vortheilhafteste und Unerläfsliche für Volk und Staat zu erweisen, jedoch auch dies nur zu Gunsten der sogenannten Industrie. Dieselbe hat sich aber den Beweis sehr leicht gemacht, denn es ist nur ein ganz unlogischer, nichts beweisender, Katzensprung, wenn sie folgendermafsen argumentirt: Die Arbeit braucht das Werkzeug als bewegendes Princip und wird durch dieses vervollkommnet, in der Volkswirthschaft übernimmt aber die „Industrie" die Functionen des Werkzeugs, folglich hat dieselbe den Lebensquell

Digitized by Google

und das wirkende Princip aller materiellen Bewegung in sich. Und Sätze folgender Art: Wie die Arbeit das Organ der Freiheit, so ist die Industrie das Organ der Arbeit, die Industrie ist die Arbeitskraft der Völker u. s. w., — klingen zwar entschieden, enthalten aber weder einen Beweis noch eine Verständigung. Die an diese Sätze angereiheten Resultate einer entwickelten „Industrie," meistens gut, zum Theile auch übel, werden mit Ausnahme dessen, dafs sie *jeden* Fortschritt der anderen Zweige der Volkswirthschaft bedingen u. dgl., schwerlich von Jemanden geleugnet werden können. Allein es folgt aus ihnen in keiner Weise die Nothwendigkeit und Nützlichkeit eines Prohibitivsystems zu Gunsten der „Industrie." Denn es ist eben so wenig zu leugnen, dafs die „Industrie" der Urproduction und des Handels bedarf, und dafs der Ackerbau die Wiege, der Handel aber ein Haupthebel der Cultur und Civilisation, der staatlichen und persönlichen Freiheit ist *). Es kann stets nur als eine, wenigstens unbewufste, Einseitigkeit angesehen werden, wenn blofs die „Industrie" als die Schöpferin alles dieses Völker- und Staatenglücks dargestellt wird. Es widerspricht dem Principe und der ganzen Tendenz der Schrift selbst, wenn sie einerseits sagt, die Zweige der Volkswirthschaft als Organismus trügen sich gegenseitig in einem gemeinsamen Schwerpuncte, während sie die Fabrication und Manufactur für Alles in Allem ausgibt. Die Schrift sagt, der Handel dürfe nicht als Ziel, sondern nur als Mittel zum Zwecke angesehen werden, aber ganz dasselbe gilt auch von der „Industrie;" und wenn jener als solches Mittel nach Maafsgabe des Zwecks beschränkt werden soll, so mufs ein Gleiches mit der Letzteren auch, kurz mit allen Zweigen der Volkswirthschaft geschehen. Allgemeine Prohibition nach Einsicht und Willen der Staatsregierung, Bevormundung des Volkes in seiner Betriebsamkeit, Knechtung der Volkswirthschaft nach Laune der Staatsregierung mufs dann die Folge sein. Lasse man doch dem Volke, was des Volkes ist, und der Staat wird um so sicherer erlangen und bewahren, was des Staates ist. Es ist gewifs sehr gut, wenn eine Nation ihren Handel selbst in Händen hat, dies hängt aber nicht vom Willen der Nation oder des Staats allein, sondern von der geographischen Lage und Beschaffenheit des Landes und von seiner Production ab. Jedes Land ist von den andern Ländern in Bezug auf Absatz und Zufuhr abhängig, und so lange es etwas zum Verkaufe anzubieten hat, werden die andern Länder gerne demselben Käufe anbieten. Von Unselbstständigkeit einer in dieser Weise abhängigen Nation kann daher nicht die Rede sein, so lange sie ihre Productivkräfte, alle insgesammt, namentlich aber die ihr eigenthümlichen, so anwendet und erweitert, dafs sie mit ihren Erzeugnissen fremde ohne Arbeitsverlust einkaufen kann. In den Ausdrücken „Provinz, Colonie, Willkühr eines anderen Landes, Verlust der Nationalität, Bereitschaft zu jeder Niederträchtigkeit," die man auch in mancher Zeitung gedruckt findet, ist bei näherer Ueberlegung gar keine Bedeutung im Sinne des Verkehrs und Handels zu finden. Wohl aber ergibt sich in der Betrachtung des Handels in der vorliegenden Schrift der krasseste Mercantilismus bis herab auf die Handelsbilanz zu erkennen, und man mufs die Geschichte der Volks- und Staatswirthschaft, namentlich jene des Industrialismus, unserer abendländischen Staaten und Völker ganz ignoriren, wenn es Einem möglich sein soll, zu behaupten, durch die Zölle würden Handels- und „Industrie"-Krisen, Ueberproduction, Ueberfüllung des Marktes, Mangel und Klemmen in Betreff von Waaren und Geld, verhütet. Denn das ganze volle Gegentheil ist leider nur zu wahr. Diese traurigen Erscheinungen in den sogenannten industriellen Ländern sind zunächst Folge der Speculation, welche in dem Schutzzoll- und Prohibitiv-Systeme ihre besondere Nahrung und Ermunterung, aber eben so leicht ihre Rückschläge, findet. Wie es aber damit gemeint ist, wenn behauptet wird, die inländische Agricultur finde ihre Käuferin in der „Industrie," geht am besten aus der anderen Behauptung hervor, dafs der Handel nur gedeihlich sein könne als *Ausfuhr* von Manufacten und *Einfuhr* von Agriculturproducten. Wenn sich, wie die Schrift ganz richtig bemerkt, die Interessen der Einen mit denen aller Uebrigen vertragen müssen, das Beste des Einen nicht auf den Ruin der Andern gegründet sein darf, der Egoismus zur Befriedigung nur kommt, soferne er sich selbst vernichtet u. s. w., so kann und darf von Prohibition *gegen* den Einen und *für* den Anderen nicht die Rede sein, so darf der Staat hemmend und fördernd auf die Zweige der Volksbetriebsamkeit nicht

*) Der Beweis hiervon ist Eine der schönsten Parthien der *ersten* vorliegenden Schrift.

Digitized by Google

anders, als weiter oben gezeigt ist, einschreiten, so ist vielmehr die oben erklärte wirthschaftliche Freiheit das einzige gemeinsame und gemeinnützige Mittel der gegenseitigen Abschleifung, Ausgleichung und Vereinigung. Ueberhaupt ist der ganze Nutzen des in der Schrift vielfach erwähnten staatlich-gewerblichen Organismus durch das Prohibitivsystem derselben in Gefahr, ein gesunder Organismus fordert eine freie Entwickelung, die ihre Anreizung und Zurückhaltung in sich selbst hat. Die Krankhaftigkeit des volkswirthschaftlichen Organismus und Lebens in manchen Staaten der Gegenwart ist eine Folge der industriellen, commerciellen und anderer Staatskünstelei des Prohibitivsystems in wirthschaftlichen und den meisten andern Beziehungen. Eine Prohibition oder Protection oder Differenziirung ruft die andern hervor, und soll die Volkswirthschaft von einer Centralstelle des Staates aus in diesem Sinne gegängelt werden, so erhebt man den Interessenkampf der Verkehrs- und Gewerbsklassen zum Staatsstreite, gibt der Vielregiererei und der Zersplitterung der Staatsgewalt einen dienstbaren Boden, setzt den Privat- und Ständehafs als eine Macht im Staate auf den Thron, und legt die ganze Angelegenheit überhaupt in die Hand der Einseitigkeit und unvollkommenen Einsicht, während die wirthschaftliche Freiheit im Volks- und Völkerverkehre Alles auf das Zweckmäfsigste ausgleichen würde.

Aber die leidige Concurrenz des Auslandes, die uns erdrückt, und der Verlust am Volksreichthum, wenn wir vom Auslande kaufen! Dies sind Einwendungen, welche jedoch die Schrift selbst unbewufst mit dem Principe, dafs die Arbeit den Tauschwerth der Güter begründe, mit welchem sie dieselben zu vertheidigen sucht, widerlegt. Wenn es die Arbeit in ihrer Anwendung auf die andern Productivkräfte eines Landes, also im Vereine mit diesen, ist, was in letzter Analyse den Reichthum und den Fortschritt eines Volkes begründet, und wenn also die Arbeit mit den Resultaten der Productivkräfte eines Landes es ist, was den Gegenstand des Handels zwischen den Völkern ausmacht, so mufs jedes Land im auswärtigen Handel, wie in seiner Production, nach Qualität und Quantität der Waaren und Erzeugnisse, von der Menge und Entwickelung der Arbeit des Volkes und von der Eigenthümlichkeit und dem Reichthum der Productivkräfte des Landes abhängig sein. Dafs hierin nun zwischen den Völkern und Ländern Verschiedenheiten obwalten, wird wohl Niemand leugnen wollen, — dafs bei gleicher Productivkraft die Arbeit und bei gleicher Arbeit die Productivkraft den Ausschlag gibt, ist an sich klar. Alles dies aber weist die Völker auf den gegenseitigen Handel, und auf die gegenseitige Concurrenz auf den einheimischen und auswärtigen Märkten an, und diese Concurrenz ist der einzige äufsere Hebel der Gewerb- und Betriebsamkeit der Völker gegenseitig. Neue Productivkräfte können wir nicht schaffen, sondern nur bisher verborgen gebliebene entdecken, dieselben nutzbar machen, und die schon benutzten noch sinnreicher, erfolgreicher und nachhaltiger als bisher benutzen. Dies geschieht durch die Arbeit, und diese steht nicht blofs als Ursache, sondern auch wiederum als Wirkung, mit dem Reichthum, den Productivkräften, der Cultur und Civilisation in geradem Verhältnisse, sie steigt und sinkt mit diesen. Dafs auch hierin die Völker von einander verschieden sind und sein müssen, ist völlig unzweifelhaft, wie dafs auch diese Verschiedenheit den gegenseitigen Handel und die gegenseitige Concurrenz nöthig macht. Aber unter allen Umständen sind dieser Handel und diese Concurrenz zum Fortschritte im Privat-, Stände-, Volks- und Staatsleben unerläfslich. Dieselbe unterdrücken ist vernunftwidrig, ein Hemmnifs des Fortschrittes im Wohlstand, Cultur und Civilisation, eine Sünde an den Völkern. Dieses Hemmnifs ist es, was dem Volke und Lande Verluste bereitet, nicht aber der freie Handel und die freie Concurrenz. Ein Volk bietet dem anderen, und beide Völker für sich bieten einem dritten, in Handel und Concurrenz an, was sie nach Eigenthümlichkeit und Entwickelungsgrad der Productivkräfte und der Arbeit an Erzeugnissen über den eigenen Bedarf haben, um andere Artikel des Bedarfs, die sie gar nicht oder nicht so gut haben oder nur mit mehr Arbeit erzeugen können, dagegen zunehmen oder mittelst der eingetauschten, die sie nicht selbst brauchen, anderwärts solche einzutauschen, von welchen das Gleiche gilt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

1. *Der deutsche Zollverein und das Schutz-System. Von K. H. Brüggemann.*
2. *Ueber die Bedeutung der Industrie und die Nothwendigkeit von Schutzmaafsregeln. Von Dr. J. C. Glaser.*

(Schlufs.)

Ein Verlust in solchem Handel mit einem andern Volke wäre hiernach für eine Nation nur dann anzunehmen, wenn dieselbe oder deren producirende und handelnde Mitglieder den wahren relativen Tausch- oder insbesondere Arbeitswerth der Artikel nicht kennen und sie deshalb oder aus anderen Gründen zu niedrig losschlagen würden. Allein dies ist gar nicht anzunehmen, weil jeder verkaufende Producent auf dem Standpuncte derjenigen Einsicht stehen mufs, den sein Productionszweig erfordert, welche Höhe derselbe immer einnehmen mag. Ein Verlust für eine Nation in der Concurrenz mit einer zweiten bei einem dritten Volke in demselben Artikel ist nur anzunehmen, wenn die Erstere mehr Arbeit an sich oder in Erzeugnissen oder in Geld als die Zweite auf Hervorbringung und Versendung der Artikel verwenden müfste oder solche nicht so gut liefern, dennoch aber dieselben nicht höher als die Andern daselbst verwerthen könnte. Da hiervon die Ursache nur in der Mangelhaftigkeit der Productivkraft oder der Arbeit oder Beider liegen kann, so kann der Uebelstand im ersteren Falle schwerlich, im zweiten nur durch Verbesserung der Arbeit, und im dritten selbst trotz Letzterer wohl kaum beseitigt werden. Verlieren im directen Einfuhrhandel wird ein Volk, wenn es die directe Ausfuhr nur unter dem Tauschwerthe verwerthen kann oder auf die directe Einfuhr mehr Arbeit verwenden mufs, als auf indirecte verwendet oder einer andern Nation für den Dienst der Herbeischaffung gegeben werden müfste. Ein Gleiches findet statt, wenn ein Volk mit mehr Arbeit selbst producirt, was es mittelst wenigerer Arbeit eintauschen kann. Dies ist freilich Tauschwerthstheorie, aber nicht weniger Theorie der Productivkräfte, da der Aus- und Eintausch, also der Tauschwerth, zuletzt auf Arbeit und Productivkraft beruhet, und stets die sparsamste und zugleich erfolgreichste Anwendundung der Arbeit und Productivkräfte die wesentlichste Bedingung jedes Erwerbs und Reichthums eines Volkes ist. Dies ist die Aufgabe der mit einander concurrirenden Völker oder ihrer gewerbtreibenden Mitglieder, welche das eine Volk früher als das Andere überhaupt oder in diesem und jenem Gewerbszweige begreift, zu lösen strebt, und löst, je nachdem es von den Winken und Kräften der Natur, des Verkehrs und der Cultur hingezogen wird, von welchen seine Thatkraft und Betriebsamkeit stets abhängig sein wird. Das Fordern von Prohibitiv- und Schutzmaafsregeln oder positiven directen Unterstützungen ist stets als ein Zeichen des erwachten Bewufstseins und Strebens der Gewerbsstände zu betrachten. Diese Forderungen zu bewilligen ist aber bedenklich und gefährlich, während es nicht blofs unbedenklich, sondern sogar nothwendig ist, dafs der Staat die Rechte seiner gewerbtreibenden Bürger im In- und Auslande kräftig schütze, den gröfseren Schaden der freien Concurrenz sowie der fremdherrschaftlichen Hemmung derselben auf das Umsichtigste verhüte, die gemeinsamen und nur durch die Gemeinschaft wirklich gut, billig und nachhaltig herzustellenden Hilfs- und Schutzmittel herstelle und unterhalte, und in der ganzen Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung zeit- und culturgemäfs alles dasjenige, was zur Hebung des nationalen Selbstbewufstseins und zur Entwickelung der Arbeit im Volke geistig wie leiblich nothwendig oder nützlich ist, im Sinne ächter staatlich-nationaler Freiheit fördere und schaffe. Diese Forderung ist grofs, aber ihre Erfüllung wird kein einseitiges, nur wieder neue Löcher

Digitized by Google

zur Deckung der alten machendes Flickwerk wie das Prohibitiv- und Schutzzollsystem sein. Ihr wollet Freiheit in allen Beziehungen, freie Presse, freien Unterricht und Wissenschaft, freie Confession, freie Gemeinden, freie Verfassung, freies Polizei- und Justizwesen, freien Gewerbsbetrieb, aber nur keinen freien Handel haben. Welche Inconsequenz! und wir sollen es Euch glauben, dafs Ihr keine egoistischen Sonderinteressen heget! Ihr machet ohne die gehörige Vor- und Umsicht „Industrie"-Anlagen, und klaget Volk und Staat und Freiheit wegen Eurer Verluste an. Ihr werdet nicht schnell genug reich ohne oder durch nur mäfsige Schutzzölle, daher fordert Ihr solche oder höhere, und klaget Volk und Staat des Indifferentismus und der Ungerechtigkeit an, wenn sie nicht gewährt werden. Bewilligt man sie Euch, so klagen Andere, und sind diese auch mit Zöllen befriedigt, dann klagt Ihr wieder, und abermals Andere. Dies System nennt Ihr System der Productivkräfte, der Gleichheit und Gerechtigkeit, des staatlichen Organismus, wo Jedem sein Recht nur werden kann, wenn es der Andere auch hat, das System des industriellen Schwerpuncts und des Princips der Bewegung des materiellen Lebens.

Die schwächste Seite des Prohibitiv- oder Schutz- oder Differential-Zollsystemes, an welcher man dessen Haltlosigkeit erkennen kann, ist, dafs man sich über die Preisansätze der Artikel, über die Preisdifferenzen, und über die Höhe der Zölle zu deren schützender oder abhaltender Ausgleichung nicht einigen kann, dafs unter den Schützlingen selbst über diese Puncte ein ewiger Krieg besteht, und der Staat hierüber von einer Täuschung in die andere verfällt, immer vergebens die Wahrheit suchend. Und dann Eure Schifffahrts- und Handelsverträge, jeder ein diplomatisches Meisterstück sein sollend, und bis jetzt nicht ein einziger unangefochten, alle beschimpft mit ihren Urhebern! Es ist nicht möglich, die „Industrie und die Industriellen" zufrieden zu stellen, als mit den höchsten geforderten Schutz- und Differentialzöllen, mit der Prohibition, und sind diese gewährt, so wird von den entgegengesetzten Interessenten geklagt. Das Schutz- und Differentialzoll-System ist der ewige Jude des Völkerverkehrs.

In Bezug auf die Darstellung und Widerlegung der für die Handelsfreiheit anzuführenden Gründe, wie solche in vorliegender Schrift zu finden ist, kann Folgendes bemerkt werden.

Zu 1. Diese Darstellung ist falsch, auf solchen Voraussetzungen beruht die Idee der Handelsfreiheit nicht. Die Handelsfreiheit fordert weder eine Völkerrepublik, noch Entnationalisirung der Völker, noch ein den Handelsverkehr in keiner Weise hinderndes Steuerwesen; denn dies sind unerfüllbare Wünsche, während ein sicherer und leichter Verkehr allgemein als etwas sehr Nützliches anerkannt ist. Insbesondere ist die Handelsfreiheit selbst bei eigentlichen Finanzzöllen ganz wohl denkbar, wenn man sie nur rein als Gegensatz des Prohibitiv- und Protections-Zollsystems auffafst, wie sie aufgefafst sein will.

Zu 2. Es ist eine durchaus verkehrte Darstellung des Begriffs von „natürlichen Gewerbs- und Industriezweigen," wenn man sie als diejenigen definirt, welche ihr Rohproduct im Inlande haben. Es sind dies vielmehr diejenigen Gewerbszweige, wozu ein Land und Volk, je nach der Eigenthümlichkeit der Zweige selbst, das Land die Naturkräfte und Lage hat, und das Volk die hinreichende Menge und Entwickelung der Arbeitskraft und Betriebsamkeit, worauf die Naturkräfte und Lage des Landes wieder von Einflufs sind, und das erforderliche Kapital in hinreichender Gröfse und Form entweder schon besitzt oder sich leicht erwerben kann. Ein Gewerbszweig, der für eine Nation zur Zeit noch nicht natürlich ist, kann es im Laufe ihrer Entwickelung noch werden. Nur will die Handelsfreiheit solche nicht künstlich mit Abhaltung der fremden Concurrenz geschaffen und erhalten wissen. Die Baumwollen-, Seiden-, Zucker- u. dgl. Industrie kann im Abendlande mehr oder weniger natürlich sein und werden. Es kann aber ein bisher natürlich gewesener Gewerbszweig aufhören, es zu sein, und dazu kann nicht blofs die Ueberflügelung des Auslandes beitragen, sondern das künstliche Hervorrufen noch nicht natürlich gewordener „Industrie"-Zweige wird stets mehr oder weniger den bisher natürlich gewesenen die Mittel entziehen und sie zum Eingehen zwingen. Unter diese Kategorie gehört die Leinen-Industrie in Deutschland, deren Untergang sehr gefährliche und schädliche Wirkungen äufsert, aber mit allen Schutzzöllen nicht wird aufgehalten werden können, so lange wir wieder durch Schutzzölle die anderen „Industrie"-Zweige künstlich schaffen und diesen unsere Kapitalien und Arbeit zuwenden,

Digitized by Google

während andre Länder für beiderlei Gattungen Ueberfluſs an Hilfsmitteln haben.

Zu 3. Es ist nicht wahr, daſs die „Industrie" das Fundament des Nationalreichthums ist. Die ganze gegentheilige Beweisführung ist einseitig, wie schon gezeigt ist. Das Gerede von Aufgebung der Agricultur nach Analogie des Aufgebens der Schusterei von Seiten des Schusters ist leidige Uebertreibung und Verkehrtheit. Dergleichen kommt der Handelsfreiheit niemals in den Sinn. Wer kaufen oder überhaupt fordern will, der muſs selbst produciren oder etwas leisten. Kein Volk kann ohne Production existiren, mag es eintauschen wollen oder nicht. Aus dem nicht möglichen Aufgeben jeder productiven Thätigkeit von Seiten eines Volkes die Nothwendigkeit des Prohibitiv- und Protectionssystems zu folgern, ist in jeder Hinsicht unlogisch. Die „Industrie" ist nur ein Zweig der Volkswirthschaft, aber nicht diese selbst und allein, eine bettelnde Nation nur die unsinnige Ausgeburt der Phantasie des längst widerlegten Mercantilismus mit oder ohne die falsche Lehre vom Gelde.

Zu 4. Die Schutzzölle beschweren allerdings die Consumenten und monopolisiren mehr oder weniger die durch sie geschützten Gewerbszweige. Denn nicht blos mit mehr Geld, sondern recht eigentlich mit mehr Arbeit müssen die Käufer die zollgeschützten inländischen oder die mit Einfuhrzöllen belasteten ausländischen Artikel erkaufen. Soll der inländische Gewerbsbetrieb, die innere Volkswirthschaft, wirklich frei sein, so muſs es auch der Ein- und Ausfuhrhandel sein, denn ist es dieser nicht, so ist es auch der Binnenhandel mit aus- und inländischen Artikeln nicht. Die Gewerbefreiheit ist nicht genug, ganze wirthschaftliche Freiheit in dem weiter oben erklärten Sinne ist nothwendig, also nicht für die Producenten, sondern auch für die Consumenten.

Zu 5. Es liegt weder im Wesen des Staats noch in jenem des Rechts, — einen allgemeinen Nothstand oder höhere Staatsrücksichten abgerechnet, welche auſserordentliche Maaſssegeln rechtfertigen, wie bei der Expropriation, — die Concurrenz in Gewerbe und Handel für die Gewerb- und Handel-Treibenden und für die Consumenten blos innerhalb der Staatsgränzen zu bannen. Der verschiedene Umfang derselben und deren Gestaltung bei verschiedenen Ländern macht das schon unausführbar. Die Volkswirthschaft und der Verkehr geht weder im Begriffe des Staats noch im wirklich begränzten Staate auf, die Völker sind zur wirthschaftlichen Concurrenz und zum Handelsverkehr von Natur aus berufen, und der Genuſs ihrer Vortheile ist ein natürliches Recht jedes Menschen. Dieser Genuſs und diese Vortheile werden verkümmert, wenn ein Prohibitiv- und Protectionssystem den internationalen Verkehr und Handel hemmt. Die inländische Concurrenz genügt nicht, namentlich alsdann nicht, wenn den Producenten die Ausfuhr freisteht, dem Consumenten aber die Einfuhr erschwert ist. Sollte der Gerechtigkeit genügt werden, so müſste Aus- und Einfuhr mit Prohibition belegt, also das Land geschlossen werden, ein Verfahren, wogegen nicht blos die „Industriellen" protestiren würden, sondern alle Staatsangehörigen müſsten. Indessen bleibt es immerhin sehr interessant, daſs die Schrift die inländische Concurrenz, welche sie vertheidigt, für weit drückender erklärt, als die ausländische, welche sie verwirft. Wir sehen, wie sie über Concurrenz überhaupt eigentlich denkt.

Zu 6. Es ist eine ganz vergebliche Mühe, in den Zöllen die Finanz- und Prohibitiv- oder Schutzzwecke zu gleicher Zeit zu erfüllen. Ein Finanzzoll kann nicht Schutz- oder Prohibitivzoll sein und umgekehrt. Uebrigens sind die Gegenstände der Finanzzölle fast durchgängig andere Artikel, als jene der Prohibitiv- und Schutzzölle. Gleichzeitig aber ist noch nicht nachgewiesen und auch nicht erweisbar, daſs die mit dem Prohibitiv- oder Schutzzollsystem eintretende Verminderung der Zolleinkünfte durch Einkommensteuern, sei es durch neue oder durch höheren Ertrag der älteren in Folge der Zunahme der Production und der gewerblichen Reinerträge, gedeckt werden können. Gerade die sogenannten directen Steuern sind verhaſst und die „Industriellen" können und werden sich denselben am meisten entziehen. Dies beweist die Erfahrung an jeder Gewerbesteuer, nach welchem Systeme sie umgelegt sein mag. Darin liegt auch der Grund, warum die „Industriellen" die Colonialwaaren und andere Verzehrungsgegenstände, mit Ausnahme aller von ihnen selbst fabricirten oder ihnen als Verwandlungs- und Hilfsstoffe dienenden Artikel, höher besteuert wissen wollen.

Zu 7. Wer die colossalen Nachtheile einer durch das Prohibitiv- und Protections-System geschaffenen und genährten „groſsen Industrie" läugnen will, der

Digitized by Google

muſs keinen Sinn für Geschichte und Staatskunde haben. Wer aber örtliche und persönliche Beispiele von Etablissements, in welchen mit Glück jenen Nachtheilen begegnet wird, anführt, um das Gegentheil zu beweisen, der führt einen halben Beweis. Denn unläugbar ist es, daſs in den sogen. industriellen Ländern und Gegenden öffentliche und geheime Zustände trostloser Art allgemein sind, welche ohne das mehrhundertjährige Wirken jenes Systems der Ungerechtigkeit, Täuschung und Gewalt, welches den Reichthum der Einen nur mit dem Ruine der Anderen hervorruft, nicht hätten eintreten können. Die vorliegende Schrift will einen Groſsbetrieb der „Industrie" und spricht den Grundsatz aus, daſs auch die Blüthe des Ackerbaues von seinem Betriebe im Groſsen abhänge. Obgleich Letzteres nicht richtig ist, so müssen wir doch aus Beidem schlieſsen, daſs die Schrift das schönste Ziel volkswirthschaftlichen Strebens darin sieht, daſs es wenige reiche Unternehmer und Besitzer, diesen gegenüber aber zahllose abhängige besitzlose Arbeiter geben müsse. Dies war auch stets das Ideal „industriellen" Volkswohlstandes im mercantilischen Sinne, und dieses traurige Ideal ist in den „industriellen" Ländern fast mehr als erreicht. Aber dies ist auch das Elend unsrer Zeit, dessen Entwickelung uns eine schauerliche Zukunft verheiſst. Allerdings würde auch die wirthschaftliche Freiheit nicht den Verfall und die Verarmung und die ungleiche Bereicherung dort haben verhüten können. Allein hervorrufen konnte sie dies niemals, sie führt in und mit sich selbst stets die natürlichste Ausgleichung herbei, und enthebt den Staat einer ungeheueren Verantwortlichkeit für Beziehungen, die er nun einmal zu Recht und Gunsten Aller durch Prohibition und Protection nicht gemeinnützig reguliren kann. Baumstark.

XXIX.

La Finlande son histoire primitive, sa Mythologie, sa Poésie épique, avec la traduction complète de sa grande epopée: Le Kalewala, son génie national, sa condition politique et sociale depuis la conquête russe, par Léouzon Le Duc. I. II. Paris, 1845.

Das, was besonders die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf das angezeigte Buch ziehen muſs, besteht darin, daſs durch dasselbe Jedem, der weder die finnische noch schwedische Sprache kennt, eine leichte Gelegenheit dargeboten wird, sich mit dem Geiste der finnischen Volksdichtung bekannt zu machen. Welche groſse Verdienste um diesen Zweig der Dichtung Elias Lönnrot sich erworben hat, indem er während eines längeren Aufenthalts in Karelien und Olonetz eine reiche Sammlung finnischer Volkslieder zu Stande brachte, ist Niemandem, der an Gegenständen solcher Art Interesse nimmt, unbekannt geblieben; auch hat schon darüber Jakob Grimm einen genügenden Bericht ertheilt (Ueber das finnische Epos, von Jacob Grimm in der Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache. Herausgegeben von Dr. A. Hoefer, Professor a. d. Universität zu Greifswald. Berlin, 1845. Band I. Heft 1. S. 13 ff.).

Vor Allem das Wichtigste aus den Sammlungen Lönnrot's bleibt immer das, was er in der Form eines Epos unter dem Namen Kalewala zusammengestellt hat. Doch ist dabei zu bemerken, daſs er es in dieser Form und unter diesem Namen als ein zusammenhängendes Gedicht nirgends gefunden hat. Was im strengeren Sinne durch Einheit des dichterischen Gedankens zusammengehalten als ein Ganzes sich darbietet, das schlieſst sich ab mit dem, was die 27 ersten Lieder enthalten. Die fünf noch hinzugefügten Runen stehen theils in keinem innigen Zusammenhang zu der epischen Idee des Ganzen, theils erhebt sich ihr Inhalt schon aus dem Boden des Heidenthums und schweift herüber in das Bereich christlicher Vorstellungen. Wie schön und groſsartig nun auch eine am Ende des Ganzen eröffnete Aussicht in eine andere höhere Welt sein mag, so muſs doch dagegen sehr ernstlich in Betracht gezogen werden, daſs das Ganze seinen reinen ursprünglich heidnischen Charakter verliert, wenn in demselben am Ausgangspuncte auf die christliche Welt als auf eine höhere hingewiesen wird. Der Grundgedanke des jedenfalls aus heidnischer Zeit stammenden Gedichtes würde dadurch in sich selbst aufgehoben. Rune 26, von dem Wiederfinden des Feuers handelnd, scheint auch nicht durchaus in den Zusammenhang des Ganzen sich zu fügen und könnte ohne denselben in sich zu zerstören sehr wohl ausfallen. —

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

La Finlande son histoire primitive, sa Mythologie, sa Poésie épique, avec la traduction complète de sa grand epopée: Le Kalewala, son génie national, sa condition politique et sociale depuis la conquête russe, par Léouzon Le Duc.

(Schluſs.)

Das Ganze geht von der Idee der Weltschöpfung aus. Nachdem diese, und nicht ohne Wäinämöinens eigene Theilnahme daran, vollzogen war, schwimmt dieser Gott höheren Ursprungs von vielen Leiden bedrängt einsam in den Gewässern; unter freiem Himmel irrt er in den Wogen herum, von Stürmen und Wellen getrieben. Er weiſs in seinem Jammer nicht, wo er sich eine Heimath bauen soll; wäre es in der Luft, wo sollte er eine Stätte als Grundlage finden; wäre es aber im Wasser, es würden, was er erbaute, die Wogen zertrümmern. Während er so in seinem Leid klagte, erhob sich von Südwest ein Sturmwind, die Wellen trieben vom Westen her und führten den alten Wäinämöinen fort nach dem dunkelen Pojohla zur volksverzehrenden, zur männerverschlingenden Stätte. Von den Stürmen in seinen Seiten zerfleischt rief er Wehe über sein Unheil, das ihn fernhin in die Fremde hatte fortführen lassen; unheilvoll erschienen ihm hier die Gegenden, die Wege unbekannt; von den Aesten und Zweigen der Bäume des Waldes fühlte er sich hier zerschlagen und zerfleischt; alles Unheil sah er wüthen in dieser traurigen Gegend, in dem elenden Pohjola. Da erschien ihm Louhi, die Herrin daselbst, die alte Zahnlose von Pohja. Sie nahm ihn gastfrei auf, bewirthete ihn und lud ihn auch ein, bei ihr zu verbleiben; doch Wäinämöinen trachtete nur zurück nach Wäinölä, und auf sein eifriges Flehen verhieſs ihm die alte Louhi die Rückkehr zu bewirken, und dem, der ihr Sampo verfertigen könne, als Preis der Arbeit eine schöne Jungfrau. Daſs er nicht dazu im Stande wäre, erklärte Wäinämöinen, doch der Schmidt Ilmarinen vermöchte es, und er wolle ihn dazu bestimmen. Darauf stellte die Zahnlose von Pohja den Hengst zur Reise bereit, der alte wackre Wäinämöinen setzte sich in den Schlitten und fuhr mit Geräusch und Gerassel von dem dunkeln Pohjola, dem traurigen Sariola ab.

So war nun der Verkehr zwischen Pohjola und Wäinölä eröffnet. Es fragte sich dabei um zweierlei: erstens um die Verfertigung und den Besitz von Sampo, und zweitens um den Besitz der schönen Jungfrau aus Pohjola. Ueber Sampo ist auf das zu verweisen, was Jacob Grimm (a. a. O. S. 28) auseinandergesetzt hat. Im Allgemeinen muſs man es als ein Wünschelding bezeichnen, dessen Besitz gleich dem des Graal, jegliche Art von Glück zuwege brachte. Es knüpften sich jedoch an das Sinnbild noch bestimmtere Vorstellungen. Als Sampo im Kampfe um den Besitz desselben zerbrochen war, fiel der gröſste Theil desselben in's fischreiche Meer; ein geringerer Theil jedoch in kleinen Bruchstücken ward an die Küste getrieben und diesen sammelte Wäinämöinen und übergab diese Ueberbleibsel als Saamenkörner dem Sampso Pellerwoinen mit dem Befehl, sie auszusäen, damit die Felder sich befruchten möchten, die Aecker grünen und blühen. In dieser Wendung der Vorstellung zeigt sich eine sehr bestimmte Hindeutung auf die an den Besitz von Sampo geknüpfte Einführung des Ackerbaues, von der das Aufblühen des Culturlebens auf Erden abhängt. Auch in Hinweisung auf die an den Ackerbau geknüpfte Herrlichkeit des Lebens preist Ilmarinen das, was Sampo gewähre. Schön, meinte Ilmarinen, sei das Leben in Pohjola, da befände sich Sampo, da pflüge man, da säe man, da blühten allerlei Saaten und Gewächse, da wäre ewiges Glück (Runo 20).

Digitized by Google

Dafs das Sampo sich wirklich auf den Ackerbau bezieht, wodurch wieder ein höheres Erwachen des Culturlebens bedingt wird, erhellt ganz klar aus dieser Stelle. Damit zugleich aber erhellt, dafs Pohjola, deren Bewohnern von höheren Mächten Sampo bereitet war, die irdische, die der Natur zugekehrte Seite des menschlichen Lebens darstellte. Düster und der Finsternifs angehörend ist diese Seite, wenn sie nicht erleuchtet wird von dem Lichte des Göttlichen. Herrlicheres Leben war seit der Zeit in Pohjola erwacht, seitdem der Gott Wäinämöinen, von den Wogen herumgetrieben, dieser Gegend sich genaht und darauf später Sampo verschafft hatte. Dafür war aber dem Gott Ilmarinen die schöne Jungfrau zutheil geworden, die als das Mädchen aus Pohjola den Finnen auch in anderen Beziehungen bekannt war wegen ihrer Naturfrische und Wärme in Liebeslust.

Hinlänglich klar stellt sich die mythische Bedeutung des Verkehrs zwischen Pohjola und Wäinölä heraus. Was zum friedlichen Verkehr und zum Kampfe in Pohjola und Wäinölä sich einander gegenüberwirkte, dem entspricht der in dem Bereiche des Menschenlebens auf Erden waltende Gegensatz des Irdischen und Geistigen. Der in der Dichtung herrschenden Vorstellung nach aber sind es nicht Menschen, die in dem in ihr besungenen Kampfe auftreten; es sind vielmehr Geisterwesen, mythische Gestalten als Vorsteher und Vorsteherinnen allgemeinerer Mächte, denen das Leben des Menschen auf Erden unterworfen ist.

In dem Sinne, wie Grimm (a. a. O. S. 23, 24) und Léouzon le Duc den Gegensatz von Wäinölä und Pohjola als geographischen Gegensatz von Finnland und Lappland auffassen, kann derselbe gewifs nicht genommen werden. Dawider spricht schon der Eingang zur ganzen Dichtung. Die beiden Sängerfreunde begegnen sich, reden sich an und rufen sich gegenseitig auf, sich und die um sie versammelte Schaar in diesem armseligen oder diesem sorgenvollen Pohja (R. 1. v. 10 nach der Ausgabe von Lönnrot) zu erheitern, indem sie die von den Göttern stammenden Runen sängen. Es kann doch den karelischen Sängern niemals der Gedanke in den Sinn gekommen sein, in Lappland ihre Lieder zu singen. Pohja vielmehr ist in der hier angeführten Stelle ohne allen Zweifel ganz in einem Sinne genommen, der dem entspricht, was man ausdrücken will, wenn man von der Erde als von einem Jammerthale redet. Aufserdem auch wird Pohja's, was von grofser Bedeutung ist (a. a. O. v. 25. 26) als des ackerreichen gedacht. Als ackerreich aber hätte Lappland nicht bezeichnet werden können; denn die Lappen unterscheiden sich eben dadurch von den Finnen, dafs sie ein an Rennthierheerden geknüpftes Nomadenleben führen, während das Leben der Finnen auf Ackerbau gegründet ist.

Was die Bedeutung des Wortes Pohja betrifft, so wird damit allerdings auch die Gegend des Nordens bezeichnet; der Grundbegriff desselben spricht sich aber in der Wurzel Pohja aus, welche den Grund, den Boden, wie zum Beispiel eines Meeres, Flusses oder Gefäfses bedeutet. So könnte Pohja sehr wohl im Gegensatze gegen Wäinölä ursprünglich die Bedeutung von dem Grunde oder dem Boden in der Tiefe der Heimath der Menschenwelt gehabt haben. Man kann Pohjola als den im Hintergrunde des menschlichen Lebens belegenen Kreis bezeichnen, der von Erdgeistern oder irdischen Mächten beherrscht den Menschen und seinen Geist an die Erde fesselt. In solchem Sinne steht nach dichterischer Vorstellung das finstere nächtliche Pohjola dem hellen klaren Lichtreiche der Luft Wäinölä gegenüber, der Heimath des Luftgottes Ilmarinen und des mit Federkleidern geschmückten Wäinämöinen. Was aber in beiden Reichen vorgeht, bewegt sich unmittelbar nahe um das Gebiet der Menschenwelt. In ihrer Beziehung zum Leben des Menschen sind beide Geisterreiche sich nahe gerückt und bilden eine in sich zusammengehörige Welt, in welcher der Verkehr und der Kampf sich bewegt. In Rücksicht auf diesen Verkehr und auf diesen Kampf darf aber nicht an äufserliche Verhältnisse gedacht werden; Alles vielmehr ist hier nur im Sinne mythischer Vorstellungen zu deuten, die man als Sinnbilder sich geschaffen hatte, um daran des innerlich im Geiste Durchlebten sich bewufst zu werden. Dafs das Wort Pohja aufser der Bedeutung von Tiefe auch die der Finsternifs und des Nordens angenommen hat, soll nicht geläugnet werden; aber damit ist noch keine äufserliche geographische Beziehung auf Lappland gegeben. Die ganze Vorstellung ist auf eine rein mythische zurückzuführen, nach welcher die Bereiche der Geister der Finsternifs im Norden belegen gedacht wurden. So ward Hiisi's Höllenreich doch nur nach mythischer Vorstellung an den Nordpol ver-

Digitized by Google

setzt. Dem eigentlichen Grundgedanken nach war jedoch das von Flammen und glühenden Kohlen erhitzte grausige Sandfeld Hiisi's in der tiefsten Tiefe noch unterhalb der Todtenwelt belegen. Oben wölbte sich der blaue Himmel, dessen Decke die überhimmlische Welt Jumala Luoja's verbarg. In der Mitte aber, im Bereiche der Menschenwelt, begegneten sich im Verkehr der Bewohner Wäinölä's, und Pohjola's die oberen und unteren Mächte.

Hier waltete der Kampf um Entwilderung, und darum, dafs der aus der Höhe stammende, in Wäinämöinen lebendig hervortretende Geist dem Menschen eine Heimath auf Erden schaffe. Wie sehr auch die Söhne Pohjola's und vor Allem die alte Louhi in ihrer üppigen Naturwüchsigkeit einer wohlgemäfsigten Ordnung des Lebens widerstreben mochten, am Ende wurden sie doch überwunden, und als nun der Kampf von Ilmarinen und Wäinämöinen siegreich bestanden ist, tritt dieser mit seinem Grufs an Mond und Sonne ein und bittet die letztere, nun fortan an jedem Morgen den Tag und stets auch zugleich Heil zu bringen, die Scheuer zu füllen, den Angelhaken Glück zu verleihen, Beute den Jägern; Wohlsein spendend die Bahn zu durchwandern, freundlich hell den Kreis zu durchziehn und in Heiterkeit abendlich zu enden (S. 27 v. 267).

Mit diesem Anrufe an Sonne und Mond, der unmittelbar in's tägliche Leben auf Erden einführt, schliefst der dem Gedanken nach in sich zusammenhängende Kreis der Lieder über den Kampf zwischen den Bewohnern Wäinölä's und denen Pohjola's.

Mit der Idee des Zwistes und der Feindschaft der Griechen und Trojaner hat die Idee des in jenen finnischen Liedern besungenen Kampfes keine Verwandtschaft. Denn der Inhalt des Homerischen Epos bewegt sich ganz und gar im Mittelpunct weltgeschichtlicher Verhältnisse, der Inhalt der finnischen Dichtung dagegen überschreitet auf keinerlei Weise in irgend einem Puncte die Gränzen des Standpunctes patriarchalischer Verhältnisse. Aus demselben Grunde ist auch keine Gleichsetzung Sampo's und des Niebelungenhortes zulässig. Sampo bezieht sich auf ein patriarchalisches bäuerliches Leben und brachte Wohlsein und Glückseligkeit, der Nibelungenhort aber auf ein kriegerisches Heldenleben und brachte jedem Besitzer den Tod.

Weiter indefs ist hier noch in Rücksicht auf die finnische Dichtung wiederholt zu bemerken, dafs wenn allerdings auch der Inhalt der sieben und zwanzig ersten Runen dem Gedanken nach in sich zusammenhängt, Lönnrot doch nicht an irgend einem Orte oder im Gedächtnisse irgend eines Einzelnen in ihrem Zusammenhange sie hat auffinden können. Er hat vielmehr jedes einzelne Lied an verschiedenen Orten und von verschiedenen Personen sich vorsagen lassen und dann besonders aufzeichnen müssen (Léouzon Le Duc. Introd. s. CXXXVI). In Ordnung, wie er es öffentlich vorgelegt, hat Lönnrot das Ganze erst später selbst gebracht. Doch zweifelt Niemand an der Ursprünglichkeit des Einzelnen, noch wirft Jemand dem Sammler vor, dafs er von dem Seinigen etwas hinzugethan hätte.

Was die von Castrén und Léouzon Le Duc gelieferten Uebersetzungen betrifft, so ist in dieser Rücksicht hier zu bemerken, dafs die schwedische die metrische Form beibehaltend Vers für Vers dem Originale enger sich anschliefst, als die französische, die mehr eine freiere Umschreibung in zwangloser Form als eine Uebersetzung im eigentlichen Sinn zu nennen ist. Aufserdem eignet sich die schwedische Sprache allerdings auch mehr dazu, als die französische, den Ton des nordischen Liedes wieder zu geben. Einen Vorzug jedoch hat die französische Uebersetzung vor der schwedischen, und der besteht darin, dafs in jener die Personennamen der finnischen Götter und Geister in der Regel wiedergegeben sind; in der letztern sind dagegen diese Namen sehr häufig nach ihrer wörtlichen Bedeutung übersetzt. Das Wort Jumala oder Ylijumala kommt, so weit ich mich dessen erinnern kann, im ganzen Texte der schwedischen Uebersetzung kein einziges Mal vor, sondern immer steht dafür das Wort „Gud". Andere ähnliche Fälle berühren einen gleichfalls bei einer Vergleichung mit dem Originale auf eine unangenehme Weise. Sehr wäre es zu wünschen und es ist auch wohl zu hoffen, dafs recht bald von einem tüchtigen Deutschen sowohl die von Lönnrot als auch die von Gottlund herausgegebenen Runen uns in unserer Sprache vorgelegt würden.

Dem, was Léouzon Le Duc seiner Uebersetzung finnischer Lieder als Zugabe beigefügt hat, fehlt zwar Bedeutung nicht; keinenfalls aber kann demselben ein mit ihr gleicher Werth beigelegt werden. Anfangs war es überhaupt auch nicht die Absicht des Hrn. Vf.s

Digitized by Google

gewesen, mehr als die Uebersetzung der finnischen Lieder zu geben. Er gedachte jedoch, dafs seine Gabe für ein gröfseres Publikum zubereitet werden müfste, und so entschlofs er sich denn, anstatt einer Dichtung eine Geschichte zu geben (Introd. p. V, VI). Er beginnt somit seine Arbeit mit der Urgeschichte des finnischen Volks, indem er zuerst die Frage über den Ursprung desselben in Untersuchung zieht. Nachdem er auf die verschiedenen Ansichten früherer Schriftsteller über diesen Gegenstand verwiesen hat, geht er näher auf Deguignes', Klaproth's und Anderer von einander abweichende Meinungen über die Hiungnu, Hunnen, Türken, Tataren und Ungarn ein. Sich auf die wohl behauptete (vergl. u. A. Eclaircissements sur quelques particularités des langues tatares et finnoises par T. L. O. Roehrig. Paris, 1845), aber bekanntlich keinesweges mit Sicherheit erwiesene Verwandtschaft der tatarischen, magyarischen und finnischen Sprachen berufend, stellt er als wahrscheinlich die Meinung auf, dafs die Finnen wie die Magyaren von den Hunnen abstammen. Zu etwas weiterem als zur Wahrscheinlichkeit bringt er es jedoch, auch seinem eigenen Zugeständnisse nach, nicht. In der That ist es auch eine ganz eigene Sache mit den Untersuchungen über die ursprüngliche Verwandtschaft der Völker und über deren spätere Verbreitung über die Erde. Ohne mich hier auf Betrachtungen über die Behandlung dieser Frage weiter einlassen zu können, will ich nur bemerken, dafs es an sich selbst einleuchtend ist, wie es jedenfalls zweckmäfsiger wäre, ehe man an die Untersuchung jener Frage ginge, den Charakter, die geistigen Zustände und Sitten eines jeden einzelnen Volkes in der Heimath, in welcher es geschichtlich zuerst gefunden wird, zu studiren. Ganz sicher ist, dafs in den in ihren Runen aufbewahrten Erinnerungen der Finnen auch nicht die geringste Spur sich aufweisen läfst von einem Andenken an eine Herankunft aus der Fremde von Osten her. Besonders die in den Runen gegebenen Naturschilderungen sind es, aus denen es mit der gröfsten Bestimmtheit erhellt, dafs die Heimath dieser Lieder und derer, die sie gesungen haben, das Gebiet der finnischen Seegruppe ist. Meere und Seen, nebelige Vorgebirge und waldige Inseln sind überall die Plätze, auf denen die Begebenheiten, die geschildert werden, vorgehen. In solchem Sinne hätten östlichere Völker nicht, am wenigsten aber Völker am Ural oder am Altai dichten können. Auch kommt, obgleich viel von Eisen und Eisenarbeit in den Runen die Rede ist, doch nicht die geringste Spur von Bergwerksarbeit vor. Das Eisen, was die Finnen kannten und hatten, war aus Moorrost gezogen; die Herstellung desselben setzte aber keinen Bergbau voraus. Was die Sprachen der Lappen, Finnen und der ihnen offenkundig verwandten anderen Volksstämme betrifft, so findet sich noch in einem weit höheren Maafse, als wie es Jacob Grimm (a. a. O. S. 19, 20) schon angedeutet hat, Verwandtschaft der Wurzelwörter mit Wurzelwörtern des hindueuropäischen Sprachstammes, und selbst zeigen sich in beiden Sprachstämmen verwandte Anklänge in Rücksicht auf grammatische Formen. Eine vor Allem wichtige Frage würde die sein, wie sich in dieser Rücksicht die tatarischen Sprachen verhielten. Jedenfalls fehlen wenigstens für jetzt noch genügende Beweise zur Entscheidung der aufgeworfenen Frage.

Was sonst noch in der Einleitong über die ältere Geschichte der Finnen gesagt wird, ist sehr allgemein gehalten. Auch die beigefügte Abhandlung über die Mythologie der Finnen könnte umfassender und gediegener sein; sie läfst vieles zu wünschen übrig. Die Genesis des heidnischen Religionssystems der Finnen ist nur aus dem der Lappen zu erklären, die weit später als jene bekehrt worden sind und von denen man eben aus diesem Grunde weit mehr in sich Zusammenhängendes in Rücksicht auf ihre heidnischen Vorstellungen weifs. Seinem wesentlichen Gehalt und innern Kern nach unterscheidet sich das heidnische Religionssystem der Finnen von dem der Lappen nicht, nur ist es ursprünglich reicher und mannigfaltiger ausgebildet und hat dagegen im Laufe der Zeiten, während welcher es sich als poetische Erinnerung im Munde des zum Christenthum bekehrten Volks erhielt, in seinen Grundvorstellungen sich etwas verwischt. Darauf hat Hr. Léouzon Le Duc keine Rücksicht genommen. Was er über die Poesie und Sprache der Finnen beigebracht hat, ist allerdings bedeutender, obgleich in Rücksicht darauf von Vollständigkeit die Rede auch nicht sein kann.

Den einzelnen Runen der übersetzten Sammlung sind in Anmerkungen Erläuterungen in sachlicher Hinsicht hinzugefügt. Manchmal lassen sie unbefriedigt und manchmal verursachen sie in ihrer Weitläuftigkeit dem Leser Langeweile. Der Hr. Vf., der lange Zeit in Finnland zugebracht und dabei Forschungen über den Charakter des finnischen Volkes angestellt hat, wollte nach seinen Erfahrungen Mittheilungen machen und Erläuterungen geben, die zum Theil ganz interessant, zum Theil aber auch überflüssig und ziemlich willkührlich aneinandergereiht sind. Den Schlufs des ganzen Buchs macht eine Schilderung des gegenwärtigen politischen und gesellschaftlichen Zustandes Finnlands, die mit einer Darstellung der Eroberung Finnlands durch die Russen beginnt und mit der Verheifsung auf später vorzulegende Betrachtungen über die Zukunft Finnlands schliefst. P. F. Stuhr.

Digitized by Google

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

XXX.

Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes, oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Facten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflufs sie sich ausgebildet hat. Von Eduard Arnd. Erster Band. Leipzig, 1844. 646 S. *gr.* 8. *Zweiter Bd.* 1845. 618 S.

Ein wichtiges Buch von einem Deutschen in Frankreich und für Deutsche geschrieben. Ist es nun gleich unter uns nicht selten, dafs unsre Geschichtschreiber sich französische Zustände und Personen zum Gegenstande gelehrter Thätigkeit erwählt und dem Lande, das für uns ein auf Blut und Thränen gegründetes Interesse erhalten hat, ihren Fleifs und ihre Redlichkeit zugewendet haben, so dürfte dies nicht leicht in einer gröfsern Ausdehnung geschehen sein, als von Hrn. Arnd in den vorliegenden Bänden. Indem derselbe vor uns die französische Eigenthümlichkeit vom ersten Keimen und Wahrnehmen, Emporwachsen und Entwerfen, Erblühen und Ausbilden bis zum Reifen und Vollenden enthüllt hat, liefert er zugleich den Beweis, wie gut solche Zustände auch von einem Deutschen geschildert werden können. Ob dies für die politische Geschichte Frankreichs und namentlich für die seiner Revolution möglich sei, hätte man vielleicht bezweifeln können, bis in Wachsmuth's gründlicher und unparteiischer Geschichte der Revolution, der Beweis zu Gunsten Deutschlands geführt worden ist. Denn wenn wir schon zugeben, dafs eine Specialgeschichte der französischen Revolution lebendigen Ausdruck und Farbe am Besten von einer französischen Hand empfangen kann, so haben wir doch früher in Mignet's Geschichte eine durchaus unzureichende Arbeit erhalten, da das Charakteristische, auf welches Mignet's ganze Darstellungsweise vorzugsweise geht, an dem geringen Umfange des sich selbst gewählten Raumes gescheitert ist, neuerdings aber an Thiers Buche zur Gnüge erfahren, wie jene Beschränktheit, die selbst einem ausgezeichneten Talente nur das als gültig erscheinen läfst, was sich in einer gewissen Parteisphäre französischer Verhältnisse befindet, dies Buch um einen Theil des mit der gröfsten Sicherheit erwarteten, glänzenden Erfolgs gebracht hat. Um so nothwendiger ist es also, und nicht blofs als Vorarbeit für eine Weltgeschichte der Revolution, dafs besonnene Männer des Auslandes, ein Wachsmuth in Deutschland und ein Alison in England, die einseitigen Urtheile, Angaben und Vorstellungen prüfen und zerstören, die sich über alle Theile der Zeitgeschichte aus französischen Quellen verbreitet haben und denen bei uns viele Bücherschreiber, z. B. Elsner, Heyne, Bruno Bauer und andre, meist unbewufst gefolgt sind.

Hrn. Arnd's Buch nun, zu welchem wir nach dieser kleinen Abschweifung zurückkehren, macht einen recht guten Eindruck. Alles ist aus einem Gusse, die Schreibart ist klar, verständig, nach dem Wechsel der Gegenstände verschieden und vereinigt würdigen Ernst mit anziehender Lebhaftigkeit, kritische Untersuchungen oder gelehrte Beweisstellen unterbrechen nicht die fortlaufende Erzählung, und doch ist die ihr zu Grunde liegende Wissenschaftlichkeit nicht zu verkennen, eben so wenig die ernsten Studien und die vorurtheilsfreie Gesinnung. Der Verfasser lebt seit langen Jahren in Frankreich, er kennt das Land nach allen Seiten und ist in seiner Literatur wohl erfahren, er schwärmt aber nicht etwa blofs für Paris, sondern er hat sich auch mit den Provinzen bekannt gemacht und der von den beiden Thierry's zuerst gegebenen Anregung eine verwandte Thätigkeit zugewendet. Wir geben als Beleg hierzu einige Stellen aus einer längern Abhand-

Digitized by Google

lung über die Süd- und Nordfranzosen (II. 103 — 108). „Der Süden Frankreichs besafs, bei einem geringeren sittlichen Gehalte, bei weniger kriegerischer Tüchtigkeit im Ganzen, eine gröfsere Ausbildung der äufsern Formen des Lebens, eine gröfsere Fülle materieller Vorzüge als der Norden jener Zeit. In Nordfrankreich war das römische Element in der Sprache und dem äufsern Leben im neunten Jahrhundert allerdings auch herrschend geworden, der germanische Charakter hatte sich aber dessen ungeachtet, obgleich in sich von Jahrhundert zu Jahrhundert mindernder Stärke, in dem Charakter und der innern Stimmung des Volkes erhalten. Noch heute ist mehr Wahrheit, mehr Natur und Einfalt, mehr moralische Kraft in jeder Beziehung, im Norden als im Süden, in den Massen erhalten, obgleich Paris immer mehr, seinen Sitten und der Richtung seines ganzen Lebens nach, zu einer südlichen Stadt wird." Diese Verschiedenheit wird hierauf in den wichtigsten Zeitabschnitten der französischen Geschichte nachgewiesen, die fast unauflösliche Verbindung vor der Revolution, die drohende Spaltung des Landes in zwei Theile während der Revolution, die neue Einigung unter Napoleon und der Zustand unter der Restauration. „Die Juliusrevolution, heifst es, wählte zu ihrer Vertheidigung und Bezähmung ihre ersten Männer aus dem Süden. Der Fülle von Geist und Thätigkeit ungeachtet, die der Süden seit seinem Zusammentreffen mit dem Norden entwickelt, ist es nichts desto weniger wahr, dafs die Geschenke, die er seinem Halbbruder gemacht, weniger Werth und Bedeutung besitzen als die, welche er von ihm empfangen hat, und dafs der sittliche Einflufs des Südens auf den Norden zu allen Zeiten mehr übel als günstig gewirkt und die französische Nationalität um die letzten Reste ihres germanischen Elementes und der mit ihm zusammenhängenden Vorzüge gebracht hat. Noch heute liegt die wahre Kraft Frankreichs mehr im Norden als im Süden. In der Bretagne, der Normandie, in Lothringen und Champagne ist mehr Kraft und Tüchtigkeit als in der Gascogne, Languedoc und der Provence zu finden." Vergl. I. 481 — 483.

Ist nun ein so besonnenes Urtheil schon an sich alles Lobes werth, so mufs Hr. Arnd in unsern Augen durch seine nie verleugnete deutsche Gesinnung, wo nur vaterländische Angelegenheiten zur Besprechung kommen, noch mehr gewinnen und in die Reihe der Männer treten, die, wie Oelsner, Schlabrendorf und Reinhard, auch an den Ufern der Seine ihrem Heimatslande nie untreu geworden waren. So bekämpft er mit Lebendigkeit die nationale Eitelkeit der Franzosen und ihre Herabwürdigung der Deutschen (I. 68—72), so nennt er sein theures Vaterland das Herz Europa's, dessen Blut einst alle übrigen Glieder des europäischen Körpers belebt hat und in dessen lebenswarmer Tiefe es noch heute am reinsten strömt (II. 131.), so erhebt er in freudiger Bewunderung die Grofsthaten der Preufsen in den Befreiungskriegen, als er auf dem Montmartre das Grab eines der vielen preufsischen Officiere erblickt, die, wie Kämpfer in den olympischen Spielen, in dieser letzten Schlacht vom Wagen sanken, so nahe ihrem Ziele, und hofft, dafs Deutschland nie vergessen werde, wie tief es ohne diese Begeisterung und Tapferkeit des kräftigsten seiner Stämme gesunken sein würde (I. 6. 43.) und bethätigt endlich seine innige Theilnahme durch folgende ernste Worte über die Huldigung und Bewunderung des Fremden in Deutschland. „Man mufs sich wundern, dafs, als Jahrhunderte lang das deutsche Leben zu einer solchen Nachahmung des Ausländischen und zwar fast immer nur des Schlechten in demselben herabgesunken war und das Ursprüngliche ganz vergessen hatte, sein Dasein in jener unglücklichen Epoche nicht rettungslos zu Grunde gegangen ist. Der katholische und südliche Theil Deutschlands litt vom italienischen, der nördliche und protestantische in einem noch viel höheren Grade vom französischen Einflusse. Aber die unverwüstliche Kraft des deutschen Charakters, besonders aber der glückliche Umstand, dafs das eigentliche geistige, innere Leben der Nation, bei der grenzenlosen Zerstückelung des Vaterlandes und dem trostlosen Zustande aller öffentlichen Verhältnisse, sich in sich selbst zurückzog und rein bewahrte, wodurch es möglich wurde, dafs zur Zeit der tiefsten politischen Erniedrigung die grofse Periode unsrer Literatur begann, rettete Deutschland für eine bessere Zukunft" (I. 304.). Die Erörterungen über die deutsche Reichsverfassung (II. 365 ff.) würden noch mehr Beifall finden, wenn Hr. Arnd bei einem, eigentlich nicht an diesen Ort gehörigen Gegenstande, eine gröfsere Enthaltsamkeit gezeigt hätte.

Da für solche und ähnliche Betrachtungen der Verfasser hinlänglichen Raum gefunden hat, so ist sein

Digitized by Google

Buch auch zu einem bedeutenden Umfange herangewachsen und für manche Leser vielleicht zu weitläuftig geworden. Auch wir wollen nicht leagnen, dafs wir es für einen Vortheil erachtet haben würden, wenn an einzelnen Stellen die zu vollständige Ausführlichkeit mehr zurückgedrängt und die Masse des geschichtlichen Stoffes mehr in's Enge gezogen worden wäre, wodurch dem Leser namentlich öftere Wiederholungen erspart sein würden, wie in der Geschichte Philipp August's und Ludwig's XI. oder in den Charakteristiken Innocenz III., Gregor VII., Ferdinand I. und Philipp's von Spanien oder andrer Nichtfranzosen. Eben so konnte bei der Erörterung allgemeiner mittelalterlicher Zustände, wie über Staat, Kirche, Lehenswesen, Rittertbum, Mönchsorden und ähnliche Verhältnisse eine gröfsere Abkürzung der üppig fliefsenden Rede Statt finden, zumal da Hr. Arnd nach Robertson, Hallam und Sismondi grade nichts besonders Neues beibringen könnte. Auf der andern Seite hat aber diese gewissenhafte Sorgfalt alles Mögliche zusammenzubringen, was den Inhalt des Geschehenen in seiner wahren Gestalt zu überliefern vermag, auch eine Reihe schätzbarer Rückblicke und Vergleichungen erzeugt, welche die Bezüge und Anschauungen einzelner Zeitalter auf das Beste darlegen und in ihrer eigenthümlichsten Gestalt überliefern. Solche Stellen sind z. B. die Rückblicke auf die Regierungshäuser der Kapetinger und der Valois (II. 138. 605.), auf die Pariser des vierzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts (II. 43), auf die Spuren der ersten Bedeutung des Tiers-Etat im Mittelalter (I. 463—465), ferner die Vergleichungen und Nebeneinanderstellungen, wie sie Hr. Arnd sehr liebt, zwischen der alten und der mittelaltrigen Welt (I. 530.), zwischen den Kapetingern und andern Dynastieen (I. 605.), zwischen dem Christenthume und dem Heidenthume (I. 208. 297.), zwischen England und Frankreich in den verschiedenen Bezügen ihres politischen und nationalen Lebens, (II. 7. 131. 145.), zwischen Deutschland und Frankreich (II. 70—277.), endlich zwischen der Republik Frankreich und den Republiken des Alterthums (I. 17.), sowie ähnliche mehr. Wir geben die letztere Stelle hier um so lieber, da sie zugleich einen Beleg für den politischen Standpunct des Verfassers abgiebt und für die Art seiner Geschichtschreibung. „Der Name der Republik in Athen und Rom erweckt noch heute die gröfsten Vorstellungen und ist, so zu sagen, ein Gemeingut der Menschheit geworden. Venedig, die Republik des Mittelalters, ist einer der leuchtendsten Puncte jener grofsen Epoche, Nordamerika, die Republik der Gegenwart, wird selbst von den entschiedensten Gegnern der Freiheit, wenn auch nicht geliebt, doch geehrt. Man vergifst bei dem Gedanken an das Parthenon und das Capitol den grausamen, ausschliefsenden Geist der alten Welt, über Dandolo und Morosini die tiefe Unsittlichkeit und die Abwesenheit jeder wahren Freiheit bei den Söhnen der Lagunen, über dem edeln grofsartigen Sinne Washington's den Mangel alles idealen Lebens oder, um richtiger zu sagen, den groben Materialismus der amerikanischen Organisation — der Name der Republik ist durch alle diese Erscheinungen verherrlicht worden, wie der der Monarchie durch Mark Aurel, Karl den Grofsen und Friedrich — aber die französische Republik hat eine von Schrecken und Lächerlichkeit gemischte Erinnerung zurückgelassen und sonderbarer Weise nicht etwa blofs im Auslande und bei ihren Feinden, nein, sie hat hier in ihrer Heimath einen schlimmern Ruf als irgendwo anders. Waren Robespierre und Danton schlimmer als Marius und Sulla? — Nein, aber sie waren viel kleiner. — Die römische Republik hatte ein so langes, kräftiges Dasein geführt, dafs ihre Entartung als eine in dem Schicksale alles Endlichen bedingte Nothwendigkeit erscheint. Venedig hat als Staat über ein Jahrtausend bestanden, auch mufs man, wenn man an seinen schmachvollen Fall denkt, nicht vergessen, dafs es Nationen nicht eben so wie Individuen vergönnt ist, heroisch zu endigen. Die Sonne Amerika's steht noch im ersten Zeichen ihres Zodiacus und das Volk hat eine lange hoffnungsvolle Bahn zu durchwandern, aber die französische Republik kam, wie eine Mifsgeburt, mit dem Keime des Todes im Herzen auf die Welt, ihre Entstehung wie ihr Untergang hat keine jener allgemeinen Sympathien erregt, die Allem, was ein grofses, wenn auch mangelhaftes Leben in sich getragen hat, von der unparteiischen Nachwelt gezollt wird." Wie gern nun auch Hr. Arnd bei solchen Betrachtungen und Erörterungen verweilt, so hat er dagegen, wie es in dem Plane seines Buches lag, die gewöhnlich sogenannte eigentliche Geschichte der Kriege, Schlachten Eroberungen u. dgl. wenig berührt und ihrer nur in so weit gedacht, als sie zum Verständnifs der innern Zu-

Digitized by Google

stände Frankreichs und zur Unterstützung der von ihm geschilderten Entwickelung des Nationalcharakters nöthig war, wie z. B. bei den englisch-französischen Kriegen und hier wieder besonders bei der Schlacht von Crecy. Aus diesem Grunde darf man auch nicht erwarten, dafs der Verfasser bei den kriegerischen Ereignissen im Lande selbst, während der Religionskriege, während der Kämpfe mit England und während der Unruhen der Fronde, den einzelnen Vorfällen Schritt für Schritt gefolgt ist oder jede einzelne Schlacht aufgeführt hat, er giebt vielmehr auch hier nur die Hauptsachen und schildert uns weder die Gräuel der Bartholomäusnacht, noch die Hinrichtung der Tempelherrn oder die Siege der Jungfrau von Orleans in allen ihren Einzelheiten, weifs sie jedoch mit kundigem Ueberblick und menschlich wohlwollender Betrachtung auf die richtige Stelle zu bringen, wo sie ihm zur Erreichung seines Hauptzweckes dienen und dem bereits mit der Geschichte vertrauten Leser (für andre hat Hr. Arnd nicht sein Buch geschrieben) manche neue Seite zur Betrachtung enthüllen können. Wir haben nur selten eine Abweichung von diesem Verfahren gefunden, wie etwa bei dem mit auffallender Ausführlichkeit erzählten Ausbruche der Geisteskrankheit Karl's VI. (II. 79.), während wir wohl gewünscht hätten, dafs Hr. Arnd mehrere solche Scenen aus dem innern Leben Frankreichs in sein Werk verflochten hätte, wie er uns in einem ergreifenden Gemälde des merovingischen Hofes, das sich um die Gestalten des Chilperich, der Fredegunde und Laudastes gruppirt (I. 226 — 256), oder in den lebensvollen Bildern des feudalen Lebens im zwölften und dreizehnten Jahrhundert (I. 556 — 581) geschildert hat. Denn dergleichen Einzelnheiten bringen die echte Lebensfarbe in die Ereignisse, weshalb auch die örtlichen Anschauungen, welche Hr. Arnd von dem Wachsthume und der steigenden Berühmtheit der Stadt Paris gegeben hat (wir kommen auf dieselben noch zurück) für die Durchführung seines Zweckes von dem besten Erfolge sind und uns eine farbenreiche Ansicht des Bodens gewähren, in welchem ein so wichtiger Theil der Eigenthümlichkeiten der französischen Nation wurzelt.

An diese letztere Erwähnung knüpfen wir gleich unsre Bemerkungen über die Anlage des vorliegenden Buches. Denn der Verfasser hat nicht gleich am Anfange seine Untersuchungen und Forschungen in streng wissenschaftlicher Form begonnen, sondern schildert uns zuvörderst die Eindrücke, welche er und seine Begleiter auf der deutsch-französischen Grenze gewonnen haben, wo denn die Vergleichung nicht zum Vortheile Frankreichs ausfällt, und sodann die Reise über Metz und Chalons nach Paris durch ein Land, welches mit seinen kleinen, häfslichen, aber sehr lebhaften Städten, und mit seinen kahlen Dörfern das so oft gehörte Prädicat der *belle France* übel rechtfertigt (I. 10.). In Paris angelangt, grade in der Zeit des jungen Laubes und der ersten Blumen, inmitten einer bunten und fröhlichen Menge, durchwandern die Reisenden die Stadt nach verschiedenen Richtungen, bis mit dem dritten Capitel des ersten Buches die eigentliche Abhandlung erhebt. Aber es wird uns Niemand zumuthen, den gesammten Inhalt dieser Geschichtsmasse durchzugehen oder in einen Auszug zu bringen. Dafür wollen wir einige Einzelnheiten und hervorstechende Züge angeben, welche auf den Charakter der übrigen hinlänglich schliefsen lassen oder auch um ihrer selbst willen merkwürdig sind.

Besonders wichtig erscheinen die Arnd'schen Untersuchungen über die Ursprünglichkeit des französischen Volkes. Dasselbe trägt noch bis auf den heutigen Tag den Charakter und die moralische Physiognomie des Hauptstammes der alten Celten, der Gallier, obgleich die Sprache der Franzosen römischen und Vieles in ihren Sitten und Gebräuchen fränkischen Ursprunges ist. Denn von den Galliern haben sie ihre gesellige und heitere Natur empfangen, die unerschöpfliche, in ihren Gegenständen immer wechselnde Thätigkeit, den Mangel an Tiefe, die ohne Ruhe nicht möglich ist, und eine gewisse moralische Unordnung, Prahlerei und Leichtsinn insbesondere, sowie eine politische Planlosigkeit im öffentlichen Leben, welche die Einzelnen immer in einer Art von Spannung und Fehde unter einander hält, ja die Nation zu den verwegensten Unternehmungen fortreifst, aus denen selten das hervorgegangen ist, was sie selbst gewollt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes, oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Facten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einfluſs sie sich ausgebildet hat. Von Eduard Arnd.

(Fortsetzung.)

Ein vorherrschender Sinn für das Aeuſsere, für bloſse Formen und für die Hülle der Civilisation machte ihnen die römischen Einrichtungen lieb und es giebt noch jetzt französische Geschichtschreiber, welche den Untergang des weströmischen Reiches als das Verschwinden einer herrlichen Bildung und die Einfälle der Germanen als das schrecklichste Verhängniſs, welches je über die Welt gekommen ist, darstellen. Denn gegen die sogenannten Barbaren des germanischen Nordens so wie überhaupt gegen alles Germanische hegen die Franzosen einen tiefen Haſs und daher hat auch der Genius des französischen Volkes wenig vom germanischen Elemente in sich bewahrt. Aber trotz dem ist das moderne Frankreich nicht aus dem Reiche der Burgundionen und Gothen emporgestiegen, sondern aus dem der Franken, die sich vor allen andern deutschen Stämmen durch eine besondre geschichtliche Fähigkeit und politische Beweglichkeit auszeichneten und ihr erregbares Gemüth so wie ihren unwiderstehlichen Kriegsmuth dem früher so verweichlichten Sinne der gallisch-römischen Bevölkerung einzuhauchen verstanden hatten, wenn schon selbst die bessern französischen Geschichtschreiber in ihnen nichts als raub- und plünderungssüchtige Barbaren sehen, denen höchstens eine gewisse *bonhommie sournoise* nachzurühmen sei (I. 300.). Als der Träger aller dieser Vorzüge und Mängel erscheint Klodwig: von seiner Zeit an war das germanische Leben in Gallien, wie überhaupt jedes allgemeine Dasein in so bewegten Zeiten, „ein Teppich, der auf der einen Seite glänzende Farben und prachtvolle Gebilde, auf der andern ein verworrenes Gewebe von verzerrten Gestalten und zerrissenen Umrissen zeigt" (I. 226.), bis der altgermanische Naturstaat der Merovinger mit Childerich III. und seinem jungen Sohne unterging. „Es war dies aber keine jener plötzlichen Revolutionen, nach Art derer, welche die Tyrannen Roms oder des Orients stürzten und andere an ihre Stelle setzten, sondern das Resultat einer langsam gereiften und unabwendbaren Nothwendigkeit, der obersten Richterin aller Dinge. Pipin ward zu Soissons, einem der Schauplätze altfränkischer Gröſse, im Angesicht der Groſsen und des Volks auf den Schild Klodwig's gesetzt und mit ihm beginnt die letzte und gröſste Epoche germanischen Lebens auf den Trümmern des römischen Reiches, bevor es auf den Boden, von wo es ausgegangen war, beschränkt wurde, oder sich, wenigstens in seiner Reinheit, nur dort erhielt" (I. 275.).

Wir gedenken ferner der Schilderung Karl's des Groſsen, die ein lesenswerther Commentar zu dem berühmten Worte Just. Möser's (Osnabrück. Geschicht. I. 198.) ist, daſs Karl den Groſsen Glück und Gröſse einer jeden Rechenschaft überheben, und seiner Verdienste um die Entwickelung des fränkischen Nationalgeistes. Hr. Arnd zeigt, wie Karl, ungeachtet seine Schöpfung sich aufgelöst und er eine lange Reihe von schwachen Nachfolgern hinter sich gelassen hat, das Königthum zu einer überwiegenden Bedeutung erhob und in das öffentliche Leben seiner Zeit Einheit zu bringen verstand, wie er ferner durch seine Sorge für Wissenschaft und innere Bildung als ein Erneuerer der damaligen Menschheit aufgetreten ist und hierdurch auf das ganze Mittelalter den bedeutendsten Einfluſs geübt hat. Deshalb „haben auch die folgenden Jahrhunderte sein Bild in's Riesenhafte vergröſsert und er hat in der Phantasie, in der Poesie und

Digitized by Google

in den Sagen der Menschen eine fast eben so glänzende Stelle als in der Wirklichkeit eingenommenen" (I. 315.). Neben ihn stellen wir Ludwig IX. den Heiligen, nach Hrn. Arnd die „edelste und tiefste Personification des Mittelalters" (I. 593.). Zu diesem Urtheile berechtigt das Zusammenwirken sonst getrennter Eigenschaften, ein unbezwingbarer Muth, eine ungeheuchelte Demuth, eine grofse politische Thätigkeit, ein unbestechliches Rechtsgefühl und eine bis in sein innerstes Wesen gedrungene Religiosität. Bei solchen Eigenschaften darf man nicht behaupten, es habe durch die Rückgabe der von seinem Grofsvater eroberten englischen Lehne die Macht der Krone abgenommen und die von derselben untrennbare Entwickelung und Ausbreitung der französischen Nationalität mehr Hemmnifs als Beförderung erfahren. Das Königthum schritt vielmehr unter Ludwig IX. auf der von mehrern seiner Vorgänger eröffneten Bahn fort, nur waren die Mittel, durch welche er dasselbe befestigte, nicht List und Gewalt, wie bisher, sondern Wahrheit, Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit.

Diese Entwickelungen über die Begründung und die Fortschritte der königlichen Macht in Frankreich gehören überhaupt zu den besten Stellen des vorliegenden Buches und dürften zur Berichtigung mancher Ansichten, wie sie sich in vielen Köpfen in- und aufserhalb Frankreich's festgesetzt haben, wesentlich beitragen. Hr. Arnd nimmt im dritten Buche zum Anfangspunct seiner Erzählung den Hugo Capet, als den Gründer der dritten französischen Dynastie, welche die Wiege des neuern Frankreich genannt werden kann. Er zeigt ferner die Veränderungen, die in der Zeit vom Sinken der Karolinger bis zum ersten Kreuzzuge in dem politischen Charakter der Gesellschaft und in ihren äufsern Sitten, ja in dem Aussehen des Landes selbst vorgegangen waren, schildert die Stellung der damaligen Kirche und verweilt dabei, dafs die lange Dauer der drei ersten Kapetingischen Regierungen so glücklich für das Königthum gewesen ist. „Die Unterthanen gewöhnten sich auf diese Art, das Bild des Königthums lange in den Zügen derselben Personen anzuschauen, wodurch es in dem Hause, in das es gekommen, befestigt wurde" (I. 410.). Nach Philipp's I. fast funfzigjähriger Regierung begann sein thätiger, wohlgesinnter Sohn Ludwig den Trotz seiner Vasallen zu brechen und den ersten Grund zu einer regelmäfsigen Entfaltung der königlichen Macht zu legen. Mit Recht verweilt daher der Verf. länger bei diesem Könige, unter dem auch ein Theil der nordfranzösischen Städte sich dem Joche ihrer geistlichen und weltlichen Herrn entzog und dafür den Schutz der Krone suchte, welche hierdurch so wie durch den ersten Kreuzzug eine bedeutende Machtverstärkung erhielt. Von da an beginnt das Sinken des Lehnswesens, mit dessen Trümmern es die Revolution im achtzehnten Jahrhundert zu thun gehabt. Wir zeichnen hier besonders die Darlegung des historischen Zusammenhanges zwischen den Communen des Mittelalters und denen der Gegenwart (I. 469—472) aus. Ein gleiches Lob verdient die Erzählung von der Regierung Philipp August's, unter dem, mitten in der allgemeinen Bewegung des Auslandes, das französische Königthum einen so klugen, beharrlichen und thätigen Charakter trägt, dafs unser Verfasser mit Recht von diesem Könige sagen konnte, er sei in der langen Reihe der Kapetinger, wenn man Zeit und Umstände in Erwägung zieht, von keinem andern, selbst nicht von den glänzendsten dieses Stammes an natürlichen Herrschergaben übertroffen worden (I. 555.). Denn, so lesen wir an einer andern Stelle, „der Krone verdankt der Landmann die Bezähmung der kleinen Lehnsmänner, der Bürger die Anerkennung seiner Gemeinderechte, die Kirche einen wirksamen Schutz gegen den ihren Reichthum beneidenden Feudaladel. Für diese Stände war der König ein wahrer und vollständiger Souverain, ein geliebter und geehrter Schirmherr, über dessen Recht, so lange er an dem herrschenden Glauben hing, ihnen kein Zweifel einkam, dessen Recht sie lieber vermehrt als vermindert hätten. Der Adel aber lag in den Fesseln seines Vasallenverhältnisses, welches der König, auf den Gipfel dieses Systems gestellt, nur auszubeuten hatte, um aus einem obersten Lehnsherrn ein wirklicher Souverain zu werden" (I. 605.). Aufserdem aber waren es drei Begebenheiten, welche des Königs unumschränkte Gewalt beförderten, die Einführung der Städte in den Kreis der nationalen Repräsentation, die vorher nur von der Geistlichkeit und von dem Adel gebildet war, der Angriff auf das Papstthum und die Verpflanzung desselben nach Frankreich, und die Aufhebung des Ordens der Tempelherrn. Wie wenig ängstlich Philipp August in der Wahl der Mittel war, zeigt die letztere Begebenheit zur Gnüge. Dafs die Haupt-

Digitized by Google

bewegungsgründe des Königs dringende Geldnoth, arge Habsucht und sein Streben nach unumschränkter Macht in Frankreich gewesen sind, hätte er ebenso bestimmt aussprechen sollen, als er (I. 624) die Schwäche und Niedrigkeit des Pabstes Clemens getadelt hat. Auffallend aber war es uns, dafs Herr Arnd den „Mangel an unparteiischen Quellen und vollständigen Nachrichten" als Behinderung eines bestimmten Urtheiles über die Schuld der Templer angeführt hat. Denn nachdem günstige Umstände die Archive Frankreichs und selbst die des Vatican, wenn auch die letztern nur vorübergehend, geöffnet haben, möchten wohl hinlängliche Beweisstücke vorliegen, um an die Unschuld des Ordens hinsichtlich der ihm angeschuldigten Vergehen eben so fest zu glauben, als an die Unwürdigkeit seiner Verderber. Und die früheren Schriften Münter's, Raynouard's und Gieseler's dürften Hrn. Arnd doch eben so wenig unbekannt geblieben sein, als Michelet's Sammlung guter Handschriften, wenn er auch bei Abfassung seines ersten Bandes Soldan's treffliche Monographie im Jahrg. 1845 des Raumer'schen historischen Taschenbuches und Havemann's gelehrte, in diesem Jahre erschienene Geschichte des Ausganges des Tempelherrnordens noch nicht hat benutzen können.

Der Raum gestattet es nicht, in ähnlicher Weise zu den Regierungen anderer Könige fortzuschreiten. Wir beschränken uns daher nur auf zwei Bemerkungen. Die eine ist, dafs vom Verf. an vielen Stellen nachgewiesen wird, wie das Königthum in Frankreich immer fester wurzelte und als ein durchaus nationaler Charakterzug, der sich zu keiner Zeit verloren hat, betrachtet werden mufs, dafs selbst unter schwachen, pflichtvergessenen Königen, wie z. B. Karl VII. eine Zeitlang war, der königliche Namen und sein Ansehn in der öffentlichen Meinung doch nicht sinken konnte, besonders wenn der Herrscher von anmuthiger Gestalt war und sich durch Liebenswürdigkeit und Herablassung auszeichnete. Eine zweite Bemerkung betrifft die Ausbildung der autokratischen Regierung in Frankreich, wie sie unter Ludwig XI. begonnen hatte, wo dieser König die Versammlung der Reichsstände zu einer wirklichen politischen Gewalt hätte erheben und ihr, ohne alle Gefahr für das Königthum, eine Theilnahme an der Regierung verschaffen können (II. 220). Dies geschah indess nicht, vielmehr drang der Geist der Autokratie unter Karl VIII., Ludwig XII. und allen folgenden Königen in alle Lagen und Gesinnungen ein und verbreitete sich über alle Stände. „Das öffentliche und besondere Dasein", sagt unser Verfasser, „trennen sich immer mehr von einander, das ganze Leben wird, so zu sagen, ein privates, vereinzeltes, zerstückeltes, das nur von der Wirksamkeit der Regierung vor gänzlichem Auseinanderfallen bewahrt wird. Diese Theilung des Lebens, diese Schwächung des Charakters und der Individualität zu Gunsten der Intelligenz und einer rein moralischen Gesittung, ohne Freiheit und Selbstbestimmung, erscheint unter Ludwig XII., gehört aber dieser Epoche nicht ausschliefsend an, ist schon vor ihr, nur in weniger scharfen Gegensätzen ausgesprochen, vorhanden, und tritt, je mehr sich das unumschränkte Königthum mit allen seinen unvermeidlichen Folgerungen an die Stelle aller frühern Rechte und Freiheiten, politischer, religiöser, municipaler, setzt, immer bestimmter, als das innerste Wesen der Nation entnervend, hervor" (II. 313).

Dafs der Verf., wo Gerechtigkeit und allgemein menschliches Interesse in Frage stehen oder wo tiefer liegende, religiöse Gegensätze besprochen werden sollen, seine Vorliebe oder Abneigung ganz bei Seite gesetzt hat, wird aus seiner Darstellung der religiösen Kämpfe im zweiten Bande recht deutlich. Er zeigt zuvörderst, dafs es dem Adel unter den Hugenotten nicht in den Sinn gekommen war, die herrschende Dynastie oder die Regierung ändern zu wollen, da er nur zur Vertheidigung seines Glaubens die Waffen ergriffen hatte, sonst aber nach den Vorschriften des Calvinismus den König nicht nur als das Haupt des Staates, sondern auch als den Herrn jedes Einzelnen verehrte. Weiter wird ausgeführt, dafs die Verwerfung des Protestantismus von Seiten des französischen Volkes am Ende des sechszehnten Jahrhunderts auf sein ganzes Wesen einen unermefslichen und ungünstigen Einflufs ausgeübt hätte. Die Vereinigung des geistlichen und weltlichen Despotismus mufste in einem so kräftigen und beweglichen Volke, das von diesem Joche beängstigt, aber nicht gebrochen werden konnte, eine fortwährende Gährung unterhalten, welche, da sie auf dem äufsern politischen Boden keine Nahrung fand, sich auf ein unbegrenztes, allgemeines rein geistiges Gebiet warf und allem Bestehenden in Kunst und Literatur den Krieg erklärte, am meisten aber der Religion, durch welche sie jede freie geistige Regung ge-

Digitized by Google

hemmt glaubte. Als dieser Widerspruch zwischen der Gesinnung und Verfassung der Nation endlich zu einem Angriffe auf die äufsern Formen der bestehenden Gesellschaft in der französischen Revolution führte, so fehlte es einem Volke, das mit allen religiösen Ideen gebrochen hatte, an jener sittlichen Haltung, die von diesen unzertrennlich ist. Nicht daran gewöhnt, die Freiheit des Gedankens und des Geistes, wie die protestantischen Völker als ein Recht und einen Besitz, sondern als einen Raub und eine Beute zu betrachten, verlor es sich bei dessen Verwirklichung in das schrankenloseste Uebermaafs, und wenn auch jetzt, wo die Politik in Frankreich so viele Kräfte in Anspruch nimmt, das Interesse an diesem religiösen Streite sich vermindert hat, so glaubt doch der gebildete Franzose heutigen Tages nicht mehr an die Religion, in welcher er erzogen ist (II. 408). Aber der Protestantismus hätte in Frankreich ein besseres Schicksal verdient, denn in keinem andern Lande, wo er sich geltend gemacht hatte, waren seine Führer von einer gröfsern Standhaftigkeit und die ihm getreue Minderheit der Nation von einer aufopfernderen Begeisterung beseelt, obschon ihr eine mächtige Regierung, die Geistlichkeit der herrschenden Kirche, die überall verzweigte Magistratur und die ganze Bevölkerung des platten Landes mit der erbittertsten Feindschaft entgegenstanden. Aber ganz vergeblich ist dieser Kampf des Protestantismus für Frankreich nicht gewesen, denn aufser der besonderen Bedeutung, welche er für seine Zeit gehabt, hat er den Gedanken der religiösen Freiheit bei den Franzosen niemals so gänzlich erlöschen lassen, als es in Italien und Spanien der Fall gewesen ist, er hat eine Unabhängigkeit der Literatur begründet, die stark genug hervortrat, als Ludwig XIV. die Reformation in seinem Reiche zu vernichten trachtete, und ohne welche die politische Freiheit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts nie hätte an die Stelle der früheren Gebundenheit treten können. (II. 441, 446, 451, 473 u. a. O.)

Wir vermögen nicht mit gleicher Ausführlichkeit die anderen Seiten des französischen Nationalcharakters, wie ihn Herr Arnd als die Ursache der einzelnen Begebenheiten dargelegt hat, zu beleuchten, müssen aber doch in der Kürze noch einige dieser Stellen namhaft machen. Dahin rechnen wir erstens die Betrachtungen über die Vorzüge und Fehler des französischen Charakters während der Religionskriege (II. 507—512), auf der einen Seite ein tiefes Gefühl für politische Gröfse und Einheit, wie es überhaupt kaum ein anderes Volk besitzt, rascher Muth, Drang nach Entscheidung und Fülle eines thatkräftigen Lebens, auf der anderen, religiöser Fanatismus, Grausamkeit mit Absicht und mit Grundsatz, Mangel an Ausdauer, und fast pedantische Beobachtung eines gewissen Scheins, welcher das Unnatürlichste und Gräfslichste als etwas Gewohntes und Gewöhnliches zu vollbringen weifs. Hieran schliefsen wir als eine zweite allgemeine Bemerkung die über den eigenthümlichen Hang der Nation zu schimmernden Sophismen und zur Entstellung der Wahrheit, woraus bei der fortdauernden Herrschaft der Franzosen durch Schrift und Sprache die gefährlichsten Irrthümer hervorgegangen sind und bis auf den heutigen Tag hervorgehen (II. 494, vergl. mit III. 712), und über die Gewohnheit, das Heiligste wie das Gemeinste, das Erfreulichste wie das Unglücklichste durch ironische Betrachtung mit einander zu verschmelzen (II. 467, 579). Hr. Arnd nennt diesen Zug einen der am wenigsten glücklichen im französischen Nationalcharakter; er sei im sechzehnten Jahrhundert mehr ein Eigenthum der Grofsen und Vornehmen gewesen, dann aber, weil das Volk in seiner Oberflächlichkeit mehr die äufsere Aehnlichkeit als die innern Unterschiede der Dinge aufzufassen versteht, allmälig ein Gemeingut der Masse geworden, das sie von allen anderen Nationen Europa's unterscheidet. Ebenso verderblich wirkte (drittens) das Beispiel der Sittenlosigkeit ihrer Könige, die seit Franz I. fast ein Attribut des französischen Königthums geworden zu sein schien, auf die Grofsen und dann auf alle Stände des Landes, der Anstand und das Zartgefühl der Könige aus der älteren Linie der Kapetinger in geschlechtlichen Dingen verschwand gänzlich, und diese Verdorbenheit, das Erbtheil des Hauses Valois, ward unter Heinrich IV. selbst dem Wohle des Staats gefährlich. „Es gehört", sagt Hr. Arnd von ihm in einer Stelle des dritten Bandes, die wir schon hier beibringen wollen (S. 55), „sein übrigens grofses Verdienst und die allgemeine Stimmung seiner Zeit dazu, um die Unwürdigkeiten und die Zügellosigkeit seines Privatlebens zu entschuldigen."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volks, oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbeceitet worden und unter deren Einfluſs sie sich ausgebildet hat. Von Eduard Arnd.

(Schluſs.)

Zu einer vierten Bemerkung über die Bezüge, Anschauungen und Erklärungen des französischen Charakters giebt uns der Einfluſs der Franzosen auf das Ausland Veranlassung. Der Verfasser erinnert mit Recht (Band II. Seite 191), daſs eine solche Einwirkung auf die Verhältnisse der Nachbarstaaten einer groſsen Nationalität fast eben so nothwendig sei, wie die Unabhängigkeit und Herrschaft im eignen Lande, daſs sie in Frankreich aber erst in die Zeit Ludwig's XI. (II. 221) fällt und sich unter seinen Nachfolgern, namentlich unter Karl VIII., steigerte, bis endlich der entschiedene Einfluſs auf das Ausland daraus hervorging, und jene Reihe von Eroberungszügen, deren erster und glücklichster unter Heinrich II. gegen Deutschland gerichtet war. Aber eben so richtig erörtert Hr. Arnd an andern Stellen (z. B. II. 277 297), daſs dies unruhige Ueberströmen der französischen Nationalität, in der man wiederum die celtische und altgallische Welt erkenne, zwar groſse Bewegungen in Europa verursacht und die Mittel des Widerstandes und des Angriffes vermehrt habe, mehr aber zum Zerstören als zum Schaffen geeignet gewesen sei, ganz im Gegensatze zu der Gemüthskraft und Idealität des germanischen Charakters. Seine aus dem Innern stammende und nicht für äuſsere Zwecke und Bedürfnisse erfundene Methode des Daseins und deshalb sich langsam entwickelnde Kraft wurde von dem Schicksal dem gallischen Ungestüm zu einer Schranke angewiesen, die er zuweilen, obschon zuletzt zu seinem Schaden, übersprungen, die er im Ganzen aber nie zu brechen vermocht hat. Aus diesem Grunde vermögen sich auch die Franzosen so selten in ihren Eroberungen zu behaupten, wozu ihr sechzehnjähriger Aufenthalt in Algier den schlagendsten Beweis liefert. Sie sind nämlich unfähig, in ihren Eroberungen ein festes System einzuführen, ihr Siegesglück ruhig zu genieſsen und die Einwohner an den festen Gang einer gleichmäſsigen Verwaltung zu gewöhnen. Wo solche Thatsachen sprechen, da erscheinen freilich Redensarten, wie die eines Le Blanc (histoire de dix ans T. V. p. 470), daſs es in Frankreichs Bestimmung läge, die Welt zu retten, nicht zu unterjochen, oder eines Thiers (Histoire du consulat et de l'empire, T. V. p. 261), daſs es in Europa kein Land gäbe, welches durch die Durchzüge der Franzosen nicht besser und erleuchteter geworden wäre, als arge Prahlereien. Leute solchen Schlages haben nichts gelernt und nichts vergessen.

Den literarischen Zuständen in dem Zeitraume, welchen unsere beiden Bände umfassen, hat Hr. Arnd gleichfalls an mehreren Stellen übersichtliche Betrachtungen gewidmet. „Es ist eine Eigenheit der Franzosen", sagt er unter Andern, „daſs in der Regel alle philosophischen, historischen und literarischen Ansichten traditionell sind. Ein so wichtiger Theil des innern Lebens ist ganz erstarrt. Der Enkel bewundert gewissenhaft die Trauerspiele und Komödien, die Sentenzen und Reflexionen, welche sein Groſsvater verehrt hatte; Boileau's Lutrin gilt unter den Jungen wie unter den Alten als das *non plus ultra* menschlichen Witzes, und die Pariser Studenten werden heute noch eben so wie ihre Vorgänger vor hundert und funfzig Jahren von dem sententiös konventionellen Tone der französischen Tragödie oder der kalt verständigen Heiterkeit ihres Lustspieles electrisirt. Die Jugend dieses Landes, von der ein Theil in Rücksicht auf die

Digitized by Google

Einrichtungen des öffentlichen Lebens die verwegensten Einfälle erzeugt, hängt in Bezug auf Philosophie, auf Poesie und auf inneres Leben eben so an Formen, und ist dem wahren Schönen, der wahren Gröfse eben so entfremdet, als es ihre Vorfahren zur Zeit Voltaire's waren, da sie im Ernste glaubten, dafs alle Nationen ihre Sprachen vergessen und dafür französisch lernen sollten. Die seit einiger Zeit begonnene romantische Richtung in verschiedenen Zweigen der schönen Literatur widerspricht dieser Annahme nicht, denn, wenn sich ihr auch bedeutende Talente zugewendet haben, so ist sie doch nicht auf französischem Boden entstanden, sondern ihr eigentliches Vaterland ist England und Deutschland" (I. 132). Eine andere Untersuchung wird bei Veranlassung der unzureichenden Ergebnisse der alten Reichsversammlungen über die Mangelhaftigkeit der französischen Sprache im sechzehnten Jahrhundert angestellt und dabei mit vieler Wärme die Nothwendigkeit weltlicher Beredtsamkeit für grofse politische Vereine dargethan (II. 514 ff.) Die altfranzösischen Sagen und Ritterbücher, die Meisterwerke eines Froissart und Comines, die Anfänge der französischen Memoiren in den Tagebüchern Villehardouin's, Joinville's, Brantome's und anderer, die berühmten Namen eines Amyot, Rabeleis, Marot, Montaigne, Etienne sind sämmtlich bei den richtigen Anlässen erwähnt worden, und da dies mit dem Maafse geschehen ist, welches anderwärts wohl vermifst wird, so ist keinesweges der gute Eindruck gefährdet, ja man würde ohne diese Besprechungen so anziehender Gegenstände in dem Buche des Herrn Arnd eine empfindliche Lücke wahrgenommen haben.

Am Schlusse unsers Berichtes kommen wir noch einmal auf des Verfassers Schilderungen von Paris zurück, die einen wesentlichen Bestandtheil des Buches ausmachen und, wenn wir nicht irren, die meisten Leser vorzugsweise ansprechen werden. Denn wer liefse sich nicht gern über Plätze, Strafsen, Kirchen, Schlösser und andere Merkwürdigkeiten einer Stadt belehren, die seit länger als einem Jahrhunderte auf deutsches Leben und Denken einen so grofsen Einflufs geübt hat und noch immer von so Vielen als der Sammelplatz der Freude und des Genusses, von nicht wenigen aber auch als der Heerd politischer Weisheit und als das Palladium des öffentlichen Lebens (freilich zur bittersten Täuschung) aufgesucht wird. Unser Verf. nun liebt es, an der allmäligen Gröfse der Stadt und an ihrer steigenden Wichtigkeit den Einflufs der Zeitentwickelung in den hier einschlägigen Momenten anzugeben. Seit Hugo Capet war Paris der dauernde, gewissermafsen natürliche Sitz der Könige geworden, deren Vorfahren schon ein Jahrh. vorher als Grafen daselbst gewaltet hatten. Auch für Paris that Philipp August Vieles, so dafs Herr Arnd (I. 543) nur Ludwig XIV. in dieser Beziehung mit ihm vergleichen kann. Durch ihn geschah der erste Schritt, Paris von dem Sitze eines obersten Lehnsherrn, eines Bischofs, geistlicher und weltlicher Vasallen und einer ohnmächtigen, herabgedrückten Bürgerschaft zu einer Hauptstadt im modernen Sinne, mit Anstalten der öffentlichen Sicherheit, des Unterrichts, und einem gröfseren Umschwunge des Handels und der Gewerbe zu machen." Derselbe König umgab die Stadt mit Mauern und Thürmen, er liefs die Strafsen pflastern, Brunnen und Hallen errichten, Kirchen (unter ihnen Notre Dame und St. Etienne) und Kapellen erbauen und beschenkte die gelehrten Schulen mit wesentlichen Vorrechten. Hieran schliefst sich die interessante Schilderung (I. 556—568) des damaligen moralischen Zustandes von Paris, des Adels und der Geistlichkeit im Verhaltnifs zu den Bürgern und der Kämpfe und Schlägereien der Studirenden auf der neu errichteten Universität. Sodann verfolgt der Verf. wieder die örtlichen Verhältnisse, denen schon früher (I. 35—44) eine anschauliche Schilderung des Montmartre und seiner Umgebung vorangegangen war, und weifs mit sicherm Tacte das äufsere Aussehen des Landes um Paris und die allmählige Veränderung des Bodens auf eine für die Einbildungskraft recht bezeichnende Art vor seinen Lesern auszubreiten. Unter den Regierungen der folgenden Könige ist ebenfalls immer ein besonderer Abschnitt den Erweiterungen, Bauten und Verschönerungen von Paris gewidmet und wir erfahren über den Ursprung der grofsen Klöster, der Sorbonne, das Collège de Navarre, der grofsen Heilanstalten Hotel-Dieu und des Quinze-Vingt, der Bastille, des Hotel de Ville, des Louvre, der Tuilerien und vieler anderer die belehrendsten Nachrichten, deren Schlufs die Zeit der Renaissance macht. Ueber diese Umwandlung des Geschmackes wäre eine gedrängtere Nachweisung der Hauptsachen wünschenswerth gewesen, zu welcher in E. Kollof's Aufsatze über das Schlofs und die Schule

Digitized by Google

von Fontainebleau (Raumers histor. Taschenbuch Jahrgang 1846) ein wohlgeordneter und reicher Stoff zur Benutzung vorliegt.

Die weitere Entwickelung hat Hr. Arnd in einem dritten Bande den Lesern vorgelegt, über den wir, sobald das Werk mit dem vierten Bande beschlossen sein wird, in einem zweiten Artikel zu berichten gedenken. Wir können jedoch nicht schliefsen, ohne bei *Eduard Arnd's* Buche an *Ernst Moritz Arndt's* Aufsatz über Frankreich in seinem Versuche vergleichender Völkergeschichten zu erinnern. In den meisten Stücken stimmt der alte, treue Wächter am Rheine mit seinem Namensverwandten überein, nur sind des erstern Worte weit kräftiger, seine Abneigung gegen die Welschen ungeschminkter und seine Gesinnung strahlt noch weit heller, wenn er die Seinigen ermahnt, auf ihrer Hut zu sein, weil die französische Hoffarth und Unruhe verkündigt, dafs noch ein kleiner Nachvulkan unter der Lavaasche gährt, der vielleicht wieder einmal ein gewaltiger europäischer Knall werden wird.

K. G. Jacob.

XXXI.

Handbuch der allgemeinen Staatskunde des preufsischen Staats von Dr. Fr. W. Schubert. Erster Band. Königsberg, 1846.

In Nr. 35. 36. 37. für das Jahr 1839 dieser Jahrbücher, haben wir von Schuberts allgemeiner Staats-Kunde Anzeige erstattet. Die damals erschienenen Bände umfafsten Rufsland, Frankreich, das Britische Reich, Spanien, Portugal, die Staaten Italiens, nämlich Neapel und Sicilien, Sardinien, den Kirchenstaat, Toscana, Parma, Modena, Lucca und S. Marino. — Seitdem ist 1842 die Staatskunde der österreichischen Monarchie, sehr gründlich und umfassend erschienen; jetzt folgt in der zweiten Abtheilung: Deutsche Staaten, der zweite Theil, nämlich der preufsische Staat, von dem jetzt der erste Band herausgegeben ist. Wie wir in der früheren Anzeige die *ganze* Aufgabe, welche Prof. Schubert sich gesetzt hat, besprochen; und unter Angabe der Eintheilung des Werks die Vollständigkeit der Darstellung zu prüfen unternahmen, wobei wir unter Anerkennung der bedeutenden wissenschaftlichen Leistung des Prof. Schubert hervorhoben, welch' ein Unternehmen es für einen einzelnen Gelehrten sei, von *allen* Staaten statistische Beschreibungen in solcher Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit zu liefern, und wie Prof. Schubert diese Aufgabe mit grofser Gelehrsamkeit, aufserordentlichem Fleifs, in klarer und umfassender Darstellung gelöst hat, so mag es erlaubt sein, die oben angegebne, unsre Verhältnisse näher betreffende Schrift, mehr nach dem Inhalt der einzelnen Abschnitte zu beurtheilen.

Als allgemeine Bemerkung aber müssen wir folgende Ansichten vorausschicken. Die Statistik soll den *gegenwärtigen* Zustand eines Staats schildern. Sie mufs also bis auf die neuesten Zeiten sich ausdehnen; — die Gesetzgebung bis auf den heutigen Tag, wenn möglich, die Tageslitteratur, in so fern sie würdig und wahr die gerade jetzt obwaltenden Verhältnisse bespricht, mufs von dem, der die Statistik eines Staats liefern will, wohl gekannt sein. Hr. Prof. Sch. ist sehr zu loben, dafs bis auf die Gegenwart von ihm die Verhältnisse in das Auge gefafst sind, wie wir dies im Einzelnen noch näher zeigen werden. Aber *die* Statistik ist todt, ist eine unfruchtbare, meist geistlose und oft leere Compilation, welche sich etwa darauf beschränkt, Zahlen und Thatsachen, wie sie jetzt sich herausstellen, nackt aneinander zu reihen, ohne Vergleich gegen andre Verhältnisse, ohne Rückblick auf die Entwickelung der Zustände, wie solche *geschichtlich* sich gebildet haben. Das ist das Kreuz und das Leiden dieser Wissenschaft, dafs so Viele sich berufen glauben, Statistik zu schreiben, so Viele meinen, sie hätten statistische Fragen und Räthsel gelöst, wenn sie Zahlen, oft ohne alle nähere Kritik, zusammen bringen; und an diese Zahlen guten Muthes sogleich Schlüsse oft sehr übereilt anschliefsen. Immerhin mögen solche Bestrebungen fortbestehen, sie sind als Material dankbar zu benutzen, und haben in dieser Auffassung ihren guten Werth. Aber auch nur *so* sind sie zu beachten und zu schätzen. *Wissenschaftlichen* Werth haben sie nicht. Wer wissenschaftlich Statistik betreiben will, mufs von allgemeiner Bildung und allgemeinem Standpuncte ausgehend, die gerade jetzt obwaltenden concreten Verhältnisse darstellen, mufs zurückgehen auf die *Geschichte*, und aus ihr darthun, wie die jetzigen Zustände sich herausgebildet haben. Gerade von diesem Standpuncte aus müssen wir die Schubertsche Staatskunde und das

Digitized by Google

oben angezeigte Werk loben, da Hr. Sch. theils in den allgemeinen Umrissen der Beschreibung, theils oft bei sehr speciellen Gegenständen, z. B. den Canälen, die geschichtlichen Thatsachen anführt, und den Hergang der Sache erzählt, wie dieser oder jener Zustand der Dinge, der jetzt uns zur Erscheinung kommt, nach und nach entstanden ist. —

Der Anfang des Werkes S. 1 bis 20 giebt die allgemeinen Quellen und Hülfsmittel für die Kenntnifs des preufsischen Staates an. Bei den Landkarten sind sowohl die allgemeinen, als die Specialkarten sehr vollständig aufgeführt, auch ihr Werth beurtheilt. Dann folgt die Litteratur für die preufsische Statistik gleichfalls sehr vollständig, und auch die wichtigeren Tagesblätter und Zeitschriften beachtend und würdigend.

Der eigentliche Inhalt dieses ersten Bandes ist sodann die Darstellung der Grundmacht des preufsischen Staats. Wir erhalten von S. 21 bis 136 eine Geschichte des allmähligen Anwachses des Territorii. Es kann natürlich hier nicht eine Geschichte des preufsischen Staats geliefert werden, wie solche von einem rein geschichtlichen Werke verlangt werden könnte. Aber in der gegebenen Uebersicht zeigt sich überall, wie genau der Verf. mit der Geschichte des preufsischen Staates bekannt ist. Es wird einleitend hervorgehoben, wie wohl kein anderer Staat in ähnlicher Weise, wie der preufsische Staat, aus kleinen Anfängen sich rasch zu einer bedeutenden Ausdehnung gebildet; wie ferner das Haus Hohenzollern in einer sehr langen Reihe von Jahren, und mit persönlichem Einflufs der Regenten auf die Bildung von Staat und Volk im preufsischen Staate eingewirkt haben. — Der Verf. behandelt sodann in ansprechender Uebersicht, wie die Ausdehnung des Staats von Kurfürst Friedrich I. an gewachsen sei. Der Länderbestand Friedrichs I. bis 1440 war 485 Q. M. und, um nur Hauptmomente hervorzuheben; unter Joachim Friedrich

bis 1608	672 Q. M.
unter Joh. Sigismund — durch Preufsen und den noch nicht regulirten Besitz der Jülich-Cleveschen Erbschaft etwa .	1400
bei dem Tode des grofsen Kurfürsten 1688	2031
Friedrich I. 1713	2061 Q. M.
Friedrich Wilhelm I. † 1740 . .	2174
Friedrich II. † 1786	3568
Friedrich Wilhelm II. † 1797 . .	5468
Friedrich Wilhelm III. † 1840 . .	5080

Ueber die Gröfsenverhältnisse der neuen Besitzungen durch Polen besonders unter Friedrich Wilhelm II. sind Differenzen gegen die Angaben von Krug, Herzberg. — Hr. Prof. Schub. rechtfertigt seine Angaben nach den auf genaueren Karten geschehenen Nachmessungen; man wird, da fortdauernd die Karten berichtigt werden, hier nicht auf ganz sichere Resultate kommen, die aber auch für die Totalansicht nicht durchaus nöthig erscheinen.

Für die neuere Zeit sind die Friedensabschlüsse und sonstige Verträge von Prof. Schubert genau angegeben.

Der § 3. enthält die politische Eintheilung, wie solche in neuerer Zeit nach Provinzen und Regierungsbezirken und Kreisen festgestellt ist. Es sind die Veränderungen, welche seit der Reorganisation des Staats in diesen Beziehungen vorgekommen sind, genau aufgeführt. Die einzelnen Landestheile werden nach Flächenraum und Bevölkerung angegeben; auch sind Vergleichungen gegen Europa und gegen andere Staaten angestellt. —

Sehr gründlich sind im § 4. die physische Beschaffenheit, die klimatischen Verhältnisse, Gebirge, Flüsse, Seen, Land- und Wasserstrafsen behandelt.

Bei der physischen Beschaffenheit ist die Configuration des Staates, sind die Grade der Breite und Länge u. s. w. dargestellt. In Anmerkungen S. 170 sind ganz interessante Vergleichungen zur klareren Anschauung der Verhältnisse aufgestellt; z. B. dafs im nördlichsten Puncte des Staats bei Nimmersatt der längste Tag 17 Stunden 19 Minuten, der kürzeste 6 Stunden 41 Minuten hat, der südlichste Punct dagegen bei Saargemünd einen längsten Tag von 16 Stunden 1 Minute, einen kürzesten von 7 Stunden 59 Minuten; und dafs, in Bezug auf Westen und Osten, wenn es zu Kranenburg 12 Uhr ist, in Schirwindt die Uhr 1 Uhr 7 Minuten 46 Sec. zeigt. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

Handbuch der allgemeinen Staatskunde des preufsischen Staats von Dr. Fr. W. Schubert.

(Schlufs.)

Sehr zweckmäfsig reihet sich von S. 172—177 hieran eine Darstellung der Temperatur; eine nähere Angabe der meteorologischen Verhältnisse im preufsischen Staate. Das Maximum der mittleren Temperatur ist 11° R. in den südlichsten Gegenden, das Minimum bei Memel ist 6° R. — Es ist nicht unbedeutend, dafs eine Differenz von 5° sich herausstellt, welches für die Agriculturverhältnisse in mehrfacher Beziehung Verschiedenheiten herbeiführt. Es folgt die Beschreibung der Gebirge und Höhenzüge. Der höchste Punct bleibt die Schneekoppe mit 4929 Par. Fufs; das grofse nordöstliche Flachland von den Sudeten zur Ostsee hinauf, hat doch in dem Thurmberge im Karthauser Kreise in der Nähe von Danzig eine Höhe von 998,66 Par. Fufs; der Bergrücken, auf dem die grofsen Seen im Süden Ostpreufsens liegen, ist zwischen 500 und 600 Fufs hoch.

Die Flüsse sind nach den einzelnen grofsen Stromgebieten behandelt; sehr ausführlich sind bei jedem der Hauptströme Niemen, Weichsel, Oder, Elbe, Weser, Rhein, die Nebenflüsse beschrieben, welche sich in die Hauptströme ergiefsen und das preufsische Gebiet berühren. Bei der Spree S. 233 wäre vielleicht die ganz eigenthümliche Bildung des Spreewaldes, die Zertheilung des Hauptflusses in eine grofse Anzahl kleiner Arme noch etwas ausführlicher zu schildern gewesen. Der Darstellung der Flufsgebiete folgt die Beschreibung der Seen, mit Angabe der Gröfsen derselben. Hieran schliefst sich die Darstellung der Kanäle, bei denen nach den Provinzen ein jeder auch nach der Geschichte seiner Erbauung angegeben ist.

Es folgen die Landstrafsen und Chausséen; und ist in Bezug auf letztere angeführt, wie sie nach und nach entstanden, und eigentlich erst ein Ergebnifs der neuesten Zeit sind, wie grofs ungefähr der Kostenaufwand für alle zu schätzen ist, wie sie sich in der Meilenzahl nach den verschiedenen Provinzen vertheilen. Man kann in der Provinz Preufsen auf nahe 4 Q. M., am Rhein vollkommen auf jede einzelne Quadratmeile eine Meile Chaussée rechnen. — S. 323 und 324. —

Auch die Eisenbahnen erwähnt Hr. Prof. Schubert ausführlich. Mit Ausschlufs der Provinz Preufsen kann man jetzt schon auf 12 bis 13 Q. M. eine Meile Eisenbahn rechnen.

Noch sind mit diesen Angaben die Beschreibungen der Heilquellen verbunden; die vielleicht noch zweckmäfsiger gleich nach Darstellung der Strom- und Flufsgebiete und der Seen anzuführen gewesen wären.

Der § 5. S. 358 bis 442 bespricht die allgemeinen Bevölkerungsverhältnisse. Es ist hier angegeben, wann zuerst die Volkszählungen im preufsischen Staat genauer eingeführt worden, wie sich seit einer Reihe von Jahren das Verhältnifs der Ueberschüsse der jährlich Geborenen über die Gestorbenen gestellt hat; die Resultate der Zählungen nach Alter und Geschlecht sind zusammen gestellt, verglichen mit der Bevölkerung sind die neugeschlossenen Ehen, die Zahlen der ehelichen und unehelichen Kinder ist angegeben, die Taubstummen und Blinden, Zwillings- und Drillingsgeburten; die Anzahl der Todtgebornen, die Todesfälle nach den Altersklassen, die Selbstmörder, die Unglücksfälle. — Wie in den officiellen statistischen Tabellen sind mit diesen Angaben Betrachtungen über die Gebäude nach den verschiedenen Provinzen verbunden; und sind dann in längern Ausführungen Vergleiche zwischen der städtischen und ländlichen Bevölkerung angestellt. Aufser der Angabe der Verhältnifszahlen nach den verschiedenen Provinzen hat Hr. Prof. Schubert, wie sehr zu loben ist, besondere

Digitized by Google

Darstellungen der Geschichte und Entwickelung der bedeutendsten Städte des preufsischen Staats angereiht. Solche Darstellungen sind gegeben über Berlin, Breslau, Königsberg, Cöln, Danzig, Magdeburg, Aachen, Stettin, Posen, Potsdam, Elberfeld, Barmen, Halle. So grofse Städte sind Concentrationspuncte der Bildung, und verlangen vom geschichtlich - statistischen Standpuncte aus jedenfalls eine besondere Behandlung.

Der § 6. spricht über die Stammverschiedenheit der Bevölkerung. Nach einem geschichtlichen Ueberblick sind näher behandelt: I. der deutsche Volksstamm nebst den deutschen Colonisten; II. der slawische Volksstamm; III. der lettische oder litthauische Volksstamm; IV. der celto-germanische Volksstamm (Wallonen und Franzosen); V. die Juden; VI. die Zigeuner.

Wir besitzen über die meisten dieser Verhältnisse nicht amtliche Zählungen. Es sind mehr Schätzungen nach der besonderen geschichtlichen Entwickelung und der Art und Sitte der Bewohner, nach welchen allgemeine Ueberschläge versucht werden können. Hr. Prof. Schubert hebt dies in der Einleitung besonders hervor. Um so mehr ist es anzuerkennen, dafs der Verf. mit genauerem historischen Rückblick bezeichnet, wie man die numerischen Verhältnisse der verschiedenen Volksstämme wohl schätzen könne. Die Resultate sind nach Prof. Schubert:

Deutsche	13,100,000
Slawen	2,007,000
Litthauer	150,000
Celto-Germanen (Neuenburg) .	64,000
Juden	206,529
Zigeuner	300
	15,527,829
excl. Neuenburg hatte der Staat	15,471,765
Differenz	56,064

welches *ungefähr* der berechneten Bevölkerung von Neufchatel — Celto-Germanen — gleich kommt. Es kann nicht erwartet werden, dafs solche Schätzungen genau zutreffen. Die Zahlenangaben tragen innere Wahrscheinlichkeit an sich; wie theils aus den speciellen Darlegungen des Hrn. Prof. Schubert hervorgeht, theils auch aus andern, im statistischen Büreau befindlichen Materialien sich bestätigt. —

Bei den Verhältnissen der Juden hat Hr. Prof. Sch. näher geschildert, unter welchen Bestimmungen sie von der Zeit der Kurfürsten von Brandenburg her Erlaubnifs zum Aufenthalt im preufsischen Staate erhalten haben, und welches der Gang der Gesetzgebung in neuerer Zeit in Betreff der Juden gewesen ist. Auch sind die Zahlenverhältnisse dargestellt, nach denen sich die jüdische Bevölkerung über die verschiedenen Provinzen des Staats vertheilt. Interessant sind die bei dem litthauischen Volksstamm angegebenen geschichtlichen Andeutungen über die Pruzzen, dem zwischen Memel und Weichsel früher sefshaften Volksstamm, den eigentlichen *Preufsen*, die ganz untergegangen, und bis auf die letzte Spur sich mit den Deutschen vereinigt haben; wenngleich in den preufsischen Namen und deren Wortendungen sich noch unverkennbare Anklänge und Spuren der früheren preufsischen Sprache vorfinden.

Der § 7. bespricht die allgemeinen Ständeverhältnisse. Prof. Sch. giebt einleitend eine nähere Litteratur der Schriften, welche die hieher gehörigen Fragen vom staatsrechtlichen Standpuncte aus behandeln. An einen geschichtlichen Ueberblick reiht sich sodann die Gesetzgebung in den Jahren 1807 bis 1815 über die allgemeinen Verhältnisse der Stände unter einander. Daran knüpfen sich statistische Darstellungen über den hohen Adel; den niederen Adel und die Rittergutsbesitzer; auch über die ritterbürtige Ritterschaft in der Rheinprovinz und Westphalen, über die neuen Adelsverhältnisse seit dem Jahre 1840; über das numerische Verhältnifs der Rittergüter. — Bei den Städtebewohnern ist der gesetzliche Begriff nach der Städteordnung und nach den neueren Ständeverhältnissen angegeben, es ist dann der Handelsstand, die Gewerbtreibenden, und der Beamtenstand besonders behandelt. Endlich sind die kleinen ländlichen Besitzer, wie sie sich mit freiem Eigenthum nach der neueren Gesetzgebung gestellt haben, in dem letzten Abschnitt dargestellt, es sind die numerischen Verhältnisse derselben, so weit als möglich, in Zahlen ermittelt; dann noch das Gesinde besonders erwähnt. Den Schlufs dieses Abschnitts bilden diese Verhältnisse im Fürstenthum Neuenburg.

Wir heben nur Einiges aus diesem reichhaltigen Paragraphen hervor.

Digitized by Google

Ueber die numerischen Verhältnisse der gegenwärtig zum Adelstande im preufsischen Staate gehörenden Personen sind keine officiellen Aufnahmen erfolgt. Prof. Sch. schätzt für die Provinzen Posen und Pommern ein Procent der Bevölkerung. In Preufsen, woselbst namentlich in Westpreufsen durch die Schlachtitzen aus polnischer Zeit her ein starker Adelsstand ist, in Schlesien und Brandenburg, in welchen Provinzen der bei weitem gröfseste Theil der Rittergüter dem Adel gehört, schätzt Prof. Sch. ein halb Procent der Bevölkerung, für Sachsen, Rheinland und Westphalen ein Drittheil. — Es mögen diese Schätzungen wohl richtiger zutreffen, als wenn man an noch allgemeinere Data einen Ueberschlag anlegen will. Es sind etwa 3000 preufsische Wappen anerkannt. Viele stehen auf zwei Augen, bei ausgebreiteteren adligen Familien führen viele dasselbe Wappen. Rechnet man auf jedes Wappen, welches freilich ein sehr gewagter Durchschnitt ist, 30 bis 40 Individuen, so kommt man auf etwa 100,000 Personen. In dem Adelslexicon von Hrn. v. Zedlitz werden 20,000 einzelne adlige Familien angenommen, wonach etwa auch 100,000 Personen als adlig zu bezeichnen wären. — Ganz gewifs scheint nach allen diesen Angaben, dafs man nicht voll ein Procent der Bevölkerung als dem Adel angehörig, bezeichnen kann. Höchst merkwürdig ist das S. 518 und 519 angegebne Resultat des Antheils der gröfseren Rittergüter an dem Flächeninhalte sämmtlicher ländlichen Besitzungen. Nach Procenten haben die Rittergüter von dem Flächeninhalte aller ländlichen Besitzungen inne:

in der Provinz	Preufsen	27,1	Proc.
— —	Posen	55,5	—
— —	Pommern	62,5	—
— —	Brandenburg	30,2	—
— —	Schlesien nicht ermittelt.		
— —	Sachsen	25,9	—
— —	Westphalen	8,2	—
— —	Rhein	7,6	—

Aehnliche interessante Zahlenzusammenstellungen finden sich bei den städtischen und kleineren ländlichen Besitzern. Die Beamten rechnet Prof. Schubert mit Recht zu der meist städtischen Bevölkerung, und giebt folgendes Resultat:

Auf 10000 Einwohner kamen 1843

1. Präsidenten, Räthe, Beamte der Verwaltungs- und Justiz-Collegien, mit Einschlufs der Landräthe 4,17
2. Justiz-Commissarien, Advocaten, Notare 1,07
3. Besoldete und höhere Communalbeamte, die studirt haben 1,05
4. Evangelische Geistliche . . . 3,85
5. Katholische Geistliche . . . 3,61
6. Professoren, Lehrer an Universitäten, Gymnasien und höheren Bürgerschulen 1,66
7. Promovirte Aerzte 2,05

Zusammen 17,46 auf 10000; d. h. noch nicht $\frac{1}{5}$ Procent der Bevölkerung. Die Zahlen beweisen, wie sehr doch das Urtheil modificirt sein will über einen zu zahlreichen Beamtenstand!

Endlich enthält dieser Band in dem § 8. die statistischen Resultate über Religionsverschiedenheit und allgemeine kirchliche Verhältnisse der Bewohner. Nach einem geschichtlichen Ueberblick sind abgehandelt: die evangelische und römisch-katholische Kirche, und deren numerische Verhältnisse, die Herrnhuter und Mennoniten; die Deutschkatholiken; die griechisch-katholische Kirche; die Juden.

Hr. Prof. Sch. beschränkt sich nicht auf die Zahl; er giebt zwar diese und nähere Zusammenstellungen der Religionsparteien in den verschiedenen Provinzen, stellt aber zugleich die gesetzlichen Bestimmungen nach dem allgemeinen Landrecht und sonstigen Verordnungen zusammen. Auch sind überall geschichtliche Rückblicke gethan, wie nach und nach die verschiedenen Confessionen sich verbreitet haben. Die Christkatholiken und Deutschkatholiken sind zwar geduldet aber nicht anerkannt; nach den Angaben in den öffentlichen Blättern giebt Prof. Schubert folgende Resultate:

Schlesien	54	Gemeinen	mit	16187	Seelen
Preufsen	11	—	—	4500	—
Pommern	3	—	—	300	—
Brandenburg	10	—	—	2500	—
Sachsen	2	—	—	250	—
Westphalen	11	—	—	2000	—
Rheinprovinz	14	—	—	3500	—
Zusammen	105	—	—	29237	Seelen.

Da diese Glaubenspartei noch nicht staatlich anerkannt ist, und also darüber officielle Angaben noch nicht eingefordert sind, so ist es willkommen, dafs Hr. Prof.

Digitized by Google

Schubert mühsam die darüber vorhandenen Notizen gesammelt und zusammen gestellt hat. — Die Zahl zeigt, dafs bis jetzt solcher, dieser Glaubensrichtung angehörigen Individuen noch sehr wenige sind. —

Diese Auszüge werden genügen, die Reichhaltigkeit der oben angezeigten Schrift darzuthun. Nach der Vorrede traf den Verfasser das grofse Mifsgeschick, dafs das druckfertige Manuscript zu diesem Bande durch Feuer vernichtet wurde. Wenn man die Mühseligkeit bedenkt, die gerade mit dem Ausarbeiten solcher statistischen Schriften, wie die vorliegende ist, verbunden sind, wird man ermessen, wie grofs der Schmerz sein mufste, den die Vernichtung so werthvoller Papiere dem Verfasser verursachte. Es freuet uns lebhaft, dafs Hr. Schubert diesen Schmerz überwunden, und seit Anfang des Jahres 1845 so reichhaltiges Material von Neuem zusammen gebracht, und das Verlorene durch verdoppelte Anstrengung in so genügender Weise wieder hergestellt hat. — Mögen auch nur entfernt ähnliche Verluste den fleifsigen Verfasser nicht wieder treffen; und wir bald die Fortsetzung dieses wichtigen statistischen Werks begrüfsen können.

Dieterici.

XXXII.

Doctor Johannes Faust. Puppenspiel in vier Aufzügen. Hergestellt von Karl Simrock. Frankfurt am Main, 1846.

Es hiefse den Geschmack eines Gottsched verrathen, wenn Jemand den Abdruck von Puppenspielen überhaupt verdammen oder die Sicherheit des Taktes verkennen wollte, welcher den gepriesenen Erneuerer der älteren deutschen Litteratur besonders eine Herstellung des Puppenspiels von Faust versuchen liefs. Denn es handelte sich nicht blofs darum, die verschüttete Quelle, aus welcher die namhaftesten Faustdichter des vorigen Jahrhunderts unmittelbar schöpften, für die Geschichtschreiber der Litteratur wiederaufzugraben, sondern die Quelle selbst sprudelt allzulebendige Poesie, als dafs sie um den tiefen Strom der Goethischen Kunstdichtung verachtet werden dürfte. Es wäre verkehrt, wenn Jemand behaupten wollte, dafs das Volksbuch uns für das Volksdrama zu entschädigen geeignet wäre: die rohe, mit gelehrten Schlacken vermischte Fassung des Volksbuchs macht einen allseitig-poetischen Eindruck unmöglich. Vielmehr ist es erst die reine Plastik der dramatischen Darstellung, wodurch der Faustsage ihre drastischen Effekte gesichert werden. Das älteste Volksbuch erschien 1587, aber bald überwand das Volk das rohe Gefallen an der stofflichen Masse und fühlte das Bedürfnifs lebensvoller Gestallten statt des unverarbeiteten Materials: schon im siebzehnten Jahrhundert brachte man die Sage von Faust auf die Volksbühne. Aus diesen Volksschauspielen, über deren Beschaffenheit wir aus Mangel an schriftlicher Aufzeichnung nicht urtheilen können, entwickelten sich in dem nämlichen Jahrhundert die Puppenspiele von Faust, die bis auf die Gegenwart mit Recht zu den beliebtesten Stücken der Marionettentheater gehören. „Doctor Faust" hatte eine Menge Scenen, die Lessing von einem Shakspeareschen Genie herzurühren schienen. In dem 17ten Briefe über die deutsche Litteratur bezeugt er, wie verliebt in seinen „Doctor Faust" Deutschland auch damals noch (1759) war trotz Gottsched, welcher die Volksbühne mit einem Interdict belegt hatte. Goethen schien die Fabel des Stückes, welches er zu Leipzig gesehen hatte, bedeutend: der Gegenstand wurzelte sich bei ihm ein, denn hier war lebendig dargestellt, was er selbst, wie jeder ächte Jünger der Wissenschaft, mit Schmerz innerlich durchlebt und erfahren hatte, und er ergötzte sich daran, den Stoff, den er immer mit sich herumtrug, geistig zu verarbeiten, bis er ihn zu jener Gestalt ausgebildet hatte, welche als die gröfste Volks- und Kunsttragödie ewig bestehen wird. Die Vortrefflichkeit der Goethischen Dichtung selbst mufs abermals den Schlufs bestätigen, dafs das alte Puppenspiel, (ihre nächste Quelle,) von welchem der gröfste Dichter im Innersten ergriffen wurde, eine wahrhaft poetische Gesalt gehabt haben mufs. Es war also von dem höchsten Interesse und erscheint zunächst schwierig, das später mannichfaltig verneuerte Puppenspiel möglichst auf seine ursprüngliche Gestalt zurückzuführen, in welcher es Goethe gesehen zu haben scheinen konnte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

Doctor Johannes Faust. Puppenspiel in vier Aufzügen. Hergestellt von Karl Simrock.

(Schlufs.)

Doch wie sehr auch die jetzt bekannten Fassungen des Puppenspiels abweichen, weil die Zeit Aenderungen herbeiführte oder die Individualität der Spielenden sich umgestaltende Eingriffe erlaubte: allen verschiedenen Darstellungen mag ein gemeinsamer Fabelstoff zum Grunde liegen, der sich dadurch als alt bewährt. Aufserdem hat von der Hagen (Germania IV, 224) gezeigt, dafs dasjenige Puppenspiel, welches schon im Anfang unsers Jahrsunderts von der Schütz- und Dreher'schen Gesellschaft aufgeführt wurde, unter allen übrigen dem Goethischen Gedichte zunächst steht. Um aber die poetische Kraft des Puppenspiels vollständig aufzuweisen, suchte sich Simrock aufserdem den Hagen'schen Bericht durch die Erinnerung an diejenigen Aufführungen zu vervollständigen, welche er selbst früher auf einem Casperle-Theater in Berlin von Schütz gesehen hatte, und verglich damit den von Geifselbrecht gespielten Faust und Franz Horn's und Emil Sommer's Berichte, aus welchen er besondere schöne Züge ohne wesentliche eigene Zuthaten zusammentrug. „Dafs der Dialog, die Ausführung überhaupt, gröfstentheils mir gehört, und alle Verse auf meine Rechnung kommen, brauch ich nicht erst zu sagen." So hat Simrock gleichsam durch eine kritische Schöpfung den idealen Typus des Puppenspiels fixirt, in welchem die gemeinsamen Züge der verschiedenen Meldungen, besondere schöne Eigenthümlichkeiten und die selbstständige Ausführung des gewonnenen Materials gewissermafsen als aufgehobene Momente liegen. Die Reproduction ist um so willkommener, als sie zum ersten Male auf die Denkmale unserer älteren deutschen Volksbühne hinweiset, von der sich gewifs noch einige Stücke erhalten haben. Von der Hagen (Germania IV, 212) führt die Titel einer Reihe von guten älteren Stücken an, die von der Schütz- und Dreher'schen Gesellschaft gespielt wurden und gewifs noch im Besitze der Schütz'schen Erben sind, wenn sie auch blofs im Gedächtnisse aufbewahrt werden sollten, wie Schütz wohl allzuvorsichtig immer versichert.

Wir lassen nun, um von der Leistung Simrock's einen faktischen Begriff zu machen, die Fabel des Stückes folgen.

Erster Aufzug. Faust, in seinem Studirzimmer zu Mainz vor einem Tische mit aufgeschlagenen grofsen Folianten, klagt, die Gelehrsamkeit, besonders die Theologie, habe ihn den Stein der Weisen nicht finden lassen und ihm nichts eingebracht als Spott, Schulden und schlaflose Nächte. Er will deshalb mit der Hölle ein Bündnifs eingehen, um die verborgenen Tiefen der Natur zu ergründen: um aber die Geister citiren zu können, müsse er sich erst in der Magie informiren. Eine Stimme zur Linken (ein Abgesandter Pluto's) versichert ihm, er könne dadurch glücklich und im Wissen vollkommen werden. Doch eine Stimme zur Rechten (Faust's Schutzgeist) mahnt ihn, bei der Theologie zu bleiben, dann werde noch Alles glücklich enden. Vergebens. Faust entschliefst sich, der Stimme des Versuchers zu folgen. — Jetzt kommt Wagner, sein Famulus, und meldet ihm, es seien 3 Studenten aus dem Postwagen gestiegen, welche ihm ein Buch überreichen wollen mit dem Titel „Clavis Astarti de Magica". Faust gebietet Wagner, er solle sie auf's Beste bewirthen und ist entzückt über das Glück, das ihm nun blühen werde. Wagner kommt zurück und bringt das Buch. Er bittet zugleich, Faust moge ihm gestatten, sich einen Gehülfen anzunehmen, damit er sich besser auf das Studiren legen könne. Faust gewährt es ihm unter der Bedingung, dafs es ein verschwiegener Mensch sei, und geht ab mit Wagner, um mit den Studenten zu sprechen. — Casperle

Digitized by Google

tritt auf mit einem Felleisen und erzählt nach einigen humoristischen Späfsen, wie er nun schon eine halbe Ewigkeit herumlaufe und keinen Dienst kriegen könne. Er klagt über Hunger und will hier als in einem Wirthshause einkehren. Er macht Lärm. — Wagner kommt und nimmt den närrischen Kerl zum Bedienten an. Casperle bedingt sich jährlich 36 Groschen Lohn und 20 Goldgulden Trinkgeld, wofür er auch Alles zu verschweigen verspricht, und geht singend in die Küche ab, um dort zu speisen. —

Zweiter Aufzug. Faust tritt wieder ein mit dem Buche, schlägt es auf, und erfährt, wie er es machen mufs: Er löst seinen Gürtel, legt ihn auf dem Boden in einen Kreis und tritt mit einem Stabe hinein. Er bewegt den Stab und beschwört die Geister — da erscheinen ihrer viele in behaarter Affengestalt. Um den Grad ihrer Geschwindigkeit zu erforschen, fragt er zuerst Vitziputzli, wie geschwind er sei. „Wie die Schneck' im Sande." „Ha! um so schnell zu sein, brauch ich keine Geister. Zurück, wo du hergekommen bist. Apage male spiritus." Der nächste heifst Polümor, so geschwind wie das Laub, das von den Bäumen fällt. Faust schickt ihn zurück, ebenso Asmodeus, schnell wie der Bach, der sich vom Felsen stürzt; Astarot, geschwind wie der Vogel in der Luft; Auerhahn, schnell wie die Kugel aus dem Rohr; Haribax, schnell wie der Wind; Megära, geschwind wie die Pest. Zuletzt erscheint Mephistopheles, schnell wie der Gedanke des Menschen. Faust will ihn zum Dienste nehmen auf 48 Jahre. Mephistopheles verschwindet zu seinem Herrn Pluto und erscheint bald wieder in menschlicher Gestalt, in rothem Unterkleid, mit langem schwarzem Mantel und einem Horne an der Stirne, wie es Faust gewünscht hatte. Indessen darf er sich auf Befehl Pluto's nicht länger als 24 Jahre an Faust verdingen. Faust willigt in diese Bedingung. Mercurius, ein höllischer Geist in Gestalt eines Raben, bringt den Pact in seinem Schnabel getragen, welcher die Bedingungen enthält, die Faust eingehen soll: 1) er soll Gott und den christlichen Glauben abschwören; 2) er soll nach 24 Jahren, das Jahr zu 365 Tagen gerechnet, dem Teufel mit Leib und Seele gehören; 3) er soll geloben sich in all der Zeit nicht zu waschen noch zu kämmen, auch Haar und Nägel nicht zu verschneiden; 4) er soll den Ehstand meiden. Faust nimmt die Hahnenfeder, die ihm M. von seinem Hute reicht, unterschreibt die Bedingungen mit seinem Blute — und sinkt ohnmächtig nieder. Sein Schutzgeist in kindlicher Engelsgestalt erscheint an seiner Seite, den Palmzweig in der Hand, und ruft ihm trauernd zu, dafs seine arme Seele nun ewiglich verloren sei. Faust erwacht und übergiebt M. den unterschriebenen Pact, den der Rabe in den Schnabel nimmt und unter dem Hohngelächter der Hölle auf schnellen Schwingen zu Pluto trägt. — M.'s Kleidung gefällt Faust immer noch nicht; M. beruhigt ihn, dafs er nur für ihn in diesem Aufzuge erscheine, in den Augen aller andern Menschen sehe er immer so aus, wie Faust es wünsche. So solle er auch trotz des dritten Versprechens in den Augen aller Menschen der schönste Mann sein. Da es Faust in Mainz nicht mehr aushält, entfernen sich beide, um auf dem Luftmante des Mephistopheles in wenigen Minuten an den Hof von Parma sich tragen zu lassen. Denn dort hält der Herzog eben Hochzeit und Faust kann dort in allen Freuden schwelgen, Liebesabenteuer geniefsen und mit Zauberkünsten Ruhm gewinnen. Der langweilige Wagner soll zu Hause bleiben, aber Casperle soll nachkommen auf einem andern „Geführ", damit Faust M. unterwegs um manche geheime Dinge befragen kann. — Casperle stolpert herein und liest in dem Buche Faust's „Wenn man will die Geister kommen lassen, so sagt man Perlippe"; sogleich erscheint eine Menge Geister und erbieten sich ihm zu dienen. Er fragt sie, was sie Gutes gekocht haben. „Eisen und Stahl, Pech und Schwefel." Er liest weiter „Wenn man will, dafs die Geister verschwinden, so sagt man Perlappe." Die Geister verschwinden. Er läfst nun zum Spafse mehrere Male die Geister erscheinen und verschwinden; da sie aber so „pestialisch stinken", hetzt er sie zu ihrem Verdrusse noch mehrere Male hin und her, bis er aufser Athem kommt und mit dem Worte Perlippe schliefst. Die Teufel rächen sich an ihm, indem sie ihm eine Rakete in den Haarzopf flechten und heimlich mit einer brennenden Lunte den Haarzopf in Brand stecken. Casperle fällt schreiend zur Erde, wo er liegen bleibt, bis ihn Auerhahn aufrüttelt. Er erzählt ihm, dafs sein Herr in Parma sei und erbietet sich, ihn nachzubringen, wenn er ihm Leib und Seele verschreibe. Casperle erwiedert, dies sei unmöglich, denn den Leib brauche er selbst und eine Seele habe er nicht: als er zur Welt gekommen, seien keine Seelen

Digitized by Google

mehr vorräthig gewesen. Auerhahn giebt sich zufrieden, verspricht ihm täglich 5 Mahlzeiten und gebietet ihm, unterwegs nicht zu sprechen, damit er sehe, ob er schweigen könne. Casperle besteigt nun einen feurigen Drachen, Auerhahn setzt sich hinter ihn und der Drache fliegt auf.

Dritter Aufzug. Don Carlos, der Seneschal des Herzogs von Parma, klagt im herzoglichen Garten, dafs er keine neuen Lustbarkeiten mehr erdenken könne. Da fällt Casperle, weil er gesprochen hat, aus den Wolken vor ihm nieder. Don Carlos forscht ihn aus und Casperle erzählt ihm, dafs sein Herr des Teufels sei und Faust heifse. Er soll nun, weil er bei einem solchen Herrn gewifs was Rechts gelernt habe, für ein gutes Trinkgeld Proben seiner Kunst zeigen. Casperle hält ihn zum Besten und läuft mit dem Trinkgelde davon. — Der Herzog und die Herzogin kommen die Terrasse herab und wünschen vom Seneschal einen würdigen Schlufs der Hochzeitsfestlichkeiten. Don Carlos verweist sie auf Faust, als den berufenen Teufelsbanner und Beschwörer. Er will Casperle, der in der Ferne erscheint, fragen, wo Faust abgestiegen sei, aber Casperle läuft davon, Don Carlos setzt ihm nach, auch der Herzog mufs sich auf den Wunsch der Herzogin dazu bequemen. — Unterdessen kommt Faust mit Mephistopheles, der als Herold auftritt. Faust ist bereit, der Herzogin und dem unterdefs zurückgerufenen Herzog eine Probe seiner negromantischen Kunst zu zeigen. Er schwingt den Zauberstab und es wird Nacht; indem er den theils ausdrücklich ausgesprochnen theils verstohlen angedeuteten Wünschen der Herzogin nachkommt, läfst er anzügliche Erscheinungen vor ihren Blicken auftauchen: Den weisen König Salomo, zuerst wie er auf dem Throne sitzt, dann, wie er vor der Königin von Saba kniet; Samson und Delila umschlungen (aber die Scheere der Schrift fehlt); Judith im Lager der Assyrer, wie sie dem Holofernes das Haupt abschlägt; David und Goliath; den Wunsch der Herzogin, die keusche Lucretia zu sehen, befriedigt er nicht, weil eine Lucretia nie gelebt habe. — Faust wird zur herzoglichen Tafel geladen, aber M. hält ihn zurück und mahnt ihn, den Hof zu verlassen, weil er in dreifacher Todesgefahr schwebe. Erstlich hat er den Herzog eifersüchtig gemacht und darum soll er bei Tisch vergiftet werden (M. aber darf sich um es zu verhindern nicht an den Tisch wagen, weil die hohe Geistlichkeit eingeladen ist). Zweitens soll er in Oel gekreitscht werden: die Inquisition ist ihm auf der Spur, weil er die Schrift Lügen gestraft hat. Drittens hat Casperle durch die Wirkungen von „Perlippe und Perlappe" das Volk in Erstaunen gesetzt, es denkt sich Faust, Casperle's Meister, als einen gefährlichen Wettermacher und Brunnenvergifter und rottet sich zusammen, um ihm den Garaus zu machen. M. verspricht aber, er wolle Faust Kaiserinnen zur Entschädigung verschaffen, und sie steigen auf einen feurigen Drachen und fliegen fort nach Constantinopel. — Casperle ist bestürzt, wie er seinen Herrn mufs fortfliegen sehen; er macht allerlei komische Pläne, was er nun bei den welschen Grützköpfen anstellen solle. Da fällt ihm „Perlippe" ein; sogleich erscheint Auerhahn und erzählt ihm, dafs Faust nichts mehr von ihm wissen wolle, weil er ein Plaudermaul sei. Doch ist er bereit, ihn aus Mitleiden wieder nach Mainz zu bringen, wo sich Casperle um einen Nachtwächterposten bewerben will. Ein leeres Sopha erscheint. Auerhahn will sich darauf setzen, aber Casperle kommt ihm zuvor und das Sopha verschwindet mit ihm in den Wolken.

Vierter Aufzug. Faust ist nach Mainz zurückgekehrt. Er hat 12 Jahre verbracht, ohne einen völligen Genufs zu haben. Mit Wehmuth erinnert er sich noch der Zeit, da er noch beten konnte. Tiefe Reue ergreift ihn — da stört ihn M., der Faust's Reue fürchtet. Faust fragt ihn, da M. dem Pact gemäfs auf alle Fragen antworten mufs, ob er noch zu Gott kommen könne. M. bebt und stottert und verschwindet mit Heulen. Faust sinkt auf die Knie vor einem Marienbilde und betet. — M. eilt zurück, denn es ist die höchste Zeit, wenn ihm nicht Faust entrissen werden soll, und heuchelt ihm vor, er könne nur durch die Liebe selig werden. Er zeigt ihm die Helena. Faust hofft durch ihren Besitz glücklich zu werden, aber M. giebt sie ihm nicht eher, als bis er Gott von Neuem auf ewig abschwört. Faust stürzt mit Helena ab in sein Haus, aber es war eine höllische Schlange, die er an seinen Busen gedrückt hatte. M. lacht ihn aus mit den Worten „Betrügen ist mein Handwerk". Zugleich kündigt er ihm, dafs seine Zeit um sei und dafs er nur noch wenige Stunden zu leben habe: er habe sich verpflichtet, 24 Jahre zu dienen, das Jahr zu 365 Tagen gerechnet, aber er habe ihm auch die

Digitized by Google

Nächte gedient, also habe er sein Versprechen schon in 12 Jahren gelöst. Um Mitternacht ist die Zeit verflossen. Es schlägt 9 Uhr. Eine dumpfe Stimme von oben ruft ihm zu, sich zum Tode zu bereiten. Er geht händeringend ab. — Caspar, als Nachtwächter, tritt aus der Hütte, aus welcher ihm die keifende Stimme seiner Grete nachschallt, zündet die Laterne an und singt die 9te Stunde ab. — Faust kommt zurück: er zweifelt, ob das praepara te ad mortem auch ernstlich gemeint sei. Die Uhr schlägt zehn; eine dumpfe Stimme von oben ruft: Fauste, Fauste, accusatus es! Er will versuchen zu beten und kniet vor dem Marienbilde, aber die Züge der Mutter Gottes verwandeln sich ihm in Helenens. „Die unbefriedigte Lust vergiftet die frömmsten Gefühle." Eine dumpfe Stimme von oben „Gott verschworen, Ewig verloren"; Faust sinkt ohnmächtig nieder. — Indem Casperle aus dem Hause tritt und zehn absingt, strauchelt er über Faust. Er fordert von ihm das Lohn, was ihm Faust noch schuldig ist. Faust macht einen Versuch, sich durch einen Betrug zu retten: er schlägt Casperle vor, die Kleider mit ihm zu tauschen, aber Casperle weigert sich, weil sonst die Teufel den Unrechten erwischen können. — Faust allein. Es schlägt Elf. Die Stimme ruft: Fauste, Fauste, judicatus es! Die Qual, die ihn jetzt foltert, dünkt ihm tausendmal schrecklicher, als alle Martern der Hölle, aber M. malt ihm die Qual der Verdammten noch viel schrecklicher. Er bedeckt sich die Augen und stürzt ab. — Caspar ist von Grete mit dem Besenstock aus dem Hause gejagt, weil er Fausten bei ihr vor den Teufeln verstecken wollte, und singt Elf ab. — Die Uhr schlägt Mitternacht. Die Stimme ruft: Fauste, Fauste, in aeternum damnatus es. Er sinkt zusammen, die Teufel ergreifen ihn und führen ihn unter Feuerregen von dannen. — Casperle merkt „die höllische Execution" und singt Mitternacht mit einem bezüglichen Liede ab. Grete fährt heraus und schilt ihn; Casperle schlägt ihr mit dem Besenstock auf den Rücken und tanzt mit ihr Kehraus. —

Schliefslich möchten wir durch einige Bemerkungen die Lösung der Frage anregen, wie das Puppenspiel von den 3 Kunstdichtern, welche sich zunächst darauf stützen, fortgebildet ist. Wir besitzen bekanntlich eine ausgeführte Scene von Lessing, worin er den Theil des Puppenspiels behandelt, wo Faust die Geschwindigkeit der höllischen Geister prüft. Er selbst dachte grofs von seiner Leistung, und wünschte ein deutsches Stück, das lauter solche Scenen hätte. Wir vermissen indessen eine natürliche, überzeugungskräftige Stufenleiter der Schnelligkeiten: er wollte nicht blofs Stufen der Körperwelt, sondern auch der Geisterwelt angeben. Die erste Aufgabe war gewifs leichter und sicherer zu lösen, als die zweite. Während wir die Schnelligkeit des ersten Geistes gar nicht erfahren, ist der zweite schnell wie die Pfeile der Pest, der dritte wie der Wind, der vierte wie das Licht. Damit ist die Körperwelt abgethan. In der Geisterwelt sollen schnell sein die Gedanken der Menschen, schneller die Rache des Rächers, am schnellsten der Uebergang vom Guten zum Bösen. Mit anderen Worten: Die That soll schneller sein als der Gedanke, da doch selbst die schnellste That erst dem vorauseilenden Gedanken folgt. Schon Homer vergleicht die mährchenhafte Geschwindigkeit der Phäakischen Schiffe mit der Schnelle eines Gedankens, ja selbst die göttliche Schnelligkeit der Here oder des Apollo mit der Schnelligkeit des menschlichen Gedankens. Lessing setzte voraus, dafs die unterirdischen Geister alle sehr schnell sein müfsten; dadurch wurde die Gradation erschwert und der Calcül des ausklügelnden Verstandes trat an die Stelle des natürlichen Gemeinbewufstseins. Auch die Idee der Faustsage, die in dem Puppenspiel liegt, suchte Lessing zu verbessern. Dem Puppenspiele ist nicht blofs der leibliche, sondern auch der geistige Untergang Faust's wesentlich. Während nun Maler Müller nicht über die letzte trübe Wendung des Puppenspiels hinausging, da Faust bei ihm dem Teufel keinen kräftigen Widerstand zu leisten vermag, hatte Lessing das richtige Gefühl, dafs man hier einen Fortschritt machen, dafs man den finsteren Glauben der früheren Zeit aufgeben müfste. Statt aber Faust erst durch das Fegefeuer der Sünde geistig zu läutern, erfahren wir gleich zu Anfang, dafs die Bestrebungen Satans, der den Liebling Gottes durch die Unersättlichkeit der Wifsbegierde für besiegbar hielt, ohne Erfolg bleiben werden: der Engel der Vorsehung ruft schon in der ersten Scene den aufbrechenden Teufeln nach „Ihr sollt nicht siegen". Lessing begräbt nun Faust in einen tiefen Schlummer; statt des wirklichen Faust überläfst er der Verführung der Teufel ein Phantom, welches verschwindet, als die Teufel es zuletzt ergreifen wollen. Alles was die Teufel mit dem Phantom treiben, sieht der wirkliche Faust im Traum; als er erwacht, ist er von freudigem Danke gegen die warnende Vorsehung erfüllt. Man sieht, Faust kommt hier in gar keinen directen Conflict mit der Hölle, besteht keinen Kampf mit ihr; er wird durch den Traum nicht verlockt, sondern gewarnt und er beherzigt die Warnung; er hat die Verführung der Teufel blofs im Traume bezwungen. Erst Goethe ergriff den richtigen Punct: er läfst Faust zwar physisch untergehen, aber den unsterblichen Theil entführen die Engel zum Himmel. Das ist die wahre Versöhnung der Faustsage mit der Metaphysik.

E. Niemeyer, in Halle.

Digitized by Google

№ 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

XXXIII.

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk. Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk. Frankfurt am Main.

Zweiter Artikel.

Als ich in einem früheren Artikel *) den historischen Standpunct des hier anzuzeigenden Werkes festzustellen, und an den ersten Abschnitten nachzuweisen versuchte, lag es nicht in meiner Absicht, meine Kritik auch auf die folgenden Theile des Werkes auszudehnen; ich meinte, die fernere Prüfung, Ergänzung, Berichtigung dem denkenden Leser überlassen zu dürfen. Ich nehme dennoch die Beurtheilung der Weltgeschichte für das Volk wieder auf, weil ich glaube, dafs bei der steigenden Anerkennung, die das Werk von allen Seiten her gefunden hat, und bei dem Einflufs, den es in weiten Kreisen zu gewinnen hoffen darf, der Wissenschaft immer nur, sorgfältigere Prüfung Pflicht wird, sollte diese Prüfung auch wieder die frühere Ueberzeugung von der Einseitigkeit und Unwahrheit dieser Geschichtsauffassung bestätigen. Schlosser's Name bürgt dem Volke für eine rücksichtslose Wahrheit, für eine unverhüllte Geschichte; es ahnt nicht, dafs eben dieses Streben nach Wahrheit das Auge eines grofsen Geschichtsforschers für die Wahrheit, wie sie zunächst dem Auge sich zeigt, wie sie sich den Forschern in der alten Zeit selbst gezeigt hat, blind machen, und in eine Region führen kann, wo das Mifstrauen die beglaubigten Zeugen von sich stöfst, und aus Phantomen ein trügerisches Nebelbild zusammensetzt. Diesen Phantomen entgegenzutreten und das historische Urtheil zu den wahren und ungetrübten Quellen zurückzuführen, darf, wie gesagt, die Kritik um so weniger ablehnen, als es der gefeierte Namen eines unserer Meister ist, gegen den sie sich zu wenden hat. Und doch ist es weniger Schlosser selbst, gegen den sie zu kämpfen hat, als die Art und Weise, wie seine universalhistorische Uebersicht hier zu einer populären Weltgeschichte verarbeitet ist. Die eben erwähnte universalhistorische Uebersicht ist, auch wenn man ihr Seite für Seite entgegenzutreten hat, doch ganz des Meisters würdig, in all seinen Einseitigkeiten frisch, anregend, fördernd. Nun ist, seit dieses grofse Werk erschien, eine Reihe von Jahren vergangen; viele von Schlosser's Behauptungen sind ausführlich widerlegt; andere hat die fortschreitende Wissenschaft beseitigt; — jetzt wird die subjective Ansicht, die in wissenschaftlicher Fassung überall Aufmerksamkeit forderte, dem Volke als sichere bewährte Wahrheit gegeben; selbst an Stellen, wo Schlosser selbst längst das Bessere, wie bei Niebuhr, anerkannt hatte; das mag es entschuldigen, wenn das Urtheil oft in einer schärferen Form auftritt, als ich selbst mit meiner Ehrfurcht vor Schlosser's Namen vereinbar glaube. Schlosser selbst trifft der Vorwurf, nicht geschieden zu haben, was der gelehrten Forschung und was dem Volke übergeben werden dürfe.

Der 9. 10. 11. Abschnitt führen uns in eine Zeit hinüber, in welcher der beschränkte Gesichtskreis des Griechenthums sich erweitert, neue Formen des öffentlichen Lebens sich bilden, in der vielfachsten Mischung die Eigenthümlichkeiten der Völker sich verwischen, überall in Religion, Wissenschaft, Kunst, Leben sich Neues zu gestalten scheint. In der That wird seit Kurzem immer mehr diese Zeit als ein wirklicher Fortschritt zu neuen geistigen Entwickelungen gefafst, denen gegenüber die Bestrebungen der Demosthenes und Arate als unglückliche Täuschungen über die wahren Bedürfnisse der Zeit gelten sollen. Auch für Schlosser sind Philipp und Alexander die Anfän-

*) Jahrb. für wissensch. Kritik 1845. Sept. Nr. 42—45.

Digitized by Google

ger einer neuen Zeit, wo die Völker sich über die engen Mauern ihrer Städte hinaus zu gröfseren Ganzen verbinden, das monarchische Princip mit seiner Allgemeinheit die kleinen Sonderinteressen besiegt, und somit zu einer neuen Offenbarung des Geistes der Menschheit der erste Schritt gethan wird. Die Geschichte selbst hat ein anderes Urtheil über diese Zeit ausgesprochen. Keiner dieser Staaten erweist sich als eine gediegene Macht weder im Kampf mit einander noch in dem mit Rom; keiner von ihnen ruht auf der Basis einer lebenskräftigen Nationalität; nach Aufsen die Politik der frechsten Selbstsucht, die Kunst des Betrügens und Uebervortheilens, von welcher keine Bande des Bluts oder heiliger Verträge geachtet werden, nach Innen Willkür, Gewalt, Gesetz- und Rechtlosigkeit, überall ein Zustand der Auflösung, wo allerdings noch die hier und da umhergetriebenen Elemente sich zusammenballen, ohne es jedoch zu lebendigem Organismus zu bringen. Wo diesem wüsten Treiben gegenüber sich ein Widerschein des politischen Lebens der alten Zeit zeigt, wie im achäischen Bunde, fühlt man sich heimisch und wohl. Dieser ganze hellenistische Orient ist es nicht, mit dem der Geist wirklich einen Fortschritt gemacht hätte. Und was ist es denn mit diesem monarchischen Principe und seiner Berechtigung? Das Königthum Philipps ruht noch auf einer Grundlage frischer, kräftiger Nationalität, welche ihn und Alexander hebt, trägt, zum Siege führt; die Bande, welche König und Volk umschlingen, liegen am Tage; der Alexander in seiner orientalischen Majestät ist ein anderer, als der, welcher mit seinen edlen Macedoniern beim frohen Mahle sitzt; es sind tausend Collisionen aus diesen Verhältnissen entstanden, und doch hat Alexander nie daran gedacht, diese Bande zu lösen. Was aber haben seine Nachfolger dem Gleiches? Im Gegentheile, die Nationalitäten haben sich gegen sie gekehrt. Und haben sie nach einem Ersatze dafür gestrebt? haben sie ihren Thron mit dauernden Institutionen und Gesetzen umgeben? Es ist wahr, es entfaltet sich an diesen Höfen ein nie gesehener Glanz, grofse Heldengestalten bewegen sich vor unserm Auge; einen Fortschritt kann ich hier wie dort nicht erkennen. Wären nun wenigstens diese hervorragenden Persönlichkeiten, welche jetzt allein die Geschichte machen, recht besonnen gewürdigt, recht lebendig angeschaut! Lernte nur der Leser sich in die Seele der handelnden Personen versenken, von Innen heraus ihre Fehler, ihre Tugenden, ihr Handeln begreifen! Aber gerade hier, wo die Zeugnisse der Alten uns hätten Schonung und Milde empfehlen sollen, sehen wir die negative, vernichtende Kritik ihr erbarmungsloses Geschäft treiben, und das letzte Gute, was auf diesem Boden erwachsen ist, ausrotten. So bewegt sich unsere Geschichte in dem Widerspruche, erst ein Fortschreiten anzuerkennen, und dann alle Beweise für den geschehenen Fortschritt hinwegzuschaffen.

Alexander selbst wäre freilich durch seine Persönlichkeit wie durch die Verhältnisse wohl berufen gewesen, der Welt ein bleibendes Glück zu gründen; seine Erziehung war von Leonidas und Aristoteles trefflich geleitet; da fiel er Schmeichlern wie Lysimachus und Kallisthenes in die Hände, von denen jener seinem Geiste eine poetisch-phantastische Richtung gab, dieser ein eitler Schönredner war. Aristoteles selbst war, als er sich von Alexander trennte, schwach genug gewesen, den Kallisthenes an den König zu empfehlen. So unsere Weltgeschichte. Was Lysimachus betrifft, so hat er sich mit dem alten Phönix und Alexander verglichen, auch später, als Alexander von dem belagerten Tyrus aus einen Zug ins Gebirge unternimmt; da ist es, wo Phönix nicht mehr fortkann, und Alexander, der ihn nicht lassen will, selbst in gröfste Gefahr kommt. Kallisthenes aber ist 1) zu Alexander erst später gekommen, als dieser bereits in Asien war, 2) zu dem bestimmten Zwecke, die Wiederherstellung seiner Vaterstadt Olynth zu erwirken, 3) aber ist aus dem Vergleich, den Aristoteles zwischen ihm und Theophrast anstellte, nicht zu schliefsen, dafs er von Kallisthenes Sittlichkeit weniger günstig geurtheilt habe. — Nun kommt Alexander zum Thron, seine verbannt gewesenen Freunde Harpalus, Ptolemäus, Laomedon, Erigyius, Nearch kehren zurück; von den Gegnern fallen die Häupter, Attalus, nach erwiesenem Verrath, Kleopatra durch die Wuth der Olympias; über Anyntos sind die Alten selbst im Dunkel gewesen; eine eigentliche Blutschuld Alexanders ist nirgend erwiesen; es folgen der erste Zug unter die Griechen, die Kämpfe in Thracien und an der Donau, dann die Unterdrückung des griechischen Bundes, das meiste in guter Ausführung. Zweierlei aber finde ich hier wie für das Folgende zu bemer-

Digitized by Google

ken. Erstens fehlt auch hier überall jenes Element der Anschauung, sowohl für die auftretenden Personen, wie für die räumlichen Verhältnisse und die Ereignisse des Krieges, welches die Historiker des Alterthums so hoch gestellt haben; die Reflexion ist bei Schlosser der Anschauung über den Kopf gewachsen, auch für eine Zeit, wo uns Arrian aus Ptolemäus die genauesten Pläne, die lebensvollsten Bilder liefert. Zweitens ist bei dieser kritischen Geschichte überall ein Mangel der Kritik der Quellen wahrzunehmen. So finden wir die sichersten Ueberlieferungen, wie die Gesandtschaft der Celten an Alexander, die Erzählung von Hannibals Eidschwur, jene durch Ptolemäus, diese durch Hannibals eigene Erzählung bei Antiochus beglaubigt, in die Reihe der Anekdoten verwiesen, und Erzählungen wie die des Phylarch von dem Sande, den Kraterus für seine gymnastischen Uebungen nachkommen läfst, als ganz sichere aufgeführt. Und doch, wie leicht ordnen sich die Historiker von Arrian dem überall zuverläfsigen, auf Ptolemäus und Aristobul gegründeten, zu Plutarch, Curtius, Diodor herab, jetzt zumal, wo die Geschichtschreiber Alexanders aufs Neue gesammelt, geprüft sind? Wie viel nothwendiger aber ist diese Prüfung hier, wo bald die Fama bewufstlos vergröfsert hat, bald die Historiker absichtlich gelogen haben, wo selbst die zuverläfsigsten, Ptolemäus und Aristobul über wichtige, man sollte meinen, allbekannte Thatsachen sich widersprechen, wo kein Schritt gethan werden kann, ohne hier zu scheiden, dort zu combiniren. Es ist ein grofser Irrthum, wenn man an dem an sich Wahrscheinlichen ein Kriterium zu besitzen meint. Auch die Benutzung der Einzelnen kommt hier in Betracht; Diodor ist ganz unsicher, für ein Urtheil, ohne die Zustimmung Anderer, oft ganz unbrauchbar, überall ohne Kritik; bei Curtius ist der sichere Kern von den schönrednerischen Zuthaten zu scheiden; bei Arrian ist jedes Wort bedeutend. Der Schlosserschen Auffassung der alten Geschichte fehlt diese Grundlage einer Kritik der Quellen; bis ins Kleinste herab macht sich dieser Mangel fühlbar. Vergleiche z. B. Diodors Erzählung (XVII, 16) von dem grofsen Musenfeste, dem Schlosser folgt, mit Arr. I, 11.

Von Alexander bietet unsere Weltgeschichte ein würdiges Bild, sie verschweigt nicht die Schattenseiten, sie erkennt aber auch die Gröfse des Mannes und seines Werkes freudig an. Nur überträgt sie die eigene Reflexion zu sehr in die Seele des Helden, läfst die Unmittelbarkeit in seinem Handeln nicht genug hervortreten; sieht selbst da, wo der König dem Zuge eines höhern Willens, den ihm sein trefflicher Seher, den ihm sein eigenes ahnungsvolles Gemüth verkündet, folgt, die kluge Berechnung eines in alle solche Künste wohleingeweihten Fürsten. So hat Alexander in den griechischen Städten die Democratie erhalten, um des damit unzertrennlich verbundenen Geistes der Unruhe willen; so will er die Peloponnes absichtlich durch Aushebungen aussaugen. Bei den asiatischen Griechen heifst es: Alander habe diesen Orten die *Formen* einer gröfseren Freiheit gegeben, um desto sicherer die gröfsere Knechtung zu üben; die Satrapen hätten nur einen Schein von Herrschaft in den griechischen Städten gehabt; mit diesem Schein hätten sich Alexanders Statthalter nicht begnügt. Aus Arrian folgt aber: so wie die persische Macht zurückwich, brachen die von ihr geschützten Oligarchieen zusammen; die Oligarchen kehren zurück, so wie eine dieser Städte wieder an die Perser zurückfällt. Der antalcidische Friede war überall verletzt; jetzt versprachen die persischen Feldherrn, um die Griechen zu fesseln, ihnen die Basis jenes Friedens. Alexander brachte die Freiheit; er kam nicht als Herr, sondern schlofs mit den Städten Verträge, die auf Säulen geschrieben wurden. Die Barbaren zahlten die alten Tribute; die Griechen wurden von diesem Tribut entweder ganz frei, oder sie gaben ihn an ein Heiligthum z. B. den Artemistempel in Ephesus. Hiermit fallen alle jene Verdächtigungen als die eitelsten Hirngespinste weg. Solche Muthmafsungen, die leicht als historische Kritik betrachtet werden, sind überall zu finden. Ich will, wie sie mir der Zufall entgegenführt, eine und die andere beleuchten. Bekanntlich hat Alexander in Ilion geopfert. Nach Schlosser ist dieser Act eine wohlberechnete Ostentation für das Heer gewesen. Nun ist aber aus Arrian klar, dafs das Heer, welches bei Abydus hinübergegangen, und von da gleich nach Arisbe weiter gegangen war, gar nicht in Ilion zugegen war (Arr. I, 12. ἐξ Ἰλίου δὲ ἐς Ἀρίσβην ἧκεν, οὗ πᾶσα ἡ δύναμις αὐτῷ, διαβεβηκυῖα τὸν Ἑλλήσποντον, ἐστρατοπεδεύκει). Alexander selber war nur mit einer Abtheilung der Flotte von Elaeus nach dem Hafen der Achäer herübergefahren. Aehnlich vom Zuge

Digitized by Google

nach Ammonium: der König habe die Reise unternommen, um schon jetzt die beabsichtigte Orientalisirung seiner Regierungsform dadurch vorzubereiten, dafs er sich für einen Sohn des Zeus erklären liefse. Naturen wie die eines Alexander, Scipio, Sulla fühlen in sich die Macht eines höhern Wesens lebendig und treibend; der Glaube hieran giebt ihnen die Gewifsheit des Sieges, führt sie wirklich zum Siege. So war der Zögling des Aristoteles doch voll Vertrauen zu Aristanders Deutungen; in diesem Drange suchte er das Orakel in Delphi auf, die heilige Stätte von Ilion, verlangte er dem tyrischen Herkules zu opfern; so zog es ihn auch in die Oase. Es wäre ganz seiner Natur gemäfs, dafs er auch Jerusalem besucht hätte. Freilich wer dies Gefühl des Göttlichen, diese höhere Begeisterung nur als eine solche betrachtet, die den Wahn gebiert und für das Leben unbrauchbar macht, wird lieber dem jugendlichen Helden jene aus verdorbenster Seele entsprungene, mit jahrelanger Consequenz durchgeführte Täuschung zuerkennen, in wie schroffem Widerspruch dieselbe auch mit der sonstigen Einfachheit und Offenheit seiner Seele stehe. Freilich auch diese wird untergraben. Als Alexander in Indien steht und das Heer nicht weiter will, spielt er erst den Gekränkten; da er sieht, dafs dies nicht fruchtet, sucht er wenigstens den Schein zu retten, und befragt die Opfer, welche *natürlich* die Rückkehr gebieten. Eben so bei dem Aufstand in Opis. Ueberall verkümmert sich uns das Gröfste, Edelste unter den Händen dieser mifstrauischen Geschichte, und es bleibt in dieser entgötterten Welt nichts übrig, weshalb es sich verlohnte, die Geschichte zu studiren. Dies Mifstrauen in die einfache und redliche Gesinnung, in das, wofür sich jedes zunächst ausgiebt, unmotivirt wie es ist, bricht überall hindurch. Alexander hat den Athenern nach der Granikusschlacht 300 persische Rüstungen gesandt, hat den Iphikrates, den athenischen Gesandten, losgelassen, hat die Bildsäulen der Tyrannenmörder zurückgeschickt: natürlich um Athen von Sparta abzuziehen; dafs er ihnen zu derselben Zeit die Freilassung der am Granikus gefangenen Athener abschlägt, bleibt unbeachtet. Die Bewegung des Agis war, wenn man sein Treiben vor dem wirklichen Ausbruch des Krieges, seine Verbindungen mit den persischen Befehlshabern, die noch im Rücken Alexanders den Krieg schürten, die Unterstützung an Geld und Schiffen, die er von ihnen annimmt, die oligarchischen Reactionen, zu denen er die Hand bietet, genauer betrachtet, wirklich nicht von der Art, dafs Athen sich dabei hätte betheiligen sollen; sein Tod mag der eines Helden sein, sein Ziel aber war nicht die Befreiung Griechenlands, sondern die Peloponnes unter die alte Hegemonie zurückzuführen.

Trotz dieser Ausstellungen ist doch im Allgemeinen Alexander und sein Streben gut gefafst, die Hindernisse, welche ihn umgaben, das ungefügige Heer, die Prätentionen der Macedonier, die verrätherischen Feldherrn, die Feindschaften zwischen seinen Freunden und zwischen den Nationen, alles ist wohl gewürdigt; vortrefflich sein Verfahren gegen Philotas, gegen Kallisthenes, gegen die raubgierigen Statthalter gerechtfertigt. Denn mit der fortschreitenden Eroberung bilden sich neue Verhältnisse, die zu den früheren in Conflict gerathen, orientalische Unterthänigkeit und macedonische Kriegsgenossenschaft, die neue Majestät und die alte Einfachheit; so wie die gewohnte Spannung beim gewonnenen Siege nachläfst, und der gewonnene Reichthum zum Genufs einladet, schleicht sich ein böser Geist in das Heer ein; schon gleich nach Darius Tode kostet es Alexander Mühe, dafs die Macedonier sich bewegen lassen, ihm weiter zu folgen. Da werden Dinge, die sich aus den veränderten Verhältnissen von selber ergeben, übel gedeutet, an jeden von des Königs Schritten heftet sich die böseste Verläumdung, und erzählt von Ausschweifungen Alexanders und seiner Generale, die ans Wahnsinnige streifen. Schlosser schenkt hier zu unbefangen Glauben, wo oft noch das Schweigen z. B. des Aristobul über den dionysusartigen Zug durch Karmanien, bei dem er doch zugegen gewesen sein müfste, den Fabeleien zur Widerlegung dient. Alexander war weit entfernt, ein Despot im Sinne des Orients zu werden. Dafs er freilich vor Allem wünschte, den Orient mit dem griechischen Wesen zu durchdringen, leuchtet aus jeder seiner Handlungen hervor, noch zuletzt aus den Hypomnemen, die Kraterus in Verwahrung hatte (Diod. XVIII, 4); ob diese Verbindung des Ostens mit dem Westen, des Griechen- und Barbarenthums, der indischen quiescirenden Passivität mit dem unruhigen Drängen des Westens, wie unsere Weltgeschichte sich ausdrückt, von vorn herein sein Ziel gewesen sei, ist eine andere Frage.

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk. Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk.

(Fortsetzung.)

Mit jedem neuen Siege spannten sich Alexanders Siege höher, wurden seine Pläne gröfser, und es scheint mir vor Allem der Bewunderung werth, dafs er mit jedem Schritte vorwärts auch die rechten Maafsregeln traf, um das rasch Gewonnene zu bewahren. Mit welcher Einsicht war Kleinasien geordnet! wie theilt er dann, je weiter er sich von der Basis entfernt, die Gewalten, zieht Eingeborene in seinen Dienst, setzt an den äufsersten Gränzen selbstständige Fürsten zur Herrschaft ein! den Augenblick zu erfassen, ist gröfser, würdiger, als lange Berechnung, die immer täuscht, wo man mit lebendigen Potenzen zu thun hat. Auch jene Vermischung der Völker ist nicht *Zweck* des Königs, der wäre verfehlt worden, sondern ein *Mittel* zum Zweck, aus dem allerdings tausendfache Folgen, gesegnete und verderbliche, hervorgegangen sind. Wäre Alexander ein längeres Leben beschieden gewesen, vielleicht wäre wirklich eine sichere, dauernde Verschmelzung bewirkt worden. So aber sehen wir wohl eine neue Zeit heraufkommen, mit grofsartigen Heldengestalten, herrlichen Erweiterungen menschlichen Wissens, freierem, weiterem Völkerverkehr; aber dafs auch nur an einer Stelle eine verjüngte Nationalität, eine neue politische Bewegung, eine gesicherte Staatsform sich gezeigt hätte, dafs eine neue Vertiefung oder Erhebung des Geistes zur Production originaler Geisteswerke bewirkt wäre, welche uns für die Armseligkeiten der macedonischen Staatenbildungen einen Ersatz bieten könnten, das ist nicht der Fall. Hat sich an all diesen Siegen ein einziger Dichtergenius entzündet? haben Alexanders Thaten einen einzigen grofsen Historiker hervorgerufen? Es ist kein Werk gesegnet, dafs nicht auf dem Boden einer freien und edlen Nationalität erwachsen ist.

Das Zeitalter der Diadochen ist im Allgemeinen nach der Wahrheit geschildert: das Königthum gelöst von dem Boden einer freilich aufgebrauchten Volkskraft, das tolle Spiel immerhin ausgezeichneter Persönlichkeiten, die Kräfte der Länder bis aufs Blut ausgesogen, jede Regung von Freiheit blutig verfolgt, jede Tugend tausendfach verhöhnt; in dieser Rechtlosigkeit, in diesem Herausgetretensein aus aller objectiven Sittlichkeit sind sich alle gleich, wie verschieden sie sonst auch an Talent und an Gesinnung sein mögen. Unsere Weltgeschichte hat die Persönlichkeiten nicht gleichmäfsig behandelt; mehrere unter ihnen bleiben uns in nebelhafter Ferne stehen, auf andere, namentlich die beiden Demetrius, ergiefst sich der ganze Ingrimm des Historikers; und der Einzige, Ptolemäus, Antigonus Neffe, dem es wirklich soll um die Freiheit der Griechen zu thun gewesen sein, ist, genauer betrachtet, wie er seinen Oheim verräth, dann mit Kassander, dann mit Ptolemäus sich verbindet, ganz wie die andern. Es ist dies übrigens der Ptolemäus, den Curtius Inscr. Att. N. 10. andeutet. Ueber Demetrius den Phalerer will ich mich alles Urtheils enthalten, da hoffentlich bald Bergk ihn erschöpfend behandeln wird. Was den Städteeroberer betrifft, so ist es der Mühe werth zu sehen, wie weit Schlosser die Ueberlieferung ausgebeutet hat. Wenn Plutarch einmal sagt: τὰ μὲν οὖν ἄλλα σαφῶς ἀπαγγέλλειν οὐ πρέπει διὰ τὴν πόλιν, so wird daraus bei Schlosser: „Ein alter Schriftsteller sagt, er schäme sich, alle Scheuslichkeiten zu berichten, welche damals von Demetrius und von den Athenern begangen seien, er habe zu viel Achtung vor dem alten Sitz der Kunst und Wissenschaft, um den damaligen Zustand desselben in seiner nackten Erbärmlichkeit darzustellen." Ein anderes Beispiel: Kleomedon ist vom Staate in eine

Digitized by Google

Geldstrafe von 50 Talenten verurtheilt. Sein Sohn Kleänetus erwirkt die Fürbitte des Demetrius, dafs das Volk dem Vater die Strafe erlassen möchte. Bei Schlosser lautet das: Demetrius giebt ihm eine Anweisung von 50 Talenten auf das athenische Volk. Auch die Geschichte von den 250 Talenten, die Demetrius der Lamia εἰς σμῆγμα geben läfst, wird so behandelt: das Geld sei von der Stadt erprefst, in Gegenwart der Ueberbringer an Lamia übergeben u. s. w. Es ist nicht zu glauben, wie einfache Worte gedehnt und gefoltert werden können, bis sie den beabsichtigten Sinn von sich geben. So wird der Charakter des Demetrius gewonnen, selbst bis zu der Genauigkeit, dafs man sieht, er hat sich zwischen seinem ersten und zweiten Aufenthalt in Athen moralisch bedeutend verschlechtert. Auch andern Personen widerfährt es, nach gleichen Principien zugeschnitten zu werden: Leosthenes kommt unter die Männer, deren Wahlspruch Freiheit oder Tod ist! Demades, sonst ein elender Mensch, ist doch einer der klugen und besonnenen Diplomaten, die unter fremder Herrschaft eine Art von Freiheit behaupten zu können hoffen! Phocion ist ein Mann, der von je dem constitutionell-monarchischen Systeme gehuldigt hat. Aber auch sonst sind die Quellen mit gröfster Flüchtigkeit behandelt, auch da, wo die subjective Ansicht Schlosser's nicht in Betracht kommt. Antipater „der alte despotische General" stirbt; Polysperchon wird Strateg, Kassander Chiliarch. Noch ehe die Nachricht von Antipaters Tode nach Athen kommt (Schl. vor Kassanders Bruch mit Polysperchon), läfst Kassander Munychia an seinen Freund Nikanor übergeben. Darauf erläfst Polysperchon jenes ganz richtig gewürdigte Freiheitsdecret. Auch in Athen hebt sich die von Antipater niedergehaltene Partei; sie fordert von Nikanor, dafs er Munychia räume. Der aber nach mancherlei täuschenden Verhandlungen besetzt auch den Piräeus (Schlosser: durch die Unterstützung der Oligarchen!!). Der Verf. weifs nun von den wilden Demokraten, die ein förmliches Revolutionstribunal aufschlagen; er weifs, dafs selbst Polysperchons Sohn Alexander sich lieber mit den Oligarchen in Verbindung setzt, und die Belagerung von Munychia nicht ernstlich betreibt, als dafs er dem wüthenden Pöbel sollte die Zügel schiefsen lassen. Dann kommt Polysperchon selbst nach Athen, und schliefst die Stadt mit 25000 Mann ein, um Kassanders Vorrücken zu hindern (!!), geht aber, weil er sieht, dafs sein Sohn allein für diesen Zweck genügt (Diodor: weil er nicht Lebensmittel genug hat), nach der Peloponnes, wo sein Unternehmen vor Megalopolis scheitert. Jedermann sieht: bei diesem Verfahren ist kein Schritt zu thun, es sei denn, dafs man die Quellen selbst zur Hand nehme. Ich bemerke aber: in Zeiten so stürmischer Bewegung nimmt alles Partei; es findet sich kein Thucydides, dem es ohne Hafs und ohne Liebe um die Wahrheit selbst zu thun wäre. Wie glücklich aber wären wir, hätten wir nur eben noch diese Parteischriften, die Dekaetie des Demetrius, die Hypomnemen der Könige u. s. w. vor uns! Unsere Historiker aber haben bereits aus diesen Parteischriften geschöpft, indem sie kritiklos aus dem ihnen vorliegenden Materiale auswählten, was ihren Zwecken entsprach. Wenn nun aber dieser unsichere Besitz noch weiter ins Subjective verflüchtigt, hier mit Ungenauigkeit gelesen, dort willkürlich gesteigert wird u. s. w., wenn noch ein neuer Schritt weiter von der Wahrheit weg gethan wird! Schon wer dem Diodor folgt, mufs befürchten, vielfach die Wahrheit zu verfehlen: wer ihm nicht mehr folgt, darf vielleicht hoffen, der Wahrheit näher zu kommen! Auch der Geschichtschreiber einer Zeit wandelt oft auf einem mit Trümmern überdeckten Boden; der Geist und die Wissenschaft finden keine Ruhe, als bis der Zusammenhang zwischen diesen Trümmern wiederhergestellt ist; das aber kann nur annäherungsweise und auch dies nur dann gelingen, wenn richtige Anschauung, glückliche Combination und scharfe Kritik sich zu der Arbeit vereinigen.

Der folgende Abschnitt behandelt die letzten griechischen Zeiten, die Reiche der Seleuciden und der Ptolemäer, so wie die, welche sich vom seleucidischen ablösen, Macedonien und Griechenland, gröfstentheils in angemessener Weise. Die Verhältnisse der Höfe, die staatlichen Einrichtungen, der Verkehr, die Bildung der Völker, Literatur und Kunst treten lichtvoll und ansprechend vor das Auge. Zunächst das seleucidische Reich und Seleucus Bemühen, griechische Bildung und Sitte bis in den Orient, der sich unter ihm noch weiter aufthut, zu verbreiten. Es wäre belehrend gewesen, wenn die innere Verfassung der griechischen Städte mit einer Art von Politia, das Verhältnifs zwischen Griechen und Barbaren in denselben,

Digitized by Google

wozu vor allen Seleucia am Tigris Anlafs bot, hier mit aufgenommen wäre. Dann Kleinasien, von dem erst jetzt das Dunkel zu weichen beginnt, mit seinem reichen Wechsel an Volksthümlichkeiten, die hier allerdings zu äufserlich gefafst werden; dann die celtischen Ansiedlungen, Parther und Baktrer. In all diesen Staaten, die sich von Syrien lösen, ist die Reaction der ursprünglichen Nationalität gegen die fremde Herrschaft und Bildung zu erkennen; so schwach es ist, so erweist sich doch dies Einheimische mächtiger, lebensvoller, als das Hellenistische. Unter den Persern Jahrhunderte lang geknechtet, haben diese Nationalitäten doch Kraft genug, sich zu reinigen, zu verjüngen und zu befreien. Ueber die Ptolemäer fällt manch hartes Wort, über die Schlauheit des ersten, der alle übrigen Generale Alexanders zu täuschen und für seine Zwecke zu benutzen weifs, der in sittlicher Hinsicht nicht über Demetrius steht, der gleich Anfangs durch des Kleomenes Ermordung sich beliebt zu machen weifs; eben so über Philadelphus (der die *Brüder* liebte, die er hatte ermorden helfen, bittere Ironie!), von dem doch Droysens meisterhafteste Schilderung vorlag. Auch das wirkliche Verdienst wird möglichst verkümmert. So ist es kein wirkliches Interesse, das die Ptolemäer an der Literatur nehmen; es ist seit Alexander einmal Mode, dafs Könige Kunstwerke und Bücher sammeln, oder neue verfertigen lassen. Ptolemäus I. hatte dazu noch nicht Zeit genug. Wenn so wenig die innere Berechtigung der alexandrinischen Wissenschaft, nach der originalen Production das Zeitalter der Gelehrsamkeit, anerkannt wird, wie viel mehr müssen in manchen religiösen Bewegungen z. B. der Herbeiführung des Zeus-Hades aus Sinope grobe Täuschungen vermuthet werden, die der König dem einfältigen Volke spielt. Sonst wird über den Handel, den Reichthum des Reiches, über das gelehrte Treiben in Alexandrien gut gesprochen; aber das wahrhafte innere Leben eines aus griechischen und nichtgriechischen Elementen so wunderbar gemischten, in seiner Verfassung so wohl gegliederten fast modernen Staates, über den uns so viel wichtige Documente, Inschriften und Papyre täglich neues Licht spenden, bleibt eben so wie seine äufsere Politik, die nicht so abschliefsend war, als man gemeiniglich glaubt, zum grofsen Theil unerkannt. Die Ptolemäer wissen sehr wohl, welche Stellung sie in diesem Staatensysteme einzunehmen haben; Aegypten selbst setzen sie nicht aufs Spiel, aber von da aus haben sie nach allen Seiten, nach Karthago, nach Nubien, nach Syrien, nach der Küste Kleinasiens, nach Griechenland, bis an die thracischen Küsten ihre begehrlichen Hände ausgestreckt; sie haben ihre Subsidien an Arat nicht aus Freundschaft gezahlt, oder um aus dem kunstreichen Sicyon schöne Gemälde zu erhalten, sondern weil sie eine Stellung zwischen Syrien und Macedonien gewinnen wollen, die ihnen auch nicht entgangen ist; sie unterstützen Kleomenes, als dieser ein stärkerer, entschiednerer Gegner Macedoniens zu werden verspricht. Diese Ptolemäler haben sich so gut wie die Diplomaten Louis XIV. auf ihre Politik verstanden, und es ist seltsam, wie ungeschickt, wie bornirt uns ihr Treiben hier entgegentritt. In dieser Politik erhalten diese kleinen verkommenen griechischen Städte noch einmal als προσθήκη eine Bedeutung. Aber nicht blofs so, sondern vielmehr, weil hier noch einmal eine neue Entwickelung zur Freiheit ohne Unterdrückung beginnt, zu einer Freiheit gleicher Städte, wie bis dahin die Griechen sie nicht gesehen hatten. Schlosser hat zu dieser neuen Freiheit kein Zutrauen; dafs sie doch *einen* Strategen ernannten, darin sieht er eine Annäherung an die Monarchie. Arat selbt ist, wie es einmal Mode ist, als ein durch und durch erbärmlicher Mensch geschildert: eitel, ohne Feldherrntalent, ohne Muth, ohne die wahre Staatsweisheit einer hohen und edlen Seele. Es kam ihm zu gut, dafs er aus Sicyon war, der alten Pflegerin der Kunst, wo es ihm leicht ward, durch Uebersendung alter Kunstwerke den Philadelphus zu gewinnen. Seine Bildung war oberflächlich; er redete mit der feinen Welt bei Hofe über Literatur, wie man jetzt über Opern und Sänger redet. Die Freiheit liebte er wohl, sich aber vor allem. Die Befreiung Sicyons war nicht schwer, die Korinths eine gemeine Spitzbüberei. Selbst der Sturz der Tyrannen ist nicht sein Verdienst; sie legten ihre Herrschaften selbst nieder, als sie nicht mehr von Macedonien aus unterstützt worden. Für Kleomenes giebt es bei Schlosser jede Art von Entschuldigung; er wird selbst von den Moralgesetzen entbunden, die gegen Andere so rigorös sind; selbst die Hochherzigkeit der Megalopoliten wird ihm zu Gunsten verschwiegen, die am Bunde festhielten, als ihre Stadt schon in Feindes Händen war. Für Schlosser und seine Geschichte hat

Digitized by Google

Polybius umsonst geschrieben, umsonst den Phylarch widerlegt, umsonst das Verfahren der Achäer gegen Mantinea, gegen Aristomachus gerechtfertigt; aus Polybius eigenen Worten werden die Gründe gegen Polybius entlehnt. Der bitterste Vorwurf trifft Arat im kleomenischen Kriege. Und doch ist hier alles so klar: der Kampf ist für die achäische Freiheit gegen das Aufkommen einer neuen Hegemonie in der Peloponnes. Antigonus wurde erst hineingezogen, als Ptolemäus auf Seiten des Kleomenes stand; seine Hülfe aber wurde erst da in Anspruch genommen, als die Achäer zu erliegen drohten. Kleomenes ist eine edle hohe Natur, zwar nicht König im lykurgischen Sinn, sondern mehr in der Weise der grofsen macedonischen Kriegshelden; aber von sichern, theuer erkauften Institutionen zu lassen, und sich an Personen zu vertrauen, seien es die edelsten, begabtesten, wird man nie von einem Staatsmann, wie Arat es war, nie von einem freien und patriotischen Manne erwarten dürfen. Einzelheiten, wie die Aufnahme Athens in den achäischen Bund, mufs ich übergehen. Das Endresultat ist mir auch hier, dafs die Schlossersche Weltgeschichte, welche davon ausgeht, über die täuschende Tradition zur gerechten Würdigung der Personen und Thatsachen fortzugehen, in die Verkehrung der wahren Geschichte umschlägt. Auch die Wissenschaft hat mit Glauben anzufangen, nicht mit Mifstrauen und Unglauben.

Wesen und Art des *römischen* Volkes steht der Fassung unserer Weltgeschichte näher; die einfache Strenge der Sitten des alten und die rücksichtslose Härte des abstracten Rechts des späteren Rom entsprechen den sittlichen Forderungen Schlossers mehr, als das heitere Spiel und der glückliche Leichtsinn der Griechen. Bei alle dem aber wird sich auch hier erweisen, dafs eine Geschichte, die nicht vermag den eigenen Standpunct aufzugeben und sich in die darzustellenden Verhältnisse zu versenken, anstatt von der Reflexion, von dem unbefangenen Anschauen auszugehen, in den wesentlichsten Beziehungen wird das Rechte verfehlen müssen. Die ersten Abschnitte sind einer Zeit gewidmet, aus der manche Sage zu den Römern hinüberklang, manche verfallene Ruine Kunde gab, aber kein geschriebenes Wort, keine sichere Geschichte erhalten war. Was uns hier zunächst interessirt, ist die Urbevölkerung Italiens, das Verhältnifs der ältesten Völker Italiens zu einander und zu den gröfseren europäischen Völker- und Sprachstämmen, zum iberischen, celtischen, germanischen. Was hier geboten wird, kann jetz nicht mehr genügen, seitdem für das Verständnifs des Umbrischen und Oskischen so sichere Grundlinien gezogen sind. Hier sehen wir noch die eugubinischen Tafeln, um nur Eines zu erwähnen, als Belege für die Cultur der Etrusker genannt. Unter den Völkern Italiens werden dann Etrusker, Latiner und Samniter (d. h. der ganze sabellische Völkerstamm) besonders hervorgehoben. Das etruskische Wesen ist gut gefafst, nur dafs Verf. zu sicher von den 3 etruskischen Conföderationen, spricht, obwohl gewifs die Etrusker Campaniens nur in einem höchst losen Bundesverhältnisse können gestanden haben. Das latinische Land denkt sich Schlosser in ältester Zeit stärker bevölkert, als es je in den blühendsten Zeiten der römischen Herrschaft der Fall gewesen; die Sage von Aeneas wenigstens führt uns, wenn wir sie nicht bei Virgil lesen, auf eine sehr dünne Bevölkerung des Landes. Aber entschieden zu verwerfen ist das Kasten-Wesen und die Priesterherrschaft, welche hier vorausgesetzt werden. Mit besonderer Vorliebe verweilt Schlosser bei den sabellischen Völkern. Die ganze Einrichtung derselben beruhe auf Aristokratie und Cultus, nur sei die samnitische Aristokratie nicht von Leibeigenen umgeben, der Cultus aber nicht nach der Willkür eines Priesteradels, sondern nach alten schriftlichen (!!) Anordnungen eingerichtet gewesen. Auffallend, wenn das Alter der ältesten oskischen Schriftdenkmale erwogen wird. Noch weiter: die fratres Arvales hätten sich neben ihren gottesdienstlichen Verrichtungen auch mit dem Feldbau beschäftigt, und zwar nicht blofs in seiner Beziehung auf den Cultus, sondern in wissenschaftlicher Hinsicht. Zu allen Zeiten sei die Landwirthschaft neben der Jurisprudenz eine ächt nationale Wissenschaft der Italiener gewesen. Das ver sacrum sei ein Mittel gegen die Uebervölkerung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk. Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von G. L. Kriegk.

(Fortsetzung.)

Welche Phantastereien, verglichen mit der schönen Weise, wie vor Kurzem Walter die allgemeinen Züge des altitalischen Lebens entworfen hat! Diese 3 Föderativstaaten nun, Etrusker, Latiner und Samniten, halten sich einander in Schranken, in Rom vereinigen sie sich, und gerade darum, weil Rom von jedem das Beste annimmt, hat die römische Macht so schnell emporsteigen können. Von den Sabellern namentlich empfing Rom die Rüstigkeit des Sinnes und das kriegerische Element, von den Etruskern die Mittel, um eine herrschende Kaste über die dienende Menge emporzuhalten, die Unterdrückung durch die Täuschungen des Aberglaubens zu stützen, ohne dafs jedoch das hemmende Trugbild der Priesterherrschaft aufgekommen wäre. Etruskisch sei so der ganze ältere Cultus mit seinen Ceremonien, die erste Einrichtung der Staatsverwaltung; die Patricier, der edle Kern des Volks, seien Etrusker; die Latiner und Sabiner bilden den ackerbauenden, durch rüstigen Sinn und einfache Lebensweise ausgezeichneten Volkstheil. Dabei ist ohne Bedenken immer von Kasten die Rede, von Kasten der Priester und des Adels, die alle Gewalt in sich vereinten, und Jahrhunderte lang den Geist und das Leben des Volkes einzwängten. Zu dieser Knechtung sind auch die Augurien ein Mittel. Die Curieneintheilung bezieht sich zuverlässig auf den Gottesdienst. Hat Verfasser früher die grofsen Tempel des vorderen Asiens mit den Abteien des Mittelalters verglichen, so werden die Curien uns hier zu Kirchspielen. Niemand fordere, dafs ich diese Träume widerlege. Ich habe nur einige Züge zusammengestellt, damit Jeder sehe, auf welcher Stufe das deutsche Volk stehend gedacht werde. Ich kann nicht ohne Beschämung auf England blicken, dem Arnold ein anderes Werk glaubte hinterlassen zu müssen. Unzähliges mufs hier übergangen werden, wo ich nur eine allgemeine Charakteristik des Werkes zu geben habe.

Als Polybius für die Griechen das Räthsel lösen wollte, wie Rom in noch nicht 53 Jahren habe die Herrin der Welt werden können, zeigte er, diese Herrschaft ruhe auf der Tüchtigkeit und Gediegenheit des römischen Volkscharakters, nächstdem aber auf der Trefflichkeit seiner Institutionen. Diese Institutionen hatten sich selbst in Zeiten, wie sie der cannensischen Niederlage folgten, bewährt. Wer Rom schildern will, schildere es zunächst in jenen nämlichen Beziehungen. Ich kann nicht sagen, dafs unsere Weltgeschichte Rom in diesem Werden seiner Volksthümlichkeit, die ursprünglich so gar nicht auf Krieg berechnet gewesen war, in dieser Verbindung der verschiedenen feindlichen Elemente zur lebendigen Einheit, in diesem Ringen um gleiche Ehre und gleiches Recht mitten unter äufserer Noth und Drangsal, in diesem allmähligen Fortschreiten von einem Rechte zum anderen vor das Auge führte. Es wird ohne Weiteres das Unrecht der Patricier vorausgesetzt, der patricische Staat als Staat der Unterdrückung und des Betruges gefafst, das Priesterthum, das durch die Augurien die Comitien in seiner Gewalt hat, kehrt immer wieder, doppelt lästig bei einem Staate, der zu allen Zeiten besser als irgend ein anderer das religiöse Element in den Staatsorganismus einzufügen verstanden hat. Was ein Magistrat ursprünglich gewesen, welche Machtvollkommenheiten er weiter hinzugewonnen oder verloren hat, ist bei der Censur, bei der curulischen Aedilität, die gleich von vorn herein eine Ober-Polizei-Behörde ist, selbst beim Tribunal, wo es am nöthigsten war, nicht unterschieden. Auch absolut falsche Behauptungen kommen vor, z. B. dafs die comitia tributa durch

Digitized by Google

die Decemvirn zur alleingesetzgebenden Versammlung werden, die Centurien sich auf die Entscheidung über Krieg und Frieden, über das Caput eines Bürgers etc. beschränken, dafs die Curien schon damals zu leerer Form herabsinken. Dagegen ist sehr zu billigen, dafs einige Partien der Geschichte, wie die dichtende Sage sie gestaltet hat, so in aller Lebendigkeit gegeben werden. Denn in dieser Form selbst haben sie auf die wirkliche Geschichte Bedeutung erlangt. In allen diesen innern Bewegungen nun prägt sich das Leben des römischen Volks, wie es S. 246 ff. vortrefflich geschildert wird, aus. Die ausgezeichneten Persönlichkeiten sind, wie sehr schön gezeigt wird, eben nur der persönliche Abdruck des Geistes jener Zeit. Dies ist der einer sittlichen Strenge, bei der freilich die Munterkeit und Lust des griechischen Lebens keinen Raum findet, einer Einfachheit des Lebens, zu der die Aristokratie der Patres ähnlich zurückkehrte, wie die Republiken von Holland und Genf. Grundeigenthum und Ackerbau ist die Basis des Wohlstandes, nicht Industrie, Schifffahrt, Handel. Wenn nur nicht immer wieder die schiefen Vorstellungen sich einmischten von dem Ausscheiden des etruscischen und latinischen Elements, von der Herrschaft des samnitischen, von dem neuen Adel, dem senatorischen, der gleich an die Stelle des Patriciats tritt, ein Adel, der aus dem sich immer wieder verjüngenden Kern der verdientesten Männer sich bildet. Zu falschen Begriffen führt das Modernisiren beim Kriegswesen. Der Consul ist der commandirende General, der Legat sein Adjutant, die Tribunen werden zu Obersten, die Centurionen zu Hauptleuten, die Centuriae fabrum sind die Ingenieure, von auserwählten Officieren geleitet u. s. w. Der Centurio ist nicht Officier in unserm Sinne; es ist nur Ausnahme, wenn Jemand vom Centurio zu einer höheren Stellung gelangt. Der junge Römer von vornehmer Geburt dient, wenn er im Contubernium eines Feldherrn ein Paar Jahre zugebracht hat, als Ritter und wird dann Tribun in der Legion. Von einem Avancement, wie wir es denken, ist in den guten Zeiten der Republik nicht die Rede, nur dafs, qui ordinem duxit, nicht wieder als gemeiner Soldat zu dienen nöthig hat.

So gerüstet, in sich selbst stark und einig, beginnt nun Rom den Kampf um Italien. Das Heldenalter Roms nimmt seinen Anfang, worauf die spätern Zeiten eben so bewundernd zurückblicken, wie das Mittelalter auf seine christlichen Helden. Die Kriege mit den *Galliern* eröffnen die Reihe. Polybius betrachtet sie als die harte Schule, in der die Römer durch die äufserste Noth gestählt, und zum Kampfe mit den Puniern vorbereitet wurden. Dann die Kriege wider die Latinen und die Samniten. Manches ist vielleicht zu rügen, was schon in Niebuhr seine Kritik erhalten hat, z. B. ist nicht zu glauben, dafs die Campaner sich in einem besonderen Vertrage als Unterthanen Roms bekannt haben; sie sind es auch nach der Auflösung des latinischen Bundes nicht gewesen; eben so der angebliche Sieg des Cassus, durch den er die verfolgenden Samniten zurückwarf. Unbefriedigender ist die Art, wie hier die neue Stellung der Latinen zu Rom besprochen wird. Es ist nicht blofs selbstsüchtige Klugheit, was hier sich zeigt, sondern die tiefste Staatsweisheit, die ohne das Vorbild eines anderen Staates das Rechte traf. Keine griechische Hegemonie hat dem Aehnliches aufzuweisen. Es war ein Band, das selbst in den Zeiten der höchsten Gefahr festhielt. Als Mago die Nachricht vom Siege bei Cannä nach Karthago brachte, und wie Samniten, Appuler, Lucaner, Bruttier und Capua selbst die Sache Roms verlassen, fragte der Gegner, ob eine einzige Stadt des nomen Latinum sich losgesagt, oder ein Bürger der 35 tribus übergegangen sei. Es galt eben so unmöglich von den Latinen wie von den Bürgern selbst, dafs sie abfallen könnten (Liv. XXIII. 12). Was war es nun, das sie so fest an Rom knüpfte? Die Fesseln der Unterdrückung pflegen nicht so Stand zu halten. Arnold hat mit all der Umsicht und Zartheit, welche den Engländer so hoch stellt, auch diese Frage beantwortet. Bei Schlosser finden sich die allerseltsamsten Behauptungen, z. B. die Bundesgenossen seien von römischen Officieren commandirt worden (S. 275); aus allen Zeiten, Hannibal's, des Perseus, Jugurtha's finden sich Beweise des Gegentheils (s. Sall. Jug. 69. Plut. Mar. 8.); — die Römer seien nur mit dem Stocke, die socii mit verbera gestraft worden; die verberatio ist immer nur mit der Todesstrafe verbunden zu denken, hierbei war sie für die Römer abgeschafft; — der Latine habe nicht das gleiche Recht über seine Kinder gehabt, wie der römische Vater u. s. w. Dafs im zweiten und dritten Samniterkriege aller Glanz auf die Gegner Roms fällt, wird Jeder ohne meine Erinnerung erwarten. An die caudinischen Pässe hat sich

Digitized by Google

immer der bitterste Tadel gegen Rom gehängt, selbst die Vermuthung eines doppelten Treubruches; wer sollte aber denken, dafs selbst die Aufopferung des zweiten Decius so klug berechnet und aller Hochherzigkeit baar wäre? Drüben aber ist die heldenmüthigste Ausdauer; dieses muthige, freie, seit uralter Zeit durch seine einfachen Sitten und durch seine Verfassung ausgezeichnete Volk läfst sich einmal nicht demüthigen, sondern mufs ganz ausgerottet werden; die Römer dagegen sind ein Volk, das aus dem Krieg ein Handwerk macht; hätten sie wenigstens jenen ritterlichen Sinn, der uns mit ihnen aussöhnen könnte! Sie hausen in Samecum wie Louvois Knechte in der Pfalz, wie die Republikaner in der Vendée. Und von den ungeheuern Bewegungen dieses so reinen unschuldigen Samnitenvolkes, das den Süden Italiens unterjocht hat, das den griechischen Städten so verderblich geworden ist, das seine rohen Krieger als Söldner in fremde Dienste sendet, ist nicht die Rede. Die Samniten sind im ersten Krieg der angreifende Theil, sie drängen an den Liris vor, als Rom gegen sie in den Kampf tritt. Und so ist Rom immer in der Lage gewesen, angegriffen zu werden, zu siegen und dann als der eroberungssüchtige Theil verschrieen zu werden. Das böseste Licht wirft allerdings die Hinrichtung des Pontius auf Rom. Ich wage nicht, auf die geringfügige Nachricht, welche uns hierüber gegeben wird, ein so hartes Urtheil zu gründen; ich denke vielmehr an die 600 Ritter, welche den caudinischen Frieden verbürgen sollten, und in den Händen eines erbitterten Feindes blieben. Grofsmuth, Freigebigkeit und dergl. sind überhaupt Tugenden, die dem Alterthum fern sind; einzelne hervorragende Personen haben sie geübt, und sind um ihretwillen hochgepriesen worden; in das Volk gedrungen sind sie nie. Wozu nun auf das römische Volk eine Last wälzen, an der alle Völker des Alterthums, die Römer wie die Samniten, gleich zu tragen haben?

Auch der Krieg mit Pyrrhus fällt auf Rechnung der Römer; der Vorwand, den Tarent bot, war ihnen willkommen. Und doch hatten die Tarentiner, noch bevor sie selbst die Waffen erhoben, einen grofson Theil Italiens aufgewiegelt; denn als sie bereits jene kleine römische Flotte überfallen, die Gesandten schmählichst verhöhnt hatten, als der Consul Aemilius bereits im Gebiete von Tarent stand, ergingen von Seiten Roms immer auf's Neue Friedensanerbietungen; die Gefangenen wurden geschont und entlassen; die Besonnenen in der Stadt wünschten selbst den Frieden, den Schlosser freilich hart findet, und doch heifst es, dafs Rom den Krieg gesucht habe. Und Pyrrhus? ein Abenteurer. Und doch sehen wir deutlich, dafs ihm ein fester Plan vor der Seele steht. Diese westliche Griechenwelt bedurfte, wie sie zwischen Rom und Karthago stand, der Einheit; sie hatte in Sicilien und in Italien schwere Verluste erlitten; Alles lud einen unternehmenden Fürsten, dem Epirus nicht genügte, dem der Orient durch Waffen und die Künste der Diplomaten verschlossen war, ein, im Westen ein starkes Reich zu gründen. Durch seine Verbindung mit Agathokles Tochter schien er selbst ein Erbrecht auf Sicilien zu haben. Es ist nicht zu sagen, dafs Pyrrhus diese Pläne als Abenteurer gefafst, als Abenteurer aufgegeben hätte. Selbst die Begleiter des Pyrrhus trifft dieses mifsgünstige Urtheil. Sein Kanzler Cineas ist ein Mann von ungemeiner Beredtsamkeit und grofser Geschicklichkeit in Staatsgeschäften, der zu den griechischen Hof-Philosophen aus der eleganten Schule jener Zeit gehörte. Droysen nennt ihn einen Mann, der, wie es scheint, mit dem klugen Blick tiefster Menschenkenntnifs die geläuterte Sittlichkeit hellenischer Bildung verband. Auch weiterhin ist viel Irrthum. So z. B. spricht Verf. S. 292 so bestimmt von den Friedensvorschlägen, und wie die Römer dieselben wohl hätten annehmen sollen. Die Historiker des Alterthums sind über jene Vorschläge im Widerspruche mit einander. Ob aber Rom im Ernst eine neue Macht in Sicilien und Unteritalien sollte aufkommen und Samniten, Lucaner, Appuler und Bruttier aus seinem Bündnifs in das des Pyrrhus übergehn lassen, kann nicht wohl in Frage gestellt werden.

Es folgt das Zeitalter der punischen Kriege, denen in einem eignen Abschnitte die frühere Geschichte Karthago's und Siciliens vorausgeschickt ist; es ist die Zeit, deren Darstellung Polybius den gröfsten Theil seines Werks gewidmet hat. Es ist nicht meine Absicht, mich in das Einzelne einzulassen, das nicht ohne manche Ungenauigkeiten ist, z. B. Seite 422 ist Philopömens Alter zu 80 statt zu 70 Jahren angegeben, S. 401 Hannibal's Abwesenheit von Karthago zu 34 Jahren bestimmt, obwohl Hannibal nach jenem ersten Ausfluge zurückgekehrt und dann von Hasdrubal

Digitized by Google

erst wieder nach Spanien berufen war (Liv. XXI. in.), S. 376 Sempronius *schiffte* sein Heer ein; S. 370 wird der zwischen Hasdrubal und Rom abgeschlossene Vertrag als ein von Karthago bestätigter angesehn, gegen Polybius (VII) weitläuftige Darlegung; Narva (S. 361) hat nach (Pol. II, 78) offenbar Hamilkar früher noch nicht gekannt u. dgl. Ich führe diese wenigen Puncte aus vielen an, damit die Ungenauigkeit, mit der die Quellen benutzt sind, klar werde. Wichtiger ist der Geist, in dem diese ganze Epoche behandelt ist. Darnach ist Rom ein Staat, dessen Ziel die ungerechteste Eroberung, dessen Verfahren ein Gewebe von Tapferkeit und heimtückischer ränkevoller Politik ist. Diese Politik hat es gegen die freien Völker des Nordens wie gegen die orientalische Staatenwelt geübt; es hat die kleineren Staaten gehoben gegen die gröfsern, bis die Stunde gekommen war, wo es die grofsen wie die kleinen verschlang; es hat Zwietracht gesäet in die Familien wie in die Staaten, und die heiligsten Bande mit kaltem Herzen zerrissen; es hat jede edlere Richtung der Freiheit, der Nationalität, wo sie sich aufthat, verfolgt und zu Tode gehetzt, und überall den Knechtssinn, die Selbsucht, die Verläumdung, das Verbrechen, wenn sie Rom selbst förderlich schienen, zu Ehren gebracht. Wenn dies in der That die Grundlage der römischen Gröfse und Herrschaft war, so bestätigt sich auch hier des Vf.'s alter Grundsatz, dafs in allen menschlichen Dingen das Unrecht herrsche, und dafs es eitel sei, an eine waltende Vorsehung in der Geschichte, an einen vernünftigen Zusammenhang zwischen den Ereignissen, an eine innere Entwicklung der Menschheit zu glauben. Mit den punischen Kriegen tritt Rom aus seiner bisherigen Stellung, welche sich auf Italien beschränkte, in ein Staatensystem ein, in welchem ihm von vorn herein sein Platz angewiesen war. Schon früher hatten sich Macedonien und Syrien als natürliche Bundesgenossen betrachtet; Aegypten dagegen hatte die kleineren Staaten, welche sich zwischen Jenen erhoben hatten, Rhodus, Pergamum, die Achäer an sich zu ziehen gesucht. Aegypten hatte dann frühzeitig sich mit Rom in Verbindung gesetzt, Philipp dagegen mit Karthago sich zum Untergange Roms vereinigt. Das ist der Grund, warum Rom an Attalus, an Rhodus, an den Aetolern, als die Achäer es mit Philipp hielten, an den Achäern, als die Aetoler sich zu Antiochus gewandt hatten, Verbündete fand, die es im eigenen Interesse zu halten, zu kräftigen suchen mufste; es war wesentlich keine andere Politik, als die Aegypten hier immer geübt hatte. Es ist ein System des politischen Gleichgewichtes, so sicher ausgebildet, so consequent festgehalten, wie es das des modernen Europa nie gewesen ist. Wer will nun sagen, dafs Rom sich freiwillig in diesen Kreis einer ihm bis dahin so fremden Bewegung begeben habe? Die Illyrier, gegen welche Griechenland selbst nicht die Mittel zur Abwehr besafs, riefen selbst den Angriff Roms hervor, dem sie, übermüthig im Glück, feige im Unglück, sofort erlagen. Philipp verband sich mit Hannibal in Tagen, wo Alles Rom den Untergang drohte. Die Römer hatten wohl Ursache, in Griechenland gegen Philipp den Krieg zu führen, damit sie nicht Philipp und Hannibal in Italien vereint zu bekämpfen hätten. Sollten sie denn den Macedonier in Griechenland und Kleinasien seine Macht noch weiter verbreiten lassen? Und ist es nicht mifslicher, eine Stellung, die man einmal eingenommen hat, wieder aufzugeben, als sich überhaupt ihr fern zu halten, gesetzt auch, ein Staat könne sich mit gutem Bewufstsein entschliefsen, die weitere Einwirkung, die er erlangt, freiwillig aufzugeben, und sich gewaltsam in die früheren Schranken zurückzubannen? So steht nun Rom zwischen dem Orient, den es allmählich in sich aufnimmt, dessen Cultur es in sich hinüberpflanzt und aus seinem Geiste wieder neu producirt, und dem Occident, dessen rohe Freiheit es vernichtet, um ihn wirklich menschlicher Gesittung zugänglich zu machen, in der Mitte, unablässig an seiner welthistorischen Aufgabe arbeitend, hier das Todte, Schlechte, Unwahre vernichtend, dort den harten Boden entwildernd; überall schonend, erhaltend, nichts übereilend, bis die Zeit kam, wo diese Völker doch in den Organismus des römischen Staates eingingen. Für dies Alles ist hier, und nicht bei Schlosser allein, keine Anerkennung zu finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk. Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk.

(Fortsetzung.)

Weil es endlich wirklich die Herrin jener Welt geworden ist, so hat Rom auch von Anfang nichts Anderes im Auge gehabt; belohnt es mit den von Antiochus abgetretenen Ländern seine Bundesgenossen, so thut es das, damit die kleinen Staaten und Herrscher aus dem Geleise gebracht und desto sicherer in Abhängigkeit erhalten werden; kreuzen sich die Besitzungen der Rhodier und des Eumenes, so geschieht das, damit sie sich desto sicherer an einander reiben mögen; zeigt sich Flaminin den Griechen wohlgesinnt, theilnehmend, die Griechen dankbar, anerkennend, so ist das auf beiden Seiten nur Heuchelei, von Seiten des Flaminin auf Effect berechnet; wird Macedonien nach dem Sturz des Perseus für frei erklärt, so ist hinter den scheinbar freien und wohlthätigen Formen eine arge Tyrannei versteckt, und soll diese Freiheit nur den Uebergang zur Provinz vorbereiten. Dabei läfst sich nun wirklich nicht leugnen, dafs bereits Einzelne unter den Vornehmen der väterlichen Weise fremd werden, dafs sie durch böse Künste den Feind zu hintergehen, zu verderben suchen, ohne dafs sie dafür der gebührende Tadel trifft. Dies dient bei Schlosser als Beweis für die Verworfenheit der ganzen Politik Roms; die Art und Weise, wie die Alten selbst es erwähnen, führt aber vielmehr dahin, dafs es Krankheiten sind, die am Körper des Staats sich zeigen, Auswüchse, die man nicht immer hinwegzunehmen im Stande ist. Das Verfahren des Sulpicius Galba gegen den Viriath ist entsetzlich; aber es hätte nicht unerwähnt bleiben sollen, wie man in Rom alles that, das geschehene Unrecht gut zu machen, und den Frevel zu ahnden. Der Tod des Viriathus ist ein Schandfleck für den Ruhm der römischen Waffen, aber die Unterwerfung der Lusitanier selbst war für die Provinz nothwendig. Unverzeihlich ist die Art, wie den Karthagern die Hände gebunden wurden, ehe man ihnen den Untergang der Stadt bekannt machte; aber die Motive, welche den Senat leiteten, als er die Stadt den Händen Masinissa's entrifs, und dadurch das Aufkommen eines grofsen Numidenreichs an der Nordküste Afrika's hinderte, müssen gebilligt werden. Mit einem Worte, die Geschichte hat zwischen dem, was die Politik des Staats war, und dem, was von Einzelnen verschuldet ist, zu unterscheiden, und, wenn hier das Strafbare, Unwürdige, Unrömische gebrandmarkt wird, dort das einfache, sichere Fortschreiten auf dem Wege anzuerkennen, auf den er wider seinen Willen gedrängt war. Die östlichen Staaten zerfielen durch ihre eigenen Gebrechen, ohne dafs es dazu dieser heimtückischen schleichenden Politik Roms bedurft hätte. Dafs die Zeiten einfacher Tugend dahin waren, zumal als das griechische Gift in das römische Volk eindrang, ist nicht zu leugnen; es ist selbst eine der wichtigsten Aufgaben der Geschichte, die allmählige Corruptel der Sitten, welche sich von allen Seiten her in Rom ergofs, das Abkommen von dem einfachen Glauben der Väter, die Macht, welche eine fremde Bildung, Sprache, Literatur und Kunst in Rom gewann, zu schildern; aber eben so wenig ist die Reaction, welche von Innen heraus sich diesem Geiste entgegenstellte, und endlich doch das römische Wesen in dieser Umbildung und Verschmelzung rettete, zu übersehen; vor allen Dingen aber bei dem mächtigen Zusammenstofsen zweier Welten, welches Polybius grofse Seele mit tiefer Bewunderung erfüllte, der Maafsstab einer kleinlichen, beschränkten und übelwollenden Moral fernzuhalten. So viel über den Geist, in welchem die Tendenz der römischen Politik beurtheilt ist.

Aber dieses selbe Urtheil wendet sich auch gegen

Digitized by Google

einzelne Individuen, natürlich nicht gegen solche, welche wider Rom gekämpft haben; unter den Römern finden wenige eine unparteiische Würdigung, unter diesen am meisten Cato, der dem Verf. als Repräsentant des alten italienischen Charakters gilt. Cato ist zugleich der Vertreter der altrömischen Zucht gegen den Geist des Griechenthums, den die Scipionen, Flaminin und Aemilius Paullus offen und im Verborgenen förderten, und dem er sich selbst endlich überwunden erklären mufste, indem er einsah, dafs man mit den blofsen samnitischen Sitten und Ueberlieferungen und mit der beschränkten latinischen Bildung nicht ausreiche. Ueber diesen Streit selbst hat unsere Geschichte seltsame Vorstellungen, indem sie, was in der innersten Natur der Entwickelung eines Volks begründet ist, als aus der Reflexion hervorgegangen auffafst. Ein Theil der herrschenden Familien habe nämlich die griechische Bildung angenommen gehabt, und diese zugleich als Mittel benutzt, um sich populär zu machen. Hiergegen habe sich eine andere Partei verbunden, um mit vereinter Kraft für das Fortbestehen des altrömischen Nationalcharakters zu wirken; im Verlauf des Kampfes hätten jene die einfachen samnitisch-römischen Sitten untergraben, diese dagegen zu dem andern Extrem, der Unterstützung militärischer Barbarei (? Cato *gegen* Flaminin's Bruder, *gegen* Galba), hingedrängt. Ich bemerke hiergegen, dafs Aemilius Paullus, der bei Cannä fiel, ein Freund und Geistesgenosse des Fabius, und jener Aemilius, der bei Pydna siegte, sowohl mit Cato als mit den Scipionen auf das Engste verbunden war, dafs also von geschlossenen Parteien nicht die Rede sein kann. Seit den Samniterkriegen, seit Pyrrhus, seit der Eroberung Siciliens war das Griechische bereits in das Leben des Volks aufgenommen. Grofse Unfälle, wie sie der zweite punische Krieg brachte, drängen ein Volk entweder in die Zeit des altväterlichen Glaubens zurück, zu den alten Mächten, von denen man sich freventlich entfernt hatte, oder treiben es in Bahnen, in denen alles Positive zertrümmert wird. Bei Rom war jenes erstere der Fall, und Männer wie Fabius, Aemilius Paullus stellten diesen einfachen Sinn der Vorfahren dem vordringenden Hannibal als eine eiserne Mauer entgegen. Da erhielten Prodigien, Orakel, selbst alte graunvolle Opfer u. dgl. wieder eine Geltung; der Erbe dieses Geistes aber war Cato. Eine Reaction der Art aber, wie sie gewaltsam hervorgerufen war, ist nicht im Stande zu dauern, weil sie nicht in dem Gefühle des Volkes wurzelt, und so entreifst ihr der neue Geist, der in Scipio den jugendlichen edlen sieggekrönten Vertreter findet, bald das gewonnene Uebergewicht. Ohne Parteistellung, ohne Absichtlichkeit, bewufstlos ist der neue Geist erwachsen, hat die starre Schale des Römerthums zersprengt, ergreift in vollen Zügen den Reichthum an materiellen und geistigen Gütern, und reifst den Staat selbst in die grofse Strömung politischen Lebens und Strebens fort. Hier nun tritt uns vor Allem Scipio's wundervolle Persönlichkeit entgegen, für die Schlosser nie ein Auge und ein Herz gehabt hat. Scipio ist ihm ein Mann, der durch die Gunst des Volkes sein Glück zu machen sucht, und der sowohl alle Eigenschaften eines Soldaten und Feldherrn als alle Künste eines Volksredners in sich vereinigt (S. 385). Da die Mehrzahl der Aristokratie der griechischen Bildung widerstrebt, so sucht Scipio, (er ist der erste Römer, der das gethan hat,) durch die Künste der Demagogie sich das Volk zu sichern. Durch die feine, glatte und berechnet freundliche Art seines Benehmens wird er bald dessen Abgott, und erhält von ihm das Consulat. Durch dieselben von ihm mit Meisterschaft geübten Künste glatter, herzloser Freundlichkeit erreicht er auch bei Syphax seine Zwecke, bis ihn Sophonisbe hier verdrängte. Dafür verfolgt er, der so sehr gepriesene römische Held, diese kleinlich, und bringt auf eine schauderhafte Weise die Menschlichkeit der Staatsklugheit zum Opfer. Das Glück verschafft ihm über Hannibal den Sieg. Seinen Einflufs in Rom verdankte er, wie grofs auch sein Talent war, doch mehr der Bedeutung seiner Familie und der Macht der Adels-Partei, der er angehörte, als seinen eigenen glänzenden Fähigkeiten. Dies sind die Züge zu dem Bilde, das unsere Weltgeschichte von Scipio entwirft. Flamininus ist in dieser neuen Richtung noch einen Schritt weiter gegangen, als Scipio, ist noch eitler, moralisch entarteter und in allen kleinen Künsten der Diplomaten erfahrener, und erhält daher auf das Volk und auf die Partei der Neueren einen gröfseren Einflufs, als dieser. Vortrefflich hat Gerlach dieser verkehrten, Alles aus eigennütziger Berechnung herleitenden Fassung seine Darstellung Scipio's entgegengestellt.

Ueber die Zeit, welche den punischen Kriegen

Digitized by Google

folgt, will ich mich kürzer fassen. Die Bewegung der Gracchen, die Kriege gegen Jugurtha, gegen Cimbern und Teutonen, gegen die Bundsgenossen, gegen Mithridat, zwischen Sulla und seinen Gegnern sind gut dargestellt, nur dafs freilich auch hier überall die Reflexion über die historische Anschauung den Sieg behält. Manche Verhältnisse hätten sich meines Erachtens wohl auch zur Aufnahme in eine für das Volk bestimmte Weltgeschichte geeignet, welche für die sittliche und politische Bildung desselben nicht unfruchtbar geblieben sein würden. Sehr gut hat Verf. die Parteien im Senate geschieden, welche um die Herrschaft kämpfen; doch hat ihn diese Unterscheidung nicht verhindert, immer wieder von einer aristokratischen, Senats-Partei zu reden, während die Parteiung inmitten der Aristokratie und des Senats statt findet. Der Senat, welcher über die Anhänger der Gracchen das Blutgericht übt, ist ein anderer, als der, in welchem der Consul Philippus über Drusus und Crassus den Sieg davon trägt. Die Republik ist zur Aristokratie geworden; jetzt setzt sich der Procefs der Absonderung in dieser Aristokratie selbst fort. In dieser letztern fehlt es anfangs noch nicht an Männern, welche, wie der zweite Scipio, in all ihrer aristokratischen Abgeschlossenheit doch ein Herz für die Bedürfnisse des Volks sich bewahren, Männer, welche, nicht beherrscht von den Parteiinteressen, bald von den Optimaten, bald von den Popularen zu den Ihrigen gezählt werden, obwohl sie aufserhalb der Partei stehen; es fehlt auch nicht an einer grofsen Schaar charakterloser Leute, welche dem herrschenden Willen folgen, und, wie sie vor Kurzem auf Seiten der Gracchen gestanden haben, so jetzt sich zu den Optimaten halten. Je weiter die Bewegung fortschreitet, desto mannichfaltiger werden diese Factionen, von der äufsersten Rechten, auf der wir etwa Metellus sehen, zur äufsersten Linken hinüber, wo Saturnin und Glaucia ihren Platz genommen haben. Indem diese Parteiverhältnisse übergangen werden, ist z. B. dem jüngern Scipio bei Weitem nicht die gebührende Stelle angewiesen, das wahre Wesen des Ritterstandes, die Stellung der Bundsgenossen zu den Parteien in Rom, wie sie bald der Optimatie, bald den Popularen sich anschliefsen, nicht ganz erkannt, auch die Einwirkung der äufseren Politik auf das innere Leben Roms nicht tief genug erfafst worden. Die Beziehungen des Staats werden verwickelter; die Staatsmänner von einfach grofser Gesinnung, bei denen Wort, That und Leben in innigster Einheit stehen, verschwinden seit des zweiten Scipio Tode; ein anderes Geschlecht, wie es sich am bestimmtesten in Scaurus ausgeprägt hat, tritt an ihre Stelle, Männer von grofser Tugend und grofser Schuld, im Dienste der Partei, nicht des grofsen gemeinsamen Vaterlandes, Männer, über die das Urtheil schwierig ist, weil wir die Verhältnisse nicht klar erkennen, von denen ihr Handeln bedingt gewesen ist. Die Rede selbst, bei Cato noch der Ausdruck eigener Ueberzeugung, bietet sich entgegengesetzten Gewalten zum Dienste dar.

Wie sich dann von Sulla bis zum ersten Triumvirate die Verhältnisse weiter gestalteten, zeigt der 10. Abschnitt. Umsonst hat Sulla es versucht, durch seine Verfassung der Optimatie einen dauernden Halt zu geben; aus ihrer eigenen Mitte erstanden ihr die Männer, welche das Werk Sulla's zertrümmerten; immer mehr weicht aus der Nobilität der lebendige Geist, welcher sie zusammenhält, zu einem Ganzen verbindet; immer mehr nehmen Einzelne, noch scheinbar als Vertreter des Volks oder des Senats, den Staat in ihre Hand. Das Volk wird immer mehr die geist- und willenlose Masse, aus der die Sittlichkeit in einem unendlich viel höheren Grade entwichen ist, als Schlosser S. 3 ff. zugestehen möchte. Schon der alte Cato hatte gegen eine Entartung zu kämpfen, welche ihn oft mit Wehmuth hinüberblicken liefs auf die Zeit des Curius, Fabricius, Coruncanus. Dann hatte Scipio und der Kreis seiner edlen stoischen Freunde in der griechischen Weisheit einen Schut gegen die sichtbare Verderbnifs gesucht. In einem andern Sinne suchten die Gracchen zu helfen, zu retten; sie trachteten einen Mittelstand zu schaffen, und aus mäfsigem Besitzthum die politischen Tugenden der Vorfahren neu ins Leben zu rufen. Seitdem sank das Volk von einer Stufe zur andern, selbst die besten nahmen an der Entsittlichung Theil. Brutus schämte sich des unerhörtesten Wuchers nicht, Cato, den der Verf. zu hoch stellt, der Bestechung nicht, wenn es nur den Zwecken seiner Partei dienlich war. Freilich wir besitzen keine Memoiren aus dieser Zeit, in denen die sittliche Verworfenheit sich mit Selbstgefälligkeit spiegelt; aber an düstern Gemählden der Laster und Verbrechen fehlt es nicht. Und der Unterschied jener

Digitized by Google

Zeit von den neueren ist theils der, dafs es dort an einer Religion mit der Kraft der Wiedergeburt, theils dafs es an einem ehrenwerthen, unverdorbenen Kerne des Volks fehlte. Aus diesem ist bei uns ein neues gesundes Leben hervorgebrochen; in Rom war gerade dieser Theil des Volks der verdorbenste. — Die Persönlichkeiten der Diadochen des Sulla, des Lucullus, des Crassus, des Pompejus, sind gut gefafst; eben so, wie die Constitution Sulla's sich allmählig auflöst, wie die Tribunen eines ihrer Vorrechte nach dem andern wieder erlangen, wie Pompejus, fast wider seinen Willen, auf die Seite der Popularen hinübergezogen wird, die zu unerhörter Macht sich erheben. Hier wäre es sehr lehrreich gewesen, wenn die Wechselwirkung der innern und der äufsern Verhältnisse des Staats recht klar gemacht wäre. Denn so grofs Lucullus Verdienste im mithridatischen Krieg waren, er konnte doch dem bösen Geist nicht widerstehen, der von Rom aus, von den Popularen her, in die Legionen eindrang, die Kriegszucht löste, und dem Lucullus selbst Sieg und Ehre entrifs. Wie haben sich alle diese Verhältnisse zur Zeit der französischen Revolution wieder erneuert! Hier wie dort ist aus dem Heere, wie es sich löste von dem Gehorsam gegen den Staat, und sich als eine Macht dem Staate gegenüber erkannte, der Untergang der bestehenden Verfassung hervorgegangen, und was Sulla gesät, hat Cäsar geärntet. So bekämpfen sich die Parteien zu Rom und im Felde, und vernichten sich gegenseitig, um der Macht des Einzelnen, der nicht blofs den Schein, sondern die wirkliche Herrschaft, sei es immerhin ohne jenen Schein, erstrebt, und eine entschiedene, des Rechten sichere Individualität in die Wagschale legt, Raum zu gewähren. Diese inneren Parteikämpfe, welche gerade die wesentliche Partie dieses Theils der Geschichte bilden, und für den denkenden Mann jedes Volks unendlich lehrreich und bildend sind, treten hier nur beiläufig und nicht in aller ihrer Bedeutung heraus. In das Einzelne kann ich auch hier nicht eingehen.

Als Saturnin es mit seinen wahrhaft demokratischen Planen wollte Ernst werden lassen, sah man die ganze Nobilität, Optimaten und Popularen, wider ihn verbunden; so hatte auch die Verschwörung Catilina's Senat und Ritterstand versöhnt, und Cicero rechnet sich diese Aussöhnung nicht ohne Grund zu grofsem Lobe an. Aber wie lange konnte diese Einheit Bestand haben, wenn die Häupter der Optimatie selbst nicht ahnten, wie nothwendig gegen den Ehrgeiz und die Macht Einzelner dies Zusammenhalten sei, wenn sie den Ritterstand nöthigten, seine Hoffnungen an die Personen zu knüpfen, welche von jetzt an im Staate die wahre Gewalt üben? Ueberhaupt aber ist die Optimatie absolut unfähig, die Zeit zu verstehen und zu beherrschen. Niemand hat die Misere dieses Standes besser geschildert, als Cicero, der sein schönes Talent an die Aufrechthaltung desselben verschwendete, dieses Standes, der fortwährend usurpirte Rechte in Anspruch nahm, ohne dieselben durch innere Kraft behaupten zu können, dem nicht blofs das Interesse am Staat, sondern auch der Muth, sich der Partei zum Opfer zu bringen verloren gegangen war, der die individuellen Kräfte in seiner eigenen Mitte nicht zu beherrschen verstand, sondern auf diese selbst und auf tausend elende Zufälligkeiten seine Hoffnungen gründete. Diese Nichtigkeit der Optimatie und die tausend Schwankungen, in denen die Zeit bis zum Bürgerkriege verflofs, die Auflösung aller Formen des Staats in diesem letzten Stadium der sogenannten Freiheit, gegenüber dem geraden und sichern Wege, den Cäsar verfolgte, und die innere Unwahrheit der ganzen Politik jener Staatsmänner, Cato mit eingerechnet, hätte hier in viel schärferen Zügen gezeichnet werden müssen; vor allen Dingen aber mufste hier für die innere Geschichte Roms Cicero als Mittelpunct hingestellt werden, um an seinen grofsen und edlen Bestrebungen im Gegensatz zu der Zeit, in welche das Schicksal ihn geworfen hatte, die unabweisliche Gewifsheit des Untergangs darzuthun. Es ist seltsam, dafs, wie früher Demosthenes, so hier Cicero in der geschichtlichen Entwickelung nur beiläufig behandelt wird; es ist wahr, er ist nicht der Mann, der die Geschichte machte, aber es ist der, an dem sie sich mehr als sonst irgend wo offenbart; 50 Jahre früher wäre er ein Führer der Optimatie geworden, gleich Aemilius Scaurus; jetzt steht er zu hoch, um den Dreimännern dienstbar zu werden, zu rein, um mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, zu edel, um die sinkende Verfassung aufzugeben, von Freunden und Feinden preisgegeben da.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk. Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk.

(Schlufs.)

Und doch wagte Pompejus sich diesem zerbrechlichen Wrack der Optimaten anzuvertrauen, als diese ihre verlorene Sache in seine Hand legen; der Tod hat alle die Bande zerschnitten, welche ihn an Cäsar knüpften; eine neue Vermählung führt ihn zu den bisherigen Gegnern, die, stolz jetzt einen Namen zu besitzen, durch Willkür und Gewalt den Cäsar zum Kriege herausfordern. Dieser Krieg selbst und Cäsars Stellung als Dictator können immerhin übergangen werden. Es wäre allerdings auch hier neben den kleinen und grofsen Fehlern, deren unsere Geschichte gedenkt, der Ort gewesen, die Maafsregeln zu erwähnen, durch welche er eine Umgestaltung des Staats vorbereiten wollte. Dafs er das Volk nicht zur alten Freiheit zurückrief, dafs er das Heer vollständig von dem Bürgerthum löste, und Provinzen und Legionen den eigenen bewährten Freunden übergab, dafs er die Magistrate nach eigenem Gutdünken besetzte, und hiermit den Wahnsinn der Ambition vernichtete, dafs er überhaupt seine Person zum Mittelpunct des gesammten Staatslebens machte, kann Niemand wundern; die ganze Geschichte Roms hat auf dies Resultat hingearbeitet; dafs er aber den Staat nicht blofs an seine Person knüpfte, sondern dauernde Institutionen vorbereitete, welche den Staat auch da noch hielten und retteten, als die unfähigsten und unsittlichsten Kaiser den Thron einnahmen, ist, auch wenn er keine Constitution im Sinn unserer Zeit gegeben hat, nicht genug anzuerkennen. Statt dessen sehen wir hier nur das Bild eines Mannes, der die Gesetze, welche er eben gegeben, selbst freventlich übertritt, der vom Glücke besiegt die Freiheit des Staats unterdrückt, die Bürger in Unterthanen, die Beamten des Volkes in seine Diener umwandelte, durch riesenmäfsige Unternehmungen, welche seinen Stolz befriedigten, die Kräfte des Landes zu vergeuden gedachte, und überhaupt auf eine militärisch-orientalische Despotie von fürchterlicher Art losstrebte. Hiergegen sind Cäsars Mörder Leute von wahrer Begeisterung für die Freiheit, die allerdings jetzt ein thörichter Enthusiasmus ist, Leute, die in der That dem Gefühl für das Rechte alle Güter des Lebens aufzuopfern bereit waren, und in dem Bewufstsein ihrer Tugend den edelsten und wahrsten Genufs erblickten. So stürzten sie den orbis terrarum in neue Kämpfe, die freilich das Gute hatten, dieses Geschlecht, das in seiner Unkraft weder das Gute zu schaffen noch es anzuerkennen vermochte, ganz hinwegzuräumen. Der Streich gegen Cäsar ist, meines Erachtens, von Leuten ausgeführt, die nichts überlegt, keinen bestimmten Plan gefafst hatten, und nachdem ihre grofse That vollbracht war, rathlos wie Kinder dastanden. Wer die Geschichte nur des ersten Jahres nach Cäsars Tode betrachtet, mufs sich überzeugen, dafs keiner von Allen die Verhältnisse zu beherrschen verstand. Cäsar ist gefallen, und sein Wille wird von den Mördern anerkannt, und nicht blofs seine Anordnungen sollen gelten, sondern auch was er würde angeordnet haben. Der Senat ist willenlos, bald dem Antonius, bald den Gegnern desselben hingegeben. Die Verschworenen werden viel gelobt, dürfen aber nicht nach Rom kommen, werden mit unbedeutenden Provinzen abgefunden. Antonius steht dem jungen Cäsar feindlich gegenüber, dieser mufs sich mit den verhafstesten Personen, wie mit D. Brutus, in Verbindungen einlassen; das Volk weifs sich noch weniger in diese allgemeine Verwirrung zu finden, bewahrt jedoch im Ganzen dem Cäsar ein freundliches Andenken. Ueberall ist Unwahrheit, Verstellung, Trug; grausige Ereignisse folg-

Digitized by Google

ten, um wenigstens endlich Freund und Feind zu scheiden, und den entscheidenden Kampf vorzubereiten. Octavian erscheint hier nun als der schlaue, edler Gesinnung unfähige, auch sonst geistig beschränkte Mann, der aber durch seine Diener, namentlich Agrippa endlich doch obsiegt. Auch die Verfassung, welche er dem Reiche gab, entgeht dem härtesten Tadel nicht. In der That war sie eine militärische Monarchie; warum aber liefs er die republikanischen Formen bestehen, während doch alles von der Persönlichkeit des Regenten abhing? warum liefs er den Schein fortdauern, der die Sittlichkeit verdarb, und später oft den Senat wie den Fürsten täuschte? Die Knechtung Aller unter den einen Willen, die Unmacht des Senats, das Heer von dienstwilligen Beamten, die kostspieligen Bauten, die doch alle nur die Ehre des Einen zum Zwecke hatten, treten hell genug hervor; dafs aber Jahrhunderte an der Vernichtung des freien Bürgerthums gearbeitet hatten, dafs es jetzt galt, die Gemüther zu beruhigen, den Bürgern und den Provinzen statt der falschen Freiheit die tausend Wohlthaten eines geordneten gesetzlichen Zustandes zu gewähren, von dem Bürgerthum einer Stadt zu dem Organismus eines grofsen Weltreiches hinüberzuleiten, und die Provinzen an dem gleichen Rechte allmählig mehr Theil nehmen zu lassen, dafs es galt, das alles leise, unmerklich herauszubilden, den alten Formen einen neuen Sinn zu geben — von alle dem, worin die höchste Staatsweisheit zu allen Zeiten anerkannt ist, sehen wir hier nicht die leiseste Andeutung gegeben.

Ich mufs es unterlassen, hier, wo die Berührung mit der germanischen einerseits, andererseits die mit dem Christenthum beginnt, dem Werke noch weiter zu folgen. Auch für diese Zeit wird sich das Urtheil, welches ich über die früheren ausgesprochen habe, bestätigen. Es wäre freilich die würdigste Kritik des Standpunctes, von welchem aus Schlosser die Geschichte betrachtet hat, dafs von dem hier vertretenen eine Darstellung derselben Epochen gegeben würde, aber auch so kann der Unbefangene nicht leugnen, dafs, neben dem vielen Vortrefflichen, was diese Weltgeschichte darbietet, überall die gröfste Einseitigkeit zu erkennen ist, dafs dieser Geschichtsfassung es namentlich nicht gelingt und nicht gelingen kann, das Positive, das Werdende, das sich Entwickelnde zu sehen, das wahrhaft Grofse in den Völkern, in den Personen anzuerkennen, dafs sie endlich in der Seele des Lesers den Eindruck der Trostlosigkeit und der Verzweiflung zurückläfst, statt sie mit Freudigkeit des Strebens und mit der Zuversicht auf die höhere Hand, welche aus der Saat des Bösen auch die Erndte des Guten hervorgehen läfst, zu erfüllen.

Dr. Kampe.

XXXIV.

Wilhelm Müller über die Lieder von den Nibelungen. Abgedruckt aus den Göttinger Studien 1845. *Göttingen*, 1845; *bei Vandenhoeck und Ruprecht.* 4 *Bogen.* 8.

Man mufs es wünschen und darf es mit recht erwarten, dafs der fleifs der arbeiter auf dem feld der deutschen alterthumskunde sich vorzüglich den noch unbebauten theilen der wissenschaft zuwende, weil von daher immer der reichlichste und rühmlichste gewinn zu erlangen sein wird. Hr. prof. Wilh. Müller scheint jedoch nicht dieser meinung zu sein, er hat sich bisher wenigstens fast nur solche aufgaben gewählt, die schon vor ihm einer mehrfachen und gründlichen behandlung sich erfreuten. Seine arbeit war dann jedesmal leichter, gewifs aber darum noch nicht tadelnswerth. Wer nicht die mühe der ersten durcharbeitung auf sich zu nehmen nöthig hat, dem ergeben sich bei einem ungehinderteren überblick des stoffes zum vortheil der wissenschaft leicht neue gesichtspuncte und resultate, die entweder dem blick des ersten forscher noch gänzlich entzogen blieben, oder die dieser, etwas anderes zunächst als seine hauptaufgabe erkennend, doch nicht verfolgen und ausbeuten konnte. Der neue gewinn darf aber nicht überschätzt werden, eben weil er für jeden leichter zu erreichen war; wer ihn erreicht, darf am wenigsten in eitler selbstüberhebung wähnen, dafs die wissenschaft bis dahin nur auf ihn und seine ideen geharrt habe um aus dem dunkel erlöst und um erst durch ihn in ein helleres licht des verständnisses geführt zu werden. Werden die leistungen der vorgänger herabgesetzt und verkannt oder wird über die schon gewonnenen resultate hinweggesehen, erweisen sich nun sogar die neuen ideen und resultate, mit wie grofser zuversichtlichkeit sie auch vorgetragen werden, im ganzen als

Digitized by Google

nichtig, unfertig und voreilig, sieht man die kritik trotz häufiger versicherungen der behutsamkeit auf's leichtfertigste gehandhabt, so verdient die arbeit, mag sie im einzelnen noch so viel richtiges bieten, gewifs den allerstärksten tadel. Rec. macht seiner meinung kein hehl, dafs dieser tadel zum theil schon herrn Müller's arbeit über die Nibelungensage, in vollem maafse aber seine deutsche mythologie treffe. Nun aber hat sich dieser aus den genannten werken bereits hinreichend bekannte schriftstellerische charakter auf's neue und entschiedener noch als früher in der arbeit hervorgethan, die hier einer beurtheilung unterzogen werden soll.

Herr Müller hat sich abermals eine aufgabe gestellt, worin er Lachmann und theilweise W. Grimm zu vorgängern hatte. Gewifs war auch nach den bemühungen dieser männer noch manches lob zu erwerben. Wer auf Lachmann's resultaten und beobachtungen fufsend die frage über die entstehung des gedichtes von der Nibelunge noth weiter verfolgte, indem er den charakter der einzelnen lieder und die eigenthümlichkeit ihrer verfasser ausführlicher und im zusammenhange bestimmte, würde dankenswerthes für die geschichte unseres epos leisten. Zum theile betrifft auch hrn. Müller's abhandlung diese frage; aber sie legt Lachmann's untersuchungen nicht in solcher weise zu grunde, wie dies geschehn müfste; es kommt vielmehr auf die durchführung einer ganz neuen idee und ansicht an. Hr. Müller will z. b. zwischen Lachmann's ansicht und derjenigen, die noch die einheit des verfassers behauptet, eine vermittelnde begründen. Es hat also den anschein, als solle nunmehr die kritik conservativer verfahren, wenn aber irgend eine, so verfährt die des herrn Müller destructiv: was bisher über unser epos festgestellt war, soll kurzweg über den haufen geworfen werden. Doch wird die neue ansicht, die dafür an die stelle treten will, bei einiger betrachtung freilich zugleich als eine phantasie erscheinen müssen. Man könnte hrn. Müllers's abhandlung daher ruhig ihrer wege ziehen lassen; es steht nicht zu befürchten, dafs kundige durch sie irre werden sollten, dafs die forschung durch sie von ihrer bisherigen grundlage verrückt, und das gebäude, das jene männer auf sichere thatsachen gründeten, durch ihren leichten Hauch wird umgestofsen werden. Aber schon die art und weise, wie herr Müller mit seiner meinung hervortritt, scheint eine zurechtweisung und entgegnung nöthig zu machen. Für den recensenten wird überdies ein besonderer anlafs vorhanden sein. Seine schrift über die Kudrun scheint in mehr als einer hinsicht, mehr als man auf s. 38 sieht und man wirklich irgend erwarten durfte, zu der vorliegenden abhandlung in beziehung zu stehen. Ja, die ganze ansicht des hrn. Müller von der NN. hat eine offenbare analogie mit der, die recensent über das verhältnifs des ersten überarbeiters der Kudrun zu ihren ältern echten theilen aufgestellt hat. Wie dem aber auch sei, es mufs hier bei dieser abhandlung einmal wieder aufs entschiedenste darauf hingewiesen werden, dafs jedes werk allein aus sich selbst und weder nach anderswoher entlehnten, noch sonst künstlich geschaffenen voraussetzungen erklärt werden darf; die strenge der kritik wird hr. Müller selbst durch die stellung herausgefordert haben, die er seinen vorgängern gegenüber eingenommen.

Nachdem hr. Müller s. 4 die meinung, die die NN. für das werk eines einzigen verfassers ausgibt, abgewiesen, erklärt er sich mit Lachmann darin einverstanden, „dafs sich das gedicht auf eine grundlage von früher einzeln gesungenen liedern aufgebaut habe"; auch er unterscheidet ältere und jüngere theile, nur könne er das ganze nie für eine blofse sammlung von liedern halten, und namentlich möchte er nicht an einen oder mehrere ordner derselben denken. „Wir gehen", fährt hr. Müller fort, „vielmehr von dem durch die geschichte volksmäfsiger poesieen hinlänglich bestätigten satze aus, dafs die dichtungen der deutschen heldensage bis zu der zeit, in welcher sie ihre letzte uns vorliegende ausbildung erhielten, stets gesungen und wiedergesungen wurden, dafs sie von einer hand in die andere gingen, wobei der neue sänger das, was er überkommen hatte, dem geschmacke seiner zeit und deren sitte gemäfs so änderte, wie es ihm angemessen schien, häufig auch, durch dieselben gründe bewogen, gröfsere zusätze machte, die entweder geradezu an die stelle des ältern traten oder auch neben diesem aufgenommen wurden." Man könnte diesen satz als richtig zugeben, wenn damit allein die zeitweilige fortdauer eines einzelnen liedes gemeint wäre; dieses kann sich immerhin in der angegebenen weise eine zeitlang fortpflanzen. Allein wenn, wie geschieht, mit dem satze eine allgemeine ansicht der geschichte

Digitized by Google

der epischen poesie ausgesprochen wird, so ist er entschieden unrichtig. Die ganze geschichte des epos wird damit auf ein blofses umarbeiten und hin- und herwerfen alter überkommener lieder beschränkt, jede freie thätigkeit der sänger aufgehoben, und geläugnet, dafs zu gewissen zeiten die poesie einmal wieder von neuem anhebt und neue lieder mit verjüngter kunst geschaffen werden. Dann fallen die alten lieder von selbst dahin. Solche epochen traten in der geschichte unseres epos nachweislich wenigstens zweimal ein, im neunten und im zwölften jahrhundert. Jene ansicht widerstreitet also der geschichte, ja der blofsen geschichtlichen wahrscheinlichkeit. Herr Müller fährt fort: „*Hiernach* wird denn auch das gedicht von der NN. aus früher vereinzelt gesungenen liedern auf die angegebene weise allmälich *in ein ganzes zusammengesungen* sein." Die ansicht ist grofsartig. Die sänger sind seit anno 435 nicht müde geworden, die alten lieder immer wieder um und umzusingen, bis endlich anno 1210 unser gedicht fertig geworden. Möglich wäre also immer, dafs noch wörtliche reste der lieder des fünften jahrhunderts in der NN. enthalten wären, es finden sich „bekanntlich" in unserem gedicht noch deutlich spuren der alliteration der alten lieder, s. 13; ja wohl, unsere neusten dichter haben in ihren liedern noch spuren der alliteration, aber woher? Man erkennt leicht, dafs von jenem ersten satze zu diesem *Hiernach* ein nicht geringer sprung gemacht wird. Denn in der that, man begreift es nicht recht, warum denn die *einzelnen* getrennten lieder, nachdem sie lange genug herumgesungen waren, endlich in ein grofses fortlaufendes und gewifs schwer transportables *ganzes zusammengesungen* werden mufsten; wenigstens hat die annahme einer sammlung von liedern und einer darauf folgenden anordnung und überarbeitung auf den ersten blick weit mehr wahrscheinlichkeit für sich, weil sie einfacher und natürlicher ist und weniger ungeheuer.

Herr Müller sucht zunächst s. 5 den umfang der einzeln gesungenen Nibelungenlieder zu bestimmen. Man sollte erwarten, dafs er um diese frage zu beantworten unmittelbar an eine kritik des gedichtes selbst sich begäbe; aber keinesweges. Es werden äufsere zeugnisse herbeigezogen und darnach behauptet (vergl. s. 7), dafs ein und dasselbe lied vom verrathe der Kriemhilde, das „die ganze katastrophe der Nibelungensage von der einladung der burgundischen könige an bis zu ihrem untergange" enthielt, im zwölften jahrhundert schon von jenem niedersächsischen sänger Siward (Langebek SS. IV, 244, 260) dem herzog Knud Laward von Schleswig vorgesungen sei, in der zweiten hälfte des dreizehnten jahrhunderts aber vom Marner, dann im anfange des vierzehnten noch vom Hug von Trimberg erwähnt werde; ja es wird s. 34 vergl. 32. 33. angenommen, dafs dasselbe lied dem letzten theile unserer NN. zu grunde liege. Man braucht nur darauf aufmerksam zu machen, dafs jener sänger des zwölften jahrhunderts ja ein niederdeutscher war, der Marner aber hochdeutsch dichtete; das lied also, das man von diesem zu hören verlangte, nicht jenes kann gewesen sein. Ueberdies, wer den ganzen spruch des Marners liest, den herr Müller s. 5 anm. unvollständig mittheilt, wird leicht erkennen, dafs man vom Marner nicht alte lieder, sondern neue, von ihm gedichtete zu hören verlangte, und hätte er nun auch die titel alter lieder genannt, woher weifs herr Müller einmal, dafs das, was der Marner Siegfrieds tod nennt, dasselbe sei, worauf sich das Siegfriedslied bezieht? Wir erfahren durch hrn. Müller noch mehr über das schicksal verlorener lieder. Weil die erwerbung des hortes und der drachenkampf an einer stelle der NN. 88—101 von einander getrennt erzählt werden, wird geschlossen s. 11, dafs damals das lied, das beide begebenheiten in ihrem rechten zusammenhange erzählt habe, in zwei zerspalten gewesen sei; diese zerspaltung sollen abermals s. 8 sowohl Hug von Trimberg als der Marner bezeugen, obgleich jener mit seinen worten „*dâ bî hete maneger gerne der Nibelunge hort*" ebenso wenig auf ein lied vom hort deutet, als wenn unser eins' sagte: „daneben hätte mancher gerne 100,000 thaler"; dann sollen beide stücke vom drachenkampf und hort im Siegfriedsliede wieder zusammengesungen sein. S. 11 wird dann ferner aus den andeutungen der NN. gefolgert, dafs es damals noch ein lied von Siegfrieds erstem besuche bei Brünhilde gegeben habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

Wilhelm Müller über die Lieder von den Nibelungen.

(Fortsetzung.)

S. 12 findet man diese anmerkung: „Wäre das gedicht von der NN. eine blofse sammlung von liedern, so wäre nicht abzusehen, weshalb diese lieder (jenes vom drachenkampf und hort und dieses von Brünhilde) nicht mit aufgenommen worden." Wird das denn bei hrn. Müller's zusammengesungener NN. auch nur um ein haar erklärlicher? Herr Müller meint mit seinen liedern offenbar nicht eine blofs ideale eintheilung der sage: das lied des Siward und des Marners liegt ja unserer NN. zu grunde. Damit hängt es zusammen, dafs ein freies bestehen der sage aufserhalb des gesanges, wenn auch nicht geläugnet, doch nicht in anschlag gebracht wird, dafs vielmehr jede beziehung eines liedes auf etwas früher oder später geschehenes auf bestimmte lieder gedeutet wird. Damit wird also behauptet, dafs die ganze ausbildung der sage, so reich und verschiedenartig sie auch in denselben gegenden sich gestaltet hatte, nur innerhalb weniger bestimmter lieder vollzogen ward. Man hat jedoch die triftigsten gründe, die lebendigkeit der sage aufserhalb des gesanges anzunehmen. Dabei wird es ganz erklärlich, wie die NN. sich auf das frühere verhältnifs Siegfrieds und Brünhildens beziehen, an einem andern orte 763, 3 aber sogar dies verhältnifs läugnen konnte, und damit denn auch wirklich die existenz der von hrn. Müller angenommenen lieder läugnet. Die sage von Siegfrieds jugend war bereits verwildert und märchenhaft geworden; nur gemeinere strafsensänger behandelten sie, wie bestimmte zeugnisse beweisen; und lag dem sammler unserer NN. das Siegfriedslied auch in älterer gestalt vor, so hatte er vollkommen recht, es zu verwerfen, weil sein inhalt unvereinbar mit der folgenden sage ist. Bei hrn. Müller's annahme sieht man aber doch nicht recht ein, warum nicht seine sänger auch dieses lied *aus*gesungen und mit dem ganzen *zusammen*gesungen haben. Verfahren sie doch, wie hr. Müller später zeigt, mit weit gröfserer freiheit, als Lachmann irgend einem verfasser oder ordner seiner zwanzig lieder zutraut!

Vielleicht aber sollen die zeugnisse hauptsächlich auch nur beweisen, „dafs einige lieder lange zeit hindurch einen und denselben abschnitt der sage umfafsten", s. 7. Die zeugnisse beweisen das nun freilich nicht in der weise, wie hr. Müller will; aber man braucht sich nur des Hildebrandsliedes zu erinnern, um diesen satz als richtig zuzugeben. Wie weit er allein gelten kann, werden wir später sehn. Hr. Müller zertheilt unter dieser voraussetzung ohne weiteres die sage, wie sie in der Völsûnga und Vilkinasaga vorliegt, in acht abschnitte, s. 7 ff., deren jeder den inhalt eines liedes ausgemacht haben soll oder doch ausmachen mufste. In diesen abschnitten findet er den inhalt der angeblichen lieder des Marners und Hugs von Trimberg und den der dänischen und faröischen lieder wieder. Eine stelle aus dem Beóvulf wird aufserdem als zeugnifs für das sogenannte zweite lied s. 8 angeführt, dabei aber verschwiegen, dafs das lied der angelsächsischen sänger zugleich auch von Siegmunds und Fibela's unthaten, nicht allein von des erstern drachenkampf handelte, also mit herrn Müller's zweitem liede keinesweges stimmt. Bekanntlich aber ist die Völsûngasaga eine prosaische auflösung von zum theil noch erhaltenen Eddaliedern, und die Vilkinasaga beruht auf norddeutschen berichten und liedern. Hr. Müller schiebt nun in einer anmerkung zu s. 7 die Eddalieder kurz bei seite; die frage, ob denn der umfang der der Vilkinasaga zu grunde liegenden deutschen lieder sich nicht noch entdecken lasse, ob dann seine eintheilung damit etwa übereinkomme, kommt hrn. Müller gar nicht in den sinn, eine untersuchung wird freilich das gegentheil erweisen, und die

Digitized by Google

Eddalieder zeigen auf den ersten blick, dafs herrn Müller's eintheilung auch nicht einmal für die Völsungasaga stich hält. Wenn die Eddalieder auch in vieler hinsicht von den späteren deutschen liedern, ja muthmafslich auch von den ihnen gleichzeitigen verschieden sind, wenn sie auch, wie herr Müller meint, nicht rein epische gedichte wären, so lehren sie doch soviel, dafs anfang und schlufs von liedern, die ihren stoff aus einer sage schöpfen, sich nicht so gleichsam apriorisch bestimmen lassen.

Jener satz, von dem herr Müller ausgeht, dessen richtigkeit auch recensent bedingungsweise anerkannte, mufs eine einschränkung erleiden. Ganz eben so wie bei jener allgemeinen theorie von der fortpflanzung epischer poesie, wird dem, was nur in gewissen fällen gilt, eine allgemeine gültigkeit beigelegt. Als der Siegfriedsmythus noch für sich bestand, konnte er füglich in einem einzigen liede behandelt werden, wie die sagen vom Völundr und den Helgen in der Edda. Eine fortschreitende lebendigere poesie erweitert erst den stoff: so hätte z. b. nun allein der Kampf Helgis mit den Hundingssöhnen gegenstand eines liedes werden können, so auch andere theile der sage, die im ältern liede vielleicht nur den raum einer strophe einnehmen. Auf dieser stufe einer reichern entfaltung lernen wir erst den Siegfriedsmythus kennen. Damals war schon in demselben eine grofse revolution vorgegangen, er hatte sogar historische bestandtheile in sich aufgenommen, ja eine rein historische sage, die ursprünglich auch nur gegenstand eines liedes kann gewesen sein, hatte sich ihm angehängt und ist schon mit elementen von ihm aus so durchdrungen, dafs beide theile fast mit einander verschmolzen scheinen. Während nun in der folgenden zeit der eigentliche mythus immermehr sich dem geschichtlichen annäherte, ward der letzte theil allmälich weit über seine frühere gränze erweitert: eine reihe von helden erhielten bedeutsamen antheil an der handlung, Volker, Dancwart, Rüdeger, Iring und Irnfried, Dietrich mit seinen genossen, von denen allen die nordische sage nichts weifs. Wie ist es nun denkbar, dafs, indem die sage diese umwandlung erfuhr, die lieder allezeit dieselben gränzen innehielten? Für welche zeit gilt hrn. Müller's eintheilung? Er hält sie offenbar fur absolut: sie hat gegolten für alle zeiten und für alle gegenden. Aber acht lieder können doch nicht wohl da gewesen sein, als in der ältesten zeit der Siegfriedsmythus und die Burgundersage noch für sich bestanden. Wir finden die acht lieder nicht in der Edda, noch auch in der Vilkinasaga. Wäre nun auch gleich in der ältesten zeit der Siegfriedsmythus in sechs liedern, wie herr Müller will, behandelt worden und hätten sich sogar diese lieder forterhalten, trotz der grofsen einbufsen und verwandlungen, die wir den mythus gerade erleiden sehen, so ist doch ganz unglaublich, dafs der letzte theil, der sich so sehr in die breite legte, mit dem raum zweier lieder, oder gar eines liedes, wie s. 10 vermuthet wird, allezeit ausgekommen wäre. Wir wissen, wenn wir allein dem augenschein in diesen dingen trauen wollen, doch nur von kurzen liedern in unserm epos; das Hildebrandslied, die selbständigen theile und eingelegten lieder des Beóvulf, die übrigen reste des ags. nationalen epos im Exeter codex, und aus späterer zeit, der Alphart sind dafür die zeugnisse. Wir wissen zugleich, dafs das deutsche epos in seinem fortgange immermehr nach epischer ausführlichkeit in der erzählung strebte. Welch ein ungeheuer mufs das lied herrn Müllers von Kriemhilde's verrath gewesen sein, wenn es im zwölften jahrhundert existirt hat, in einer zeit des gröfsten reichthums der sage! Es müfste den inhalt der letzten tausend strophen unserer NN. gehabt haben. Das lied, das der sächsische sänger dem herzoge Knud in dem augenblick vortrug, als dieser seinem tode entgegen ging, kann doch nicht so gar lang gewesen sein. Hält man aber auch den sonst wohl begründeten zweifel zurück, und folgert aus den kurzen titeln gerade den umfang, den herr Müller den liedern des Siward und Marners zuschreibt, so können diese nach allem, was wir wissen und ermessen mögen, höchstens für epitomatorische lieder gehalten werden; es ist genug, wenn man die existenz solcher lieder zugibt. Aeltere beispiele dafür könnte man aus der Edda entnehmen. Lachmann's grofses zwanzigstes lied wird niemand hier anführen wollen. Hr. Müller aber beruft sich s. 6 noch auf die dänischen und faröischen lieder; nichts kann unhistorischer sein. Die lieder waren für den gesang und tanz bestimmt, nicht aber für den epischen vortrag; sind sie gleich epischen inhaltes, so gehören sie doch der spätern lyrischen poesie an; ihnen genügte ein abrifs der sage, und wie verwildert und verarmt war diese, als die dänischen lieder ent-

Digitized by Google

standen! Die faröischen lieder sind zum theil selbst nur ein auszug aus noch erhaltenen nordischen prosasagen; sie stehen daher in keinem unmittelbaren zusammenhang mit der geschichte unseres epos, für die hr. Müller doch seine acht lieder aufstellt.

Es mufs doch wohl, wie vorher bemerkt worden, einst eine zeit gegeben haben, wo entweder die sage noch nicht den stoff für so viele lieder hergab, oder auch die poesie noch nicht die fähigkeit besafs, so viele daraus zu entwickeln. Aber von dem zeitpunct an, wo die acht lieder einmal entstanden waren, meint hr. Müller (anders kann man seine ganze auseinandersetzung schwerlich verstehen), blieb es auch immerfort dabei: sie wurden ewig umgesungen, erweitert und verändert, das lied des Niedersachsen ist daher wesentlich dasjenige, in dessen rahmen der ganze vielfach erweiterte inhalt der NN. eingefügt ward, worauf dann später der Marner und Hug von Trimberg hindeuten, woraus noch später die dänischen und faröischen lieder hervorgingen. Die ansicht ist eine consequente durchführung jener oben besprochenen allgemeinen theorie von der geschichte des epos. Man sieht aber doch wahrlich nicht ein, wenn es einmal eine zeit gab, wo die acht lieder noch nicht existirten, warum dann, als sie da waren, die poesie nicht fortgefahren haben soll, ihrer noch mehr zu erzeugen. Ueberhaupt kennt die geschichte keine solche absolute bestimmungen; warum soll sich denn unser epos ewig in den windeln dieser kategorischen acht lieder herumgewälzt haben?

Hrn. Müller's eintheilung beruht zugleich auf der voraussetzung, dafs ein lied nur eine hauptaction aus der sage behandeln könne. Das widerspricht gerade der vorstellung, die man sich von einer lebendigen und ausgebildeten poesie machen mufs. Theile des Beóvulf, das wanderlied und aus späterer zeit die alten lieder, die der verfasser der Klage vor sich liegen hatte, beweisen, dafs man auch nebenpartieen auszuzuführen verstand. Diese lieder der Klage beweisen zugleich, dafs man wenigstens in den achtziger jahren des zwölften jahrhunderts nichts von einem *einzigen* liede von Kriemhilde's verrath wufste. Man darf zwar erwarten, dafs Lachmann's beweis hrn. Müller nicht genügt und er über die sache seine eigene meinung noch zurückhält; allein inzwischen und bisweilen halten wir das, was Lachmann aufwies, für eine historische thatsache. Behandelte man aber nebenpartien in besondern liedern, so kann es bei einem epischen liede überhaupt nur darauf angekommen sein, dafs es ein ganzes bildete, sein gegenstand abrundung, seine handlung geschlossenheit hatte. Darum war es unmöglich, dafs aus sagen, wie die von Hildebrand und seinem sohn, mehr als ein lied entwickelt worden wäre; höchstens hätte sich Hildebrand's und Utens' wirderfinden und ihre klage um den todten sohn abgesondert behandeln lassen. Daher wird es erklärlich, warum lieder so lange zeiten hindurch denselben umfang und inhalt behielten, warum auch einzelne theile de NN., z. b. Siegfrieds tod, in nie mehr als einem liede können erzählt worden sein: denn die handlung läfst sich nicht zerlegen in mehrere theile. Darin liegt aber gerade ein so grofser vorzug der Siegfriedssage, dafs sie vor anderen ähnlichen einen gröfseren reichthum an motiven besafs. Das geschick der sänger unterliefs es nicht, diesen auszubeuten; daher tritt die sage vielgestaltig uns in allen ländern deutscher zunge entgegen und bildete alle zeiten unseres epos hindurch seinen mittel- und höhepunct. Die ausarbeitung der sage in liedern hat ihre schranke allein in jener nothwendigen forderung an jedes poetische werk. Für die specielle kritik, z. b. der Vilkinasaga, ist diese regel natürlich von bedeutung, und hrn. Müller's versuch, den umfang der Nibelungenlieder zu bestimmen, hat auch insofern einigen grund, nur dafs er den historischen boden nicht hätte verlassen sollen. Denn wer die verschiedenen berichte der sage so in bausch und bogen nimmt, kann mit einem versuche, daraus die lieder zu bestimmen, wohl sich selber einen zeitvertreib schaffen, aber niemals historische resultate, höchstens nur beweise seines geschmacks und urtheils liefern. Man wird daran abmessen können, wie weit die art eines deutschen epischen gedichtes begriffen ist. —

Vielleicht sprechen innere gründe besser für hrn. Müller's acht lieder, als die äufsern aus der geschichte entnommenen; sie müssen um so stärker sein, weil ja angenommen wird, dafs nicht mehr lieder möglich seien. „Die innern gründe für eine nicht gröfsere anzahl", heifst es s. 10, „liegen darin, dafs jedes derselben in sich eine einheit hat, einen neuen anfang und einen schlufs enthält." Das ist also die eben aufgestellte forderung, die historisch durch Lachmann's

Digitized by Google

zwanzig lieder und jene ältern bestätigt wird, die nun auch herrn Müller's acht lieder erfüllen wollen. Abgesehen ganz vom achten liede, dem schon besprochenen von Kriemhilde's verrath, so soll das siebente lied sowohl die versöhnung der Kriemhilde mit ihren brüdern (und die versenkung des schatzes) enthalten haben, als auch ihre vermählung mit Etzel; beides sind aber zwei verschiedene handlungen, die zusammen keine einheit ergeben. Ebenso kann das sechste lied besser in zwei lieder getrennt werden: der streit der königinnen und Siegfrieds tod machten gewifs selten zusammen ein lied aus. Denn wenn auch beide ereignisse in einem causalnexus stehen, so hindert das nicht ihre abgesonderte behandlung; alle theile der ganzen sage stehen in einem solchen zusammenhange und doch behauptet herr Müller ihre zertrennung in acht lieder. Darin liegt aber ein beweis, dafs jene stücke wohl meist und nur der regel nach in besondern liedern behandelt wurden: beim streite der königinnen handeln ganz andere personen, als bei Siegfrieds morde und zwischen beiden abschnitten liegt eine lücke, zeit und local sind verschieden. Dasselbe gilt von herrn Müller's fünftem und vierten liede, und andere seiner lieder werden ebenfalls sich zerlegen lassen. Doch wozu weitere berechnungen, da der inhalt der ersten drei lieder in unserer NN. nur vorausgesetzt wird und gar nicht ausführlich vorkommt? Wir sahen schon, dafs auch die innern gründe herrn Müller's acht lieder gar wenig schützen, und daneben, dafs seine einsicht in die weise deutscher epischer gedichte nicht völlig zureichend sein mufs.

Wenn nun die acht Nibelungenlieder, wie hr. Müller sich denkt, durch äufsere zeugnisse und innere gründe hinlänglich bewiesen wären, so leuchtet ein, kann von zwanzig liedern nicht mehr die rede sein. Da es aber mit jenem beweise bis jetzt noch übel steht, bleibt es nun auch für's erste noch bei den zwanzig liedern. Es kam hrn. Müller darauf an, wie er s. 34 anm. sagt, seine ansicht *positiv* zu begründen; das heifst doch nach dem bisherigen nur, herr Müller wollte, indem er seine ansicht auseinandersetzte, von allem historischen absehen, oder dieses doch nur so gebrauchen, wie es seinen zwecken eben dienen konnte, und ohne dabei auf das längst festgestellte weitere rücksicht zu nehmen. Nur einmal, an der angeführten stelle, wird eine ausnahme gemacht, und hr. Müller ist gefällig genug, seine gründe gegen Lachmann's zwanzig lieder mitzutheilen. Sonderbarer weise aber sind diese *gegen*gründe grofsentheils dieselben gründe und wahrnehmungen, die Lachmann *für* seine ansicht anführt. Herr Müller sagt: die lieder VI — IX hängen eng untereinander zusammen und vom dreizehnten liede an zieht sich eine ununterbrochene kette von begebenheiten bis zu ende des gedichtes. Das ist alles ganz recht. Rec. weifs aber dennoch nicht, was sich schöner und vollkommener abrundet, als z. b. das achte lied von Siegfrieds ermordung, als das vierzehnte von der fahrt der Burgunden u. s. w. Weiter sagt hr. Müller, die anfänge dieser lieder seien einzelgesängen nicht gemäfs, weil mehrere unmittelbar an vorhergehendes anknüpften, andere *nach einer kurzen einleitung* den faden der begebenheiten wieder aufnähmen, wieder andere begönnen freilich mit einer *neuen* begebenheit, versetzten aber den hörer in eine bestimmte zeit der sage. Alles dies ist auch ganz richtig und von Lachmann oft genug hervorgehoben. Nichts beweist mehr den zusammenhang unsrer Nibelungenlieder mit dem älteren epos. Das Hildebrandslied beginnt nicht anders, die lieder im Beóvulf, von Siegmund und Fibela, von Finn und Hengest, das bruchstück von der schlacht auf Finnsburg, das wanderlied, die Eddalieder und andere ältere und spätere lieder, wie das von Alphartes tod stehen so sehr mitten in der sage, dafs, ist uns diese in ihren einzelheiten unbekannt, selbst dunkelheiten innerhalb der lieder für uns nachbleiben. Das sind thatsachen, unleugbare zeugnisse für die weise epischer poesie. So verlangen auch nicht allein die anfänge unserer Nibelungenlieder von dem hörer eine gewisse bekanntschaft mit der sage, sondern sogar innerhalb der theile, die hr. Müller für echt hält, wird oft genug dieselbe voraussetzung gemacht; ja würde nicht auch in seinem zweiten liede der inhalt des ersten, im dritten der inhalt des zweiten u. s. w. vorausgesetzt? würden nicht auch die anfänge seiner einzelnen lieder denen der zwanzig ähnlich sein müssen? So schlägt hr. Müller sich selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

Wilhelm Müller über die Lieder von den Nibelungen.

(Fortsetzung.)

Für die Kudrun hat rec. geltend zu machen gesucht, dafs die zu grunde liegende sage in der heimat des gedichtes wenig bekannt war; dadurch ergeben sich für dieses manche besonderheiten, die keineswegs als allgemeine regel auch auf die NN. anwendung finden dürfen. Dafs mehrere lieder der NN. sich auf einander beziehen, also eins das andre zuweilen voraussetzt, sagt Lachmann selbst und es spricht eben so wenig für hrn. Müller, als der vierte grund, der von ihm angeführt wird, für den er selbst ausnahmen zugibt. Es ist regel, dafs kein episches lied mehr personen nennt, als an der beschriebenen handlung theilhaben. Wo nun personen zum ersten mal bedeutsam in die handlung eingreifen, da war es auch natürlich, dafs an solchen stellen der sage die lieder sie mit einer charakteristik einführten. Doch ist das nicht einmal überall der fall, indem die sänger sich ohnehin auf die bekanntschaft der sage verlassen konnten; umgekehrt konnten sie auch personen, die längst an der handlung theil nahmen, im anfang eines liedes so nennen, als wenn sie noch gar nicht vorgekommen wären; beide fälle findet man in der von hrn. Müller angeführten strophe 1083 beisammen. Will hr. Müller seine acht lieder ferner behaupten, so mufs er uns erst beweisen, dafs das, was nach Lachmann und Wilh. Grimm über gang und weise unseres epos feststeht, wesentlich unbegründet und falsch ist.

Man sieht aus dem angeführten jedoch, wie sicher hr. Müller seiner ansicht ist, wie er dadurch zur ärgsten verkennung des historisch-thatsächlichen kommt. Einen neuen beweis dafür wird man in seiner beurtheilung der sage, wie sie in der NN. vorliegt, finden. Wilh. Grimm hat gelehrt die sage nach verschiedenen gegenden und zeiten zu unterscheiden; keine landschaft ist in späterer zeit ausschliefslich im besitz des ursprünglichen und alten, weil die sage in fortwährender umgestaltung begriffen ist und sitte und zeitverhältnisse, historische ereignisse immerfort auf sie einwirken, weil manches im laufe der zeit aus ihr verloren geht, das dann durch neues und andres, so viel als möglich, ersetzt wird. Es nimmt sich jedes zeitalter das recht, die sage dem jedesmaligen Geschmacke, leben und sinne anzunähern. Das erkennt hr. Müller s. 4 seiner abhandlung an, aber berücksichtigt es im verlaufe gar wenig. Allerdings, gab es nur acht Nibelungenlieder und waren diese zu allen zeiten und in allen gegenden immer dieselben ihrem umfange nach, und war die sage in ihrer ausbildung an diese lieder gebunden, so konnte mit einiger wahrscheinlichkeit gefolgert werden, dafs auch für den inhalt der lieder im wesentlichen übereinstimmung stattgefunden habe. Einige kühnheit gehört freilich dennoch zu dem schlusse. Nachdem hr. Müller gezeigt, dafs die abschnitte der erzählung der beiden sagas, die er für lieder ausgibt, nicht mit den theilen der NN., die Lachmann entdeckte, stimmen, beweist er nun ferner, dafs die erzählung der Völsûnga und Vilkinasaga nicht mit dem inhalt der NN. übereinkomme. Das hätte keines beweises bedurft; denn in der NN. haben wir eine süddeutsche gestalt der sage, in der Vilkinasaga eine jüngere norddeutsche, in der Völsûnga die altnordische. Wodurch kann ein verfahren gerechtfertigt werden, das die letztern zum maafsstabe jener macht? Die voraussetzungen, fanden wir, worauf dies beruht, waren nicht im mindesten begründet; es ist die äufserste willkür, die einen leeren einfall nun einmal durchzuführen sich vorgesetzt hat. Die nordische und norddeutsche sage (hr. Müller hütet sich sie beim rechten namen zu nennen) heifst die *gewöhnliche* sage, s. 18. 19 ffg.; was die NN. erzählt, wird darnach zugerichtet. Denn wo dies gedicht nicht

Digitized by Google

mit jenen berichten stimmt, da müssen die verfasser desselben die *gewöhnliche* sage *willkürlich* umgestaltet und verändert haben, s. 18. 30. 31. So wird gleich s. 19 die abweichung der NN. von der norddeutschen und nordischen sage hinsichtlich Siegmunds und der jugend Siegfrieds auf ihre rechnung gesetzt. Lachmanns erstes lied hätte auch darnach mit Siegfrieds und Kriemhildes vermählung schliefsen sollen; die verfasser haben dies fest willkürlich in eine spätere zeit verlegt. Nun aber hat, wenigstens nach des rec. einsicht, die süddeutsche sage allein den mythisch richtigen zusammenhang einer gleichzeitigen vermählung der Kriemhilde und Brünhilde bewahrt, und man darf daher wohl am wenigsten hier eine willkür der verfasser annehmen. Aber seine vermuthung gilt hrn. Müller für gewifsheit. Im vierten liede s. 22 ist die *gewöhnliche* sage in folge des ersten liedes umgeändert, das lied von der hochzeit natürlich ganz ohne sagenmäfsigen gehalt, nicht einmal wird der ort der feier richtig angeben, die erzählung von der brautnacht wird wenigstens angezweifelt. Dafs im vierten liede die dienstbarkeit Siegfrieds von bedeutung wird, widerspricht der *gewöhnlichen* sage, „*wahrscheinlich* brach sie in der sage des zwölften und dreizehnten jahrhunderts nur noch im streit der königinnen hervor" s. 23, obgleich sie früher auch ganz richtig sein mufs nach dem mythischen zusammenhang. Der streit selbst ward willkürlich gedehnt, s. 25; alles vorhergehende von str. 629 bis 757 ist von dem dichter rein erlogen, s. 24. Nicht nur den markgrafen Gere, (eine historische person, von der es im zehnten und elften jahrhundert gewifs reichlichere sagen gab) hat der dichter willkürlich in die sage gebracht, sondern Dankwart ist wahrscheinlich ganz, Volker wenigstens zum theil von ihm erfunden s. 29. Es ist nicht nöthig mehr beispiele der kritik, mit der hr. Müller die fabel der NN. durchnimmt, anzuführen, noch ein wort zu ihrer widerlegung hinzuzufügen; es braucht nur darauf hingewiesen zu werden: es kann nichts willkürlicheres, nichts grund- und bodenloseres gehen als diese Kritik.

Die hauptursache von dem allem liegt in der gänzlich verworrenen vorstellung von der volkspoesie, die hr. Müller freilich mit manchen andern theilt. Man wirft nämlich die epische und die alte chorische poesie durch einander, überhaupt erzählende gedichte und die lieder die für den gesang beim tanze oder bei andern gelegenheiten bestimmt waren. Darunter gemengt wird das, was man aus einer schon verwilderten poesie, besonders aber aus dem spätern *lyrischen* volksliede des vierzehnten, fünfzehnten, sechszehnten jahrhunderts abstrahirt hat. Ein solches gebräu bildet den angeblich einzig richtigen begriff der *echten* volkspoesie. Es ist die äufserste grenze der verkennung alles geschichtlichen. Aber freilich es ist dasselbe verfahren, wenn von der einen seite demonstrirt wird, dafs die NN. ihrem inhalte nach nicht mit der altnordischen und norddeutschen sage stimme, und nun bewiesen wird, dafs sie in stil und form vom sogenannten echten volksliede d. h. dem spätern, und gott weifs von welchen volksliedern sonst, verschieden sei. Man kann von beiden seiten her den verlangten schlufs machen, dafs die NN. nicht echte volkspoesie enthalte, sondern nur spuren derselben. Diese mufste man freilich auch nach jener vorstellung darin anerkennen, weil alle volkspoesie überall in wesentlichen merkmalen übereinstimmt. Die alte chorische, die tanz- und spielpoesie überhaupt steht in keinem verhältnifs zu unserer NN. Die epischen lieder, ehemals zur harfe gesungen und *gesagt* (das sagen ist die hauptsache) wurden, wie Lachmann nachwies, zur zeit der entstehung der NN. nur gesagt, und zwar ohne musikalische begleitung. Jene poesie, die nur singbare lieder kennt, mufs von dem erzählenden epos aufs strengste geschieden werden. Was redet also hr. Müller bei der NN. von „*im volke gesungenen*, einzeln *gesungenen* liedern," s. 31 und an andern orten? Hat Lachmann je die epischen lieder der NN. für singbare volkslieder ausgegeben, oder auch nur behauptet, dafs sie eine solche liederpoesie zur historischen voraussetzung hätten? Im gegentheil weifs er nur von Nibelungenliedern als einer fortsetzung des alten epos. Hr. Müller hätte also erst darthun müssen, dafs die heldensage im zwölften jahrhundert, ehe die NN. entstand, nur in singliedern behandelt ward und dafs die NN. dann solche lieder zur grundlage habe. Es fällt ihm aber natürlich nicht einmal ein, dafs ein solcher beweis seine schuldigkeit gewesen wäre, weil unter beiden gattungen der volkspoesie nach seiner „einzig richtigen" vorstellung gar kein unterschied stattfindet. Sein ganzes räsonnement gegen die volksmäfsigkeit der NN. rührt davon her.

Sogar die dänischen kämpeviser werden s. 15 zu

Digitized by Google

der erzählenden poesie gerechnet. Die auch diesen eigene zweizeilige strophe soll die ursprüngliche form aller volkspoesie sein, s. 14. Bleiben wir auf dem historischen boden, so wissen wir nur, dafs sie „mit oder ohne refrain" allein für lieder und gedichte, die für den gesang bestimmt waren, angewendet ward. Aus dieser zweizeiligen strophe soll die vierzeilige Nibelungenstrophe gebildet sein; diese soll s. 14 vor dem erwachen der höfischen poesie gar nicht in gebrauch gewesen sein. Doch stehen die sänger des zwölften jahrhunderts, auf die hr. Müller dort verweist, noch gar nicht innerhalb der höfischen poesie. Die vierzeilige strophe soll überhaupt keine volksmäfsige form sein, kein *echtes* volkslied der *spätern* zeit kenne sie. Uhlands sammlung gewährt lieder, wenn nicht in der Nibelungenstrophe *), doch in mehrzeiligen gesetzen abgefafst in hinreichender anzahl. Und für die ältere zeit, auf die es doch vornehmlich bei der NN. ankommt, wies hr. Müller selber einmal nicht ohne glück am Muspilli die vierzeilige strophe nach und in der Edda sind ganze lieder darin gedichtet, nicht ein einziges aber in der zweizeiligen strophe. Hr. Müller findet s. 15 in den variationen der letzten hälfte der strophe besonders den beweis für seine meinung; aber gerade die zweite hälfte der Nibelungenstrophe bewahrt das alte maafs der langzeile treuer, vgl. Jac. Grimm lat. ged. vorr. XL. Allein hr. Müller hat, nach Dietrichs vorgange, in seiner deutschen mythologie s. 26 erklärt, dafs die Eddalieder (also auch wohl Muspilli) *augenscheinlich* producte einer kunstpoesie seien; sonderbar, wenn die volkspoesie eine art der poesie ist, so sollte man denken, müfste sie auch eine kunst sein und ihre mittel besitzen und kennen. Einsichtigen beweist jene behauptung nur, dafs wo sie sich auch noch so keck hervorwagt, der wahre unterschied von volkspoesie und kunstpoesie nicht im entferntesten begriffen ist, und nur in ganz äufserlichen merkmalen gesucht wird. Es wäre zu wünschen, dafs aus den bemerkungen, die Lachmann aus reichster erfahrung über das verhältnifs beider gattungen hin und wieder ausgesprochen hat, nachgerade alle, die darüber laut werden, das richtige gelernt hätten.

So wie hier die form, so sahen wir früher, sollte die sage willkürlich verändert sein; hauptsächlich wird dabei die einwirkung der höfischen poesie in anschlag gebracht s. 16. 17; unter ihrem einflufs soll sich auch besonders der stil und die darstellungsweise der NN. entwickelt haben. Nichts kann irriger sein, wir sehen hier nur dieselbe täppische Kritik, die man heute leider häufiger findet, mit der einmal einer auch die gute hälfte der altdeutschen mythologie den Kelten vindicirte.

Die sage, wie sie in der NN. vorliegt, trägt in sich selbst das beste zeugnifs, dafs sie nicht in tanz- oder singliedern, sondern von einer erzählenden poesie bis dahin sei behandelt worden, und dafs dies nicht unter dem grofsen haufen geschehen, sondern unter den besten und edelsten der nation; denn die sänger der Nibelungenlieder gehörten nicht zu den ehrlosen spielleuten, eben so wenig wie unsere dichter zu den bänkelsängern. Da es sich nicht beweisen läfst, dafs das epos im zwölften jahrhundert eine andre stellung eingenommen habe als im fünften und achten, sondern vielmehr das gegentheil fest steht, so wird der charakter, unter dem es in der NN. (und der Kudrun) erscheint, leicht begreiflich. Ohne zweifel hängt sein damaliger aufschwung mit der gleichzeitig entstehenden höfischen kunstpoesie zusammen. Diese beginnt mit dem durchdringen der neuen bildung, die von Frankreich ausging; nur mangelhafte einsicht kann lieder des zwölften jahrhunderts darum der höfischen poesie zuzählen, blofs weil ihre dichter vielleicht dem ritterstande angehörten, s. 14; vgl. anm. zu den NN. s. 5. Die richtung des gemüthes, bei der jene neue bildung so raschen eingang fand, herrschte damals ganz allgemein. Alles strebte nach einer freiern entfaltung seiner individualität, nach einem individuellen leben; die höfische poesie war davon die ungebundenere äufserung, sie hatte sich über den boden der nationalen tradition erhoben. Darin wurzelt aber alle volkspoesie, sie besteht auch nur so lange das leben des volkes noch unzersplittert als ein ganzes fortdauert. Indem die sänger des nationalen epos nun jene richtung ihrer zeit theilten, dem allgemeinen zuge folgten und den neuen forderungen nachzukommen strebten, thaten sie im grunde doch nichts anderes als was sie von jeher gethan, aber freilich diesmal mufsten sie ihre alte kunst zu ihrem untergange hinführen. Schnell entwickelte sich noch eine neue blüthe, aber es war die letzte; eben so rasch sehen wir die höfische poe-

*) Jedoch vgl. man Uhland I, 73. n. 30.

Digitized by Google

sie entfaltet und verblüht. Es gibt in der NN. noch einige lieder von alterthümlicherer strenge, daneben andre ganz im freiern geschmacke der zeit, ja blofs nach analogie und wahrscheinlichkeit (wie das dritte) gedichtet; die gröfsere zahl hält die mitte zwischen diesen endpuncten. Eine freiere beweglichkeit innerhalb des epos war die folge der allgemeinen richtung der zeit; die stilverschiedenheiten und die variationen der form s. 15 rühren daher, die persönlichkeiten der dichter überhaupt werden bemerklich, weil sie ihr gefühl bald mehr, bald weniger auf die darstellung einflufs üben lassen. Damit aber legte die epische poesie gleichsam ein geständnifs ihres eignen unterganges ab, dafs jetzt selbst lieder entstanden, die wie das zwanzigste nur für leser können bestimmt gewesen sein. Schon vorher hatte man die alte weise des vortrags der lieder unter musikalischer Begleitung aufgegeben, es wurde nur gesagt, wie die höfischen gedichte vorgelesen wurden; bis zu jener neuerung war nur ein kleiner schritt. Der sammler, der sich nun der einzelnen lieder annahm, (ich denke, dafs er eben mit dem zwanzigsten liede zu sammeln begonnen hat), der die übrigen uns erhaltenen aufzeichnen und vielleicht ein paar allein darum dichten liefs, um lücken in der erzählung auszufüllen, hatte offenbar einen andern zweck, als vierhundert jahr früher Karl der grofse mit seiner sammlung; er wollte nicht blofs die untergehenden lieder retten, sondern sie zugleich in eine verbindung bringen, wodurch sie den ansprüchen der beschaulichen lesewelt der zeit mehr genügen und den ritterlichen mären zur seite treten konnten. Indem aber das epos sich selbst bequemte lesern zu dienen, hörte es auf, lebendige poesie zu sein. Auch die Kudrun, so wie sie vollendet war, war für leser bestimmt, und weil das nationale epos in der folgenden zeit diese aufgabe festhielt, entstanden jene grofsen langweiligen gedichte, über die hr. Müller s. 33 sich mit recht beklagt. Eine glücklichere wendung war es, dafs ein theil der alten stoffe an die volkslyrik der folgenden jahrhunderte überging, in der sich überhaupt der letzte rest der deutschen volkspoesie, und zwar für immer, erschöpfte. Ganz unhistorisch ist es nun, den grund für diesen ganzen verlauf nicht im innersten der zeit selbst zu suchen, ihn nicht aus der disposition der dichter selbst und ihrer freien thätigkeit abzuleiten, sondern überall nur von ihrer willkür, von äufsern einflüfsen, von der nachahmung der höfischen poesie zu schreiben. Die nachahmung ist immer roh und darum leicht erkennbar, wo sie sich einstellt. Der einflufs mehr geistiger natur ist weniger demonstrabel, insofern er wesentlich nur einen neuen reiz ausübt auf eine selbständige, freie thätigkeit, die ihre eigne entwicklung befolgt. Nicht einmal diesen kann man für die NN. hoch anschlagen; wenigstens ist für die echten lieder ein unmittelbarer zusammenhang mit der höfischen poesie nicht wohl möglich. Die meisten waren schon entstanden oder entstanden in derselben zeit, als die höfische poesie durch Hartmann und Wolfram erst ihre volle ausbildung erhielt; dies geschah in Schwaben und Franken oder Thüringen, die Nibelungenlieder gehören wenigstens zum gröfsten theil nach Oesterreich. Und beruft man sich nun auch auf die vorhergehende entwickelung, die doch auch nicht von Oesterreich ausging, legt man auch gewicht darauf, dafs die lyriker Walther und Reinmar, gleichzeitig der entstehung der NN., in Oesterreich lebten, so wird doch eine vorstellung, die das volksepos zur höfischen kunst gleichsam in das verhältnifs eines schülers zum lehrer setzt, wenig wahrscheinlicher. Auf das allgemeine verhältnifs beider poetischen richtungen haben Lachmann und nach ihm andre eine fortgesetzte aufmerksamkeit verwandt; es stellte sich heraus, dafs die lieder der NN. in sprache, versbau und stil durchaus ihre eigne weise befolgen; selbst wo höfische scenen geschildert, wo minnigliche gedanken ausgesprochen werden, geschieht dies offenbar anders als in höfischen gedichten, an deren nachahmung also nicht wohl zu denken ist; jene minnegedanken, die vergleichungen und anderes tragen einen typischen charakter und erinnern vielmehr an die ältere volksmäfsige lyrik, als an die gleichzeitige höfische. In den beschreibungen und schilderungen aber herrscht überall grofse einfachheit, ja oft trockenheit und armuth in vergleich mit dem was die höfische poesie darin leistete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

Wilhelm Müller über die Lieder von den Nibelungen.

(Fortsetzung.)

Und gewinnt auch das moderne immer mehr raum, so besteht wiederum doch auch das entgegengesetzte bestreben, ein costüm zu bewahren, das der zeit der handlung und den personen zu entsprechen schien, völlig verschieden von dem höfischen. Es zeigt sich also überall ein zusammenhang mit der ältern poesie; diese tritt nur in einer neuen zeitgemäfsen gestalt in der NN. uns entgegen. Was das volksepos und die ritterliche kunst gemeinsames oder ähnliches haben, rührt entweder aus dieser ältern poesie her, oder es gehört der neuen zeit allgemein an. Die eine richtung, müssen wir sagen, ist so selbständig und unabhängig wie die andre, beide gehen neben einander her, beide aber tragen die zeichen ihrer zeit, doch nicht gleich unverholen.

Die merkmale für die allmählige entartung des strengern epischen stils in dieser zeit finden wir bei hrn. Müller s. 42 ffg. zusammengestellt: in vielen theilen der NN. ist die darstellung breiter und behaglicher, der ton weicher, die poesie überhaupt subjectiver, der dichter nimmt partei und urtheilt, flicht sentenzen ein, sucht die gesinnungen und gefühle der handelnden personen je nach den situationen zu bestimmen, die form ist im allgemeinen ausgebildeter (d. h. von glatter regelmäfsigkeit), der satzbau mannigfalter und gewandter, der ausdruck geschmückter, die reime jedoch weniger kräftig; es zeigt sich überdies eine gröfsere vorliebe und ein gröfseres geschick für die schilderung höfischer scenen, als in ältern theilen des gedichts. Aber merkwürdiger weise dient alles dies hrn. Müller keineswegs zu einer charakteristik des epischen stils, um das jahr 1200 überhaupt, sondern obwohl diese merkmale nur ganz allgemeiner art sind, sollen sie beweisen, dafs die theile der NN. wo sie bestimmter hervortreten, alle von — *einem* verfasser herrühren. Rec. gesteht nie einen kraftlosern beweis der art gelesen zu haben; wufste hr. Müller denn wirklich nicht, was zu einem solchen beweise erforderlich war? Kam ihm nicht einmal die einfachste erste frage in den sinn, ob denn auch jene merkmale alle gleichmäfsig über jene theile des gedichts verbreitet sind? Wäre dies erweislich, so wäre einigermafsen die annahme *eines* verfassers gerechtfertigt. S. 49 aber werden z. b. als eine eigenheit des dichters ausführlichere vergleichungen angeführt; in wahrheit aber kommen diese nur im dritten liede häufiger vor, ein einziger fall wiederholt sich aufserdem im sechsten liede. Auch andre daselbst angeführte eigenthümlichkeiten haben keineswegs eine durchgehende verbreitung. Was soll man von hrn. Müller denken, wenn er wiederkehrende epische formeln, wiederholungen ähnlicher wendungen, ausdrücke und gedanken s. 36. 37. 48 als beweise für seine meinung beibringt? Ist denn etwa auch die Kudrun von dem verfasser dieser theile der NN., weil beiden gedichten eine ganze reihe von gedanken, wendungen, vergleichungen u. s. w. gemein sind? Wie, wenn weit tiefer liegende verschiedenheiten überall verborgen lägen, als es nach einer oberflächlichen ansicht den anschein hat? In der that hat Lachmann diese an den liedern der NN. längst nachgewiesen. Aber über alles das, was längst offenkundig vorlag, herrscht in hrn. Müllers abhandlung merkwürdiger weise das tiefste schweigen. Gehen wir zunächst etwas näher auf den angeblichen beweis seiner neuen ansicht ein und erheben unsere gegengründe.

S. 13 verwahrt sich hr. Müller nach seiner Gewohnheit noch vor *voreiligen* schlüssen; s. 30 glaubt er jedoch seine voraussetzungen, die wir bereits kennen lernten, hinlänglich *begründet*, dann nach einer allgemeinen betrachtung geht er endlich näher an die

Digitized by Google

kritik des gedichtes selbst. S. 33 fg. gibt er diese generalansicht: „Hiernach (nach der vorhergehenden auseinandersetzung) können wir uns nun die entstehung des gedichts von der NN. veranschaulichen. Seine grundlage *mag* aus vier bis fünf liedern bestehen. *Denken* wir uns nun (und wir *sind nicht abgeneigt zu glauben*, dafs dem wirklich so war) dafs das lied vom verrathe der Kriemhilde *) mit seiner einleitung der vermählung der Kriemhilde mit Etzel sich bereits der gestalt genähert hatte, in welcher wir es (mit ausschlufs der von Lachmann als zusätze bezeichneten strophen und *vielleicht* noch einiger andern stücke) in dem zweiten theile des gedichts lesen, *so mochte* ein andrer dichter, dem es überliefert wurde, theils dasselbe seiner individualität gemäfs weiter umsingen, theils *konnte* er Siegfrieds ermordung und seine vermählung mit Kriemhilde hinzufügen. Bei den neu hinzugefügten theilen *mochte* er wieder eine ältere grundlage benutzen und davon *mehr oder weniger* bestehn lassen." Wie schwankend und wie unbestimmt ist doch diese *veranschaulichung!* Welch weiten spielraum hat doch die möglichkeit! Aus dem gedicht selbst aber soll die rechtfertigung der bisherigen voraussetzungen geliefert und so diese durch thatsachen festgestellt werden. Hr. Müller sagt selbst s. 35: „Hat unsere mitgetheilte ansicht *einigen* grund, so müssen wir auch erweisen können, dafs einzelne gröfsere partien des gedichts, namentlich mehrere von Lachmanns liedern *einen* verfasser haben." Und nun sollen das erste und vierte lied von *einem* verfasser, die übrigen bis zum achten incl. ebenfalls von *einem*, aber einem jüngern herrühren, dem die lieder des ältern vorlagen. Wie aber! man sollte erwarten, hr. Müller würde jetzt den beweis für das dasein seines vierten, fünften und sechsten liedes geben. Jedoch bei jenen auseinandersetzungen über die *echte* volkspoesie, den einflufs der kunstpoesie auf die NN. und die willkür der dichter haben die acht lieder hrn. Müller bereits ihre dienste gethan; die *veranschaulichung* wirft noch mehr den schleier über sie; wer wird es nun noch versuchen, die zu grunde liegenden lieder im gedichte nachzuweisen, nachdem sie so und so vielmal umgesungen und endlich zusammengesungen sind? wer wird das „mehr oder weniger" angeben können, was der jüngere dichter vom ältern lied bestehen liefs? Dieser, sieht man, ist derjenige, der die NN. *in ein ganzes zusammengesungen* hat; doch erfährt man: Lachmanns erstem liede fehlt ein zweiter theil und schlufs, der von Siegfrieds und Kriemhilden's vermählung handelte, s. 9. 12. 19. 20 *); dem vierten liede mangelt die fortsetzung von Günthers hochzeit und brautnacht, s. 38 vgl. s. 22. Es wären also zwei hälften des vierten und fünften Müllerschen liedes erhalten, allein das sechste lied wäre ganz in Lachmanns sechstes, siebentes, achtes und neuntes vom jüngern dichter verschmolzen. Aber auch der ältere dichter kann nur uneigentlich für den verfasser der lieder I. und IV. angesehen werden, da auch er nach hrn. Müllers ansicht nur noch ältere lieder mufs umgesungen haben. Allein beide dichter stehen ja schon nicht mehr völlig innerhalb der *echten* volkspoesie. Daraus erklärt sich einerseits das verschwinden der acht lieder, andererseits die meinung, dafs die individualitäten der dichter sich bestimmt unterscheiden und erkennen lassen, was streng nach der ansicht, sehr schwierig, wo nicht unmöglich scheinen mufs, weil es ja nur umgesungene lieder sind.

Durch einige allgemeine bemerkungen über den stil der beiden lieder I. und IV. glaubt hr. Müller zu beweisen, dafs beide von einem und demselben dichter, wenigstens in ihrer jetzigen gestalt, herrühren. Wirklich zeichnen sich die lieder beide durch einen frischen ton aus, sie sind auch von älterm charakter, als manche andre theile; aber nur dies und weiter nichts thun auch die bemerkungen im verlaufe der abhandlung für diese lieder dar; keineswegs aber ergeben sie das resultat, das hr. Müller daraus zieht. S. 37 anm. 2. bemerkt er selbst, dafs das vierte lied nicht die stumpfen reime *Uoten: guoten*, *Hagene: degene*, wie das erste kenne. Bei der ersten vergleichenden lesung und nach Lachmanns ausdrücklichen, aber nicht beachteten bemerkungen stellen sich noch gröfsere verschiedenheiten heraus: das vierte lied ist weit alterthümlicher als das erste; es läfst viel häufiger die senkung fehlen, halbzeilen, wie 333, 4. *sô máht*

*) Das bekannte lied das der Niedersachse Siward im 12ten jahrhundert und der hochdeutsche Marner im dreizehnten hatten.

*) S. 38 scheint hr. Müller seine früher aufgestellte meinung über dies lied aufgegeben zu haben und vielmehr die ordnung der begebenheiten in der NN. festzuhalten; es fehlte also Lachmanns erstem liede nach s. 38 der schlufs nicht.

Digitized by Google

du mit ir, 401, 3. *durch dich mit im*, kennt das erste lied gar nicht; eben so wenig weifs es von enjambement, das das vierte lied viermal 333, 2. 388, 2. (vgl. Lachmanns anm.) 402, 2. 443, 3. anwendet; eben so wenig kennt es die schöne malerei in versen, wie

368, 1. *Sîfrît dô balde ein schalten gewan*
von stade er schieben vaste began.

369, 3. 4. *ir ros stuonden ebene,*
ir schif gienc onch ebene u. s. w.

435, 4. *dô sprancsi nâch dem wurfe, daz lûte*
erklang ir gewant;

das vierte wiederholt ganz nahe bei einander dieselben formeln, vgl. 418, 3. 425, 3. 430, 2.; ferner 430, 4. 431, 2. 433, 1., und 434, 3. 439, 4.; ähnlich nur einmal im ersten liede, 73, 1. 81, 3. Das kürzere vierte lied hat also weit mehr hervorstechende und unterscheidende eigenheiten, als das um ein dutzend strophen längere erste. Dies hat 86, 4 *koment* als hebung und senkung vor dem einschnitt, anm. 118, 2.; es hat häufige synizesen im innern vers, unregelmäfsige betonungen 54, 4. 75, 2., parenthetische sätze 21, 2. 82, 2. 118, 2. (vgl. 59, 2. 76, 2. 87. 106, 2. 3.), es läfst Günthern und Siegfried einander ihrzen, alles fälle, die es vom vierten vollständig unterscheiden und deutlich seinen jüngern charakter beurkunden. Hr. Müller glaubt aber noch einen grund für seine annahme entdeckt zu haben: *augenscheinlich* sollen die lieder I. und IV. in kleinere abschnitte oder rhapsodien zerfallen, wie rec. solche glaubt an der Kudrun nachgewiesen zu haben. Wäre das nun auch der fall, so gäbe es dennoch nicht den beweis, dafs beide lieder von *einem* verfasser herrühren. Und in wahrheit ist diese annahme solcher rhapsodien in der NN. bis jetzt noch nicht viel mehr als irgend eine andere von hrn. Müllers ideen; wenigstens ist die sache nicht so *augenscheinlich* und der beweis unfertig. Soll, wie hr. Müller s. 38 meint, die erste rhapsodie des vierten liedes sieben strophen enthalten, die zweite aber dreifsig, so wird eine so unförmliche eintheilung die ansicht niemandem wahrscheinlich machen; keiner wird dieser behauptung einen gröfsern werth beilegen, als jener, dafs diesem liede noch zwei abschnitte bis zu seinem schlusse fehlten. Die annahme von rhapsodien im vierten liede beruht lediglich auf einer vorgefafsten meinung, und um nichts begründeter ist was hr. Müller in dieser hinsicht über den letzten theil der NN. s. 54 bemerkt. Die meinung s. 38, dafs solche rhapsodien die form des deutschen nationalepos waren, „in welcher es zuerst aus dem bereiche des volksliedes (im strengsten sinne) (d. h. des tanz- und singliedes) heraustrat," ist ganz corrupt. Wenn diese eintheilung in der Kudrun stattfindet, so lag der anlafs dazu in der sage selbst, den der verfasser des gedichtes geschickt benutzte, s. des rec. abhandl. s. 12. 13; allein für die NN. ist in gleicher weise kein grund dazu vorhanden. Jedoch könnten einzelne sänger allerdings innerhalb ihrer lieder bei den abschnitten der handlung, beim wechsel der scene sich kleine pausen gegönnt haben. Etwas mehr wahrscheinlichkeit als für das vierte lied, scheint auch hrn. Müllers vermuthung für das erste zu haben; aber mindestens eben so deutlich, wie bei diesem, sind die rhapsodien im *zweiten* liede, nämlich str. 138—165, 166—192, 193—219, 220—259. Für dies zweite lied leugnet jedoch hr. Müller diese weise, weil es seinem angeblichen zweiten dichter gehören soll, der nichts von rhapsodien wufste. Ueberhaupt aber wird es gerathener sein, die ganze sache für die NN. überall noch zweifelhaft zu lassen; man könnte sich täuschen, die absicht der sänger ist wenigstens nicht klar. Denn wenn auch in andern liedern, sich solche abschnitte hin und wieder einzustellen scheinen, da zeigt die nähere betrachtung, dafs darin keine regel waltet und die eintheilung sich nicht durchführen läfst.

Dafs die lieder I. und IV. nicht von einem und demselben verfasser sein können, wie hr. Müller behauptet, geht aus dem bemerkten hervor. Nicht besser als um seinen ersten ältern dichter steht es nun um den zweiten jüngern. Er soll nach s. 40 diejenigen abschnitte *gesungen* haben, die nicht der sage gemäfs sind, also *namentlich* das zweite und dritte lied, für die übrigen theile, meint hr. Müller, habe er mehr aber weniger als grundlage ältere lieder benutzt. Sollten also das zweite und dritte lied nicht von *einem* verfasser sein, so fällt die ganze annahme über den haufen. Auch sie wird durch nichts weiter begründet, als jene früher angeführten, nichts beweisenden ganz allgemeinen kennzeichen des stils und der darstellung. Lachmann bemerkte: das dritte lied setzt den Sachsenkrieg und *vielleicht* unser zweites lied selbst voraus. Gewifs enthalten 267, 4. 268. eine beziehung auf den vorigen krieg, allein nach 297 und 311 sind Lindgast und Lindger beide verwundet, wo-

Digitized by Google

von das zweite lied, aufser den unechten strophen, nichts weifs: beide fürsten werden gefangen, ehe Siegfried ihnen was angethan. Auch weifs das zweite lied nichts von dem fest, das Günther zur pfingstzeit gibt, womit das dritte anhebt; es scheint den Sachsenkrieg nach 196 bestimmt schon in den sommer zu versetzen. Und da schwerlich ein und derselbe dichter zweimal genau dasselbe erzählen wird, die schlüsse beider lieder 257 ffg. und 319 ffg. aber übereinkommen, so werden beide lieder auch nicht von *einem* verfasser sein. Man kann also höchstens mit Lachmann sagen, dafs der verfasser des dritten *vielleicht* das zweite lied kannte; er band sich jedoch in seiner erzählung nicht daran; aber niemand kann behaupten, dafs es derselbe sänger sei, der in dem einen liede so, in dem andern anders erzählt habe. Lachmann bemerkte ferner, dafs das dritte lied aufser Günther noch fünf Burgunden nenne, während das zweite lied Günthern allein erwähnt; dafs im zweiten liede Günther und Siegfried sich gegenseitig ihrzen, anm. zu 161, 2., während im dritten 312 ffg. Günther duzt, Siegfried aber ihr ihm zurück gibt; dafs im zweiten liede starke kürzungen vorkommen, anm. zu 169, 1., von denen das dritte nichts weifs; dafs umgekehrt das dritte im achten halbvers oft nur drei hebungen hat, 264, 4. 272, 4. 285, 4. 288, 4. 301, 4. 307, 4. 309, 4. 314, 4. 321, 4. ein fall, der dem zweiten liede gänzlich unbekannt ist, anm. zu 157, 4., und der für sich allein hinreicht hrn. Müllers behauptung *eines* verfassers für beide lieder vollständig zu widerlegen. Das dritte lied ist wohl das modernste der ganzen NN.; z. b. str. 268 anm., 284. 292 — 294 sind durchaus in höfischem sinne gedacht; wie früher schon bemerkt, sind die vergleichungen, 280 mit dem morgenroth, 282 mit dem mond, 285 mit einem bilde (vgl. Kudrun 660), allein diesem liede geläufig. Dagegen bewegt sich das zweite lied, je weniger ausgebildet die zu grunde liegende sage war, in einer fülle althergebrachter formeln, und zeichnet sich dadurch vor andern aus, vgl. 183, Kudrun 1407; 190 ffg.; anm. zu 202, 2. So unzuläfsig nun nach allem diesem hrn. Müllers annahme schon erscheinen mufs, so wird es doch von nutzen sein, die prüfung derselben fortzusetzen, soweit er überhaupt seinen zweiten dichter meint nachgewiesen zu haben. Es wird dabei immer mehr das höchst merkwürdige stillschweigen über Lachmann's längst vorliegende anmerkungen auffallen.

Hr. Müller versichert s. 50, 51, dafs die fortsetzung des vierten liedes dem verfasser des zweiten und dritten liedes angehöre; da diese beiden lieder jedoch wie gezeigt, nicht zusammengehören, so könnte diese fortsetzung etwa vom verfasser des dritten allein herrühren; Lachmann nennt beide stücke traurige beispiele der entartenden volkspoesie. Aber in der anm. zu 549, 4. wird der fortsetzung gerade eine metrische eigenheit des dritten liedes abgesprochen, auch die andern vorher bemerkten kennzeichen des dritten liedes finden sich nicht in der fortsetzung, 500. 501. ihrzen Günther und Siegfried sich gegenseitig, ja Hagen empfängt 497 sogar vom könige ihr. Es stellte Lachmann also beide stücke nur zusammen als die beispiele der stärksten annäherung an den höfischen ton, ohne damit für beide denselben verfasser zu behaupten. Mit 572 läfst Lachmann das fünfte lied anfangen. Hr. Müller sagt s. 41, 51: es werde von ihm die vereinigung dieses liedes mit jener fortsetzung des vierten nicht in abrede gestellt. Rec. weifs nicht, dafs Lachmann diese meinung irgendwo geäufsert hat; will man nicht etwa die anm. zu 578 absichtlich oder unverständiger weise mifsverstehen. Lachmann spricht im gegentheil zu 571, 4. einen grund aus, warum das fünfte lied auch von der fortsetzung, die mit Siegfrieds und Kriemhilden's vermählung schlofs, zu trennen sei, und er ertheilt zu 570. 571. dem liede ein lob, das er der fortsetzung mit recht versagt. Wer mit unbefangenem sinn und aufmerksamkeit aus der breiten und fast gezierten fortsetzung in's fünfte lied hinüberliest, der wird an diesem zwar keine so hervorstechenden merkmale wie am vierten liede entdecken, wohl aber wird ihn die schlicht gehaltene erzählung gewinnen; der dichter der fortsetzung, der die strophe 550 (vgl. anm.) dichtete, kann nicht derselbe sein, der mit so grofser naivität und reinheit die ganze verfängliche scene der brautnacht schilderte; vergl. 585. 587. 604. 610. 629.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

Wilhelm Müller über die Lieder von den Nibelungen.

(Schlufs.)

Aufserdem hat das lied eigenheiten, die es vom vorhergehenden unterscheiden; anm. zu 588, 2. zu 577, 4. Das grofse sechste lied beginnt eigens mit einer art von exposition, 663. „Es läfst nicht den inhalt des vierten und den des fünften neben einander gelten", anm. zu 375, 4. 576, 4. vergl. zu 577, 4.; es hat sonst hinreichende unterscheidende merkmale, anm. zu 118, 2. 678, 3.; zu 371, 4. 616, 4. 717, 4.; wegen der anrede s. 800. 804. u. s. w. Wird auch in diesem liede die sitte der helden als höfisch geschildert, so wird man doch dem dichter den vorwurf bei weitem nicht in gleichem maafse machen können, der das dritte lied und die fortsetzung des vierten traf, wie man das leicht auch an den theilen 663 — 756 sieht, für die er nach herrn Müller keine ältere grundlage benutzte, also völlig freie hand hatte. Dafs nun das siebente lied 806 ff. keine fortsetzung des vorigen sein kann, bewies Lachmann; hr. Müller schreibt beide *einem* verfasser zu, der also die scene der handlung in 805 sich noch vor dem münster dachte, mit strophe 806 ff. aber sie anderswohin verlegte, ohne auch nur das mindeste darüber zu bemerken. Wie ein dichter, der sonst seine fünf sinne bei einander hat, so erzählen kann, wird hr. Müller zu rechtfertigen wissen. Endlich soll dieser dichter auch noch das achte lied verfafst haben. Wenn aber eines im ersten theil der NN. Lachmann's kritik siegreich bewährt, so ist es aufser dem vierten das achte lied; so wohl gerundet, in so trefflicher ausführung, mit so bestimmtem charakter tritt es jedem vor die augen, der sie nicht gerade davor verschliefst. Manches eigene, selbst alterthümliche ist in vers und sprache bemerklich; aber nirgends sonst hat sich der volksgesang in gleicher pracht und herrlichkeit gezeigt: man beachte die poesie des verses in 876. 899. 900., die schilderungen und gemälde in 883. 918. 929. 939., die an die Kudrun erinnern, nur dafs dieses gedicht nicht durchweg an die classicität dieses liedes hinanreicht. Es ist natürlich schon von Lachmann bemerkt, dafs das lied das vorhergehende siebente nicht voraussetzt, s. 116, anm. zu 921. Hr. Müller aber versichert s. 26, dafs die stellen 921. 922. dem vorhergehenden gemäfs geändert seien; est ist gerade die stelle, wo Lachmann bemerkt, dafs zwar der inhalt des siebenten im allgemeinen vorausgesetzt werde, aber es leuchte ein, dafs nicht derselbe dichter hier und in jenem liede spreche. Es widerspricht der sitte des MA. überhaupt, so wie der, die in der NN. herrscht, dafs Siegfried auf der scheinheerfahrt gegen die Sachsen (im siebenten liede) und auf der jagd dasselbe kleid trägt. Hätte also hier ein dichter geändert, würde er die unebenheit hinwegzuräumen oder zu motiviren gesucht, nicht aber sie hineingetragen haben. Aufserdem sieht man aus der weise der erzählung in 921. 922., dafs der dichter eben hier das zeichen in Siegfrieds gewande erwähnt, nicht schon vorher im siebenten liede davon gesprochen hatte.

Ein kritiker, wie man ihn eben kennen lernte und wie er sich früher bei der kritik der sage bewährte, wird auch glänzende proben seiner textkritik der NN. liefern. Die ältern liedern I. und IV. lagen dem jüngern dichter vor, meint hr. Müller; wie mit ihnen verfahren sei, was sie überhaupt nach des kritikers voraussetzungen sollen erlitten haben, oder vielmehr nun erst erleiden müssen, bedarf einer erörterung. Allein weil die prosaische Völsungasaga, bevor sie den traum Kriemhilden erzählt, erst die Burgunden einführt, soll unserm ersten liede ein ähnlicher anfang fehlen, seite 12; str. 2. 4. 7. seien dem inhalte nach echt, zum theil auch nach dem alten liede gedichtet; hr. Müller stellt sie daher seite 56 in den anfang seines liedes.

Digitized by Google

Kann zuversichtlicher eine blofse meinung für begründete wahrheit ausgegeben werden? S. 61. 64. wird Hagen eine aus zweien gebildete strophe in den mund gelegt, damit der drachenkampf Siegfrieds erwähnt werde; die neue strophe soll auch dem inhalte nach echt sein. Nach allen erfahrungen pflegen nun die interpolatoren wohl eine im ältern text vorkommende andeutung zu benutzen, um eine ausführliche erzählung einzuschieben; wir wissen aber nicht, dafs sie ältere strophen ausstiefsen und dafür neue an die stelle setzten. Enthielt das alte lied wirklich eine erwähnung des drachenkampfs und vorher der Burgunden, so erscheint das verfahren, das die interpolatoren an diesen stellen nach hrn. Müller sollen beobachtet haben, völlig abnorm. Die meinung aber, dafs der drachenkampf und „vielleicht auch die erwerbung des hortes" s. 64 kurz im älteren liede erwähnt worden sei, ist durch nichts begründet und rein aus der luft gegriffen, jeder, der die rede Hagen's 87. 102. und Günther's 103. liest, wird sich überzeugen, dafs vor 102. nicht speciell der heldenwerke Siegfrieds gedacht war, sondern überhaupt nur im allgemeinen dieser theil der sage vorausgesetzt wird; der dichter scheint selbst geflissentlich sich mit einer allgemeinen andeutung zu begnügen und eine bestimmtere zu vermeiden, weil die sage von Siegfrieds jugend verwildert und entartet war. Dagegen läfst sich wider die strophen, die hr. Müller s. 64 aus dem ersten liede entfernt wissen will, mit grund nichts einwenden. Str. 81. wird s. 36 anm. noch benutzt, um eine eigenthümlichkeit des ältern dichters zu beweisen, s. 50 aber für eine unnütze ausführung von str. 80 erklärt und s. 60 ausgelassen, dann s. 64 vorgeschlagen, den nun allerdings sehr auffälligen anfang von 82. nach einer der jüngsten handschriften zu ändern. Eine kritik, die sich solcher mittel zu ihren zwecken bedient, nennt man gewissenlos. Dem dichter des vierten liedes werden die strophen 335. 365. 366. 368. 369. geraubt s. 38, und dem zweiten jüngern beigelegt. Läfst man diese strophen aus, so gebraucht Siegfried später seine tarnkappe, ohne dafs vorher erzählt worden, er habe sie mitgenommen, 335.; und die rosse der helden werden 387, 4. in den stall geführt, obgleich man nichts davon erfahren, dafs 365. fg. welche mitgekommen. Kann man dem dichter eine solche erzählung zutrauen? Hr. Müller hat keine andere gründe für die verwerfung dieser strophen, als die gewöhnlichen redensarten von weichheit u. s. w.; aus denselben gründen geht auch s. 38. 46. das lied seines schönen schlusses verlustig. S. 50 werden besonders wegen ihrer reime diese strophen verdächtigt, nach der ganz allgemeinen beobachtung, dafs jüngere theile des gedichtes weniger kräftige reime haben; als wenn damit auch gesagt wäre, dafs ältere theile niemals bedeutungslosere und schwächere reimworte gebraucht hätten. Wer wird eine solche anwendung von jener wahrnehmung machen? Im ersten liede, wo *mîn : sîn*, *dô : vrô*, *Sîfrit : mit*, *Ortwin : sîn* u. s. w. reimen, hält hr. Müller die resp. strophen für echt; in dem vierten liede aber müssen die strophen, welche *Albrîch : rîch*, *lobelîch : rîch*, *nam : lobesam*, *dan : gewan : getân* verbinden, unecht sein, obgleich sie eben so wenig wie 436. im zusammenhange fehlen können, und obgleich man nicht einsieht, warum diese reimwörter gerade schwächer sind als andere im liede vorkommende. Diese verworfenen strophen gehören überdies zu den schönsten der ganzen NN.; aber indem hr. Müller sie seinem zweiten dichter beilegt, verbindet er sie mit 358, einer strophe, so elend und matt, wie nur eine sein kann. Seinem zweiten dichter sucht herr Müller überhaupt einen grofsen theil der von Lachmann verworfenen strophen anzueignen, die allgemeinen kriterien von weichheit, ähnlichkeit im ton, im reim, wiederholung derselben wendungen und gedanken s. 46 fg. 51 fg. 64 leisten stets die gewünschten dienste, und es gelingt auf diese weise alles, was Lachmann vollständig in's klare gesetzt hat, wieder recht confus zu machen für jeden wenigstens, der dem hrn. Müller glauben will. Siegfrieds abschied von Kriemhilde 861—868 „*dürfte doch nicht eben*" von einem andern verfasser sein, als das übrige achte lied s. 41, und nach diesem „dürfte doch nicht eben" gilt das stück denn s. 47 ausgemacht für echt; obgleich Lachmann's einleuchtende bemerkung längst das gegentheil darthat. Durch ähnliche „dürfte doch nicht eben" werden auch andre stücke für echt erklärt, wenn gleich Lachmann ebenfalls längst gezeigt hatte, dafs sie gar nicht in den zusammenhang passen; hr. Müller mufste jedoch, um seinen zweiten dichter, den zusammensänger, durchzubringen, vom ersten liede an bis zu ende des achten eine wenigstens einigermafsen fortlaufende erzählung herzustellen suchen.

Digitized by Google

Lachmann's ganze kritik der NN. beruht auf der sorgsamen beobachtung und feststellung des einzelnen und thatsächlichen; des hrn. Müller's kritik setzt darüber mit genialer leichtigkeit hinweg, er erwähnt dessen, was seiner ansicht widerspricht, mit keinem wort; es kam ihm darauf an, wie er sagte, *positiv* zu sein. Da nun dies ohne die anerkennung und die grundlage des thatsächlichen nicht wohl möglich zu sein scheint, so ist das stillschweigen über Lachmann's beobachtungen um so merkwürdiger. Wollte herr Müller damit seiner kritik nur ein leichteres spiel verschaffen? Wollte er kundige überzeugen, nicht aber etwa, was das schmählichste wäre, die beistimmung unkundiger erwerben, so hätte er auf eine ganz andere weise die beweisführung versuchen müssen. Oder war es nur befangenheit in seinen eignen vorgefafsten meinungen, die ihn gegen die offene wahrheit verblendete! Eine andere alternative giebt es leider für ihn nicht; wir glauben das letztere für ihn annehmen zu müssen. Hr. Müller muthet seinem zweiten dichter, wie wir sahen, die gröbsten widersprüche, die ärgsten unebenheiten, die gröfsten stilverschiedenheiten in der erzählung zu. Nach den gemachten erfahrungen wissen wir, wird herrn Müller's textrecension einen theil der sprachlichen und metrischen verschiedenheiten in der weise, wie einmal hr. Vollmer die NN. behandelte, gegen die autorität der hs. wohl beseitigen können; durch kühne änderungen, oder indem hier strophen verworfen, dort aufgenommen werden, wie es gerade zu passen scheint, wird es möglich sein, die voraussetzungen noch weiter durchzusetzen. Allein immer wird noch ein rest bleiben von widersprüchen und verschiedenheiten, die einzelne partien von andern absondern. Eine hilfreiche annahme ist es da, dafs der zweite dichter es mit einzelheiten nicht so genau nimmt s. 41 anm. Wir fanden innerhalb der theile, die diese gedichte haben, auf's bestimmteste anfänge neuer lieder, und jedes mit durchgehenden unterscheidenden merkmalen versehen. Hr. Müller hält s. 34 Lachmann's eintheilung nicht für ganz unbegründet, s. 39 fg. vermuthet er, die eintheilung in aventüren sei „auf organische weise" aus der ältern in rhapsodien entstanden; s. 40 anm. (vergl. s. 34) liest man: „Hiernach sind denn die liederanfänge bei Lachmann, die mit den der aventüren nicht übereinstimmen, *wohl* die anfänge von rhapsodien." Da nun der zweite dichter die eintheilung in rhapsodien nicht hatte s. 41, vielmehr die in aventüren von ihm eingeführt zu sein scheint s. 53, 39., so wird z. b. im anfange des sechsten und siebenten liedes, wo man keinen aventürentitel findet, aber dennoch die erzählung das unmittelbar vorhergehende nicht gleichmäfsig fortsetzt, eine spur der älteren grundlage durchblicken? Aber an beiden stellen wird hr. Müller diese kaum anerkennen wollen; nur in den *mehr sagenmäfsigen* theilen hat der zweite dichter *sicherlich* ältere lieder zu grunde gelegt s. 40. Doch auch zwischen dem zweiten und dritten liede, die nur einen geringen oder gar keinen sagenmäfsigen inhalt haben, finden gar bemerkenswerthe verschiedenheiten statt; sind dies vielleicht auch spuren einer älteren grundlage? Geben Lachmann's bemerkungen, durch die er zwanzig einzelne lieder auszuscheiden wähnte, überhaupt etwa nur die merkmale der älteren grundlage an, über die herrn Müller's zweiter dichter aber den reichlichen flufs seiner subjectivität ausgegossen hat? So ständen Lachmanns's anmerkungen zu dieser arbeit des hrn. Müller in demselben verhältnisse, wie Jac. Grimm's mythologie zu seinem „system der altdeutschen religion", s. dess. vorr. XIII; sie waren auch nur vorarbeiten für den neuen kritiker. Aber wie gesagt, es herrscht über sie das vollständigste schweigen. S. 53 heifst es: „In wie weit der zweite dichter das werk seines vorgängers (aufser durch erweiterungen und zusätze) noch verändert oder nicht verändert hat, das müssen wir natürlich dahin gestellt sein lassen." S. 40: Das „mehr oder weniger", das von der ältern grundlage bestehen blieb, wird niemand erkennen können; jedenfalls hat der jüngere dichter sie so umgeändert, „dafs wir ihn als den hauptverfasser aller bezeichneten lieder betrachten können." Also mufs hr. Müller in dem wahne stehen, dafs Lachmann's anmerkungen weder etwas enthalten, was sich für seine ansicht gebrauchen liefse, noch etwas, was entschieden dagegen spräche; er mufs zum theil die beobachtungen für ganz irrelevant halten und glauben, in seiner textrecension wirklich die schwierigsten der durch sie aufgewiesenen verschiedenheiten einst beseitigen oder entschuldigen zu können. Wir möchten aber dem kritiker rathen, diesen versuch nicht zu wagen. Vielleicht hat diese beurtheilung seiner abhandlung schon dazu gedient, ihm aus dem traume zu helfen. Wo nicht, wird der versuch ihn von der unmöglichkeit

Digitized by Google

der durchführung seiner ansicht überzeugen, will er anders die anm. zu der NN. s. 3 geforderte „*ehrliche*" widerlegung von Lachmann's ansicht liefern. Beharrt er jedoch in seiner selbsttäuschung und liefert die versprochene fortsetzung seiner abhandlung in der weise, wie hier begonnen, oder einst seine textrecension, so wird er nicht auf das verdienst rechnen können, die wahre einsicht irgend wie gefördert zu haben, sondern höchstens auf die freude, einige unkundige oder träge, die wie er die augen lieber verschliefsen, als dem tage folgen, zum geleit zu haben. Jedem unbefangenen mufs herrn Müller's ansicht der kritik Lachmann's gegenüber wie ein traum, wie ein luftgebilde erscheinen. Ihre völlige nichtigkeit, nicht nur was die kritik der gedichte selbst betrifft, sondern auch in ihren historischen voraussetzungen, an allen hauptpuncten nachzuweisen war die aufgabe dieser beurtheilung. Hoffentlich ist es deutlich, dafs durch die abhandlung des herrn Müller's durchaus nichts an dem verändert ist, was bisher über unser epos feststand und allezeit feststehen wird, und dafs, wenn sie Lachmann's beobachtungen ignorirte, wir nunmehr mit ganz anderm rechte sie zu den heute nicht seltenen schriften zählen dürfen, die man für immer bei seite legen und bei der weiterforschung völlig unberücksichtigt lassen mufs, um verwirrungen zu entgehen.

Prof. Karl Müllenhoff, in Kiel.

XXXV.

Beiträge zur Kenntnifs der Landwirthschaft in den Königl. Preuſs. Staaten von Professor Dr. Alex. v. Lengerke, Königl. Preuſs. Landesoeconomie-Rathe, ordentlichem Mitgliede und Generalsecretair des Königl. Landes-Oeconomie-Collegiums, Ritter etc. 1. *Band.* Auch unter dem Titel: *Beobachtungen auf landwirthschaftlichen Reisen in den Königlich Preuſs. Staaten. — Die Provinzen Sachsen u. Schlesien. — Berlin,* 1846. *Verl. von Veit u. Comp.*

Die Landwirthschaft beschäftigt in den gebildeten Ländern Europa's, mit Ausnahme vielleicht einiger Theile Englands und Belgiens, in denen die Fabrication und gewerbliche Industrie alle Verhältnisse beherrscht, den bei weitem gröfsesten Theil der Bevölkerung. — Die Landwirthschaft hat auch die allerwichtigste Aufgabe für die menschliche Gesellschaft, — sie soll Brod und Fleisch, die ersten Nahrungsmittel, die wichtigsten Rohproducte der Bekleidung, die bei uns einheimisch sind, Wolle und Flachs beschaffen. —

Wenn es die Gabe der Vernunft, wenn es der Geist ist, durch den das menschliche Geschlecht zur Vervollkommnung vorschreitet, durch den der Mensch Herr der ihn umgebenden Natur wird, so sollte man meinen, dafs ganz besonders auf die Landwirthschaft von jeher und fortdauernd die geistige Thätigkeit der Menschen sich müsse geworfen haben, und dafs auch in der Geschichte der Wissenschaften gerade die Landwirthschaft, als wichtigstes Object der geistigen Thätigkeit der Menschen hervorträte. —

Die Geschichte lehrt es anders. Allerdings war im alten Italien hohe landwirthschaftliche Cultur, und auch Schriftsteller, wie Columella und andere, liefern uns Nachrichten über die Landwirthschaft jener Zeit. Die Römer verbreiteten die Dreifelderwirthschaft in den eroberten Provinzen, Carl der Grofse befiehlt die Befolgung derselben in seinen Capitularen; seitdem gehen Jahrhunderte über Europa, ohne dafs von besondern Fortschritten in der Kunst des Ackerbaues, von landwirthschaftlicher Litteratur nur die Rede wäre. Sully wandte sein Augenmerk allerdings wesentlich auf die Landwirthschaft, die staatswirthschaftliche Schule der Physiocraten stellte die Landwirthschaft höher als Gewerbe und Fabrication; aber eine wissenschaftliche Behandlung eigentlich landwirthschaftlicher Fragen trat doch nicht ein. — Inmittelst hatten in England die reichen Grundbesitzer solche Fragen in praktischer Weise aufgefafst, und grofse Verbesserungen waren im Ackerbau eingetreten. Früher schon war in dem reichen Holland, in Oberitalien Aehnliches, wenn gleich in anderer Modification, geschehen. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1846.

Beiträge zur Kenntnifs der Landwirthschaft in den Königl. Preufs. Staaten vom Prof. Dr. Alex. v. Lengerke.

(Schlufs.)

In Deutschland regte sich auch wissenschaftlich das Interesse für Landwirthschaft etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, Fellenberg in Hofwyl wirkte in eigenthümlicher Weise, insbesondere aber ist es Albr. Thaer, der im nördlichen Deutschland, und besonders im preufsischen Staat, als ein neuer Begründer wissenschaftlicher Bestrebungen für die Landwirthschaft zu bezeichnen ist. Er bildet in der That einen Wendepunct in diesem Reiche menschlicher Thätigkeit; er nennt sein Hauptwerk „rationelle" Landwirthschaft; und wandte — Naturforscher und hochgebildeter Mann — seine Kenntnisse, die überlegende Verstandeskraft, auf die Landwirthschaft, und die Erfahrungen, die im Ackerbau er gesammelt hatte. Grade in die Zeit seiner gröfsesten Thätigkeit fällt auch die Gesetzgebung über gutsherrliche und bäuerliche Verhältnisse im preufsischen Staat, so dafs abgerundete Güter, und auch bei dem kleinen Mann freierer Besitz eintrat.

Seitdem hat sich eine aufserordentliche Thätigkeit in dem landwirthschaftlichen Publicum entwickelt, und die Tendenz, an der Hand der Naturwissenschaft die Agricultur auch wissenschaftlich zu fördern und auszubilden, ist unverkennbar. Jetzt eröffnet sich auch in diesen Kreisen eine sehr reiche Litteratur; und zu den ausgezeichneteren Schriftstellern gehört der Verf. des oben angezeigten Werks, der früher schon durch landwirthschaftlich-statistische Schriften sich rühmlichst bekannt gemacht hat, in neuerer Zeit durch die geschickte Redaction der Annalen des Landesökonomie-Collegii sehr vortheilhaft sich auszeichnet, und in dem oben bezeichneten Werk dem landwirthschaftlichen und gebildeten Publicum Rechenschaft giebt von seinen Beobachtungen auf landwirthschaftlichen Reisen durch die preufsischen Provinzen Sachsen und Schlesien. —

Einleitend erzählt der Verf. einen Besuch des Oderbruchs, und giebt Auskunft über die von Koppe, dem so würdigen und berühmten Schüler und Freund Thaers, bewirthschafteten Güter Wollup, Kienitz u. s. w.; er bereist die wichtigsten Güter im Havellande; sieht dann Pietzpuhl, später Nienhagen, die Güter des auch im Auslande als Agronomen so berühmten Hauptmanns v. Wulffen; er giebt landwirthschaftliche Beschreibungen der Güter Alvensleben, Tundersleben, Rottmansleben, Alt-Haldesleben, Sommerschenburg; der Magdeburger Börde und der Güter im Wanzlebener und Calber Kreise. Er geht dann über Magdeburg ins Halberstädtsche; und zeichnet die Sudenburger Feldmark, die durch den Bau der Runkelrübe in neuerer Zeit so merkwürdig wird. Er besucht dann die Spiegelschen Berge, Münchenhof und andre Güter, geht nach Halle, Giebichenstein, Naumburg. Hier findet sich eine nähere Ausführung über Sachsens Weinbau. Die Rebe ist aller Wahrscheinlichkeit nach unter Karl dem Grofsen aus südlicheren Gegenden hierher verpflanzt. Die Cultur war schon im 12ten Jahrhundert blühend, vom 16ten Jahrhundert an liefsen die Regenten bessere Rebsorten und einsichtsvollere Winzer aus der Fremde kommen. Neuerlich aber ist diese Cultur besonders durch die starke Concurrenz der preufsischen Rhein- und Moselweine herabgegangen. Es sind die Preise der sächsischen Weine pro Eimer à 60 Quart für eine Reihe von Jahren angegeben; und finden sich Differenzen von 6—20 Thlr. Die Hauptplätze für die Versendungen sind Leipzig, Halle und Magdeburg, besonders aber Leipzig. — Hr. v. Lengerke geht dann über Jena, Zwätzen nach Erfurt. Hier finden sich genaue Beschreibungen der

Digitized by Google

so merkwürdigen Gartencultur bei Erfurt; insbesondere der Brunnenkresse. Auf dem weiteren Weg über Langensalza und Mühlhausen giebt der Verf. eine genaue Darstellung des Krappbaus; einer für die steigende Fabrication in Norddeutschland so wichtigen Culturpflanze, von der der Zollverein noch immer eine bedeutende Mehreinfuhr hat, namentlich aus dem Elsaſs und Frankreich. Eine Beschreibung des Eichsfeldes in landwirthschaftlicher Hinsicht schlieſst die Reise durch die Provinz Sachsen. — Die nun folgende Reise durch Schlesien geht durch die Lausitz ins Riesengebirge. Der Verf. giebt eine Erzählung der Thierschau zu Forst, interessant durch das lebendige Interesse der kleinen Landwirthe. Er beschreibt dann die Güter und landwirthschaftlichen Verhältnisse in Spremberg, Muskau, Sorau, Sprottau, Bunzlau. Hier ist eine nähere Darstellung der Töpfereien, die wegen des Thons, den die Gegend liefert, auch für die Landescultur wichtig ist. Der Verf. geht dann in das Hirschberger Thal; und giebt Näheres über die dasigen Bauerwirthschaften. Er besucht das Warmbrunner Thal, Stohnsdorf, Erdmannsdorf, Fischbach, Buchwald, Schmiedeberg, Landshut, Freiburg. Der Verf. giebt hier auch Kunde von der Flachsgarnspinnerei in Erdmannsdorf, der Brauerei in Stohnsdorf, der Viehwirthschaft auf dem hohen Gebirge. Den zweiten Theil dieser Reise bezeichnet Hr. v. Lengerke mit Schlesiens Garten- und Waizenkammer. Es ist das Amt Oelse, es sind die Bauerwirthschaften der Freiburger Gegend, Schweidnitz, Reichenbach und Umgegend, Kleutsch, die Frankensteiner Bauern, die Herrschaft Camenz. — Dann sind noch beschrieben die Grafschaft Glatz, Breslau und Umgegend, es folgen die Güter und landwirthschaftlichen Verhältnisse Oberschlesiens, auf dem rechten Oderufer das Fürstenthum Oels, Wilkau, Simmenau mit der groſsen Flachscultur, Trebnitz und andere Güter; die Gegenden von Neumarkt, Polkendorf, Liegnitz, Kaltwasser, Klopschen, Bielitz, Freistadt, Neusalz Carolath, bilden als der westliche Theil des Regierungsbezirks Liegnitz den Beschluſs der Reise.

Diese nur flüchtig und in den wichtigsten Hauptzügen skizzirte Anzeige des Inhalts wird Zeugniſs sein der Reichhaltigkeit des bearbeiteten Stoffes. Wir müssen dem Leser des Werks überlassen, die Einzelnheiten aus dem Buche selbst zu entnehmen, und beschränken uns hier nur darauf, *zwei* Gesichtspuncte hervorzuheben, in Bezug auf welche diese Schrift für die Landwirthschaft als solche und auch in allgemeiner wissenschaftlicher Hinsicht zu loben ist. —

Für die Landwirthschaft, als solche, ist es wichtig, daſs der Verf. von jedem gröſseren Gut, (und er besuchte viele, die von den intelligentesten Agronomen bewirthschaftet werden,) die Art der Bestellung, die Feldordnung, das Ackersystem genau angiebt. Die Dreifelderwirthschaft ist auf den meisten gröſsern Gütern der besuchten Provinzen, der Schlagwirthschaft gewichen. Die Feldordnung, die Rotation der Schläge, verschieden nach der Beschaffenheit des Bodens, der Gröſse und Lage des Guts und nach andern Umständen ist speciell angegeben; dabei überall die Gröſse des Areals, die Vertheilung desselben nach Acker, Wiese, Weide, Wald, bemerkt; ferner, wie sich der Viehstand nach den verschiedenen Kategorien, Pferde, Rindvieh, Schaafe, Schweine zum ganzen Gute verhalte; so daſs man gleichsam hineinsieht in die Wirthschaft. — Je wichtiger die Frage von der Fruchtfolge wird, je mehr es darauf ankommt, solche nach der Beschaffenheit eines Guts, den vorhandenen Arbeitskräften u. s. w. geschickt anzuordnen, um so lehrreicher werden diese Angaben für den gebildeten Oekonomen. Und da eine groſse Anzahl solcher Fruchtfolgen aus den verschiedensten Gütern angegeben sind, so erhält der denkende Landwirth interessante Data der Vergleichung. Da nun überdies bei kleinen Gütern, und wo freie Wirthschaft ist, die Culturarten, und wie der Boden in kleinen Parcellen am vortheilhaftesten benutzt wird, speciell angegeben sind, so ist eine solche, sachverständig dargelegte Sammlung der wichtigsten Notizen gerade der Weg, auf dem die Landwirthschaft immer mehr und mehr zu wissenschaftlicher Auffassung und Durcharbeitung sich heranbilden kann.

Ferner aber müssen wir loben, daſs eben im Zusammenhang mit oben bemerkten Angaben von den verschiedensten Gütern sich Zahlenresultate finden, wie viel Wolle hier und da 100 Stück Schaafe geben, wie viel Quart Milch die Kuh liefert, wie viel Milch zur Bereitung des Pfundes Butter auf diesem oder jenem Gute gehören, wie viel Futter nach Gewicht das Pferd, das Stück Rindvieh, das Schaaf u. s. w. erhalte u. dgl. mehr. Man empfindet es schmerzlich bei allgemeine-

Digitized by Google

ren statistischen Arbeiten, wie sehr uns noch solche Angaben fehlen; und bei der Vielseitigkeit und Genauigkeit, mit welcher der Verf. hier überall Detail-Bemerkungen giebt, wird vom allgemeineren Standpuncte aus Statistik und Nationalökonomie ihm dankbar. Denn gerade nur in solchen Resultaten wird es klar, ob und was der menschliche Fleifs erreicht, wenn er mit Ausdauer und Verstand das Feld bestellt und arbeitet.

Möge der Verf. fortfahren, durch fernere gehaltreiche Beiträge solcher Art die Wissenschaft der Agricultur zu bereichern, und auch für allgemeinere wissenschaftliche Aufgaben im Felde der Statistik und Staatswissenschaft interessante Materialien dem Publicum mitzutheilen.

Dieterici.

XXXVI.

Jwein mit dem Löwen. Eine Erzählung von Hartmann von der Aue, übersetzt und erläutert von Wolf Grafen von Baudissin. Berlin, 1845; *bei Alex. Duncker.* 19 *Bogen.* 8.

Die erste billige forderung an jeden übersetzer wird doch wohl die sein, dufs er sein original verstehe, nicht aber seinem dichter etwas unterschiebe, was er gar nicht gemeint. Gehen wir prüfend die ersten hundert reimzeilen dieser übersetzung durch, werden wir sehen, wie weit jene forderung hier erfüllt wird. Gleich in den ersten zeilen

Wer an rechte Güte
wendet sein Gemüthe,

(wenn wir auch das „gemüthe" und gleich darauf den „rittermuth" hingehen lassen, obgleich die mhd. bedeutung dieser wörter eine andre ist als die heutige) ist der sinn verfehlt; was kann jene phrase heutzutage wohl bedeuten? am wenigsten wird man unter der „rechten güte" das *wahrhaft gute* verstehen, was mhd. der ausdruck aussagt wie Benecke bemerkte. — z. 8 fg. sagt Hartmann vom Artus:

er hât bi sinen ziten
gelebet alsô schône,
daz er der êren krône
dô truoc und noch sîn name freit.

Die übersetzung lautet:

Ihm ward bei seinen Zeiten
so herrlich Lob zum Lohne,
dafs er der Ehren Krone
da trug und trägt sie noch zur Stund.

Der alte dichter hat die matte tautologie nicht, wodurch die schärfe des causalverhältnisses beider satzglieder völlig vernichtet ist. — z. 12 fährt er fort:

Des habent die wârheit
sîne lantliute.

Benecke erklärte: daher haben seine landsleute recht, der übersetzer, ganz ohne sinn im zusammenhange,

Des ward die Wahrheit kund.
seine landsleute
sagen, er lebe noch heute.

z. 15 sagt Hartmann

er hât den lop erworben u. s. w.,

der übersetzer

er hat den Kranz erworben,

nämlich dafs wenn Artus selbst auch längst im grabe liegt, sein name dennoch ewig lebe; wie pafst da jener tropus? z. 18 fg. lautet in der übersetzung:

kein Schimpf, kein lästernd Wort
hat jemahls den versehrt u. s. w.

Unkundige könnten leicht wegen so schiefer, ungeschickter wendungen unsere mhd. gedichte für reimereien halten, Hartmann meint: wer noch heute den Artus zu seinem vorbilde nimmt, der wird stets vor aller schande bewahrt bleiben. — z. 23 liest man

wenn er nach den Waffen
sich Mufse konnte schaffen.

genau verstanden sagt die bekannte stelle nach Beneckes erklärung jedoch: „wenn Hartmann, der ritter, einmal seine zeit nicht besser anzuwenden wufste, d. h. wenn es für ihn gerade keine ritterliche beschäftigung mit sper und schwert gab, so las er in büchern und befleifsigte sich auch der dichtkunst." — z. 26

daz man gerne hœren mac,

erklärte Benecke:

was man mit lust anhören kann,

die übersetzung aber

Wie man sie gerne hören mag
und Lust und Fleifs daran gewandt;

wo überdies die letzte zeile durch auslassung des pronomens und des auxiliars völlig sinnlos geworden ist. Der übersetzer ahnte nicht das dasein eines parenthetischen satzes, die ganze vielgerühmte schöne periode, die Benecke so trefflich entwickelte, ist unter seinen händen zu grunde gegangen. — zu z. 30 sei bemerkt, dafs *mære* mhd. ein neutrum und auch nhd. so gebraucht werden mufs. — Es folgt nunmehr das meisterstück unseres übersetzers, z. 28:

Gabs dort auch einen neidischen Mann
von nichtgem Sinn und wenig Werth,
so ward doch nie ein Hof verklärt
zu keinen Zeiten fern und nah
durch gute Ritter so wie da.

Wie elend und verdreht ist an sich der zusammenhang beider satzglieder! Hr. von Baudissin scheint an Keye gedacht zu haben, wie aber steht im texte?

deiswâr dâ was ein bœser man
in vil swachem werde:
wan sich gesament ûf erde

Digitized by Google

bi niemens zîten anderswâ
sô manec guot ritter alsô dâ.

d. h. (vgl. Benecke) fürwahr, *da* auf Artus hohem feste bedeutete oder *galt ein* (an geburt oder an gesinnung) gemeiner, *schlechter mann gar wenig;* denn es versammelten sich auf erden niemals anderswo *so viele tüchtige ritter* wie dort. — z. 44 wird *wunschleben* durch „ein erwünschtes Leben" übersetzt, das alte wort hätte man beibehalten können, die erklärung trifft nicht. — z. 45 ist so schlimm wie vorher z. 38:

Nach Herzens Neigung dienten sie
Manch edler Magd und Frau allhie, (!)

bei Hartmann:

in liebte den hof unde den lip
manec maget unde wip

d. h. nach Beneke: mädchen und frauen *machten* den rittern den hof und das leben an demselben *angenehm.* — Auch z. 56 ffg. ist von Benecke erklärt, vom übersetzer aber ungenau wiedergegeben. — z. 61 mufs es heifsen „auf *aller* Vergnügen," um kein mifsverständnifs zu verursachen. Der nun folgenden schönen schilderung ist in der übersetzung aller reiz genommen; man höre:

Am Pfingsttag als man das Mahl vollbracht,
wählt sich jeder was auf der Welt (?)
ihm bafs behagt und gefällt.

und weiter z. 71:

Die sprachen von Mühsal und schwerer Zeit,
von Muth und kühner Tapferkeit.

Bei Hartmann lautet die stelle:

Dise (hôrten) von seneder arbeit,
dise von grôzer manheit.

d. h. einige hörten erzählen oder liefsen sich vorlesen von ritterlichen mühen und thaten. Man erkennt übrigens an dieser stelle, dafs der übersetzer sich noch der ersten ausgabe des Jweins, nicht aber der zweiten von 1843 bedient hat. Das bringt nachtheil für die folge. Gleich z. 75:

Keye legt sich schlafen
auf die erhöhten Stufen hin;

wo nach s. 280 zu ändern: auf ein Polsterbettlein hin. Wo stand denn dies? Das erste mal gedachte der übersetzer der bemerkung Benekes, dafs zum saal stufen hinaufführten; aber das Keye sich darauf niedergelegt habe, sagte Benecke nicht. Durch die andre übersetzung erfahren wir eben so wenig, dafs drinnen im saal die scene ist, was nothwendig hier schon wegen der folgenden erzählung erwähnt werden mufste. Der übersetzer holt es nach z. 78 (s. 280) aber mit einem fehler:

Der König und sein Gemahl
die hatten auch sich in den Saal
an die Hand gefafst.

Hartmann:

die heben sich auch under in

d. h. *gegenseitig*, wie Benecke bemerkte, (und nicht wie z. 75 *under in*, mitten unter ihnen auf dem saal); der König und die Königin giengen auch zur ruhe, aber in eine kammer neben dem saal:

Da legten sie sich zum Schlaf, ich meine,
wohl mehr noch aus Geselligkeit
als wegen träger Müdigkeit.

Das ist ganz wie die „*kühne* tapferkeit;" wo ist hier auch nur eine spur von der anmuth und feinheit des alten dichters? — z. 86:

dô gesâzen ritter viere

heifst nicht:

da blieben beisammen Ritter vier;

sondern: da setzten sie sich (neben ihnen lag Keye) an die wand der kammer, wo der König und die Königin drinnen ruhten; vor ihnen stand Kalogreant, der fing an zu erzählen. So nach Lachmanns neuer interpunction und anmerkung, die dem übersetzer natürlich entgangen. Es entging ihm auch die schöne herstellung z. 93:

der begunde sagen ein mære
von grôzer siner sware,
von cleiner siner vrümekheit.

daneben die übersetzung sich nun merkwürdig genug ausnimmt:

Der begunde eine Märe
von grofsem Mifsgeschick und Schwere,
und wie er Sieg und Glück verfehlt.

Zu guter letzt noch seitenstück zu z. 38 und 45:

die königin erwachte,
und hôrte sîn sagen hin in,

z. 98 d. h. sie hörte drinnen in der kammer, dafs Kalogreant erzählte; das heifst bei dem übersetzer so:

und horchte nach seinen Reden hin,

als wenn *hôrte* horchte wäre und *hin in* nach aufsen hin heifsen könnte.

Bei keinem mhd. gedichte lagen dem übersetzer bessere hilfsmittel vor: zwei ausgaben mit anmerkungen von Lachmann und Benecke und daneben ein glossar von letzterem. Statt diese, vorr. s. VIII, allen lesern des gedichtes zu empfehlen, hätte er vor allen selbst sie benutzen sollen, um sich dadurch eine etwas bessere kenntnifs des mhd. zu erwerben. Nachdem was er geleistet, steht es ihm am wenigsten zu, sich über den seligen Michaeler, seinen vorgänger, lustig zu machen; um sich mit Simrock zu messen, wird er noch etwas längerer übung und einiges studiums bedürfen. Von allem dem was dem verse und der sprache Hartmanns eine so hohe vollendung und ihren zauberhaften reiz gibt, wird man in dieser übersetzung natürlich keine spur entdecken können. Ueberhaupt aber mufs rec. gestehen, hält er alle übersetzungen aus dem mhd. nicht allein für überflüfsig, weil sie nur der trägheit des publicums vorschub leisten, sondern auch durchweg für vergebliche versuche, weil das nhd. wort fast nie in sinn und bedeutung mit dem entsprechenden mhd. noch übereinstimmt und daher jede übersetzung den wahren sinn und die reine farbe ihres originals verfehlen wird. Jede übersetzung, sei sie auch noch so gut, wird immer nur dazu dienen, ganz falsche vorstellungen von unserer ältern poesie, ihrer sprache und ihrem stil zu verbreiten oder zu befestigen.

Prof. Müllenhof, in Kiel.

Digitized by Google

№ 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1846.

XXXVII.

1. *Der deutsche Zollverein und das Schutz-System. Von K. H. Brüggemann. Berlin,* 1845. *Verlag von Duncker und Humblot. VI.* 195 *S.* 8.
2. *Ueber die Bedeutung der Industrie und die Nothwendigkeit von Schutzmaafsregeln. Von Dr. J. C. Glaser, Privatd. an der Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin. Berlin,* 1845. *Verlag von E. H. Schroeder.*

Zweiter Artikel:

Was wir bisher behandeln wollten, war die allgemeine Frage über Schutzzölle und Handelsfreiheit mit Rücksicht auf die von der zweiten Schrift vorgetragenen Argumente. In dieser Beziehung ist die erste Schrift von hohem Werthe. Sie ist freilich nur eine verarbeitete Zusammenstellung von Aufsätzen, welche der Verf. für ein als sehr gut anerkanntes Tagesblatt, die Börsen-Nachrichten der Ostsee, in den Jahren 1843 und 1844 geschrieben und mancher unserer Leser bereits gelesen hat. Allein es war nicht blofs gut, dafs die Journalistik diese wichtige Frage im Geiste des freien Handels kräftig erörterte und aufklärte, sondern es ist auch für die sorgfältige Untersuchung derselben am „grünen Tische" der „deutschen Stubenphilosophen" und der „Mandarinen der deutschen Beamtenaristocratie" sehr dankenswerth anzuerkennen, dafs die besagten Aufsätze in angenehmer Gestalt dem Buchhandel übergeben sind. Wenn auch der Vf. des „Handelspolitischen Testaments *) an dieser Schrift und dieser Recension vielleicht auch wieder nichts weiter erkennen sollte, als dafs der Deutsche „neuestem und sicherem Vernehmen nach noch dabei sei, auf seinem Studierzimmer eingeschlossen, das Kameel aus der Tiefe seines sittlichen Bewufstseins zu construiren," während es „der Franzose im Jardin des plantes" und „der Engländer in der africanischen Wüste," jener „geistreich aufgefafst, wenn auch nicht genau," dieser „lebensgetreu" abconterfeie: so werden doch Andere etwas mehr daran finden, wenn sie ohne vorgefafste Meinung gegen das Vaterland und ohne Hohn über das „Bürgerliche" in Deutschland diese Schrift lesen. Diese vorliegende erste Schrift ficht nicht blofs kräftig gegen den Prohibitiv- und Differenzial-Industrialismus im Allgemeinen (S. 1—49) und gegen den List'schen sogenannten „höheren Standpunct" des „nationalen Systems" insbesondere (S. 50—103), sondern sie erörtert auch die gegenwärtige Aufgabe des deutschen Zollvereins (S. 104—195) auf Grund seiner ursprünglichen Grundsätze, bisherigen Entwickelung und gegenwärtigen Lage.

A. Müllers Grundansichten und Weise der Anschauung volks- und staatswirthschaftlicher Zustände und Verhältnisse sind, wir gestehen dies offen, nicht die unsrigen. Sie sind uns von einer gefährlichen Allgemeinheit und eben deshalb verschiedener Deutung und Anwendung fähig, je nach Herz und Hand desjenigen, der sie zu specialisiren und auszuführen hat. Dies hat sich an List's Buche gezeigt, der aus A. Müller's System das Gegentheil von demjenigen macht, was der Verf. vorliegender erster Schrift, der ein warmer Schüler A. Müller's ist, daraus gemacht wissen will. Indessen hiermit haben wir es jetzt eigentlich nicht zu thun, da die Ansichten und Grundsätze des Verf.'s in Betreff der vorliegenden Frage auch von unserem Standpuncte gebilligt werden müssen.

Der Verf. steigt in die Einzelnheiten nationalökonomischer Untersuchung über die Wirkungen des Schutzzollsystems hinab und zeigt: 1) dafs die Schutzzölle das Nationaleinkommen im Ganzen schmälern; 2) dafs sie Grund-, Kapital-, Arbeits- und Betriebsrente zu-

*) Berlin 1846. bei W. Besser.

Digitized by Google

rückhalten und vermindern; 3) dafs sie das Einkommen der Landwirthe, des Handelsstandes, der Handwerker, der nicht geschützten Manufakturisten und zuletzt auch der geschützten, der Privat- und öffentlichen Diener herabdrücken, 4) dafs das Fabriksschutzzollsystem den Interessen der Agricultur widerspricht, und 5) dafs dasselbe und überhaupt alles Schutzollwesen der arbeitenden Klasse zum Verderben gereicht.

Nicht weniger verwerflich findet aber der Vf. das Schutzzollsystem von dem höheren Standpuncte als „Erziehungsmittel in Beziehung auf einen bestimmten Industriezweig und auf die allgemeine Erziehung der Nation in Betreff der allgemeinen Industriebildung, nationalen Selbstständigkeit, geistigen Freiheit und sittlichen Bildung überhaupt, und bei den arbeitenden Klassen insbesondere." Er deckt dem Dr. List und seinen Anhängern die Schwächen und Unhaltbarkeit der Schutzzolltheorie, ihr Zuviel und ihr Zuwenig nach verschiedenen Seiten auf, und zeigt, wie aus der Anwendung derselben stets das Gegentheil von demjenigen, was das „nationale System" erwartet, entstehen müsse.

Wir glauben nicht mehr nöthig zu haben, selbst bei dieser allgemeinen Betrachtung der Sache nochmals zu verweilen, und wenden uns dem deutschen Zollvereine zu, der unser praktisches Interesse in Anspruch nimmt.

1. *Schutzzölle des Zollvereins.*

Es ist wohl zu unterscheiden zwischen demjenigen Systeme der Handelsgesetzgebung, welches, auf allgemeinen volks- und staatswirthschaftlichen Grundgesetzen und Grundsätzen beruhend, ohne auf vorhandene factische internationale Verkehrsverhältnisse Rücksicht zu nehmen, das allgemein oder wissenschaftlich richtige ist, und demjenigen, welches, unter möglichster Berücksichtigung jener Grundgesetze und Grundsätze, nach Maafsgabe der wirklich bestehenden und sich voraussichtlich nach aller Wahrscheinlichkeit so und so gestaltenden internationalen Verkehrsverhältnisse angenommen und befolgt werden mufs, also das concrete, politisch nationale genannt werden kann. Das Erstere kann, wie schon gezeigt ist und auch die vorliegende erste Schrift darthut, ohne jedoch diesen Unterschied zu machen, nur das System der Handelsfreiheit sein. Das Zweite wird je nach den obwaltenden Umständen specifisch sehr verschieden sein müssen und ein Schutzsystem sein können, niemals aber, es mag irgend was für einen Charakter haben, die Grundgesetze des Ersteren aus den Augen verlieren dürfen, weil und insofern sie im Allgemeinen die allein richtigen sind. Das concrete politisch-nationale System wird stets nur eine Abweichung von der Wahrheit sein, so lange es nicht die Handelsfreiheit im mehrfach zergliederten Sinne ist, und kann als Prohibitiv- und Schutzsystem (beide nur dem Grade nach von einander verschieden) stets nur als Nothbehelf Vertheidigung finden, wenn es deshalb eingeschlagen wird, weil andere Länder dasselbe bei sich und gegen andere eingeführt haben, weil inländische Besteuerung eine Ausgleichung fordert, wenn im Eingehen begriffene Gewerbszweige für ihren Rückzug einige Zeit gedeckt werden müssen, um gröfseres Unglück zu verhüten, und wenn der Staat zur Erhaltung seiner Sicherheit im Inlande gewisser Gewerbszweige bedarf. Wie dieses System entstanden, ist bekannt und wie es durch die Nothwendigkeit des Schutzes, durch Repressalien, durch Eifersucht und durch Lust zu schaden, von den Staaten gegenseitig angenommen und bis zu den äufsersten Verwickelungen fortgesetzt worden ist, bedarf hier eben so wenig einer Auseinandersetzung. Die Idee des freien Handels ist als eine gute, wahre und schöne überall zwar durchgedrungen, sie lebt im Geiste und Gemüthe des Volkes, insbesondere der Consumenten, der arbeitenden Klassen u. dergl., sie bricht sich Bahn mit den Eisenbahnsystemen und allen anderen den freien Verkehr erleichternden Verbesserungen der Communications- und Transportmittel, aber sie findet in dem altherkömmlichen Zollwesen, in den bestehenden Schifffahrtsgesetzen, in den Handels- und Schifffahrtsverträgen, in der nicht ungegründeten Besorgnifs für die lange beschützt gewesenen Zweige der Nationalindustrie, in dem Egoismus mächtiger Klassen und Stände mit ihren Sonderinteressen, auch in dem Zustande der Staatsfinanzen, immer noch ihre Gegner. Das wahre Verständnifs der Natur der Volkswirthschaft überhaupt und des volkswirthschaftlichen Geistes unserer Zeit mufs als unzweifelhaft anerkennen, dafs ein Schutzzollsystem nur als ein Uebergangssystem seine wahre Bedeutung haben kann und stets so eingerichtet sein mufs, dafs die Völker möglichst

Digitized by Google

bald und mit der mindesten Gefahr und Noth der Handelsfreiheit theilhaftig werden. Der Vorurtheilsfreie konnte gerade diesen Entwickelungsgang längst an dem allmähligen Fortschreiten der britischen Handelsgesetzgebung seit wenigstens 40 Jahren wahrnehmen, und es ist nachgerade, besonders durch die gänzliche Umänderung des britischen Zolltarifs durch R. Peel, eine Absurdität geworden, die britische Handelspolitik als kolossale Lüge, als Betrug gegen den „deutschen Michel," als ein verstecktes Prohibitivsystem darzustellen, um den Mercantilismus als „nationales System" für den deutschen Zollverein anzupreisen. Was Grofsbritannien seit mehr als 40 Jahren im Sinne des Uebergangs erstrebt, aber noch nicht vollkommen erreicht hat, besitzt der deutsche Zollverein bereits seit seinem Beginn, ein mäfsiges Schutzsystem, zur Zeit noch nothwendig, aber mit der Absicht auf Herabsetzung der Schutzzölle und dereinstige noch umfangreichere Handelsfreiheit.

Dies ist Gesichtspunct und Princip des deutschen Zollvereins in seinem Systeme als Schutzzollsystem. Damit übereinstimmend sind seine Schutzzollsätze sowohl von Ursprung an als auch dem Wesen nach in deren bisherigen Veränderungen. Dies beweist eine Uebersicht der wichtigeren Schutzzölle und ihrer Veränderungen, wie folgt *):

Artikel:	*Eingangszoll p. Centner*	
	a. $18\frac{44}{36}$	*a.* $18\frac{46}{48}$
	Rthlr.	*Rthlr.*
Baumwollengarn: weifses, ungezwirntes und Watten	2	2
Doublirtes, gezwirntes, gefärbtes	6	8
Baumwollenwaaren	50	50
Es traten später hinzu: Baumwollene Zeuge und Strumpfwaaren mit Wolle gestickt oder brochirt.		
Chemische Fabricate	$3\frac{2}{3}$	$3\frac{1}{3}$
Waid, Wau, Krapp	$\frac{1}{6}$	$\frac{1}{6}$
Harze	—	$\frac{1}{6}$
Schwefel	$\frac{1}{12}$	—
Roheisen	—	$\frac{1}{3}$
Geschmiedetes und gewalztes Eisen	1	$1\frac{1}{2}$
desgleichen v. weniger als $\frac{1}{2}$ □ Zoll	1	$2\frac{1}{2}$
Eisenblech, Drath u. s. w.	$3\frac{2}{3}$	4
Eisenwaaren, grobe	1	1
Später mit Ausschlufs von Anker- und Schiffsketten.		

*) Nach den Tarifen, und nach der vortrefflichen Schrift: der deutsche Zollverein während der Jahre 1834—1845. Berlin, 1846. 2te Aufl.

Artikel:	*Eingangszoll pr. Centner.*	
	a. $18\frac{44}{36}$	*a.* $18\frac{46}{48}$
	Rthlr.	*Rthlr.*
Eisenwaaren, feine	6	6
Später mit Ausschlufs v. Näh- und Stecknadeln.		
Grünes Hohlglas	1	1
Weifses desgl.	3	3
Geschliffenes etc. Glas	6	6
Weifses Hohlglas mit abgeschliffenen Stöpseln, Böden oder Rändern	3	$4\frac{1}{2}$
Sonst sind bei den erwähnten drei Glasarten später blofs Zusätze zu genauerer Bezeichnung gemacht.		
Spiegelglas, das Stück nicht über 288 □ Zoll, je nach Verschiedenheit	3, 6, 8	3, 6, 8
Desgleichen, über 288 bis zu 1400 □ Zoll pr. Stück	1, 5, 8	1, 5, 8
Desgleichen, über 1400 bis zu 1900 □ Zoll	22	20
Desgleichen, über 1900 □ Zoll	33	30
Glaswaaren, in Verbindung mit unedlen Metallen und anderen nicht zu Gespinnsten gehörigen Urstoffen, pr. Centner	10	10
Spiegel aller Art	10	—
Farbiges, bemaltes oder vergoldetes Glas, Spiegel von Glastafeln von nicht über 188 □ Zoll	—	10
Kurze Waaren — pr. Centner	50	50
Später trat eine Reihe neuer Species hinzu.		
Instrumente, musikalische u. s. w.	6	6
Kupfer und *Messing,* roh u. s. w.	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{2}$
Desgleichen, geschmiedet, gewalzt etc.	6	6
Desgleichen, Waaren etc.	10	10
Leder, Lohgarn	6	6
Dergleichen, Brüsseler und dänische Handschuhleder, Corduan u. dgl.	8	8
Gummifäden und -Fabricate	—	8
Gummi in der ursprünglichen Form v. Schuhen, Flaschen etc.	—	$10\frac{1}{6}$
Grobe Schuster- und Sattlerwaaren	10	10
Feine Lederwaaren etc.	22	22
Leinengarn, roh	$\frac{1}{6}$	$\frac{1}{6}$
Desgleichen, gebleicht, gefärbt	1	1
Desgleichen, Zwirn	1	2
Graue Packleinwand u. Segeltuch	$\frac{2}{3}$	$\frac{2}{3}$
Leinewand, roh, Zwillich, Drillich	2	2
Dergleichen, gebleicht, gefärbt, gedruckt etc.	11	11
Desgleichen, Bänder, Battist etv.	22	22
Desgleichen, Zwirnspitzen	55	55
Lichte, verschiedener Art	4	4
Papier, ungeleimtes, ordinaires Druckpapier, Packpapier, Pappdeckel	1	1
Desgleichen, alle andern Gattungen	5	—
Desgleichen, geleimtes, ungeleimtes, feines u. s. w.	—	5
Desgleichen, Gold- oder Silberpapier etc.	—	10
Desgleichen, Tapeten	10	10
Desgleichen, Buchbinderarbeiten	10	10
Formarbeit aus Steinpappe, Asphalt u. dgl.	—	10
Seide, gefärbte, weifs gemachte, und Floretseide, ungezwirnt	6	8
Desgleichen, gezwirnt. auch Zwirn aus roher Seide	6	11
Seiden-Waaren	110	110
Hinzugetreten: „Bänder, theilweise aus		

Digitized by Google

Artikel:	*Eingangszoll pr. Centner.*	
	a. $19\frac{14}{15}$	*a.* $18\frac{46}{48}$
	Rthlr.	*Rthlr.*
Seide", und hinter Gold- und Silberstoffen: „ächt oder unächt".		
Seiden-Waaren, gemischt mit andern Spinnmaterialien	55	55
Stroh- und *Bast*geflechte	10	10
Feine Bast- und Strohhüte	55	50
Matten	$\frac{1}{2}$	—
Dergleichen ordinaire, ungefärbt	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{2}$
Dergleichen, gefärbt	—	3
Töpferwaaren, gemeine	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{2}$
Fayence, einfarbig u. s. w.	5	5
Dergleichen, bemalt u. s. w.	10	10
Porcellan, weifses	10	10
Desgleichen, farbig u. s. w.	25	25
Fayence, etc. Porcellan, Email mit unedlen Metallen	10	10
Dergleichen, mit Gold, Silber, Platina, Semilor u s. w.	55	50
Wachsleinwand, grob, schwarz u. s. w.	2	2
Dergleichen, alle andern Gattungen	$5\frac{1}{2}$	5
Feine bossirte Wachswaaren	10	50
s. kurze Waaren.		
Wollengarn, weifses, drei- und mehrfach gezwirnt, gefärbt, Kameelgarn	6	8
Wollenwaaren	30	—
Dergleichen, bedruckt u. s. w.	30	50
Dergleichen, gewalkt unbedruckt u. s. w.	30	30
Dergleichen, Teppiche	20	20
Später besonders bezeichnet: „Fufsteppiche."		
Zink, roh	2	2
Dergleichen. in Blechen	3	$3\frac{1}{2}$
Zinkwaaren, grobe	—	$3\frac{1}{2}$
Desgleichen, feine, auch lackirt	—	10
Zinnwaaren, grobe	2	2
Dergleichen, fein, auch lackirt	10	10

Es ist bekannt, aber eben so wenig merkwürdig wie leicht erklärbar, wenn man die Motive der Klagen über Schutzzolltarife erwägen will, dafs diese Schutzzollsätze, und zwar nicht verschiedene, sondern ein und dieselben als zu hoch und als zu niedrig angegriffen worden sind. Dem Verf. der zweiten Schrift scheinen sie zu niedrig zu sein und er leitet hiervon und von den britischen Schutzzöllen das Nichtemporkommen und den Zerfall dieses und jenes „Industrie"-Zweiges ab. Der Verf. der ersten Schrift will von dem Schutzzollsysteme überhaupt nichts halten, ausgenommen zur Ausgleichung inländischer Besteurung, zur Sicherung des Staats in Bezug auf gewisse zur Erhaltung seiner Sicherheit nöthige Artikel, zur vorübergehenden Ermunterung einzelner Industriezweige, und zur allmählig abnehmenden Beschützung eingehender Gewerbszweige (S. 137—138), — er kümmert sich nur wenig um einen etwas höheren oder niedrigeren Schutzzollsatz. Wir erkennen an den sich widersprechenden Klagen über den Belauf der Zollsätze und an den hundertfältigen Vorschlägen solcher Zollsätze auch die alt anerkannte Unmöglichkeit, allgemein giltige, wahre und befriedigende Berechnungen des sogenannten Kostenpreises der Artikel, und hiernach die zur Ausgleichung der Differenzen zu fordernden Schutzzollsätze aufzustellen. Haben sich ja doch nicht selten die streitenden Partheien gegenseitig zu einem Cnmpromifs auf Durchschnitte ihrer aufgestellten sogenannten Kostenpreise und Schutzzollsätze verstanden, was ganz absurd sein würde, wenn auch nur Eine Berechnung allgemein richtig und wenn es nicht überhaupt nun einmal eben auf „Schutz" d. h. auf Gewinnst abgesehen wäre. Ein wenig Mühe mehr, und wir könnten unseren Lesern auch mit solchen Rechnungsexempeln dienen, gegen welche man, wenn sie auch von den anscheinend zuverläfsigsten und treuesten Sachkennern herrühren, doch immer nur mifstrauisch sein kann. Nur höchstens der Erfolg solcher Zölle in Ein- und Ausfuhr und im Stande der beschützten Gewerbszweige im Ganzen kann einige Belehrung über die Zweckmäfsigkeit der Höhe derselben gewähren. Aber auch hierbei gelangt man selten weiter als bis zu dem trostlosen Streite darüber, ob trotz oder wegen der Zollhöhe der Erfolg entstanden sei. Unter den Schutzzollen des deutschen Zollvereins betrug im jährlichen je dreijährigen Durchschnitte folgender Tarifsperioden *):

*) Nach der Note S. 645 angeführten Schrift. Die hierin angegebenen Durchschnitte sind verschieden von denjenigen, die sich aus den vom Centralbüreau des Zollvereins herausgegebenen Uebersichten pro $18\frac{34}{35}$ und $18\frac{47}{35}$ nach dem Verhältnisse von 35 : 36 berechnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1846.

1. *Der deutsche Zollverein und das Schutz-System. Von K. H. Brüggemann.*
2. *Ueber die Bedeutung der Industrie und die Nothwendigkeit von Schutzmaafsregeln. Von Dr. J. C. Glaser.*

(Fortsetzung.)

Die Ein- und Ausfuhr an:	18 14/15	18 17/18	18 40/41	18 43/44
	Centner	*Centner*	*Centner*	*Centner*
Baumwolle, reine Einfuhr nach Abzug der Ausfuhr .	120,532	178,540	242,720	304,634
Baumwollengarn, Einfuhr .	275,722	359,305	447,711	457,589
Ausfuhr	44,613	51,147	52,967	48,792*)
Baumwollenwaaren, Einfuhr	12,977	14,458	13,789	8,739
Ausfuhr	82,496	90,535	85,783	77,508
Leinengarn, rohes, Einfuhr	41,246	39,375	40,218	62,514
Ausfuhr	26,237	31,962	27,556	33,408
Desgleichen, gebleicht oder gefärbt Einfuhr	8,971	5,442	6,844	9,778*)
Ausfuhr	5,696	6,582	1,946	1,616*)
Desgleichen, Zwirn, Einfuhr	—	5,319	6,980	8,433*)
Ausfuhr	—	337	414	337*)
Leinewand. fertige, Einfuhr	907	1,151	1,151	1,317
Ausfuhr	108,987	82,433	78,452	59,137
Schaafwolle, roh und gekämmt Einfuhr	104,836	131,828	128,603	155,104*)
Ausfuhr	158,906	148,397	134,802	153,552*)
Wollengarn, Einfuhr	2,906	4,361	6,354	7,683*)
Ausfuhr	2,134	3,356	3,518	3,882*)
Wollenwaaren, Einfuhr				
a) zu 30 Rthlr. Zoll	12,851	21,551	31,813	30,483
b) zu 50 Rthlr. Zoll				4,180
Ausfuhr				
ad *a*)	62,384	67,046	64,657	72,602
ad *b*)				1,086
Seiden-Waaren, Einfuhr	1,977	2,589	2,669	2,632
Ausfuhr	6,303	5,566	6,021	6,792
Halbseiden-Waaren, Einfuhr	972	1,555	1,944	2,821
Ausfuhr	3,187	2,896	3,289	4,409
Es verhält sich hiernach die Einfuhr zur Ausfuhr bei:				
Baumwollenwaaren, wie .	1 : 6,4	1 : 6,3	1 : 6,2	1 : 8,9
fertiger Leinewand	1 : 120,2	1 : 71,6	1 : 68,2	1 : 44,9
Wollenwaaren	1 : 5,6	1 : 3,1	1 : 2,0	1 : 2,1
Seidenwaaren	1 : 3,2	1 : 2,1	1 : 2,3	1 : 2,6
Halbseidenwaaren	1 : 3,3	1 : 1,9	1 : 1,7	1 : 1,6
und ferner die Einfuhr an roher Baumwolle zur Einfuhr an Baumwollengarn, wie	1 : 2,3	1 : 2,0	1 : 8,8	1 : 1,5

*) Nach den von dem Centralbüreau des Zollvereins herausgegebenen Uebersichten. Der Satz unter 18 43/44 ist blofs der zweijährige Durchschnitt von 1843 u. 1844. Die Sätze pro 18 14/15 und 18 17/18 sind preufsische, alles übrige Zollcentner.

Dafs bei den Garnen die Ausfuhr unter der Einfuhr steht, ist nur für denjenigen ein böses Zeichen, der entweder als Mercantilist oder als Betheiligter bei Spinnereien aufser dem Binnenmarkte auch möglichst die ausländischen Märkte beherrscht wissen möchte, was jedoch zum Volkswohlstande nicht nothwendig ist. Auch ist dies Verhältnifs gerade bei dem Baumwollengarne sehr stark, wobei jedoch die ungemein gestiegene Einfuhr den steigenden Bedarf der Webereien bezeichnet, und die Zunahme der Ausfuhr auch ersichtlich ist. Bei den Baumwollenwaaren ist die Ein- und Ausfuhr gesunken, bei Wollegarn, Wollewaaren, Seidewaaren und Halbseidewaren gestiegen, bei den Leinenfabricaten aber die Einfuhr durchweg gestiegen und die Ausfuhr stabil geblieben oder gesunken, ausgenommen bei dem Leinengarne, dessen Ausfuhr zugenommen hat. Die Abnahme der Ausfuhr an einem Artikel ist kein unbedingtes Anzeichen vom Stocken oder Verfalle eines Gewerbszweiges, und am wenigsten dann, wenn auch die Einfuhr herabgeht. Die Zunahme der Aus- und Einfuhr an einem Artikel ist dies gewifs eben so wenig. Welche positiven Fortschritte haben aber die Baumwolle-, Schaafwolle-, und Seidenmanufactur im deutschen Zollvereine unter den bestehenden Schutzzöllen gemacht! Diese sind unzweifelhaft sehr grofs, was sich, abgesehen von anderen äufseren Wahrnehmungen, an der bedeutenden Zunahme der Einfuhr an roher Baumwolle (= 153 %), an Baumwollengarn (= 66 %), an Schaafwolle bei gestiegener Wollproduction im Inlande (= 48 %) und an Wollengarn (= 163 %) so wie an der Abnahme der Einfuhr an Baumwollenwaaren (= 33 %) erkennen läfst. Der Beurtheilung des Vor- oder Rückschritts eines

Digitized by Google

Gewerbszweiges nach der Höhe oder Niedrigkeit des Ueberschusses der Ausfuhr über die Einfuhr an dem betreffenden Artikel liegt die falsche Ansicht von einer Handelsbilanz und dies unbegründete Verlangen, dafs die inländischen Consumenten nichts vom Auslande kaufen sollen, zu Grunde, und man läfst dabei unerwogen, wie grofs der inländische Absatz ist. Dafs die Leinenindustrie des Zollvereins gesunken sei, ist eine allgemeine Annahme, aus Hannover wird dasselbe geklagt. Es stieg die Einfuhr an rohen Leinengarn um 51 %, an gebleichtem Leinengarn um 9 %, an fertiger Leinewand um 45 %, es stieg dagegen die Ausfuhr an rohem Leinengarn um 27,³ %, und es sank die Ausfuhr an gebleichtem Leinengarn um 71,⁶ %, an fertiger Leinewand um 45,⁸ %. Diese Sachlage ist höchst bemerkenswerth. Ein Steigen der Einfuhr an rohem Leinengarn um 51 % als Verwandlungsstoff für die Leinenweberei, deren Ausfuhr um 71,⁶ % abnahm, während die Ausfuhr an rohem Leinengarn um 27,³ % stieg und doch über Ueberschwemmung des Zollvereins mit ausländischem Garn so wie über Versinken der Spinnerei im Zollvereine geklagt wird, — ein Steigen der Einfuhr an rohem Garne um 51 % und an gebleichtem Garne um 9 % und ein Sinken der Ausfuhr davon um 71,⁶ %, während über Verfall der Weberei geklagt wird, — ein Steigen der Einfuhr an farbiger Leinewand um 45 % und ein Sinken der Ausfuhr davon um 45,⁸ %, während über zu niedrige Preise der Leinewand im Inlande geklagt wird. Eine Krisis ist vorhanden, die aber, besonders da der Baumwollenindustrie durch Schutzzölle Kapital und Arbeit zugeführt wird, durch hohe Schutzzölle nicht zur allseitigen Zufriedenheit gehoben werden kann, sondern ihre Lösung in der Anwendung von Maafsregeln zur inneren Hebung der Leinenmanufactur selbst und durch neue Absatzwege finden mufs. (S. erste Schrift S. 139 — 144.).

Ein anderer viel besprochener und viel beklagter Zweig ist die „Eisenindustrie." Die Ein- und Ausfuhr an denjenigen Erzeugnissen derselben, welche durch Schutzzollerhöhung begünstigt worden, stellte sich folgendermaafsen *):

Jahre		*Roheisen*	*Gewöhnliches Stabeisen für Eisenbahnschienen etc.*	*Geschmiedetes Eisen für feinere Sorten etc.*
		Centner	*Centner*	*Centner*
1834	Einfuhr . .	213,204	153,823	
	Ausfuhr . .	18,689	34,787	
1836	Einfuhr . .	98,653	178,726	
	Ausfuhr . .	44,547	45,312	
1838	Einfuhr . .	285,083	388,141	16,349
	Ausfuhr . .	32,118	46,252	9,704
1840	Einfuhr . .	735,314	437,060	31,017
	Ausfuhr . .	32,543	60,570	4,752
1842	Einfuhr . .	1,195,925	933,559	39,308
	Ausfuhr . .	78,623	42,162	8,097
1843	Einfuhr . .	2,658.555	982,903	56,444
	Ausfuhr . .	50,363	47,715	6,124
1844	Einfuhr . .	1,416,948	1,517,762	44,703
	Ausfuhr . .	31,721	43,778	12,795
1845	Einfuhr . .	427,185	981,478	72,465
	Ausfuhr, in den Uebersichten noch nicht angegeben.			

Es ist wirklich zum Erstaunen, wie sich die Einfuhr an Roheisen von a. 1840 bis 1843 vermehrt hat, so dafs man zum Theile wenigstens an zufällige vorübergehende Ursachen denken mufs. Denn eine plötzliche Verdoppelung, Verdrei-, Vervier- und zuletzt mehr als Verachtfachung der Einfuhr (von a. 1839 an mit 310, 182 Ctnr.) konnte ohne solche Ursache nicht stattfinden. An der ungeheuren Vermehrung im J. 1843 war die sichere Aussicht und Speculation auf den Schutzzoll beträchtlichen Theiles Schuld, welche auch noch im J. 1844 in den ersten 8 Monaten die Einfuhr hochhielt, da in den letzten 4 Monaten der Schutzzoll eintrat. Im J. 1844 kann der Schutzzoll nicht mehr viel restrictiv gewirkt haben, und es ist darum anzunehmen, dafs die Abnahme der Einfuhr in Vergleichung mit dem J. 1843 um mehr als 1,200,000 Ctnr. schon zum guten Theile in dem Wegfallen jener zufälligen Ursachen begründet sein mufs. Der Fall der Einfuhr im J. 1845 auf weniger als $\frac{1}{3}$ des J. 1844 ist theils der vorherigen Mehreinfuhr theils dem Schutzzolle zuzuschreiben. Der Bedarf an Roheisen ist nicht im Sinken, sondern im Steigen begriffen, die inländische Eisenindustrie wird denselben wahrscheinnicht befriedigen können, alle von den Provinzen der Eisenindustrie entfernt liegenden Provinzen des Zollvereins müssen das Roheisen zu bedeutend höheren

*) Einfuhr nach der angeführten Schrift, Ausfuhr nach den angeführten Uebersichten.

Digitized by Google

Preisen, gleichgiltig ob vom Aus- oder Inlande, kaufen, das Eisen ist Eines der allgemeinsten Bedürfnisse, und alle Bewohner des Zollvereins wie die Verarbeiter des Roheisens werden deshalb unter dem Schutzzolle leiden. Gelingt es aber im Interesse der Letzteren, also des Volks, dem Auslande, das Roheisen wohlfeiler oder besser zu liefern, so wird alsbald die inländische „Eisenindustrie" auf Erhöhung des Schutzzolles, der ihr bekanntlich schon seit dem Anfange zu niedrig ist, dringen. Die Ausfuhr an Roheisen ist ohne den Schutzzoll a. 1834 bis 1844 gestiegen. Erst der Erfolg kann das weitere Steigen beweisen. Auch die Einfuhr an gewöhnlichem Stabeisen ist bis a. 1844 gestiegen, aus ähnlichen, wiewohl nicht gleich mächtigen Gründen, und weniger stark, weshalb auch der Rückfall a. 1845 weit schwächer war. Die Ausfuhr stieg ebenfalls seit dem J. 1834. Die Einfuhr an geschmiedetem Eisen für feinere Arbeiten ist im Steigen geblieben, wenn gleich vom J. 1843 auf 1844 gesunken, im J. 1845 stieg sie bedeutend, die Ausfuhr eben so.

Das Nämliche kann von anderen Gewerbszweigen, welche des Zollschutzes geniefsen, gezeigt werden. Es ist daher eine Erhöhung der Schutzzölle des Zollvereins nicht zu vertheidigen, wenigstens gewifs nicht, so lange die jetzigen Verhältnisse fortdauern. Mögen die beschützten Gewerbszweige diese Erhöhung durch Verbesserung ihres Verfahrens und ihrer Einrichtungen und durch Erweiterung ihres Marktes, wie im Zollvereine bereits geschehen ist, indirect erwirken. Dies ist ihre Schuldigkeit wie das Versprechen ihrer Wortführer in der Theorie, und gewährt die Aussicht auf Herabsetzung der Schutzzölle, welche stets im Auge behalten und erstrebt werden mufs. Sie sind in dieser Hinsicht stets im Vortheile gegen die Zollgesetzgeber, denen es sehr schwer sein wird, ihre Fortschritte zu verfolgen. Die Erfahrung bestätigt unser Mifstrauen gegen das Schutzsystem, in so weit es stets die Prohibition will, immer höhere Zölle fordert, und den Fortschritt im Gewerbsbetriebe entweder verdeckt oder zurückhält. Denn diejenigen Staaten, welche bei den ersten Vertragsverhandlungen die Zollsätze des Vereins zu hoch fanden, während Preufsen auf denselben bestand, fordern jetzt deren Erhöhung, während Preufsen im Wesentlichen noch darauf besteht.*) Werden sie sich von dem Vereine lossagen, wenn ihnen nicht nachgegeben wird? — Nein! oder doch wenigstens nicht anders als zu ihrem finanziellen und industriellen Nachtheile. Denn der deutsche Zollverein gewährt und bietet mehr, als die blofse Gelegenheit, diesen oder jenen Gewerbszweig einseitig durch Schutzzölle zu begünstigen. Seine Aufgabe und sein Heil ist, die beharrliche Durchführung einer wirthschafts-polizeilichen einigen Gesetzgebung im Geiste der Freiheit zur Schaffung und Erhaltung einer allgemeinen Staatswirthschaft mit grofsem gemeinsamem Markte ohne Binnenschranken, eben so allgemeinen Volkswohlstandes, und einer bleibenden Einigung und Erkräftigung Deutschlands auf Grundlage der Umsicht und Mäfsigung und der Verhütung industriellen Partheikampfes. Wer dieses will, kann eine Veränderung der Fundamentalgrundsätze oder des Systems des Zollvereins nicht wollen und nicht erwarten, denn er wünscht und hofft, dafs Deutschland eine Macht werde, die es unter andern Umständen schon gewesen ist.

2. *Die Finanzzölle des Zollvereins.*

Auch in dieser Hinsicht ist der Zollverein schon getadelt worden. Man wirft seinem Tarife vor, dafs dafs er Artikel, die nicht mehr zu den Luxus-, sondern zu den Bedürfnifs-Gegenständen gehörten, z. B. Kaffee, unverhältnifsmäfsig belaste, also Consumtion und Lebensunterhalt erschwere, dafs er durch diese hohen Zölle den Staatskassen diejenige Vermehrung der Einkünfte entziehe, welche sie bei niedrigerem Zolle aus vermehrter Consumtion und vermindertem Schleichhandel beziehen würden, und dafs er durch die so hohe Besteuerung eingehender Consumtibilien die Consumtion um so höher belaste, je höher schon die Schutzzölle die Preise der Fabriksartikel steigerten. Die Finanzzölle sind Consumtionssteuern. Bei denselben kommt es allerdings auf die Höhe der Auflage, auf die Art der Umlage und Erhebung derselben, auf die zu treffende Auswahl der Gegenstände, und auf die Anzahl der Letzteren wesentlich an. Gewifs ist eine mäfsige Auflage finanziell die

*) Die angef. Schrift S. 24 fg.

Digitized by Google

beste und privat- wie volkswirthschaftlich am wenigsten störend und schädlich. Allein es kommt dabei Alles darauf an, dafs die Mäfsigkeit des Zollsatzes nicht unter das Verhältnifs der Steigerung der möglichen und wahrscheinlichen Consumtion fällt, so wie umgekehrt die Höhe der Steuer die Consumtion nicht vermindern soll, so dafs das Volk bedrückt oder ein Ausfall im Staatseinkommen herbeigeführt würde. Die Steuerumlage mufs möglichst wenig lästig und kostspielig sein und so kurz als möglich vor der Consumtion geschehen. Die Zahl der zu bestimmenden Gegenstände mufs gering sein, denn nicht viele eignen sich zur Besteuerung, eine zu grofse Anzahl derselben würde die Steuer-Umlage und -Erhebung unpassend machen, die Besteuerung würde dadurch an Gleichmäfsigkeit verlieren, auch die Schonung der Bedürfnifsbefriedigung geringer werden. Bei der Wahl der steuerbaren Artikel kommt es auf den Unterschied zwischen Genufs- und Bedürfnifsgegenständen, zwischen Roherzeugnissen und Fabricaten, zwischen unmittelbar zu verbrauchenden und vorerst zu verarbeitenden Artikeln, zwischen dem Grade, in welchem ihr Verbrauch auf Wohlhabendheit und reines Einkommen der Consumenten schliefsen läfst, und zwischen dem Grade der Schwierigkeit der Steuererhebung an. Die Zahl der Artikel, welche den in diesen Beziehungen zu stellenden Forderungen entsprechen, ist nur gering. Der Begriff von Bedürfnifs- und Genufsartikeln ist bei civilisirten Völkern relativ, auch sind es bei civilisirten Völkern die meisten sogenannten Bedürfnisse. Die Meinung, dafs die sogenannten absoluten Bedürfnisse gar nicht besteuert werden dürften, weil die unteren Klassen bedrückt, die Befriedigungen des Bedürfnisses erschwert würden und dergleichen, ist ein Irrthum. Es kommt dabei Alles auf die oben erwähnten Umstände an, und man mufs eine Auswahl von Genufs- und Bedürfnifsartikeln zur Besteuerung treffen. Nicht derjenige trägt eine solche Steuer stets, der sie entrichtet, sie wird stets den Wohlhabenderen in den Preisen von anderen Erzeugnissen und von Diensten zugewälzt. Auch von sogenannten absoluten Bedürfnissen wird nicht selten über den Bedarf consumirt, die Vermöglicheren lassen deren in ihrem Hausstande mehr consumiren als die Anderen, ohne die Abgabe überwälzen zu können, welches aber von Seiten der arbeitenden Klassen in der Regel geschieht. Unmittelbar zur Consumtion bestimmte Roherzeugnisse und Fabrikate eignen sich zur Consumtions-Besteuerung entschieden besser, als erst noch zu verarbeitende; denn bei Letzteren wird eine längere Vorauslage der Steuer nöthig, welche mit Zinsen die Preise der Artikel mehr erhöhet, als die Steuer selbst soll, auch der Abfall und Materialverlust bei der Fabrication wird besteuert, und dieser Steuertheil auf den Preis der Fabrikate geschlagen, die Fabrication wird durch Steuervorauslage und erhöheten Preis des Materials belästigt u. s. w., also leicht Consumtion, Absatz, Production und Fabrikation vermindert. Die Verbreitetheit des Genusses eines Artikels empfiehlt ihn allein noch nicht zur Besteuerung, Dauerhaftigkeit desselben und möglichst lange Ununterbrochenheit seiseines Genusses sind ebenfalls sehr wichtige Momente. —

Aus diesen Betrachtungen geht hervor, dafs Colonialwaaren, Südfrüchte, Seeproducte, geistige Getränke und Luxusgegenstände verschiedener Art, als da sind schöne Kleidungsstoffe, Ziergegenstände und dergleichen, sich zur Besteuerung vorzüglich eignen. Hiermit stimmt auch der Tarif des Zollvereines überein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1846.

1. *Der deutsche Zollverein und das Schutz-System. Von K. H. Brüggemann.*
2. *Ueber die Bedeutung der Industrie und die Nothwendigkeit von Schutzmaaſsregeln. Von Dr. J. C. Glaser.*

(Fortsetzung.)

Es sind besteuert:

Bleiernes Spielzeug u. dgl. pro Ctr. mit	10	Thlr.
Eeine Bürstenbinderwaaren	10	-
Feine Eisenwaaren	10	-
Getreide und Hülsenfrüchte pr. Scheffel mit	$\frac{1}{6}$	-
Feine Holzarbeiten pr. Ctr. mit	10	-
Hopfen	$2\frac{1}{2}$	-
Fertige Kleider	110	-
Kurze Waaren, Quincaillerie	50	-
Feines Handschuhleder	8	-
Bänder, Battist, Borten, Gaze u. s. w.	22	-
Zwirnspitzen	55	-
Bier in Fässern	$2\frac{1}{2}$	-
Branntwein, Rum, Arrak u. s. w.	8	-
Essig in Fässern	$1\frac{1}{2}$	-
Bier, Oel und Essig in Flaschen	8	-
Wein und Most	8	-
Fleisch	2	-
Apfelsinen u. dgl. (ausgezählt 100 Stück $\frac{2}{3}$ Thlr.)	2	-
Datteln, Feigen, Mandeln, Rosinen u. s. w.	4	-
Gewürze *)	$6\frac{1}{2}$	-
Häringe pr. Tonne	7	-
Kaffee, Cacao **) u. s. w. pr. Ctr.	$6\frac{1}{2}$	-
Gebrannter Kaffee, gemahlener Cacao, Chocolade u. dergl. ***)	11	-
Käse	$3\frac{1}{3}$	-
Confitüren, eingemachte Früchte, Sago, Caviar, Sardellen in Oel, Oliven, Kapern, Saucen u. dgl.	11	-
Mühlenfabrikate, Kraftmehl u. s. w.	2	-
See-Schaalthiere	4	-
Reis †)	2	-
Tabacksblätter	$5\frac{1}{2}$	-
Rauchtaback ††)	11	-
Cigarren und Schnupftaback ††)	15	-
Thee	11	-
Brod- und Hutzucker, Kandis-, Bruch- oder Lumpenzucker, weiſser gestoſsener Zucker	10	-
Rohzucker und Farin	8	-
Desgl. für inländische Raffinerien †††)	5	-
Syrup *)	4	Thlr.
Gold- und Silberpapier u. s. w. **)	10	-
Oel in Fässern	$1\frac{2}{3}$	-
Papiertapeten ***), Buchbinderarbeiten aus Papier u. Pappe, Steinpappenarbeiten u. s. w.	10	-
Ueberzogene Pelze, Mützen, Handschuhe, Pelzfutter u. s. w.	22	
Seidenzwirn ****)	11	-
Seidenwaaren	110	-
Halbseidenwaaren	55	-
Feine Seifen	10	-
Spielkarten	10	-
Alabaster- und Marmorwaaren, unächte Steine mit unedlem Metall, geschliffene ächte und unächte Steine, Korallen u. s. w.	10	-
Feine Bast- und Strohhüte †)	50	-
Stroh- u. Bastgeflechte, grobe Strohhüte u. s. w.	10	-
Weiſses Porzellan, buntes Fayence und Steingut, desgl. mit unedlem Metall u. s. w.	10	-
Farbiges, gemaltes etc. Porcellan	25	-
Porcellan, Fayence, Steingut u. s. w. mit edlem Metall u. s. w. ††)	50	-
Ochsen u. s. w. pr. Stück	5	-
Kühe	3	-
Jungvieh	2	-
Hämmel	$\frac{1}{2}$	-
Gemästete Schweine	1	-
Magere	$\frac{2}{3}$	-
Anderes Schlachtvieh, Ziegen, Kälber u. Spanferkel	$\frac{1}{3}$	-
Feine Zink- und Zinnwaaren †††) pr. Ctr.	10	-
Fische, gesalzene, getrocknete u. s. w., Backobst, Thran u. s. w.	$\frac{1}{2}$	-

Manche dieser Zölle sind zugleich Schutzzölle, allein dies verändert die Sache nicht wesentlich, insofern auch die Schutzzölle Consumtionssteuern sind. Wie die als zu hoch oder zu niedrig angeschuldigten Finanzzölle gewirkt haben, dürfte aus folgender Uebersicht über die Einfuhr an den betreffenden steuerpflichtigen Artikeln am besten hervorgehen:

*) a. $18\frac{14}{39}$ Zoll $6\frac{2}{3}$ Thlr.

**) a. $18\frac{14}{39}$ Zoll $6\frac{2}{3}$ Thlr.

***) a. $18\frac{14}{39}$ noch nicht besonders, sondern unter Confitüren mitbegriffen.

†) a. $18\frac{14}{39}$ Zoll 3 Thlr.

††) Noch $18\frac{40}{42}$ Tabacksfabrikate Zoll 11 Thlr. ohne Unterschied.

†††) Zuckerzölle a. $18\frac{14}{39}$: Raffinirter und Kochzucker 11 Thlr., Rohzucker und Schmelzlumpen für inländische Raffinerien 5 Thlr. Dagegen $18\frac{40}{42}$: Brod-, Hut- etc. Zucker 10 Thlr., Rohrzucker und Farin 9 Thlr. (desgl. a. 1842 8 Thlr.), Lumpenzucker für inländische Raffinerien $5\frac{1}{2}$ Thlr., Rohzucker desgl. 5 Thlr.

*) a. $18\frac{14}{39}$ Zoll 5 Thlr.

**) a. $18\frac{40}{42}$ noch nicht.

***) a. $18\frac{34}{39}$ Zoll 10 Thlr. und $18\frac{43}{44}$ Zoll 20 Thlr.

****) a. $18\frac{43}{44}$ Zoll 6 Thlr., später 8 Thlr., aber nicht besonders im Tarife hervorgehoben, seit a. $18\frac{43}{44}$ Zoll 11 Thlr.

†) Noch a. $18\frac{16}{19}$ Zoll 55 Thlr.

††) a. $18\frac{34}{39}$ Zoll 55 Thlr.

†††) a. $18\frac{34}{39}$ noch nicht die Zinkwaaren.

Digitized by Google

Es betrug an folgenden Artikeln:	*Die Einfuhr:*			
	a. 1834	*a.* 1841	*a.* 1843	*a.* 1844
	Preufs. Centner	*Zoll-Centner*	*Zoll-Centner*	*Zoll-Centner*
1. feine Bleiwaaren, Spielzeug *)	23	3	5	7
2. feine Bürstenbinderwaaren	67	89	84	82
3. feine Eisenwaaren	1798	2797	3861	3665
	pr. Scheffel			
4. Getreide, Hülsenfrüchte u. s. w.				
a. Weitzen	184,054	345,114	414,127	690,491
b. Roggen	316,652	359,961	1,237,031	1,387,186
c. Gerste, Malz, Hafer u. s. w.	229,406	291,597	945,408	1,073,432
d. Bohnen, Erbsen	30,135	35,085	161,666	105,526
	Centner	*Centner*	*Centner*	*Centner*
5. feine Holzwaaren	2,858	2,811	2,775	3,115
6. Hopfen	17,878	20,397	28,244	22,498
7. fertige Kleider	119	174	87	244
8. Kurze Waaren, Quincaillairie u. s. w.	913	1,289	975	1,121
9. feines Brüsseler u. dänisches) Handschuhleder	661	23	1,083	1,066
10. Bänder, Battist, Borten u. s. w.	92	81	124	107
11. Zwirnspitzen *)	24	13	5	11
12. Bier in Fässern	5,176	5,988	7,251	8,353
13. Branntwein in Fässern	23,987	29,435	34,186	34,074
14. Essig in Fässern	783	1,071	1,360	1,062
15. Bier u. Essig in Flaschen	78	127	117	197
16. Wein, Most u. s. w.	191,671	239,716	240,277	241,579
17. Fleisch *)	5,810	3,623	5,881	5,418
18. Apfelsinen, Citronen etc. nach Gewicht	33,394	34,588	38,635	37,348
19. Desgleichen, ausgezählte Stück	55,644	34,000	183,810	92,397
20. Datteln, Feigen etc.	88,886	117,561	130,452	128,284
21. Gewürze:				
a. Galgant, Ingber, Kardamum (bis a. 1840 auch Pfeffer, Zimmt *) u. s. w.	12,919	10,683	7,159	5,732
b. Pfeffer, Piement (darunter auch Galgant, Ingber u. s. w.	11,952	34,129	32,245	29,491
c. Zimmt, Cassia etc.	4,957	6,892	9,742	8,303
	Tonnen	*Tonnen*	*Tonnen*	*Tonnen*
22. Hüringe	185,098	220,944	296,387	297,981
	Centner	*Centner*	*Centner*	*Centner*
23. Kaffee und Kaffee-Surrogate	408,678	695,809	764,475	775,780
24. Cacao in Bohnen	3,294	9,100	8,334	10,917
25. Chocolade, Cacaomasse u. s. w.	—	131	228	196
26. Käse	19,670	32,650	46,432	46,326
27. Confitüren, Caviar, Sago u. s. w.	3,058	4,170	4,600	4,536
28. Mühlenfabricate, Kraftmehl, Nudeln u. s. w.	2,275	2,962	3,953	4,225
29. Seeschaalthiere, als Austern u. s. w.	2,954	3,263	3,990	3,169
30. Reis	80,289	148,360	206,352	199,988
31. Tabacksblätter	148,422	245,901	278,411	271,419

Es betrug an folgenden Artikeln:	*Die Einfuhr:*			
	a. 1834	*a.* 1841	*a.* 1843	*a.* 1844
	Centner	*Centner*	*Centner*	*Centner*
32. Tabacksfabricate	13,012	27,806	30,877	37,687
Davon *a.* Cigarren	—	—	15,959	26,123
b. Schnupftaback	—	—	90	142
c. Rauchtaback	—	—	14,837	16,422
33. Thee	2,827	3,118	3,703	4,004
34. Brod-, Hut-, Candis- etc. Zucker *)	6,752	2,762	3,731	2,769
35. Rohzucker und Farin *)	—	196	518	236
36. Lumpenzucker für Raffinerien	—	385,785	—	—
37. Rohzucker für Raffinerien (pro $18\frac{4}{10}$ mit Einschlufs des Lumpenzuckers	550,849	609,168	1,253,018	1,342,595
38. Syrup *)	47,927	47,704	14,642	3,139
39. Oel in Fässern *)	91,982	102,131	70,567	57,403
40. Papier-Tapeten *)	1,116	1,208	415	503
41. Buchbinderarbeiten, Steinpappearbeiten	233	286	409	374
42 Ueberzogene Pelze etc.*)	103	120	27	28
43. Seidenzwirn, gefärbte, weifsgemachte Seide etc.	1,522	1,921	2,088	2,089
a. Darunter Seidenzwirn	—	—	1,679	1,671
44. Seidenwaaren	2,152	2,629	2,633	2,598
45. Halbseidenwaaren	906	1,929	2,351	2,945
46. feine Seifen	65	74	69	82
47. Spielkarten *)	30	—	—	—
48. Alabaster- und Marmorwaaren etc.*)	1,128	320	324	324
49. feine Bast- u. Strohhüte	50	159	130	108
50. Grobe dergl., Stroh- u. Bastgeflechte	358	857	661	537
51. Buntes Fayence, oder Steingut	539	680	824	818
52. Weifses Porcellan	456	1,279	1,775	1,264
53. Farbiges und gemahltes Porcellan	586	974	927	853
54. Fayence, Steingut und weifses Porcellan				
55. mit unedlen Metallen etc.	21	31	38	53
56. Desgleichen mit edlen Metallen etc.	6	10	15	41
57. Vieh, und zwar:				
a. Ochsen Stück	9,670	5,708	22,049	11,306
b. Kühe	10,700	13,576	25,542	23,860
c. Jungvieh	4,127	3,972	8,626	9,945
d. Hämmel	61,008	74,940	118,135	98,014
e. Gemästete Schweine	15,880	17,605	48,007	37,362
f. Magere	186,060	247,473	295,644	426,395
g. Anderes Schaafvieh, Ziegen, Kälber, Spanferkel	221,622	152,752	212,423	247,035
58. feine Zinkwaaren	—	49	41	51
59. feine Zinnwaaren	44	49	40	53
60. Fische, gesalzene, getrocknete etc.	29,072	33,686	49,885	46,766
61. Backobst etc.	17,870	33,360	60,484	49,280
62. Thran	196,352	419,004	307,369	277,102
Bevölkerung	23,478,120	27,142,116	27,623,815	28,498,625
Dieselbe stieg wie	1	1^{15},	1^{17},	1^{21}.

Nur bei 12 Artikelpositionen von 76 angeführten hat eine Abnahme der Einfuhr stattgefunden. Die-

Digitized by Google

selbe ist bei Fleisch und Seidenzwirn kaum als solche zu betrachten, vielmehr wohl nur als Schwankung anzusehen. Feine Bleiwaaren, Pelze und Spielkarten, bei denen die Einfuhr stark herabgegangen ist, sind Nebensachen für den Volkswohlstand. Das Sinken der Einfuhr an Gewürzen unter 21. a. wird durch das Steigen derselben in der Position 21. b. weit mehr als aufgewogen. Ganz dasselbe findet Statt zwischen den Zuckerpositionen 34 — 36 einerseits und 37 andrerseits, die Zuckereinfuhr ist ungemein gestiegen, und dabei wohl zu bedenken, dafs und wie die Consumtion an inländischem Rübenzucker steigt und gestiegen ist. Die Syrup-Einfuhr ist unerachtet der Zollermäfsigung bedeutend gesunken, — ein Zeichen von gröfserer Consumtion theils an Zucker theils an inländischem Syrup. Die Verminderung der Einfuhr an Oel in Fässern ist ohne Zweifel Folge der vermehrten und verbesserten Oelfabrication im Inlande, auch ist die Einfuhr an Lichten a. $18\frac{34}{46}$ von 622 auf 1285 Centner gestiegen, während die Einfuhr an Thran von der bedeutenden Erhöhung im J. 1841 wieder herabgehen zu wollen scheint. Die Papiertapeten, Alabaster- und Marmorwaaren u. s. w., deren Einfuhr bedeutend abgenommen hat, sind Verbrauchsartikel der höheren Stände, und die Tapetenfabrication des Inlandes ist im Steigen begriffen. Die Einfuhr an allen übrigen Artikeln ist, und zwar gröfstentheils bedeutend, mehr als die Bevölkerung, gestiegen. Wir wollen nicht behaupten, dafs bei diesem oder jenem Artikel eine Erhöhung oder Erniedrigung des Zollsatzes nicht ohne Schaden oder nicht mit Vortheil anwendbar sei, — allein dies ist Gegenstand besonderer Erwägung *), wozu hier nicht der Ort ist, und es bleibt doch im Allgemeinen das bisherige Resultat zu Gunsten der bisherigen Verzollung. Eine Erhöhung der Finanzzölle, in der Absicht, um Ausfälle, die durch Erhöhung der Schutzzölle entstehen können, zu decken, wäre eine doppelte Ungerechtigkeit gegen die Consumenten, und überdies eine schwierige Maafsregel zweifelhaften Ersatzes.

3. *Die Marine, Differenzialzölle und Handels- und Schifffahrtsverträge des Zollvereins.*

Es ist unzweifelhaft, dafs eine Kriegsmarine und eine eigene, hinreichende und vollkommen geschützte Handelsmarine, welche den directen überseeischen Handel vermittelt und befördert, Eines der wesentlichsten Mittel zur Hebung der Volkswirthschaft und des Volkswohlstandes, zur Förderung des Handels und namentlich des Fabriks- und Manufacturwesens, zur Belebung und Unterhaltung des gewerblichen Unternehmungsgeistes, und zur Erringung volkswirthschaftlicher, politischer, wie internationaler Selbstständigkeit eines Landes ist. Eben so wahr ist, dafs eine deutsche Kriegsmarine, selbst die ganze österreichische mit eingerechnet, gegen eine französische, russische und britische verschwindet und ohnmächtig ist, und Deutchland als europäischer Macht alle jene Kraft und Dictatur abgeht, welche bei dem jetzigen Staatensysteme und Welthandel eine starke Marine verleiht. Aber darum die von Deutschen unserem Deutschland in neuester Zeit angethane Schmach und Schande, die in dieser Hinsicht gestellt wordenen Forderungen, und die zur Schaffung einer deutschen Kriegs- und Handelsmarine gemachten Vorschläge zu billigen, ist unmöglich. Man hat uns vorgerechnet und in Karten vorgezeichnet, wie viele Handelsschiffe Deutschland (inclusive die Hanseestädte) besitze, wie wiele deutsche Niederlassungen, vereinzelt und massenhaft, in überseeischen Ländern und Welttheilen bestehen, welche unseren überseeischen directen Handel in hohem Grade begünstigen, wie kühn und betriebsam die deutschen Rheder und Seefahrer sind, wie viele und weite Seefahrten sie machen u. s. w. Hieraus geht zunächst hervor, dafs Deutschland in dieser Beziehung sehr Vieles besitzt und ohne künstliche Hebungsmittel durch seinen Unternehmungsgeist erworben hat. Dafs alle diese Beziehungen, Besitzungen und Betriebsamkeit cultivirt werden müssen, kann keine Frage sein. Zu diesem Behufe verlangt man die Aufstellung einer starken Kriegsmarine, die Besitznahme überseeischer Colonien, Prämien für Ausfuhr deutscher Fabricate und Manufacte in überseeische Länder, Prämien für Ausrüstung und Bemannung von Handelsschiffen und deren Fahrten, Handels- und Flaggendifferenzialzölle, und Handels- und Schifffahrtsverträge mit europäischen und aufsereuropäischen Ländern, — alles dies um möglichst dem verhafsten Beispiele Englands nachzueifern. Keines dieser Mittel ist aber unangefochten geblieben, nicht blofs nicht von den Vertheidigern des freien Handels, sondern

*) Eine solche in Betreff des Kaffees s. in der angef. Schrift S. 14. 34.

Digitized by Google

auch nicht von den Partheien gegenseitig, welche jene Forderungen gestellt und jene Vorschläge gemacht haben, unter und gegen einander.

Auch wir wünschen Deutschland die Herrschaft auf der Ost- und Nordsee und dem mittelländischen Meere, aus hundert volkswirthschaftlichen, politischen, internationalen und moralischen Gründen der Cultur und Civilisation im Interesse für Deutschland selbst und für die Entwickelung des europäischen Völker- und Staatenlebens. Auch wir wünschen ein grofses mächtiges und dictirendes Deutschland im europäischen Staatensystem, was unser schönes Land und Volk dereinst schon gewesen ist. Aber wir wollen nicht vergessen, dafs jene Zeiten der Continentalmächte in Europa und der Verfassungs-Einigkeit in Deutschland nicht mehr sind, und dafs Deutschland, wenn es ein Seestaat werden will oder soll, eine Vereinigung der ganzen österreichischen Monarchie, des deutschen Zollvereins, des Steuervereins, der Hansestädte und der scandinavischen Länder sein mufs, und dafs den deutschen Bundesländern zur Aufstellung und Unterhaltung einer Kriegsmarine, die kein blofses Spielzeug und schwächliches Geschöpf sein soll, zur Zeit unerschwingliche Geldmittel erforderlich sind. Das bis zum Ueberdrusse oft angeführte Beispiel der deutschen Hansa beweist gar nichts für unsere Zeit, denn die damaligen politischen Constellationen und abgewendeten europäischen Staatenbewegungen liefsen die hanseatische Marine jenes Städtebundes, der kein Staat war, sich entwickeln, wie es einer deutschen jetzt nicht möglich ist, und bei aller für die damalige Zeit bewundernswerthen Stärke und Kraft der hanseatischen Marine ist sie doch verhältnifsmäfsig nicht entfernt in Vergleichung mit einer jetzt nöthigen deutschen Marine gegenüber den britischen, americanischen, russischen und französischen Seemächten zu stellen, wenn man die erforderliche Zahl und Art, den Bau und die Gröfse der Schiffe, die Entfernung der jetzt zu befahrenden Meere, u. dgl. in Erwägung zieht. Der Vorschlag, Staatsschulden zu machen und die Steuern zu erhöhen, um die Mittel hierzu herbeizuschaffen, mag alles sein, aber bedachtsam und unbedenklich ist er nicht. Ueberhaupt ist die Herstellung einer compacten Marine eine Aufgabe ausdauernder langer Thätigkeit, zu welcher noch günstige politische Conjecturen erforderlich sind und blofser Wille und Geld nicht ausreicht. Die Flotten Rufslands und Napoleons in Vergleichung mit der britischen geben den Beweis. Eine blofse Kriegsmarine für den deutschen Zollverein würde sich wohl in keiner Beziehung verlohnen und würdig entfalten können, denn derselbe ist kein Seestaat. Allein eben, um ihn dazu zu machen, wird (vorzüglich von den Hanseaten) vorgeschlagen, kein Opfer zu scheuen, um die Hansestädte, Hannover, Oldenburg, Holstein u. s. w. in den Zollverein zu bringen und Schifffahrtsdifferenzialzölle einzuführen. Es macht diesen Städten und Staaten alle Ehre, dafs sie Vor- und Nachtheile des Beitritts zum Zollvereine recht sorgsam überlegen, aber man soll auch den Zollverein nicht des Egoismus, des undeutschen Sinns, der Engherzigkeit u. s. w. beschuldigen, wenn er seinerseits ein Gleiche thut, und sich scheut, Opfer zu bringen, die das Maafs der zu erwartenden Vortheile, besonders einseitiger Vortheile, überschreiten, von welchen er einen Theil auch ohne den Beitritt der Hansestädte schon lange geniefst. Gerade aber an den Schwierigkeiten der Vereinigung mit diesen und den genannten kleinen Staaten ist schon zu erfahren, dafs es auch ein grofses, Zeit und Klugheit erforderndes Werk ist, die oben erwähnten Länder in einen Seestaat zu vereinigen, noch dazu mit Schifffahrtsdifferenzialzöllen, Prämien u. s. w., deren Gemeinschaftlichkeit ohne gemeinsame Zollgesetzgebung u. s. w. nicht möglich ist.

Deutsche überseeische Colonieen sind ein Wunsch und Vorschlag, der sich bald nach seinem Auftauchen lächerlich gemacht hat und der ganzen Geschichte des Colonialwesens widerspricht. Selbst die mächtigsten, zum Coloniebesitze gut gelegene Seestaaten, haben ihre Colonien nicht halten können, und, nachdem sie lange der Theorie Trotz geboten, die Erfahrung gemacht, dafs sich das Colonialband allmählig auflöst und aus der Colonie ein freier Staat, aus dem Colonialhandel ein freier Völkerhandel wird. Jede überseeische Colonie setzt eine Kriegsmarine des Mutterlandes, leichte und schnelle Communication, und wirksamen allbereiten Schutz für Colonie und Handel voraus. Dies geht Deutschland ab, während freier directer Handel mit freien selbstständigen überseeischen Ländern mehr gewährt als das Colonialwesen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 84. 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1846.

1. *Der deutsche Zollverein und das Schutz-System. Von K. H. Brüggemann.*
2. *Ueber die Bedeutung der Industrie und die Nothwendigkeit von Schutzmaafsregeln. Von Dr. J. C. Glaser.*

(Schlufs.)

Letzteres wird auch wohl zugegeben, aber um so dringender werden, um diesen directen Handel, den erweiterten Markt, das gröfsere Feld für nationale Arbeit, Kapitalien und Betriebsamkeit zu erzwingen, Ausfuhr- und Schiffahrts-Prämien, Differenzialzölle und Verträge gefordert.

Ausfuhrprämien sind schlechthin verwerflich, seien sie offen oder unter der Form von Rückzöllen versteckt. Denn sie sind eine Besteuerung der Inländer zu Gunsten der Fabricanten, Handelsleute und ausländischen Käufer, und stehen demnach weit unter den Schutzzöllen, die doch wenigstens nur die ausländische Concurrenz abhalten sollen. Am schlimmsten sind sie, wenn sie in Verbindung mit Schutz- oder Prohibitivzöllen zusammen wirken.

Schifffahrtspramien sind nur dann zu vertheidigen, wenn sie vorübergehend und vereinzelt zu solchen Schifffahrtsunternehmungen gewährt werden, welche zugleich Entdeckungsexpeditionen, grofsartige Schifffahrtsübungen, Fischerei in entfernten Meeren oder dergleichen beabsichtigen, deren Ergebnifs wirklich gemeinnützig werden mufs, wenn sie gelingen. Zu Kauffahrteigeschäften sind sie verwerflich, weil sie den Ausfuhrprämien sehr ähnlich sich verhalten und wirken, wiederholt gewährt werden müssen, ungemein grofse Summen in Anspruch nehmen, und nur die Rheder zu bereichern pflegen. Hat ein Land den überseeischen Ländern Waaren anzubieten und kann es auf dessen Märkten mit andern Ländern concurriren, so wird sich bei geeigneter Littorallage die Schifffahrt von selbst schon aufhelfen. Kann es aber dies nicht, so rührt dies entweder vom hohen Preissatze der Waaren oder von den hohen Verschiffungskosten wegen unvollkommener Schifffahrt oder zu grofser Entfernung u. dgl., oder von jenseitigen Schifffahrts- und Einfuhrzöllen u. dgl., oder von zweien dieser Ursachen oder von allen dreien her. In diesen Fällen sind Schifffahrtsprämien ein sehr unvollkommnes Mittel, welches den Mangel an Betriebsamkeit belohnt, den Fabricanten, Handelsleuten und Rhedern meist unverdienter Maafsen die Concurrenz mit den Ausländern erleichtert und zu Gunsten einzelner In- und Ausländer die Gesammtheit der Staatsbürger belastet, indem diese die Verwohlfeilerung inländischer Erzeugnisse auf den ausländischen Märkten tragen, aber die Rückfrachten an ausländischen Artikeln gleich theuer, wie sonst, bezahlen müssen. Werden die Schifffahrtsprämien nicht besonders für die Verschiffung oder Herbeischaffung gewisser Artikel bewilligt, so mangelt denselben der besondere praktische Zweck. Soll dies aber geschehen, so haben die Differenzialzölle den Vorzug. Diese Letzteren sind überhaupt vorzuziehen, weil sie sich stets mehr den besonderen Zwecken der Erleichterung anpassen lassen, weil sie die directe Schifffahrtsverbindung mit bestimmten Ländern besser aufgreifen und reguliren, weil sie den Zwecken der Aus- und Einfuhr je nach Verschiedenheit dienstbar gemacht werden und den Producenten und Consumenten Nutzen bringen, und weil sie dazu dienen können, die Lasten der inländischen Schifffahrt im Auslande auszugleichen und je nach Bedürfnifs Retorsionen in Anwendung zu bringen.

Differenzialzölle sind indessen immer ein Hemmnifs für den Handel, ganz so wie die Schutz- oder Prohibitivzölle, in der Wirkung den Letzteren ganz gleich, sie sind wirkungslos selbst für die einzelnen Industrie-

Digitized by Google

zweige, wenn diese nicht auf dem entsprechenden Standpuncte der Entwickelung stehen, und sie müssen um so höher, also um so lästiger sein, einen je weiteren Vorsprung in der Entwickelung der Industrie, insbesondere des Handels und der Schifffahrt die concurriden Völker bereits haben, und je mehr die concurrirenden Länder durch geographische Lage, Naturkräfte u. dgl. begünstigt sind. Das Hauptland, mit welchem der Kampf zu bestehen ist, nämlich Grofsbritannien, steht andern Ländern hierin ungemein voran, wenn wir selbst von dem Unternehmungsgeiste, von dem Selbstvertrauen, von der Geübtheit seiner Bewohner in Handels- und Schifffahrtsgeschäften absehen wollen. Die Anwendung auch der Differenzialzölle, sei es für Artikel allein oder für die Flagge, fällt unter denselben Gesichtspunct, wie die Anwendung der Schutzzölle. Sie sind nur rathsam, wenn und insofern das von andern Staaten angenommene Differenzialzollsystem dazu nöthigt und die Verbraucher der Artikel es auch für sich als vortheilhaft erachten müssen, den Fabricanten, Handelsleuten und den Rhedern eine solche Hilfe auf ihre Kosten zu gewähren. In der ersten Lage befindet sich allerdings der deutsche Zollverein theils für die Schifffahrt seiner eigenen Mitglieder theils für jene seiner Vorländer an der See. Ob der aus Differenzialzöllen zu ziehende Vortheil ein allgemeiner für alle, sie zuletzt bezahlenden, inländischen Consumenten werden und ob der Differenzialzollkampf mit Grofsbritannien ohne zu grofsen Aufwand zu Gunsten Deutschlands ausfallen wird, ist eine andere Frage, welche zum Voraus zu lösen mit den gröfsten Schwierigkeiten verbunden ist. Mag man den Kampf mit Umsicht beginnen, wenn die allgemeinen Opfer nicht zu grofs sind; denn auf Gewinnung erweiterter Absatzwege und überseeischer Märkte in directem Handel kommt jetzt alles an, und im Falle des Gelingens steht dem Zollvereine eine reiche schöne Zukunft, dem deutschen Leben ein weit um- und tief eingreifender Einflufs in den entferntesten Erdtheilen bevor, wo die deutsche Ansiedelung schon Wurzel gefafst hat und noch fassen wird. Aber man vergesse nicht, dafs die Differenzialzölle nur Eines jener Hülfsmittel sind, von deren Anwendung jener Erfolg abhängt.

Handels- und Schifffahrtsverträge stehen als Mittel zu diesen Zwecken dem Differenzialzollsysteme entschieden nach. Dem Vertragswesen geht die Energie ab, wirklich sichergestellt vor Uebervortheilung ist dabei kaum jemals eine Parthei, die factischen so einflufsreichen Verhältnisse der Staaten sind in der Regel zu ungleich und doch in der Regel die ersten Grundlagen des Erfolgs der Verträge. Die übliche Gleichstellung der contrahirenden Staaten mit andern am meisten begünstigten Nationen ist in der Regel doch factisch eine Ungleichstellung. Vertragsverbindlichkeiten binden die Hände der minder mächtigen und minder freien Nation am meisten, und bringen leicht später, oft sehr bald, die unangenehmsten Verwickelungen, positive Nachtheile und entgehende Vortheile hervor.

4. *Verfassung und Vertheilung der Einkünfte des Zollvereins.*

Dies ist in kurzen Worten die Geschichte der Handels- und Schifffahrtsverträge, darin liegt es begründet, dafs bis jetzt keiner derselben unangegriffen blieb und keiner beiderseits die Erwartungen erfüllt hat. Gilt dies nicht auch vom deutschen Zollverein? — Mit Ja antworten Viele, die Manufacturisten und Rheder, weil ihnen die Schutzzölle zu niedrig sind und die Differenzialzölle fehlen, — die Handelsleute, weil sie den in Aussicht gestellten freien Handel vermissen, — die Grundbesitzer und Pächter, weil ihnen die Manufacturschutzzölle zu hoch und die Agriculturschutzzölle zu niedrig sind, — einzelne Staaten, weil sie bei der Verfassung des Zollvereins die Wünsche ihrer Manufacturisten, mit denen sie ihre Anträge identificiren, nicht zu Beschlüssen der Zollvereins-Conferenzen erhoben sehen, — diejenigen, welche ohne eigenes Interesse die Entwickelung des Zollvereins beobachten, weil sie ein allmähliges Nachgeben zu Gunsten des Prohibitivsystems wahrnehmen, welches dem Fundamentalprincip des Zollvereins widerspricht, — und diejenigen, welche im Zollverein mehr als einen blofsen *Zoll*verein, mindestens einen Verein wirthschaftspolizeilicher, handelsrechtlicher und financieller Gesetzgebung mit ihren umgreifenden Folgen erblicken, weil ihre hohen Erwartungen in 12 Jahren in nur sehr untergeordnetem Maafse erfüllt sind.

Die Gefahr, in welcher der Zollverein schwebt, liegt darin, 1) dafs er unter Aufgebung seines Fundamentalprincips, nämlich eines theilweisen mäfsigen und vorübergehenden Schutzes, ein Spielball des egoisti-

Digitized by Google

schen Interessenkampfes einiger Hauptpartheien der sogenannten Industriellen, der Plutocratie und Aristocratie werden könnte, ein Zustand, in welchem sich vorzüglich Frankreich befindet und Grofsbritannien wenigstens seither befunden hat, — und darin 2) dafs er, im heillosen Getriebe dieses Partheikampfes um das vereinzelte wirthschaftspolizeiliche Mittel des Schutzzolles zu Gunsten der Industriellen, das Wohl der dabei nur negativ interessirten zahlreichen anderen Gewerbsstände und Provinzen aufopfern und seine weit verzweigte allgemeine grofse Aufgabe gemeinsamer wirthschaftspolizeilicher Gesetzgebung, ohne deren gleichzeitige Pflege die Schutz- und Differenzialzölle im günstigsten Falle keinen Vortheil, höchst wahrscheinlich aber sehr grofsen Schaden bringen werden, bei Seite liegen lassen könnte, — ein Uebelstand, an welchem Frankreich in seinem Hin- und Herschwanken von Einzelnem zu Einzelnem und in seiner trostlosen und unruhigen Hast schrecklich leidet, dem aber Grofsbritannien bei seinem politischen Halte über den Partheien mehr auszuweichen das Glück gehabt hat. Dies ist im Wesentlichen auch die begründete Ansicht der ersten vorliegenden Schrift (S. 109 flg. 127 flg.). Diese Gefahr in doppelter Beziehung ist vorhanden, und gerade jetzt um so schlimmer, als unter denjenigen Männern des Staats, in deren Hände vertrauensvoll die Leitung der Zollvereinsangelegenheiten gelegt ist, ein schroffer Zwiespalt über Princip und zu verfolgende Richtung eingetreten ist. Der die Prohibition erstrebende Industrialismus freut sich dessen und schürt das Feuer der Uneinigkeit, wohl bewufst und sicher dessen, was er schon errungen hat. Jene Spaltung ist für ihn Hoffnung.

Hat die Verfassung des Vereins und der Modus der Vertheilung der Einkünfte Elemente in sich, welche dazu geeignet sind, die Gefahr abzuwenden? — Wenn nicht mit Ja geantwortet werden müfste, so würde die Prohibitiv- und Schutzollparthei nicht jetzt schon die Verfassung und finanzielle Organisation des Zollvereins angreifen. Der Streich wird schon gegen die Wurzel gezückt, weil Theorie und Einschüchterung die gewünschten Früchte nicht hervortreiben wollen. Wird das Princip der Stimmen-Einhelligkeit und des Veto durch jenes der Stimmen-Mehrheit ohne Veto ersetzt, dann ist der Bestand des Vereins sicherlich der Auflösung nahe. Denn sein Fundamentalprincip wird alsdann umgestofsen, Schwankungen in den Tarifsätzen werden häufig werden, — der Zwiespalt, der sich jetzt noch an den Pfeilern der Stimmen-Einhelligkeit und des Veto bricht, wird den Verein unmöglich machen. Die deutschen Staaten werden in den alten häfslichen und schädlichen, unwürdigen Zustand der Isolirung mit Binnenzöllen, in den Zustand des Zollkriegs und beengten zersplitterten Markes zurücksinken, die den deutschen Bund weit überwiegende Grundlage der Einigkeit, Gröfse und Macht Deutschlands wird versinken, alle auf sie gebauten Hoffnungen und Aussichten für Deutschland werden verschwinden, die kleinen deutschen Staaten in der Auflösung des Vereins ihren durch diesen gewonnenen Halt einbüfsen. Indessen wenn auch, was wir jedoch für unmöglich halten, weil man die gesunde deutsche Politik und die gewonnene Errungenschaft nicht ohne den Fluch der Völker aufgeben kann, diese Rücksichten, diese höheren Standpuncte, nicht für gewichtig genug erachtet werden sollten, so werden die finanziellen Rücksichten, die Standpuncte des materiellen Staatslebens, doch wenigstens Raum finden. Denn das dermalige Zollsystem und die Vertheilung der Einkünfte des Vereins gewähren den Staatskassen Vortheile früher nicht geahnter Ausdehnung in hohen und immer steigenden Zolleinkünften, wie auch Ersparnisse an Bewachungs- und Erhebungsausgaben, welche im Zustande der Isolirung unmöglich sind. Dies wird aus folgender, der mehrfach angeführten Schrift entnommener Uebersicht *) klar.

*) Wir können hier die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs die angeführte Schrift, die Uebersichten von Dieterici, und die Uebersichten des Centralbüreau's z. B. in Betreff der Bevölkerungsangaben pro 1836 und 1842 nicht in Einklang zu bringen sind.

Digitized by Google

Jahre.	Bezeichnung.	Preussen.	Baiern.	Sachsen.
1834	1. Brutto-Einnahme jedes Staats in seinen Zollkassen . . . Thlr.	10,312,796	1,383,535	1,185,178
	2. Ausgaben auf gemeinschaftliche Rechnung, in jedem Staate Thlr.	1,322,214	433,588	110,747
	3. Hiernach verbleibender Rest zur Vertheilung unter alle . Thlr.	8,990,582	949,952	1,074,431
	4. Antheil jedes Staats hieran nach der Bevölkerung . . . Thlr.	7,101,727	2,205,174	827,718
	5. Dieser Antheil macht per Kopf . . . . . Sgr.	-	-	-
	6. Was die Einen von Nr. 4. herauszahlen mussten (—), und die Andern zu Nr. 4. bekamen (+)	— 1,888,855	+ 1,255,222	— 246,713
1836	1. Brutto-Einnahme jedes Staats in seinen Zollkassen . . . Thlr.	12,663,566	1,192,534	1,516,845
	2. Ausgaben auf gemeinschaftliche Rechnung, in jedem Staate Thlr.	1,266,122	315,604	113,337
	3. Hiernach verbleibender Rest zur Vertheilung unter alle . Thlr.	11,397,444	876,930	1,403,508
	4. Antheil jedes Staats hieran nach der Bevölkerung . . . Thlr.	8,668,419	2,691,396	1,010,223
	5. Dieser Antheil macht per Kopf . . . . . Sgr.	-	-	-
	6. Was die Einen von Nr. 4. herauszahlen mussten (—), und die Andern zu Nr. 4. bekamen (+)	— 2,729,025	+ 1,814,466	— 393,285
1842	1. Brutto-Einnahme jedes Staats in seinen Zollkassen . . . Thlr.	15,583,643	1,689,529	1,964,887
	2. Ausgaben auf gemeinschaftliche Rechnung, in jedem Staate Thlr.	1,166,271	304,134	123,440
	3. Hiernach verbleibender Rest zur Vertheilung unter alle . Thlr.	14,417,372	1,385,395	1,841,447
	4. Antheil jedes Staats hieran nach der Bevölkerung . . . Thlr.	11,679,354	3,294,831	1,312,324
	5. Dieser Antheil macht per Kopf . . . . . Sgr.	-	-	-
	6. Was die Einen von Nr. 4. herauszahlen mussten (—), und die Andern zu Nr. 4. bekamen (+)	— 2,738,018	+ 1,909,436	— 529,123
1845	1. Brutto-Einnahme jedes Staats in seinen Zollkassen . . . Thlr.	18,972,842	1,652,172	2,269,075
	2. Ausgaben auf gemeinschaftliche Rechnung, in jedem Staate Thlr.	1,164,174	304,865	124,560
	3. Hiernach verbleibender Rest zur Vertheilung unter alle . Thlr.	17,808,668	1,347,307	2,144,515
	4. Antheil jedes Staats hieran nach der Bevölkerung . . . Thlr.	13,865,974	3,872,223	1,549,239
	5. Dieser Antheil macht per Kopf . . . . . Sgr.	-	-	-
	6. Was die Einen von Nr. 4. herauszahlen mussten (—), und die Andern zu Nr. 4. bekamen (+)	— 3,942,694	+ 2,524,916	— 595,276
18$\frac{34}{45}$	1. Brutto-Einnahme jedes Staats in seinen Zollkassen . . . Thlr.	173,277,568	18,598,747	21,487,448
	2. Ausgaben auf gemeinschaftliche Rechnung, in jedem Staate Thlr.	14,862,143	3,945,783	1,446,251
	3. Hiernach verbleibender Rest zur Vertheilung unter alle . Thlr.	158,415,425	14,652,967	20,041,197
	4. Antheil jedes Staats hieran nach der Bevölkerung . . . Thlr.	125,618,510	36,890,767	14,334,980
	5. Dieser Antheil macht per Kopf . . . . . Sgr.	-	-	-
	6. Was die Einen von Nr. 4. herauszahlen mussten (—), und die Andern zu Nr. 4. bekamen (+)	— 33,667,300	+ 22,291,709	— 5,808,970

Digitized by Google

Würtemberg.	Baden.	Kur-Hessen.	Grossh. Hessen.	Thüringen.	Braun-schweig.	Nassau.	Frankfurt.	Luxem-burg.	Zusammen.
488,072	-	375,639	506,812	263,690	-	-	-	-	14,515,722
214,364	-	91,277	163,526	1,250	-	-	-	-	2,336,961
273,708	-	284,362	343,286	262,440	-	-	-	-	12,178,761
864,969	-	332,336	393,584	471,253	-	-	-	-	12,178,761
-	-	-	-	-	-	-	-	-	15 Sgr. 6,^{74} Pf.
+		+	+	+					— 2,135,568
573,261	-	47,974	50,298	208,813	-	-	-	-	+ 2,135,568
310,620	424,872	357,835	343,838	321,903	-	5,802	1,025,059	-	18,162,874
18,190	283,620	75,602	38,204	1,200	-	5,472	35,779	-	2,153,130
292,430	141,252	282,233	305,634	320,703	-	330	989,280	-	16,009,744
1,030,136	779,927	405,613	487,294	575,160	-	236,528	125,048	-	16,009,744
-	-	-	-	-	-	-	-	-	18 Sg. 11,^{92} Pf.
+	+	+	+	+		+	—		— 3,986,542
737,706	638,675	123,380	181,660	254,457	-	236,198	864,232	-	+ 3,986,542
456,117	917,753	458,259	392,352	371,977	387,678	40,065	1,003,283	87,726	23,353,269
19,476	298,318	88,753	7,766	-	92,308	143	39,651	77,806	2,218,066
436,641	619,435	369,506	384,586	371,977	295,370	39,922	963,632	9,920	21,135,203
1,282,559	974,485	529,058	618,146	732,363	119,680	299,767	184,851	107,785	21,135,203
-	-	-	-	-	-	-	-	-	22 Sg. 10,^{13} Pf.
+	+	+	+	+	+	+	—	+	— 4,221,612
845,918	355,050	159,552	233,560	360,386	175,690	259,845	778,781	97,865	+ 4,221,612
432,068	1,279,671	489,655	480,249	395,758	358,265	87.161	898,974	106,645	27,422,535
18,290	299,127	87,560	8,500	-	147,800	-	40,177	104,370	2,299,423
413,778	980,544	02,095	471,749	395,758	210,465	87,161	858,797	2,275	25,123,112
1,515,557	1,160,658	626,641	735,827	858,207	210,341	359,153	212,567	156,725	25,123,112
-	-	-	-	-	-	-	-	-	26 Sgr. 3,^{40} Pf.
+	+	+	+	+	+	+	—	+	— 6,184,324
1,101,779	180,114	224,546	264,078	462,449	124	271,992	646,230	154,450	+ 5,184,324
5,156,681	8,986,934	5,044,163	5,431,523	4,067,197	1,429,479	438,091	9,200,593	400,984	253,519,408
624,940	2,900,450	965,510	445,541	9,258	476,872	5,678	393,561	390,916	26,466,900
4,531,741	6,086,464	4,078,653	4,985,982	4,057,939	952,607	432,413	8,807,032	10,068	227,052,508
14,287,939	9,466,435	5,720,413	6,823,287	8,050,757	663,790	2.898,511	1,739,279	557,840	227,052,508
-	-	-	-	-	-	-	-	-	21 Sg. 4,^{046} Pf.
+	+	+	+	+	+	+	—	+	— 46,832,895
10,328,320	3,362,260	1,642,044	2,259,900	3,394,880	288,817	2,466,010	7,067,808	547,772	+ 46,832,895

Digitized by Google

Es leuchtet auf den ersten Anblick ein, dafs die Zoll-Einkünfte und Ausgaben der einzelnen Staaten nach der Auflösung des Vereins wegen des geringern Marktes, wegen der veränderten Zollgrenzen, wegen veränderter Consumtionsverhältnisse, wegen des mehr begünstigten Schmuggelns u. s. w. sich ganz anders, im Ganzen nachtheilig, herausstellen würden. Auffallend ist, dafs die preufsischen Zollsätze denselben Vereinsstaaten, welche jetzt Zollerhöhungen fordern, am Anfange ihrer Beitrittsverhandlungen zu hoch erschienen, und dafs sie a. 1836 eine Ermäfsigung des Zolls auf gröbere Baumwollenwaaren unter gewissen Voraussetzungen bedenklich fanden. *)

Der gerechteste Modus der Vertheilung der Zolleinkünfte aus Einfuhrzöllen wäre der, dafs jedes Land die Einkünfte von denjenigen Waaren behielte, welche bei ihm eingehen und in ihm auch verbleiben. Dieses gilt aber nur von der Einfuhr, und kann nicht auch gelten von der Aus- und Durchfuhr, weil in der Zollvereinigung eine wesentliche Veränderung der Grenzverhältnisse, also der Aus- und Durchfuhr, begründet ist, und das Aus- und Durchgehen der Waaren für den Ort der Erzeugung u. dgl. gar nichts entscheidet und die Durchfuhr wie das Einkommen aus Durchfuhrzöllen in der Vereinigung ganz anders, als in der Isolirung der Staaten, sich gestaltet. Bei der Isolirtheit der Staaten ergiebt sich das Gehörige aus der Gränz- und Waarencontrole von selbst, bei der Vereinigung aber, in welcher die gegenseitigen Landesgränzen hinwegfallen, würden für obige Einfuhr-, Consumtions-, Aus- und Durchfuhrverhältnisse Behufs der Einnahme- und Ausgabe-Vertheilung Controlen nöthig werden, welche bei voraussichtlicher Erfolglosigkeit ungleich viel lästiger fallen müfsten, als alle deutschen Binnengränzen und -Controlen. Die Zollvereinsstaaten bilden ein gemeinsames Land der Ein-, Aus- und Durchfuhr, der Consumtion eingeführter unmittelbarer Verbrauchsartikel, der weiteren Verarbeitung, Vertheilung, Consumtion oder Wiederausfuhr eingeführter Rohstoffe und Halbfabricate, — einen Staatenverein, dessen Gränzstaaten die gemeinschaftlichen Zolleinnahmen erheben und Zollausgaben vorauslegen, während die Binnenstaaten hiermit nichts zu thun haben. Wäre derselbe Ein Staat und Ein Land, so würde die kopfweise Repartition nicht ungeeignet erscheinen, mit alleiniger Ausnahme solcher Städte und Umgebungen, in welchen von der Allgemeinheit abweichende Verhältnisse obwalteten, — eine Ausnahme, die bei allen Durchschnittssätzen ähnlicher Art gemacht werden mufs. Dies findet bei der Vertheilung der Einkünfte und Ausgaben des Zollvereins Statt, welche wirklich für die Gesammtheit gemacht werden. Die Unterschiede der einzelnen Staaten im Verhältnisse der Landes*gränze* zur Landes*fläche* und Bevölkerung bleiben für die Regel unberücksichtigt, denn die Zolleinkünfte stehen keineswegs so, wie die Zollausgaben, zur Landesgränze und -Fläche in geradem Verhältnisse, wohl aber zur Gröfse und Wohlhabendheit der Bevölkerung, zur Besuchtheit des Landes von Fremden u. dergl., weil sich hiernach Production und Consumtion und Vertheilung der Güter richtet. Diese Vertheilung der Einkünfte des Zollvereins unter seine Staaten nach Maafsgabe der Bevölkerung ist daher die natürlichste, annähernd richtigste, und praktisch brauchbarste, und wird den Ländern stets um so günstiger sein, je ungünstiger die Gestaltung und je gröfser der Umfang ihrer Gränzen sein würde, wenn sie isolirt wären.*)

Dieser Vertheilungs-Maafsstab wird daher nicht abgeschafft werden können, weil es keinen besseren giebt, und er wird kein Grund zur Auflösung des Vereins sein. Eben so wenig aber auch die Abstimmung über Vereinsangelegenheiten. Denn es ist viel zu einleuchtend, dafs eine andere Verfassung des Vereins in dieser Hinsicht nicht ausführbar erscheint, ohne auf grofse Uebelstände zu stofsen. Dies beweisen die früheren Verhandlungen der Vereinsstaaten**), in welchen verschiedene andere Methoden und Maafse der Stimmgebung vorgeschlagen und verworfen wurden. Jedem Staate, ohne Rücksicht auf seine Gröfse und auf die Zahl und Ausbildung der Zweige seiner Volkswirthschaft, ohne Rücksicht auf das Gewicht ihrer verschiedenen und abweichenden volkswirthschaftlichen und finanziellen Interessen, eine absolut gleiche Stimmberechtigung zu geben, wäre nach allen wirthschaftlichen, rechtlichen und staatlichen Beziehungen verwerflich und für die *gröfsern* Staaten bei der über-

*) S. die angef. Schrift S. 25—27.

*) S. auch die angef. Schrift S. 28—38.

**) S. die angef. Schrift S. 8—11.

Digitized by Google

wiegenden Zahl der kleinen Länder sehr bedenklich. Ja nach dem Ausfalle dieser oder jener Abstimmung nach Stimmenmehrheit würden die gröfseren Staaten dennoch, und vielleicht erst recht eigentlich, verdächtigt werden. Dem einzelnen Staate je nach dem Flächengehalte oder der Bevölkerung von vorne herein seine bestimmte absolute Stimmenzahl zu verleihen, würde für die *kleineren* Länder sehr bedenklich sein, und die Abstimmungsresultate die gröfseren Staaten ebenfalls vieler Verdächtigung aussetzen. Ueberhaupt aber ist die Entscheidung durch Stimmenmehrheit über die Tariffragen bei den sich widerstrebenden Partheiinteressen unter solchen souverainen Staaten etwas der Natur der Verhältnisse Widersprechendes. Das Zweckmäfsigste ist und bleibt unter diesen Umständen die Förderung der Stimmen-Einhelligkeit, so dafs jeder, auch der kleinste, Staat sein Veto geltend machen kann. Dieser Modus macht vor Allem ein gediegenes reifliches Ueberlegen und Berathen aller Tariffragen unerläfslich, und verhütet das Fassen oder Bewirken von Beschlüssen durch blofse Abstimmung. Derselbe begünstigt die Stabilität und ein umsichtiges gemessenes Fortschreiten, — welches beides bei Stimmenmehrheit nicht zu erwarten wäre. Der Fortschritt in der Erhöhung der Schutz- und in der Herabsetzung der Finanzzölle ist rasch gemacht und unersättlich, aber die Rückkehr äufserst schwierig, ja unmöglich, wenn nicht eine drohende Calamität herannaht, welche eine Systemsänderung erzwingt. Auch hierüber sind die Resultate der brittischen, holländischen und französischen Geschichte der Volks- und Staatswirthschaft bis herab auf die neusten Systemsveränderungen Grofsbrittanniens gleichlautend.

Hiermit schliefsen wir unseren Artikel, verwahren uns aber ernstlich gegen die Annahme, als ob die Fragen über Schutz-, Differenzial- und Finanzzölle, Verträge, Marine, Abstimmung und Vertheilung der Einkünfte, die einzigen Hauptaufgaben des Zollvereines seien. Wir sind vielmehr der Ansicht, dafs der Zollverein Aufgaben hat, ohne deren Lösung diese Mittel wirkungslos sein werden. Als hierher gehörende Gegenstände erscheinen uns folgende: Das Handels- und Wechselrecht, Förderung des Credits und eines gesunden Banksystemes, Gewerbepolizeigesetzgebung, Canäle, Chausseen und Eisenbahnen, Posterleichterung, freie Binnenschifffahrt, die Sund- und Stader Zollangelegenheit, Marktordnungen, Consulate, Leitung der Auswanderung, Hypothekenordnung, Armenwesen, Befreiung des Bergbaues, Agrargesetzgebung, Erfindungspatentgesetze, das Entrepotsystem, Revision des Steuerwesens, Staatsverfassung, Gemeindeverfassung, freie Presse und manches Andere. Dieser allgemeine Gesichtspunct ist auch der der ersten vorliegenden Schrift (S. 150 fg.). Nicht mit Hast und Unruhe, sondern gemessenen Schrittes und mit Umsicht, stets das ganze Staatsleben im Auge behaltend, soll nach unserer Ansicht der Geist unsers Zeitalters, der auch die Idee des Zollvereins geboren hat, unbefangen und vertrauensvoll den Staatsregierungen, durch die erleuchteten Fürsten und deren Rathgeber in der Gesetzgebung und Verwaltung, nach allen diesen Seiten hin verbessernd, vervollständigend, und die Zollvereinsstaaten vereinigend wirken. Davon und von der daraus erwachsenden geistig-sittlichen, national-staatlichen und wirthschaftlichen Erziehung und Erkräftigung des deutschen Volks zu immer höherer vernünftiger Freiheit erwarten wir das Heil Deutschlands, — aber nicht von den Schutzzöllen, und nicht von einer bevorzugten Industrie.

E. Baumstark.

XXXVIII.

1. *Versuch einer Materialrevision der wahren Pflanzennahrung, von Wilh. Hirschfeld, Besitzer von Grofs-Nordsee in Holstein. Mit einem Vorworte von Chr. Heinrich Pfaff, Kommand. des Danebrogs, Conferenzrath u. Prof. an der Univ. zu Kiel. XLII u.* 138 *S. Hamburg,* 1846. 8.
2. *Ueber Pflanzennahrung, von Dr. C. C. Grischow im Archiv der Pharmacie. 2te Reihe* 43. *Band.* 1845.

Der Verf. der Schrift Nr. 1., angeregt durch die neueren Versuche mit der Guanodüngung und die Beobachtungen, welche man über den Antheil des Stickstoffs in Form von Ammoniak bei der Pflanzenernährung gemacht hat, vermuthete, dafs der Stickstoff den Pflanzen nicht sowohl in Form von Salmiak und kohlensaurem Ammoniak, wie es die Ansicht von Liebig war, sondern in Form von Salpetersäure mitgetheilt

Digitized by Google

werden möchte und dafs wir durch die Behandlung des Bodens und des Düngers dahin wirken müsften, dafs sich möglichst viel Spalpeter im Boden bilde, um mittelst der Salpetersäure die Eiweifs- und Glutenbildung in den Pflanzen zu erreichen. Er stellte deshalb Versuche mit Salpeterdüngung auf Hafer- Gerste- Roggen- und Waitzenfeldern an, bei welchen er einen günstigen Einflufs des Salpeters auf die Vegetation zu finden glaubte. Die von ihm näher angegebenen Erfolge werden also (S. 131) beschrieben. *a.* Der Salpeter bewirkt bei den Cerealien eine starke Vegetation, welche sich bald durch eine dunkelgrüne Farbe der Blätter zu erkennen giebt. *b.* Er wirkt stärker auf die Ausbildung der Blätter und des Strohes als des Korns, und der mit thierischem Dünger gedüngte Boden lieferte einen viel gröfseren Kornertrag als der mit Salpeter gedüngte. Der mit Salpeter gedüngte Waitzen wurde ziemlich stark mit Blattrost befallen, worunter die Ausbildung der Körner litt. *c.* In der Frucht verursachte die Salpeterdüngung Bildung einer gröfseren Menge von Gluten als von Stärkmehl, weshalb der Waitzen ein glasiges Ansehen erhalte. *d.* Das Stroh des mit Salpeter gedüngten Korns war voluminöser im Verhältnifs zum Gewichte (specifisch leichter). *e.* Die Aehre, so lange sie grün ist, erscheint umfangreicher nach Salpeterdüngung, sobald aber das Korn reif wird, schrumpft es ein, so dafs es nicht das schöne Ansehen bekommt wie beim gedüngten und ungedüngten Waitzen.

Mit welchem Recht der Verf. aus diesen Versuchen auf einen günstigen Einflufs des Salpeters auf das Pflanzenwachsthum schliefst, wird der Leser selbst beurtheilen, mit Rücksicht auf den Umstand, dafs der vermehrte Strohertrag wohl nicht von Salpeterdüngung herrühren konnte, weil das Stroh so gut als gar keine Stickstoffbestandtheile enthält, die aus Salpetersäure hätten gebildet werden können, und dafs ferner die relativ gröfsere Menge Gluten in einer absolut doch viel geringeren Quantität Korn nach Salpeterdüngung gar kein Beweis ist, dafs Salpeterdüngung im Ganzen und Grofsen den Ertrag stickstoffhaltiger Bestandtheile im Korne vermehrt, wie es der Verf. annimmt.

Nichtsdestoweniger bildet sich der Verf. eine eigene Theorie der Pflanzenernährung durch Salpetersäure und Salpeter. Derselbe nimmt hypothetisch einen durch Einwirkung der Sonne in der Pflanze entstehenden hydro-elektrischen Strom an, der den Salpeter zersetzen und aus der Salpetersäure eine gröfsere Menge Eiweifs bilden soll, welches dann in Gluten übergehe, wobei das frei werdende Kali dazu beitrage, dafs sich aus Kohlensäure und dem Wasserstoff des zersetzten Wassers mehr Pflanzensubstanz bilde.

Der Verf. huldigt nämlich aufser seiner Ansicht von der Wirkung der Salpetersäure als Pflanzennahrung der Jngenhoufs-Bertholletschen Hypothese von der Ernährung der Pflanzen aus Kohlensäure und zersetztem Wasser, wobei das von den Pflanzen ausgehauchte Sauerstoff aus dem zersetzten Wasser seinen Ursprung nehme; eine Hypothese die in Betreff der Wasserzersetzung durch keine einzige Thatsache erwiesen, dagegen durch zahlreiche Versuche, die schon von Senebier und Saussure angestellt wurden, welche zeigen, dafs in der Pflanze so wenig als im thierischen Körper jemals Wasser zersetzt wird, vollkommen widerlegt, und nur neuerlich durch die rein hypothetischen Berechnungen, die Liebig, unbekannt mit den älteren entscheidenden Versuchen, angestellt hat, wieder aufgewärmt worden ist.

Das Erscheinen der auch in diesen Blättern angezeigten Schrift von C. H. Schultz: die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung, brachte nun dem Verf. neue Beobachtungen, die mit der von ihm angenommenen Theorie der Pflanzenernährung im Widerspruch stehen, und dieses so wie die Theilnahme, die der berühmte Berzelius für die Schultz'schen Versuche ausgesprochen, haben den Verf. bewogen, durch Anstellung eigener Versuche diejenigen von Schultz zu prüfen; und die Resultate dieser Versuche, so wie die daran geknüpften Betrachtungen sind es eben, welche den Hauptinhalt und den gröfsten Theil des Umfanges des gegenwärtigen Werkes, wie auch der von Pfaff dazu gelieferten Vorrede ausmachen. Die Aufmerksamkeit, welche Pfaff durch seine Vorrede der gegenwärtigen Schrift zuwendet, scheint es wünschenswerth zu machen, dafs die darin aufgeführten Versuche und Meinungen mit Bezug auf das Werk: Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung, näher betrachtet werden, und der unterzeichnete Verf. des letzteren Werks selbst glaubt daher die beste Auskunft darüber geben zu können, so dafs er es unternommen hat, die Schrift von Hirschfeld hier anzuzeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1846.

1. *Versuch einer Materialrevision der wahren Pflanzennahrung, von Wilh. Hirschfeld.*
2. *Ueber Pflanzennahrung von Dr. C. C. Grischow.*

(Fortsetzung.)

Was zunächst die von Hirschfeld angestellten Versuche betrifft, so sind dies keine directe Wiederholungen der unsrigen, aber doch in der Anlage von der Art, dafs wenn sie zweckmäfsig ausgeführt werden, es keinen Zweifel leidet, dafs sie übereinstimmende Resultate mit ihnen geben müfsten. Wir selbst sind ebenfalls längst seit dem Erscheinen der Schrift über Pflanzenernährung mit ähnlichen Versuchen beschäftigt gewesen zu dem Zweck, ein aus den wahren Nahrungsstoffen der Pflanzen gebildetes künstliches Düngungsmittel zu finden, und wir werden die Erfolge hiervon auch später anderweitig mittheilen. Es lag nämlich nahe zu versuchen, diejenigen Stoffe, welche von den Pflanzen so leicht verarbeitet und zur Sauerstoffproduction verwendet werden, den Pflanzen auch direct als Bildungsmittel darzubieten. Dieses ist es nun, was auch Hr. Hirschfeld versucht hat, um die Erfolge dieser Versuche in gegenwärtiger Schrift niederzulegen. Im Allgemeinen ist darüber die Bemerkung voranzuschicken, dafs der Verf. diese Versuche mit dem freilich ganz unrichtigen Vorurtheil angestellt hat, dafs die von uns beschriebenen Beobachtungen mit seiner Ansicht der Pflanzenernährung durch Salpetersäure im Widerspruch ständen und diese widerlegen würden, und daher hat die ganze Schrift den Charakter, seine Ansichten gegen solche Widerlegung zu vertheidigen, was, wie wir nur im Allgemeinen bemerken wollen, darin ganz irrig wird, dafs wir ja selbst durch mehrere in der Schrift über Pflanzenernährung dargestellte, und sogar von dem Verf. in seiner über unsere Versuche in seiner Schrift gegebenen Tabelle (S. 30 Nr. 26.) ebenfalls angezeigte Versuche, dargethan haben, dafs die *Salpetersäure so gut als alle anderen Säuren* von der Pflanze assimilirt wird, ja dafs die Salpetersäure immer ganz reines Sauerstoffgas giebt, während andere Säuren oft viel Kohlensäure entwickeln, und der Verf. selbst führt aus unserer Schrift an, dafs man aus 30 Tropfen Salpetersäure 7 Kubikzoll Sauerstoff erhalten könne.

Es mufs also auffallen, wie sich der Verf. gegen unsere Versuche deshalb ereifert, um seine Ansichten dagegen zu vertheidigen, während vielmehr die Ansicht der Mitwirkung der Salpetersäure bei der Pflanzenernährung sehr wohl mit unseren Versuchen vereinbar ist. Was den Verf. hier irre geführt hat, ist offenbar das von ihm hier wie früher schon gezeigte Bestreben gewesen, seine Ansicht der Pflanzenernährung durch Salpetersäure mit der Jngenhoufs-Bertholletschen Hypothese der Pflanzenernährung durch Kohlensäure und Wasser in Verbindung zu bringen, ohne die Widersprüche beider zu merken. Der Verf. setzt nämlich voraus, dafs wenn die Kohlensäuretheorie falle, auch seine Theorie der Salpeterwirkung mitfalle, was uns, abgesehen von seiner hydroelektrischen Vorstellung über die Art des Freiwerdens der Salpetersäure aus dem Salpeter und salpetersaurem Kalk, gar nicht richtig erscheint.

Die vom Verf. angestellten Versuche selbst sind nun folgende. Es wurden Töpfe theils mit Ziegelthon, theils mit Bergsand gefüllt und darin Hafer- und Gerstekörner gepflanzt. Andererseits bereitete sich der Verf. künstliche Dungwässer aus den in meinen Versuchen über die Ausscheidung des Sauerstoffgases angewendeten Säuren und sauren Salzen und begofs damit, so wie vergleichsweise mit blofs destillirtem Wasser oder Salpeter- und schwefelsaurer Ammoniaklösung diese Pflanzen.

Die Concentration der vom Verf. angewendeten

Digitized by Google

Auflösungen war so, dafs auf eine Bouteille Wasser (der Verf. sagt nicht wieviel an Gewicht diese enthielt, aber wenn es gewöhnliche Weinflaschen waren, so enthielten diese $\frac{3}{4}$ Quart = 24 Unzen) jedesmal ein Loth der von mir angewendeten Säuren und Salze kam. Dies beträgt also $\frac{1}{48}$ des Wassers, während die von mir als für die Assimilation zweckmäfsig angegebene Proportion nur $\frac{1}{500}$, $\frac{1}{800}$, $\frac{1}{1000}$ des Wassers beträgt; so dafs die Auflösungen des Verf.'s zehn bis zwanzig Mal stärker waren als sie sein sollten.

Nachdem nun die mit diesen Auflösungen begossenen Pflanzen aufgewachsen und ihre Saamen zur Reife gekommen waren, zeigte sich als Resultat:

1. Der Versuch in Ziegelthon gab ohne Düngung mit blofsem Wasser begossen: Pflanzengewicht 10 Gran und 4 Körner Gerste; mit essigsaurem Kali begossen, Pflanzengewicht 8 Gran und 4 Körner Gerste; mit Weinsäure begossen, 18 Gran Pflanzengewicht und 5 Körner Gerste; mit Weinstein begossen 11 Gran Pflanzengewicht und 6 Körner Gerste. Wurde aus zehn mit verschiedenen Säuren, sauren und neutralen Salzen angestellten Versuchen das Mittel gezogen, so fand der Verf., dafs die mit den künstlichen Düngmitteln begossenen Pflanzen wenig ($\frac{1}{2}$ Korn und 1 Gran an Gewicht) mehr als die ungedüngten gewonnen hatten.

In den Versuchen in Bergsand zeigte sich sogar, dafs obgleich einzelne Düngmittel mehr Körner, als die ungedüngten Pflanzen gaben, andere dagegen weniger Ertrag hatten, so dafs auch das Mittel des Durchschnitts der gedüngten geringer war als bei den ungedüngten.

Bei den Versuchen, die vergleichsweise in Thonerde mit reinem schwefelsauren Ammoniak und mit schwefelsaurem Ammoniak nebst einem Zusatz der sauren Salze und Säuren als Düngmittel angestellt wurden, zeigte sich zwar im Durchschnitt von 10 Versuchen ein vermehrter Körnerertrag zu Gunsten der Säuren und sauren Salze gegen das reine schwefelsaure Ammoniak, (im Verhältnifs von $9\frac{1}{6}$ zu 8; die mit Zuckerwasser begossenen Pflanzen gaben sogar 10, und die mit Kleesäure begossenen 18 Körner, also mehr als das Doppelte) aber der Verf. hält diese Vermehrung für nicht von Bedeutung und will sie nicht in Anschlag bringen!

Auch ergaben die Versuche mit Düngmitteln von Säuren und Salzen so wie vergleichsweise mit schwefelsaurem Ammoniak in Bergsand angestellt, ein ganz ähnliches Resultat, dafs nämlich den Pflanzen „nicht viel" Nahrung durch die nach unseren Versuchen bereiteten Düngmittel zugeführt worden sei, was der Verf. für nichts rechnen zu dürfen glaubt.

Die Versuche in Ziegelthon, die Pflanzen vergleichsweise mit Salpeter und mit sauren Salzen, Säuren und Zucker zu begiefsen, gaben einen verhältnifsmäfsig grofsen Ertrag zu Gunsten der letzteren. Die mit Salpeterwasser begossenen gaben 27 Körner Gerste und 7 Körner Hafer; der Durchschnitt der übrigen Versuche gab 31 Körner Gerste und $6\frac{2}{3}$ Körner Hafer. (Zucker gab 39 Körner Gerste; Weinstein 36 Körner, Weinsäure eben so 36 Körner). Der Verf. ist nun im Allgemeinen geneigt die Erfolge dieser Versuche zu Gunsten der alten Kohlensäuretheorie auszulegen, giebt jedoch im Widerspruch mit sich selbst an einigen Stellen seines Werkes, wie S. 50 zu, dafs die nach meinen Versuchen von ihm angewendeten Säuren und sauren Salze zur Herbeiführung des Kohlenstoffs in den Pflanzen hätten aushelfen müssen, wogegen sich der Körnerertrag durchschnittlich nach der Quantität des in den Salzen gereichten Stickstoffs richte; wobei der Verf. nicht bedenkt, dafs ich selbst über den Einflufs des stickstoffhaltigen Düngers auf das Blühen und Fruchttragen sowohl in der Anaphytosis (S. 152 u. f.) als in dem Werk über Pflanzennahrung (S. 90 f.) ausführlich gesprochen und gezeigt habe, wie aller, auch der rein aus vermoderten Vegetabilien gebildete Humus, sehr stickstoffreich (ammoniakhaltig) ist, und dafs man die Quelle des Stickstoffs der Pflanzen gar nicht aus der Luft zu holen braucht.

Ueberhaupt darf ich bemerken, dafs der Vf. den Inhalt meines Werkes weder im vollständigen Zusammenhange noch genau und richtig wiedergiebt, was sogar Pfaff selbst in der Vorrede (S. XXIII) rügt, und was die sonderbare Folge hat, dafs der Verf. oft über Ansichten gegen mich sich ereifert, die ich gar nicht gegeben habe, und *hinwiederum Ansichten gegen mich als die wahren hinstellt, die eben meine eigenen und in meinen Werken ausdrücklich ausgesprochenen sind.* Dies ergiebt sich z. B. aus dem, was der Vf. S. 124 als Schlufsfolgerung seines Werkes hinstellt. Er sagt: „Fassen wir die hier über die Ernährung der Pflanzen

Digitized by Google

gegebenen Untersuchungen zusammen; so ergiebt sich daraus ein ganz anderes Resultat als Prof. Schultz gefunden hat: 1. Die Kohlensäure sowohl als manche andere Säure, in welcher Kohlenstoff das Radical bildet, dient dazu, in den Pflanzen den Kohlenstoff, welcher in der Pflanzenfaser, Stärke, Gummi, Zucker, in den Oelen, Harzen vorkommt, herbeizuschaffen. Hierüber müssen wir bemerken, dafs vor uns niemals jemand gesagt hat, dafs „*manche andere Säure*" aufser der Kohlensäure Pflanzennahrung ist; die ganze Entdeckung beruht darauf, dies gezeigt zu haben, und Hr. Hirschfeld scheut sich nicht, dies hier als seine Erfindung hinzustellen und zu sagen, dafs dies ein ganz anderes Resultat als das von mir gefundene sei. Man sollte kaum glauben, dafs bei der Aufrichtigkeit und Unpartheilichkeit, die sich der Verf. in der Vorrede (S. XXXII) zuschreibt, so etwas zu sagen, möglich wäre. Dafs Kohlensäure absolut von der Pflanzenernährung ausgeschlossen sei, habe ich nirgends gesagt, warum sollte auch, wenn alle übrigen Säuren von der Pflanze zersetzt werden, die Kohlensäure allein ausgeschlossen sein? Ich habe nur gesagt, dafs die Kohlensäure neben der Kleesäure am schwersten zersetzt werde, und dafs die Ansicht, nach welcher die Kohlensäure die alleinige und vorzügliche Pflanzennahrung sein soll, eine falsche sei. Darin beruht die Bedeutung meiner ganzen Entdeckung und der Verf. nimmt dessenungeachtet keinen Anstand, diese Thatsache gegen mich als eine von ihm gefundene Weisheit hinzustellen. 2. Führt der Verfasser als ein von dem meinigen abweichendes Resultat seiner Untersuchungen an: „Der Humus, insofern er der Rückstand verweseter animalischer und vegetabilischer Bestandtheile ist, besitzt einen grofsen Schatz derjenigen Theile, welche früher einmal zur Ernährung der Pflanzen gedient haben. Diese Bestandtheile können durch physikalische und chemische Einflüsse in einen Zustand versetzt werden, der sie in Wasser löslich macht und wodurch sie zu neuer Pflanzennahrung werden." Dies ist aber gerade einer der wichtigsten Theile meiner Entdeckung, dafs dem so sei. Vorher hatte man nach Jugenhoufs allgemein behauptet: *der Humus löse sich gasförmig auf*, und gebe erst als Kohlensäure aus der Luft wieder in die Pflanze. Der ganze Streit über Pflanzenernährung beruhte hierauf; niemand hat ihn jemals zu lösen versucht, bis in meinem Werk über Pflanzennahrung gezeigt worden ist, dafs die im Wasser löslichen Humusbestandtheile (das Humusdekokt) von der Pflanze direct assimilirt werden können und eine Quelle des von den Pflanzen ausgehauchten Sauerstoffs seien. Der Verf. selbst hat in seiner Tabelle (S. 30) unter Nr. 33. 34. die Erfolge meiner Versuche über die Wirkung des Humusdekokts aufgeführt; aber S. 125 seiner Schrift entblödet er sich nicht, dies als das Resultat seiner Versuche gegen mich hinzustellen.

Der Verf. sagt 3. „Die verschiedenen Stoffe, welche zur Pflanzennahrung dienen, sei es Kohlensäure, Zucker oder die verschiedenen vegetabilischen Säuren u. s. w. reichen (jeder) für sich allein nicht zur Ernährung hin, sondern zur Ernährung der Pflanze müssen mehrere positive und negative Elemente zusammenwirken." Schon in dem Werk über die Natur der lebendigen Pflanze habe ich die Nothwendigkeit einer Vereinigung von salzigen Reizen mit der allgemeinen Pflanzennahrung dargethan (l. c. II. S. 568 f.). In der Anaphytosis (S. 152 f.) habe ich dasselbe in anderem Zusammenhang gezeigt; in der Schrift: Die Entdeckung der Pflanzennahrung endlich (S. 42. 92 u. s. w.) habe ich die gröfsere Leichtigkeit der Zuckerzersetzung durch gewisse Salzzusätze, ferner die grofse Leichtigkeit der Assimilation solcher Flüfsigkeiten, die, wie ausgeprefster Stachelbeerensaft, ausgeprefster Ebereschensaft (S. 29), saures Lohgerberwasser, saure Molken u. s. w., sämmtlich ein Gemenge verschiedener Säuren und sauren Salze enthalten, ausführlich und ausdrücklich besprochen, und dennoch will der Verf. dasselbe hier, als ein von dem meinigen ganz abweichendes Resultat unter der veränderten Floskel, dafs mehrere positive und negative Elemente als Pflanzennahrung zusammenwirken müfsten, wiedergeben!

Kommen wir hiernach nun auf die vom Verf. angestellten oben angeführten Versuche über das Begiefsen der Pflanzen mit Auflösungen von sauren Salzen, Neutralsalzen und Säuren zurück; so ist das Widersprechende in den Resultaten dieser Versuche leicht erklärlich, wenn man Folgendes berücksichtigt. Der Vf. stellt Säuren, saure Salze und Neutralsalze in eine gleiche Reihe, als ob ich alle diese Dinge als Pflanzennahrungsstoffe erprobt hätte; während aber meine Versuche lehren, dafs eben nur Säuren und saure Salze, *nicht aber Neutralsalze* zersetzt und assimilirt werden; vorausgeset, dafs die Neutralsalze nicht mit

Digitized by Google

anderen zersetzenden Stoffen, welche ihre Säuren abscheiden (wie Knochenerde mit Kleesäure) vermengt dargeboten werden. Die Neutralsalze als Digestions- und Lebensreize müssen also eine natürlich ganz andere Wirkung haben als saure Salze und Säuren, während der Vf. dieselbe Wirkung beider verlangt.

2. Die Pflanzen sind lebendige Wesen, die die chemischen Nahrungsstoffe nur in schwachen Concentrationsgraden, also im höchst verdünnten Zustande assimiliren und verarbeiten können, und dieselbigen Stoffe, die im verdünnten Zustande als Nahrungsmittel vortheilhaft einwirken, werden im concentrirten Zustande zweifelhaft, nachtheilig oder selbst giftig wirken können, oder auf verschiedene Pflanzen, von verschiedener Assimilationskraft, sehr verschieden wirken. Diese Verhältnisse sind es ja eben, die ich als „*Agriculturphysiologie*" abgehandelt habe, und die der Verf. selbst bespricht, ohne ihre Bedeutung erfafst zu haben. Wir haben nun oben bereits gesehen, dafs der Verf. alle seine nach meinen Versuchen gewählten Düngmittel in zehn bis zwanzigmal gröfseren Concentrationsgraden angewendet hat, als er sie hätte anwenden sollen, wenn er befriedigendere Resultate hätte haben wollen. Er hat seine Salze und Säuren in 48 Theilen Wasser gelöst gegeben, während er sie in 500 — 1000 Theilen gelöst hätte anwenden müssen, wie ich ja bei jedem Versuch in dem Werk über Pflanzennahrung ausdrücklich wiederholt habe. Dafs der Verf. dies nicht gethan, ist um so mehr zu verwundern, als er ja das Beispiel von Boussingault vor sich hatte, der in denselben Fehler verfallen war.

Ja was noch mehr ist, so wiederholt sich in dieser Anwendung concentrirter Säure- und Salzauflösungen ganz die alte Procedur von Jngenhoufs, der fand, dafs die concentrirte Mistjauche den Pflanzen schädlich sei und daraus folgerte, dafs die Mistjauche überhaupt kein Pflanzennahrungsmittel sei. Derselbe Fehler, also der ein Jahrhundert lang die Wissenschaft in Verwirrung gehalten hat, taucht in metamorphosirter Form hier von Neuem auf, ohne dafs man durch die Geschichte, die doch klug machen soll, klug geworden wäre. Dafs der Verf. als praktischer Landwirth in solche handgreifliche Versehen verfällt, ist noch am meisten zu verwundern, denn jeder Gärtner und jeder Bauer weifs, dafs obgleich concentrirte Mistjauche den Pflanzen nicht förderlich ist, ja sie sogar tödtet, doch eine Verdünnung derselben durch Regen oder eine gehörige Menge Wasser ihre vortheilhafte Einwirkung zur Folge hat. Die Concentrationsgrade der Salzauflösungen des Verf.'s sind ziemlich eben so grofs, wie die der concentrirten Mistjauche. Die Versuche des Verf.'s sind also einmal ohne allen praktischen Takt gemacht, und alsdann entbehren sie aller wissenschaftlichen Genauigkeit, sie sind ganz roh aufs Gerathewohl hin ausgeführt; denn es ist weder angegeben, wie grofs die von den Pflanzen absorbirten Säuremengen waren, noch ist durch Wiederholung der Versuche irgendwie nachgewiesen, worin der Grund der so ganz abweichenden und sich widersprechenden Resultate der Versuche zu finden ist. Der Verf. hat z. B. in den Versuchen mit Weinsäure im ersten Experiment 11 Gran Pflanzengewicht und 6 Gerstenkörner; im zweiten 12 Gran Pflanzengewicht und 4 Gerstenkörner; im dritten 25 Gran Pflanzengewicht und 8 Körner; im vierten 70 Gran Pflanzengewicht und 38 Körner u. s. w. erhalten, ohne durch Wiederholung der Versuche zu zeigen, ob diese Verhältnisse constant bleiben und worin sie liegen, und dennoch wagt er es aus solchen Versuchen für Wissenschaft und Praxis Schlüsse ziehen zu wollen. Wie wenig der Verf. in dasjenige für die Pflanzenphysiologie so wichtige Verhältnifs, welches ich „Agriculturphysiologie" genannt habe, eingedrungen ist, sieht man daran, dafs er den physiologischen Digestionsprocefs, um den sich meine ganze Experimentenreihe dreht, gar nicht einmal verstanden hat. Der Verf. sagt nämlich S. 66 seiner Schrift: es sei ihm unbegreiflich, wie die Eigenschaft, welche die Pflanzen auf ihre Umgebung ausüben, ein Digeriren genannt werden könne, weil man in der Chemie unter Digeriren etwas ganz anderes verstehe; es müsse also nicht Digeriren sondern „Disponiren" heifsen; ohne zu erkennen, dafs hier in der Agriculturphysiologie das Digeriren dasselbe ist, was in der thierischen und menschlichen Physiologie die Magendigestion.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1846.

1. *Versuch einer Materialrevision der wahren Pflanzennahrung, von Wilh. Hirschfeld.*
2. *Ueber Pflanzennahrung, von Dr. C. C. Grischow.*

(Schlufs.)

Wir erkennen den guten Willen des Verf.'s, in so wichtigen und bedeutenden Sachen, als hier vorliegen, thätig mitzuwirken, gern an, müssen nach dem vorhergehenden aber bezweifeln, dafs der Verf. diejenige umfassende wissenschaftliche Bildung und praktische Gewandtheit besitzt, die nöthig ist, um in Dingen der Art mit solcher Sicherheit mitzusprechen als er es unternimmt; erkennen jedoch die Theilnahme freudig an, die der für Landcultur so wichtigen Sache auch von solcher Seite geschenkt wird. Zur Beruhigung des Verf.'s, der uns blofs als einen gelehrten Theoretiker ohne praktische Bekanntschaft mit der Landwirthschaft ansieht, indem er sich als einfacher Praktiker dem gelehrten Forscher gegenüberstellt, wollen wir indefs hinzufügen, dafs ich die praktische Prüfung meiner wissenschaftlichen Versuche im Grofsen nicht versäumt, und sogar einen grofsen Theil der in der Anaphytosis und in dem Werk über Pflanzennahrung dargestellten Untersuchungen auf meinem Landgute Bienenwalde bei Rheinsberg angestellt habe.

In Bezug auf die Vorrede des Hrn. Prof. Pfaff, darf ich im Allgemeinen meine Genugthuung über die lebhafte Theilnahme, die derselbe der Bedeutung des Gegenstandes widmet, aussprechen und habe ich hauptsächlich nur drei Puncte zu berühren, über welche Mifsverständnisse bei Pfaff zu sein scheinen. Der *erste* betrifft die Bedenken, die Pfaff mit mehreren Anderen im Geiste der älteren Ansicht, dafs die Pflanze ein einfaches Individuum oder ein Ganzes, woran Blätter, Stengel, Wurzel als Organe erscheinen, ohne die das Ganze nicht leben könne, zu haben scheint, indem er meint, dafs aus den Versuchen mit abgeschnittenen Zweigen und Blättern keine directen Schlüsse auf den Vorgang der Ernährung der Pflanzen durch ihre Wurzeln gezogen werden könnten. Diesen Gegenstand haben wir in der Anaphytosis und in dem gröfseren Werk über Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen zwar so ausführlich abgehandelt, dafs für den mit dem Inhalt dieser Werke Bekannten weitere Erläuterungen überflüfsig sein möchten; da sich indessen die alten Irrthümer in Bezug auf die einfache Einheit der Pflanzenindividualität noch von manchen Seiten immer wiederholen, so erlauben wir uns mit Hinweisung auf gedachte Werke nur folgende einfache Bemerkungen. Die Pflanze ist nicht eine einfache Individualität, zu der nothwendig Wurzel, Stengel, Blätter als Organe gehören, sondern sie ist durch die Anaphytose aus einer Reihe von Gliedern, (Anaphyta) die sämmtlich für sich individuell sind, aufgebaut. Diese Anaphyta setzen sich selbst noch zu zusammengesetzten Anaphytis oder Pflanzenstöcken zusammen. Als solche Pflanzenstöcke (Anasymphyta) sind Wurzel, Stengel, Blätter zu betrachten. Jeder dieser Theile ist für sich individuell und selbstständig und einer kann ohne den andern unter gehörigen Bedingungen fortleben und alle Functionen der ganzen Pflanze ausüben. Die Pflanze ist also aus lauter selbst individuellen Stücken zusammengesetzt. Den praktischen Beweis hierfür finden wir in den verschiedenen natürlichen und künstlichen Vermehrungsarten der Pflanzen durch abgesonderte Wurzelstücke, Stengelstücke, Blätter, Blattstücke u. s. w., die sämmtlich abgesondert für sich fortleben, ernährt werden und wachsen, und es ist nur das alte Vorurtheil zu glauben, dafs in einem physiologischen Versuch mit solchen abgesonderten Pflanzentheilen die Sache sich anders als sonst im Laufe der Natur verhalten sollte. Man erkennt hier, wie wichtig eine physiologisch richtige und na-

Digitized by Google

turgemäfse Ansicht der Pflanzenorganisation für dergleichen Versuche ist.

Der *zweite Punct*, welcher eine Aufklärung verlangt, ist folgende Aeufserung Pfaff's: „Wie scharfsinnig auch seine Erklärung der Abscheidung des Phosphors und Schwefels, der so wesentlichen Bestandtheile des Klebers, Eiweifses, Legumins, unsers Emelhins und dergleichen und die für das Gedeihen der wichtigsten Culturgewächse von so grofser Bedeutung sind, aus der Phosphorsäure und Schwefelsäure, die den Pflanzen in Form von phosphorsaurem Kalk und schwefelsaurem Kalk am zweckmäfsigsten mitgetheilt werden sollten, womit allerdings die bekannten landwirthschaftlichen Erfahrungen über den Nutzen der Gipsdüngung für den Klee und für manche Futterkräuter, und der Knochenerde für die Cultur der Cerealien, vorzüglich des Waitzens, sehr wohl übereinstimmen, indem er nämlich hierbei zu der von den Pflanzen gebildeten Oxalsäure seine Zuflucht nimmt, welche allerdings jene Kalksalze zu zersetzen im Stande ist, während die freigewordenen Mineralsäuren im Sonnenlichte unter Abscheidung und Aushauchung von Sauerstoff zersetzt werden sollen, was Hr. Schultz durch directe Versuche, durch Einwirkung von Blättern auf die verdünnten Lösungen dieser Säuren nachgewiesen hat; — so *fehlt doch dieser Erklärung die sichere Grundlage, da das Dasein der Oxalsäure bis jetzt nur in einzelnen Pflanzengattungen, namentlich Rheum, Rumex, Oxalis streng nachgewiesen ist.*" Auf diese letztere Behauptung des Hrn. Pfaff habe ich nur zu erwiedern, dafs freilich *freie* Kleesäure nur in den Pflanzen, welche Kleesalz (saures kleesaures Kali) enthalten, bisher bemerkt worden ist; dafs aber durchs Mikroskop und auch durch chemische Analysen jetzt nachgewiesen ist, *dafs fast alle Pflanzen, besonders in den späteren Lebensaltern, Krystalle von kleesaurem Kalk enthalten.* Von den mehr als tausend verschiedenen Pflanzenarten, die ich bei Gelegenheit des Studiums der Lebenssaftgefäfse anatomirt habe, ist keine einzige, die nicht mehr oder weniger Krystalle von kleesaurem Kalk enthalten hätte. Wo aber kleesaurer Kalk ist, mufs vorher Kleesäure gewesen sein, und eben das Räthsel über die so verbreitete Bildung von kleesaurem Kalk ist, glaube ich, durch meine Versuche gelöst.

Der *dritte Punct* bezieht sich auf eine eben so bedeutende als schwierige Sache, nämlich auf die Entstehungsart der Wasserstoffverbindungen in den verschiedenen Pflanzenstoffen: in Gummi, Zucker, Stärkmehl, Holzfaser, Oelen, Harzen und die Art, wie sich diese aus der Pflanzennahrung bilden. Die Kohlensäure, welche nach der Jngenhoufs-Saussure-Liebigschen Theorie allgemeine Pflanzennahrung sein sollte, enthält keinen Wasserstoff, und es ist also die Erklärung der Bildung von Zucker, Gummi, Stärke und anderer Wasserstoffverbindungen aus Kohlensäure unmöglich. Man hat daher, um bei der Kohlensäuretheorie diesen Widerspruch zu lösen, mit Berthollet eine Wasserzersetzung, oder mit Saussure eine Wasserverdichtung und Hydratbildung angenommen, und behauptet, solche Stoffe in der Pflanze wie Zucker, Gummi, Stärkmehl, Harze seien Kohlenstoff- oder Kohlensäure Hydrate.

Gegen diese Ansicht indessen habe ich in dem Werk über Entdeckung der Pflanzennahrung angeführt, dafs die chemische Analyse aller dieser Stoffe stets einen Ueberschufs von zu viel Wasserstoff oder zu viel Sauerstoff ergebe, dessen Ursprung bei der Hydratbildungstheorie unerklärlich sei. Diese letztere Thatsache nun leugnet Pfaff in der Vorrede zu vorliegendem Werk und behauptet dagegen (S. XXV), es gebe keine fester begründete Thatsache der Pflanzenchemie, als dafs die stöchiometrischen Antheile von Sauerstoff und Wasserstoff in jenen Stoffen genau in dem richtigen Verhältnifs sich befänden, um Wasser zu bilden. Wir haben also zu zeigen, dafs sich Pfaff hier gänzlich im Irrthum befindet, und zwar durch bestimmte Thatsachen. Diejenigen, die sich in diesem Betracht die Uebersicht der Stoffproportionen in allen Pflanzenmaterien erleichtern wollen, finden dazu Gelegenheit in Decandolle's Pflanzenphysiologie übersetzt von Röper I. Band S. 364, wo eine Tabelle mit synoptischer Zusammenstellung der Elementarproportionen aller Pflanzenmaterien gegeben und auch die überschüssigen Mengen von Sauerstoff oder Wasserstoff in allen diesen Verbindungen berechnet sind. Wir führen beispielsweise nur einzelnes an. Die für die Theorie der Pflanzenernährung wichtigste Stoffbildung ist ohne Zweifel in der Pflanzenfaser, dem organischen Material, woraus die ganze Pflanze aufgebaut ist. *Das Flachs* (Bastfaser) enthält z. B. 42,81 C.; 51,76 O.; 5,50 H.; dies giebt also aufser dem Kohlenstoff 49,50

Digitized by Google

Wasser oder dessen Elemente und aufserdem 7,76 überschüssigen Sauerstoff. Wasser enthält nämlich 8 Mal so viel Sauerstoff als Wasserstoff; die im Flachs enthaltenen 5,50 H. erfordern also zum Hydrat 8 × 5,50 = 44,0 Sauerstoff; im Flachs sind aber 51,76 O. enthalten, folglich 7,76 Ueberschufs. Ferner: *Baumöl* enthält nach Gay-Lussac 77,24 C.; 9,42 O.; 13,36 H. Um Hydrat zu sein, müfste es also 8 × 13,36 = 106,88 Sauerstoff enthalten; es enthält also 97,46 zu wenig Sauerstoff, dagegen über 12,0 überschüssigen Wasserstoff um Hydrat zu sein. Es giebt freilich auch andere Stoffe, in denen die Elementaranalysen nur geringe und verschwindende Ueberschufsverhältnisse zeigen, wie beim Stärkmehl, Gummi, Zucker; allein dies ist kein Beweis, dafs nun alle Pflanzenstoffe als Hydrate sollten angesehen werden können. Auch blieb diese Erklärung immer gezwungen, da man einmal weifs, dafs in der wahren Pflanzennahrung wirklich schon Wasserstoff enthalten ist, und ähnlich auch Stickstoff, dessen Ursprung bei der Hydrattheorie in den Pflanzenstoffen immer ein Räthsel bleiben würde.

Die Hauptsache bleibt, dafs man, wie Pfaff selbst zugesteht, nicht einzelne Thatsachen aus dem ganzen Zusammenhange herausreifst und für sich damit fort-theoretisirt, sondern dafs man den ganzen Gang der Pflanzenernährung in dem organischen Zusammenhang betrachtet, wie er von uns dargestellt worden ist. Diese Bemerkungen mögen hinreichen um die Widersprüche aufzulösen, welche gegen die in dem Werk: Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung von Hirschfeld und Pfaff erhoben worden sind. Ich erlaube mir dabei aufs Nachdrücklichste zu wiederholen, *dafs die ganze Arbeit nicht aus rein chemischen Gesichtspuncten, sondern aus den Gesichtspuncten der Pflanzenphysiologie überhaupt und der Agriculturphysiologie im Besonderen betrachtet werden müsse.* Die Pflanzen sind lebendige Wesen, die ihre Nahrung verdauen (assimiliren) und verarbeiten müssen, wie die Thiere. Die chemischen Verhältnisse, die dabei hervortreten, gehören dem Gebiet der organischen Lebensbedingungen und der Lebensresiduen an. Die Stoffe werden verarbeitet und umgebildet, nicht nach rein chemischen Gesetzen, sondern nach den Gesetzen der organischen Assimilation und des zweiten Verjüngungsactes, den ich mit dem Namen der Mauser bezeichnet habe. (Anaphytosis S. 105—124). Es sind organische Verarbeitungen der chemischen Stoffe, die nur unter den Bedingungen gesunder Lebensthätigkeit und deren Verjüngungsacte geschehen. Wie der kranke Magen seine Speisen nicht verdaut, so kann auch die lebensschwache Pflanze ihre Stoffverarbeitungen nicht bewirken; hier reichen zum Verständnifs der Phänomene chemische Theorien nicht aus; wir müssen uns erst einer organischen Physiologie zuwenden.

Nr. 2. Dr. Grischow müht sich damit ab, mehr theoretische Bedenken, als sichere praktische Thatsachen gegen die Versuche über die Pflanzenernährung aus den Humusbestandtheilen vorzubringen. Er hat die Versuche über die Sauerstoffaushauchung grüner Pflanzentheile in verdünnten Auflösungen von Säuren, sauren Salzen, Humus- und Zuckerwasser wiederholt oder vielmehr wiederholen wollen, aber sie sind ihm nicht gelungen; er hat die von mir beschriebenen Resultate nicht finden können. Dies ist freilich nicht meine Schuld, sondern allein die Schuld des Hrn. Gr., der doch nicht mit der erforderlichen Umsicht und Gewandtheit dabei verfahren sein mufs. Dafs also Hr. Gr. die so auffallende Sauerstoffaushauchung nicht hat finden können, ist nicht ein Beweis gegen ihre Existenz, sondern nur ein Beweis, dafs die Versuche ungeschickt angefangen waren. Ich wiederhole ja diese Versuche hier seit mehreren Jahren alle Sommer im Monat Juli öffentlich; hunderte von Personen überzeugen sich von den Erscheinungen, und es mögen diejenigen im Sommer nach Berlin kommen, die für sich mit den Versuchen nicht fertig werden können. Dr. Gr. raisonnirt immer aus den alten Vorurtheilen der Kohlensäuretheorie. Er beginnt damit zu sagen: „wir kennen die bedeutende Rolle, welche die Kohlensäure spielt; man weifs, welche Wichtigkeit ihr beigelegt wird, als Quelle des Kohlenstoffs der Pflanze u. s. w.;" aber er sagt nicht, welche wichtige Erfahrungen dagegen streiten. Ich mufs vielmehr behaupten, dafs wir die Rolle, welche die Kohlensäure bei der Pflanzenernährung spielt, nicht gekannt haben, und dafs man ihr ganz mit Unrecht eine so grofse Wichtigkeit als alleinige Quelle des Kohlenstoffs der Pflanze beigelegt hat. Gr. tadelt, dafs ich keinen Versuch beschrieben hätte, in dem absichtlich der Pflanze Kohlensäure geboten worden sei, und will darin eine vorgefafste Meinung finden. Indessen ist die vorgefafste Meinung allein bei ihm selbst. Ich habe nämlich die Kohlensäure von den vielen Säuren, die überhaupt von der Pflanze zersetzt werden, gar nicht ausgeschlossen; sondern nur gesagt, dafs die Kohlensäure und Kleesäure am allerschwersten zersetzt werden. Die Entdeckung beruht darin, dafs *aufser der Kohlensäure auch alle übrigen Säuren von den Pflanzen mit so grofser Leichtigkeit zersetzt werden;* die Kohlensäuretheorie ist hauptsächlich deshalb falsch, weil man darnach die Quelle alles Kohlenstoffs in der Pflanze aus Kohlensäure hat ableiten wollen. Gr. meint, dafs in dem von mir zu Versuchen angewendeten Zuckerwasser sich Kohlensäure hätte bilden können, ohne zu wissen, dafs mir die Prüfung mit Kalkwasser niemals Kohlensäure darin gezeigt hat, und dafs

Digitized by Google

sich nur Essigsäure, Milchsäure und andere Säuren dabei bilden. Gr. selbst gesteht zu, dafs das *Wie* der Kohlensäurezersetzung in Finsternifs begraben liege, und dennoch will er diese Theorie vertheidigen, ohne einmal den ganzen Umfang der Erscheinungen der Sauerstoffabsorption, Sauerstoffaushauchung und Kohlensäurebildung zu kennen und in Betracht zu ziehen, dafs nach Sauerstoffabsorption sich im Inneren der Pflanze niemals Kohlensäure bildete und dafs die Pflanze ohne Sauerstoffanwesenheit Kohlensäure aushaucht. Gr. selbst legt ferner auf seine Wiederholung meiner Versuche nicht das geringste Gewicht; er will blofs seine Meinung kund geben, dafs erst recht umsichtige Versuche und Beobachtungen erforderlich seien zur genaueren Kenntnifs der lebendigen, immerwährendem Wechsel unterliegenden Pflanzensäfte, so wie zur Kenntnifs der Producte todter Reste der organischen Körper, in welchen emancipirter Realchemismus vorwalte! Aus solchen Redensarten sieht man, dafs Dr. Gr. alles, was in dem Werk über Cyklose des Lebenssaftes, über Anaphytose für die Kenntnifs der Pflanzensäfte nach jahrelangen Beobachtungen geleistet ist, gar nicht kennt, und doch den Muth hat, in solchen Dingen mitsprechen zu wollen. Die von Boussingault und Liebig angeregten und von anderen nachgesprochenen und auch bei Gr. im Hintergrunde liegenden Discussionen über die Frage, ob die Pflanzen von organischen oder von anorganischen Stoffen leben, die man dann zu Gunsten der anorganischen Stoffe beantwortet, schliefsen ganz falsche Voraussetzungen in sich und bewegen sich überhaupt auf dem rein chemischen und geologischen Gebiet, von dem aus Schlüsse auf die Pflanzenphysiologie gemacht werden, die ganz unzuläfsig sind. Bei diesen Fragen, wo man der Dammerde, dem Dünger wo möglich allen Einflufs auf die Ernährung der Pflanze abstreitet, setzt man nämlich voraus, dafs Kohlensäure und Ammoniak nebst den Salzen, die sich in der Asche finden, anorganische Substanzen; der Humus und der Dünger aber organische Substanzen seien. Man sieht aber leicht, dafs wenn man den Ursprung dieser Dinge betrachtet, Kohlensäure und Ammoniak eben so gut organische als anorganische Substanzen genannt werden könnten, indem sich durch Verwesung organischer Reste diese Stoffe vorzüglich bilden, und selbst was das Kali, diesen Hauptbestandtheil der Asche der Pflanzen betrifft, so hat man es ja vegetabilisches Alkali genannt, weil es in so grofsen Mengen in den Vegetabilien enthalten ist. Von der Seite des Ursprungs betrachtet, ist also gar nicht zu entscheiden, ob Kohlenstoff (Kohle), Stickstoff (Ammoniak) ja selbst Kalk und Kali organische oder anorganische Stoffe sein sollen, und es ist also ein ganz müfsiger Streit über die Frage, ob die Pflanzennahrung aus dem organischen oder anorganischen Reich herstammt. Eine andere Frage, die man mit der vorigen jedoch immer verwechselt, ist aber, ob die Pflanzennahrung organisch oder anorganisch ist, und diese Frage kann nur so beantwortet werden, dafs die Pflanzennahrung in dem Zustande, wie sie der Pflanze dargeboten wird, immer anorganisch d. h. todt ist und erst zu organischer Form assimilirt werden mufs; auch dann, wenn sie aus dem organischen Reich (von organischen Ueberresten) abstammt. Ich habe niemals gesagt, dafs die Pflanzennahrung schon vor der Assimilation organisch wäre; sie kann vielmehr sogar ganz aus dem anorganischen Reich stammen, weil solche Stoffe wie Kohle, Ammoniak, Salpetersäure, Kohlensäure, Kohlenwasserstoff und Kohlenwasserstoffverbindungen sämmtlich nicht nur todt und anorganisch sind, sondern auch aus dem anorganischen Reich ihren Ursprung nehmen können. Wenn man sich also in solchen Redensarten ergeht, dafs z. B. auf den Alpenwiesen der Schweiz so viel Gras ohne Dünger (organische Substanz) wachse, so liegt der Irrthum darin, dafs alles Quellwasser, was diese Wiesen bewässert, eine Menge Düngerbestandtheile aufgelöst enthält, die entweder aus der Dammerde, aus Torf- oder Braunkohlenlagern aufgelöst werden, also organische Stoffe anorganischen Ursprungs sind. Von solchen aufgelösten Stoffen sind die Gebirgsflufswässer, z. E. das Wasser der Ilse am Harz, oft ganz kaffeebraun gefärbt, und diese liefern eben der Pflanze die Nahrung. Wenn man also, wie es von Liebig, Boussingault und Andern geschieht, aus der Behauptung, dafs die Gebirgswiesen immerfort Gras ohne Dünger geben, den Schlufs macht, dafs nun überhaupt der Dünger unnütz ist und alle Pflanzennahrung aus der Kohlensäure der Luft und den mineralischen Salzen des Bodens stamme, so ist dieser Schlufs durch und durch falsch, weil alle seine Voraussetzungen falsch sind. Man ist in der Lehre von der Pflanzennahrung bisher von ganz falschen Principien ausgegangen, und hat darauf Schlüsse und Berechnungen gebaut, die so sehr Luftgebäude sind, wie man die Pflanzennahrung selbst aus der Luft will stammen lassen. Dafs man hier Pfunde und Centner von Kohlenstoff berechnet, die nicht durch Dünger in die Pflanze kommen sollen, nützt zu gar nichts, weil man die Menge der aus Humus, Torf, verwitterter Braunkohle u. s. w. im Quellwasser aufgelösten Theile nicht in Betracht gezogen hat, und blofs dieses Irrthums wegen alle Erfahrungen über die Wirkungen des Düngers in der Landwirthschaft mit Füfsen tritt. Man spricht so viel von Naturauffassung im Grofsen, und nennt es grofs, wenn man Millionen Pfunde von Kohlenstoff der Wälder berechnet und daraus falsche Schlüsse auf die Unmöglichkeit seiner Abstammung aus Dünger macht, weil man die im Wasser gelösten Düngertheile nicht kennt. Die wahre Gröfse der Naturforschung liegt nicht in dem Umsichwerfen mit Millionen von Zahlen und Gewichten, sondern in der Erkenntnifs des organischen Zusammenhanges der Dinge, und vor allen Dingen im Studium der organischen Natur, über deren Leben Viele mitsprechen, die nicht einmal die ersten Principien des Lebens begriffen haben.

Dr. C. H. Schultz.

Digitized by Google

№ 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1846.

XXXIX.

Historia critica tragicorum graecorum, scripsit Wilh. Car. Kayser Westfalus. Gottingae sumpt. liberariae Dieterichianae. 1845.

Das Buch verdankt seine Entstehung einer von Ottfr. Müller im Jahre 1838 gestellten Preisaufgabe über die mit Aeschylus, Sophokles und Euripides gleichzeitigen Tragiker und die, welche nach deren Tode geblüht haben bis auf Alexander den Grofsen. Welckers dritte Abtheilung über die griechischen Tragoedien, ingleichem Bode's Geschichte der hellenischen Dichtk. Bd. III. Th. I. kam dem Verf. erst nach Vollendung seiner eigenen Arbeit zu Gesichte. Die Vorrede enthält eine Nachweisung der von den Griechen selbst verfafsten Schriften über die Tragödien und die Tragiker, deren Zahl, von Sophokles an, welcher über den Chor geschrieben hat, bis herab auf die Kaiserzeiten unglaublich grofs gewesen ist. Darauf spricht der Verf. von den vorhandenen Hilfsmitteln, und sodann von seinem Verfahren. Hierüber wollen wir seine eigenen Worte mittheilen, zugleich als Probe seiner Schreibart: „Cum perfectam disputationem, quae locum (?) omni ex parte illustraret, vix fieri posse appareret, nil vero, quod ex historiae monumentis certe exploratum esset, tam leve ac minutum haberemus, ex quo probabilis effici nequiret conclusio, quae vel damnum fontium reficeret vel sterilitatem resarciret; omnes res, quae huc pertinent, ita explanavimus, ut non solum veritati (soll heifsen fidei), verum etiam copiae hujus libri bene prospiceretur. Quare nihil omissum est, quod aetatem poetarum declararet, quodque vel vitas eorum vel poesin posset adumbrare. Exposuimus enim, qualia singuli argumenta delegissent, quomodo ex exornavissent, quo dicendi genere, quibus metris usi fuissent, quibusque tibiarum vel numeris vel modis. At vero de singulari fabularum compositione nihil fere addidimus, quanquam indoles poesis in ea maxime cernitur. Nam ii scriptores qui mythos *narrarunt* plerumquae principes *sequuntur*. Est quidem, ubi alios poetas ob oculos habeant. Sed cum res, quae ab iis sumpserunt, a pluribus poetis tractatae sint; proprietates, quibus distinctae videntur, certis poetis tribuere dubitaveris. Est autem alia fabularum ratio quam nos nusquam negleximus. Quemadmodum enim nonnulla argumenta, utcunque demum ornata videntur, praeprimis misericordiam movent, sic alia terrores excitant, alia libidines stimulant (kaum glaublich!), quamvis a tragoediae fine longe aberrent. Quae disputationis pars cum ad aetatem, cui talia praeprimis placuerunt, tum ad ingenium poetarum cognoscendum utilissima est. Dafs der Inhalt und die Einrichtung der Tragödien dieser Dichter nicht in gleicher Weise wie bei Euripides und allenfalls noch bei Sophokles errathen und ermittelt werden kann, indem die Citate, die Anspielungen und die Mythenberichte fehlen, ist leider wahr. Aber damit entgeht uns auch jede Möglichkeit eines selbstständigen Urtheiles über ihre Beschaffenheit. Unbegreiflich ist es daher, wie der Vf. neben diesem Geständnifs sagen konnte, exposuimus qualia singuli argumenta delegissent, *quomodo ea exornavissent, quo dicendi genere, quibus metris usi fuissent etc.* Denn die nach G. Hermann's Vorgang aus den Auflösungen der Längen und ähnlichen Zufälligkeiten geschöpften Urtheile sind sowohl an sich bedenklich, als auch vollends bei dem verdorbenen Zustand der meisten Fragmente sehr voreilig. Auch die Wirkungen der Stücke lassen sich ohne genauere Kenntnifs ihrer Theile nicht ermessen. Die falschen Folgerungen, welche der Vf. aus dem falsch verstandenen Satze des Aristoteles, dafs die Tragödie Mitleid und Furcht erwecken solle, gezogen hat, werden wir gelegentlich finden. Alles Lob dagegen verdienen seine gründlichen Untersuchungen über die

Digitized by Google

Lebenszeit der Dichter und ihre sonstigen Verhältnisse. —

Der Untersuchung über die einzelnen Tragiker geht voran eine Ausscheidung der irrig darunter gezählten. Denn theils ist bei den Grammatikern hin und wieder τραγικός und τραγῳδία für κωμικός und κωμῳδία geschrieben, theils sind auch jene Benennungen uneigentlich vom Dithyrambus gebraucht, ja sogar auf die erhabene Schreibart in jeglicher Gattung übergetragen worden, und noch andere Verwechselungen haben bewirkt, dafs in die Zahl der Tragiker manche gesetzt worden sind, die keine Tragödien gedichtet hatten.

Die einzelnen Dichter nun werden nach folgender Eintheilung behandelt: 1) de Aeschyli familia — wo das Wort familia nicht etwa die Dichterschule bedeuten soll, sondern die leibliche Verwandtschaft, 2) de Pratinae familia, 3) de Sophoclis familia, 4) de Euripidis familia, 5) de Carcini familia, 6) de Isocratis schola, 7) de tribus poetis praeclarissimis (darunter sind Achaios, Agathon und Jon gemeint), 8) de poetis deterioribus qui maximam partem aequales Euripidis fuerunt. Die letzte Rubrik befafst mehr Dichter in sich als die übrigen sieben, nämlich 29, während jene 22 enthalten. Diese Anordnung, sowie sie nicht einmal einem einheitlichen Theilungsprincipe folgt, nimmt uns zum voraus die Hoffnung, übersichtliche Resultate zu erhalten. Weit besser wäre die Anordnung nach der Zeitfolge gewesen, am allerbesten aber die nach den unterscheidbaren Richtungen oder den Dichterschulen. Die Betrachtung aller dieser vergessenen Dichter und Dichterwerke kann uns nur in *einer* Hinsicht nützen und interessiren, dafs wir sehen, in welchem Verhältnisse dieselben zu den drei anerkannt gröfsten Meistern gestanden haben, und daraus deutlicher erkennen, was dieselben ihrer Nation gewesen sind, und unser Urtheil über sie berichtigen. Dieser Punct war freilich in der Preisaufgabe nicht hervorgehoben, und in dieser Hinsicht ist der Verfasser, welcher sich streng an dieselbe gehalten hat, vorwurfsfrei. Dagegen war die Scheidung in die mitstrebenden oder gleichzeitigen und die nachfolgenden oder späteren Dichter nahegelegt: und diese Eintheilung hätte beide Retrachtungsweisen, die nach der Zeitfolge und die nach den Richtungen, vereinigen lassen. —

In dem Abschnitte von der Familie des Aeschylus entscheidet mit Recht der Verf. sich für Böckh's Ansicht gegen Hermann, dafs nämlich *Umarbeitungen* der Aeschyleischen Stücke von den Athenern begehrt worden seien. Quinctilian's Bericht ist so deutlich und bestimmt, und der Mann selbst so gründlich und wohl unterrichtet, dafs man ihm glauben dürfte, anch wenn die anderen Zeugnisse nicht beipflichteten. Es ist aber nicht richtig, was Hermann sagt: non modo nullus adstipulatur alius scriptor sed quidam aperto repugnant. Z. B. die Worte im Leben des Aeschylus τὸν βουλόμενον διδάσκειν τὰ Αἰσχύλου χορὸν λαμβάνειν sagen im Grunde das Nämliche, was Quinctilian berichtet, wenn man bedenkt, was διδάσκειν bedeutet. Dagegen ist die Mühe, welche der Verf. auf die Deutung oder Aenderung der Worte des unechten Plutarch's vit. orat. X. p. 398 verwendet, ganz vergeblich und sein Schlufs höchst unglücklich: itaque pleniorem sententiam ita fortasse propones, οὐκ ἐξεῖναι γὰρ αὐτὰς ὑποκρίνεσθαι, ἀλλὰ ἀναγγνώσκειν. Das Richtige haben Heinrich und Bernhardy gefunden τοῖς δ' ὑποκρινομένοις οὐκ ἐξεῖναι πάρ αὐτὰς ὑποκρίνεσθαι. Auch handelt es sich hier keineswegs um Umarbeitungen (διασκευάσεις) der Stücke, sondern um Abänderungen und Einschaltungen, wie sie die Schauspieler von jeher gemacht haben und noch heut zu Tage zu machen pflegen, eine Willkühr, von welcher der heutige Text des Euripides viele deutliche Spuren trägt und die Scholiasten desselben vielfach Zeugnifs geben.

Wenn des Aeschylus Sohn Euphorion viermal mit Tragödien seines Vaters, die noch gar nicht aufgeführt waren, siegen konnte, so mufste dieser eine Unzahl ungebrauchter Tragödien hinterlassen haben. Zudem wird der andere Sohn, unbedeutend an sich, dem Bruder wohl schwerlich die ganze Erbschaft überlassen haben, und somit hätte die Zahl der nachgelassenen Stücke der Zahl der bereits aufgeführten ziemlich gleich sein müssen, welches höchst unwahrscheinlich ist. Wahrscheinlicher ist, dafs die Worte des Suidas ὃς καὶ τοῦ πατρὸς Αἰσχύλου οἷς μήπω ἦν ἐπιδειξάμενος τετράκις ἐνίκησεν ungenau sind. Die Stücke waren aufgeführt und nicht aufgeführt, wie man's eben nehmen wollte; sie waren nämlich umgearbeitet, wie Elmsley und Böckh richtig erkannt haben, wogegen Hermann's Bemerkung, dafs dann Aeschylus und nicht Euphorion als Sieger eingetragen worden wäre, nichts

Digitized by Google

gelten kann: denn sagt denn nicht Quinctilian ausdrücklich suntque eo modo multi coronati?

Bei Philokles zeigt der Verf. sogleich, wie sein Mifsverstehen gewisser Lehren über die Dichtkunst ihn zu schiefen Urtheilen über die Dichter verleitet. Er meint nämlich, wenn Philokles einen Menschen in einen Wiedehopf sich verwandeln liefs, so habe das zu viel Staunen erregen müssen und somit eine Ausartung der Tragödie bekundet: quo majorem admirationem injecit spectatoribus, eo gravius vim naturamque tragoediae corrumperet necesse fuit (p. 55). Wer sagt denn ferner dem Verfasser, dafs die Verwandelung auf der Bühne geschah? und dafs dadurch der Knoten zerhauen wurde? und warum endlich mufste er denn überhaupt glauben, dafs dasjenige, worauf Aristophanes anspielt, tadelhaft sei? Wichtig dagegen ist, dafs Philokles die *Galle* genannt wurde, dafs ihm Aristophanes Grobheit vorwarf und sagte, seine Gedichte seien so garstig als er selber. Denn das beurkundet den sclavischen Nachahmer des Aeschylus, als welchen Telakleides ihn bezeichnete, in welcher Eigenschaft er auch zusammenhängende Tetralogieen gedichtet und über Sophokles gesiegt hat. Die Verwandten des Aeschylus waren wohl sämmtlich auch seine Nachahmer, vielleicht mit Ausnahme des Melanthios, der eine Medea gedichtet und die schwülstige Sprache des Diogenes getadelt hat. Astydamas, der funfzehnmal gesiegt und noch eher als die drei Meister durch eine Statue geehrt worden ist, und vielleicht nicht mit Unrecht von sich gesagt hat, dafs er nicht hinter jenen zurückgeblieben wäre, wenn er ihr Zeitgenosse gewesen, wird von Diogenes Laert. durch den Ausdruck τῶν περὶ Αἰσχύλον, welchen der Verfasser richtig deutet, ausdrücklich zur Schule des Aeschylus gerechnet. Man würde aber sehr irren, wenn man die Schule des grofsen Dichters auf seine Sippschaft beschränken wollte. Vielmehr darf man glauben, dafs diese Schule neben der des Euripides unaufhörlich geherrscht und mitunter sogar die Oberhand gehabt hat: denn jene Neuen sammt allen denen, deren Tragödien das ἦθος entbehrt oder verschmäht haben (Aristot. Poet. VI, 11 αἱ γὰρ τῶν νέων τῶν πλείστων ἀήθεις τραγῳδίαι εἰσί, καὶ ὅλως ποιηταὶ πολλοὶ τοιοῦτοι) haben wohl sämmtlich auf der Seite des Aeschylus gestanden.

Von Euripides wird nirgends berichtet, dafs die Athener Umarbeitungen seiner Stücke begehrt und wie eigene Schöpfungen belohnt haben. Darum hat man kein Recht, die Paar gleichnamigen Stücke des jüngeren Euripides für solche Umarbeitungen zu halten; denn die in des Vaters oder Oheims Namen aufgeführten drei Tragödien (Iphigenia A., Alkmaion und die Bacchen) werden ausdrücklich als Werke des älteren Euripides anerkannt, dem auch der Sieg und die Ehre noch als Todtem zuertheilt wurde.

Was von Karkinos und der Tanzkunst seiner Söhne berichtet wird, deutet auf Satyrdramen, welche unter dem Namen der Tragödien mitgeführt wurden. Ein Satyrdrama konnte recht wohl den Titel *Mäuse* haben, was den Witz des Aristophanes veranlasste, dafs die Katze es erwürgt habe. Seltsamer Weise fällt hierbei dem Verfasser der bekannte Verstofs des Schauspielers Hegelochos ein, welcher in einem Verse des Euripides γαλῆν für γαλήν' gesprochen hat, und er knüpft daran noch gewisse unstatthafte Folgerungen. Das häufige Losziehen des Aristophanes gegen den Karkinos und seine Söhne läfst vermuthen, dafs sie einige Bedeutung gehabt haben: und jedenfalls ist die Tragödie Likymnios des Xenokles, der auch einmal über Euripides gesiegt hat, ein gefeiertes und allbekanntes Drama gewesen, s. Aristoph. Wolk. 1267.

Die Alexandriner hatten aufser den drei anerkannten Meistern auch noch den Achäus und den Jon in den Kanon aufgenommen. Diese hebt daher auch der Verf. aus der Menge hervor, und fügt ihnen noch den Agathon bei. Aber warum nicht auch den Aristarch, welchen Ennius übersetzt oder nachgebildet hat? warum nicht den jüngeren Karkinos und den Astydamas, welche beide von den Athenern so hoch gehalten wurden? (s. Plutarch de glor. Athen. c. 7), warum nicht den Theodoktes, dem Aristoteles und Alexander so viele Aufmerksamkeit bezeugten? warum nicht noch manchen andern aus der bunten Menge, welche zuletzt in Bausch und Bogen verpackt ist, hervorheben zu leichterer Orientirung des Lesers? Und manche unter ihnen heben sich auch von selbst hervor durch bestimmte Züge, welche wir in den Ueberlieferungen wahrnehmen. So z. B. Karkinos der jüngere, von welchem Aristoteles mehrere Beispiele feiner Gemüthsbeobachtung anführt, auf die der Verfasser nicht gemerkt hat, während er dagegen wiederum nicht unterläfst, auf einige zufällige Cäsuren und Auflösungen

Digitized by Google

seiner Verse hinzudeuten. Bei Theodoktes ist die Nachahmung des Euripides richtig nachgewiesen, sowie auch bei mehreren anderen, z. B. dem Antiphon, dem Charemon, dem Dikaiogenes, dem Moschion. Sehr interessant aber wäre eine Zusammenstellung aller derjenigen, welche man mit Wahrscheinlichkeit zu der Schule dieses Meisters rechnen kann. Von dieser Schule zeugt bereits Aristophanes: es sind die μειρακύλλια τραγῳδίας ποιοῦντα πλεῖν ἢ μυρία, Εὐριπίδου πλεῖν ἢ σταδίῳ καλίστερα — und in Bezug auf die Sprache bezeugt ihre Herrschaft Aristoteles Rhet. III, c. 2. Der Tyrann Kritias bewies in seinen Tragödien eine dem Euripides dermafsen verwandte philosophische Richtung und Vorliebe zu theologischen Disputationen, dafs seine Werke dem Euripides beigelegt worden sind. Des Verfassers Bemühung, in den Fragmenten der Tragödien Sisyphus und Peirithoos solcherlei Ansichten und eine derartige Behandlung nachzuweisen, die von den Eigenthümlichkeiten des Euripides abweichen, ist keineswegs vergeblich, wenn man auch nicht allen seinen Gründen beistimmen kann. Unwahrscheinlich aber ist, dafs dieser Freidenker darauf ausgegangen sein sollte, durch die Schrecken der Unterwelt seine Zuschauer oder Leser zu erschüttern und den Gesetzen Achtung zu verschaffen (p. 249). Bei Neophron vollends ging die Nachahmung bis zum Plagiat, welches er an der Medea beging. In Bezug auf diesen bekennt sich der Verfasser zu der jetzt herrschend gewordenen Ansicht, dafs er ein Zeitgenosse des Euripides gewesen, und dieser von ihm seine Medea entlehnt habe, aus zwei Gründen: 1) weil Suidas von ihm meldet, dafs er zuerst Pädagogen und Sclaven auf die Bühne gebracht habe. Die Worte des Suidas lauten also: ὃς πρῶτος εἰσήγαγε παιδαγωγοὺς καὶ οἰκετῶν βάσανον. Pädagogen hat nicht erst Euripides, sondern bereits Sophokles gebraucht, und bei Aeschylus kommen wenigstens Ammen vor. Man kann daher keinen Augenblick zweifeln, dafs Suidas παιδαγωγῶν geschrieben, und die Folterqualen von Dienstboten als Rührungsmittel gemeint habe. 2) weil Suidas unter dem Artikel καλλισθένης den Tragiker, welcher bei Philipp und Alexander gewesen und von diesem mit Kallisthenes hingerichtet worden ist, nicht Neophron, sondern Νέαρχος nennt. An einem von beiden Orten ist nun freilich falsch geschrieben, oder der Name des Dichters, der bei Alexander war, mit dem seines Geschichtschreibers verwechselt, aber doch wohl nicht an demjenigen Orte, an welchem die alphabetische Ordnung für die Richtigkeit der Buchstaben einsteht. Und dann wird ja der Verfasser der Medea auch von Diogenes Laert. und vom Scholiasten des Euripides *Neophron* genannt, deren Worte mit den genaueren Nachrichten, welche Suidas von diesem Dichter ertheilt, merkwürdig übereinstimmen. Welche Unwahrscheinlichkeiten aber sonst die Annahme habe, ein so origineller Dichter wie Euripides habe von einem obscuren Zeitgenossen ein Stück entlehnt und mit geringen Abänderungen zu dem seinigen gemacht, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Aristoteles und Dikaarch, die Zeitgenossen des Neophron, haben diesem seinen Betrug nachgewiesen: dagegen den vermeintlichen Betrug des Euripides nachzuweisen, wäre wohl zu ihrer Zeit nicht mehr möglich gewesen. Im Uebrigen verweise ich auf meinen Eurip. restitutus Th. II, p. 514.

Dafs Achäus von Aristophanes keines Spottes gewürdigt, weder von Aristoteles noch von den Römern berücksichtigt, und doch von den Alexandrinern in den Kanon aufgenommen worden ist, das erklärt sich wohl am leichtesten daraus, dafs er, wie Diogenes Laert. II, 18, 11. berichtet, in der niedrigeren Tragödie oder den Satyrspielen seine Stärke gehabt hat. Diese bisher verkannte Gattung fordert noch eine genauere Untersuchung, damit man einmal aufhöre, Alles, was in den erhaltenen Tragödien des Euripides dahin neigt, für Entartung zu halten, und in dieser Untersuchung müfste Achäus eine vorzügliche Stelle einnehmen. Es scheint nicht unmöglich, von einigen seiner Satyrspiele den Inhalt genauer nachzuweisen.

Am wünschenswerthesten wäre es, wenn dies bei einem oder einigen Stücken des Agathon geschehen könnte, damit dieser originelle Dichter, von welchem Aristoteles und selbst Aristophanes so viel Vortheilhaftes aussagen, uns ein kleines Bischen näherrückte. Aber dazu ist freilich noch wenig Aussicht vorhanden. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1846.

Historia critica tragicorum graecorum, scripsit Wilh. Car. Kayser Westfalus.

(Schlufs.)

In Agathon's Thyestes ward von vielen Freiern der Tochter des Pronax gesprochen und der Name κουρῆτες (d. h. wohl χρῆτες) von der Abschneidung ihrer Haare hergeleitet, welche geschah, als sie über die Verschmähung trauerte. Die Tochter des Pronax wird von Apollodor I, 9, 13. Amphitea genannt und als Gemahlin des Adrastos aufgeführt. Wenn nicht etwa Agathon diese reizende Tochter des Pronax zur Gemahlin des Atreus gemacht und ihr die Rolle gegeben hatte, welche bei Euripides der Aerope zuertheilt war, so ist keine Möglichkeit, ihre Person mit der Fabel des Thyestes zu vereinigen. Der Telephus dieses Dichters mufs in Mysien gespielt und mit der Landung der griechischen Flotte begonnen haben, in welcher auch das Theseusschiff sich befand. Agathon umfafste die Stoffe ganzer Epopöen, und verunglückte dabei nur einmal, in der Einnahme Troja's (Aristot. Poet. 18, 5). Von *der* Art wird auch sein Telephus und sein Achill gewesen sein, die Katastrophen der beiden Kriege behandelnd. Der Verfasser hat den Fragmenten Agathon's noch ein eigenes Programm gewidmet (Progymn. zu Sagan 1845), aber ohne Deutungsversuche. In der gegenwärtigen Schrift hält er ihn für die Hure des Pausanias, vielleicht auch des Euripides, nur nicht des Plato. Dergleichen chronique scandaleuse mufs man den Soldaten hinter Cäsar's Triumphwagen und den Caricaturen-Liebhabern jeglicher Art überlassen: uns geht blofs das an, dafs er ein geistig und körperlich herrlich ausgestatteter Mann war, von dessen Charakter und Gesinnung seine Werke zeugten. Denn es war nichts Kleines, hinter den drei Koryphäen noch eine solche Anerkennung und Geltung zu erlangen durch originelle Verdienste, die selbst den Gegnern Achtung abnöthigten. Von dieser Achtung hat der Verf. nicht das Mindeste verspürt: einmal auf die chronique scandaleuse verfallen, wühlt er darin fort und fort und betrachtet alles mit verdächtigen Augen. Nec verecundiae (sagt er), quoniam vir erat libidinosus, valde pepercit. Quemadmodum superbum vitae genus secutus est, utque decus formae pluris quam animae virtutem aestimavit, ita oculis in res externas conjectis ac plane defixis, cum vix tantum virium sibi reservavisset, ut posset interiorem rerum naturam intueri, cum multa in tragoediam ornamenta tum ea potissimum intulit quae extrinsecus conquisita et adventicia viderentur quaeque gravitatem et dignitatem ejus minuerent. — In tribus fabulis, quae libidinum et lacrimarum plenae essent (woher weifs er das?), id spectavisse videtur, ut eam animi commotionem, quam haec ars efficere debet, partim atrocitate rerum quae agebantur, augeret, partim amoribus repraesentandis variaret. — Huic igitur accidit quod nostris hominibus saepenumero usuvenire solet, qui animos legentium aut spectantium, cum rectis idoneisque artibus pellicere nequeant, multitudine rerum satiare conantur u. s. w.

Von Aristarch hat der Verf. sehr wenig gesagt, während die Nachricht des Isidor (Scaliger zu Festus v. v. prolatum p. 605 Lindem.) tragoedias fere omnes ex Graecis transtulit *Ennius*, plurimas Euripidis, *nonnullas Aristarchi* sehr reichen Stoff von ihm zu sprechen gab. Der Verfasser hat, wie auch andre aufser Welcker, die lateinischen Nachbildungen, das wichtigste Mittel zur Erkennung der verlorenen Tragödien, liegen lassen. Dagegen ist ihm hier sehr zur Unzeit die Verliebtheit Achill's nach Ovids Trist. II, 407 eingefallen. Der Achilles des Ennius wird der Achilles des Aristarch genannt von Plautus und von Festus. Er umfafste so ziemlich den Stoff der Ilias, mit dem Kampf bei den Schiffen, der am höchsten gesteigerten Noth der Griechen, beginnend. Diese Noth wurde geschildert durch die Gesandten bei Achill, und veran-

Digitized by Google

schaulicht durch den verwundeten, in das Zelt des Achilles fliehenden Odysseus. Man s. Welcker p. 939, welcher die Fragmente des Ennius richtig deutet. Denselben wird man frag. inc. 4. 41. (Gell. 19, 8.) beifügen dürfen:

——— eo ego ingenio natus sum:
Amicitiam atque inimicitiam in frontem gero
Promtam.

Welcker vermuthet mit Recht, dafs auch der Telamon des Ennius von Aristarch gewesen sei: von der Andromache dagegen läfst sich das nicht behaupten, indem die Fragmente theils auf die Andromache des Euripides und theils auf die Troerinnen desselben hinführen, und eine Iliona scheint Ennius nicht geschrieben zu haben.

Wir wollen nun hier von dem Verfasser Abschied nehmen. Möge es ihm nicht an Zeit und Kräften fehlen, um noch viele solche fleifsige und gründliche Untersuchungen, aber ohne Hingebung an überkommene oder vorgefafste Meinungen, zu liefern. Es bleibt selbst auf diesem Felde noch viel zu thun übrig. Denn ehe nicht alle römischen Tragödien, von denen uns Kunde und Bruchstücke überliefert sind, und alle bei Hygin und andern vorkommende Fabeln tragischen Inhaltes ihren Urhebern zurückgegeben sind, ist die Untersuchung noch weit von ihrem Ende entfernt.

J. A. Hartung.

XL.

Ein Beitrag zur Zollfrage vom sittlichen Standpuncte betrachtet. Von Dr. Julius.

Wir haben in Nr. 101 dieser Jahrb. eine kurze Anzeige erstattet von der Schrift Hoffmann's: Betrachtungen über das Andringen auf erhöheten Schutz der Gewerbsamkeit im deutschen Zollverein gegen fremde Mitbewerbung; und darin die Ansicht Hoffmanns hervorgehoben, dafs der unbefangene Staatsmann wohl zu prüfen habe, ob es gerathen sei, eine Fabrication, bei welcher, wie bei der Baumwollenspinnerei, Frauen- und Kinderarbeit, weil sie wohlfeil sei, gewöhnlich eintrete, durch noch höheren Zoll zu begünstigen. Hoffmann berührt mehrfach in seiner Schrift den Gesichtspunct, dafs bei einer weit ausgedehnten Spinnerei in Fabriken die Gefahr der Entsittlichung für das weibliche Geschlecht und für die heranwachsende Jugend entstehe, wie er anderweitig bemerkt, dafs ein Verbot- oder hohes Schutz-System wegen der erfahrungsgemäfs dann immer hervortretenden Vermehrung des Schleichhandels für die Moralität der Nation nur zu leicht bedenklich werde. —

Herr Dr. Julius, welcher, wie bekannt, seit einer Reihe von Jahren mit der Gefängnifslehre und den damit zusammenhangenden Fragen über Verbrechen sich beschäftigt, hat den oben angegebenen Gesichtspunct in den Jahrbüchern der Gefängnifskunde besonders in Bezug auf England unter dem Titel: Englands Strafrechtspflege seit 1842., welcher Aufsatz unter obigem Titel besonders abgedruckt ist, abgesehen von der Hoffmannschen Schrift, für sich behandelt.

Hr. Dr. Julius giebt aus den officiellen englischen Reports und anderen amtlichen oder sonst glaubwürdigen Schriften sehr in's Einzelne gehende statistische Vergleichungen über die Anzahl der Verbrecher in England, Wales, Schottland, Irland; er berechnet gegen die Bevölkerung in Procenten die Anzahl der in den verschiedenen Grafschaften, mit Handel, Gewerbe und Manufaktur, mit Feldbau, als Hausdienerschaft, mit nicht feldbaulichen Arbeiten, namentlich in Bergbau, beschäftigten Menschen; die Anzahl der wegen Verbrechen Angeklagten, das Verhältnifs der verschiedenen Arten von Verbrechen, gegen Menschen, gegen Eigenthum, Fälschung und Münzverbrechen; das Verhältnifs der jugendlichen Verbrecher; die Verschiedenheit der Anzahl der Verbrecher in den Grafschaften, in denen die Fabrication vorherrscht, gegen die, in denen mehr Ackerbau getrieben wird, das procentweise berechnete Ergebnifs der Unterrichtsstufe der Verbrecher nach den Criminaltabellen u. dgl. mehr. —

Wie manches Interessante aus den in der kleinen Schrift enthaltenen vielen Zahlenangaben nach diesen verschiedenen Seiten hin, sich entwickeln liefse, so wollen wir hier doch nur einige Puncte hervorheben.

Herr Dr. Julius führt an, dafs, wenn man die Jahrfünfte 1835 bis 1839 und 1840 bis 1844 vergleicht, die Verbrechensklagen im zweiten Jahrfünft eine Zunahme gegen das erste gezeigt haben, jedoch mit dem Unterschiede, dafs in den meisten Manufacturen, Fabriken und Bergbau treibenden Grafschaften die Zunahme 38 bis 40, in einer sogar 52 Procent, in den mehr ackerbautreibenden Grafschaften meist nur 18 Procent betrug. Herr Dr. Julius hat die Verhältnisse nicht die Zahlen an sich angegeben; wir vermögen aus

Digitized by Google

einer dem statistischen Bureau früher gewordenen amtlichen Mittheilung diese Darstellung zum Theil zu ergänzen. —

In den 13 Grafschaften von England, in denen der Ackerbau überwiegend ist, d. h. in Bedford, Huntingdon, Hereford, Lincoln, Cambridge, Berk, Essex, Suffolk, Wells, Oxford, Bucks lebten 2,342,028 Menschen nach der Zählung von 1831. Davon waren nach dem Durchschnitt von $18\frac{34}{37}$ jährlich Verbrechensangeklagte 3765, d. h. auf 1000 Einwohner 16,07; und nach dem Durchschnitt der vier Jahre $18\frac{38}{41}$ 4120 d. h. auf 10,000 Einwohner 17,5 (wobei freilich die Steigerung der Bevölkerung nicht in Betracht gezogen ist). Man kann in runder Zahl sagen, dafs in diesen Distrikten unter 10,000 Menschen 16 bis 17 wegen Verbrechen jährlich angeklagt wurden.

In den 13 Grafschaften Englands, in denen die Bevölkerung überwiegend mit Fabrikation beschäftigt ist, d. h. Middlesex, Lancaster, Surrey, Durham, Northumberland, Stafford, Warwick, Chester, York, Gloucester, Derby, Monmouth, Nottingham lebten 1831 7,058,858 Menschen; nach dem Durchschnitt von $18\frac{34}{37}$ waren jährlich angeklagt 12,379, d. h. von 10,000 Einwohnern 17,5; und nach dem Durchschnitt von $18\frac{38}{41}$ 14,428, d. h. von 10,000 Einwohnern 20,4. Die übrigen 14 Grafschaften Englands, d. h. Norfolk, Worcester, Rutland, Shrop, Cumberland, Westmoreland, Kent, Sussex, Hants, Devon, Sommerset, Dorset, Cornwall, Hertford, hatten 3,690,119 Einwohner, es wurden nach dem Durchschnitt von $18\frac{34}{37}$ jährlich angeklagt 5380, d. h. 14,6, und nach dem Durchschnitt von $18\frac{38}{41}$ 6507, d. h. 17,6 auf je 10,000 Menschen.

In Wales lebten 1831 — 806,182; Angeklagte waren nach dem Durchschnitt von $18\frac{34}{37}$ jährlich 420; und $18\frac{38}{41}$ — 566; d. h. auf je 10,000 Menschen resp. 5,2 und 7,02.

Aus allen diesen Zahlen tritt hervor, dafs die Zahl der Verbrechensangeklagten in den Fabrikgegenden am bedeutendsten ist, besonders in der letzten Periode von $18\frac{37}{41}$, in welcher die Fabrication daselbst aufserordentlich gestiegen war.

Desto erfreulicher ist es, dafs vom Jahre 1843 an nach den von Dr. Julius angegebenen Zahlen die Verbrechensanklagen in England abgenommen haben, und zwar, besonders in den Fabrikgegenden. — Sie haben sich in den letzten Jahren 1843, 1844 und namentlich 1844 auch in den ackerbautreibenden Provinzen vermindert, aber in den meisten doch nur um 8,8 Proc. etwa, wogegen in den Fabrikbezirken 1844 Abnahmen gegen 1841, 1842 von 14,18 Proc. vorgekommen sind. Dr. Julius hebt hervor, dafs diese Verbrechenabnahme gleichzeitig mit „dem grofsen Streiche" eingetreten sei, den 1842 die Gesetzgebung der Verbote und Schutzzölle empfing, und warnt, dafs nicht Deutschland durch ähnliche Maafsregeln in einen künstlich herbeigeführten Gewerbszustand gebracht werde, der in England in *sittlicher* Beziehung nicht als Muster dienen könne. — Hr. Dr. Julius fügt noch hinzu, dafs aufser der Armuth und Entbehrung, welche in Englands Fabrikgegenden in der Arbeiterklasse die Anzahl der Verbrechensanklagen vermehre, solche auch durch die Schmuggelei gesteigert werde, welche durch ihre Ungesetzlichkeit und ihre Gefahren eine kräftige Pflanzschule künftiger Verbrecher abgebe. Bei hohen zu ihrer Umgehung lockenden Zöllen vermöchten auch so reichlich bezahlte Steuerbeamte, wie die britischen, der Defraude nicht Einhalt zu thun. — Die Herabsetzung der Zölle, die Annahme des Systems freien Handels wird in England allen diesen Uebeln, und namentlich der Zahl der Verbrechensanklagen in den Fabrikgegenden, entgegenwirken, wie schon in den Jahren 1843 und mehr noch 1844 und 1845 dies die Erfahrung in Zahlen beweist. —

Es sind nun noch weitere Ausführungen in der angegebenen Schrift über die grofse Armuth vieler Arbeiterfamilien in den Manufakturdistricten, mehrfach mit protocollarischen Angaben; Bemerkungen, wie die Noth die *geistige* Heranbildung der Kinder ganz und gar oft zurückhalte, wie die *sittlichen* Gefühle, wenn die Mutter den ganzen Tag in der Fabrik sei, dort das neugeborene Kind in der Hast freier Augenblicke stille, und dann wieder durch das auch noch nicht erwachsene Kind nach Haus bringen lasse, wenn überall kein nur einigermafsen das menschliche Gemüth beruhigendes und erheiterndes Familienleben vorhanden sei, nothwendig leiden müfsten; — wie ein solches Leben der Fabrikarbeiter auch auf die *leiblichen* Kräfte, den Gesundheitszustand und die Lebensdauer dieser Fabrikarbeiter nachtheilig einwirken müsse. Während unter 1000 Gestorbenen 1838 in England und Wales überhaupt 145 Personen über 70 Jahr alt waren, ergeben die Sterbelisten in grofsen Fabrik- und

Digitized by Google

Manufakturstädten viel weniger; in Birmingham nur 81, in Leeds 79; in Manchester und Liverpool gar nur ungefähr 60. Herr Dr. Julius theilt auch den Eid mit, den rebellische Arbeiter gegen die Tyrannei ihrer Herren (wie die Worte lauten) schworen; und macht auf die Gefahren vor Noth leidenden Arbeitern aufmerksam. Der Vf. erklärt sich lebhaft gegen das so verderbliche Tauschsystem (Trucksystem), bei dem der Fabrikherr den Arbeiter zwingt, statt des baaren Lohnes, von ihm seinen Nahrungs- und andern Bedarf zu erhöheten Preisen zu kaufen. Die Mitbewerbung verschiedener Länder, die Concurrenz unter den Fabrikanten selbst, die rastlose Erfindsamkeit der Menschen, bemerkt Dr. Julius, welche die Maschinen stets vervollkommnend, Menschenhände immer entbehrlicher macht, müssen nach der Natur des Fabrikwesens immer wieder Noth unter den Arbeitern herbeiführen.

Wir wollen nicht in Abrede stellen, dafs unzufriedene Arbeiter auch der öffentlichen Ordnung gefahrbringend werden können, halten aber die deshalb hier und da wohl ausgesprochene Besorgnifs doch oft für zu weit gehend. Die Chartisten-Unruhen in England sind ohne alle schlimmen Folgen vorübergegangen. Die Anzahl der Arbeiter ist zu grofs, um zusammenzuhalten, und kämpft zu sehr mit dem täglichen Bedürfnifs, um auf lange Zeit Opposition durchführen zu können, und ist im Ganzen doch gut und zufrieden, wenn nur einigermafsen ihnen hinreichender Lohn zu Theil wird. Dahin nur mufs die öffentliche Moral sich steigern, dafs *der* Fabrikherr allgemeine Achtung verliert, der durch harte Behandlung der Arbeiter und fortdauernde Lohnentziehung seinen Vortheil sucht. Auch tritt bei richtiger Ueberlegung für den wohlwollenden und denkenden Fabrikherrn die Ueberzeugung hervor, dafs gute Arbeit gut bezahlt werden kann. In Chemnitz erklären gebildete Fabrikherren, ihr eigener gröfsester Schade sei, wenn ihren Arbeitern es nicht gut gehe, sie nicht zufrieden seien. — Maschinen sind ein Glanzpunct menschlichen Geistes; und wie es factisch nicht möglich ist, ihre immer gröfsere Verbreitung aufzuhalten, so läfst sich statistisch nachweisen (wie dies auch Dr. Julius zugiebt), dafs die Maschinen durch die aufserordentliche Vermehrung der Waare, die immer wohlfeiler geliefert und immer mehr allgemeines Bedürfnifs wird, nach nur einiger Zeit bei weitem *mehr* Arbeitern Brod geben, als früher bei einfacherem, blos handwerksmäfsigem Betriebe möglich war. Nur der Uebergang kann Schwierigkeiten haben, momentan für Arbeiter Noth herbeiführen. Entwickeln sich die Verhältnisse nur naturgemäfs, entstehen Fabriken und Maschinen nach und nach, wie Capital sich angesammelt hat, so wird auch der Uebergang einzelner in Noth kommender Arbeiter zu andern Beschäftigungen leichter möglich sein. Nur wenn man künstlich und übereilt durch Prohibitiv-Maafsregeln, Schutzzölle u. dgl. Fabrications, die sonst noch nicht entstanden wären, rasch in das Leben rufen will, die sich nachher durch eigene Kraft nicht erhalten können, wird die Gefahr für die Arbeiterfamilien vermehrt. — Die Zustände des Wohllebens, ja der höheren Civilisation, sind ohne grofse Fabrikation gar nicht mehr möglich, die Maschinen sind eine Niederlage menschlicher Gedanken, ein Triumph des Geistes; die immer gröfsere Verbreitung derselben ist wünschenswerth; aber man übereile diese Verbreitung nicht durch positive Mafsregeln, die Gefahr bringen für die Arbeiter.

Sehr erfreulich ist es, wenn in der Fabrikation die Verhältnisse sich so stellen, dafs der Arbeiter aufser in der Fabrik, durch Gartenarbeit und im eignen kleinen Besitz beschäftigt wird. Dr. Julius macht auf das Cottagesystem in England aufmerksam, nach welchem fleifsige Arbeiter von den Fabrikherren durch kleinen Besitz an Land und Haus entschädigt werden. Es ist im Preufsischen Staate ähnlich mit den Verhältnissen der Fabrikarbeiter in Solingen und in manchen anderen Gegenden am Rhein; und sehr zu rühmen, dafs selbst in Berlin solche Bestrebungen durch Ueberweisung von Kartoffelland und in anderer Art nach und nach Eingang finden.

Dieterici.

Digitized by Google

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1846.

XLI.

Geschichte der Eroberung von Mexico, mit einer einleitenden Uebersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Von William H. Prescott. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Leipzig, 1845. *gr.* 8.

Eins der reichsten und überraschendsten Gemälde, das sich nur immer im Buche der Geschichte findet, entfaltet sich hier vor unsern Augen. Denn einem spanischen und europäischen Wunder vergleichbar erscheint gleichzeitig mit dem Beginnen der Reformation in Deutschland die Eroberung von Mexico durch Cortez, und während die Allmacht christlichen Wunderglaubens in einem neuen Geiste, der in die Welt fuhr, untergehen sollte, tritt uns in jener Unternehmung die seltenste Verbindung von hoher Ritterlichkeit, religiösem Enthusiasmus und glühender Schwärmerei für Vaterland und König entgegen. Mit wenig mehr als sechshundert Abenteurern verläfst Cortez die Havanna, er zieht aus um Gold und Wunder zu suchen, er dringt in die grofsen und weiten Reiche der neuen Welt, nur leidlich ausgerüstet und bewaffnet, ohne Kenntnifs der Sprache oder des Landes, ohne Karte oder Compafs zu seiner Leitung, ohne einen Begriff von den Schwierigkeiten, die ihm bevorstanden; aber vor seiner Hoheit, vor seinem Enthusiasmus in Wort und That erstaunen und verstummen die feurigen, kriegerischen Stämme Mexico's, tückische Feinde müssen ihm gehorchen, und feige, geizige Seelen zwingt sein kühner Muth sich in die Gefahren hineinzustürzen. Kampf folgt auf Kampf, aber Cortez Muth bleibt ungebrochen. Er zerstört die eigne Flotte und trotzt einem aufgebrachten und verzweifelten Kriegsvolke durch eine That, die vielleicht das merkwürdigste Ereignifs in dem Leben dieses ausgezeichneten Mannes ist; aber er ficht auch an der Spitze der Seinigen im dichtesten Handgemenge und bebt vor keiner Gefahr zurück, er bricht in die dickesten feindlichen Haufen, wo es gilt einen Einzelnen zu retten, und wirft sich in jener traurigen Nacht des 1. Julius 1520, als die bisherigen Sieger aus den Thoren Mexico's getrieben wurden, mehr als einmal in die Wellen des Mexicanischen Sees, um seine Krieger der Gewalt der erbitterten Feinde zu entreifsen, immer begeistert, klug, frisch und fröhlich. Nur einmal, eben nach jener schrecklichen Nacht, vermochte er nicht seine Gefühle zu beherrschen, er brach in Thränen aus, als er die gelichteten und unordentlichen Reihen der Seinigen musterte. Aber wie der grofse Friedrich nach der Niederlage bei Collin auch schnell die Regungen eines so natürlichen Schmerzes durch festen Willen überwand, so war auch Cortez bald wieder der Alte, sein kräftiger Sinn stärkte die Todmüden, Verwundeten und Verzweifelnden, er sammelte die Zerstreuten und begann mit einer so glücklichen Berechnung und einem so wunderbaren Heldenmuthe den neuen Feldzug, dafs es ihm gelang, die Hauptstadt Mexico von neuem zu überwältigen und statt der Herrschaft der Azteken in ihr die Herrschaft der Spanier fest zu begründen.

Es ist allerdings nicht leicht, sich bei so aufserordentlichen, fast mythischen Dingen mit einer trocknen Aufzählung von Thatsachen und Zahlen zu begnügen oder in belebten Auszügen die wichtigen Begebenheiten zu schildern, welche in den beiden vorliegenden Bänden des Prescott'schen Buches enthalten sind. Wie glücklich waren wir schon als Knaben beim Lesen der Campe'schen Entdeckung von Amerika, eines jener Bücher, die für die Jugend nie veralten, und welch ein Reichthum ungekannter Ereignisse und gründlicher Forschungen ist in dem Werke des amerikanischen Geschichtschreibers jetzt dem gereiftern Alter eröffnet. Es ist nämlich dasselbe die zweite

Digitized by Google

Frucht des langjährigen Aufenthalts Prescott's in Spanien und so, wie seine Geschichte Ferdinands und Isabella's, voll von schätzbaren Aufschlüssen aller Art, wie sie aus der fleifsigen Durchmusterung spanischer Archive und Bibliotheken und aus der sorgfältigen Kritik der bereits gedruckten Nachrichten über die Eroberung von Mexico hervorgehen mufsten. Unserm Verf. war es vorbehalten, sich auf den reichen handschriftlichen Nachlafs (ungefähr achttausend Folioseiten) zu stützen, den Juan Muñoz und Vargas Ponce aus Urkunden und Quellenschriften jeder Art zusammengetragen und bei der königlichen Academie der Geschichte in Madrid niedergelegt hatten; er war ferner so glücklich, die eignen Handschriften des berühmten und gelehrten Navarrete einsehen zu können und wurde auch sonst durch achtbare und vornehme Männer, welche in der Vorrede genannt sind, auf das Bereitwilligste unterstützt. Unter den bereits gedruckten Hülfsmitteln zur Geschichte der Eroberung Mexico's sind die Schriften von Veytia, Torquemada, Clavigero, Sahagun, Boturini, Ixtilyochtil, Las Casas, Harvara, Torribio, Oviedo, Petrus Martyr, Gomara, Solis und vorzugsweise Bernal Diaz Denkwürdigkeiten fleifsig befragt und unter einander verglichen worden; in den Anmerkungen sind die Nachweise mit diplomatischer Genauigkeit und Strenge, wie es in solchen Dingen, wo noch Vieles in Verwirrung schwebt, Streit und Einspruch möglich sind, dem Geschichtschreiber wohl ansteht, gegeben. Diese Quellen selbst aber sind der Gegenstand einer besondern Untersuchung am Schlusse der einzelnen Hauptstücke des ersten Bandes geworden und gewähren in besondern Abschnitten eine ausreichende Kritik des Lebens und der Schriften der genannten Männer, indem hier öfters ganz neue Resultate gewonnen sind und die Ansicht, welche sich über einige dieser Berichterstatter festgesetzt hatte, von Grund aus umgewandelt ist. Wir geben als Beleg ein Stück aus dem Abschnitte über Bernal Diaz (II. 139): „Bernal Diaz, heifst es hier, das ununterrichtete Kind der Natur, ist ein höchst treuer und wörtlicher Abschreiber der Natur. Er überträgt die Auftritte des wirklichen Lebens durch eine Art von Daguerrotyp-Verfahren, wenn ich so sagen darf, in seine Schriften. Er führt uns mitten ins Lager ein, wir treiben uns mit den Soldaten in der Baiwacht herum, wir schlendern mit ihnen auf ihren beschwerlichen Märschen, hören ihre Geschichtchen mit an, ihr Murren der Unzufriedenheit, ihre Eroberungspläne, ihre Hoffnungen, ihr Siegesjauchzen, ihre Täuschungen. Ein Zeitverlauf von funfzig Jahren hat auf den Geist des alten Kriegers keine Macht gehabt. In jeder Zeile seiner rauhen Geschichte glüht das Feuer der Jugend; und wenn er die Auftritte der Vergangenheit zurückruft, giebt das Andenken an die tapfern, ihm vorangegangenen Gefährten dem Bilde vielleicht eine wärmere Färbung, als wenn er es in einer frühern Lebenszeit entworfen hätte. „Wo sind jetzt meine Gefährten," fragt er, „sie sind in der Schlacht gefallen, oder von den Menschenfressern verzehrt, oder den wilden Thieren in den Käfigen zur Nahrung vorgeworfen worden; sie, über deren Ueberresten sich hätten Denkmale erheben sollen, auf welchen ihre Thaten prangten, deren Andenken mit goldnen Buchstaben verewigt zu werden verdienen; denn sie starben im Dienste Gottes und des Königs, und um denen Licht zu bringen, die in Finsternifs wandelten — und auch um jene Reichthümer zu erwerben, nach denen die meisten Menschen streben." Diese Stelle ist eben so bezeichnend für den Geist, von dem Cortez und sein Heer beseelt war, als für die Unbefangenheit des Chronisten.

Neben dieser sorgfältigen Quellenforschung und Benutzung seltner, kostbarer Kupferwerke tritt uns in dem Prescott'schen Werke eine grofse Anmuth der Darstellung und ein dichterischer Sinn, der das Geschehene nicht blofs mit einer Ausstattung zweckmäfsig gewählter Dichterstellen aus älterer und neuerer Zeit umgiebt, oder sich in der meisterhaften Schilderung grofsartiger Naturbilder bethätigt, sondern grade aus dem Geschehenen selbst strömt, frei und frisch hervor. Die Grazie dieses historischen Kunstbaues läfst sich eigentlich nur am Originale nachweisen, aber auch schon die Uebersetzung giebt in vielen Stellen hinlängliche Beweise, mit wie grofser Leichtigkeit Prescott seinen Stoff behandelt und ihn durch sinnige Abschweifungen und Erweiterungen zu einer höchst anziehenden Lectüre erhoben hat. Von solchen Betrachtungen und historischen Vergleichungen (z. B. I. 119. 130. 151. II. 30. 74. 162.), welche der Erzählung öfters eingefügt sind, kann man nur sagen, dafs sie nicht unziemlich jedes Mal an ihrem Orte stehen und nicht zu häufig wiederkehren. Auch treffende Stellen

Digitized by Google

aus Herodot, Aeschylus, Homer, Sophocles, aus Tacitus, Lucanus, Virgilius und Livius, aus Dante, Milton, Racine und Schiller, werden mitunter in den Text gezogen, noch öfters aber in den Anmerkungen angebracht und auch dies ist nur bei richtigen Anlässen und mit dem Maafse geschehen, welches den guten Eindruck nicht gefährdet, wenn schon dies nicht der Brauch deutscher Geschichtschreiber zu sein pflegt, unter denen in dieser Hinsicht — aber auch blofs in dieser — der Freiherr von Hormayr mit Hrn. Prescott die meiste Aehnlichkeit haben dürfte.

Nehmen wir nun alles dies zusammen, so finden wir in unserm Verf., mit dem wir durchaus in keinen persönlichen Bezügen stehen, einen sehr liebenswürdigen Schriftsteller, einen Mann voll Bescheidenheit, voll Achtung für Alles Grofse und Schöne, einen unparteiischen Beurtheiler von Menschen und Zuständen. Man sieht es deutlich, welche Freude es ihm gewährt, irgend einen ausgezeichneten Mann nennen zu können, wie seinen Vorgänger Robertson, seinen Landsmann Washington Irwing oder die berühmten Reisenden Humboldt und Lalrobe, wie gern er jede rühmliche That, jeden Beweis der mexicanischen Tapferkeit anerkennt und wie bemüht er ist, die Thatsachen, welche er vorträgt, auch in dem richtigen Lichte der damaligen Denkart und Verhältnisse erscheinen zu lassen. „Ich bin weit entfernt davon, sagt der Verf., die grausamen Thaten der alten Eroberer zu rechtfertigen; mögen dieselben schwer auf ihren Häuptern lasten. Sie waren ein eisernes Geschlecht, das Glück und Leben an seine Sache setzte; und da sie Gefahr und Leiden für sich gering achteten, so hatten sie auch nur wenig Mitgefühl für ihre unglücklichen Feinde übrig. Aber um sie richtig zu beurtheilen, müssen wir dies nicht nach dem Maafsstabe unsers aufgeklärten Zeitalters thun. Wir müssen uns in das ihrige zurückversetzen und sie aus dem Gesichtspuncte der Bildung ihrer Zeit betrachten. So nur können wir zu einem unparteiischem Urtheile über die vergangenen Geschlechter gelangen. Wir müssen auf sie dieselbe Gerechtigkeit anwenden, die wir von der Nachwelt zu verlangen Gelegenheit haben werden, wenn sie vermittelst des Lichtes höherer Bildung die dunkeln und zweifelhaften Stellen in unsrer eignen Geschichte überschaut, die kaum den Blick der Zeitgenossen auf sich ziehen" (I. 410). In dieser Weise ist nun das traurige Blutbad in Cholula, das einen so schwarzen Fleck in der Geschichte der spanischen Eroberer zurückgelassen hat, und ihr Eroberungsrecht allseitig besprochen worden, die moralische Seite derselben gewürdigt und die Nothwendigkeit jenes Staatsstreiches für die eigne Sicherheit anschaulich gemacht. Zu ähnlichen Betrachtungen giebt die Behandlung Montezuma's, die Hinrichtung des aztekischen Statthalters aus der Gegend von Vera Cruz, der zwei Spanier hatte ermorden lassen (I. 519 — 522), die gewaltsame Bekehrungsart, wo „das Schwert ein guter Beweis war, wenn die Zunge ihn nicht geben konnte" (I. 713.), die Folterung und Tödtung Guatimozin's, des „letzten der Azteken" (II. 364 — 367) und andre Begebenheiten hinlängliche Veranlassung und man wird gewifs dem milden, versöhnlichen Sinne unsers Verf.'s jede Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mit Recht rügt er in den ersten der angeführten Stellen, dafs auch unserm Zeitalter ähnliche Gräuelthaten, wie die in Mexico vorgefallenen, zur Schande gereichten, und nennt die Erstürmung von Badajoz durch die Engländer und die Eroberung von Tarragona durch die Franzosen, wobei er mit Recht darauf aufmerksam macht, dafs jene Gewaltthätigkeiten gegen das weibliche Geschlecht, die oft noch schlimmer sind als der Tod, und von denen die europäischen Kriege die ruchlosesten Beispiele aufzuweisen haben, den Spaniern in Mexico nie zur Last gelegt worden sind.

Wir gehen jetzt zu einer gedrängten Uebersicht des Inhalts über und bemühen uns, dabei auf einzelne Stücke von besonderer Wichtigkeit aufmerksam zu machen.

Jedermann wird es Hrn. Prescott gern glauben, dafs ihm die Einleitung über die sittliche Bildung und den Staat der Mexicaner (I. 1 — 165) und der Versuch über die mexicanischen Alterthümer und ihre Uebereinstimmungen mit der alten Welt im ersten Anhange des zweiten Theils eben so viel Arbeit und Zeit als der übrige Theil seines Buches gekostet haben. Er ergeht sich hier zwar auf einem Boden, der durch Humboldt's Forschungen geebnet ist, aber doch noch mehr Gelegenheit zu scharfsinnigen Combinationen bietet als zu sichern Resultaten, zumal da die wichtigsten Denkmäler, welche uns die besten Blicke in die mexicanische Vorzeit thun lassen, vor und während der Eroberung vernichtet sind und die spätern Nach-

Digitized by Google

grabungen und Entdeckungen doch immer nur einzelne Anhaltspuncte gewähren. Der Verf. beginnt das erste Buch mit einer geographischen, durch Gedrängtheit und malerische Skizzirung ausgezeichneten Schilderung des mittlern Amerika, die zum gröfsten Theile auf dem unvergänglichen Werke Humboldt's beruht. Darauf geht er zu den einzelnen Völkerstämmen über und beschäftigt sich mit der Thronfolge im azketischen Reiche, seinem Adel, Gesetzen, Einkünften und Kriegseinrichtungen, bespricht dann die mexicanische Götterlehre, den Priesterstand, die Tempel, die Menschenopfer und die Menschenfresserei, wobei der edle Unwille des Verf.'s über diesen abscheulichen Zug des aztekischen Aberglaubens die Bemerkung hervorruft, dafs es eine wohlthätige Anordnung der Vorsehung gewesen sei, die schönen Gefilde Anahuac's einem andern Geschlechte zu überliefern, das es von dem rohen Aberglauben, der mit der Ausdehnung des Reiches immer weiter um sich griff, befreien sollte (I. 68). Die folgenden Hauptstücke dieses Buches behandeln den Standpunct der Wissenschaften und Künste in Mexico, die Bilderschrift, Zeitrechnung, Sternkunde und die Handschriften, sodann den Landbau, die Handwerke, den Handel und die häuslichen Gebräuche; wir beschränken uns hier darauf, die Schilderung der aztekischen Kaufleute herauszuheben, deren Stand eine vorzügliche Achtung im Lande genofs, fast wie die Kaufmannsfürsten der italienischen Freistaaten oder die fürstlichen Kaufleute unsrer Zeit (I. 117—119). Hieran schliefst sich im letzten Hauptstücke die Geschichte des benachbarten Reiches Tezcuco, dessen Bewohner gesitteter waren als die Azteken, unter ihren beiden Königen Nezahualcoyotl und Nezahualpilli, die Uebersicht seines Blütelebens und allmäligen Sinkens — ein Gemälde, das in vielen Beziehungen an morgenländische Sagen und Ueberlieferungen zu erinnern geeignet ist. Alle diese Hauptstücke sind, wie die folgenden, mit zahlreichen Anmerkungen versehen, welche die vollgültigsten Beweise von des Verf.'s vielseitiger Gelehrsamkeit ablegen.

Das zweite Buch umfafst die Entdeckung von Mexico und führt im Anfange die Leser in die Zeit des Regierungsantrittes Karl's V. in Spanien zurück, als das Gerücht von der wirklichen und gefabelten Herrlichkeit der neuen Welt eine ungeheure, unstillbare Eroberungslust und Habsucht in den Gemüthern der ritterlichsten und kräftigsten Jünglinge erweckt hatte. So erfolgte die Eroberung von Cuba, von wo aus hintereinander die Züge nach Yucatan sich erstreckten. Hiermit treten wir in den eigentlichen Bereich des Prescott'schen Werkes. Ueber die Jugendzeit seines Helden Cortez, seine Fahrt nach Hispaniola und Cuba, sein schwankendes Verhältnifs zum Statthalter Velasquez und seine erste selbstständige Unternehmung zur See finden wir hier manche bis jetzt unbekannte Einzelnheiten. Im fünften Hauptstücke beginnt die Fahrt der Spanier. Der Kampf mit den Indianern bei Tabasco, die Landung an der mexicanischen Küste, die Gesandtschaft des Montezuma, die Gründung von Vera Cruz, der Marsch nach Cempoalla und der Verkehr mit ihren Bewohnern, die erste Zerstörung der Götzenbilder bilden die Hauptpuncte der anziehenden Darstellung, deren Schlufs die Verbrennung der Schiffe durch Cortez macht, ein Ereignifs, welches toll und unüberlegt genannt sein würde, wenn er unterlegen wäre, das aber eben sowohl die Frucht einer klugen Berechnung war, als die Handlung einer Entschlossenheit, wie sie die Geschichte nur selten aufzuweisen hat (I. 296 f.). Aufserdem ist in diesem Buche eine wiederholte Uebersicht der damaligen aztekischen Zustände gegeben. Kein Band der Liebe knüpfte das Volk an die Regierung, die Willkür war an die Stelle des Rechts getreten, Montezuma fühlte sich gröfser und stärker als Priester, denn als Feldherr und Richter, obschon er früher beides mit Auszeichnung gewesen war, die Natur sprach in Wundern und der Mensch deutete sie auf den bevorstehenden Untergang des Reiches (I. 249). In diesem Sinne spricht der Verf. mit der ihm so eigenthümlichen Theilnahme an Menschenglück mehrmals über den Untergang des aztekischen Reiches, das so wenig für die wahren Aufgaben der Menschheit gethan hatte. „Das aztekische Reich, sagt er (II. 312), stürzte durch die Hände seiner eignen Unterthanen, unter der Leitung europäischer Klugheit und Kenntnifs. Wäre es einig gewesen, dann würde es den Angreifern Trotz geboten haben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1846.

Geschichte der Eroberung von Mexico mit einer einleitenden Uebersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Von William H. Prescott.

(Fortsetzung.)

„So aber war die Hauptstadt von dem übrigen Lande abgetrennt, Montezuma's Thron war in Wahrheit „der Bergthron," wie er im Lande hiefs, aber auf vulcanischem Boden, und der Donnerkeil, der verhältnifsmäfsig ohne Schaden abgeprallt sein würde, wenn das Reich von einer allgemeinen Vaterlandsliebe und Unterthanentreue zusammengehalten gewesen wäre, drang jetzt durch jede Spalte und jeden Rifs des lose verbundenen Bauwerkes ein, und begrub es unter seinen eignen Trümmern."

Das dritte Buch enthält die blutigen Kämpfe mit den tapfern, stolzen Bewohnern des Freistaates Tlascala, dessen politisches Leben und frühere Geschichte eine besondere Erörterung erhalten, die endliche Verbindung mit demselben, durch welche die Spanier eine eben so mächtige Stütze für ihre ferneren Unternehmungen bekamen als sie früher einen höchst gefährlichen Feind an diesem kühnen und starken Bergvolke (I. 376) gehabt hatten, die Unruhen und meuterischen Bewegungen im spanischen Heere, die Ereignisse in Cholula und das schreckliche Gemetzel daselbst, endlich die fortgesetzten Unterhandlungen mit Montezuma, durch die sich aber Cortez nicht zurückhalten läfst. Vieles ist hier trefflich geschrieben, vieles neu, noch mehr neu gestellt, an glänzenden Naturbeschreibungen ist dieses Buch besonders reich. So lesen wir folgende Stelle über die grofsartige Aussicht von der hochgelegenen Stadt Xalapa: „rechts erhob sich die Sierra Madre, von ihrem dunkeln Piniengürtel umkränzt, und den langen, schattigen Hügelreihen, die sich in weite Ferne hin erstreckten. Gegen Süden stand als glänzendes Gegenstück der mächtige Orizaba, mit seinem weifsen, an den Seiten herabhängenden Schneegewande, der sich in einsamer Gröfse, wie ein Riesengespenst der Anden aufthürmte. Hinter sich sahen die Spanier zu ihren Füfsen die prachtvolle terra caliente sich ausbreiten, mit ihrem muntern Gemisch von Wiesen, Strömen und blühenden Wäldern, die mit weit hin scheinenden indianischen Dörfern abwechselten; während ein schwacher Lichtstreifen am Rande des Horizonts ihnen anzeigte, dafs dort das Meer sei, und jenseits dessen ihr Geschlecht und ihr Vaterland lag, das so viele von ihnen nie wiedersehen würden" (I. 314). Ueber Berg und Thal muthig vorschreitend, dem Banner des Kreuzes unerschrocken folgend, erreichten die Spanier den Kamm der Sierra von Ahualco und hier lag das Thal von Mexico oder Tenochtitlan, wie es die Eingebornen nennen, vor ihnen wie ein prachtvolles Rundgemälde, in einem Farbenglanze und in einer Deutlichkeit der Umrisse, wie sie der verdünnte Luftkreis in jenen Gegenden auch den weit entfernten Gegenständen zu verleihen pflegt. „Weithin zu ihren Füfsen streckten sich die schönsten Eichen-, Maulbeer- und Cedernwälder, und jenseits derselben gelbe Felder von Mais und hohem Magney, mit Küchen- und Blumengärten abwechselnd; denn Blumen, deren man so viele zu den religiösen Festen bedurfte, waren in diesem bevölkerten Thale selbst häufiger als in andern Theilen von Anahuac. Im Mittelpuncte der grofsen Tiefebene sah man die Seen, ihre Ufer dicht mit Städten und Weilern besetzt und in der Mitte — wie eine indianische Kaiserin mit ihrem Perlenschmucke — die schöne Stadt Mexico mit ihren weifsen Thürmen und spitzsäuligen Tempeln, gleichsam am Busen des Wassers ruhend, das weitberühmte Venedig der Azteken. Hoch über das Ganze ragte der königliche Berg Chapoltepei,

Digitized by Google

das Schlofs der mexicanischen Herrscher, empor, von dem nämlichen riesenmäfsigen Cypressenhain umkränzt, der bis auf den heutigen Tag seine dichten Schatten über das Land ausbreitet. In der Ferne jenseits der blauen Gewässer des Sees, und fast verdeckt durch dazwischen liegendes Laubwerk, sah man einen leuchtenden Fleck, die Nebenbuhler-Hauptstadt Tezcuco, und noch weiter entfernt den dunkeln Porphyrgürtel, der sich um das Thal wand, ähnlich einer reichen Fassung, welche die Natur für ihren edelsten Juwel bestimmt hatte" (I. 473). In die prächtige Stadt zog Cortez am 8. November 1519 als Sieger ein, freundlich von Montezuma empfangen, gastfrei mit den Seinigen bewirthet und reich beschenkt, denn sowohl der Fürst als das Volk empfanden vor ihm eine abergläubische Ehrfurcht. Da, wo jetzt die grofse Stiftskirche steht, war die Wohnung des Eroberers und seiner Leute.

Im vierten Buche empfangen wir zuerst eine ausführliche Beschreibung der Hauptstadt. Die Spanier jener Zeit hatten Tlascala mit ihrem vaterländischen Granada, Cholula mit Valladolid verglichen, für Mexico fehlte ihnen der Maafsstab. Breite „gepflasterte Strafsen in endloser Länge, mit festgemauerten, zum Theil mit einem glänzenden Stuck bekleideten Häusern, deren flache Dächer den Anblick sauber gehaltener Blumengärten darboten, Marktplätze von gewaltiger Ausdehnung, mit Säulenhallen umgeben, mächtige Tempel, auf deren Gipfel das heilige Feuer brannte, reich mit Waaren aller Art erfüllte Bazare, endlich das rege Leben auf den die Strafsen durchschneidenden Canälen, der Wohlstand, die Reinlichkeit, die dichtgedrängte Bevölkerung — Alles dies vereinigte sich, die Spanier mit Bewunderung zu erfüllen und selbst in den tapfersten Herzen sorgliche Gefühle über den Ausgang ihres Unternehmens aufsteigen zu lassen. Und doch gelang es. Mit der gröfsten Verwegenheit wird Montezuma gefangen genommen und in das spanische Quartier abgeführt, seiner Schätze und Freunde beraubt, einem schweren Gefangenen gleich gehalten und endlich dahin gebracht, der Krone Spanien den Huldigungseid zu leisten, ja sogar genöthigt, einen der heiligen Thürme oder Trocalli's für den christlichen Gottesdienst einzuräumen. Neben diesen Begebenheiten zieht sich durch zwei Hauptstücke die Geschichte der Umtriebe, durch welche Cortez Feinde am Hofe zu Madrid ihn um die Früchte seiner glorreichen Siege bringen wollten, und des Feldzuges, den Narvaez, ein eben so wenig glücklicher Krieger als sein Namensvetter im neunzehnten Jahrhunderte, im Auftrage des neidischen Velasquez gegen Cortez unternahm, von ihm aber besiegt und gefangen wurde. Für vieles Einzelne von Wichtigkeit ist leider kein Raum in unsrer Uebersicht.

Wir sehen im fünften Buche den stillen Grimm der Mexicaner, der durch die Entweihung ihrer Tempel und den Racheruf der Priester noch mehr gesteigert war als durch die Herabwürdigung ihres Kaisers, in immer hellere Zornesglut ausbrechen. Ein verzweifelter Kampf beginnt, alle Azteken sind unter den Waffen, die Spanier müssen ihre äufsersten Kräfte aufbieten, von beiden Seiten geschehen Thaten grofsen Heldenmuthes, Montezuma stirbt, von den Seinigen nicht mehr geachtet, in diesen Tagen grofser Noth für die Spanier. Da entschliefst sich Cortez in der Nacht auf den 1. Junius 1520 die Stadt zu räumen. Die Schilderung dieses Rückzuges und der noche triste, wie sie bis auf den heutigen Tag im Munde des Volkes heifst, im dritten Hauptstücke ist nicht blofs durch übersichtliche Klarheit und Ordnung ausgezeichnet, sondern auch durch jene höhere Anschaulichkeit, die den Leser zur wärmsten Theilnahme an dem traurigen Schicksale der kühnen Eroberer fortreifst. „Die Reiterei, gröfstentheils ohne Pferde, zog bei Cortez mit dem Fufsvolke vermischt vorbei, das seine schwachen Glieder mit Mühe fortschleppte; ihre zerrissenen Panzer und zerlumpten Kleider trieften vom salzigen Schlamme und liefsen durch ihre Risse manche Beule und schreckliche Wunde sehen, ihre glänzenden Waffen waren beschmutzt, ihre stolzen Helmbüsche und Fahnen verschwunden, das Gepäck, Geschütz, kurz Alles, was zum Schmuck und zur Rüstung eines glorreichen Kriegers gehört, auf ewig verloren" (II. 56). Der fast an das Unglaubliche gränzende Sieg des spanischen Häufleins bei Otumba über mehr als hunderttausend Indianer, wo Cortez Muth und Niedermachung des Cáziken sein Heer aus dem augenscheinlichsten Untergange errettete, die neu geknüpfte Verbindung mit den Tlascalanern, die das ihnen angebotene Bündnifs mit Mexico verwerfen, einige glückliche Schlachten und reiche Beute erheben wieder die Kräfte der Spanier, die nun von Cortez angefeuert

Digitized by Google

und in Begleitung zahlreicher Bundesgenossen, welche Hafs und Eifersucht gegen Mexico in den Kampf rief, den zweiten Feldzug eröffnen. Das erste Ereignifs war die Besetzung von Tezcuco, zu deren Beherrscher Cortez, da der bisherige Cázike entflohen war, den Prinzen Ixtlilyochitl erhob, der sich stets als einer der treuesten Anhänger Spaniens bewährt hat.

Die Erzählung von den Kämpfen des christlichen Heeres mit den Bewohnern Mexico's und den umwohnenden Stämmen, der dreimonatlichen Belagerung und endlichen Unterwerfung der Hauptstadt nimmt ausschliefslich das sechste Buch ein. Die anziehendsten Ereignisse drängen sich hier auf und neben einander. Bald ist es Cortez staatskluges Benehmen, seine persönliche Tapferkeit und umsichtige Heerführung, welche die Aufmerksamkeit des Lesers fesselt, bald die gänzliche Hingebung seiner Leute, die nur einmal durch eine Verschwörung Unzufriedener gestört wird, ihre Ertragung aller Mühseligkeiten, ihr Kriegsmuth in den Schlachten, am meisten bei jenem allgemeinen, meisterhaft beschriebenen Angriffe auf Mexico (II. 246—258), wo sie aber zurückgeschlagen werden und viele ihrer Landsleute als Opfer in den Händen der erbitterten Feinde lassen müssen, bald sind es einzelne Begebenheiten, wie die Erbauung und Fortschaffung der Seeschiffe, die echt kameradschaftliche Aussöhnung zwischen Cortez und Sandoval, die Hinrichtung des abtrünnigen Tlascalaners Xicotencatl. Auf der andern Seite empfängt die kraftvolle und lang ausdauernde Staatsleitung Guatimozin's, die geduldige Entbehrung der Azteken bei den gräfslichen Leiden der Belagerung, ihre fast unbesiegliche Hartnäckigkeit im Kampfe, der Heldenmuth ihrer Frauen überall das verdiente Lob. Von ergreifender Wirkung ist unter anderm die Gefangennehmung Guatimozin's, dieses jungen Wilden, der mit dem Muthe eines alten Römers sein schweres Mifsgeschick ertrug (II. 300).

Im siebenten Buche begleiten die Leser Cortez in seinem Benehmen als Begründer des neuen Mexico. In der Hauptstadt sind Indianer mit dem Wiederaufbau der Häuser und Strafsen beschäftigt, die Kirche des heiligen Franziscus trat an die Stelle des Haupttempels des aztekischen Kriegsgottes, der Palast für Cortez ward aufgeführt, eine Citadelle zum Schutze der Stadt angelegt. Noch ruhmvoller und von bleibenden Folgen war die Sorge, welche auf die Bebauung des Landes und auf die Bekehrung der Indianer durch wahrhaft fromme Priester verwendet wurde, damit die verschiedenen Landesbewohner sich immer versöhnlicher zusammenfinden möchten. Diese Ausführungen des Hrn. Prescott sind um so verdienstlicher, weil Cortez hier nicht blofs im Lichte des Eroberers, welches in den meisten Büchern seine andern Eigenschaften zu überstrahlen pflegt, erscheint: man sieht auf das Deutlichste, dafs er nicht blofs einzureifsen, sondern auch aufzubauen verstanden hat. Auf diese rühmlichen Thaten wirft die Folterung Guatimozin's und die spätere Hinrichtung des unglücklichen Fürsten einen dunkeln Schatten. Selbst Bereal Diaz nennt die letztere Handlung ungerecht und Prescott (II. 365), theilt diese Ansicht, weil Guatimozin ein lästiger und in der That furchtbarer Gefangener für die Spanier gewesen sei. „Hätte Cortez blofs seine Ehre und seinen guten Ruf um Rath gefragt, so würde Guatimozin's Haupt das letzte gewesen sein, das er hätte antasten lassen." Trotz der oben genannten Vorzüge entging er nicht dem Mifstrauen des spanischen Hofes, bis endlich die hämischen Einflüsterungen Velasquez und Fonseca's vor der Macht der Wahrheit verstummten und der Conquistador im October 1522 zum Statthalter, Oberbefehlshaber und Oberrichter von Neuspanien ernannt wurde. In dieser Eigenschaft unternahm Cortez (1524) den Zug nach Honduras unter den schrecklichsten Leiden, ohne bedeutende Erfolge zu erringen. Zwei Jahre lang war er abwesend und kaum wieder im Genusse der Ruhe, als im Julius 1526 Ponce de Leon in Mexico eintraf, um als Stellvertreter des Königs den Feldherrn einstweilen von seinen Aemtern zu entlassen und vorerst die gegen ihn gerichteten Anklagen zu untersuchen.

Bei dieser Lage der Dinge beschlofs Cortez sich selbst vor seinem Könige zu rechtfertigen. Er kam, sagt der Zeitgeschichtschreiber Herrera, in aller Pracht eines grofsen Herrn nach Spanien (im Mai 1528) und legte zu Toledo vor Karl V. Rechenschaft über sein Betragen ab. Da schwiegen die Neider, König Karl bewies dem treuen Diener unbeschränktes Vertrauen und erhob ihn zum Marques del valle de Oaxaca mit einem sehr ausgedehnten Landbesitz. Aber die Wiedererlangung der Regierung von Mexico erhielt er nicht, er mufste sich mit der Ernennung zum Oberbe-

Digitized by Google

fehlshaber an den Küsten der Südsee begnügen, die er nach seiner Rückkehr auf verschiedenen Entdeckungsreisen erforschte, ohne jedoch hierdurch den glänzenden Ruf seiner früheren Leistungen zu erreichen. Nach Verlauf von zehn Jahren verliefs Cortez Mexico für immer und hat in Spanien bis zum 2. December 1547 gelebt, wo er, drei und sechzig Jahre alt, in Sevilla endete, mit Hinterlassung dreier Töchter und eines Sohnes, dessen männliche Linie in der dritten Geschlechtsreihe erlosch. Durch die weibliche Linie kamen die Cortezischen Güter in die Familie des neapolitanischen Herzogs von Monteleone, der dieselben noch jetzt besitzt.

Der Schlufs des fünften Hauptstücks umfafst auf S. 415—424 die mit glücklicher Hand gegebne Charakteristik des Hernando Cortez. Die hervorstechendsten Züge seines Charakters waren Festigkeit des Willens, Lust an Gefahren und Schwierigkeiten (weshalb ihn Prescott auch in dieser Stelle einen „fahrenden Ritter im buchstäblichen Sinne des Worts" genannt hat), ausgezeichnetes Feldherrntalent, das sich eben sowohl in seinen kriegerischen Unternehmungen als in der wunderbaren Gewalt über die buntscheckige Menge in seinem Lager zeigte, Staatsklugheit, Liebenswürdigheit im Privatleben und eifrige Frömmigkeit, freilich im Geiste und mit den Fehlern seines Zeitalters. Mit Recht hat Prescott auf manche Aehnlichkeit zwischen Cortez und Hannibal aufmerksam gemacht: die Vergleichung hätte in einigen Stücken auch auf Wallenstein ausgedehnt werden können, nur hat Cortez selbst auf der schwindelnden Höhe seines Glücks niemals nach dem Besitze einer Krone gestrebt, die der Herzog von Friedland aus dem grofsen deutschen Kriege davon zu tragen wünschte.

Wir können es uns hiernach nicht versagen: noch einige Worte über die übrigen berühmtesten Personen, deren Hr. Prescott öfters Erwähnung gethan hat, beizufügen. Hier nennen wir zuvörderst Cortez vier Gefährten, den geraden, kräftigen, umsichtigen Sandoval, den ausgezeichnetesten und treuesten seiner Feldherrn, den tapfern, glänzenden, aber auch unbesonnenen Alvarado, von den Azteken genannt Tonatiuh, das Kind der Sonne, den kriegserfahrnen, unerschrockenen, aber finstern Olid, und den wackern, ausgezeichneten Velasquez de Leon, dessen Tod in der mexicanischen Unglücksnacht Cortez als einen unersetzlichen Verlust betrauerte, ferner den würdigen und klugen Pater Olmedo, der häufig den unpassenden Bekehrungseifer des Feldherrn zügelte, und zuletzt — „damit auch was Holdes uns das Herz ergötze" — die liebenswürdige Donna Marina, Cortez theure Freundin, seine Dolmetscherin bei den Indianern und die Erretterin der Spanier aus vielen Gefahren. Hr. Prescott hat mit sichtlicher Vorliebe bei ihrer Schilderung verweilt. Der so verschiedenen Persönlichkeiten Montezuma's und Guatimozin's und ihrer vortrefflichen Auffassung in dem vorliegenden Werke haben wir bereits mehrmals gedacht, neben ihnen mufs aber als der dritte auf der den Spaniern gegnerischen Seite noch der Tlascalaner Xicotencatl genannt werden. Er war eine jener hochgesinnten Naturen, wie sie sich in den Zeiten des Unterganges der Völker fast meteorisch unter ihnen erheben, er hatte mit der gröfsten Anstrengung für Unabhängigkeit seines Volkes gefochten und mit hellem Scharfsinn in der heuchlerischen Freundschaft der Spanier eine weit gefährlichere Feindschaft als die der Azteken erkannt, er starb in dieser edeln Bestrebung, das Unglück seines Vaterlandes aufzuhalten, endlich den Tod eines Verbrechers (I. 359. II. 216). Dafs der tapfere Häuptlin grade so enden mufste, bewegt allerdings das Herz des Lesers, aber nachdem er einmal darein gewilligt hatte, unter den spanischen Fahnen zu fechten, so hatte er kein Recht, dasselbe eigenmächtig zu verlassen und verfiel der Strafe, welche das Gesetz der wilden wie der gesitteten Völker vorschreibt. —

Im Anhange des zweiten Theils sind eine Anzahl urschriftlicher Belege, theils aus gedruckten Werken, theils aus den Archiven von Simancas oder aus der Muñoz'schen und ähnlichen Sammlungen mitgetheilt worden, fast alle in spanischer Sprache, wenige nur in Uebersetzungen, z. B. einige Stellen aus Cortez Briefe aus Honduras. Zwar schon in Sahagun's Historia de Nueva Espana gedruckt, aber trotz dem wohl den meisten Lesern unbekannt, ist der Brief einer aztekischen Mutter an ihre Tochter (Anh. II. Nr. 1.), der in seiner sonderbaren Mischung einer sich dem Kindischen nähernden Einfachheit mit sittlicher Erhabenheit eine recht klare Einsicht in das Wesen der mexicanischen Bildung gewährt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1846.

Geschichte der Eroberung von Mexico mit einer einleitenden Uebersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Von William H. Prescott.

(Schlufs.)

Eine Stelle aus demselben wird dies beweisen: „Und denke daran, meine Tochter, dafs, wenn dich auch Niemand sieht, und dein Mann auch niemals erfährt, was vorgeht, dich doch Gott sieht, der an allen Orten ist; er wird dir zürnen, auch den Unwillen des Volks gegen dich aufreizen, und Rache an dir nehmen, wie es ihm gut dünkt. Nach seinem Befehl wirst du entweder erlahmen oder erblinden, oder dein Leib wird vertrocknen, oder du wirst in die gröfste Armuth gerathen, weil du es gewagt, deinen Mann zu beschimpfen. Unser Herr ist barmherzig; aber wenn du deinen Mann verräthst, wird Gott, der aller Orten ist, deine Sünden an dir rächen, und dir weder Zufriedenheit und Ruhe, noch ein friedliches Leben gönnen."

Gute Inhaltsübersichten, Register und zwei Karten erhöhen die Brauchbarkeit des vorliegenden Buches.

Was nun die deutsche Uebersetzung anbetrifft, so haben wir freilich nicht Gelegenheit gehabt, die englische Urschrift zu vergleichen, finden aber die Arbeit des deutschen Gelehrten, den Hr. Prescott selbst dazu aufgefordert hatte, überall verständlich und in gutem Flusse der Rede. Nur konnte nach unserm Dafürhalten der deutschen Uebersetzung ein wesentlicher Vortheil erwiesen werden, wenn die zahlreichen Stellen, in welchen die Denkwürdigkeiten des Hauptmann Bernal Diaz von Prescott benutzt worden sind, nach der schätzbaren deutschen Uebersetzung von Rehfues, die zu Bonn 1838 in vier Bänden erschienen ist, angeführt und wenigstens in der Kürze die gründlichen Anmerkungen und Beilagen berücksichtigt wären, an denen jene Bearbeitung reich ist. So sucht z. B. Rehfues (IV. 340) die Schuld Guatimozin's, welche dessen Hinrichtung herbeiführte, sehr wahrscheinlich zu machen und hebt es namentlich hervor, dafs Las Casas, der sonst gern Cortez tyrannische Maafsregeln tadelt, hierüber gänzlich geschwiegen hat. Dem americanischen Gelehrten, der die deutschen Schriften eines Niebuhr, Heeren, Ritter und andrer, nach englischen Uebersetzungen anführt, mufs dieses Werk des verstorbenen Rehfues unbekannt geblieben sein, sonst würde er bei seinem grofsen Fleifse wohl Mittel gefunden haben, einige Ergebnisse aus demselben in sein Buch aufzunehmen. Eben so scheint es dem deutschen Uebersetzer entgangen zu sein, dafs K. W. Koppe im Jahre 1834 drei Berichte des Generalcapitain Cortez an den Kaiser in unsre Muttersprache übertragen hat und dafs wir auch von Solis Geschichte der Eroberung von Mexico durch G. L. Förster (1838) eine ganz lesbare Uebersetzung erhalten haben, wenn sie auch nicht jene Sauberkeit und jenen Glanz besitzt, der uns in Solis Buche nach Hrn. Prescott's Urtheile (II. 315) an jene schön gezeichneten Holzarten erinnert, die nach vollendeter Glättung alle die unter ihrer Oberfläche liegenden reichen Farben zeigen, und dasselbe häufig als ein Muster spanischer Prosa hingestellt hat. Und da — um hiermit zu schliefsen — der belesene Autor so gern durch zweckmäfsige Parallelen seinem Geschichtsbuche ein gefälliges Ansehen giebt, so durfte ein deutscher Leser, als er zu jenem gewaltigen Sprunge Alvarado's in der Nacht des 1. Junius 1520, von dem noch das jetzige Mexico redet, gelangt war, sich wohl an den ähnlichen halsbrechenden Sprung erinnern, durch den sich Landgraf Ludwig II. von Thüringen im J. 1073 aus seiner Gefangenschaft auf dem Schlosse Giebichenstein befreiet hat, wie die Sage bis auf den heutigen Tag lautet.

Digitized by Google

Der prüfenden Untersuchung Prescott's geht eine ähnliche Erörterung des deutschen Wagestücks im sechsten Hefte von A. C. Wedekind's Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters zur Seite, in welcher die Thatsache des Sprunges behauptet ist, wie denn auch Hr. Prescott Alvarado's Heldenstück nicht als eine rein mythische Ueberlieferung betrachtet. Denn mit Recht sagt er bei andrer Gelegenheit (I. 130), wo er die abenteuerlichen Wagnisse des Tezcucanischen Prinzen Nezahualcoyotl mit denen des schottischen Prätendenten Karl Eduard zusammen stellt, dafs die Scheidewand nur dünn sei, die im menschlichen Leben das Romanhafte von der Wirklichkeit trennt.

K. G. Jacob.

XLII.

***Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, besonders mit Lessing, bis auf die Gegenwart, historisch und kritisch dargestellt von Dr. Joseph Hillebrand, Grofsherzoglich - hessischem Oberstudienrathe und ordentlichem Prof. der Philosophie an der Universität in Giefsen, des Grofsherzoglichen Ludwigsordens Ritter. Drei Theile. Hamburg,* 1845 — 46.*; bei Friedrich und Andreas Perthes.* 8.**

Es giebt zwei verschiedene Gesichtspuncte, unter denen ein wissenschaftliches Werk betrachtet werden kann. Der erste ist derjenige der Fortbildung der Wissenschaft selbst. Vor ihm kann ein Buch nur dann bestehen, wenn es einen bestimmten wirklichen Fortschritt enthält, und *glaubte* der Verf. nicht wenigstens, einen solchen zu machen, so mufs von jenem Standpuncte aus behauptet werden, dafs sein Buch überhaupt nicht hätte geschrieben werden sollen. Der Fortschritt selbst aber besteht entweder in der Bereicherung der Wissenschaft, oder in der Vertiefung derselben, das heifst, der Anwendung gewisser bereits früher aufgestellter Anschauungsweisen oder Methoden auf einen neuen Gegenstand, oder der Erfindung solcher Anschauungsweisen und Methoden selbst. Der zweite Gesichtspunct geht auf die praktische Nutzbarkeit eines Buches, und dringt auf Beantwortung der Frage, ob den in ihm dargelegten Kenntnissen und Anschauungsweisen, gleichviel, ob sie alt oder neu seien, eine solche Darstellung zu Theil geworden, dafs ihre Ausbreitung in einem weiteren Kreise durch dasselbe wesentlich befördert werden könne, worauf denn freilich, da nicht leicht ein Buch als gänzlich unbrauchbar erfunden werden wird, nur eine mehr oder weniger unbestimmte Antwort wird gegeben werden können.

Dem Zwecke dieser Jahrbücher gemäfs, mag das vorliegende Werk, das, insofern es mehrfältig der Geschichte der deutschen Nationalliteratur von Gervinus an die Seite gestellt worden ist, zu sorgfältig eingehender Prüfung auffordert, zunächst und hauptsächlich an dem Maafse reiner Wissenschaftlichkeit gemessen werden.

Gervinus hat in der Geschichtschreibung der deutschen Literatur Epoche gemacht. Wenn er, worüber ich zu urtheilen nicht berechtigt bin, für die ältern Jahrhunderte auch kein andres Verdienst haben sollte, als dafs er die Ergebnisse der reichhaltigen Forschungen, die seinen Vorgängern noch nicht vorlagen, zusammengestellt, so hat er dagegen die Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, auf die es hier allein ankommt, ganz eigentlich erst zu einer Wissenschaft gemacht. Man stand diesem Zeitabschnitt, der freilich noch auf lange Zeit hin die Grundlage unserer Bildung ausmachen wird, bis auf ihn noch zu nahe, als dafs man sich an seinen Erscheinungen anders als praktisch in Liebe und Hafs zu betheiligen gewufst hätte; Gervinus machte ihn sich zuerst auf eine gewisse Weise *historisch* — wodurch es dann wiederum ihm zuerst möglich wurde, das Ganze der Geschichte der deutschen Literatur als ein Ganzes aufzufassen. Es wird daher bei der Beurtheilung einer jeden neuen Schrift über die Geschichte der deutschen Literatur, ganz vornehmlich aber bei einem Buche, das sich, wie das vorliegende, ganz im Kreise der *neuern* Literatur hält, die Grundfrage diese sein, in welchem Verhältnifs es zu dem Gervinus'schen Werke stehe, in welchem Sinne es sich an dasselbe anschliefse oder im Vergleich zu ihm die Wissenschaft weiter führe u. s. w. — Gesichtspuncte, die wenigstens in Betreff der bis jetzt ans Licht getretenen Bücher der Art um so weniger als äufserliche betrachtet werden können, da dieselben Alle mehr oder weniger aus dem

Digitized by Google

Bedürfnifs hervorgegangen sein möchten, den reichen von Gervinus bisweilen ein wenig roh aufgeschütteten Stoff zu ordnen und geistig zu durchdringen.

Hr. Hillebrand spricht sich, von einer Aeufserung in der Vorrede abgesehen, von der weiter unten die Rede sein wird, über das Verhältnifs seiner Leistung zu der Gervinus'schen nicht aus. Eine Stelle im dritten Bande (S. 439) in der bei Gelegenheit der unter dem Principe der Romantik entstandenen wissenschaftlichen Richtungen von Gervinus gesagt wird, er habe sich, „obgleich kein Freund der romantischen Phantasien, doch von ihnen erwecken, und von ihrem Tone mehr als er wohl selbst gestehen möchte, beleben lassen" und für seine nähere Besprechung auf einen späteren Abschnitt verwiesen wird, erweckt zwar in dieser Beziehung lebhafte Hoffnungen, aber dieselben werden nicht erfüllt, denn S. 609 wird über Gervinus in zwei Sätzen nur ziemlich allgemein Anerkanntes wiederholt, und zwar in einem Tone, als ginge das Werk desselben den Verf. nicht näher an, als irgend eins der juristischen oder medicinischen, über die er in demselben Zusammenhange berichtet; namentlich wird auf den höchst interessanten Gesichtspunct der innern Verwandtschaft des Gervinus'schen Werkes mit der von ihm so entschieden verworfenen Romantik gar nicht weiter eingegangen.

Man kann in dieser Unterlassung zunächst nur die Verletzung einer Pflicht erblicken, deren Erfüllung jeder Schriftsteller sowohl sich selbst als dem Leser schuldig ist, nämlich den Standpunct seiner Schrift, so viel nur immer möglich, ins Klare zu setzen — wozu nichts förderlicher ist, als wenn man denselben gegen den Standpunct früherer Schriften abgrenzt. Allein es liegt hier noch etwas Tieferes zu Grunde; man mufs annehmen, dafs der Verf. sich überhaupt eines bestimmten Gegensatzes gegen Gervinus, einer von der seinigen verschiedenen Aufgabe *gar nicht bewufst war*, denn sein Werk hat wirklich zu dem Gervinus'schen nur ein schwankendes und unbestimmtes Verhältnifs.

Hrn. H.'s Buch ruht durchaus auf eigenen Quellenstudien. Es enthält, auch abgesehen davon, dafs es viel weiter reicht, als Gervinus, und, dafs es die wissenschaftliche Literatur mit begreift, selbst Gervinus gegenüber manches Neuere. Hierüber ist nun freilich nicht leicht Bericht abzustatten, denn da er nicht untersuchend verfährt, so dafs er von dem bei Gervinus Gegebenen als fester Grundlage ausginge, sondern darstellend, wobei er also das von diesem Gegebene wiederholt, so beschränken sich oft seine wesentlichsten Verdienste darauf, dafs er hier dem Bilde einen höchst charakteristischen Zug beifügt, dort mittelst einer eigenthümlichen Wendung oder reichern Ausführung das Ganze in ein neues Licht zu setzen weifs. Indessen werden sich doch einige Abschnitte namhaft machen lassen, in denen die Bereicherungen einen erfafsbareren Charakter haben. Es gehört dazu der gründliche Bericht über Klopstocks prosaische Schriften (I. S. 128 ff.) — bekanntlich eine keineswegs anziehende Probe der deutschen Literatur — so wie das nähere Eingehen auf Mendelssohn Werke (S. 202), die trotzdem, dafs sie für die Auffassung und Beurtheilung Lessings von grofser Bedeutung sind, von Gervinus kaum erwähnt werden, hier finden sie eine ziemlich vollständige Berücksichtigung. Ferner wird S. 277 über die Frankfurter Gelehrten Anzeigen ein genauerer Bericht abgestattet, als sich bei Gervinus finden kann, der sich auf Zeitschriften grundsätzlich so wenig wie möglich einläfst. Aehnlich verhält es sich mit der Erörterung von Herders Stellung zur Theologie und Philosophie (S. 307), so wie der Verfolgung seiner mannichfaltigen Einwirkungen auf die spätere Zeit. Für den zweiten Band, der allein von Goethe und Schiller handelt, mag besonders darauf hingewiesen werden, dafs der Verf. vielfältige Notizen, die zur Kritik ihrer Werke dienen können, beizubringen weifs; namentlich ist es ein wesentliches Verdienst, dafs er häufig auf Bouterweks Recensionen in den Göttinger Gelehrten Anzeigen hinweist; da die romantische Gewaltherrschaft, welche diesen Mann, der sich gegen sie auflehnte, gleichsam unter Schlofs und Riegel zu legen suchte, längst aufgehört hat, wäre es vielleicht an der Zeit, seine kritischen Ansichten und Verdienste einmal genauer ins Auge zu fassen.

Uebrigens beschränken sich die Verdienste des Hrn. Hillebrand auf diese materiellen Bereicherungen nicht. Er stellt gerade für die Betrachtung der gröfsten unter unsern Schriftstellern des 18. Jahrhunderts neue Gesichtspuncte auf, welche wenigstens nach bestimmten Seiten hin wesentliche Aufschlüsse zur Folge haben. Es ist in Folge von Goethes Wahrheit und Dichtung, wo derselbe die Geschichte seiner Dichtung

Digitized by Google

ganz in die Geschichte seines Individuums auflöst — gewiſs mit Recht, denn eine solche Coincidenz dürfte Goethen eigenthümlich sein — gebräuchlich geworden, auch bei den übrigen geistigen Häuptern unserer Nation eine solche Betrachtungsweise in Anwendung zu bringen; Gervinus ist der Hauptrepräsentant dieser Anschauungsweise. Dies veranlaſste Volmar in der Vorrede zu der ersten Auflage seiner Geschichte der deutschen Literatur, ausdrücklich zu erklären, daſs er eine Geschichte der Dichtung und *nicht* der Dichter geben wolle. Hr. Hillebrand sondert die Fälle, in denen eine solche Betrachtungsart nicht anwendbar ist, mit richtigem Sinne aus; er stellt sie für Wieland und Herder geradezu in Abrede. Es ist bekannt, wie man auf Grubers Veranlassung, der freilich durch Wieland selbst dazu angeleitet war, Wielands Uebergang von der geistlichen zur weltlichen Dichtung gemeiniglich als eine tief psychologische, ja für den Geist der Zeiten höchst bedeutungsvolle Thatsache behandelt. Hr. Hillebr. ist der Ansicht, daſs man diese Sache zu wichtig genommen. „Wir glauben, sagt er S. 135, daſs dabei kein groſses Räthsel zu lösen ist. Zuvörderst liegt die Erfahrung vor, daſs sich solche Gegensätze zwischen der Ueberzeugung und Stimmung der Jugend und des reiferen Alters vielfach bieten, welche so natürlich sind, als das Verhältniſs zwischen Gefühl und Verstand, zwischen Phantasie und Denken, zwischen Unerfahrenheit und Erfahrung, zwischen Schule und Welt, zwischen Unmündigkeit und Mündigkeit, kurz zwischen Jugend und Altersreife überhaupt zu sein pflegt. Oft aber, wenn nicht meistens, stehen Sinnlichkeit und religiöse Schwärmerei nahe beisammen, und es kommt nur auf die Umstände an, wie sie sich verbinden und wie lange sie in ihrer Verbindung beharren." „Wir sind, fährt er demzufolge fort, der Ansicht, daſs bei Wieland überall keine eigentliche Sinnesänderung vorgegangen, also auch keine irgendwie berechnete Inconsequenz in der Umwandlung seiner Lebensansichten und literarischen Standpuncte obgewaltet, vielmehr halten wir die allerdings auffallende Erscheinung für eine bloſs natürliche Selbstbefreiung seines widernatürlich bestimmten und in eine ihm widersprechende Bahn getriebenen ursprünglichen Charakters," was er denn damit belegt, daſs sich jene späteren sokratisch-weltmännischen Tendenzen schon in seiner frühen Jugend vor der Bekanntschaft mit Sophie la Roche bei ihm finden. In ähnlicher Weise verfährt er bei Herder, dessen Jugendungestüm und spätere Grämlichkeit Gervinus nicht zusammen zu reimen weiſs. „Freilich bietet sich, sagt Hr. Hillebr. S. 297, dem allgemeinen Blicke über sein Leben, ein Unterschied, der zwischen der ersten und zweiten Hälfte desselben, worüber er sich selbst mehrfach ausspricht; allein der Urton, womit es sich zuerst ankündigt, klingt, wenn auch mit verschiedener Stärke, unverkennbar durch das Ganze hin. Die *Macht der Empfindung und der intuitiven Vernunft*, die Musik des Herzens und die Philosophie der Inspiration in unstetem Wechselverhältnisse bilden jenen Grundton, von dem alle die eigenthümlichen Erscheinungen bedingt und getragen werden, die sich in Herders Wesen und Thun so auffallend darbieten" — wo es denn natürlich sei, daſs diese Erscheinungen in der ersten Hälfte des Lebens eine andere Färbung haben, als in der zweiten. Vielleicht läſst sich diese Ansicht des Verf.'s dahin zusammenfassen, daſs, wenn es Herders literarhistorische Aufgabe gewesen, die *Natur* zur Geltung zu bringen, wodurch er eben die Sturm- und Drangperiode hervorrief, sich dafür das *bloſs* Natürliche, die Eigenschaften, die jedem Lebensalter als solchem eigen sind, sind, in ihm mehr geltend gemacht haben, als man dies bei einem so bedeutenden Menschen erwarten möchte; es dürfte in dieser Bezeichnung die Goethische Grabschrift II. 305.

Als Knabe verschlossen und trutzig
Als Jüngling anmaſslich und stutzig
Als Mann zu Thaten willig
Als Greis leichtsinnig und grillig! —
Auf deinem Grabstein wird man lesen
Das ist fürwahr ein Mensch gewesen!

auf ihn anwendbar sein. Hr. Hillebr. macht auf einen der Hauptgründe aufmerksam, daſs Herder sich, wie Goethe sich zu Eckermann ausdrückt, „später auf die negative Seite geworfen, und unerfreulich geworden sei," und daſs er, nach dem Berichte seiner Frau, sein Leben als ein verfehltes betrachtet habe — ein Umstand, der, beiläufig bemerkt, schon allein hinreicht, zu beweisen, daſs er mit den übrigen Koryphäen unserer Literatur nicht in eine Reihe zu stellen ist, denn ein wahrhaft groſser Mann wird sein Leben nicht als ein verfehltes beklagen, weil es nicht möglich ist, daſs er seine Lebensaufgabe wirklich verfehlt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1846.

Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, besonders seit Lessing, bis auf die Gegenwart, historisch und kritisch dargestellt von Dr. Jos. Hillebrand.

(Fortsetzung.)

Hr. Hillebrand sagt S. 300: „In Weimar war von Anfang an seine Stellung in mehr als einer Hinsicht schwierig. Von Haus aus dem lauten weltlichen Humor nicht geneigt, forderte hier auch kein geistlicher Brauch mehr Würde und Haltung, als damals in der geistreichen Genialität des Weimarer Hoflebens Mode war." Auf diese Weise kam er, kann man hinzusetzen, in die Stellung des Sittenrichters, des „Hrn. Pastors," wie denn seine Urtheile in Goethes und Schillers Briefwechsel gelegentlich als *die* bezeichnet werden, die „hinter der Kirche" ausgesprochen würden: dies war ursprünglich ganz und gar nicht seine Meinung gewesen, wie er denn ja in der That, den ältern und gewöhnlichen Geistlichen gegenüber, eine weit freiere Stellung einnahm; dazu kam Manches, was er in vollem Rechte nur mit mifsbilligendem Auge ansehen konnte, z. B. Goethes Concubinat, und so mochte er denn, zu seiner grofsen Unbehaglichkeit zuletzt wirklich in einen gewissen Superintendenten verfallen. Ich erlaube mir noch eine Bemerkung hinzuzufügen. Goethe stellt bei Gelegenheit Herders, wenn ich nicht irre, ebenfalls in Eckermanns Gesprächen, die Betrachtung an, dafs sich bei bedeutenden Menschen, die sich aus geringem und ärmlichem Stande heraufgearbeitet, aus dem Bewufstsein, Andern gar zu viel Verpflichtungen schuldig zu sein, eine gewisse Menschenfeindlichkeit entwickeln könne. Sollte es vielleicht Herdern später besonders verdriefslich gewesen sein, die Berufung nach Weimar, die ihn, in Betracht der Schwierigkeiten, auf die er in Göttingen traf, aus einer sehr bedenklichen Lage befreiete, gerade Goethen zu verdanken, den er in Strafsburg als Studenten gekannt, „stutzerhaft" gefunden, und gelegentlich à la Hamann gemifshandelt hatte, und den er in literarischen Dingen zwar gern sein Lebelang als seinen lieben Sohn, an dem er Freude habe, habe gelten lassen, der es sich aber nicht hätte herausnehmen sollen, seinen eigenen Weg zu gehen und ihn zu überflügeln? Es ist damit freilich auf eine Art von Verstimmung hingedeutet, wie wir sie gerade „hinter der Kirche" nur allzuoft antreffen, aber man ist es der Lichtseite der Geschichte der Menschen und der Menschheit schuldig, die Schattenseiten derselben nicht zu verbergen.

Von einer andern Seite her giebt Hr. H. über Lessing gediegene Aufschlüsse. Gubrauer hat es in seiner Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts mit Recht hervorgehoben, dafs die Besprechung Lessings gemeiniglich allzusehr auf ein Bewundern und Preisen des Mannes hinauslaufe, und darüber die präcise und sachgemäfse Angabe, was er doch *geleistet*, versäume. Es kommt bei Lessing gewöhnlich kaum etwas anderes zur Sprache, als sein kräftiger, offener Charakter, auf diesen werden seine literarischen Verdienste, die doch ihrem Stoffe nach mit demselben nichts zu thun haben, zurückgeführt. Hr. H. geht auf den letzteren insbesondere ein. „Als Lessing auftrat, sagt er S. 209, kam es hauptsächlich darauf an, mit der literarischen Vergangenheit in Deutschland die Rechnung abzuschliefsen, die wirthschaftliche Verworrenheit zu beendigen, und sich wie nach neuen Fonds so nach neuen Grundsätzen der Verwaltung umzusehen und dieser ihr rechtes Ziel anzuweisen. Wer unsrer Literatur solches leisten wollte, mufste weniger mit dichterischer Originalität als mit der Schärfe des philosophisch-kritischen Geistes und einem hinlänglichen Vorrathe literarischer Wissenschaft ausgerüstet erscheinen, dabei die Werkzeuge der Besserung mit grofser Geschicklichkeit und allem Muthe

Digitized by Google

unparteiischer Wahrheit zu gebrauchen verstehen. — Lessing fühlte bald, dafs die Wiedergeburt unserer Literatur von zwei Bedingungen wesentlich abhänge, die gründlich erfüllt, allein ihr eine bessere Zukunft zu sichern vermöchten. „Es war die *ästhetische Selbstständigkeit* der Principien und die *nationale Substanz* unsres Volkes, welche für sie erobert und behauptet werden mufsten." Und wenn man an Lessing von jeher ganz vornehmlich seinen Styl gelobt hat, so läfst sich über diesen wohl nichts Schlagenderes sagen, als was wir S. 210 lesen: „Er schrieb nicht ohne die Springfedern und Quellen der gründlichsten Gedanken."

In Bezug auf Bürger lesen wir S. 344 die richtige Bemerkung, dafs in der Schlegelschen Besprechung desselben im Grunde dasselbe gesagt werde, wie in der Schillerschen, nur von einem mehr ästhetischen Standpuncte aus und ohne den sittlichen Enthusiasmus, der in dieser vorherrscht, und den man Schillern in diesem Falle um so weniger zum Vorwurf machen kann, da derselbe hier im Grunde über *seine eigenen* Jugendproducte, die ja zum Theil directe Nachahmungen Bürgerscher Gedichte sind, sein Verwerfungsurtheil aussprechen wollte: „Schiller warf sich mit einer Art Leidenschaft in die Cultur" sagt Goethe.

In Betreff Schillers selbst erwirbt Hr. H. sich das Verdienst, die vielbesprochene Frage nach seiner politischen Bedeutung bestimmt und reinlich aufzulösen. „Von der ersten Jugend an, so *ungefähr* heifst es II. S. 320, bis zum Schlusse seiner Lebensbahn war es der allgemeine Freiheitsdrang jener Zeit, der ihn überhaupt und insbesondere auch in politischer Beziehung erfüllte und die Inspiration seiner Werke bildete. — Man kann ihn in dieser Hinsicht, wie oft geschehen, wohl einen *politischen Dichter* nennen" — aber — „es war nicht der specifische nationale Patriotismus, der seine Muse begeisterte, sondern das politische Moment *im allgemeinen Sinne der Humanität.* Er wollte politische Freiheit, damit die Menschheit fortschreiten und in diesem Fortschritte ihrer unveräufserlichen Rechte sicher sein könne. Der Staat war ihm das grofse Institut der menschlichen Bildung und Vernunft, insofern in ihm das Individuum zugleich als Gattung existirt. Um aber dieses zu sein, mufs er von den ästhetischen Mächten getragen und regiert werden. Er beschäftigt sich also im Grunde nur theoretisch mit den Principen der Freiheit, wobei ihm namentlich die französische Revolution nur eine Art Paradigma ist, weshalb er sich nicht unmittelbar an ihr betheiligt und auch nicht darauf ausgeht, im Vaterlande bestimmte politische Umwandlungen hervorzurufen."

Insofern ist also Hrn. H.'s Buch *im Einzelnen* von Gervinus vielfältig unabhängig. Aber im *Ganzen* läfst sich dies nicht in demselben Grade behaupten. Die unabhängigen Studien, die er angestellt hat, sind in gewisser Beziehung in Gervinus Sinn gemacht, die Urtheile, die er fällt, in Gervinus Geiste gefällt; er weist in der Vorrede darauf hin, dafs man nicht glauben werde, es sei sein Buch nur aus einem gewissen dilettantischen Gelüste hervorgegangen, denn er habe schon vor einiger Zeit seine „Literaturästhetik" geschrieben, und allerdings mufs man zugeben, dafs es zu denjenigen Büchern, die nur aus dem Bedürfnifs entstanden sind, den reichen Stoff, der sich im Gervinus findet, zu verarbeiten, nicht gehört, aber doch wird bei ihm die *Wiederaufnahme* dieser Studien durch Gervinus veranlafst sein; die Färbung seines Buches verräth es fast überall; es zeigt sich in ihm ein gewisses Nachdröhnen der eigenthümlichen Stimmung, die dem Gervinus'schen Buche zu Grunde liegt; das Buch selbst stellt sich als ein Ableger des Gervinus'schen dar, der zwar für sich Wurzel geschlagen, und also ein eigenes Individuum ist, aber keine eigene Species bildet.

Es äufsert sich dies vor Allem darin, dafs er von Gervinus eine Methode entlehnt, die nach dem Plane seines eigenen Werkes durchaus unzuläfsig ist.

Die schwierigste Frage bei einem literarhistorischen Werke, das nicht auf eine blofse Nomenclatur der Schriftsteller oder ihrer Werke, sondern auf eine Darstellung des in ihnen sichtbaren geistigen Ganges angelegt ist, dürfte der Standpunct sein, den der Vf. den Werken, die in ihm behandelt werden, gegenüber einzunehmen hat. Denn es kann zwar bei einer solchen Leistung nicht auf die Beurtheilung dieser Werke abgesehen sein, allein schon die blofse wissenschaftliche Auffassung derselben, das Aussprechen dessen, was in ihnen vorhanden sei, wodurch sie sich von einander unterscheiden und worin sich in ihnen ein Fortschritt kundgebe, setzt eine bestimmte ästhetische Bildung, gewisse deutlich ausgeprägte ästhetische Kategorien voraus. Nun wird man vielleicht einwerfen, dafs dies sich von selbst finden werde, da jeder ge-

Digitized by Google

sunde Mensch ohne Weiteres aus der frischen Unmittelbarkeit der in seiner Zeit und Umgebung gangbaren Bildung heraus urtheilen und auffassen werde. Aber damit ist es hier doch nicht gethan; die blofse Bildung reicht nicht aus: es mufs eine zwar nicht in wissenschaftlicher Systematik, aber doch in mannichfaltiger Reflexion gegliederte Denkungsart zu Grunde liegen. Hier hat nun Gervinus einen Griff gethan, auf den recht eigentlich das alte Wort vom Ei des Columbus pafst — womit es denn eben auch erklärt wäre, wie es den Leuten nach ihm so leicht werden konnte, so viele Literaturgeschichten zu schreiben. Ich denke mir die Entstehung der letzten beiden Bände seines Werkes so. Es bedurfte gewisser Grenzsteine in dem unermefslichen Gebiete der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, gewisser Wegweiser durch seine labyrinthischen Bildungszweige. Nun fanden sich in ihm selbst drei Männer, die es sich recht eigentlich sollen angelegen sein lassen, sich in denselben zu orientiren. Diese waren einerseits Lessing, andrerseits Schiller und Goethe. So legte also Gervinus für die frühere Zeit Lessings kritische Arbeiten, vorzüglich die Literaturbriefe, für die spätere Goethes Wahrheit und Dichtung und sonstige Literaturnotizen und Schillers Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, in der eine Anzahl Dichter der damals jüngstvergangenen Zeit kritisirt wird, zu Grunde: von diesen ging er rückwärts, und machte es sich zum Gesetz, was in ihnen erwähnt wird, Alles zu kennen, woran sich denn wiederum ein immer weiter ausgebreitetetes Studium knüpfen mufste. Dafs Goethes Wahrheit und Dichtung eine aufserordentliche Wirkung auf ihn ausgeübt hatte, dafür läfst sich ein äufserst schlagender Beweis geben. „Habe ich, sagt Goethe im siebenten Buche 25. S. 107, nachdem er den Zustand der deutschen Literatur zu der Zeit, als er nach Leipzig kam, geschildert, durch diese cursorischen und desultorischen Bemerkungen über deutsche Literatur meine Leser in einige Verwirrung gesetzt, so ist es mir geglückt, eine Vorstellung von jenem chaotischen Zustande zu geben, in welchem sich mein armes Gehirn befand, als im Conflict zweier, für das literarische Vaterland so bedeutender Epochen, so viel Neues auf mich eindrängte" u. s. w. In offenbarer Nachahmung dieses Satzes sagt Gervinus Bd. III. 334. „Wenn sich der Leser in den nächstvorhergehenden Abschnitten über leeren Namen gelangweilt, in unserer Darstellung Interesse vermifst und aus den Sachen keinen Gewinn gezogen hat, so ist es mir gelungen, eben die Wirkungen hervorzubringen, die die Gegenstände unmittelbar aus der ersten Hand auf den Leser machen würden" — womit er freilich sich als Historiker nicht empfiehlt, denn diesem liegt es doch gerade ob, nicht die Gegenstände in ihrer rohen Wirklichkeit, sondern nach ihren innern Gründen darzustellen, wo sie denn, mögen sie an und für sich langweilig oder interessant sein, für den erkennenden Geist nothwendig ein Interesse bekommen müssen, und wäre es auch nur dieses, dafs er nun doch einsieht, warum die Dinge selbst eine so langweilige Gestalt gewonnen.

Vermöge dieses Ausgangspunctes ergiebt sich nun für Gervinus die Möglichkeit, an den Ansichten jener drei Männer die ganze ihnen voran oder parallelgehende Literatur zu messen und sie in ihren Kategorien zu fassen. Wir finden daher für die frühere Zeit so ziemlich Alles, was Lessing über deutsche Literatur gedacht und geurtheilt, in seine Darstellung verwebt, und wo diese Quelle versiegt, treten Goethe und Schiller ein; von dem letztern wird man nicht leicht ein hiehergehöriges Wort angeben können, dem wir nicht an seiner Stelle begegneten; was Goethe anbetrifft, so enthebt mich das Vorhandensein eines guten Registers zu seinen Werken — das freilich die Briefsammlungen und Berichte seiner Freunde über ihn nicht befafst, obgleich sie auch sehr in Betracht kommen, — des Beweises, wenn ich behaupte, dafs entweder eine ausdrückliche Besprechung eines Schriftstellers z. B. in Wahrheit und Dichtung, oder eine Zusammenstellung der zerstreuten Aeufserungen Goethes über ihn in den allermeisten Fällen die Grundlage von Gervinus Darstellung desselben ausmacht.

Ich bin weit entfernt, dies tadeln zu wollen: obgleich mir dies nicht die richtigste Methode der Geschichtschreibung zu sein scheint, so ist es doch sehr gut, dafs sie einmal versucht, ja, so vollständig durchgeführt worden. Und Gervinus hat seiner ganzen Ansicht von der neuern deutschen Literaturgeschichte zufolge ein *Recht*, so zu verfahren. Denn für ihn fällt der Goethe-Schillersche Standpunct — dem sich der Lessingsche unter- und einordnet, insofern jene Männer Lessings Ansichten in den ihrigen verarbeitet haben, *in diesen Dingen* mit den heutigen zusammen.

Digitized by Google

Denn es ist nach Gervinus Ansicht das vorige Jahrhundert die Zeit der ästhetischen Ausbildung der Deutschen, die sich in Schiller und Goethe abschliefst, und seit der Zeit dieser Männer soll zwar der totale Fortschritt gemacht worden sein, dafs das ästhetische Interesse sich in das politische ausgebildet, aber innerhalb des ästhetischen Gebietes selbst soll ein Fortschritt nicht weiter stattgefunden haben.

Hr. H. adoptirt jene Gervinus'sche Methode; auch seine Darstellung ist überall mit Lessing-Goethe-Schillerschen Gesichtspuncten durchspickt, aber er *glaubt die Geschichte der ästhetischen Literatur nicht mit diesen Männern beschlossen, sondern sieht auch in der Romantik und der Prosa der Gegenwart*, welche beide Gervinus nur als eine Episode in dem Sinne, wie etwa Schelling die Hegelsche Philosophie so nennt, betrachtet, *noch eine weitere Entwickelung* — folglich gebraucht er als historischen Maafsstab, was ihm nur historisches Object sein sollte, identificirt sich mit dem, was doch der Anlage seines eigenen Werkes zufolge, nur als ein vorbereitendes Moment zu seinem eigenen Standpuncte, dem Standpuncte der Gegenwart, betrachtet werden durfte.

So viel über Hrn. H.'s unbewufste und unvermittelte Abhängigkeit von Gervinus im Allgemeinen. Es kann nicht fehlen, dafs diese sich nicht auch in einzelnen Partien oder Charakterzügen ausprägen sollte. Besonders zeigt sich in dem einleitenden Abschnitte „regenerative Literatur" — die Benennung und Auffassungsweise werden weiter unten geprüft werden — ein entschiedenes Anlehnen an Gervinus. Man schlage in dem letztern den Idyllendichter Bronner nach, und urtheile selbst, ob nicht die folgenden Worte H.'s über ihn I. S. 171 allenfalls von Einem geschrieben sein könnten, der wohl Gervinus, aber nicht Bronner gelesen hätte. „In der Weise der Gefsnerschen Idylle versuchte sich besonders Hr. *Xaver Bronner*, der in seinen „Fischeridyllen" vornehmlich den sentimental-idealen Ton seines Meisters und Gönners widergab. Dieser (Gefsner) fühlte in jenen Versuchen, die ihm der Verf. vor ihrer Veröffentlichung mittheilte, das Verwandte, und liefs sich dadurch wohl besonders bestimmen, sie herauszugeben (1787). Später wurden *neue* hinzugefügt (1794). Auf den ersten Blick scheinen sie mehr Naturindividualität zu haben, als die Gefsners, allein diese verschwindet doch unvermerkt und geht fast ganz über in die subjectiv-abstracte Idealanschauung des mit der Menschenwelt und Lebenswirklichkeit zu wenig bekannten Dichters, der beide und selbst die Natur mehr aus der Enge seiner Klosterzelle, als von der freien Höhe des Weltstandpunctes angesehen und aufgefafst hatte; obwohl er sonst, so gut es seine früheren beschränkten Verhältnisse und seine unfreie Erziehung gestatteten, mit altklassischen Musterwerken, zum Theil selbst mit Theocrit, sich befreundet hatte. Im Ganzen werden diese Idyllen von denselben Fehlern gedrückt, wie die Gefsners, hinter denen sie als Nachahmungen ohnedies zurückstehen." Und dazu als Anmerkung „Bronner war katholischer Klostergeistlicher, verliefs aber seinen Stand und lebte in verschiedenen Stellungen in der Schweiz, wohin er geflohen. Er hat sein Leben selbst beschrieben, welches, von andern Beziehungen abgesehen, als ein lehrreicher Beitrag zur Kenntnifs der Religions- und Culturverhältnisse von Süddeutschland, während der siebenziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zu berücksichtigen ist." In andern Fällen begnügt sich der Verf., das was Gervinus gesagt, nicht, weiter auszuführen, sondern geradezu breitzutreten z. B. I. S. 221 — „mit Recht weist Gervinus bei dem schwankenden Mellefont auf Goethes Lieblingscharakter hin. *Wer sieht nicht in diesem Lessingschen Verführer, dem keinerlei Entschlufs möglich wird, und der in seiner Charakterlosigkeit sein eigenes Schicksal ist, den schwächlichen, rathlosen Clavigo, den weichlich hin- und hertaumelnden Fernando, den willenlosen, unmächtigen Eduard?*" Auch erwähnt er einmal etwas, was sich wohl bei Gervinus nicht aber bei ihm findet, so als hätte er es weitläufig behandelt: — die moralischen Wochenschriften S. 192, die S. 7 vergessen werden, denn hier scheint es, als hätten sich die spätern literarischen Zeitschriften, (Literaturbriefe u. s. w.) unmittelbar aus den *gelehrten* Zeitungen des Thomasius entwickelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1846.

Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, besonders mit Lessing, bis auf die Gegenwart, historisch und kritisch dargestellt von Dr. Jos. Hillebrand.

(Fortsetzung.)

Endlich geht Gervinus Einwirkung auf den Verf. so weit, dafs selbst sein Stil die Färbung des Gervinus'schen annimmt z. B. I. 207. „Die instinctive Geistesunruhe, die ihn — Lessing — auf alle Puncte hintrieb, wo sich für seine Beobachtung oder Prüfung ein anziehender Gegenstand darbot, die methodenlose Methode, die ihn hier betasten, dort festhalten liefs, hier zur Aufnahme, dort zur Verwerfung, bald zur Behauptung, bald zur Verneinung stimmte, das Streben, dem Denken über der Empfindung den Platz zu geben, dabei die ganze eigenthümliche Wechselbeziehung zwischen jenem negativen und positiven Verhalten, welches seine persönlichen und literarischen Richtungen durchgängig charakterisirt, trat in seinem Leipziger Lebensstadium bereits bemerklich genug hervor, wo er in die Theologie hinüberhorchte, mit der Medicin liebäugelte, an Chemie und Botanik vorüberstreifte, die philologischen und antiquarischen Vorlesungen Ernestis in Ehren hielt, während er an Kästners Disputirübungen seine Lust fand, die Bremer Beiträge von Weitem ansah, indefs er mit dem freidenkerischen, [illegible] Mylius wie mit dem behutsamen Weifse verk[illegible]te, bei dem Schauspieler Brückner declamatorische Uebungen pflegte, und aus Paradoxie den seichten Nimroddichter Neumann der gelehrten Aristocratie vorzog, überhaupt aber bald in jene kritische und productive literarische Vielgeschäftigkeit hineingerieth, die ihm später stets Beruf und Bedürfnifs blieb." Und folgender Satz: „Wie Mifs Sara neben der Schrift „Pope ein Metaphysiker" steht, wie Minna von Barnhelm sich dem „Laokoon," Emilia Galotti der „Dramaturgie," poetisch zur Seite stellt, so trat der Nathan der antigoezischen Literatur als dichterisches Gegenbild in sinniger Charakteristik gegenüber" sieht fast aus wie eine Persiflage des unendlichen Hinüber- und Herübervergleichens und Aufeinanderpackens und der ganzen rudis indigestaque moles des Gervinus'schen Stiles — denn was in aller Welt hat da Minna mit dem Laokoon oder gar die Sara mit dem Pope zu thun? —

Es sind also, wie wir bis jetzt gesehen, nur Einzelheiten, in denen Hr. H. über Gervinus fortschreitet. Gehen wir nun auf die gleich am Anfange aufgestellten Grundsätze der Werthschätzung einer wissenschaftlichen Leistung zurück, so sollte er, da er ein ganzes bereits früher behandeltes Gebiet behandelt, billigerweise die *Vertiefung* der Wissenschaft zu seinem Augenmerk genommen, und sie aus einem neuen Gesichtspunct, nach einer neuen Methode behandelt haben. Dafs dies nicht geschehen, ist so eben gezeigt worden. Und wenn er sich durch jene Einzelheiten ein Verdienst erwirbt, so erwächst ihm daraus, dafs er dies in diesem Werke thut, nur ein neuer Vorwurf. Er behandelt einzelne neue Gegenstände nach einer von einem Andern aufgestellten Methode, oder giebt dieser auf solche, die bereits nach ihr behandelt worden, eine neue Anwendung. Aber dies sollte in Monographien geschehen, in denen sich die Erweiterung der Wissenschaft von dem alten Stamm der Kenntnisse reinlich abhebt; eine Wiederholung des bereits auf dieselbe Weise behandelten, mit blofs *beiläufigen* Erweiterungen und Verbesserungen ist schon darum vom Uebel, weil sie die Abschätzung der wissenschaftlichen Verdienste des Einzelnen verhindert und den Späteren in den Verdacht bringen kann, als gedächte er sich mit fremden Federn zu schmücken.

Nun wird freilich der, welcher das H.'sche Werk schon kennt, verwundert fragen, ob es denn nach der

Digitized by Google

allgemeinen Seite hin, in seinen allgemeinen leitenden Gedanken, so ganz mit Gervinus übereinstimme?

Hierauf ist meine Antwort — Nein — aber dasjenige, worin er in dieser Beziehung von Gervinus abweicht, ist nichts weniger als ein Fortschritt.

Hr. H. protestirt, wie bereits angeführt, im Voraus dagegen, wenn man etwa glauben sollte, dafs sein Werk aus einem blofsen dilettantischen Gelüste entstanden, und beruft sich dafür, dafs seine Beschäftigung mit dem Gegenstande nicht von gestern sei, auf ein vor fast 20 Jahren erschienenes Werk. Dieser Umstand mag ihn nach der einen Seite hin schützen, aber auf der andern giebt er dem Tadel gegen ihn einen bestimmten Ausdruck an die Hand. Diese frühe selbständige Beschäftigung mit dem Gegenstande macht das unbestimmte und schiefe Verhältnifs seines neuen Buches zu Gervinus auf einmal begreiflich: *er hat das Wesen der Gervinus'schen Behandlungsweise gar nicht begriffen, denn er steht, wie die seinige zeigt, noch auf einem hinter jenem zurückliegenden Standpunct der Auffassung des Gegenstandes.*

Gervinus, habe ich eben gesagt, hat die neuere deutsche Literatur zuerst wahrhaft historisch aufgefafst. Es liegt also in dem Tadel gegen H., dafs er auf einer von Gervinus überschrittenen Stufe stehen geblieben, der weitere, dafs er sich in dieser Geschichte überhaupt gar nicht als Historiker verhalte.

Hr. H. zeigt in diesem Werke gar nicht die geistige Physiognomie eines Historikers. Die innere Lebensform des Historikers ist das Versenktsein in den Stoff, das specifische Interesse für alle seine kleinen Bezüge; er lebt ganz in ihrer Erforschung und Zusammengruppirung. Dies ist bei Hrn. H. nicht der Fall. Wir finden bei ihm bei Weitem nicht den Reichthum des Materials, der Gervinus Werk auszeichnet. Nun könnte man freilich einwenden, dafs doch Gervinus selbst gesagt habe, man könnte an Klopstock, Wieland, Lessing, Goethe, Schiller den ganzen Gang der deutschen Literatur darstellen. Es wäre Hrn. H. nichts vorzuwerfen, wenn er sich nur zu solcher Beschränkung ernstlich resolvirte und dann auf eine derselben angemessene Weise verführe. Aber er schielt, obgleich er nur in Bezug auf diese Koryphäen etwas Eigenthümliches zu geben weifs, doch nach jener Vollständigkeit hinüber. Nicht als ob er nicht wirklich Vieles gelesen hätte und also eine ziemliche Empirie besäfse. Aber es fehlt ihm der rechte *empirische Geist* — er hat Manches offenbar nur darum gelesen, damit man nicht sagen könne, dafs es ihm unbekannt geblieben sei — nicht aus Liebe zur Sache, nicht auf Veranlassung bestimmter Fragen und Anknüpfungspuncte, die ihn ganz von selbst von dem einen zum andern überführten. Es ist dies eine Wahrnehmung, die man, wie Alles, was dem physiognomischen Gebiete angehört, nicht eigentlich demonstriren, sondern nur für den aussprechen kann, der sie allenfalls selbst zu machen vermöchte. Auch würde ich mir nicht erlaubt haben, auf diesen Punct einzugehen, liefse sich nicht in andrer Beziehung sehr schlagend beweisen, dafs es Hrn. H. wirklich an dem eigentlichen Geiste eines Historikers fehlt. Es herrscht nämlich im I. Buche ein gewisser Geist der Ungenauigkeit, welcher ihn zu Fehlern verführt, dergleichen ich dem Gervinus in dem Theile seines Werkes, der allein unter meine Beurtheilung fällt, nicht nachzuweisen wüfste.

Vor Allem mufs ich ein Versehen in Betreff des Faust erwähnen, das freilich Hrn. H. nicht allein zur Last fällt, da man es häufig begehen hört; um so angemessener wird es sein, dafs es einmal in einer Zeitschrift erwähnt wird. Hr. H. sagt I. S. 389, Goethe satirisire in dem Wagner im Faust seinen Jugendgenossen Leopold Wagner, den Verf. der Kindermörderin; — man pflegt sonst wohl hinzuzusetzen: um sich an ihm wegen dieses literarischen Diebstahls zu rächen. Ich gestehe dafs es mir unbekannt ist, woher dieser Mythus ursprünglich entstanden sein möge, aber dafs er nichts andres ist, als ein Mythus, läfst sich leicht zeigen. Der Name des Wagner für den Famulus des Faust ist gar nicht von Goethe erfunden, sondern gehört der alten Ueberlieferung an: findet er sich doch schon in dem Dr. Faustus des Marlowe, des Zeitgenossen Shakspeare's. Nun wäre es freilich möglich, dafs Goethen dabei sein Kamerad eingefallen wäre, und er dem alten Namen die Persönlichkeit des Zeitgenossen untergelegt hätte, und es könnte dies um so eher sein, da Goethe, wie aus seinen Briefen an die Gräfin Stollberg erhellt, gerade um diese Zeit an Faust dichtete. Aber ich wüfste dafür keine bestimmte Belege anzugeben, Wagner im Faust ist ein beschränkter Mensch, und Leopold Wagner mag in Goethes genialem Geiste der mindestbegabte gewesen sein, allein jener macht aus seiner Beschränktheit und phi-

Digitized by Google

liströsen Gesinnung gar kein Hehl, während der Jugendgenosse Goethes das Genialitätstreiben wenigstens *mitzumachen suchte;* man sollte denken, wenn es darauf angekommen wäre, ihn lächerlich zu machen, hätte gerade dieses ohnmächtige Bestreben der Punct sein müssen, auf den die Satire sich gerichtet hätte. Dazu kommt Goethes eigene Erklärung in Wahrheit und Dichtung. Er erzählt hier 26 S. 253 von jenem Leopold Wagner. „Er zeigte sich als ein Strebender, und so war er willkommen. Auch hielt er treulich an mir, und weil ich aus allem, was ich vorhatte, kein Geheimnifs machte, so erzählte ich ihm wie andern meine Absicht mit Faust, besonders die Katastrophe von Gretchen. Er fafste das Sujet auf, und benutzte es für ein Trauerspiel, die Kindesmörderin. Es war das erste Mal, dafs mir Jemand etwas von meinen Vorsätzen wegschnappte; *es verdrofs mich, ohne dafs ich es ihm nachgetragen hätte.*"

Im Uebrigen will ich mich bei der Anzeige einiger Versehen des Hrn. H. auf die Abschnitte beschränken, welche Lessing und was ihm nahe stand, behandeln.

Zuvörderst sind die Angaben über die Berliner Zeitschriften des Nicolaischen Zeitraumes und Lessings Verhältnifs zur Denkungsart der Nicolaiten ungenau. S. 194 wird gesagt, dafs sich aufser Nicolai, Lessing und Mendelssohn besonders Abbt bei dei den Literaturbriefen betheiligt habe. Es hätte hier durchaus nicht verschwiegen bleiben dürfen, dafs Abbt erst nach Lessings Abgange hinzutrat, und gewissermafsen um denselben zu ersetzen — denn das Verhältnifs, in welchem Nicolai und Mendelssohn in ihren Briefen zu dem ersteren erscheinen, wirft ein Licht auf den Grund von Lessings Abgange, Abbt wird von den beiden Männern durchaus als Schüler behandelt, sie verweigern ihm förmlich das Exercitium, und spielen durchaus Redacteur gegen ihn; vielleicht hatte Lessing bei ihnen eine Lust verspürt, auch ihn so zu tractiren — man denke nur daran, wie altklug und hofmeisterlich die beiden Leute sich über Lessings Lebensweise in Breslau auslassen. Wie wir beide kennen, dürfen wir wohl annehmen, dafs dies ursprünglich von Nicolai ausgegangen, und so macht Lessings Abgang von den Literaturbriefen insofern Epoche, als dieselben nach demselben also anfangen, ein Nicolaisches Organ zu werden. S. 197 heifst es, Lessing habe an der Allgemeinen deutschen Bibliothek so gut wie gar keinen Theil genommen, Mendelssohn dagegen sei dem Institute und dessen Vater Nicolai näher befreundet geblieben. Wenn das letztere heifsen soll, dafs Mendelssohn an der Bibliothek mitgearbeitet, so ist auch dies unrichtig; durch die Gründung der allgemeinen deutschen Bibliothek wird aus dem journalistischen Duumvirat der zweiten Hälfte der Literaturbriefe, die auf das Triumvirat der ersten gefolgt war, die reine Monarchie Nicolais; seine Mitarbeiter waren eben nur Recensenten, dem Redacteur gegenüber, und um nicht in eine solche Stellung zu kommen, zog sich Mendelssohn eben so zurück, wie Lessing dies vorher schon gethan hatte. Lessing aber nahm an der allgemeinen deutschen Bibliothek nicht nur *so gut wie gar keinen*, sondern in der That *ganz und gar keinen* Antheil, und dafs der Verf. hier einen so unbestimmten Ausdruck wählen konnte, dahinter verbirgt sich eine tiefere Verkennung des Verhältnisses dieser Männer. Hr. H. denkt sich Lessingen als einen geistreicheren, einen tieferen Verbündeten, aber doch immer als einen Verbündeten Nicolais und der Seinigen. Er sagt I. S. 239 von Eberhard, er habe in seiner neuen Apologie des Socrates der Orthodoxie einen entschiedenen deistischen Rationalismus entgegengesetzt, „wider den selbst Lessing sich ermäfsigend zu äufsern für gut fand." Als wenn Lessingen ein deistisch-rationalistischer Standpunct zugeschrieben werden dürfte, und er nicht gerade mit jenem Widerspruch gegen Eberhard (in dem Aufsatz „Leibnitz von den ewigen Strafen," in dem ersten Beitrage zur Geschichte und Literatur 1773 Lachmann Bd. IX. S. 149 ff.) zuerst angedeutet hätte, dafs er zu den Nicolaiten in entschiedenen *Gegensatz* trete, insofern er ihren Standpunct nur als die Vorstufe zu betrachten wisse. Die Stellen aus Lessings Briefwechsel, welche seine persönliche Entfremdung von Nicolai beweisen, hat schon Fichte in Fr. Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen sehr gut zusammengestellt. Dafs Hr. H. über die theologische Stellung Lessings überhaupt im Unklaren ist, beweist er dadurch, dafs er Abbt darum, dafs er „den protestantischen Grofsinquisitor Goeze, mit muthiger Waffe bekämpft," Lessings *eigentlichsten* Vorgänger nennt. Als ob nicht schon vor Lessing alle Welt mit Goeze zusammengerathen wäre — namentlich ist Nicolais Sebaldus Nothanker gegen ihn gerichtet. *Gerade um dieser*

Digitized by Google

Art Bekämpfung ein Ende zu machen, ergriff Lessing selbst die Feder. Nicht „um der Einseitigkeit der orthodoxen Dogmatik den Fehde-Handschuh hinzuwerfen," S. 239 veröffentlichte Lessing die Wolfenbüttler Fragmente, sondern um die Art des Rationalismus, aus welcher diese letztern hervorgegangen waren, dadurch, dafs er ihr tüchtigstes Erzeugnifs aufstellte, über sich selbst hinauszutreiben. Hr. H. würde über diese Dinge nicht im Unklaren sein können, wenn er Guhrauers Buch über Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts," in welchem die Sache den allgemeinen Resultaten nach richtig dargestellt wird, einer eingehenden Berücksichtigung werth gehalten hätte. Dafs er dies nicht gethan, erhellt aus der matten Aeufserung S. 237 — „wenn sonst die Kritik die Authenticität dieser Schrift der „Erziehung" gegen jüngst erhobene Widersprüche behaupten und ferner sicher stellen kann, und aus der Anmerkung dazu: „Vor einiger Zeit ist versucht worden, die Lessingsche Urheberschaft dieser bekannten Schrift zu bestreiten, und sie wenigstens dem Wesen nach, dem berühmten Oekonomen Albrecht Thär, beizulegen. Vergl. Albr. Thär u. s. w. von W. Körte Leipzig 1839, doch sind die Gründe für diese Angabe wenig überzeugend, wie zum Theil schon Guhrauer nachgewiesen. Lessing hat die Schrift selbst ausdrücklich für die seinige erklärt, mit der Bemerkung, dafs er sie nicht „apodictisch" sondern „gymnastisch" geschrieben habe. Lessing war aber nicht gewohnt, zu lügen, noch brauchte er sich mit fremden Federn zu schmücken." Das ist ein halbes Gerede, das den Kern der Sache nicht trifft. Guhrauers Beweis, dafs die Schrift von Lessing herrühre, beruht nicht auf der Abweisung der Gründe, die Körte vorzubringen versucht, noch auch auf der Hervorziehung Lessingischer Erklärungen über diesen Punct, sondern auf dem positiven Nachweis, dafs sie sich aus den anderweitig bekannten Ansichten Lessings über diese Gegenstände organisch herausbilde und den Mittelpunct derselben bilde — wobei er denn eben ein vollständiges System von L.'s theologisch-philosophischer Denkart aufzustellen versucht.

Nicht weniger fehlt Hr. L. in der Behandlung einiger Puncte, die der ästhetischen Thätigkeit Lessings angehören. S. 191 lesen wir, „der Laokoon würde ohne Winckelmanns Kunstgeschichte schwerlich entstanden sein," was S. 224, wie folgt, weiter ausgeführt wird: „Kurz vor Winckelmann hatte die antike Kunst sich vielfach in den Vordergrund gedrängt und die Aufmerksamkeit der Gelehrten wie der Dilettanten auf sich gezogen. Als er mit seiner Geschichte der Kunst auftrat, gab er diesen unsicheren Strebungen einen Halt- und Mittelpunct, von welchem aus sie sich recht orientiren und fortan mit bestimmter Richtung ihr Ziel verfolgen mochten. Lessing bemächtigte sich nun der Frage nach ihrer damaligen Stellung und fand mit sicherem Tacte die wesentliche Bedeutung, welche sie in Deutschland zugleich für die *literar-ästhetische* Bewegung hatte. Angeregt, gewissermafsen aufgefordert durch Winckelmanns Geschichte der Kunst, dessen Ansicht, dafs *edle Einfalt und stille Gröfse* das Princip der antiken Production sei, er bestreiten zu müssen glaubte, stellte er sich mit dem Laokoon in die Mitte der Untersuchungen, um ihren Bezug bestimmter und allgemeiner zugleich zu fassen und darzustellen." Dies ist durchaus falsch und gänzlich aus der Luft gegriffen. Keineswegs ruht Lessing im Laokoon auf dem von Winckelmann eingenommenen Standpunct, vielmehr bleibt seine Schrift, obgleich sie nach Einer Seite hin einen Fortschritt begründet, an den Winckelmann nicht denkt, in einer höchst wichtigen Beziehung hinter dem Werke des letzteren zurück. Sie fafst nämlich noch, wie dies in der modernen Zeit überhaupt stattfand, die ganze bildende Kunst unter die *Malerei* zusammen, während Winckelmann, indem er im Grunde nur eine Geschichte der *Sculptur* giebt, diese Kunst rein für sich auffafst, und sie also von dem Einflusse der Malerei zu emancipiren anleitet. Auch noch in andrer Beziehung hat Lessing die W.'sche Geschichte der Kunst nicht begriffen. Er selbst bezeichnet, was er über dieselbe bemerkt, als Krokylegmos. Es würde thöricht sein, die Verbesserungen im *Einzelnen*, welche er vorbringt, verschmähen zu wollen: aber dafs er *nur solche* vorbringt, dafs er das Ganze, die in dem Werke durchgeführte Idee nicht anerkennt, scheint zu beweisen, dafs er sie nicht zu erkennen gewufst, dafs er also nicht begriffen, dafs Winckelmann mit dem Buche nicht nur die Geschichte der Sculptur des Alterthums, sondern *alle* Kunstgeschichte *überhaupt* gegründet, den *Gedanken der Kunstgeschichte* überhaupt *zuerst gefafst* habe — dafs ihm also der Gedanke einer Kunstgeschichte selbst unverständlich geblieben, wie dies bei seiner vorwaltend analytischen Geistesrichtung auch wohl begreiflich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1846.

Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, besonders mit Lessing, bis auf die Gegenwart, historisch und kritisch dargestellt von Dr. Jos. Hillebrand.

(Fortsetzung.)

Diese Reflexionen möchte nun Hr. Hillebrand immerhin anzustellen unterlassen haben. Aber es ist auch nicht wahr, dafs Lessing auch nur äufserlich an die Winckelmann'sche Kunstgeschichte angeknüpft hätte. Das, womit es Lessing im Laokoon zu thun hat, kommt in der Kunstgeschichte überall *gar nicht vor. Nur* in dem Buche „Von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" sucht Winckelmann die antike Kunst auf *edle Einfalt und stille Gröfse* zurückzuführen; in der Kunstgeschichte bedient er sich ganz anderer Ausdrücke, die der Lessingschen Ansicht selbst viel näher kommen. Auch citirt Lessing nicht nur in den Abschnitten des Laokoon, welche die bekannte Theorie über den Connex der bildenden Kunst und der Dichtung enthalten, einzig und allein jene frühere Schrift, sondern es erhellt auch aus dem Laokoon selbst, dafs er, da er diese Abschnitte schrieb, die Kunstgeschichte noch gar nicht kannte. Er könnte zwar sehr wohl den ganzen Laokoon erst nach dem Erscheinen der letztern geschrieben haben, denn dieses fällt in den Anfang des Jahres 1764 und der Laokoon ist erst im Anfang 1766 ans Licht getreten. Aber abgesehen davon, dafs die zwischenliegende Zeit zum Theil solchen Studien nicht günstig sein mochte, indem er in ihr von Breslau nach Berlin übersiedelte, und es insofern schon anzunehmen ist, dafs der Laokoon bereits in Breslau vollendet worden, hebt auch der Anfang des sechs und zwanzigsten Kapitels (Lachmann VI. S. 525) jeden Zweifel. „Des Hrn. Winckelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums ist erschienen. Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieses Werk gelesen zu haben." Er hatte es also bei Anfertigung der frühern Abschnitte noch nicht gelesen, wie es denn in der Vorrede geradezu heifst, das ganze Buch oder wie er es nennt, die „Sammlung von Aufsätzen" — sei „zufälliger Weise entstanden und mehr nach der Folge seiner Lectüre, als durch die methodische Entwickelung allgemeiner Grundsätze angewachsen" (a. a. O. S. 374).

Ein ähnlicher Irrthum, den man eben so im Interesse der Originalität von Lessings Geist und Geistesentwickelung nicht ungerügt hingehen lassen darf, begegnet Hrn. H. in Betreff des Verhältnisses, in welchem derselbe zu Diderot gestanden habe. Diderot, heifst es S. 221, habe, „nebst englischen Vorbildern (z. B. Lillo), Lessing eigentlich auf das sogenannte *bürgerliche Trauerspiel* geführt, welches er nun in der Mifs Sara auf deutsche Weise vollziehen wollen," „das Weinerliche des Stücks, setzt er Anmerk. S. 222 hinzu, erinnert an die comédies larmoyantes von Diderot, denen Lessing anfangs das Wort redete, und die er nach 1760 selbst übersetzte." Und S. 228 sagt der Verf., Lessing habe, durch Diderot „zuerst veranlafst," der abstracten Heroentragödie der Franzosen das bürgerliche Trauerspiel gegenübergestellt. Was die englische Anregung anbetrifft, so hat es mit dieser seine Richtigkeit; die Mifs Sara Sampson ist nicht nur durch Lillo's Merchant of London angeregt, sondern, wie ich mir anderwärts zu entwickeln vorbehalte, geradezu *aus diesem Stücke entstanden.* Aber Diderots theatralische Arbeiten und dramatische Grundsätze konnten wohl nicht füglich einen Einflufs auf sie ausüben, denn während die Mifs Sara Sampson 1755 gedruckt wurde, ist Diderots Fils naturel und was dazu gehört, erst 1757 ans Licht getreten, und dann allerdings von Lessing 1760 übersetzt worden. Lessing kam *für sich* und *neben* Diderot auf die bürgerliche Tragödie, oder entlehnte sie neben ihm aus dem Eng-

Digitized by Google

lischen, und stützte sich dann hinterher auf ihn als einen willkommenen Bundesgenossen. Auch Diderot sagt in den entretiens sur le fils naturel: Les Anglais ont le Marchand de Londres et le Joueur, tragédies en prose. Uebrigens ist die eigentliche Quelle für die ganze Dichtart, der Grund, weshalb Lessing nur für die englischen Stücke der Art Sinn haben und sie nachahmungswerth finden konnte, bei ihm viel tiefer zu suchen. Sans réveiller ce vieux débat, über die Zuläſsigkeit der bürgerlichen Tragödie, sagt Villemain in seinem Tableau du dixhuitième siècle ganz vortrefflich, nous nous étonnons que le dixhuitième siècle ait cru inventer ce qui est partout, et pris pour un genre nouveau les fautes de goût, l'emphase et l'affectation qu'il jétait dans un cadre aussi ancien que la vie humaine. Cela venait de l'idée singulière qui n'admet la tragédie qu'entre rois et princes, ou du moins personnages héroïques. Mais la tragédie court les rues, comme disait Ducis. Il faut seulement bien choisir celle qu'on arrête au passage — und dann verweist er auf Terenz, dessen Andria, Hecyra, besonders aber der Heautontimorumenos durchaus nicht bloſs komisch seien, sondern ernste und häufig rührende Gemälde des menschlichen Lebens enthielten — und von dem Studium dieses Dichters und des Plautus war bekanntlich Lessings dramatisches Interesse ursprünglich ausgegangen. Villemain setzt noch hinzu: Ce n'est pas le pathétique dans la comédie qu'il faut blamer, c'est l'espèce de pathétique fade, qu'y porta le dixhuitième siècle — und dies trifft allerdings sowohl Diderots Dramen, als auch die Miſs Sara Sampson, aber nicht, weil die eine es von den andern entlehnt hatte, sondern weil beide nur der erste Versuch waren, von der alten tragischen Dürre zur Natur zurückzukehren. Uebrigens muſs ich auch noch bemerken, daſs es nicht richtig ist, Diderots dramatische Werke als comédies larmoyantes zu bezeichnen. Die eigentliche weinerliche Komödie ist nur eine Modification der alten Molièrischen hohen Komödie, beobachtet daher die bienséances und ist in Versen geschrieben, und liegt vor der auf entschiedene Natürlichkeit ausgehenden Aufnahme des englischen bürgerlichen Trauerspiels.

Es rächt sich bei dem zuletzt besprochenen Gegenstande wohl ein Wenig an dem Verf., daſs er in der Vorrede etwas vornehm versichert S. V: „Das chronologische Moment solle in seiner Behandlung sein Recht keinesweges verlieren, nur es nicht in seiner ganzen Punctualität geltend machen."

Hr. H. macht selbst kein Geheimniſs daraus, daſs in der Geschichte seine eigentliche geistige Heimath nicht sei. Er beginnt gleich die Vorrede mit der Bemerkung, daſs er von einem ganz andern Gebiete her, in welchem er viele Jahre gewandelt, auf das historische übergehe. Jenes Gebiet ist bekanntlich das der Philosophie, und in der That macht sich ein Einfluſs derselben in der Geschichtsbehandlung geltend, der nicht erfreulich zu nennen ist. Nicht zwar, als ob der Verf. sich den Extremen anschlösse, zu denen das Ausgehen von der Philosophie in der Kunstbetrachtung geführt hat. Er protestirt III. S. 341 gegen das Zuvielerklären, dem sich bei Schiller eben sowohl Hinrichs als Hoffmeister hingäben, wie denn Hoffmeister oft mit einer solchen Mikroskopie verfahre, daſs keine frische Faser übrig bleibe, und III. S. 181 muſs er bei Gelegenheit dessen, daſs Rötscher meine, Klärchen sei die Trägerin des politischen Pathos der gesunkenen Niederlande, und an Gretchen im Faust seien die drei groſsen Phasen der ewigen Geschichte des menschlichen Geistes, die Unschuld, der Fall und die Erlösung dargestellt, „ein für allemal bemerken, daſs die philosophische Erklärung eines Dichterwerkes nicht darin bestehe, daſs man bestimmte Schulideen darin aufweise. Durch solche tiefsinnige Wühlerei, setzt er hinzu, wird der freie unbefangene ästhetische Sinn meistens verkehrt und verfälscht, und das Werk aus dem heitern Lichte, indem es empfangen und geboren worden ist, in die trüben Nebel drückender Scholastik versetzt." Also die Substanz der einzelnen Dichterwerke selbst wird bei ihm von der Philosophie nicht angefressen. Aber in den allgemeinen Gesichtspuncten, von denen aus er den Stoff behandelt, den Grundunterschieden, nach denen er denselben gliedern zu können glaubt, macht sich nicht jenes unbefangene Herausleben derselben aus der Fülle der Empirie, jene Freiheit von vorher fertigen Kategorien geltend, die den ächten Historiker unterscheidet. Hr. H. hat eine groſse Neigung zu jenem Einfangen der Wirklichkeit in scharf ausgeprägte Begriffe, welches Goethe mit einem holländischen Worte Bepaalen nannte. Er unterscheidet in der Vorgoethischen Zeit eine *regenerative* und eine *reformatorische* Literaturperiode. In die

Digitized by Google

erste verlegt er diejenigen Erzeugnisse, welche auf dem alten Wege und in den alten Formen, die im Wesentlichen nun einmal ausländische waren, etwas Neues hervorzubringen suchen. Dieselbe schliefst ihm mit Wieland und Klopstock, die nämlich, wie er sagt, es allein auf diesem Wege zu einer wahren Productivität bringen. In der reformatorischen Periode dagegen ist der Standpunct erreicht, auf welchem „der deutsche Volksgeist, seiner Freiheit endlich bewufst, sich gegen jene fremden Lebensmächte mit selbständiger Bildungskraft bewältigend und ausgleichend verhalten und deren Einwirkungen zu organischen Momenten seines eigenen selbstgebildeten literarischen Rationalismus umwandeln konnte." Diese Periode wird vornehmlich von Lessing vertreten, der, wie eben schon angeführt worden, unserem Volke „*die ästhetische Selbständigkeit der Principien und die nationale Substanz*" eroberte. Ich wüfste gegen diese Auffassung, insofern sie nur auf die Dichtung angewendet wird, nichts einzuwenden, ja es scheint mir sogar, dafs wenn man ein wenig tiefer auf das Wesen und die Principien der hier einander entgegengesetzten Richtungen eingeht, die Erkenntnifs eines der wichtigsten Angelpuncte in der ganzen Kunstgeschichte daraus hervorgehen mufs. Allein abgesehen davon, dafs, wie, wenn ich nicht irre, bereits von Andern bemerkt worden ist, die Benennungen vielleicht besser gewechselt würden, insofern eine Regeneration (Wiedergeburt) doch eine gründlichere Erneuerung andeutet, als eine Reformation (Umbildung) — verfällt der Verf., indem er nun auch die Gebiete der Wissenschaft und des Lebens unter diese Kategorie fassen will, durchaus ins Abstruse und Gewaltsame. Was soll man sich namentlich dabei denken, dafs (S. 177) als eigentlicher Mittelpunct, von welchem die reformatorischen Bewegungen theils ausgingen, theils getragen und in ihrer ganzen Möglichkeit wesentlich bedingt worden, Friedrich der Grofse genannt wird? Der Vf. führt Goethes oft wiederholtes Wort an, „der erste und höhere eigentliche Lebensgehalt, sagt Goethe, kam durch Friedrich den Grofsen und die That des siebenjährigen Krieges in die deutsche Prosa." Sehr wohl, aber nur per accidens, nämlich insofern diese That doch einmal etwas Einheimisches war, wofür man sich lebhaft interessiren, das man innerlich miterleben konnte, wobei man denn überhaupt lernte, sich dem Schattenleben der Nachahmung fremder Anschauungs- und Gefühlsweisen zu entziehen, und in den eigenen Busen zu greifen, nicht aber, als ob die Substanz dessen, was Friedrich wollte und erstrebte, Inhalt der Dichtung geworden wäre. Ich bin nicht geschichtskundig genug, um darüber urtheilen zu können, ob das, was Friedrich wollte, so entschieden specifisch deutsch gewesen, gewifs aber ist, dafs er es auf eine *ausländische Weise* wollte, nämlich als absoluter Herrscher im Sinne der Monarchie Ludwigs XIV., und so wäre er also gerade das beste Beispiel für das *regenerative* Treiben; wenn der Vf. S. 181 sagt: Friedrich „dachte französisch, um desto besser deutsch zu handeln," so wäre dabei doch immer nur eine französisch gedachte deutsche Handlung herausgekommen, — und der Zusatz — „er liebte den französischen Geist, um den deutschen zu beleben," sieht nun gar wie eine Definition der Regeneration aus, oder hat Gottsched etwas Andres gethan? Eine wahre Reformation in dem Sinne des Verf.'s auf politischem Gebiete hätte doch wohl nur in einer Wiedererweckung und Weiterbildung der ursprünglich deutschen Landständischen Verfassungsformen u. s. w. bestehen können, wie sie im ästhetischen Gebiete in der Aufstellung eigenthümlich deutscher Kunstformen bestand. Aber es gefällt dem Verf., sich in einer Lobrede auf den roi philosophe zu ergehen, die, indem sie der damaligen Philosophie, was der heutigen angehört, *die Idee* unterschiebt, an nichts mehr erinnert, als an die ersten Jahrgänge der Hallischen Jahrbücher, die mittels derselben Manipulation erstlich den von Friedrich dem Grofsen geistig gegründeten preufsischen Staat als den Staat der Intelligenz und zweitens sich als die Intelligenz in diesem Staate darzustellen wufsten. — Was die Wissenschaft anbetrifft, so findet sich in Bezug auf sie, zwar nicht ein solcher entschiedener Widerspruch mit der eigenen Definition des Verf.'s, aber dafür, wie es auch wohl nicht anders sein konnte, desto mehr unbestimmtes Schwanken. Wenn Hermann Samuel Reimarus S. 78 den Schriftstellern der regenerativen Periode beigezählt wird, so ist nicht einzusehen, warum Nicolai und Eberhard (S. 76) erst bei der reformatorischen besprochen werden sollen. Was soll man aber davon sagen, dafs Iselin mit seinen „Philosophischen' und patriotischen Träumen" zuerst (S. 78) unter die Regenerativen und dann (S. 254) unter die Reformatoren

Digitized by Google

gerechnet wird? — Doch hierbei handelt es sich nur von einzelnen Formen der Entwickelung, wie sie nach einander in die Erscheinung traten. Diese aufzuzählen und auseinander abzuleiten genügt dem Hrn. H. vermöge des philosophischen Interesses, von dem er ausgeht, nicht; er fühlt das Bedürfnifs, auf den sich in ihnen entwickelnden Menschengeist zurückzugehen und sie als Stufen in der Entwickelung desselben zu betrachten, die sich allenfalls müssen mit Nothwendigkeit ableiten lassen. Und wie sollten nicht diese Entwickelungsmomente so gut wie alle andern in der Substanz des Geistes begründet, und also einer Zurückführung auf dieselbe fähig sein." Nur dafs dieses einen sehr weiten Weg zu erfordern scheint, dafs dieselben als Erscheinungen einer bestimmten Zeit in einem einzelnen Volke jedenfalls als etwas ganz Einzelnes und schon Abgeleitetes zu betrachten sein dürften. Hr. H. ist jedoch nicht dieser Ansicht, sondern fährt mit etwas ganz Allgemeinem herein. Es kommt nach ihm bei der ganzen Ausbildung unserer Literatur nur darauf an (I. S. 5) „das Princip der *subjectiven Innerlichkeit*, welches, der deutschen Nationalität eigen, von der Reformation neu erobert worden, aus seiner Selbstentfremdung zur Wiedergeburt zu vermitteln." Erinnerte er sich denn nicht, dafs schon Ruge in den Hallischen Jahrbüchern gegen Prutzens Göttinger Dichterbund, dessen umfangreiche Einleitung bekanntlich auch eine ganze Geschichte der neuern deutschen Literatur in nuce enthält, ausgeführt hatte, dafs dieser Begriff viel zu allgemein und unbestimmt sei, als dafs man durch Zurückführung auf ihn die bestimmten Erscheinungen dieser Vorrede hinlänglich charakterisirt zu haben glauben dürfte? Wird doch auf die Frage, welches der Fortschritt sei, den die Sokratische Philosophie dem ältern Griechenthum gegenüber gethan, ebenfalls geantwortet: sie habe das Recht der Subjectivität geltend gemacht. Ja, es läfst sich am Ende jeder Fortschritt irgend einer Art auf diese Weise aussprechen, denn es wird für ihn immer nothwendig sein, dafs man sich aus der substantiellen Ueberflutung durch das einmal Bestehende und allgemein Angenommene in sich selbst zurückziehe und der innern Schnellkraft des Geistes bewufst werde. Ist nun überdies dieser Gedanke des Verf.'s nichts weniger als originell, (denn es läuft mit ihm im Grunde auf dasjenige hinaus, wovon Villemain und Schlosser ausgehen, dafs das 18. Jahrhundert in der Geschichte der Menschheit mit der ersten Protestation beginne, die gegen ein Hergebrachtes ausgesprochen worden), und mufs er nothwendig der Auffassung der concreten historischen Anknüpfungspuncte dieser Periode entfremden, — wie denn in der That Hr. H. sich mit Reproduction der Schlosserschen Erörterungen über die Bedeutung des Frankeschen Pietismus und der Thomasischen Philosophie begnügt, und S. 20 mit Diatriben über die geschmacklose metaphorische Prunkhaftigkeit und das Uebermafs der Ausländerei, die in solcher Allgemeinheit gar nicht richtig sind; — so hat jenes Princip der Subjectivität endlich nach den ferneren Uebelstand, dafs es gar keine Möglichkeit verschiedener Formen in sich enthält, auf welche die historischen Entwickelungsstufen, welche durch dasselbe erklärt werden sollen, einzeln zurückgeführt werden könnten. Hr. H. charakterisirt die Koryphäen unserer Literatur einen nach dem andern, und insofern in ihrer Reihefolge in der That ein historischer Fortschritt vorhanden ist, tritt uns ein solcher vor die Augen, auch kann nicht in Abrede gestellt werden, dafs dasselbe hier durch mancherlei beiläufige Reflexionen bisweilen recht gut erläutert wird, aber wenn es nun darauf ankommt, jenes Allem zu Grunde liegende Princip aufzuweisen, so wird wirklich immer nur wieder dasselbe gesagt; Nicolai ist eben so gut ein Vertreter der freien Subjectivität, wie Lessing, die Männer der Sturm und Drangperiode sind es ohnehin, Goethe emancipirt die gemüthliche Innerlichkeit des Menschen, Schiller ist ganz von Freiheitsdrang erfüllt, und dafs die nachgerade ziemlich langweilige Hegelsche Diatribe über die romantische Ironie leicht in diesen Zusammenhang eingeht, versteht sich von selbst. Und so ergiebt sich denn am Ende, dafs das philosophische Interesse des Verfassers, indem es ihn verhindert, die geistigen Erscheinungen anders als in ihrer Zurückführung auf den Geist selbst, oder auf eine andere als phänomenologisirende Weise zu betrachten, ihn nicht nur verführt, dem einzelnen Geschichtlichen Gewalt anzuthun, sondern ihn auch noch um die lebendige Anschauung des eigentlich Geschichtlichen in der Geschichte überhaupt, der organischen Entwicklung, betrügt. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1846.

Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, besonders seit Lessing, bis auf die Gegenwart, historisch und kritisch dargestellt von Dr. Jos. Hillebrand.

(Schlufs.)

Es dürfte hiermit bewiesen sein, dafs Hr. Hillebrand gar nicht als Historiker im wahren Sinne des Wortes zu betrachten ist, und also schon insofern hinter Gervinus, der die Betrachtung der neuern deutschen Literatur zu einer historischen erhoben, zurücksteht. Es läfst sich aber auch noch überdies darthun, dafs er in der Besprechung der bestimmten geschichtlichen Gegenstände, mit denen er sich in dem vorliegenden Werke zu thun macht, gerade auf die Weise verfährt, welche Gervinus in diesem Gebiete durch die historische Behandlung desselben antiquirt hat.

Es wird als das unterscheidende Merkmal des vorliegenden Buches im Gegensatz zu dem Gervinusschen angegeben, dafs es sich „vorzugsweise auf den ästhetischen Standpunct stelle" und „die literarischen Persönlichkeiten mehr für sich nach der eigenthümlichen Entwickelung ihres Lebens" auffasse. (Siehe Franz Biese, Handbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur für Gymnasien 1846 Vorrede S. X). Sehen wir einmal genauer zu, wie es sich damit verhält. Gervinus erklärt mehrfältig, er wolle mit der Aesthetik nichts zu thun haben, und weist eine ästhetische Betrachtung entschieden ab. Dafs kommt seltsam heraus, denn er will doch die Geschichte einer Kunstgattung schreiben — wie soll dies möglich sein, ohne eine gewisse Kunsterkenntnifs zu Grunde zu legen? Aber es ist bei ihm nicht auf eine Kunstgeschichte der Poesie abgesehen, und seine Abneigung gegen die ästhetische Betrachtung ist auch nicht gegen eine solche gerichtet; der Gedanke derselben ist erst *nach ihm* von Vilmar (z. B. zweite Auflage, erste Lieferung S. 215) ausgesprochen worden. Gervinus versteht unter dem ästhetischen Interesse, von dem er sich fern halten will, ein belletristisches — wie sich denn ja oftmals der, welcher sich mit Aesthetik beschäftigt, als ein Belletrist mufs über die Achsel ansehen lassen — das heifst, ein solches, bei dem es auf Bildung des Geschmackes aus jenen Werken, und hinwiederum auf Beurtheilung dieser Werke aus dem Geschmacke heraus abgesehen ist, bei welchem Cirkel denn oftmals das Erstere vernachläfsigt wird, wodurch freilich das ganze Treiben einen oberflächlichen, unwissenschaftlichen, naturalistischen Charakter bekommt. Dafs Gervinus in der That dies meint, erhellt aus einer Stelle im III. Bde. S. 164. „Sie — Pulci, Bojardo und Ariost — haben den Hauptzweigen der Ritterpoesie solche feste Gestaltung gegeben, dafs sie dem Aesthetiker fast allein wichtig sein können, den die unentwickelteren älteren Grundlagen, auf denen sie sich freilich aufbauen, gleichgültiger lassen," als wenn nicht dem wissenschaftlichen Aesthetiker die älteren einfachen Formen gerade am wichtigsten wären, theils an sich, theils insofern sich das Spätere aus ihnen entwickelt, und nächst ihnen die Art, *wie* sich dies Spätere aus ihnen entwickelt!

Was Gervinus hierbei im Auge hat, sind die älteren, „Kritischen Anleitungen zur Kenntnifs der schönen Literatur" — in denen zur vorläufigen Orientirung, und damit man doch über Leben und Bedeutung der Schriftsteller, welche man zu lesen pflegte, Red' und Antwort zu stehen vermöchte, nach der Zeitfolge ein gewisser Bericht über sie abgestattet wurde. Im Gegensatz zu diesen besteht Gervinus *historischer* Gesichtspunct darin, dafs er eine *innere Entwickelung der Nation selbst* in der scheinbar zufälligen Folge der Individuen nachzuweisen sucht, und also ohne Rücksicht darauf, wie die Werke sich zu unserm Geschmack verhalten, ihr rein objectives Verhältnifs unter einan-

Digitized by Google

der darstellt; wenn er gleichwohl und zwar meistens mit Lessings, Goethes oder Schillers Worten urtheilt, so ist dies, wie oben bereits erwähnt, so zu verstehen, dafs hierin der auf dem freien und Alles beherrschenden Höhepunct seiner ästhetischen Entwickelung angelangte Geist der Nation den früheren Productionen ihre rein historische Stelle anweise. Nicht so Hr. Hillebrand. Der Gesichtspunct der reinen Kunstgeschichte ist ihm so wenig aufgegangen, wie Gervinus, und so ist sein ästhetisches Bereden der Dichterwerke der Vergangenheit in der That nur ein subjectives Urtheilen über sie — sein Buch ist wirklich nur eine Erneuerung jener „Kritischen Anleitungen zur Kenntnifs der schönen Literatur" — mit beiläufigem Eingehen allerdings auf die wissenschaftliche, wobei er sich aber nicht consequent bleibt, denn während er sich ursprünglich nur auf diejenigen wissenschaftlichen Gebiete, die mit der nationalen Fortbildung am nächsten verwandt sind, das politische und theologisch-philosophische, einläfst, wird im dritten Bande sogar die *Medicin* berücksichtigt! — Namentlich die Werke Goethes und Schillers werden unendlichen Reflexionen jener Art unterworfen, auf die man am besten das Goethische Wort anwenden kann: „Gleich wird ein anderer Mann auch anders meinen!" Wunderlich! Goethe und Schiller sollen unsere ästhetische regula fidei bilden, und doch finden die Herren an ihren Werken so viel auszusetzen, dafs man, wenn man ehrlich sein wollte, zugeben müfste, dafs man damit über das bonus dormitat Homerus am Ende weit hinausgeht, und die ästhetischen Principien selbst, auf denen jene Werke ruhen, in Abrede stellt! Besonders macht sich dieses kritische Bereden in dem letzten Bande bemerkbar, wo der Verf. auf die Schriftsteller der Gegenwart kommt. Wenn er da seine Ansicht über Gutzkow, Laube, Kühne u. s. w. u. s. w. ausspricht, so unterscheidet sich dies *der Form nach* von der Art und Weise, wie diese Männer in irgend einem beliebigen Journale oder Reisebriefe gegenseitig übereinander sprechen, nicht im allermindesten, wie Jedermann ad oculos demonstrirt sein wird, wenn sie es angemessen finden werden, sich an solchen Orten gegen die von Hrn. H. ausgesprochenen Urtheile über sie zur Wehre zu setzen.

Und eben so liegt in dem Hervorziehen der Individuen als solcher Gervinus gegenüber eher ein Rückschritt als ein Fortschritt. Treten doch diese schon bei Gervinus mehr in den Vordergrund, als man wünschen möchte. Aber dieser sucht sie wenigstens als Formen des nationalen Geistes aufzufassen. Allein hierin noch weiter gehen, heifst die Literaturgeschichte in eine geschickt verbundene Reihe von Biographien auflösen — dergleichen das literar-historische Werk des Franz Horn ist. Und wirklich sehen manche Abschnitte bei Hrn. H. nicht nur wie Biographien, sondern geradezu wie Nekrologe aus. „Joh. Gottfr. Herder wurde als der Sohn eines Schulmeisters 1744 zu Morungen in Ostpreufsen geboren, und starb als Präsident des Consistoriums, als erster Geistlicher des Landes, in Weimar 1803, nachdem er eine lange Reihe von Jahren in seinem Amte mit Eifer und Erfolg viel Treffliches erstrebt und viel Gedeihliches gefördert hatte." Und am Ende: „Obgleich mit seinem Leben nicht sehr zufrieden, schied er doch ungern aus ihm."

Es bleibt nur noch die Frage zu beantworten übrig, inwiefern das vorliegende Buch dazu geeignet sei, ein wissenschaftliches Bewufstsein über die deutsche Literatur in einem weiteren Kreise auszubreiten. Denn dieses ist nach S. IV der Vorrede ganz eigentlich der Zweck des Verf.'s, und zwar gedenkt er in dieser Beziehung einen entschiedenen Fortschritt über Gervinus hinaus gethan zu haben, dessen Werk „mehr dem Bedürfnisse der Gelehrsamkeit als dem der allgemeineren Bildung und dem Interesse des gröfseren Publicums entspreche." Es ist mit solchen Darstellungen „für Gebildete" ein wunderlich Ding. Es fällt mir, wenn ich diesen Zusatz auf einem Büchertitel lese, immer das alte Wort ein, dafs es keinen Königsweg zur Mathematik gebe. Gott bewahre uns davor, dafs wir die Kenntnisse zum Alleinbesitz einer Gelehrtenkaste machen wollten. Aber davon ist nicht nur gar nicht die Rede, sondern es hat auch gar keinen Sinn, wenn bisweilen von einer solchen gesprochen wird. Es wird ja Niemand anders ein Gelehrter, als durch sich selbst. Wenn diejenigen, welche die Vorbildung nicht besitzen, die zur Erwerbung gewisser Kenntnisse nöthig ist, und ohne welche dieselben doch niemals wahrhaft begriffen werden können, über Aristokratie schreien, so kommt es mir vor, als wenn die, welche kein gutes Gewissen haben, den andern, welche es haben, einen Vorwurf daraus machen und einen populären Weg zu Erlangung desselben erfunden haben wollten, da doch die, welche es besitzen, es nur ihrer ernsten Mühe verdan-

Digitized by Google

ken. Und dabei begründet der Umstand, dafs mancher ohne seine Schuld jener Vorbildung entbehrt, nur einen Gradunterschied, denn auch im Sittlichen sind die Schwierigkeiten gar ungleichmäfsig vertheilt. Allerdings soll die Wissenschaft immer populärer werden, aber nur dadurch, dafs sie immer wissenschaftlicher d. h. in sich selbst gegründeter, durchgebildeter und durchsichtiger wird; es fällt Niemanden ein, eine populäre Mathematik zu fordern, aber es gehört zur Vollkommenheit eines mathematischen Werkes an und für sich selbst, dafs es elegant sei, d. h. im höchsten Grade klar in der Anordnung. Auch wird nur durch eine *solche* Popularität eine wirklich wünschenswerthe Wirkung auf das Publicum hervorgebracht werden. Denn es kann doch nicht darauf ankommen, ein Paar Kenntnisse mehr unter die Leute zu bringen, sondern nur, die Geister aufzurütteln, geschmeidiger zu machen, und ihnen einen Sinn für Höheres einzuflöfsen, mit Einem Worte, ihnen eine menschlichere Form zu geben. Ob nun das Werk des Hrn. H. *diese* Popularität besitzt? — An Durchsichtigkeit der Anordnung und prägnanter Hervorhebung der leitenden Gesichtspuncte, woran es allerdings bei Gervinus sehr fehlt, dürfte er diesen schwerlich übertreffen — er steht aber demselben insofern in Bezug auf Gemeinverständlichkeit entschieden nach, als er nicht, wie Gervinus, auf dem festen Boden der allgemeinen Reflexionsbildung stehen bleibt, sondern wie erwähnt, allerlei philosophische Gesichtspuncte herbeizieht, die den *blofs Gebildeten* von vornherein fremdartig berühren, ja ihm manche Stelle fast unverständlich machen müssen.

W. Danzel, in Leipzig.

XLIII.

Shakespeare's Schauspiele verdeutscht und erläutert von Adelbert Keller und Moriz Rapp. Stuttgart, 1843 — 46. Verlag der Metzlerschen Buchhandlung.

Obgleich die von den Herren Keller und Rapp gemeinschaftlich unternommene Uebertragung der sämmtlichen Dramen Shakespeare's nicht darauf Anspruch machen kann, der meisterhaften Schlegelschen Uebersetzung dieses Dichters als ebenbürtig an die Seite gestellt zu werden; so würde man ihr doch Unrecht thun, wenn man sie zu den ohne Liebe, blofs um des Erwerbes willen hervorgebrachten literarischen Fabrikarbeiten rechnen und deshalb für unwürdig erklären wollte, von der wissenschaftlichen Kritik irgendwie beachtet zu werden. Beide, von einander unabhängig, aber nach gleicher Grundansicht übersetzende Verfasser haben im Ganzen so gearbeitet, dafs man ihrer Versicherung, „das genaue Verständnifs Shakespeare's und das Studium seiner Sprache zu einer Hauptaufgabe ihres Lebens gemacht zu haben," wohl einigen Glauben schenken darf. Auch kann der Vorwurf der Ueberflüssigkeit dem Unternehmen einer neuen Uebersetzung Shakespeare's nicht gemacht werden; denn die durch Tieck veranstalteten Uebertragungen der von Schlegel nicht übersetzten Shakespeareschen Dramen haben das von dem Letzteren aufgestellte Muster trotz aller Anstrengung zu erreichen nicht vermocht; die Vossische Uebersetzung aber ist, mit Ausnahme des Meisten, was Heinrich und Abraham Vofs zu derselben geliefert haben, das völlige Gegentheil der Schlegelschen Gewandtheit, Anmuth und dichterischen Färbung; und die Bendaische Verdolmetschung hat eine sehr wenig ausdrucksvolle Physiognomie. Ein neuer Versuch, die sämmtlichen Dramen Shakespeare's in vollkommen würdiger Uebertragung dem deutschen Publicum zu übergeben, war daher nicht zu tadeln. Ob aber dies höchst schwierige Unternehmen den Herren Keller und Rapp gelungen ist, wollen wir hier in diesen, für ein weitläuftiges Besprechen philologischer Einzelnheiten nicht bestimmten Blättern so kurz, wie möglich, untersuchen. Wir wählen das erste, den Othello enthaltende Bändchen zum Gegenstande der Prüfung. Hr. Rapp, von welchem die Uebertragung jenes Trauerspiels herrührt, hat sich, wie er selber in der Vorrede ankündigt, weil ihm die in Schlegel vorhandene reine Mitte zwischen receptivem und productivem Vermögen fehle, „lieber nach der Seite der productiven Umschmelzung des fremden Autors, als nach der einer buchstabengetreuen Verdolmetschung bewegt." Wir glauben, dafs Hr. R. der von ihm gewählten Richtung allzusehr sich hingegeben habe. Er ist auf seine Weise auch bei solchen Stellen productiv geworden, wo eine treue und gleichwohl kunstgemäfse Uebertragung keineswegs zur Unmöglichkeit wird; z. B. Act I. Sc. I. da, wo Jago von sich selber sagt: J am not what J am (Ich bin nicht, was ich bin);

Digitized by Google

hier hat Hr. R. das Geistreiche und dem Charakter Jago's höchst Entsprechende der englischen Worte ohne allen Grund durch eine nur für die gar Einfältigen nöthige Verdeutlichung über Seite gebracht, indem er übersetzt: „Ich weise nicht mein Wesen." Eben so sind unter Anderem auch die von Jago zu Brabantio gesprochenen Worte:

Sir, you are robb'd; for shame, put on your gown;
Your heart is burst, you have lost half your soul;

aus dem Energischen, Geistreichen und Tiefen in das Asthenische, Weitschweifige und Triviale übertragen, wenn es bei Hrn. R. heifst:

Ihr seid bestohlen, Herr! Besinnt euch nicht
Und werft euch in den Mantel, es thut noth,
Sonst geht euch gern das dürre Herz entzwei.

Wie schleppend ist hier der Zusatz: „es thut noth!" — wie sinnlos das Flickwort „gern!" — wie ohnmächtig die ganze letzte Zeile im Vergleich mit den im Original stehenden, die Zerschmetterung und das Zerrissensein Brabantio's aus der Zukunft schon in die Gegenwart versetzenden Donnerworten: „Euer Herz ist gebrochen, Ihr habt die Hälfte eurer Seele verloren!" Der uns zugemefsne Raum gestattet nicht, noch mehre solcher Abschwächungen des Originals anzuführen. Ein andrer Uebelstand ist der, dafs Hr. R., wie schon das eben angeführte Beispiel zeigt, die Zahl der Verse des Originals überschreitet. Auch Verstöfse gegen den Sinn kommen vor, z. B., wenn Brabantio, als er den Othello verhaften lassen will, bei Hrn. Rapp zu den Dienern sagt:

„So braucht Gewalt auf seine Verantwortung!" anstatt auf seine Gefahr, (at his peril). Aufserdem ist Hr. R. mit grammatischen Absonderlichkeiten behaftet; z. B. anstatt des Plurals einige, sagt er „eine," Seite 19: „Geht eine hier — und eine dorthin!" — Was endlich das metrische Verdienst des Hrn. R. betrifft, so hat derselbe sich die Arbeit eben nicht schwer gemacht; er gebraucht nicht selten den Pyrrhichius oder den Trochäus statt des Jamben. Trotz aller dieser Ausstellungen können wir jedoch Hrn. R. das Zeugnifs geben, dafs seine Uebersetzung, im Ganzen genommen, das Verdienst der Lesbarkeit hat, keine barocken Deutungen gibt und einen richtigen Sinn für die unter den vielfachen Varianten und Conjecturen herauszufindenden echten Lesarten bekundet. Das Letztere, — um auch davon ein Beispiel anzuführen, — sehen wir unter Anderem an einer Stelle, welche den Auslegern viel zu schaffen gemacht hat; wir meinen Act III. Sc. III. die folgenden von Jago zu Othello gesprochnen Worte:

O, beware, my lord, of jealousy;
It is the green-ey'd monster, which doth mock
The meat it feeds on;

welche Stelle nach Hrn. Rapps Uebersetzung also lautet:

Hütet euch, o Herr, vor Eifersucht,
Dem grüngeaugten Scheusal, das der Speise
Hohn spricht, von der es lebt;

Hier haben einige englische Kritiker und Heinrich Vofs *make* statt *mock* lesen wollen; Tieck hat *muck* (düngen) vorgeschlagen. Von der Eifersucht zu sagen, sie sei ein Ungeheuer, das seine Speise mit Dünger besudele, ist, wie Hr. Rapp bemerkt, „weit hergeholt und führt um keinen Schritt weiter, als die ursprüngliche Lesart. Die Variante *make* gibt an und für sich zwar einen ganz guten Sinn; — denn die Eifersucht schafft oft sich selber die Umstände, von denen sie sich nährt; — in dem Zusammenhange unsrer Stelle pafst aber das *make* durchaus nicht; denn Jago würde seinen eigenen Absichten ganz zuwider handeln, wenn er hier dem Othello die Eifersucht als etwas Grundloses, nur durch selbstgeschaffene Verdachtsgründe Bestehendes schildern wollte. Aus dem, was er gleich darauf sagt, erhellt vielmehr, dafs seine Absicht dahin geht, dem Othello das Elend des eifersuchtkranken Zustandes fühlbar zu machen, in welchem derselbe sich bereits befindet, indem er, wie es in den auf die obigen Verse unmittelbar folgenden Versen heifst, „schwärmt, doch zweifelt; argwöhnt und doch heftig liebt;" (dotes, yet doubts; suspects, yet strongly loves). Zu dieser Absicht pafst nur die gewöhnliche Lesart *mock;* es soll der Zustand des Eifersüchtigen geschildert werden, der die ihn zum Verdacht bewegenden Umstände, weil er den beargwohnten Gegenstand noch liebt, hinwegzuspotten sucht. Hr. R. hat daher gutgethan, die Tieckische und die Vofsische Lesart zu verwerfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1846.

Shakespeare's Schauspiele verdeutscht und erläutert von Adelbert Keller und Moriz Rapp.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir hiermit in der Kürze den ästhetischen und den philologischen Werth dieser neuen Uebersetzung Shakespeare's festgestellt haben, bleibt uns noch übrig, von den derselben beigefügten erläuternden Einleitungen in die einzelnen Dramen zu reden. Auch hierbei können wir nicht die ganze Reihe der bereits erschienenen Bändchen des vorliegenden Werks berücksichtigen, sondern wollen uns auf die Beurtheilung Dessen beschränken, was zur Einführung in das Verständnifs des *Lear* und des *Othello* beigebracht ist.

Rücksichtlich des erstgenannten dieser beiden Trauerspiele hat Hr. Rapp hauptsächlich das Verdienst, denjenigen Kritikern beizustimmen, die schon vor ihm bewiesen haben, dafs wir im *Lear* einen concreteren Gegensatz als den oberflächlichen von guten und bösen, schuldigen und unschuldigen Naturen vor uns erblicken, und dafs namentlich *Cordelia* nicht der simple Seraph ist, für welchen Franz Horn und Andere dieselbe hielten. Die richtige Einsicht hierüber hat jedoch in Hrn. Rapp's Auffassung den Pli der Verschrobenheit erhalten, wenn er behauptet: Cordelia's Schuld gegen Lear müsse darein gesetzt werden, „dafs diese Tochter den Stolz und die Verstocktheit habe, ihrem Vater nicht eine kleine Lüge sagen, sondern ihn nur mit *Wahrheit* bedienen zu wollen, da sie ihm doch *Liebe* erweisen sollte, die, ihrem Wesen nach, *Lüge* sei, weil die Liebe in nichts Anderem bestehe, als darin, dafs man in einem Endlichen ein Unendliches anschaue und verehre. Ein Weib, das sich auf Wahrheit steife, sei ein zwiefach verkehrtes Wesen." — Liefsen wir uns auf ein umständliches Berichtigen dieser Verkehrtheiten des Verf.'s ein, so würden wir um so mehr etwas Ueberflüfsiges thun, als das Richtige über diesen Punct bereits längst von uns selber in diesen Jahrbüchern und von Rötscher im ersten Bande seines Cyclus dramatischer Charaktere gesagt worden ist. Aus eben diesem Grunde haben wir auch nicht nöthig, Hrn. Rapp's Behauptung hier zu widerlegen, dafs „das Unterliegen der französischen Partei und der Sieg der mit Zagen verfochtenen schlechten Sache nicht hinlänglich motivirt sei, und dafs es besser sein würde, wenn Shakespeare die Cordelia am Leben hätte bleiben lassen, weil sie zu wenig handelnde Person sei, als dafs ihr Untergang gerechtfertigt schiene." — Eben so wenig sind wir ferner geneigt, uns bei folgender Aeufserung Hrn. R.'s lange aufzuhalten: „auffallend sind die Züge des Lear aus dem historischen Costüm heraus fast immer in die *bürgerliche* Natürlichkeit herübergezogen, so dafs wir vielmehr noch einen mit dem Wahnsinn ringenden unglücklichen *Bürger* vom Jahre 1600, als einen altenglischen König vor uns zu sehen glauben; und darin liegt eben der Zauber, den das Gedicht von jeher auf das gröfste Publicum geübt hat; denn Lear leidet an einem Hauskreuz, wie es fast in keiner einzigen Familie ganz fehlt; eine Dosis von Hypochondrie kann leicht die Situationen von geringen Anlässen zu solcher Riesenhaftigkeit hinaufsteigern, wie im Trauerspiel Lear geschieht, welches man daher die Tragik des cholerischen Temperaments zu nennen berechtigt ist, wie dagegen Hamlet die melancholische-, Romeo die sanguinische Natur repräsentirt; im Lear wird Alles in wilder Hast und Uebereilung gethan." — Auch hier hat der Verf. neben Richtigem wieder Falsches gesagt. — Die ungeheure Wirkung des Lear beruht wesentlich gerade darauf, dafs Shakespeare weit mehr, als Schiller in seinem Don Carlos, verstanden hat, unsern Blick von dem blofsen Familienjammer des Königs auf die Zer-

Digitized by Google

rissenheit des Staats und auf die dem Letzteren von aufsen drohende Gefahr hinzulenken. Allerdings sehen wir in jener Shakespeareschen Tragödie auf die Hauptpersonen Geschicke hereinbrechen, die auf ähnliche Weise auch uns treffen können, — der Zweck der Tragödie, die Erregung von Mitleid und Schrecken, könnte nicht erreicht werden, wenn die im Lear dargestellten Schicksale mit den unserigen durchaus keine Aehnlichkeit hätten; — obgleich wir aber in jenen Geschicken das allgemeine menschliche Loos, in den handelnden Personen unsere eigene allgemeine Natur wiederfinden; so werden wir doch andrerseits, wenn wir keine spiefsbürgerliche überall nur ihre kleinliche Besonderheit suchende und zu finden meinende Seele haben, durch das Riesenhafte jener Heldengestalten, durch das Ungeheure ihrer Thaten und Leiden, durch das drohende Zusammenstürzen des ganzen Staatsgebäudes aus unserer zufälligen Einzelnheit und aus der Trivialität des alltäglichen Lebens unwiderstehlich herausgerissen. Namentlich mufs auch der König diese Wirkung hervorbringen; er bringt dieselbe schon im Stück selber auf die ihn umgebenden edleren Naturen hervor. Der grofsherzige, von Shakespeare mit besondrer Vorliebe gezeichnete Graf Kent folgt als einfacher Diener verkleidet dem obdachlos umherirrenden, zum Bettler gewordenen Könige, weil er an demselben Etwas sieht, „zu dem er gern Herr sagen möchte." Es ist auch nicht Wahnsinn, was Lear von sich selber sagt, „jeder Zoll an ihm sei ein König." Seine Zornausbrüche haben etwas Gigantisches, seine Verwünschungen das Furchtbare unentfliehbarer verderbenbringender Schicksalsbestimmungen. Der sehr geschätzte englische Kritiker *Charles Lamb* sagt daher: „Lear's Gröfse besteht nicht in seinem körperlichen-, sondern in seinem geistigen Maafs; die Ausbrüche seiner Leidenschaften sind furchtbar wie ein Vulcan; sie sind Stürme, die bis auf den Grund jenes reiche Meer, seinen Geist, mit allen seinen Schätzen aufwühlen und enthüllen." Aber freilich, wie der ohnmächtige Thersites keinen der griechischen Heroen vor Troja für einen Heros anerkennt, so verehrt auch der armselige Haushofmeister der Goneril in Lear nicht den König. — Was die übrigen Hauptgestalten unserer Tragödie betrifft, so bemerkt Hr. R. selber, dafs mit Edmund das Stück eine besonders reizende mittelalterlich ritterliche Färbung annehme und dafs auch Edgar's Auftreten im fünften Act uns aus unserem Alltagsleben ganz in das christlich chevalereske Leben des Mittelalters versetze.

Doch genug über diesen Punct. Von Hrn. R.'s Bemerkungen möge nur noch *die* angeführt werden, dafs „*Othello* fast zu viel *Form*, *Lear* der überwiegende *Stoff*, *Macbeth* die vollendete Mitte und vollständige Durchdringung beider sei; wenn Othello durch die einfache Einheit der Handlung dem classischen Geschmack der Franzosen und der Italiener nahe gebracht werde, so sei dagegen Lear durch Ueberfülle der Handlung, die der Dichter absichtlich durch die Episoden der Gegenhandlung gesteigert habe, der einfachen Kunstform entfremdet, dem nordischen Geschmack zugewandt, der vollkommenste Repräsentant des national englischen Dramas, den Südländern unzugänglich, den Deutschen aber ungemein schätzbar, ein vortreffliches psychologisches Trauerspiel, doch nicht so in jeder Beziehung vollendet wie Hamlet und Macbeth." Hierin ist gleichfalls manches Wahre, aber durch Uebertreibung entstellt. Wie meisterhaft die Composition auch in dem die ungeheuerste Auflösung und Verwirrung des sittlichen Weltzustandes darstellenden Lear genannt werden mufs, hat Rötscher in seiner Abhandlung über dies Drama genügend erwiesen. — Die sonstigen in der Einleitung zum Lear gegebenen ästhetischen und geschichtlichen Bemerkungen unsres Verf.'s übergehen wir als minder wichtig.

Ueber einen von Hrn. R. nicht berührten Punct aber, ohne dessen Aufklärung das völlige Verständnifs und der ungetrübte Genufs des Lear unmöglich ist, haben wir hier noch ausführlich zu sprechen. Wir meinen den *Quellpunct* der ganzen Tragödie, die *Grundhandlung*, aus welcher alle ferneren Handlungen und alle Leiden der einander feindlich gegenüberstehenden Personen sich entwickeln. Dieser Keim ist Lear's Vertheilung seines Reiches an seine Töchter. Gewöhnlich wird die Scene, in welcher diese Vertheilung vorkommt, so verstanden, als ob, wie Rötscher sagt, „der König in dem furchtbaren Wahn befangen sei, das *Wort* an die Stelle der *That*, die *Rede* an die Stelle der *Gesinnung* zu setzen und erstere für das Kriterium einer Gesinnung zu nehmen, welche sich in der Sphäre der Familie nur durch ein ganzes in Hingebung vollbrachtes Leben offenbart." Es läfst sich nicht leugnen, dafs Lear's Aeufserungen in der Ver-

Digitized by Google

theilungsscene zu jener Ansicht leicht verführen können. Der König richtet an seine drei Töchter folgende Worte: „Sagt, wer von euch liebt uns am meisten, dafs wir unsre gröfste Güte ausbreiten dort, wo mit Natur Verdienst ringt." Und zu Cordelia spricht er: „Was kannst du sagen, um ein reicheres Drittheil, als deine Schwestern, zu erhalten?" Durch diese Worte hält man sich für berechtigt zu dem Glauben, Lear sei bereits im Anfange der Tragödie so verrückt, dafs er sich an die habgierige Selbstsucht seiner Töchter mit der Aufforderung zu eigennützigen, also werthlosen Liebesbetheuerungen wende und gleichwohl durch seine kindische Eitelkeit die von Goneril und Regan ihm ertheilten leeren Versicherungen maafsloser, in's Unsinnige gehender Zärtlichkeit augenblicklich in die unschätzbaren Beweise reinster, edelster Kindesliebe verkehre, die durch äufsere Glückgüter verschwenderisch belohnt zu werden verdiene. Hätte die fragliche Scene wirklich den so eben angegebenen Sinn, dann müfste man allerdings bekennen, dafs Lear sich mit einer durchaus märchenhaften Verkehrtheit benehme, die wir dem Dichter auch nicht einmal als Ausgangspunct des Dramas zugestehen dürfen, — dann müfste man einräumen, dafs die Art, wie der alte König die Liebesbetheuerungen herausfordert, moralisch unmöglich sei, und dafs derselbe für etwas Schlimmeres, als für eine Caricatur, nämlich für einen Narren zu gelten habe, der nur noch ein anthropologisches, ein psychiatrisches, aber nicht mehr ein künstlerisches Interesse zu erwecken vermöge. A. W. v. Schlegel sagt: „Wie im Macbeth das *Schrecken* den höchsten Gipfel erreiche, so sei im Lear die Wissenschaft des *Mitleids* erschöpft." Unser tragisches Mitleiden, unser künstlerisches Interesse kann aber durch Lear nur dann erregt werden, wenn seine Verrücktheit aus dem zerreifsenden geistigen Schmerze über eine erlittene sittliche Verletzung entsteht, — keineswegs dagegen dann, wenn der alte König von Anfang an als ein Verrückter erscheint und uns somit die Freiheit gelassen wird, seine Tollheit aus blofs physischen oder aus unsittlichen geistigen Ursachen abzuleiten. Den letzteren Fall als in unserer Tragödie vorhanden anzunehmen und damit dieselbe für ein schon in seiner Grundlage verunglücktes Werk zu erklären, darf man sich nicht ohne die zwingendsten Gründe entschliefsen. Ein Dichter, wie Shakespeare, hat das Recht, zu fordern, dafs wir aufs Sorgfältigste die Frage untersuchen, ob Lear wirklich das der tragischen Darstellung unwürdige Subject ist, für welches er erklärt werden müfste, wenn er schon bei seinem ersten Auftreten ein so vollständiger Narr wäre, wie man zu meinen pflegt. Auf diese Frage finden wir sogar bei den besten deutschen Kunstrichtern keine Antwort, — namentlich weder bei Rötscher noch bei Ulrici. Dagegen hat der geistreiche englische Dichter und Kritiker *Coleridge* im zweiten Bande seiner *Literary Remains* die in Rede stehende Schwierigkeit mit Erfolg zu lösen sich bemüht. Derselbe hebt nämlich hervor, dafs der überall mit höchster Besonnenheit zu Werke gehende grofse Dichter nicht ohne Vorbedacht und nicht ohne Bedeutung sogleich in den *ersten sechs* Zeilen des Trauerspiels die Theilung des bis dahin von Lear beherrschten Reichs als eine — wenigstens in so weit Goneril und Regan dabei interessirt sind, — *bereits in allen ihren Einzelnheiten völlig bestimmte*, also *von dem Abhören der Liebesbetheuerungen durchaus unabhängige* Sache bezeichnen läfst. Damit der Leser erkenne, dafs dem so sei, erlauben wir uns, Shakespeare's Worte anzuführen:

Kent. Ich glaubte, der König hätte den Herzog von Albanien mehr begünstigt, als den von Cornwall.

Gloster. Es schien uns immer so; doch jetzt, bei der Theilung des Reichs wird nicht offenbar, welchen der Herzöge er am meisten schätzt; denn *so abgewogen* ist *Gleichmäfsigkeit*, dafs in keinem von Beiden *Genauigkeit* den Theil des Anderen vorziehen kann.

In diesen Zeilen ist zwar über die Gröfse des für Cordelia bestimmten Theiles nichts gesagt; aus den schon angeführten Worten aber, mit welchen Lear diese von ihm bis dahin vorgezogene Tochter zu Liebesbezeigungen gegen ihn auffordert, erfahren wir, dafs er ursprünglich beschlossen hatte, sie mit einem gröfseren Drittheil, als ihre Schwestern, auszustatten. Demnach befindet sich der König schon vor Beginn des Stücks nach keiner Seite hin mehr in Zweifel über den Umfang des jedem einzelnen seiner Kinder zu schenkenden Gebiets. Wir dürfen daher nicht länger annehmen, dafs er bei der Liebesbezeigungsprobe verrückterweise die ernstliche Absicht habe, jenen Umfang erst nach der Süfsigkeit der in *einem einzelnen*

Digitized by Google

Augenblick erhaltenen, *von ihm selber hervorgelockten* Schmeichelworte abzumessen; sondern wir müssen glauben, er habe die Gröfse jedes einzelnen der zu vertheilenden Gebiete nach dem *Totaleindruck* festgestellt, den jede seiner drei Töchter während ihres *ganzen Lebens* durch ihr Benehmen, durch ihre Gesinnungsäufserungen und durch ihre Handlungen auf ihn gemacht hat. — Wenn aber Lear auf diese vernünftige Weise anfangs verfahren ist, dann wird man fragen, was er nun noch mit seiner Aufforderung zu Liebesäufserungen in der Vertheilungsscene bezwecken könne und wie er dazu komme, jenes sein vernünftiges Verfahren rücksichtlich Cordelias nun auf einmal gänzlich umzukehren. Hierauf haben wir zu antworten, dafs er in jener Scene offenbar nichts weiter will, als sein liebebedürftiges Greisen-Herz an Zärtlichkeiten erwärmen, deren Aufrichtigkeit zu bezweifeln er sich bisher noch nicht gezwungen gesehen hat. Um diesen seinen Wunsch als den alleinigen Beweggrund seines Thuns im Beginn jener Scene zu erkennen, müssen wir uns das vollständige Bild seines Charakters vergegenwärtigen. In Lear ist, wie Coleridge sagt, eine seltsame, aber nicht unnatürliche Mischung von Selbstsucht und von Empfindsamkeit, — ein starkes Verlangen, innig geliebt zu werden (ein zwar selbstsüchtiges, doch nur einer liebenden und guten Natur eigenthümliches Verlangen); — ein haltloses Sichanlehnen und Freudesuchen an fremder Brust; — eine Gierigkeit nach Mitgefühl, verbunden mit verschwenderischer Uneigennützigkeit, durch ihre eigene Aeufserung und durch die Art und Beschaffenheit ihrer Forderungen an Erreichung ihres Zwecks verhindert; — die Angst, das Mifstrauen und die Eifersucht, die mehr oder weniger alle selbstsüchtigen Neigungen begleiten, zu den sichersten Unterscheidungszeichen thörichter Zärtlichkeit von wahrer Liebe gehören und Lear's heftigen Wunsch erzeugen, an den gewaltsamen Liebesbetheuerungen der Töchter sich zu erfreuen, während die eingewurzelten Gewohnheiten unumschränkter Herrschaft jenen *Wunsch* in *Forderung* und *positives Recht*, ein *Nichtbefriedigen* desselben aber in *Verrath* und *Verbrechen* verkehren. Aus diesem, bei einem unumschränkten Herrscher nicht ganz ungewöhnlichen Charakter des Königs wird die plötzliche Verwandlung seiner Vorliebe für Cordelia in wüthenden Grimm leicht erklärlich. Gerade von dieser Tochter erwartet er mit vollkommner Zuversicht, wie bisher, die seinem Herzen wohlthuendsten, innigsten Liebesworte. Statt dessen erhält er auf seine Andeutung, dafs er sie bei der Vertheilung der Ländereien bevorzugen wolle, wiederholentlich von ihr nur die dürre, abstracte Antwort: sie habe ihm Nichts zu sagen; und wie er darüber erstaunend, ihr erwidert: „So jung und so unzärtlich!" corrigirt sie, ihm nachahmend, diese seine Worte in den ähnlichen Lakonismus: „So jung, mein Herr, und wahr." Während also Pflicht und Klugheit ihr geboten, wenn sie ihren Vater von der Thronentsagung abzubringen und ihm über ihre Schwestern die Augen zu öffnen nicht hoffen konnte, wenigstens den Versuch zu wagen, ob sie nicht, wie die Goethische Iphigenie, dem noch die Macht besitzenden königlichen Greise, was ihm gefallen müfste, mit Wahrheit sagen könnte, — da verletzt sie im Gegentheil die Pietät gegen Lear durch jene theils scheinbar, theils wirklich mürrische Wortkargheit, mit welcher sie, um nur ja ihr Ich vor allem Verdacht der Gleichheit mit ihren Schwestern sicherzustellen, die Gefühle ihrer kindlichen Liebe dem Vater weniger zu erkennen gibt, als verbirgt. Durch dies Benehmen erregt sie um so mehr den Zorn des Königs, weil er sich dadurch in den Augen aller Derjenigen, denen er vorher Cordelia immer als „sein Kleinod," als „seines Alters Trost" geschildert hatte, im höchsten Grade lächerlich gemacht glaubt. Die Wuth, in welcher er Cordelia verstöfst, ist daher, obgleich natürlicherweise nicht zu rechtfertigen, doch erklärlich, und wiewohl ein Beweis arger Verblendung, doch kein Zeichen von Verrücktheit. Nur dann hätten wir jene Verstofsung für die That eines Verrückten zu erklären, wenn Lear, durch eine völlig angemessene Antwort Cordelia's nicht befriedigt, sondern in sinnlose Wuth gebracht, in einem einzigen Augenblick ohne allen auch nur scheinbaren Grund seine Vorliebe für Cordelia in wüthende Erbitterung hätte übergehen lassen. Dies ist aber, wie wir gesehen haben, bei ihm nicht der Fall.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1846.

Shakespeare's Schauspiele verdeutscht und erläutert von Adelbert Keller und Moriz Rapp.

(Fortsetzung.)

Sollte nun trotz obiger Auseinandersetzung Lear's Verfahren im Beginn unsrer Tragödie mit einem gewissen Grad von *Unwahrscheinlichkeit* behaftet bleiben, so möge man bedenken, dafs das moderne Drama, indem dasselbe die Besonderheit des Charakters zum Ausgangspunct der darzustellenden Handlung nimmt, an das Absonderliche und Unwahrscheinliche heranstreifen kann. In Shakespeare's Zeiten brachte überdies Lear's erstes Auftreten nicht die Wirkung des Unwahrscheinlichen hervor; denn dasselbe stimmte mit der im Volksglauben lebenden alten Erzählung überein und war demnach etwas bereits allgemein Zugestandenes. Aber auch für spätere Zeiten hat jenes erste Benehmen des Königs nichts den Genufs des Werkes wesentlich Störendes, weil wir, von den in gleichgiltigen Umständen etwa vorhandenem Unwahrscheinlichen absehend, die reale Möglichkeit festhalten müssen, dafs ein mehr als achtzigjähriger Greis, ohne verrückt zu sein, durch die heuchlerischen Liebesbetheuerungen zweier Töchter und durch die scheinbare Kälte einer dritten Tochter verleitet sein kann, die letztere auf Kosten der ersteren zu enterben.

Das Endresultat unserer bisherigen Betrachtung Lear's fällt demzufolge so aus, dafs derselbe nicht schon im Anfang des Stücks verrückt, sondern vollkommen zurechnungsfähig und deshalb zur dichterischen Darstellung geeignet, zum tragischen Helden durch die schwere Schuld sich erhebt, die er sogleich im Anfang des Stücks begeht und durch welche er sein mitleiderregendes, fürchterliches Schicksal sich selber schafft. Seine *Urschuld* besteht aber nicht, wie Rötscher meinte, schon in der Forderung, die Gesinnung dem Worte zu vertrauen, — diese Forderung ist im Allgemein vernünftig und gerecht, — noch auch darin, von einem mehr oder weniger unbedeutenden Worte die Entscheidung über das gröfsere oder geringere Maafs der Liebe abhängig zu machen, — denn wie gezeigt, hatte Lear ursprünglich das ganze bisherige Betragen seiner Töchter gegen ihn zu diesem Maafse gemacht, — vielmehr ist seine Urschuld, so weit dieselbe sich nicht unmittelbar auf den Staat bezieht, darein zu setzen, dafs er sich in seiner Selbstsucht zur unterthänigsten Verehrung allergnädigst vor seine Töchter hinstellt und die allein durch ihre vollkommene Freiwilligkeit werthvollen Aeufserungen kindlicher Liebe wie eine ihm nach positivem Recht schuldige Steuer eintreiben — oder wie eine Waare für äufserliche Güter einkaufen will. Dadurch verletzt er den nur in der unbefangenen, ungezwungenen und in der anspruchslosen, unselbstsüchtigen Liebe sich bethätigenden sittlichen Familiengeist. Aus dieser ersten Schuld fliefst sogleich die zweite, dafs er wie ein asiatischer Despot wüthet, als ihm in Cordelia eine selbständige Natur mit kaltabgemefsner Wortkargheit und mit der Unehrerbietigkeit verhüllten Tadels entgegen zu treten wagt. Aus eben jener despotischen Eigenwilligkeit, aus dem dünkelhaften Aberglauben an die seiner geheiligten Person von Gott verliehene Unfehlbarkeit entspringt dann ferner die Schuld, die er gegen seinen ihm bis in den Tod treuen Freund und Vasallen Kent durch dessen Verbannung begeht. — Bald, schon in der vierten Scene des ersten Acts, bereut Lear Cordelia's Verstofsung aufs Tiefste. Aber seine Schuld darf nicht ohne Strafe bleiben; und diese erleidet er im vollsten Maafse durch Goneril's und Regan's grausame Undankbarkeit, in welcher seine eigene Sünde, die Selbstsucht, unter der Form einer fremden Schuld gegen ihn selber verderbenbringend sich kehrt.

Digitized by Google

Hiermit verlassen wir für diesmal den Lear und wenden uns zu *Othello.*

Während der Sinn der oben besprochenen Tragödie, trotz mancher Mifsverständnisse in Betreff der einzelnen Hauptcharaktere derselben, von jeher richtig aufgefafst worden ist; kann man von dem Trauerspiele Othello nicht dasselbe sagen. Die ausgezeichnetsten deutschen Kritiker, Schlegel, Tieck, Ulrici und Rötscher, haben nach unsrem Dafürhalten den Weg zu dem Verständnifs des letztgenannten Dramas dadurch sich versperrt, dafs sie sämmtlich von der irrigen Voraussetzung ausgegangen sind, der Held desselben sei kein *maurischer Araber*, sondern ein *Neger.* Von dieser Annahme aus, sind die deutschen Aesthetiker zwar zu den verschiedensten, doch mehr oder weniger falschen Folgerungen rücksichtlich der Bedeutung der fraglichen Tragödie gelangt. Unter den namhaften englischen Kritikern der neueren Zeit findet sich dagegen kein einziger, der jene Meinung von Othello's Nationalität theilte. — *Hazlitt* nennt den Othello niemals einen Neger. *Arm. Brown* in seiner schätzenswerthen Schrift über Shakespeare erscheint als ein Gegner jener deutschen Ansicht. *Hunter* in seinen *New Illustrations of Shakespeare* erklärt den Othello entschieden für einen mauritanischen Araber. Mit der meisten Energie und mit dem gröfsten Erfolg tritt aber der von den Engländern als der bedeutendste neuere Erklärer Shakespeare's anerkannte *Coleridge* in seinen schon oben erwähnten *Literary Remains* gegen die Vernegerung Othello's auf *). — Diesen gewichtigen Autoritäten sich anzuschliefsen, hat Hr. *Rapp* sehr wohl gethan; denn Alles, was die genannten deutschen Kunstrichter für ihre entgegengesetzte Ansicht herbeigebracht haben, zeigt sich bei näherer Betrachtung als nichts beweisend. Wir wollen von den Scheingründen unsrer Gegner hier keinen verschweigen. Man beruft sich zuvördert auf die Stelle, wo der aus Eifersucht gegen Othello erbitterte, etwas vulgäre Roderigo die Lippen des Ersteren dick findet; deshalb soll Othello ein Neger sein, als ob nicht auch bei Menschen von anderer Race dicke Lippen vorkämen. — Ferner nennt Othello sich selber schwarz (black); das englische Wort *black* braucht aber, wie *Hunter* bemerkt, hier nichts weiter zu bedeuten, als *very dark*, (sehr dunkel) und „zwar im Vergleich mit europäischer Gesichtsfarbe;" denn bekanntlich gibt es arabische Stämme, deren Gesichtsfarbe in's Schwärzliche fällt, wie umgekehrt Negervölker von nicht kohlschwarzer, sondern nur schwarzbrauner Farbe vorhanden sind; diese Gemeinsamkeit der Farbe ist ja eben der Grund der Verwechselung der Mauren mit den Negern, der Uebertragung des Namens *Mohren* von den *Mauren* auf die *Neger.* Die blofse Farbe läfst also die Racenabstammung Othello's noch durchaus unentschieden. Eben so wenig kann in der fraglichen Beziehung ein entscheidender Umstand darin gefunden werden, dafs Brabantio dem Othello eine Häfslichkeit zuschreibt, die demselben es unmöglich gemacht haben würde, ohne Anwendung von Liebesträuken das Herz der Desdemona zu gewinnen. Denn erstlich wissen wir, dafs die Menschen in Brabantio's Zeit an die verführerische Wirksamkeit und an die stattgefundene Anwendung von Liebesträuken zu glauben durchweg sehr geneigt waren, und zweitens ist bekannt, dafs, wie Mirabeau's Beispiel lehrt, sogar unter den Europäern Männer sich finden, die trotz ihrer furchtbaren Häfslichkeit eine magische Anziehungskraft auf Frauen auszuüben vermögen.

Dasjenige aber, was, von philologischer Seite her, aller Unbestimmtheit in Betreff der Racenabstammung Othello's ein Ende macht, das ist das ihm von Jago (Act I. Sc. I.) ertheilte zierende Beiwort eines *Berberhengstes*, (*Barbary horse*); ein Neger hat auf diese Bezeichnung kein Recht. Demnach haben wir Othello für einen *Berber* anzuerkennen, — und zwar um so mehr, als der Dichter wohl nicht ohne Absicht am Schlufs des ersten Acts den Othello wiederum einen „*landflüchtigen Berber*" (an erring Barbarian) von Jago genannt werden läfst; aus welcher Wiederholung erhellt, dafs jene Bezeichnung nicht ein blofs augenblicklicher, nichts bedeutender Einfall ist. Dazu kommt noch, dafs in der 2ten Scene des 4ten Acts auf *Mauritanien* als auf das Vaterland Othello's hingewiesen wird, indem Jago auf Roderigo's Frage, ob es wahr sei, dafs Othello und Desdemona nach Venedig zurückkehren, antwortet: „O Nein, er geht nach Mauritanien und nimmt die schöne Desdemona mit sich hinweg."

*) Er sagt unter Anderem: It would be monstrous to conceive this beautiful Venitian girl falling in love with a negro; (Es wäre monströs, sich vorzustellen, dafs ein schönes Venetianisches Mädchen wie Desdemona sich in einen Neger verliebte). —

Digitized by Google

Aus anderen Gründen geht aber ferner hervor, dafs wir Othello für einen aus der Berbarei stammenden *Araber* halten müssen. Um dies zu beweisen, führen wir zuvörderst an, dafs Othello in der 2ten Scene des 1sten Acts erklärt: wenn man in seiner mit Desdemona eingegangenen Ehe eine Mifsheirath zu erblicken meine, werde er, was er aus Bescheidenheit bisher Niemanden in Venedig gesagt hatte, vor dem Dogen und dem Senat dieser Stadt bekannt machen, dafs er „sein Leben und Wesen von Männern herleite, die auf einem *Königsthron* gesessen haben," (I fetch my life and being from men of *royal* siege). Nun glauben wir: Othello würde vor jenen hohen Personen mit einer Berufung auf eine schwer zu erweisende Abstammung von Berberfürsten wenig Glück gemacht, durch ein Pochen auf seine Verwandtschaft mit unbekannten Neger-Eintags-Zaunkönigen aber vollends ein olympisches Gelächter erregt, das Ansehen einer hochkomischen Figur bekommen haben. Nehmen wir dagegen an, dafs Othello erklären will: in seinen Adern fliefse das Blut jener maurisch-arabischen Könige, vor deren Siegerschwert die Christenheit Jahrhunderte lang gezittert habe, er glaube daher, der Tochter eines Venetianischen Senators ebenbürtig zu sein; — dann können wir wohl nicht zweifeln, dafs er die von ihm beabsichtigte Wirkung hervorgebracht haben würde.

Noch mehr jedoch, als durch solche *einzelne* Aeufserungen, wie die eben besprochene Othello's, werden wir durch sein *ganzes intellectuelles und sittliches Wesen* von der Annahme seiner Negernatur zur Ueberzeugung von seiner arabischen Abkunft hingedrängt. In dieser Beziehung ist vor Allem auf den hohen dichterischen Schwung und den Reichthum seiner glühenden, in grandiosen Bildern schwelgenden Phantasie hinzuweisen. Wir erinnern z. B. an die folgenden Worte, die Othello bei seiner Landung in Cypern spricht:

„O mein Entzücken!
Wenn jedem Sturm so heitre Stille folgt,
Dann blast Orkane, bis den Tod ihr weckt!
Dann klimme, Schiff, die Wogenburg hinan,
Hoch, wie Olymp, und tauch hinunter tief
Zum Grund der Hölle!"

Auch die Stelle, wo Othello von allem Lebensglück Abschied nimmt, strotzt von Phantasie. Er sagt:

„O nun auf immer
Fahr wohl, des Herzens Ruh! Fahr wohl, mein Friede!
Fahr wohl, du wall'nder Helmbusch, stolzer Krieg,
Der Ehrgeiz macht zur Tugend! O fahr wohl!
Fahr wohl mein wiehernd Rofs und schmetternd Erz,
Muthschwellende Trommel, muntrer Pfeifenklang,
Du königlich Panier, und aller Glanz,
Pracht, Pomp und Rüstung des glorreichen Kriegs!
Und o du Mordgeschofs, defs rauher Schlund
Des ew'gen Jovis Donner wiederhallt,
Fahr wohl! Othello's Tagwerk ist gethan!"

Dasselbe endlich gilt ganz besonders von der Stelle, in der Othello seine Rachegefühle in Bezug auf Desdemona ausspricht:

„Gleich dem Pontusmeer,
Defs Strömung eiskalt in rastlosem Lauf
Niemals zurückebbt, nein stets vorwärts rollt
Zu der Propontis und dem Hellespont;
So auch mein Blutgedank in raschem Sturz,
Nie schaut er um, noch ebbt zur sanften Liebe,
Bis eine grofs und weitgedehnte Rach'
Ihn ganz verschlingt."

Von einer so poetischen Natur, wie Othello in allen diesen und vielen andren Stellen offenbart, und wie sie unter den Arabern bekanntermaafsen von jeher häufig sich gezeigt hat, ist unseres Wissens unter den Negern bisher noch nicht die geringste Spur entdeckt worden. Auf Othello's arabische Abkunft deutet dagegen besonders auch das Talent zur Mährchendichtung, das er durch Improvisation des Mährchens von dem wunderbaren Ursprung des verhängnifsvollen Taschentuchs verräth.

Nichts weniger, als negerhaft ist ferner die *tiefempfundene Innigkeit*, mit welcher Othello namentlich in der Erzählung von dem Entstehen seines Liebesverhältnisses zu Desdemona sich ausspricht; und eben so wenig negerartig möchte die *unendliche Wehmuth* sein, die, wie Rötscher bemerkt, sich durch Othello's Ausrufe der Wuth hindurchzieht. Zu solcher Tiefe der Empfindung sind die Neger noch nicht gelangt.

Dann aber weiter die selbst von Jago bewunderte *erhabene Ruhe* Othello's mitten im todbringendsten Schlachtgewühl pafst doch weniger auf die Kindernatur eines um jeden Quark sogar gegen seinen Fetisch sich erbofsenden, den Himmel anzuspucken versuchenden Negers, als auf einen in den unabänderlichen Willen Allah's ergebenen, in der Erhebung über alles

Digitized by Google

Endliche stolze Seelenruhe findenden Araber. Durch den Uebertritt zum Christenthum hat diese muhamedanische Ruhe in Othello nur noch mehr befestigt werden müssen; wogegen eine von ihren sinnlichen Trieben hin- und hergeworfene Negerseele durch die christliche Taufe wohl nicht leicht zu jener Reife und Stärke des Denkens und des Willens gebracht werden möchte, ohne welche eine solche Ataraxie, wie dem Othello zugeschrieben wird, nicht zu Stande kommen kann.

Endlich Othello's furchtbar *strenger Sinn* in Bezug auf die *unbedingte Heiligkeit* der *ehelichen Treue* ist unter den Negern eben so unerhört, wie unter den Arabern vorherrschend. Einem Neger würden wir keinen sonderlichen Glauben schenken, wenn er, wie Othello, sagte:

„Lieber Kröte sein
Und von den Dünsten eines Kerkers leben,
Als dafs ein Winkel im geliebten Wesen
Für Andre sei."

Ferner:

Von dort, wo ich als Schatz verwahrt mein Herz,
Dort, wo ich sein mufs, oder gar nicht sein;
Vom Quell, aus dem entspringt mein Lebensbach,
Sonst ganz vertrocknet, — weggedrängt sein dort;
Das, oder halten ihn als Sumpf, worin
Buhlt ekle Krötenbrut! — Da werde bleich,
Geduld, du Cherub, jung und rosenlippig,
Und blicke Höllenwuth.

Man mufs Rötschern vollkommen Recht geben, wenn derselbe in diesen Worten den Beweis erblickt, dafs Othello, weil er seinen reinsten Frieden in dem Vertrauen auf Desdemona's Liebe und Treue gefunden hat, den Gedanken ihrer Untreue als einen Bruch seines ganzen Wesens fühle, und dafs er mit diesem Gedanken von sich selber Abschied nehme, weil ihm der Vollgehalt seines Lebens verloren gegangen sei. Nur wird diese Anerkennung der tiefen Natur Othello's und seiner strengen Sittlichkeit, durch ihre Anwendung auf einen vermeintlichen Neger, — wenn auch nicht so gemeint, doch thatsächlich, — zur beifsendsten Ironie über die sittliche Ungebundenheit der Neger. — Nichts aber wäre sinnloser, als die Hypothese: entweder könne doch *ausnahmsweise* der Eine Neger Othello mit jenem tiefen Gemüth und strengen Sinn von der Natur beschenkt worden sein, — oder, wenn er denselben aus Nigritien nach Italien nicht mitgebracht habe, so könne er ihn doch in dem classischen Lande des zur unsittlichen Sitte gewordenen Cicisbeats angenommen und sich von der angebornen Bestialität zu jener Zartheit und Strenge des sittlichen Ehrgefühls erhoben haben, die ihn antreiben, *„nicht aus Hafs,"* nicht aus blofs persönlicher Rache, sondern wie ein *priesterlicher Richter*, weil *„die Sache es will,"* seine Gattin — nicht eigentlich zu *ermorden* (*murder*) — sondern der verletzten Heiligkeit der Ehe zum *Opfer* zu bringen (*sacrifice*). Erträumen lassen sich allerdings solche Möglichkeiten; es könnte Jemand sich sogar einen, den Geist des Aristoteles, Raphaels, Shakespeares und Napoleons in sich vereinenden Neger zusammenfaseln; aber solche nur durch das völlige Nichtbeachten der concreten Natur der Gegenstände zu Stande kommende Annahme einer durchaus leeren, aschgrauen Möglichkeit ist mit der Vernunft der Poesie ganz unverträglich; und Shakespeare wäre in der Zeichnung der Charaktere seiner Helden ein Stümper, wenn er die Racenunterschiede so vollständig verwechselte.

Wenn wir nun bereits durch obige, nur mit dem Helden unsrer Tragödie, ohne Beziehung auf das ganze Drama, sich beschäftigende Untersuchung die Schwäche der Scheingründe zu der Annahme der Negerabstammung Othello's nachgewiesen zu haben glauben können; so wird die Unhaltbarkeit dieser Annahme noch einleuchtender werden, sobald wir die Frage erörtern, welchen Sinn unsre *ganze* Tragödie, — welche Bedeutung namentlich der Charakter *Desdemona's* haben könnte, falls Shakespeare in der That den maurischen Othello der italienischen Novelle mit einem Neger verwechselt hätte. *A. W. v. Schlegel* preist das Glück dieser vermeintlichen Verwechselung. Worin aber eigentlich dies Glück bestehen soll, ist aus Schlegels Worten nicht ersichtlich. Mit Recht bemerkt gegen ihn Ulrici, dafs, wenn nach der Meinung jenes Kunstrichters der Neger Othello nicht von einer *wirklich* hohen Stufe menschlicher Seelengröfse, Kraft und Tugend, sondern nur von einer Scheinhöhe, aus dem unächten Flitterglanz einer plattirten Tugend in die Niedrigkeit seiner wahren, mehr thierischen, als menschlichen Natur herabstürze, der Venetianische Senat und namentlich Cassio in ihrer Verehrung für Othello verblendete Thoren wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1846.

Shakespeare's Schauspiele verdeutscht und erläutert von Adelbert Keller und Moriz Rapp.

(Fortsetzung.)

Ulrici's eigene Ansicht aber von der Idee unsres Dramas geht dahin: Es solle in demselben dargestellt werden, wie der Neger Othello zuerst aus seiner Bestialität durch Gottes freie Gnade zur Höhe *wirklicher* Tugend erhoben, dann doch wieder — und darin bestehe eben das Hochtragische unsres Dramas — in die Tiefe des Verbrechens hinabsinke, weil er sich selbst vergessend, sich und die ihm verliehenen göttlichen Gaben nur seinem *weltlichen* Dasein gewidmet, — den Haltpunct der menschlichen Existenz, die gereifte männliche Liebe, die eheliche Treue und ihre nothwendige Gefährtin, die Ehre, nur als Haltpunct dieses *irdischen* Daseins, nicht als Moment des *ewigen* Lebens der Menschheit gefafst habe; durch Othello's Leiden und Untergang solle gezeigt werden, dafs zwar Menschenwitz und Menschentrug einen edlen grofsen Charakter zu Falle bringen, ihm aber doch den inneren Adel, die Seelengröfse, die Hoffnung auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit, mit welcher Othello unter Thränen der Reue und Bufse sterbe, nicht rauben können.

Obgleich wir anerkennen, dafs in dieser Ansicht, — namentlich in dem zuletzt angeführten Satze — Wahres enthalten sein mag; so können wir doch erstlich die Voraussetzung eines solchen Mirakels, wie die Entnegrisirung und die Araberwerdung Othello's sein würde, weder überhaupt als in der Tragödie statthaft, noch gar als für unser Drama nothwendig gelten lassen, und müfsten zweitens eine bestimmtere Fassung der für Othello's Sturz in's Verbrechen angegebenen Gründe verlangen, da dieselben in ihrer jetzigen Form Mifsverständnissen ausgesetzt sind, weil nicht dargethan ist, in *wiefern* denn Othello seine Gaben nur dem *weltlichen* Dasein gewidmet, die Ehe nur als Haltpunct dieses *irdischen* Daseins betrachtet habe. — Dafs aber, wie Ulrici behauptet, dem Othello Negerhäfslichkeit zugeschrieben werden müsse, damit einerseits Desdemona's gereifte Liebe sich von der durch das schöne Aeufsere Romeo's angefachten Liebe Julia's abschatte, und andererseits Brabantio's Widerwillen gegen Othello's Gesicht, so wie des Letzteren Glaube an die Verführbarkeit Desdemona's und endlich Jago's Zuversicht auf das Gelingen seiner Anschläge erklärlich werde, — die Grundlosigkeit dieser Behauptung haben wir schon oben bewiesen.

Nach Ulrici hat *Rötscher* im 1sten Bande seines Cyclus dramatischer Charaktere die Desdemona und den Othello zum Gegenstande seiner Untersuchung gemacht. Da wir auch die von diesem höchst bedeutenden Kritiker ausgesprochene Ansicht von dem Sinne jener beiden Charaktere und von der Idee unsres ganzen Dramas nicht für befriedigend halten und durch Widerlegung derselben dem Erfassen der wahren Bedeutung jener Charaktere und des ganzen Stücks die Bahn zu brechen hoffen; so erlauben wir uns hier noch eine kurze Prüfung jener Ansicht.

Rötscher ist der Meinung, das tragische Schicksal Desdemona's werde nur durch die Annahme der Negernatur Othello's erklärlich; denn nur bei einem Neger reiche auch ein „*geringfügiger Umstand*" zur Entzündung des verzehrenden Feuers wilder Eifersucht hin und Othello habe eben nur *geringfügige* Veranlassung zur Eifersucht; Desdemona's ganze Schuld bestehe ja blofs darin, dafs sie die in Othello's individueller Persönlichkeit liegenden Negerelemente nicht berücksichtige; diese Schuld dürfe aber der Desdemona

Digitized by Google

nicht zugerechnet werden; diese liebevollste Frau gehe nicht durch eine aus der *sittlichen Freiheit* stammende, ihr *zurechenbare* Schuld, sondern durch eine blofse *Ate*, durch eine *dämonische Nothwendigkeit*, durch die *Uebermacht der Verhältnisse* zu Grunde, in die sie sich versetzt habe, ohne deren furchtbare Gewalt zu kennen.

Hierauf haben wir zu entgegnen:

dafs, wie schon bemerkt, nur durch ein in der Tragödie unstatthaftes Mirakel jenes tiefe Gefühl für die Heiligkeit der Ehe, ohne welches die Eifersucht Othello's unmöglich wäre, in eine Negerseele sich hineinverirren könnte; wogegen ein Araber von Othello's Individualität in Desdemona's Benehmen hinreichende Veranlassung zur Eifersucht finden würde;

dafs ferner die durch einen „*geringfügigen* Umstand" zur Raserei gebrachte Eifersucht eines Wilden keine der tragischen Darstellung würdige Leidenschaft ist, — dafs nur ein geringfügiger, also zu einem Heros unfähiger Mensch durch einen geringfügigen Umstand sich zu rasender Eifersucht verleiten läfst, — dafs der mit teuflischer Bosheit und List ausgestattete Jago in unsrem Drama eine vollkommen überflüfsige Person wäre, wenn seine Wirksamkeit wegen Othello's Negerwildheit durch einen „geringfügigen Umstand" ersetzt werden könnte, — und dafs der durch bestialische Negerwildheit des Ehemanns bewirkte Untergang seiner gegen ihn schuldlosen Frau nur ein criminalistisches, aber kein Kunstinteresse zu erwecken vermöchte;

dafs überdies eine vornehme Venetianerin, wie Desdemona, über die Wildheit der Neger nicht in Unwissenheit gewesen sein kann, — jedenfalls ihr angeblicher ethnographischer Irrthum oder ihr etwaniger Glaube an die vielleicht in Othello hervortretende Kraft des Geistes, sich über die Naturbestimmtheit der Race zu erheben, nach strenger poetischer Gerechtigkeit nicht mit dem Tode bestraft zu werden verdient;

und dafs endlich eine blofse *Ate*, also eine von den handelnden Personen durchaus unabhängige verderbliche Gewalt, — die blofse Macht der Verhältnisse, — so wie eine *unzurechenbare* Schuld zur Rechtfertigung des Untergangs einer tragischen Gestalt nicht hinreichen, sondern dafs dazu eine aus der *sittlichen Freiheit* stammende, und demnach *zurechenbare* Schuld nothwendig ist, weil sonst die in der Tragödie verkörperte Idee, die in ihr dargestellte Wirksamkeit sittlicher Mächte zu den handelnden Individuen ein äufserliches, mechanisches Verhältnifs haben würde, — die tragischen Helden als von einer blinden Nothwendigkeit getrieben und vernichtet erschienen, — die Wirkung der Tragödie also nur eine empörende, trostlose, unschöne sein könnte. Diesen Eindruck müfste unsere Tragödie machen, wenn Rötscher's Ansicht die richtige wäre. Die ganze tragische Bedeutsamkeit des heroischen Othello schrumpfte dann zu der Bedeutung einer gräulichen Mädchenscheuche zusammen. Das Endresultat aller Anstrengungen des Dichters in unsrem Drama wäre die an Horazens *ridiculus mus* erinnernde triviale Lehre, dafs eine Europäerin sehr unklug thue, einen Neger zu heirathen, weil dessen nur scheinbar gezähmte Wildheit, wie die eines Tigers, in jedem Augenblick durch einen „geringfügigen Umstand" wieder entfesselt werden könne.

Was nun schliefslich Hrn. *Rapp's* Auffassung der Idee unserer Tragödie und namentlich des Charakters der Desdemona betrifft, so können wir dem von Rötscher über diese Auffassung ausgesprochenen absoluten Verdammungsurtheil, nach welchem dieselbe eine unerhörte Idiosyncrasie ihres Urhebers sein soll, nicht beistimmen, sondern müssen vielmehr bekennen, dafs Hr. R., im Ganzen genommen, der Wahrheit näher gekommen ist, als seine Vorgänger, wiewohl andrerseits nicht geleugnet werden kann, dafs er das Wahre in seinen Behauptungen durch unzarte Uebertreibungen sehr entstellt hat. — In dem männlichen Hauptcharakter sieht er mit Recht eine idealische, liebeglühende, der Hingebung an den geliebten Gegenstand fähige Arabernatur, die aber auch von diesem die unbedingteste Hingebung mit einer Strenge zurückfordert, wie sie in Europa wohl nur bei den Spaniern des Mittelalters geherrscht hat. Hr. R. verläfst jedoch sogleich die scharfe Linie der Wahrheit, indem er nicht nur Othello's „wildglühender Persönlichkeit eine Art von Aberwitz" vorwirft, sondern auch die Behauptung wagt: Othello sei „die männliche, wie Desdemona die weibliche Natur überhaupt, aber beide auf die *extremste Besonderheit und abstracte Verkehrtheit* hinausgetrieben;" beide seien nur sich durch ihre Einseitigkeit gegenseitig zerstörende *psychologische Schemate*." Der Desdemona insbesondre hat Herr Rapp Unrecht gethan, indem er sie als das „*ausschweifend* leichtsinnige

Digitized by Google

Weib," als eine „Wortheldin, eine Mundheilige" bezeichnet. Solche Uebertreibungen sind indefs nur krankhafte Auswüchse der richtigen Grundansicht des Vf.'s, dafs Desdemona keine idealische Unschuld, kein schuldlos geschlachtetes Opfer sei, sondern durch eine ihr zuzurechnende Schuld zu Grunde gehe.

Worin besteht nun aber diese Schuld? — Offenbar hat Desdemona durch ihre ohne Einwilligung ihres Vaters heimlich vollzogene eheliche Verbindung mit Othello die Pietät gegen den Ersteren empfindlich verletzt und ist zu dieser Impietät um so weniger berechtigt gewesen, weil Brabantio, indem er die zur völligen Sicherheit ehelichen Glücks nothwendige allseitige Durchdringung der individuellen Persönlichkeiten des Mannes und des Weibes bei Othello und Desdemona vermifst, sich viel fähiger als seine junge unbesonnene Tochter erweist, das Verhältnifs derselben zu Othello zu verstehen. Man hat also durchaus keinen Grund, Brabantio für einen wegen seiner Einfältigkeit bei der Verheirathung seiner Tochter gar keiner Beachtung werthen Vater zu halten. Sein Glaube an die verführerische Wirksamkeit von Liebesträuken macht ihn nicht zum Dummkopf; denn, wie schon bemerkt, theilte seine ganze Zeit diesen Glauben; der Doge geht daher auf Brabantio's Ansicht unbedenklich ein und verspricht diesem hochgeachteten, eine „sehr gewichtige Stimme" habenden Senator die strengste, ihm selber zu überlassende Anwendung des Gesetzes gegen die Verführung durch Liebesträuke auf Denjenigen, welcher die Desdemona durch dies Mittel verführt zu haben überwiesen werde. — Wenn nun Desdemona bereits vor Beginn des Stücks gegen ihren Vater sich vergangen hat, so wird man ferner einräumen müssen, dafs sie jene erste Verletzung der Pietät im Palast des Dogen eher fortsetzt, als durch Anerkennung ihrer Schuld nach Kräften wieder gutzumachen sich bemüht, indem sie zu Brabantio sagt:

„So viel
Der Pflichtergebenheit euch meine Mutter
Erwies, da euch sie vorzog ihrem Vater,
So viel, behaupt' ich, darf ich zugestehn
Nach Recht dem Mauren, meinem Herrn."

Mit diesen dreisten Worten gibt Desdemona uns sogleich bei ihrem ersten Auftreten den schlagenden Beweis, dafs die liebenswürdige Unbefangenheit voller sittlicher Schönheit ihr fehlt, da sie mit einer gewissen Schlangenklugheit durch ein von ihrem reflectirenden Verstande vorgebrachtes argumentum ad hominem ihre Schuld zu beschönigen und dem Vater das Recht des Vorwurfs gegen sie abzustreiten sucht; — wobei wir sie nicht einmal von dem Verdacht der Sophisterei völlig freisprechen können, da wir nicht erfahren, ob ihre Mutter gleichfalls wider Wissen und Willen des Vaters derselben sich vermählt hat. — Durch jene ihre Antwort zerreist sie, wie Jago schon in der 1sten Scene des 1sten Acts vorher verkündigt hatte, dem Brabantio das Herz; er vermag nichts zu entgegnen als den Ausruf: „Gott sei mit euch! — ich bin zu Ende!

Zur dichterischen Motivirung des Untergangs der Desdemona reicht jedoch jene erste Schuld nicht hin; besonders ist Othello nicht befugt, ein nicht *gegen* ihn, sondern *für* ihn begangenes Vergehen zu bestrafen. Gegen Othello selber hat aber Desdemona schon dadurch gefehlt, dafs sie, ohne das Gefühl des völligen Einklangs ihrer individuellen Persönlichkeit mit der seinigen haben zu können, mit ihm eine Verbindung eingegangen ist, die eben wegen des Nichtvorhandenseins jenes Einklangs keine vollkommen sittliche genannt werden kann. Ihre Verbindung hat viel weniger eigentliche Liebe, als vielmehr, auf der einen Seite, die mitleidsvolle Theilnahme Desdemona's an Othello's Schicksalen und, auf der anderen Seite, die Freude Othello's an jener Theilnahme zur Grundlage. „Sie liebte mich," sagt er, „wegen der Gefahren, die ich bestanden hatte;" „ich liebte sie, weil dieselben ihr Mitleid erweckten." Dieser Kitt bringt noch keine untrennbare Vereinigung hervor. Der Mangel des Gefühls völliger Wahlverwandtschaft verwandelt sich daher in der höchst liebebedürftigen jungen Frau des alternden, häfslichen Mannes, nothwendig bald in das dunkle Gefühl des fehlenden vollständigen Befriedigtseins. Aus diesem Gefühl entspringt eine noch ganz bewufstlose Neigung zu demjenigen Manne, dessen individuelle Persönlichkeit, nach Abstammung, Alter, äufserem Ansehen, jugendlichem Sinn, mit der Individualität Desdemona's am meisten harmonirt und der alles Das besitzt, was Othello besitzen müfste, wenn seine Gemahlin sich völlig durch ihn befriedigt fühlen sollte. Die geheime Anziehungskraft, die Cassio auf Desdemona ausübt, verleitet diese zu einem Beneh-

Digitized by Google

men, in das sie sich nicht verirren könnte, wenn ihr Herz von Othello ganz erfüllt wäre. Wir erinnern zur Bestätigung des eben Gesagten nur an die Worte, in denen sie dem Cassio seine Wiedereinsetzung in die verlorne Stelle bewirken zu wollen verspricht.

——————— „Hier vor Emilia
Verbürg' ich deinen Platz dir. Trau fest.
——————— Mein Gatte soll nicht ruhn;
Ich mach' ihn zahm, ich schwatz' ihn aus Geduld,
Sein Tisch wird Beichtstuhl, Kanzel wird sein Bett;
Ich meng' in Alles, was er auch beginnt,
Cassio's Gesuch. Drum fröhlich, Cassio;
Denn deine Mittlerin wird eher sterben,
Als deiner Sach' abstehn.

Man muſs bekennen: — was nach Ulrici's Meinung Shakespeare im Othello beabsichtigt hat, ist ihm vollständigst gelungen; von Romeo's Julia schattet sich Desdemona, die gleich nach ihrer Vermählung lieber für den *Freund sterben*, als für den Gemahl sich erhalten will, in nicht geringem Maaſse und eben nicht zu ihrem Vortheil ab. — Ihr Versprechen ist keine leere Versicherung. Schon am folgenden Tage nach Cassio's Absetzung fordert sie: Othello solle durch sofortige, nach ihrer Ansicht höchstens um zwei Tage zu verschiebende Wiederanstellung thatsächlich sich selber der Uebereilung schuldig bekennen und sein Ansehen beim Heere schwächen. Ja, sie wird von dem Einen Gedanken an Cassio's Wiederherbeirufung dermaaſsen besessen, dermaaſsen um ihre Besinnung gebracht, daſs sie kurz darauf, obgleich Othello ihr mit den beleidigendsten Anspielungen auf ihre Sinnlichkeit entgegentritt und mit dem für sie unerhörtesten, wüthendsten Ungestüm das verhängniſsvolle Tuch von ihr fordert, dennoch ihn unabläſsig mit der seinen Argwohn nothwendig zur Reife bringenden Mahnung an Cassio's Wiederanstellung unterbricht, — und daſs sie, nachdem Othello in wildester Aufregung sie verlassen hat, dem theuren Cassio von Neuem verheiſst, für ihn mehr thun zu wollen, als sie für sich selber wagen würde.

In jenem heftigen Auftritt zwischen Othello und Desdemona geht auch Brabantio's im 1sten Act ausgesprochne Ahnung, seine Tochter werde, wie sie ihn betrogen habe, so auch den Gemahl betrügen, durch Desdemona's dreiste *Lüge* in Erfüllung, daſs sie das Taschentuch nicht verloren habe, — daſs sie es holen könne, aber nun eben nicht holen wolle, weil sie in Othello's ungestümer Forderung des Tuchs nur einen sie von ihrem Anliegen um Cassio's Wiederanstellung ablenken sollenden Kniff erblicke, sie jedoch nicht gesonnen sei, sich dadurch von dem Durchsetzen ihres Verlangens abbringen zu lassen. — Das Verlieren jenes Tuchs aber, welches immer mit der gröſsten Sorge zu bewahren Othello sogleich bei der Schenkung desselben Desdemona beschworen hatte, ist selber *kein leerer*, inhaltsloser, von auſsen auf die Entwicklung der Leidenschaft Othello's und der Handlung einwirkender *Zufall*, — der wäre ein Fehler des Dramas, — sondern ein solcher, der die beginnende Unachtsamkeit Desdemona's auf das von ihr anfangs kindisch geliebte, „geküſste" und sogar „angeredete" Geschenk ihres Gemahls zu seiner Bedeutung hat.

Aus allem Diesem erkennen wir, wie Desdemona's von Hause aus mit Othello's Individualität in nicht unbedeutendem Miſsverhältniſs stehendes Wesen sich sehr bald ihrem Gemahl in einem seine Eifersucht nothwendig erregenden Grade zu entfremden anfängt und wie durch ihr aus *sittlicher Freiheit* stammendes, ihr *zurechenbares* Verschulden die schon ursprünglich vorhandene *reale Möglichkeit* eines Bruchs ihres ehelichen Verhältnisses sich zur *beginnenden Wirklichkeit* des Bruchs fortentwickelt. Desdemona selber scheint hierüber allerdings kein Bewuſstsein zu haben. Wir wollen daher, obgleich sie ihren Vater hintergangen und ihren Gemahl in einer sein Lebensglück berührenden Sache dreist belogen hat, dennoch, — zum Theil gerade aus Rücksicht auf die Lüge, mit der sie stirbt, — gern annehmen, daſs sie den Jago nicht auch zu belügen sucht, wenn sie ihm betheuert, sie habe niemals weder in Gedanken, noch in Worten oder gar durch die That gegen die ihrem Gemahl schuldige Liebe irgendwie gefehlt. Aber dieser ihrer gewiſs aufrichtigen guten Meinung von sich selber widerspricht, wie wir gesehen haben, die Wirklichkeit, ihr Benehmen, nicht wenig.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1846.

Shakespeare's Schauspiele verdeutscht und erläutert von Adelbert Keller und Moriz Rapp.

(Schlufs.)

Wenn nun nach dem im gewöhnlichen Leben geltenden Rechte die Schuld Desdemona's nicht mit dem Tode bestraft werden kann; so ist die poetische Gerechtigkeit weit strenger, ohne deshalb aufzuhören, Grechtigkeit zu sein. Die Strafe, welche Desdemona erleidet, ist keine sie von aufsen ergreifende fremde Gewalt. Das, was sie sterbend *lügt: sie selber, kein Anderer* habe sie ermordet, mufs als *wahr* anerkannt werden. Ihr *eigenes* Thun hat sie um's Leben gebracht; und durch ihre Ermordung widerfährt ihr nur die *Ehre*, dafs ihr *individueller Wille: „lieber für Cassio zu sterben, als seine Sache aufzugeben,"* zu einem an ihr zu vollstreckenden *Gesetze* erhoben wird.

Eben so übt aber auch Othello an sich selber nur Gerechtigkeit, indem er sich den Dolch in's Herz stöfst; denn er hat nicht nur, wie Desdemona, schon durch das Schiefsen seiner die Elemente des Bruchs von Anbeginn an in sich tragenden Ehe die strengen Forderungen absoluter Sittlichkeit verletzt, — eine Schuld, die auf ihm, dem denkenden Manne, noch schwerer lastet, als auf der mehr im Gefühl lebenden Frau und durch die sein ihm als tragischem Heros zustehendes Recht zur Ermordung Desdemona's zugleich in Unrecht sich verwandelt, — sondern er hat auch Desdemona mit der unverdienten Beschuldigung gemeinen fleischlichen Ehebruchs schwer verletzt, in diesem Sinne — aber auch nur in diesem — eine Unschuldige ermordet und ist ihr dafür heroische Sühne schuldig.

Hiermit glauben wir die poetische Nothwendigkeit und Gerechtigkeit des tragischen Ausgangs unsres Dramas gezeigt zu haben. In dieser Nothwendigkeit und Gerechtigkeit liegt das Beruhigende der Katastrophe, — nicht aber, wie Rötscher zu meinen scheint, in der himmlischen Sanftmuth, in der lammartigen Geduld, mit welcher Desdemona sich darein fügen soll, das unschuldige Schlachtopfer bestialischer Negerwildheit zu werden. Dafs jene beruhigende Nothwendigkeit sich einer oberflächlichen Betrachtung nicht aufdrängt, mufs freilich zugestanden werden. Ulrici sagt daher mit Recht: „Dem unmittelbaren Eindrucke nach, könne das Herbe und Bittre jenes Ausgangs ein entschiednes Uebergewicht über das Trostreiche behaupten, das dem Tragischen nicht fehlen dürfe. Die grofsherzigste Offenheit des Sinnes werde der nichtswürdigsten Schlauheit zum Opfer; welthistorische Thatkraft falle in das Gewebe teuflischer Rachsucht. Wenn auch alle von der tragischen Katastrophe Ergriffnen keineswegs frei von eigner Schuld seien, so scheine doch dem blofsen Gefühl bei den Meisten die Strafe ihrer Sünden zu hart. Alles dies Dissonirende löse sich nicht für die unmittelbare Empfindung, sondern erst mittelbar durch die denkende Betrachtung in einen wohlklingenden Accord auf." — Darin hätte Ulrici aber weder etwas unter allen Shakespeareschen Tragödien nur dem Othello Eigenthümliches, noch einen Mangel an tragischer Durchbildung finden sollen. Denn erstlich wird auch in Romeo und Julia, trotz der Schlufsscene, ferner im Hamlet und noch mehr im Lear dem blofsen Gefühl das Beruhigende der Katastrophe von dem Schmerzlichen und Niederdrückenden derselben zurückgedrängt scheinen; und zweitens hat das unmittelbare, gedankenlose Gefühl kein Recht, sein Nichtbefriedigtsein durch ein Kunstwerk für einen wirklichen Mangel des Letztren auszugeben.

Was schliefslich das Verhältnifs Jago's zur dargestellten Handlung betrifft, so erlauben wir uns nur noch zu bemerken, dafs Hr. Rapp irrt, wenn er in diesem Bösewicht nichts sieht, als den Repräsentan-

Digitized by Google

ten der blofs leidenden Reflexion über das Geschehende, — als den Chorus der bösen Welt. Jago spricht — so zu sagen — nicht blofs über Geschichte, sondern er macht Geschichte, und seine Worte tragen so sehr den Stempel seiner eigenthümlichen Individualität, dafs sie dem Charakter eines so allgemeinen Wesens, wie der Chor ist, auf's entschiedenste widersprechen. Umgekehrt ist es eben so falsch, Jago für den Hervorbringer von Leidenschaften, Handlungen und Schicksalen anzusehen, die ohne ihn unmöglich gewesen wären. Bei dieser Annahme würden die Hauptpersonen unsrer Tragödie zu blofsen Mitteln für seine Zwecke. Jago's Wirksamkeit besteht vielmehr darin, dafs durch seine Ränke eine Katastrophe, die auch ohne ihn früher oder später, aller Wahrscheinlichkeit nach, eingetreten wäre, innerhalb einer die Grenzen eines Dramas nicht überschreitenden Zeit zu Stande kommt. Die Möglichkeit dieser seiner erfolgreichen Wirksamkeit ist aber durch die schon ursprünglich in dem ehelichen Verhältnifs Othello's und Desdemona's vorhandene Lücke gegeben, in welche die fremde Gewalt Jago's nur deshalb eindringen kann, weil schon vor ihm eine andere fremde Gewalt, — die verführerische Liebenswürdigkeit Cassio's, — in dieselbe einzudringen begonnen hat.

Hiermit schliefsen wir unsere diesmaligen Betrachtungen über Othello. Wir haben uns einige Ausführlichkeit gestattet, weil es darauf ankam, endlich einmal über die Idee dieses Dramas zu völliger Klarheit zu gelangen. Von dieser Idee aus, die Composition dieses Stücks zu entwickeln, ist eine Aufgabe, deren Lösung wir uns für eine andre Zeit vorbehalten müssen.

Boumann.

XLIV.

Schilderung der deutschen Pflanzenfamilien vom botanisch-descriptiven und physiologisch-chemischen Standpuncte von Dr. Herrmann Hoffmann, Privatd. in Giefsen. Mit 12 *radirten Tafeln. Giefsen,* 1846. *XX u.* 280 *S.* 8.

Der Verfasser wünscht eine „allseitigere, tiefere, erfolgreichere, kurz eine wahrhaft wissenschaftliche Auffassung der Botanik" in der Darstellung der deutschen Pflanzenfamilien zu geben. Bisher habe der Botaniker einseitig an Systematik und Nomenclatur festgehalten, nur die äufsere Seite berührt; das Innere, der physiologische Theil, sei vernachläfsigt, und besonders von der Chemie der Pflanzen zu hoffen; der anatomisch-morphologische Theil der wissenschaftlichen Botanik gehöre mehr dem theoretischen Geist an, sei für das Leben unwichtiger. Der Verf. sucht also seine allseitigere Darstellung der Botanik hauptsächlich in einer Vereinigung der botanischen Systematik mit der Chemie und giebt in der Einleitung folgenden Plan, nach dem er die deutschen Pflanzenfamilien abhandelt. 1. Als System wählt der Verfasser das von Endlicher, nicht weil es befriedigend, sondern leicht zu übersehen sei. In den heutigen Systemen, die blofs auf äufsere Form gegründet seien, fehle Entwickelungsgeschichte und Chemismus; aus denen der Verfasser selbst aber weiter kein System bildet, sondern meint, man müsse sich mit allgemeiner Uebersicht (künstlicher Zusammenstellung) begnügen. 2. Die Diagnose der Familien sucht der Verfasser durch das Hervorheben der wesentlichen Kennzeichen, mit Hülfe terminologischer Abbildungen, die auf den Tafeln gegeben sind, zu erläutern; auf Genera und Species läfst sich derselbe nicht ein; man finde sie in allen Büchern beschrieben. 3. Wird die Verwandtschaft der Form kurz angedeutet, ohne näheres Eingehen auf den Grund und den Werth der von ihm angenommenen Verwandtschaft verschiedener Familien. Ueberhaupt ist nur von Familienverwandtschaft, nicht von Klassen-Gattungsverwandtschaft die Rede. 4. Ist die Literatur bei jeder Familie angeführt mit Hinweisung auf die botanisch-literarischen Werke von Dierbach und Andern, und zugleich sind 5. Abbildungscitate besonders aus Oken's Tafeln zur Naturgeschichte (weil sie wohlfeil sind) gegeben. 6. Sind Namen der deutschen Genera, ohne Charaktere zugefügt. 7. Unter der Rubrik: Beispiele werden die Namen der bekannteren zu jeder Familie gehörigen Arten angegeben. Ausführlicher beschäftigt sich der Verfasser 8. Mit der Chemie der Pflanzen und führt bei jeder Familie die bekannten Bestandtheile an. 9. Belege zur Chemie. Hier wird die chemische Literatur besonders angegeben, welche besser mit der Familienliteratur überhaupt vereinigt worden wäre. 10. Wird unter der Rubrik: Vorkommen, die Geographie und Bodenkunde der Familien gegeben, und 11. als Belege zur Bodenkunde sind

Digitized by Google

specielle Standorte namhaft gemacht. Endlich wird 12. und 13. über ökonomische und medicinische Anwendung und Wirkungsart der zu den Familien gehörigen Pflanzen gesprochen.

Keinesweges sind jedoch bei allen Familien alle 13 Rubriken ausgefüllt oder gleichförmig behandelt; oft fehlt das Vorkommen, die Abbildungscitate u. m. a. Im Ganzen sieht man, dafs die Verhältnisse, welche der Verfasser bei den einzelnen Familien bespricht, keine anderen sind, als solche, die auch in den meisten Handbüchern über Pflanzenfamilien, z. B. von Richard, Jussieu, Dietrich, Bischoff u. A. zum Theil viel ausführlicher abgehandelt werden, nur dafs nicht alles so formell unter Rubriken gebracht und die Citate aus bekannten chemischen Handbüchern so oft wiederholt sein möchten. Dem Verfasser scheint also bei seinen Vorstellungen über den Mangel an allseitiger Wissenschaftlichkeit in der Botanik etwas vorgeschwebt zu haben, worüber er sich selbst nicht klar geworden ist. Das Hintenanstellen der Artenbeschreibungen und das Hervorheben der chemischen Analysen und Citate, kann die Botanik nicht wissenschaftlicher machen, als sie ist, weil durch das Hinzufügen und Weglassen in ihrem Princip nichts geändert wird. Was aber den Mangel erzeugt, den der Verfasser mit vielen Anderen gefühlt hat, liegt im Princip der Wissenschaft und nicht in der Quantität der Stücke ihres Materials. Es ist der innere organische Zusammenhang der verschiedenen chemischen und organischen Theile der Wissenschaft und die naturgemäfse Beziehung derselben auf die Einheit des Ganzen, was in der Botanik fehlt; es ist mit anderen Worten ein aus der Natur entwickeltes natürliches System, nicht blofs der Arten, Gattungen, Familien, sondern (was vor allen Dingen nöthig ist) auch ein natürliches System der Morphologie und Physiologie, welches mit der Systemkunde der Arten im vernünftigen Zusammenhang steht, was wir zu zu erstreben haben. Die Richtung, welche der Verfasser verfolgt, giebt immer nur ein mehr oder weniger vollständiges oder unvollständiges Aggregat von botanischen Materialien, wodurch gerade die Bedürfnisse nach theoretischer Einsicht und natürlichem Zusammenhang aller Verhältnisse, wonach auch der Verfasser sucht, am wenigsten befriedigt werden. Eine solche Zusammenstellung von vielerlei chemischen und systematischen Materialien kann sogar durch Ueberladung und Verwirrung, die Einsicht in den Zusammenhang des Ganzen mehr stören als fördern, und man sieht keinen Grund ein, warum man daraus, wie der Verfasser thut, die Artenkenntnifs weglassen und durch Chemie und Literatur ersetzen soll. Der Zweck einer gröfseren Wissenschaftlichkeit, den sich der Verfasser vorsteckt, wird durch sein chemisch- und beschreibend compilatorisches Verfahren nicht mehr erreicht, als durch ein rein beschreibendes Verfahren; der Verfasser macht nur den Umfang der empirischen Materialien gröfser, nicht die Wissenschaftlichkeit tiefer. Sein Verfahren bleibt ein rein empirisches, so gut als die Artenbeschreibung und das „Begraben der Arten in Stöfsen Löschpapier," was der Verf. tadelt, ohne dafs ein Botaniker ohne Herbarium fertig werden könnte. Das Schimpfen auf specielle Artenstudien ist von den Nachahmern der Thouars-Türpinschen Metamorphosentheorie jetzt bei gewissen Leuten Mode geworden, und auch der Verf. hat sich zur Verachtung dieser Studien hinreifsen lassen, ohne durch sein Verfahren die Fehler zu verbessern, die er an dem descriptiven Verfahren tadelt. Der Mangel unsrer bisherigen Systematik ist nicht, dafs sie auf äufsere Form gegründet ist, wie der Verf. glaubt, sondern der, dafs man noch kein richtiges Entwickelungsprincip der Formen geltend gemacht, sondern rein künstlich nach formellen Bestimmungen beschrieben und classificirt hat. Man sucht ein natürliches System der Arten; aber hat ein künstliches System der Terminologie, womit man es bildet. Diese Widersprüche sind es, die uns seit Adanson nicht zum Ziel kommen lassen. Ein solches Verfahren der allgemeinen Zusammenstellung aller chemischen, geographischen, medicinischen und Formenverhältnisse der Pflanzen, wie es der Verf. hier als etwas Neues zu geben glaubt, ist es ja eben, worauf Adanson seine Familien gegründet hat; der Mangel dieses Verfahrens liegt nicht in dem Umfang und der Zahl der Merkmale und Verhältnisse, die man zusammenstellt, sondern in dem Mangel der Kenntnifs des innern Zusammenhanges und des Entstehungsprincips, welches alle diese Merkmale unter einander haben. Für praktische Zwecke reicht oft eine vielseitige Zusammenstellung des chemischen, systematischen, geographischen Materials schon aus; aber diese Zusammenstellung bleibt künstlich, gewährt keine natürliche

Digitized by Google

Einsicht der Ordnung und Gesetzmäfsigkeit in Pflanzenleben und Pflanzengestaltung, und befriedigt die wissenschaftlichen Zwecke nicht. Dieses letztere ist es nun besonders, was beim Unterricht in der Botanik auf Schulen die grofsen Schwierigkeiten darbietet, der Botanik eine vernünftige Seite abzugewinnen. Wenn man den jugendlichen Geist bilden will, so mufs ein vernünftiges Material von innerem wissenschaftlichen Zusammenhang da sein, woran man ihn bilden kann; fehlt dieser wissenschaftliche Zusammenhang, so verliert sich das Interesse für das ganze Studium. Dieses Interesse kann durch Gefühl, Gemüth in der unmittelbaren Naturanschauung schöner Farben und Formen der Pflanze zum Theil ersetzt werden; es verliert sich aber wieder, sobald man von der Totalität der gemüthlichen Anschauungen zur künstlich-terminologischen Zerstückelung und zur empirisch-zusammenhangslosen Aufzählung chemischer, morphologischer, terminologischer Bestimmungen übergeht.

Es ist also ein durch und durch natürliches System, was die gesuchte Wissenschaftlichkeit in der Botanik schaffen mufs; ein natürliches System des Pflanzenreichs und ein natürliches System der inneren und äufseren Pflanzenorganisation (der Morphologie und Physiologie) zugleich. Niemals wird bei einem *künstlichen* System der Morphologie und Terminologie (wie es als sogenannte Organographie nach dem Princip der Metamorphosenlehre immer noch besteht) und bei einem damit verbundenen *künstlichen* System der Physiologie der inneren Pflanzenorganisation ein wahrhaft-natürliches System des Pflanzenreichs zu erreichen sein. Am wenigsten wird dieses geschehen, wenn man, wie der Verf. dieser Schrift, die Chemie in die Botanik hineinzieht, und aus der Chemie die Physiologie des Pflanzenlebens und der organischen Entwickelung der Pflanze zu construiren denkt. Der Wahn, die Physiologie des Lebens aus der Chemie machen zu können, ist in der Botanik so verderblich als in der Physiologie des Thierreichs und des Menschen, weil er überall das Organische desorganisirt und das Leben im Tode sucht. Die Chemie ist Wissenschaft des *an*organischen Lebens; sie hat für die Physiologie nur das Verhältnifs des Todes zum Leben überhaupt; das Verhältnifs der äufseren Lebensbedingungen und Lebensresiduen zum organischen Leben selbst, und ist nicht als Stück der Physiologie, als Organisationslehre selbst anzusehen, wie es irrthümlich immer wieder geschieht. Wenn man auf diese Art chemische Thatsachen und Erscheinungen als Physiologie aufstapelt, so kann dies nur durch ein rein künstliches Verfahren geschehen, welches von Hause aus von dem Ziel eines natürlichen Systems ableitet. Die wahre Grundlage eines natürlichen Systems der Pflanzenorganisation und des sich als Organismus gestaltenden Pflanzenreichs bleibt eine *organische* Analyse der inneren und äufseren Pflanzengestaltung; diese ist das Princip alles vernünftigen Zusammenhanges der Klassen, Familien, Gattungen und Arten des Pflanzenreichs; und alle wahre, d. i. naturgemäfse, Wissenschaftlichkeit der Botanik kann nur aus einer solchen Grundlage, aus einem natürlichen System der Morphologie und Physiologie hervorgehen. Man sucht wissenschaftliche Einsicht in das Leben der Pflanze und in den Organismus des Pflanzenreichs auf den Wegen des todten Chemismus und der Desorganisation der Pflanze durch künstliche Terminologie und Metamorphosenlehre; auf Wegen wobei die künstlichen Methoden ewig im Widerspruch mit der Natur der Pflanzen selbst bleiben werden. Man möge Chemie der Pflanzen*stoffe* studiren, aber nicht glauben, dafs darin das Wesen der organischen *Formen* in Pflanze und Pflanzenreich sitzt. Der vernünftige Zusammenhang in der Gliederung der Pflanzenorganisation, der allein wissenschaftliche Einsicht giebt, ist also nicht durch ein künstliches empirisches Aggregat von allerlei Kenntnissen der Eigenschaften und Formen zu gewinnen; die Masse und der Reichthum der botanischen Kenntnisse giebt nicht die gesuchte Wissenschaftlichkeit, die vielmehr allein in der Ordnung und Gesetzmäfsigkeit des organischen Zusammenhanges der Erscheinungen zu finden ist. Natürliche Ordnung, die nicht blofs praktisch gefühlt, sondern wissenschaftlich begriffen ist, kann man sagen, ist das Ziel, dem wir in der Botanik nachzugehen haben; natürliche Ordnung in Gattungen, Arten, Familien; eben so wie in den Erscheinungen der Morphologie und Physiologie. Der Verf. legt, wie er selbst gesteht, eine künstliche Anordnung der Familien zu Grunde und fügt in diesen Rahmen noch chemisches und geognostisches Material; ob er dadurch botanische Wischaftlichkeit erreicht hat, wird man leicht beurtheilen. Dr. C. H. Schultz.

Digitized by Google

№ 101.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

XLV.

1) *August Wilhelm von Schlegel's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Böcking. Erster und zweiter Band. Leipzig*, 1846. *Weidmann'sche Buchhandl.* Auch unter dem Titel: *A. W. v. Schlegel's Poetische Werke. Dritte, sehr vermehrte Ausgabe. Erter Theil. Inhaltsverzeichniſs XV u.* 384 S. 8. *Zweiter Theil. Inhaltsverzeichniſs XIV u.* 370 S. *Dritter und vierter Band.* Auch unter dem Titel: *A. W. v. Schlegel's Poetische Uebersetzungen und Nachbildungen nebst Erläuterungen und Abhandlungen. Erster Theil. Inhaltsverzeichniſs X u.* 388 S. 8. *Zweiter Theil. X u.* 293 S.

2) *Friedrich v. Schlegel's sämmtliche Werke. Zweite Original-Ausgabe. Wien*, 1846. *Verlag von Ignaz Klang. Neunter und zehnter Band. Oder: Friedrich v. Schlegel's Gedichte. Zweite vermehrte Ausgabe. (Zweiter Abdruck). Erster Theil. gr.* 8. *Inhalt und* 277 S. *Zweiter Theil. Inhalt und* 262 S.

Zweiter Artikel.

Wir haben im ersten Artikel die Verdienste betrachtet und gewürdigt, welche die beiden Brüder als Dichter und Uebersetzer in formeller Rücksicht, also um die Ausbildung und Vervollkommnung der poetischen Darstellungsweise sich erworben haben, so weit die letztere auf der äuſserlichen Technik beruht. Wir suchten zu zeigen, daſs sie nicht in die Klasse der Dichter und Schriftsteller gehören, welche, wie viele besonders in unsern Tagen, die Sprache für ein Instrument halten, das ein Jeder beliebig spielen könne, wobei es ganz gleichgültig erscheine, ob die Saiten gestimmt oder ungestimmt seien. Ueberhaupt ist diese Meinung nur in Deutschland zu Haus, weil einerseits unser Volk seine Sprache nicht so hoch achtet wie andere Nationen die ihrige und daher geringe Ansprüche an den Wohllaut macht, die Unkunst duldet und sie wohl gar mit dem Titel natürlicher Kunstlosigkeit ausstattet und beschönigt, obgleich die Nachbarn fort und fort der deutschen Zunge Rauhheit und Barbarei verwerfen. Andrerseits freilich hat solcher Wahn und solche an Verachtung grenzende Gleichgültigkeit einen Entschuldigungsgrund; der Kampf mit der Form ist erst neuerlich zum Abschluſs gediehen, man kennt das Ziel noch nicht allgemein, mehrere Sieger sind herbeizuwünschen, um den Sieg zu verherrlichen und weiter auszudehnen. Sodann strebt auch die Natur der deutschen Sprache auf eine höhere Stufe der Vollendung, als die ist, auf welcher die Sprachen der andern Völker Europa's stehen; sie besitzt reiche Anlagen und Eigenschaften, um sich der griechischen Schönheit zu nähern, nicht sowohl die fremden Fesseln umwerfend, als eine parallel laufende freie Bahn verfolgend. Und in der That muſs sie das hellenische Vorbild zurückzuspiegeln trachten, um ihre ganze Herrlichkeit zu entfalten, zur rechten Blüthe zu gelangen und gleichsam alle ihre Strahlen, so viele aus ihrem Grundelement hervorgerufen werden können, durch die Werke der Kunst leuchten zu lassen. Ja, sie muſs sogar deswegen dem griechischen Ideal nacheifern und das Beispiel der Römer befolgen, um nur einen ähnlichen Grad des Wohlklanges zu erzielen, wie die französische und italienische; und diesen erreicht sie so ziemlich, übertrifft selbst die Grazie sämmtlicher neueren Sprachen, wenn die in ihren Kern gelegte Formvollendung gewonnen wird; wie sie denn am Schluſs des ersten Jahrhunderts, welches die neuhochdeutsche Poesie jetzt zurückgelegt hat, wirklich auf der bezeichne-

Digitized by Google

ten Höhe des Triumphes angelangt ist. Die Brüder Schlegel erkannten diese Nothwendigkeit der Verfeinerung; sie hielten den deutschen Laut für bildungsfähig und liefsen, besonders August Wilhelm, nicht ab, die entdeckten Fähigkeiten zu wecken, zu beleben und zu steigern, so weit in ihren Tagen es möglich war.

Wir gehen von der Form über zum Geist und Gehalt ihrer Dichtungen. Ref. braucht kaum zu bemerken, dafs er die Ansicht derjenigen Leser und Kritiker theilt, welchen Form und Gehalt gleich wichtig dünkt, sobald ein wahres Kunstwerk in Frage kommt. Das Warum liegt am Tage; einige Zweifel, die jedoch leicht wegzuräumen sind, mögen am Schlufs dieser Anzeige berührt werden, wo wir unser Endurtheil über die Gedichte der beiden Brüder abgeben, den nämlichen Mafsstab anlegend, nach welchem sie selbst, oft mit unerbittlicher Strenge, zu richten pflegten. Zuvörderst müssen wir denn aus den vorliegenden Bänden nachweisen, *was* sie gesungen haben, damit das neue Geschlecht, welches seit dem ersten Druck bis zur jüngsten Herausgabe ihrer Gesänge herangewachsen ist, hierdurch eine gewisse Uebersicht ihrer positiven Leistungen auf dem Felde der Poesie erlange und wo möglich angereizt werde, ihren Genius kennen zu lernen und zu verehren. Hieran knüpfen wir sodann eine Beurtheilung der Uebersetzungen, welche diese Bände darbieten. Den Hauptinhalt bilden kürzere Gedichte, gröfstentheils lyrische Sachen; nur zwei Dramen finden wir mitten unter sie eingereiht, den Jon, ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Aug. Wilhelm, und den Alarkos, ein Trauerspiel in zwei Acten von Friedrich Schlegel. Es ist nichts Leichtes, eine Sammlung lyrischer Gedichte passend und zweckmäfsig anzuordnen; häufig begegnen wir umfangreichen Bänden, worin Alles bunt durcheinander geworfen ist, Heitres und Ernstes, Leichtes und Gewichtiges, Jugendproducte und Werke des gereifteren Alters, Nachgebildetes und Eigenes, Persönliches und Allgemeines, kurz, nicht selten treffen wir eine vollkommen planlose Zusammenstellung des Gedichteten an, welche das Eindringen in den Geist und eine Uebersicht des Geleisteten ungemein erschwert. Daher mag es zum Theil rühren, dafs manche Gedichtsammlungen anfänglich kein rechtes Glück beim Publicum machen. Wie verschiedenartig auch die Anordnung sei, die sich treffen läfst, Ordnung erscheint nachgerade um so mehr nothwendig, als die Zahl solcher Liederbände täglich wächst und zu grofs wird, als dafs die Leser Mufse fänden, ein Chaos von Gedichten sich zurecht zu legen und die Flittern vom Golde leicht und schnell zu unterscheiden. Denn schon die äufsere Anordnung befördert zuweilen das Verständnifs und die richtige Auffassung der poetischen Spenden. Ref. hält im Allgemeinen zwei Arten der Zusammenstellung für zweckmäfsig; einmal, dafs der Herausgeber die Gedichte so aufeinander folgen läfst, wie sie nacheinander entstanden sind, also dafs er eine getreue chronologische Ordnung beobachtet, wobei freilich vorauszusetzen wäre, dafs der Dichter selbst unabläfsig fortschreitet und im Stande ist, sein Talent als ein mit den Jahren wachsendes hinzustellen. Ist dies der Fall, so wird er durch besondere Abschnitte oder Bücher die Hauptepochen seines Bildungsganges zu bezeichnen Gelegenheit haben. Zweitens finde ich sehr passend, die Anordnung der lyrischen Gedichte nach der Verschiedenheit ihrer Form oder ihrer Mafse vorzunehmen, indem man mit Berücksichtigung der chronologischen Folge jambische und trochäische Lieder, Balladen, Romanzen, Sonette, Terzinen, Stanzen, Oden, Gaselen, Idyllen, Epigramme u. s. w., abgesehen von ihrem Stoff und Inhalt, in abgesonderte Bücher zusammenreiht. Geschieht dieses, so kann man aus solcher Ordnung mit Leichtigkeit wahrnehmen und überrechnen, was der Verfasser in jeder einzelnen Gattung geleistet hat, worin er schwach, worin er stark sich offenbart; wir setzen übrigens voraus, dafs ein guter Dichter, sich heutzutag nicht mehr mit Jamben und Trochäen begnügen, sondern sich des Vortheils bedienen werde, mit der Form abzuwechseln. Dafs bei dieser Aufstellung häufig Leichtes und Schweres, Heitres und Ernstes, Subjectives und Objectives durcheinander gemischt erscheint, thut dann nicht viel zur Sache, indem man lyrische Gesänge doch niemals wie ein zusammenhängendes Ganzes, wie ein Epos oder Drama, lesen wird, sondern sie durchblättert und überfliegt und gemeiniglich von denjenigen zumeist sich angezogen fühlt, welche der augenblicklichen Stimmung gerade zusagen. Ohnehin sind die Schwierigkeiten der Zusammenstellung so bedeutend, dafs bei der gröfsten Sorgfalt, die man auf die Scheidung

Digitized by Google

verwendet, immer eine gewisse Unordnung zurückbleiben wird; auch giebt es Gedichte, die in keine Abtheilung entschieden passen wollen, und man hilft sich daher mit einem Hauptstück, welches den Titel „Vermischtes" erhält. Ist die durch die Eintheilung nach der äufseren Form zurückgebliebene Unordnung keine Verwirrung, sondern eine reizende Unregelmäfsigkeit, so möchte sie Ref. einer Zusammenstellung vorziehen, welche blofs die Gleichheit der Stoffe berücksichtigt, allenfalls der chronologischen Folge innerhalb dieser Schranke einige Beachtung schenkt; denn es scheint mir, dafs durch die Aehnlichkeit des Inhaltes und der Behandlung den einzelnen Gedichten oft Abbruch geschieht: sie schaden, so nahe zusammengerückt und doch nicht zusammengehörend, sondern meist in verschiedenen Zeiten und Stimmungen hervorgebracht, eines dem andern durch Wendungen und Anklänge, womit sie sich gegenseitig berühren. Denn was an seinem Ort jedesmal ganz angemessen ist, stellt sich zuweilen schief oder minder gelungen heraus durch eine Art Wiederkehr der Gedanken, Gefühle und Bilder im nächsten Gesang; jedes Gedicht, wenn es gut ist, will besonders genossen, durchdacht und empfunden sein, das leichtere soll nicht durch ein schwereres, welches danebensteht, niedergedrückt werden und der gewichtvolle, bedächtige und höhere Flug in dem einen nicht unter dem flüchtigen, sanften und regelrechten Schritt des andern von ähnlichem Stoffe leiden.

Beide Brüder, wie wir bald sehen werden, haben ihre Gedichte nicht ohne Sorgfalt geordnet; man gewahrt, dafs Aug. Wilhelm und sein Herausgeber noch gröfsere Mühe, als Friedrich, es sich kosten lassen, um zusammenzureihen, was zusammen zu gehören schien. Gleichwohl kann Ref. die Ordnung, die man getroffen hat, nicht überall billigen, sie ist nicht streng genug durchgeführt; zuweilen mochte es freilich gleichgültig sein, in welche Reihe eines oder das andere aufgenommen wurde, zuweilen vermochte man auch, wie es scheint, wegen der Unbestimmtheit und Zwitterhaftigkeit, sowohl in der Form als in dem Inhalt mancher Gedichte einen passenden Platz überhaupt nicht zu finden. Das Buch der vermischten Gedichte, womit der ältere beginnt, hätte sich, zum Nachtheil oder Gewinn der übrigen, leicht noch mehr anschwellen, leicht noch mehr verringern lassen. Auf dieses folgen noch vier Bücher, die lyrische Sachen enthalten, nebst einem Anhang, der füglich eingeschoben werden konnte in eines der Bücher; von diesen umfafst das eine: Lieder und Romanzen, das zweite: Sonette, das dritte: rhythmische Gedichte, und das vierte: scherzhafte Gedichte, Epigramme und literarische Scherze auf Zeitgenossen, woran sich eine besondere Abtheilung knüpft, die überschrieben ist: Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue. Wir gedenken die Leser dieser Blätter zunächst gemächlich durch diese fünf oder sechs Gärten zu geleiten, um nichts Bedeutendes zu übergehen und auf das Bedeutendste überall sorgfältigst aufmerksam zu machen. Das erste Buch, die vermischten Gedichte, bietet Gelegenheitliches von mannichfaltiger Form und sehr verschiedenem Werth, sodann einige allgemeine Stoffe, auch einige Lieder, die in das zweite Buch, wo die Lieder und Romanzen stehen, gehörten, während umgekehrt unter letztere sich etliche Gelegenheitsgedichte eingeschlichen haben, die man eher unter den vermischten suchen würde; ferner konnten einige viel passender in das Buch der scherzhaften Gedichte eingereiht werden, eben so liefsen sich auch einige Sonette aus ihrer besondern Abtheilung in die Sammlung der vermischten Gedichte zurückstellen. Indessen mag auch eine genaue Ordnung weder der Form noch dem Stoffe nach beobachtet sein, gute Gedichte werden an jeder Stelle für das Auge des Kritikers siegreich hervorstrahlen, und als solche bezeichnet Ref. aus dem ersten Buche zuerst ein Paar Gesänge, die sehr wohl ausgeführt sind und allgemeines Interesse haben, den Pygmalion und den Prometheus, die zuerst in Schillers Musenalmanach vor das Publicum traten. Letzteren Umstand erwähne ich nicht zufällig, ich will damit bemerklich machen, dafs sie zu einer Zeit entstanden sind, wo Schillers Einflufs mächtig waltete, und unter seiner Herrschaft scheinen sie denn gleichsam hervorgerufen zu sein, indem sie zwar keine Schiller'schen Phrasen, die Spuren einer eitlen Nachahmung, wie viele Machwerke in unsern Tagen zeigen, aber den Stempel dieses Genius, eine ähnliche geistige Weihe, an sich tragen. Wer erkennt dies nicht sogleich aus dem Anfang des Pygmalion:

Digitized by Google

Festlich duften Cypriens Altäre,
Von Gesang ertönet Paphos Hain.
Schön geordnet ziehn geschmückte Chöre
In den myrtumkränzten Tempel ein.
Rosig blüh'nde Mädchen, zarte Knaben,
Alle bringen sie Gelübd' und Gaben,
All' erflehn, Verlangen in der Brust,
Liebe, Reiz und Jugendlust.

In diesem Ton, der lebendig klingt, in diesem Styl, der anmuthig abgerundet ist, in diesen vollen glänzenden Farben sehen wir den ganzen Gesang hingezaubert; der Dichter reifst uns mit sich fort, wie er es sonst nur in etlichen leichten Liedern vermochte, nichts Störendes tritt uns entgegen, Alles ist vollendet, einige unbedeutende Aeufserlichkeiten der Form abgerechnet, die gerade so gelungen ist als die Schiller'sche, und der Schlufs muthet uns so frisch an wie der Anfang. Mit gleicher Fertigkeit sehen wir die bekannte Fabel vom Prometheus in Terzinen durchgeführt:

O goldne Zeit, auf ewig hingeschwunden!
Wie süfs bethört es, deine ferne Spur
In alter Sänger Sprüchen zu erkunden.
Da hauchte stets des Frühlings Milde nur,
Und es gedieh (so lehrt die heil'ge Sage)
Freiwillig alle Füll' im Schoofs der Flur.

An diese Energie und Beredsamkeit, wenn wir die dichterische Fülle des Ausdrucks so benennen dürfen, streifen ein Paar andere, die „Bestattung des Braminen," eine Phantasie an seinen Bruder in Ostindien, eine schauervolle, an die mehr manierirte Kindesmörderin Schillers erinnernde Schilderung, und „Bund der Kirche mit den Künsten," ein mehr im Lehrton gehaltenes Gedicht, dessen Ursprung auf einen von Schiller gegebenen Anstofs noch leichter zurückgeführt werden könnte, als einige kürzere Lieder, wie „der letzte Wunsch," das „Abendlied für die Entfernte" und „Entsagung und Treue." Ueberhaupt soll damit nicht gesagt sein, als ob unser Dichter irgend eine Abhängigkeit von dem Schiller'schen Genius verrathe; namentlich die zuletzt genannten Lieder, die unter den vermischten stehen, zeugen für Selbstständigkeit der Production und sind offenbar hervorgegangen aus selbstdurchlebten Zuständen, weil die Frische der Empfindungen, die uns aus ihnen anwehen, eben so grofs ist als die Lebendigkeit des Vortrages. Denn nirgends in diesen Liedern ist er um Worte verlegen und alle seine Worte haben eine gewisse Kraft, welche aus kräftigem Gefühle entsprungen ist, wie man schon aus dem Anfang des Abendliedes, das er an die Entfernte richtig, inne wird:

Hinaus, mein Blick! hinaus in's Thal!
Da wohnt noch Lebensfülle;
Da labe dich im Mondenstrahl
Und an der heil'gen Stille.
Da horch nun, ungestört, mein Herz,
Da horch den leisen Klängen,
Die, wie von fern, zu Wonn' und Schmerz
Sich dir entgegendrängen.

Blofs am Schlufs des Liedes, welches „letzter Wunsch" überschrieben ist, bricht weniger eine Redensart, als ein Gefühl durch, wie es Schiller zuweilen mit starkem Pinsel, ja, mit Uebertreibung und affectirter Empfindung gemalt hat:

Lafs vom Dasein mich genesen,
Sanftes Weib, an deiner Brust.
Wuth und Wonne wird mein Wesen
Auf im letzten Kusse lösen.
Ha! willkommen, Todeslust!

Niemand wird einen solchen Ausdruck edel und geschmackvoll nennen, wenn auch das Ende des Gedichtes eine Steigerung verlangte und der letzte Wunsch, auf welchem das Ganze beruhen sollte, kein gewöhnlicher sein durfte; die Wuth ist gar zu thierisch! Desto anmuthiger dagegen und durchweg von reiner Stimmung getragen ist das Lied, welches daneben steht, mit dem Titel „Wiedersehen:"

Der Frühlingssonne holdes Lächeln
Ist meiner Hoffnung Morgenroth;
Mir flüstert in des Westes Fächeln
Der Freude leises Aufgebot.
Ich komm', und über Thal und Hügel,
O süfse Wonnegeberin,
Schwebt, auf des Liedes raschem Flügel,
Der Grufs der Liebe zu dir hin.

Hier fühlt er sich genesen, wie er gegen das Ende sagt; hier fühlt er Lebensfülle an Seele und Leib, und möge ihn das Geschick auch schnell wieder von hinnen reifsen, er könne jetzt mit ihm nicht mehr hadern, sein Blut kreise mit stolzen leichten Wellen und er trage Zufriedenheit in der Brust.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

1) *August Wilhelm von Schlegel's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Böcking.*
2) *Friedrich v. Schlegel's sämmtliche Werke. Zweite Original-Ausgabe.*

(Fortsetzung.)

Von gleicher Lieblichkeit sind noch ein Paar Lieder aus späterer Zeit „an die Geliebte" gerichtet; aber damit haben wir das Werthvollste genannt, was im ersten Buch zu finden ist; aufser einigen Sachen vermischten Inhaltes besteht das Uebrige in einem langen Bruchstück aus dem Rittergedicht Tristan von 91 Octaven und in eigentlichen Gelegenheitsgedichten, als da sind Zueignungen, Hochzeitslieder, Geburtstagsgedichte, Stammbuchblätter, Beglückwünschungen verschiedener Art und Aehnliches. Sie sind geistreich, aber können auf Kunstwerth keinen Anspruch machen; kaum erhebt sich das Todtenopfer für Augusta Böhmer (selbst solche Namensnennung hat, für den Ref. wenigstens, etwas Prosaisches) über das Alltägliche, dem solche Schilderungen gewöhnlich nicht entgehen, in das Reich der Poesie durch neun Trauergedichte, welche die Gröfse des erlittenen Verlustes aussprechen und weniger Originalität als Tiefe der Empfindung beurkunden. Wenn wir den letztern Kranz ausnehmen, steht unser Poet als Gelegenheitsdichter nicht sehr ausgezeichnet da; es ist zu schwierig, Vorkommnisse und Gelegenheiten von nicht eben aufserordentlicher Bedeutung mit poetischem Schmucke zu bekleiden, er leistete daher nicht viel mehr als hundert andere sogenannte Dichter, die sich für ihre Mühe bezahlen lassen, und wenn er sie worin übertrifft, so ist es in der Gewandtheit, womit er den Gefeierten oder zu Feiernden Artigkeiten und geistvolle Gedanken entgegenzubringen weifs. Wir lassen daher die Gelegenheitslieder des zweiten Buches, die an die Schauspielerin Unzelmann, an seinen Bruder und andre gerichtet sind, wie auch die des dritten Buchs (der Sonette) unerwähnt und halten uns an die Romanzen und Lieder, welche auf die gemischten Sachen der ersten Abtheilung folgen. Unter diesen ist vorzüglich die Romanze „Arion" bekannt geworden, welche anhebt:

Arion war der Töne Meister,
Die Cither lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden,
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Was wir oben von einem belebenden Einflusse Schillers behaupteten, gilt offenbar auch für die wenigen Gedichte dieser Gattung; sie sind in einer Zeit entstanden, wo der Wetteifer mit jenem Dichter oder das gegebene Beispiel günstig auf Schlegels Seele einwirkte und die Brüder sich noch nicht feindlich von Schiller abgewandt hatten. Weder in einer früheren, noch in einer späteren Epoche gewahren wir dieselbe kräftige Productivität wieder, die Aug. Wilhelm uns im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts und im Beginn des jetzigen beweist. Nicht minder bekannt als jene, welche mit der Feder des Verf.'s „der Kraniche des Ibykus" geschrieben zu sein scheint, ist die Romanze auf den Tod des Leonardo da Vinci:

Florentiner! Florentiner!
Was mufs euern Sinn verkehren,
Dafs ihr eure grofsen Männer
Fremden überlafst zu ehren?

Ein schönes, in jeder Beziehung meisterhaftes Gedicht, gedankenreich und ergreifend. Zuerst beklagt er die Theilnahmlosigkeit des Vaterlandes, die den Greis, durch den Stern des Michel Angelo Buonarroti verdunkelt, zuletzt zum König Franz ziehen lasse. Dann schildert er die neue Thätigkeit des Künstlers, der nicht eher ruht, als bis er seine Hand erkranken fühlt:

Digitized by Google

Und er mufste wider Willen
Hin sich strecken auf das Lager;
Würdig schön in siechem Alter,
Weifs von Bart und still und hager.

Auf dem Krankenbette besucht ihn König Franz, in dessen Arm er den Geist aufgiebt, und eine Klage, welche die schmerzlichen Gedanken des Fürsten umfafst, zugleich rührend und erhebend, schliefst die vorgeführte Trauerscene. Von den übrigen vier Romanzen erreicht die beiden genannten keine, weder an Würde des Stoffes, noch an Reinheit der Darstellung, noch an poetischer Pracht; am meisten noch wirksam, wegen Abrundung und gedrungener Kürze, ist unter ihnen „die Erhörung," welche das Stelldichein eines morgenländischen Liebespaares zum Vorwurf hat. Auch von den Liedern dieser Abtheilung erscheint kaum eines so gelungen als die aus dem Buch der vermischten bereits angezogenen: das umfangreichste und glänzendste, wegen schmuckvoller Ausführung, ist „Ariadne," ein Gedicht, welches die Trauer der eben von Theseus verlassenen Geliebten mit dramatischer Lebendigkeit darstellt und ihre Tröstung und Vergötterung durch den mit seinem rauschenden Trupp vorüberziehenden Bacchus feiert; es dürfte zwar für eine Art Romanze gelten, hätte seinen Platz aber ebensowohl unter den vermischten finden können. Das Lied mit der Ueberschrift „die verfehlte Stunde" scheint mehr für das Klavier geschrieben, um eine Wirkung durch den Gesang zu machen, als für einen Eindruck berechnet, der durch Fülle und Originalität der Gedanken erzielt wird; denn es schildert nichts als die Unruhe, welche das Nichtkommen des geliebten Gegenstandes, die vergebliche Hoffnung und endlich erkannte Täuschung erregt, während sich ziemlich prosaisch oder doch gewöhnlich ein sehr wenig abgeänderter Refrain dazwischen legt:

Süfs berauscht in Thränen
An des Liebsten Brust mich lehnen,
Arm um Arm gestrickt,
Mund auf Mund gedrückt,
Das nur stillt mein Sehnen.

Indessen verdient sein Gedicht an den „Glauben" rühmlich hervorgehoben zu werden; es vereinigt Trefflichkeit der poetischen Ausführung mit Würdigkeit der Gesinnungen; nicht minder ehrenvoll für seinen Charakter ist das im Frühling 1807 auf dem Wege von Lyon nach Genf verfafste Lied, einfach betitelt: „Auf der Reise," voll von Liebe zur deutschen Heimath, mit dem kräftigen schönen Schlufs:

Theure Brüder in Bedrängnifs!
Euch geweiht ist all' mein Schmerz.
Was euch trifft, ist mein Verhängnifs;
Fallt ihr, so begehrt mein Herz,
Dafs nur bald sich mein Gebeine
Vaterländischem Staub vereine.

Wer möchte dem Dichter, nach Lesung dieser Zeilen, ein wahrhaft deutsches Herz absprechen? Die nämliche Gesinnung spiegelt der „Abschied an die Schweiz" wieder, geschrieben im Sommer 1812, als Deutschland für immer verloren schien. Diese zwei Lieder sind die einzigen politischen Gedichte der ganzen Sammlung; wenn man sie liest, mufs man sich wundern, dafs ein so gesinnter Mann seine Leier zu jener Zeit des Drangsales nicht lauter durch Deutschland erklingen liefs, um die Herzen der Nation zu wecken und zu stärken. Zu dem dritten Buch, den Sonetten, übergehend, sehen wir, dafs die meisten derselben in jene Epoche fallen, welche die fruchtbarste an poetischen Hervorbringungen in des Dichters Leben war, in das Ende des vorigen Jahrhunderts; er hat in dieser Form Bedeutendes geleistet, was den Stolz entschuldigen mag, mit welchem er in dem zuerst gestellten Sonette sich selbst „aller, die es sind und waren, Besieger, Muster, Meister im Sonette" nennt (die Worte, „die es sind und waren," sind übrigens fehlerhaft oder ungenau). Die Mehrzahl unter ihnen verdankt ihre Entstehung theils dem Eindruck trefflicher Gemälde, denn auch diejenigen, welche er „geistliche Gemälde" nennt, scheinen nach Bildern entworfen zu sein, die dem Verf. vor Augen schwebten; theils dem Eindruck der Eigenthümlichkeiten, den verschiedene Dichter auf ihn machten, vorzüglich die italienischen und spanischen, doch weiht er einige auch dem Andenken und der Verherrlichung deutscher Genien. Der geringere Theil ist einzelnen Seelenstimmungen, Betrachtungen und allgemeinen Eindrücken gewidmet, der Verf. schliefst jedes wie der Form nach so auch mit dem gewählten Stoff ab und bewährt auf diese Weise seine grofse Meisterschaft, indem er das Sonett zu abgerundeten Gemälden benutzt, die für sich als ein Vollendetes bestehen. Er verwässerte diese Kunstform nicht, wie es häufig in unsern Tagen geschieht, dadurch, dafs man den nämlichen Gedanken durch eine ganze Reihe

Digitized by Google

von Sonetten durchführt, ihn verändert und mit neuer Zuthat ausstattet, aber auch bei dieser Gelegenheit in der Regel breit schlägt und breit tritt, der ursprünglichen Kraft beraubt und seinen poetischen Werth, der vielleicht von ächtem Goldglanz zeugte, in lauter mehr oder weniger gehaltlose Kupferpfennige ausmünzt. Dergleichen sinnreiche Meisterstücke sind die mit den Ueberschriften „die furchtbare Nähe" und „Allgemeines Loos;" es konnte daher nicht fehlen, dafs sie mit denjenigen seines Bruders zum Muster für die Sonettdichter unsers Jahrhunderts dienten. Hierauf folgt das vierte Buch, „rhythmische Gedichte" enthaltend, worunter vorzugsweis reimlose, hauptsächlich im Mafs des Hexameters und des elegischen Distichon verfafste Poesien von ihm verstanden werden. Lassen wir einige Gelegenheitsverse, wie wir schon oben gethan, und einige Epigramme bei Seite liegen, die unter die „vermischten" Gedichte des ersten Buches oder unter die „scherzhaften" des sechsten eben so passend eingereiht werden konnten, so sehen wir uns auf ein Paar Elegien beschränkt, die jedoch ziemlich umfangreich sind, und auf die bereits früher erwähnten Schilderungen der „Sylbenmafse." Unter den Elegien ist zu hoher Berühmtheit die aus Rom gelangt, welche 296 Verse zählt und anhebt:

Hast du das Leben geschlürft an Parthenope's üppigem Busen,
Lerne den Tod nun auch über dem Grabe der Welt.

Ref. möchte den Ruhm dieser Distichen, welche im Jahr 1805 geschrieben sind und durch Eleganz der Rhythmen zu ihrer Zeit ungemeines Aufsehen erregten, keineswegs für unverdient erklären; sie sind geist- und gedankenreich und führen uns die weltgeschichtlichen Momente, durch welche die klassische Stadt Bedeutung erhielt, nach einander vor Augen. Gleichwohl gebricht es der Darstellung an Klarheit, Uebersichtlichkeit und Leichtigkeit; es fehlt an Ruhepuncten für den Geist, die wichtigen Ereignisse sind allzubunt zusammengedrängt und treten nicht entschieden heraus, dafs man schöne und gleichsam feste, abgeschlossene Bilder von ihnen empfinge. Die virgilische Kürze war hier unpassend, der Verf. hätte nach ovidischer Breite streben sollen, um das Stoffliche ganz zu beherrschen, die Gemälde von einander zu scheiden und ihren Eindruck besser zu fixiren. Man fühlt diesen Mangel um so lebhafter, wenn man zum Schlufs dieses Gedichtes gelangt, der ungemein schön ist:

Also sang ich am Fufse von Cestius' Denkpyramide u. s. w.

Denn hier ergeht sich der Dichter frei, er sucht weder die Gedanken mühselig, noch macht es ihm Mühe, die Gedanken in klare Worte zu fassen; man fühlt, dafs das Herz hier mitspricht, wie er denn diese Schlufsdistichen an die berühmte Frau von Staël gerichtet hat, welcher eine beredte Huldigung dargebracht wird. Wenn er solche und ähnliche Gefühle in die vorausgehende Schilderung eingewebt hätte, so wäre das Schwerfällige vermieden worden, man befände sich auf einem lichteren Meer und brauchte sich nicht darüber zu beklagen, dafs er den mächtigen Stoff, wie es den Anschein hat, nicht so durchdrang, wie es erforderlich ist, um dem Marmor der Sprache die Züge der Schönheit aufzuprägen. Gerühmt hat man auch eine zweite Elegie, „die Kunst der Griechen," an Goethe gerichtet, ein Gedicht von 216 Versen, im Allgemeinen leichter und fliefsender, aber nicht so vollendet an Rhythmus, wie die eben berührte, freilich auch sechs Jahre früher geschrieben. Unbestritten lassen wir dagegen den Ruhm „der Sylbenmafse;" sie bilden die Zierde dieses vierten Buches, weniger eines vorragenden dichterischen Werthes wegen, als weil sie wahrhafte und von allen Seiten vollendete Kunststücke sind, daher nicht wenig zur richtigen Schätzung der rhythmischen Poesie beigetragen haben.

So wären wir denn zum fünften (in der Sammlung eigentlich sechsten) Buch vorgedrungen, zu den mehr berüchtigten als berühmten „scherzhaften Gedichten, Epigrammen und literarischen Scherzen auf Zeitgenossen; sie theilen sich in eine frühere und in eine spätere Epoche und füllen die gröfsere Hälfte des zweiten Bandes, wenn wir das siebente gegen Kotzebue geschriebene Buch dazurechnen. Ref. gesteht, dafs, wenn die ganze Sammlung vom Verf. oder Herausgeber unterdrückt worden wäre, die literarische Welt, sich über keinen sonderlichen Verlust zu beklagen haben dürfte; der poetische Gehalt dieser Sächelchen erscheint gering und sie sind mehr Ausgeburten des kritischen Verstandes, den der Verf. anderweitig viel glänzender, reicher, kräftiger und eindringlicher documentirt hat. Sie sind selbst nicht sonderlich reich an Witz, und wo ja welcher vorhanden ist, finden wir ihn zum Theil anmuthlos ausgeprägt und gleichsam mit grobem Beil zugehackt, daher bitter, verletzend und bei alledem nicht scharf und treffend, sondern

Digitized by Google

unwahr und das Mafs überschreitend. Wenn der Leser diese Geschenke einer ausschweifenden Laune ruhig betrachtet und mit unpartheiischen Augen ansieht, so wird er zwar weit davon entfernt sein, sich daran zu ergötzen, aber er wird wissen, was er von dergleichen Ausfällen zu halten hat, ohne gegen den Verf. erbittert zu werden. Ein Leser jedoch, der dergleichen Freiheiten zu ernst nimmt und alle Satyre verdammt, wird strenger über diese beiden Bücher urtheilen, das Gute wie das Schlechte darin verwerfen und dem Verf. zürnen, dafs er grofse Männer mit wohlverdienten Namen namentlich verspottet, schonungslos herabzieht und grundlos lächerlich zu machen sucht, ihre Verdienste übersehend, ihren Ruhm verkleinernd; ein solcher Leser findet diese scherzhaften Gedichte verächtlich. Und Schlegel hat sich, wie alle Welt weifs, durch dieselben unzählige Feindschaften zugezogen, die besser zu vermeiden waren; man warf unversöhnlichen Hafs auf seinen Charakter, den man für niedrig erklärte. Ref. sieht sich aufser Stand, den falschen Schein, in den Schlegel sich ohne Noth gestürzt hat, völlig hinwegzuräumen, obwohl es ihm allezeit leid thut, den Stern eines bedeutenden Mannes mit einem gewöhnlichen Flecken verdunkelt zu erblicken. Zuerst nämlich verdient es Tadel, dafs der Verf. nicht Bedenken getragen hat, eine ziemliche Anzahl von Zeitgenossen, die er spöttisch angreift, mit Namen zu nennen, anstatt seine Epigramme und literarischen Scherze so zu formen und zu mildern, dafs sie die etwanige Wahrheit, die sie predigen, den Gehalt und Geist, den sie umfassen, und den Witz, der sie veranlafst hat, aus dem Besonderen in das Allgemeine rückten. Auf diese Weise würden sie den reinen poetischen Standpunct veranschaulicht haben, der gewifs eben so tiefen Eindruck hervorgerufen hätte als er jetzt durch das schlechtere Mittel der Namensnennung erzielt hat, einen Eindruck, der ihn gegen alles Gehässige, das auf einen Epigrammschreiber fällt, gesichert und zugleich gezeigt hätte, dafs es ihm nicht um Persönlichkeiten, sondern um die Sache, die Wahrheit und Veredlung der Kunst zu thun gewesen. Daher das Vorwort zu den Epigrammen (Bd. II, pag. 190), worin er sagt, nur das Berühmte tauge zum Epigramme, auf hohe Gipfel ziele des Blitzes Flamme, und wen seine Muse scherzend nenne, der solle es deshalb für ein Compliment nehmen, seine Weise keineswegs rechtfertigt und den Vorwurf zu entfernen geeignet ist, den man häufig gegen ihn hört, als habe er sich an grofsen Männern reiben wollen, weil er nichts Gescheuteres vorzunehmen gewufst, und er sei auf nichts mehr und nichts weniger als auf Scandal ausgegangen, um sich im Gedächtnifs der Leute zu erhalten. Zweitens findet Referent nicht zu entschuldigen, dafs er an mehreren Männern, die wir zu den ersten der Nation rechnen, einige unbedeutende Schwächen geifselt, während ihre Verdienste so hoch stehen, dafs man wünschen mufs, Niemand möge solche Geister antasten. Vor allem erinnern wir an die Epigramme gegen Schiller und Goethe; *sie* wegen einiger Kleinigkeiten zu verspotten, heifst die Ehrfurcht gegen die Nation, welche auf sie mit unendlichem Stolz hinblickt, verletzen. Es wird sie zwar Niemand für Götter halten und ihnen lauter Vollkommenheiten zuschreiben, auch verlangt man nicht, dafs gegründeter Tadel selbst am Gröfsten zurückgehalten werde; aber etliche nichtssagende Schwächen herauszusuchen und hitzige Epigramme gegen sie zu schleudern, wie Schlegel gethan (s. besonders Band II., S. 204 u. f.), verräth eigene Schwäche des Charakters und sieht wie kleinliche Verkleinerung aus. Von Mangel an Charaktergröfse, der hier herausgetreten ist, können wir demnach den berühmten Kritiker nicht freisprechen. Denn untersuchen wir, was Schlegel eigentlich an Schiller und Goethe auszusetzen hatte, so finden wir, dafs er das persönliche Verhältnifs zwischen beiden Dichternaturen sowohl in geistigem als in alltäglichem Verkehr fast höhnisch belächelt und dem jüngeren Schiller namentlich gegen den älteren Goethe einen unwürdigen Standpunct mit übertreibenden Farben anweist; welches, selbst wenn es eine wahre Schilderung wäre, nichts auf sich hätte und Niemand etwas anginge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

1) *August Wilhelm von Schlegel's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Böcking.*
2) *Friedrich v. Schlegel's sämmtliche Werke. Zweite Original-Ausgabe.*

(Fortsetzung.)

Es würde zu weit führen, diese, gelind gesagt, kindischen Expectorationen Schlegel's gründlich zu widerlegen und das edle Freundschaftsverhältnifs zwischen dem grofsen Doppelgestirn in das wahre Licht zu setzen, und ist auch unnöthig, da man es allgemein richtig würdigt. Was aber mifsfällt Schlegeln weiter? Er weist Schiller zurecht, dafs er seinen Bruder Friedrich Schlegel geringschätzt:

Unwissend darfst du Friedrich Schlegel schelten?
Wie? meinst du selber für gelehrt zu gelten?
Du warst verblendet, dafs es Gott erbarm'!
Der Bettler Irus schilt den Krösus arm.

Kann man diese Anmafsung allenfalls entschuldigen, weil sie aus brüderlicher Liebe entsprungen ist, so mufs man doch das Unwahre eines solchen Ausspruches zurückweisen; weiter unten kommen wir näher darauf zu sprechen. Hier genüge es, das Urtheil eines Ebenbürtigen zum Trost der Freunde Schillers anzuführen; denn es ist oft das Beste, Auctorität der Auctorität gegenüberzustellen. Als Graf Platen aus Italien zurückgekommen, in einem der aufgespeicherten Musenalmanache unter Schlegel's übrigen Epigrammen auch obiges auf Schiller fand, stampfte er unwillig mit dem Fufse, erzürnt über die ungerechten Ausfälle, und rief in Bezug auf die Vergleichung mit Irus und Krösus: „Das ist nicht wahr! Schiller hat zehnmal mehr gewufst" (als Friedrich Schlegel)! Und auf gleiche Weise lautet das Urtheil über diesen Irus und Krösus durch ganz Deutschland. Aufser einigen andern solchen Hieben, die der Verf. gegen Schiller sich erlaubt, wirft er ihm etwas vor, das freilich einigen Grund hat, nämlich seine geringen Sprachkenntnisse, welche ihn nicht abgeschreckt, aus dem Griechischen, Lateinischen und Englischen zu übersetzen; dies aber hätte auf passendere Manier von Schlegel, dem eine glücklichere, den Wissenschaften günstigere Jugend gefallen war, gerügt werden können. Dafs er auch die mangelhafte Technik im Versbau, worin er selbst als ein Späterer mehr geleistet, zu einem Stofs gegen Schiller und Goethe benutzt habe, läfst sich erwarten; aber alle Welt sah dies so gut ein wie unser Verf., man schätzte gleichwohl ihre schlechten, doch gehaltreichen Hexameter, und mithin waren die gegen ihre Unkunst im Aeufserlichen gerichteten Epigramme, welche das Kind, wie man zu sagen pflegt, mit dem Bade ausschütteten, nicht blos überflüssig, sondern auch sogar verletzend, weil in denselben nicht einmal das Gute, das ihre schlechtgeformten Verse auszeichnete, zur Berücksichtigung gekommen war. Freilich wirken Epigramme, die an Jemanden etwas Lobenswerthes anerkennen, nicht so drastisch als solche, die an dem Angegriffenen kein gutes Haar lassen oder das Treffliche listig verschweigen. Genug, wir sehen hier, dafs Schlegel einer Einseitigkeit des Urtheiles sich hingegeben hat, die seinen Charakter nicht in gewohnter Gröfse, sondern als kleinlich hinstellt. Nicht viel besser steht es um die Blitze, die er auf die Wipfel mehrerer Anderer zu schleudern für gut befunden hat; denn alles was er gegen Uhland, Chamisso, Schwab, Vofs, Matthisson, Arndt, Niebuhr u. A. hinwirft, sind leicht zusammengestoppelte Plattheiten, Schlegel's ebenso unwürdig als der genannten, in hohem Grade verdienten Autoren, die das Publikum schätzt, wefshalb der Verf. keine Ursache hatte, sie mit so rücksichtsloser Leichtfertigkeit zu behandeln. Es mag sein, dafs sie in gewisse Manieren verfallen sind, welche tadelnswürdig erscheinen; aber da die Nation ihnen einen nennenswerthen Schatz wahrhaften

Digitized by Google

Verdienstes zu verdanken hat, so mufs dieses Löbliche allezeit im Vordergrunde stehen und von einem würdigen Manne anerkannt bleiben, schon des Beispieles wegen; ist man doch ohnehin heutzutag schon geneigt genug, das Rühmliche in den Staub zu treten, und breitet sich eine Litteratur aus, die das Bedeutende fortschaffen möchte, um nur selbst für Etwas gelten zu können. Der ältere Schlegel hat hier, anstatt nützlich zu wirken, ein häfsliches Beispiel gegeben, seinem eigenen Ruf eine Wunde geschlagen, die unheilbar ist, weil sie einen Schatten auf seinem Charakter sitzen läfst. Nur wenige der Scherze und Epigramme sind gut; unter diese rechnen wir die, welche wirklich treffenden Witz haben, und die, welche in der oben gebilligten Weise allgemein gehalten sind oder eine ganze Richtung verfolgen, die auf ein falsches, lächerliches und zweideutiges Ziel losgeht. Er schliefst mit dem Epilog:

Nur ein poetisch Feuerwerk
War, Publikum, mein Augenmerk.
Doch ärgerst du dich an den Scherzen,
Als kämen sie aus schwarzem Herzen,
So geh' ich dir zu Leib' im Ernst,
Damit du Spafs verstehen lernst.

Wie seine meisten Epigramme, trifft auch dieses oberflächliche Schlufswort fehl; denn wir sind gezwungen, nicht nur diesem seinen Feuerwerke das Poetische abzusprechen, sondern auch Verwahrung gegen alle solche pikante Scherze einzulegen, die allerdings nicht aus schwarzem Herzen kommen mögen, aber aus einem Mangel an Würde des Charakters entsprungen sind; daher wir in ihnen keinen Spafs finden, sondern eine häufig bis zur Kränkung gesteigerte Grobheit, die grell hervortritt bei der unschönen Form seiner Ausfälle. Die letzteren haben durchweg im Styl und Ton etwas Altfränkisches, das durchaus nicht mehr in unser Jahrhundert pafst; sie werden daher bald vergessen und verschollen sein, woraus die beleidigten Zeitgenossen Beruhigung schöpfen mögen. Mit gröfserer Nachsicht läfst sich das siebente Buch beurtheilen, welches ausschliefslich der Verspottung des Theaterdichters Kotzebue gewidmet ist, eines Schriftstellers, von dem man wohl sagen kann, dafs seine Fehler und Schwachheiten ungleich bedeutender waren als seine Tugenden; Schlegel war der Erste, der diesem lange waltenden Beherrscher der deutschen Schaubühne mit Entschiedenheit entgegentrat, um dem Publikum über den Beifall, den es geschmacklos an einen so seichtrn Autor verschwendete, ein Licht aufzustecken. Hier also verhält sich die Sache ganz anders, der Verf. hatte das Recht und die Beistimmnng der gebildeten Welt auf seiner Seite und unternahm etwas Nützliches, als er den verderblichen, geistentnervenden Einfluss dieses Theaterpräsidenten, wie er ihn spottend nennt, mit unnachsichtlicher Feder bekämpfte. Es ist übrigens ein sonderbares Quodlibet, dieser sogenannte Triumphbogen und diese Ehrenpforte, die er dem zu seiner Zeit vielgefeierten Dramatiker hier errichtet; Prosa sowohl als Verse sind die dazu verwendeten Bausteine und das Ganze erscheint halb und halb formlos, wenigstens bildet es kein zusammenhängendes Kunstwerk. Mit einem satyrischen Vorbericht in Prosa beginnend, fährt er mit einem Cyklus von zehn Sonetten fort, worunter sogar eins zugleich in englischer Sprache; hierauf schüttet er seinen Spott in 32 Epigramme, denen noch vier als Zugabe folgen, und dann sehen wir ein ganzes Drama in zwei Aufzügen vor uns, das er ein „empfindsam-romantisches Schauspiel" betitelt hat, in Prosa verfafst und mit lyrischen Blumen untermischt. Man sollte denken, dies wäre hinreichend zur Vernichtung eines schlechten und platten Schauspielverfertigers; nein, der Verf. hatte seinen Spott noch nicht erschöpft, er fügte noch mehrere lyrische Ergüsse hinzu, die von ziemlichem Umfang sind, sogar einen Festgesang mit den Noten einer Art von musikalischer Komposition, welche vier Seiten füllt, und eine Seite von Titeln zu Büchern, welche über und aus Kotzebue's Schriften verfertigt künftig erscheinen sollen, angeblich zur Verherrlichung des berühmten und verdienstvollen Autors. Alles Erdenkliche sehen wir denn hier benutzt und einen Wald von Satyre aufgepflanzt, der uns in Erstaunen setzen mufs; wir geben zu, dafs Kotzebue keine Schonung verdiente, weil er so unglücklich war, den Verfall des deutschen Theaters vorzubereiten, ehe es zur rechten Blüthe gelangt war. Indessen bezweifelt Ref., dafs Schlegel durch dieses Sammelsurium den Ruhm seines Namens vermehrt und für die Unerbittlichkeit und Unerschöpflichkeit des Hohnes, womit er den saft- und kraftlosen Skribenten überschüttet, unsere Bewunderung mit Recht in Anspruch nehmen darf; leider mufs ich hinzusetzen, dafs diese Fülle von Satyre häufig die

Digitized by Google

Grenzen des Anstandes überspringt und seinen Keulenschlägen die Grazie so sehr gebricht, dafs sie mehr ein seltsames Bedauern mit dem Verfehmten erregen, als seine Unwürdigkeit zu entschiedener Anschauung bringen. Man findet den Ton dieser Angriffe nicht edel genug gehalten; er sinkt zu tief und wird hin und wieder gemein, der Verf. hat dem, was er sagt, durch die grenzenlose Verachtung, die er gegen den unseligen Theaterpoeten offen zur Schau trägt, gewissermafsen die Spitze selbst abgebrochen. Doch genug hiervon. Kotzebue in den Augen der Nation zu vernichten, war eine löbliche Aufgabe; dafs alle Satyre, die ihn seit Schlegel verfolgte, nicht viel gefruchtet hat, wie Satyre überhaupt nicht genügt, das Schlechte auszurotten, beweist der Umstand, dafs der Autor nicht lange nachher in Raupach einen fast eben so glücklichen Fortsetzer fand. Später theilte sich der gewaltige Baum gleichsam in mehrere Zweige und verwandelte sich in die jungen Deutschen, von welchen Einige jetzt auf dem Theater Glück machen.

Anders angelegt ist die Sammlung der lyrischen Gedichte von Friedrich Schlegel. Nach dem Stoff geordnet (obschon nicht mit genügender Sorgfalt), zerfällt sie in eine Anzahl Rubriken, welche eine besondere Ueberschrift tragen und fast alle, die Form unbeachtet lassend, die verschiedenartigst gebauten Lieder bieten, so dafs wir bald Trochäen, bald Sonette, bald Jamben, bald antike, bald gereimte, bald mit Assonanzen geschmückte Mafse u. s. w. antreffen. Auch von diesen Rubriken wollen wir das Bedeutungsvollste auszuzeichnen versuchen. Die erste enthält ein Heldengedicht in 15 Romanzen, nach Turpins Chronik, wie der Verf. sagt; es schildert: „wie Roland nach hohen Thaten, doch in Roncisvall verrathen, aufging zu des Himmels Pforten." Dies sollen wir hier „in schlichten Worten" lesen; und in der That hat der Verf. damit den Charakter seiner Erzählung richtig bezeichnet, sie ist äufserst einfach gehalten, schreitet wohlgefällig hin und greift aus dem Epischen in das Lyrische über, wozu nicht wenig die Kunst der Assonanzen beiträgt, welche je die zweite und vierte trochäische, nach spanischen Mustern geformte Zeile verknüpfen. Ein Rhythmus, dem wir später in derselben und in ähnlicher Weise noch öfter begegnen und der dem Vortrag etwas ganz Eigenthümliches, eine reizende, durch alle Strophen einer Romanze sich gleichmäfsig hinziehende monotone Melodie verleiht, wodurch das Allzubunte, welches der wechselnde Reim hervorbringt und welches den ruhigen Strom der Sage stören würde, gedämpft und weggeräumt wird. So bildet die Assonanz der ersten Romanze der Vokal *a*, die der zweiten der Vokal *o*, die der dritten der Vokal *i*, dann *u* und *o* mit der vollklingenden Wucht von Spondeen, und so wechselt der Dichter durch alle 15 Romanzen kunstreich ab. Nur ein Beispiel vom Anfang der vierten Romanze:

Wieder kamen sie zu schlagen
Bei der hohen Tüla Burgthor,
Dort, wo an Sanctona's Mauern
Die Caranta schlängelt kunstlos.
Wo den seinen frommen Kriegern
Wieder gleiches Wunder Gott schuf;
Welcher Lanze nächtlich grünet,
Solche soll'n im Himmels Lustort
Morgen heil'ge Sterne schauen,
Rein gebadet in dem Blutstrom u. s. w.

Uebrigens werden wir weiter unten gewahren, dafs der Charakter dieser Romanzen nicht weit von dem ruhigen Charakter der übrigen lyrischen Sachen absteht, den wir am Schlufs näher zu beleuchten gedenken. Die zweite Rubrik enthält „die ersten Frühlingsgedichte", verfafst von 1800—1801. Darunter giebt es einige anmuthige Lieder, wovon die bedeutendsten die mit den Ueberschriften „der Monolog", „Fantasie", „der welke Kranz" und das „Lob der Frauen" sind, von welchem letzteren man indessen nicht recht einsieht, warum es unter die Frühlingsgedichte aufgenommen ist. Die übrigen sind Kleinigkeiten, worunter etliche etwas Reizendes haben, namentlich mehrere, freilich nicht sehr kunstreich geformte Sonette; selbst drei Stanzen „zur Einleitung eines Mährchens" und einige Uebersetzungen haben sich in diese Rubrik, welche ihrem Titel nach dergleichen Gaben nicht bieten sollte, eingeschlichen. Hierauf folgt eine Abtheilung, überschrieben „Abendröthe", leichte Lieder, bald gereimt, bald mit blofsen Assonanzen ausgestattet, wovon wir ein Beispiel anführen:

Die Lüfte.

Wie säuseln, ach, so linde!
Wir in den Blüthen,
Und lindern heifse Liebe
In kühlen Düften.

Digitized by Google

Wenn Blumen süfs erröthen,
Beschämt sich neigen,
Berührten wir die schönen
In leichter Eile.

Wenn wir dann Scherze säuseln
Dem, der sich grämet,
So wird die leise Freude
Ihn bald beschämen.

Man staune über die zahlreichen Assonanzen, welche zu Hülfe gerufen sind, um das sanfte Spiel der Lüfte zu veranschaulichen! Bedeutender als diese und andere reizende Kleinigkeiten, ist das Gedicht der „Mond", weil es ein klares und abgerundetes Ganze von richtiger und eindrucksvoller Zeichnung gibt, deren Gedanken prägnant und in drei Strophen zusammengedrängt sind; bei den übrigen ist dieses nicht in solchem Grade der Fall. „Die Stimmen der Liebe", welche als Titel das vierte Buch schmücken, beginnen mit zwei nicht übeln Stanzengedichten, deren erstes mehr durch musikalische Reime als durch Fülle des Gehaltes hervorsticht, während das zweite ein geistreiches Wechselgespräch zwischen Sie und Er vorführt. Hierauf folgen ein Paar Parodieen oder glossirte Themata, darunter das oft behandelte: „Süfse Liebe denkt in Tönen", dann ein halb Dutzend bedeutungslosere Sonette, wovon ein Paar „Bildnisse" schöser Frauen geben, die anderen vier ihnen „Kränze" winden. Die meisten übrigen Lieder, wenn sie Lieder genannt werden können, zeichnen nicht ohne geschickte Striche verschiedene Stimmungen der Frauen- und Männerseele, Heiterkeit, Gluth, Zufriedenheit, Zorn, Glück, Fröhlichkeit u. a. m.; das gelungenste scheint das anmuthige Gedichtchen, welches die Ueberschrift hat „Das Mädchen", die eigene Scheu der erwartungsvollen Jungfrau trefflich charakterisirend:

Wenn mich einsam Lüfte fächeln,
Mufs ich lächeln,
Wie ich kindisch tändelnd kose
Mit der Rose.
Wären nicht die neuen Schmerzen,
Möcht' ich scherzen.
Könnt' ich, was ich ahne, sagen,
Würd' ich klagen,
Und auch bange hoffend fragen:
Was verkünden meine Loose?
Tändl' ich gleich mit Scherz und Rose,
Mufs ich lächelnd dennoch klagen.

Fast ebenso gelungen sind die kräftigen Striche des Liedes, das mit einem allzugrellen Titel „Wahnsinn" überschrieben ist. Vor einigen andern unbedeutenden zeichnet sich das letzte Gedicht: „Der Klaggesang am Grabe eines Jünglings" aus, den zwei Stimmen abwechselnd in Terzinen betrauern; gleich an Tiefe des Gefühles, drücken die beiden Mädchen dennoch ihren Schmerz verschieden aus, worin sie als verwandte Seelen sich begegnen:

Erste Stimme.

Ach, wenn dich süfse Bitten doch erweichten,
So würde heller uns der Frühling glänzen,
Und Gram nicht mehr der Freundin Wange feuchten.

Zweite Stimme.

Ach, wolltest du mich nur zum Tode kränzen,
So würd' ich keine Freude ferner trüben,
Das Mädchen schweben froh in leichten Tänzen.

Die Rubrik, mit welcher der erste Band schliefst, umfafst vier „Lehrgedichte", deren eines ein ganz unbedeutendes Bruchstück ist, deren drittes aber, ein Prolog zu Lessing's Nathan, in jambischen Trimetern abgefafst, zu dem Besten gehört, was Friedrich Schlegel hervorgebracht. Die Dichtkunst, redend eingeführt, schildert zuerst ihre Schöpferkraft, dann ihre Absicht mit der Erzeugung Lessings, die Ausstattung seiner Natur, seine Wirksamkeit „an des Lebens kaltem Strande", und endlich charakterisirt sie mit wenigen, aber genialen Zügen „das Gedicht", den Nathan, „wo sich sein Geist am reinsten selber ausgedrückt". Die Zeit der Abfassung dieses Prologs ist nicht angegeben, was wir defswegen bedauern, weil wir nicht gleich erfahren, in welcher Epoche der Vf. so kräftig dachte und sprach; denn späterhin werden wir finden, dafs ihn diese Hoheit der Stimmung, welche es ihm möglich machte, über den Dichter des Nathan so würdig zu reden, geraume Zeit verlassen. Den zweiten Band der lyrischen Sammlung eröffnet eine treffliche Zueignung, von welcher man behaupten möchte, sie sei um dieselbe Zeit, wo der eben erwähnte Prolog gedichtet ward, entstanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

1) *August Wilhelm von Schlegel's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Böcking.*
2) *Friedrich v. Schlegel's sämmtliche Werke. Zweite Original-Ausgabe.*

(Fortsetzung.)

Schade, dafs die Sprache dieses Gedichtes, wegen der Kühnheit seiner Form, ein wenig verkünstelt worden und namentlich an unpassender Wortstellung und Verbindungslosigkeit der Satztheile leidet, was den Sinn verdunkelt; im Uebrigen hat es etwas Feuriges und reifst mit sich fort:

Als die Zeit in Hafs entbrante,
Keinen Frieden kannte, fern vertrieben,
War es nicht dein treues Lieben,
Wo der Muth zur Hoffnung sich ermannte?
Sind umhergetrieben,
Ehrend was die Welt verkannte,
Wir nicht folgend unsers Herzens Trieben,
Welchen Wahn man immer nannte,
Treu dem rechten Vaterlande stets geblieben?

Die erste Rubrik des zweiten Bandes sehen wir überschrieben: „Kunstgedichte," worunter er keine Gedichte versteht, die durch Kunst sich auszeichnen sollen, sondern man findet, dafs es mannichfaltige Betrachtungen über Dichtkunst und Dichter und an Dichter gerichtete Ergüsse sind; daher für diesen Theil der Sammlung der Titel „Vermischtes" bezeichnender gewesen sein würde. So verleihen ihm Lessings Worte: „Es wird das neue Evangelium (der Kunst) kommen," den Stoff zu einem begeistrungsvollen Sonett, das angebrochene Jahrhundert veranlafst ihn, eine Reihe von Terzinen „an die Deutschen" zu richten, um sie an die Kraft der Ahnen zu erinnern:

Europa's Geist erlosch; in Deutschland fliefst
Der Quell der neuen Zeit. Die aus ihm tranken,
Sind wahrhaft deutsch; die Heldenschaar ergiefst
Sich überall, erhebt den raschen Franken,
Den Italiener zur Natur, und Rom
Wird wach und Hellas, dessen Götter sanken.

Frisch und lebendig klingt das Sonett an Apollo, welches er unpassend eine „Hymne" nennt, worin er den Gott um Kraft anfleht; habe er, was ihm „der Allstarke" enthüllt, zu Ende gesungen, so möge er ihn schnell von seinen Flammen verzehren lassen. Das Uebrige dieser Rubrik erscheint dem Ref. von geringem Gewicht. Die folgende umfafst „Scherzgedichte," die von denen seines älteren Bruders sich dadurch vortheilhaft unterscheiden, dafs er nicht den anerkannten Gröfsen etwas am Zeuge zu flicken bemüht ist, wenn ich mich so scharf ausdrücken darf, sondern dafs er mehr das wirklich Schlechte bekriegt und in seiner Lächerlichkeit zeigt, und dafs er immer allgemein sich hält, mit Uebergehung der Namen. Demungeachtet sieht Ref. sich genöthigt zu erklären, dafs ihm diese komischen Sachen eben so wenig behagen, als die von Aug. Wilhelm, da sie weder durch ein reines Gepräge der Kunst noch durch einen eigenthümlichen anmuthigen Hauch anziehen und fast durchgängig so gehalten sind, dafs sie in das Bereich der Knittelverse hinabsinken. Eine Ausnahme allenfalls machen ein Paar reine Scherzgedichte, vornehmlich „der alte Pilger," ein leider etwas zu dunkel gewebtes Traumgesicht vorführend, und die „Probe der neusten Poesie," worunter besonders die Parodie der gräcisirenden Schreibweise ergötzlich ist, weil ihr, obwohl sie übertreibt, etwas Wahres zum Grunde liegt, wie man aus dieser Probe erkennt, womit er die absurde Verkünstelung nachzeichnend sagt:

Knirschend anfangs zu kau'n bemüht das Gedicht,
Ihm hängt es im Leim klebend, Kieselsteine des Buchbinders wie.

Weniger gegen Klopstocks kecke Rauhheit als gegen Vossens Unnatur, vorzüglich in einem Theil seiner Verdollmetschungen, und seine geschmacklosen Nachahmer (die jedoch keineswegs durch den Spott der Kritik an Zahl sich verminderten) scheinen diese komi-

Digitized by Google

schen Verse zu zielen. Leider kann Ref. nicht umhin, zu wiederholen, dafs auch dem Ausdruck der Schlegel selbst noch viel gebricht, um eine klassische silberhelle Klarheit des Redeflusses immer und überall beanspruchen zu können. Doch geht uns das jetzt nichts weiter an: sie *wollten* und ahnten wenigstens das Vollkommnere, und man sieht hieraus, dafs es keine leichte Aufgabe ist, literarische Satyren zu schreiben, die anlocken, wirken und sich halten sollen; die Grazie des grofsen lateinischen Poeten oder des Aristophanes ist nicht wohlfeil zu haben und doch nothwendig, wenn man so viel ausrichten will, dafs die Gesetze der Kunst gewinnen. Die dritte Rubrik bietet eine Anzahl „Sprüche," kurze Gedichtchen, sinnreich und wahr, doch nicht eben durch Neuheit und Genialität hervorstechend. Die vierte enthält unter der Ueberschrift „Romanzen und Lieder" das Unbedeutendste der ganzen Sammlung; man mufs bedauern, dafs der Dichter „bei der Wartburg" nichts Besseres zu erwähnen wufste als einige Worte über das Leben der alten Ritter und Karl den Grofsen, dem er auch im Folgenden noch einmal lobsingt, obwohl die damit verbundene landschaftliche Schilderung nicht ohne Reiz ist. Kaum erheben sich die beiden Gedichte „Eintritt in die Schweiz, 1804," und das „im Spefshart" über den unlebendigen Strom der übrigen, die mit Ausnahme einzelner Wendungen und Strophen ziemlich matt klingen. Auch über die nächste Rubrik vermag Ref. nicht viel Günstiges anzumerken, sie trägt den Titel „lyrische Gedichte," ohne dafs man einen Grund herauszuklügeln wüfste, warum gerade diese Poesien als lyrische bezeichnet worden. Ihren Inhalt bilden allerdings die erhabensten Gesinnungen, nämlich Gefühle, die auf das Vaterland und seine Zustände von 1803—1812 sich beziehen, Hoffnungen vermischt mit Furcht, Ermahnungen des Volkes, Wünsche an die Vorsehung, Vertrauen und Glauben; doch sticht unter ihnen höchstens das Lied „an den Ufern des Mains" vom J. 1806, das „die Freiheit" vom J. 1807, und das „Gelübde" vom J. 1809 gegen die andern vortheilhaft ab; übrigens sind sie meist wohlgemeint, aber nicht mit der Kraft und Energie der Seele geschrieben, mit welcher wir den Prolog zu Lessings Nathan verfafst sehen. Eine gewisse Halbheit, womit der Poet auftritt, rächt sich augenblicklich. Ruhm verdient der Verf. dafür, dafs ihm nicht der Glaube an das Vaterland vollkommen erstarb wie einigen sonst ausgezeichneten Männern unter seinen Zeitgenossen (wir brauchen nur an Johannes von Müller zu erinnern); es mangelte ihm offenbar nichts weiter als eine gewisse Hingebung, um die Töne seiner Leier mit voller Gewalt, wie zu Schlacht und Sieg, losbrausen zu lassen. Die kräftigsten Klänge entsprangen seiner Brust im Anfang des Jahres 1809, wo er sang:

Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich Vaterland zu retten.
Wohlan, es gilt, du seist befreit,
Wir sprengen deine Ketten!
Nicht fürder soll die arge That,
Des Fremdlings Uebermuth, Verrath
In deinem Schoofs sich betten.

Man sieht, er litt und stand für Oesterreich. Zu Ende des J. 1812 rühmt er in dem Gedichte „Gesang der Ehre" den Mann, der den Stern der Ehre im Auge halte, und erkennt als einen solchen preiswürdigen Helden des Nordens hohen Sohn auf seinem Völkerthron:

Drum sei jener hochgepriesen,
Kaiser Er mit Recht genannt,
Der des Glückes mächt'gem Riesen
Muthig leistet Widerstand,
An der Ehre Kraft noch glaubend,
Und die Zeit der Schmach entraubend.

Wir wollen den Dichter nicht kurzsichtig schelten; er theilte den allgemeinen Wahn seiner Zeit und anstatt den Beschlufs und Lauf der Geschicke zu erkennen, erblickte er in „jenem Norden" blofs den Stern der Ehre, der jetzt wieder erschienen sei. Freilich war Deutschland so tief gesunken, dafs es sich an den durch die Elemente siegreichen Norden anlehnen mufste, um seine so schmachvoll verlorene Freiheit wiederzugewinnen; indefs war die Seele dieses Dichters, dessen Auge tiefer und weiter hätte blicken sollen, zu sehr niedergebeugt und zu verzweiflungsvoll gestimmt, um dem Verf. der geharnischten Sonette es gleich zu thun. Merkwürdig ist das Zeitgedicht vom J. 1820, überschrieben „unsere Zeit," eins der letzten unsers Verf.'s; es spricht sich darin unverhohlener Unwille über die Art der damaligen Bestrebungen aus; er fühlt sich veranlafst, nochmals an den „Glauben" zu erinnern, der allein im Stande sei zu retten:

Also lafst den Kampf uns tragen,
Unser Felsen [der Glaube] wanket nicht;
Noch der Welten Sturz beklagen,

Digitized by Google

Bis Gott ruft: „Es werde Licht!"
Laſst uns streu'n des Lichtes Samen,
„Treu und Wahrhaft" ist sein Namen,
Und gerecht ist das Gericht.

Recht löbliche Gesinnungen, aber ob genügend und entschieden die rechten, ist eine andere Frage, abgesehen von dem Zweifel, ob es poetisch ist, die Regung eines Volkes unbedingt zu verurtheilen, sobald sie zu kühn hervortritt und das Steuerruder einiger Gefahr preisgiebt, vorzüglich unter den in Deutschland gegebenen Verhältnissen, wo das Drängen und Treiben gar nicht schaden kann. War es etwa besser geworden, als es im Sommer 1806 bei uns aussah, wo er sang:

Nichtig war all' ihr Streben,
Und ohne Herz ihr Leben,
Wie mocht' es wohl bestehn?
Wie grünte Friede wohl,
Wo vor des Neides Bissen,
Von Gier und Angst zerrissen,
Nichts Hohes athmen soll?

Warum soll sich der Staatsbürger mit den übrigens richtigen Trostworten begnügen:

Soll sich neu die Welt gestalten,
Läſst Gott frei das Böse walten,
Bis das Licht entsteigt dem Schmerz. —

Den Schluſs der Sammlung bildet eine Rubrik „Geistliche Gedichte," doch ist alles was sie enthält ein „Klaglied der Mutter Gottes" von ziemlicher Ausdehnung; Ref. verschweigt sein Urtheil sowohl darüber als über das unter eine achte und letzte Rubrik gebrachte Gedicht: „Noah's Morgenopfer;" ihm gefallen dergleichen Poesien so wenig als die mit religiösen Sentenzen ausgestatteten Freiheitslieder in der eben ausführlicher besprochenen Abtheilung. Es bliebe noch übrig, die in diese Sammlungen eingeschalteten beiden Dramen der beiden Brüder durchzumustern, das Trauerspiel Alarkos und das Schauspiel Jon; wir können sie für nichts anderes als für dramatische Studien nehmen, und müssen uns wundern, daſs die zwei talentvollen Männer ihre Kräfte nicht mit gröſserer Vorliebe dem deutschen Theater widmeten. Trugen ihre kritischen, vielleicht das poetische Feuer verzehrenden Untersuchungen die Schuld? Es gebricht uns hier an Raum, näher auf die beiden Leistungen einzugehen; es möge hinreichen, das anzuführen, was Friedr. Thiersch, Allgem. Aesthet. S. 289 bemerkt. „Die Deutschen," sagt er, „haben sich bemüht, auf ihrer Bühne besonders das jeder Zeit Geziemende und mit ihr in Uebereinstimmung Stehende darzustellen. Wir haben Tragödien, in denen der griechische Geist und die griechische Form fast ganz rein erhalten sind, wie z. B. den Jon von Aug. Wilh. Schlegel, obwohl hier die Chöre fehlen." Im Alarkos des andern Bruders begegnen wir antiken, leidlich geformten Trimetern, italischen Sonetten, modernen Jamben u. s. w., was eine Vermählung des antiken und modernen Geistes schon durch die Form anzeigt; es ist ein erster Anfang, dessen Mängel nicht abschrecken dürfen, durch neue Versuche die Schwierigkeiten einer gesteigerten Kunstblüthe auf diesem Felde zu überwinden. Graf Platen, der dies frühzeitig erkannte, legte einen festeren Grund; ich bin überzeugt, daſs Spätere in seine Spuren eintretend eine neue Aera des deutschen Drama's hervorrufen, die sich von den immerhin löblichen Bestrebungen derer, die gegenwärtig für die Bühne arbeiten, wesentlich unterscheiden wird.

Bevor Ref. sein Urtheil über obige selbstständige Leistungen der beiden Dichter schlieſslich zusammenfaſst, dürfte es an der Zeit sein, noch einen Blick auf ihre Verdienste als Uebersetzer zu werfen. Was Friedrich auf diesem Gebiete gewirkt hat, steht sowohl an Masse als an Vortrefflichkeit dem weit nach, was sein älterer Bruder aus so vielen Literaturen verdolmetscht. Von jenem sehen wir einige Bruchstücke in die Sammlung seiner lyrischen Gedichte eingeschoben; zunächst den „Versuch einer metrischen Uebersetzung des Racine," wovon er den ersten Act des Bajazet mittheilt, der mit Aufgebung des Alexandriners in solch eleganter Form wiedergegeben ist, daſs man das Miſsgeschik, welches ihn von der Vollendung dieser Arbeit entfernte, lebhaft bedauern muſs. Im zweiten Theil finden wir auſser einem geistlichen, einem lateinischen Texte nachgebildeten kurzen Liede nichts als Uebertragungen von Sprüchen und Gedichten aus dem Indischen, wobei er nicht unterlassen hat, die bei diesen nicht sehr umfangreichen Versuchen angewandten Grundsätze darzulegen: er hielt sich, und zwar mit Recht, an das Maſs des Urtextes, weil es ihm „mit der gesammten indischen Gedanken-Structur wesentlich vereinbart und innig verwandt" erschien. Aug. Wilhelm dagegen, der uns ebenfalls einige interessante Bruchstücke aus dem Indischen geliefert, bediente sich, trotz der Gründe seines Bruders, auch der griechischen

Digitized by Google

Hexameterform, ohne jedoch das Warum dem Leser vorzuenthalten. Es gehört nicht hierher, seine Uebersetzungen zu beleuchten, die von der vorliegenden Gesammtausgabe seiner Werke ausgeschlossen sind, die Verdeutschung vieler Stücke des Shakespeare und Calderon, worin bekanntlich eines seiner Hauptverdienste besteht. Kenner versichern zwar, dafs Shakespeare sich noch besser verdeutschen lasse und Jemand kommen werde, der die Schlegelsche Arbeit zu übertreffen im Stande sei; vor der Hand indessen hat sich dieselbe, von Keinem erreicht, in der Nation eingebürgert und seinen Namen so populär gemacht wie kaum eine zweite seiner Leistungen, so dafs man annimmt, Schlegel habe sein dichterisches Talent gerade durch diese Uebertragung glücklicher dargethan als durch die Schöpfung eigener Gedichte. Wie dem auch sein möge, uns liegt hier hauptsächlich ob, von den Spenden zu reden, welche den dritten und vierten Band der vorliegenden sämmtlichen Werke ausmachen; und zwar bestehen dieselben in poetischen Uebertragungen aus dem Indischen, Griechischen, Lateinischen, Italienischen, Englischen, Französischen, Spanischen und Portugiesischen, wodurch er eine höchst interessante und bunte Blumenlese zu Stande brachte und im Eingang treffend von sich sagen durfte:

Kosmopolit der Kunst und Poesie,
Verkündigt' ich in allen Formen sie.

Die reichhaltige Sammlung umschliefst nämlich aufser mehreren Nachbildungen aus dem Indischen, worunter die „Herabkunft der Göttin Ganga" eine grofse Berühmtheit gewonnen hat, erstens aus dem Griechischen theils längere, theils kürzere Bruchstücke von Homeros, von den Elegikern (Mimnermos, Solon u. s. w.), von Sappho, Pindar, Aeschylos, Sophokles, Aristophanes, Theokrit und Bion. Zweitens aus dem Lateinischen Stellen von Lukretius, Catullus, Virgilius, Horatius, Propertius, Ovidius und einigen Neueren, worunter die „Hymne vom jüngsten Gericht" am bekanntesten geworden. Drittens aus dem Italienischen umfangreiche Mittheilungen von Dante, eine ziemliche Anzahl Sonette und andere Gedichte des Petrarca, Blumensträufse aus Boccaccio, Proben aus den Gesängen des Ariosto, eine Menge Gedichte von Tasso und Guarini; ferner Romanzen aus dem Spanischen, besonders lyrische Stücke von Cervantes; ferner Proben aus der Lusiade und einige kleinere Gedichte von Camoens, endlich ein Bruchstück aus Shakespeare's Macbeth und aus Racine's Esther, worauf ein Anhang folgt, der eine prosaische Uebersetzung „der Einsiedelei des Kandu" aus dem Indischen bringt. Man sieht, dafs fast kein Dichter von einiger Bedeutung unberücksicht geblieben ist; hier und da fügt er prosaische Einleitungen und Erläuterungen hinzu, woran theilweis sein Bruder geholfen. So lieblich und unterhaltend aber auch dieser farbenreiche Blumengarten ist, durch welchen der Vf. uns hinführt, mufs Ref. doch bemerken, dafs die meisten hier gebotenen Sträufse, die bereits vor geraumer Zeit gewunden worden, gegenwärtig schon ziemlich verblafst und veraltet sind; die Uebersetzungskunst sammt der Sprache ist so weit vorgeschritten, dafs das meiste von dem, was wir hier vorfinden, von Andern entweder schon mittlerweile übertroffen worden ist oder bald übertroffen werden wird. Zu diesen bereits verblühten Kränzen rechnen wir vornehmlich das, was er aus den alten Sprachen und dem Italienischen verdollmetscht hat, mithin fast die gröfsere Hälfte dessen, was die zwei Bände füllt. Der Beweis wäre leicht zu führen; doch überhebt Ref. sich desselben aus Mangel an Raum. Obschon wir also verhindert sind, einen absoluten Werth auf diese ausländischen Gartenfrüchte zu legen, müssen wir gleichwohl dem Hrn. Herausgeber für die Mittheilung derselben aufrichtigen Dank zollen, weil es, wenigstens vor der Hand noch, jedenfalls grofses Interesse gewährt, nachzusehen, wie Schlegel, ein so wahrer, sprachkundiger und sinnvoller Künstler, die Sache angegriffen hat, um Geist, Styl, Charakter und Eigenthümlichkeit der genannten ersten Dichter der Welt zu bezwingen und in entsprechender Weise zu reproduciren. Selbst für den begabten Kopf, der die von Schlegel flüchtig berührte Bahn weiter zu verfolgen gedenkt, ist es nutzenbringend, dafs ihm Jemand vorausgegangen ist, der mit Fleifs und Talent an das Heiligthum eines vorzüglichen Poeten anpochte; er wird von seinem Vorgänger lernen und wenn er auch nicht den ganzen Raum erhellt sieht, von demselben doch Winke empfangen, die ihn, wie einzelne Sterne, durch die Nacht geleiten und vor mancherlei Klippen bewahren.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

1) *August Wilhelm von Schlegel's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Böcking.*
2) *Friedrich v. Schlegel's sämmtliche Werke. Zweite Original-Ausgabe.*

(Schlufs.)

Ueberdies gehören alle diese zahlreichen, mit grofser Kühnheit zu einer Zeit, wo die Sprache sich erst ausbildete, unternommenen Versuche zur Vollständigkeit des Bildes, das die Mit- und Nachwelt von der Wirksamkeit dieses sprachbegabten und alles auf den Fortschritt der deutschen Literatur zurückbeziehenden Genius sich zu entwerfen hat; schon defswegen verdienten die Früchte der Reisen, die er in jene fremden Gefilde gethan, einen Platz in seinen gesammelten Werken.

Die beiden Schlegel können (wir sind nun zur Beantwortung dieser Frage gelangt) als lyrische Poeten, als welche hauptsächlich sie schöpferisch aufgetreten sind, keine erste Stelle unter den Lyrikern der deutschen Nation beanspruchen; sie sind, wie hart ihren Freunden auch dieses Urtheil klingen möge, und wie hoch man ihnen auch ihr Ringen und Streben anrechnen mufs, mittelmäfsige Dichter, sowohl ihrem Talent als ihren Leistungen nach. Sie selbst stehen sich an angeborener Kraft so ziemlich gleich und unterscheiden sich höchstens insofern, als Friedrich mehr Weichheit und Zartheit des Gemüthes, Aug. Wilhelm mehr Trieb für Ausbildung kunstreicher Form offenbart. Man sagt, dafs Goethe und Schiller, die ihnen vorausgegangen, ihren Namen allzusehr verdunkelt hätten und dafs, wenn diese nicht die Lieblinge des Volks in so hohem Grade geworden wären, die Schlegel mehr Glück gemacht haben würden; Ref. bezweifelt indessen, dafs dieser Zeitvorsprung ein genügender Grund sei, die Zurücksetzung, die ihnen angeblich geworden, zu erklären. Wäre dies wirklich richtig, so könnte man mit noch gröfserm Rechte behaupten, dafs ihrem Namen die zwei nachfolgenden Dichter, Rückert und Platen, vollends das Garaus machten und den letzten Glanz, in welchem sie zu leuchten noch Hoffnung hatten, durch ungleich glänzendere und zahlreichere Schöpfungen sowohl von Seiten des Gehalts als der Form überbauten und überstrahlten; wurden sie doch schon durch die allgemeine Anerkennung, die Uhland mittlerweile fand, in den Schatten gestellt. Indessen müfste man die Nation bedauern, wenn sie genöthigt gewesen wäre, in Ermangelung besserer Dichter die angeblich verkannten Schlegel an die Spitze des Reigens zu heben und ihre lyrischen Produkte in Herz und Mund aufzunehmen, als wären sie vornehmlich diejenigen, durch welche das Volk gleichsam redete, in welchen das Volk sich mit Stolz wiederzuerkennen Ursache und Verpflichtung hätte.

Nachdem wir die gesammten Leistungen, welche die vorliegenden Bände ihrer lyrischen Gedichte bieten, einzeln an unserm Auge vorübergehen lassen, wobei Referent gewissenhaft versichern darf, dafs er nichts Bedeutendes mit Absicht hintangesetzt oder verschwiegen, so ergiebt sich bei der Ueberrechnung, dafs die Zahl der wirklich *guten* Gedichte sehr klein und das Meiste Mittelgut ist. Ja, fast nicht eines findet Ref. darunter, welches durch Gehalt und Form so ausgezeichnet wäre *), dafs es entschieden verdient hätte, eine gleiche Popularität, als etwa diesem oder jenem Gedichte von Schiller, von Goethe u. A. zu Theil ward, zu erlangen. Woher mag dies kommen? Ohne allen Zweifel daher, dafs sie auf der einen Seite weder recht allgemein ansprechende Stoffe zu ergreifen so glücklich waren, noch auf der andern die er-

*) Jene oben gerühmte treffliche Romanze auf den Tod des Leonardo da Vinci dürfte indessen wohl eine Ausnahme machen; sie hätte noch gröfsere Anerkennung gefunden, wenn der Sinn für Geschichte bei unserm Volke lebendiger wäre.

Digitized by Google

griffenen Stoffe mit solcher Geschicklichkeit zu verarbeiten und zu beleben wufsten, dafs sie die Herzen des Volkes anzogen, gewannen und festhielten. Was zunächst die Stoffe betrifft, so bekennt Ref. allerdings, dafs er nicht auf Gervinus' Seite steht, der von den Dichtern zugleich Philosophie verlangt und einen Poeten für desto gröfser erachtet, je mehr derselbe durch Neuheit und Eigenthümlichkeit philosophischer Ideen seine Schöpfungen ausgestattet hat; weshalb er denn auch Goethe für den gröfsten oder vielmehr einzig grofsen Dichter der modernen Zeit deswegen erklären möchte, weil er den Faust geschaffen, ein Werk, dem keines vor ihm in Rücksicht des Gegenstandes zu vergleichen sei und das seinen Verfasser mithin nicht nur den gröfsten Poeten aller Zeiten gleichstelle, sondern auch zum gröfsten der Neuzeit unbedingt erhebe. Ref. kann einer solchen Stoffkritik nicht schlechtweg Beifall schenken; vielmehr ist er der Meinung, dafs es ein Reich von Gedanken giebt für den Dichter, das mit eigentlicher philosophischer Weltanschauung nichts zu thun hat; ein Reich, welches weit und umfassend genug ist, um einem Poeten Gelegenheit zu geben, seinen Genius mit dem reichsten Blüthenschmuck zu bekränzen. So erscheint mir denn Burns als Naturdichter so genial und eigen in seiner Art, ja, so grofs wie Homer, obgleich bei jenem keine Spur von einer Philosophie zu finden ist, deren Gewicht ihn zum Rang des hellenischen Dichters emportragen könnte; auch denkt Niemand daran, von Burns philosophische Ideen, welche den Weltfortschritt bezeichnen, zu verlangen. Auf die Schlegel zurückzukommen, sind die meisten ihrer Stoffe zwar gut, was man gut zu nennen pflegt; wir haben oben gesehn, dafs sie von den meisten Gegenständen singen, wovon andere (mit mehr Erfolg) gesungen haben; aber was daran zu mangeln scheint, ist, dafs sie diesen Stoffen keine eben neuen Seiten, kein anlockendes Gepräge abzugewinnen, ihnen keine entschieden eigenthümliche Gestalt zu verleihen vermochten. Man kann immer nur sagen, es scheint; denn Niemand weifs mit Sicherheit, ob ein anderes reicheres Talent mit all' diesen Stoffen etwas Besseres anzufangen gewufst haben würde; war jedoch eine glücklichere, wenn man sich so ausdrücken darf, Herstellung der Stoffe möglich, so würde man den Schlegeln eine gewisse Originalität der Erfindungskraft abzusprechen gezwungen sein. Und ohne Zweifel gebrach ihnen die letztere in den meisten Fällen. Uebrigens hängt dies freilich sehr eng mit der Bewältigung und Verarbeitung der Stoffe zusammen; es läfst sich nicht genau nachweisen, wie viel das Ungeschick in der Form daran Schuld haben mag, dafs die Schöpfungen ihrer Lieder nicht eigenthümlicher, neuer und reizvoller hervortreten. Es klingt auffällig, ist aber dennoch richtig, dafs die Schlegel, trotz allem Fleifs, den sie auf die Sprache verwendeten, keineswegs die Höhe der Formschönheit erreicht haben, auf welcher Goethe und Schiller stehen, bei welchen Gehalt und Form auf wunderbare Weise harmoniren. Natürlich kann hier nur die innere Form gemeint sein, nicht das Aeufserliche, das vorzüglich August Wilhelm zu glätten sich bemühte; und weil die bessere Gestaltung des Aeufserlichen etwas auf das Innere zurückwirkt, so dürfte der Styl des älteren Bruders im Allgemeinen den von Friedrich an Schönheit überbieten. Was aber Referent an der Form der Schlegel vermifst, ist jenes vollendete Gepräge des dichterischen Ausdrucks, das auf Kraft und Anmuth beruht, der gediegene Redefluſs, der bei allen Mängeln im Aeufserlichen eine innere fehlerlose Goldader besitzt, die Abrundung des Styles in Wort und Wendung, verbunden mit Schwung der Gedankenfolge, ein gewisses Unzerstückeltsein, das uns vom Dichter zu sagen nöthigt:

Was er gedacht, scheint uns niedergeschrieben in Erz.

Wenn diese Schwachheit bei August Wilhelm nicht so klar sich herausstellt, läfst sie sich desto leichter an Friedrich aufdecken; es fehlt diesem Dichter, wenn man ihn schärfer in das Auge fafst, meistentheils das Schlagende des Ausdruckes, das wahrhaft Deutsche, das sich weniger beschreiben als fühlen läfst, obschon es sogar im Einzelnen nachweisbar ist, nämlich im Gebrauch der einzelnen Wörter, in ihrer Stellung, Verbindung, Aufeinanderfolge u. s. w., welches alles auf die Färbung des Ausdruckes Einflufs äufsert. Ein schiefes, nicht recht bezeichnendes Wort, das um des Reimes oder Versmafses willen gebraucht erscheint, stört das Gefühl, verdirbt die Lieblichkeit des Eindrucks und dämpft die Gluth der Empfindung, welche der Dichter angefacht wissen will; es geht von dem, was in den Worten liegen soll, ein gut Theil verloren, das Ganze hat keine rechte Wirkung und das Gedicht, in der Ausführung mangelhaft, bricht sich nimmer die Bahn zum Herzen. Man stöfst sich daran,

Digitized by Google

wie an etwas Gezwungenem, Unfertigem, Gemachtem. Es ist durchaus ein voller und feuriger Gedankenstrom erforderlich, um sowohl den Gebrechen der Form überhaupt auszuweichen, als auch einen wahrhaft nationalen Guſs hervorzubringen, der nicht verfehlt, die rechte Seite des Nationalgefühles zu treffen und anzuschlagen; wem dies gelingt, der besiegt jeden Widerstand, jede Verkennung, jede Herabsetzung, von wem sie auch ausgehe; selbst die Kühnheit und Fremdartigkeit der Formen biegen sich unter ihm. Schiller und Goethe ergossen diesen Gedankenstrom reichlich und redeten so volksthümlich wie wenig Andere; den Schlegeln floſs er ungleich sparsamer und so konnten sie nie auf gleichen Beifall rechnen. Es ist hier der Ort, eine kurze Vergleichung zwischen Schiller und Friedr. Schlegel anzustellen, zumal da Aug. Wilhelm die Kritik dazu herausgefordert hat; wir wollen an einem Beispiele sehen, wie es eigentlich um jenen Krösus und jenen Irus steht. Beide Dichter haben die Frauen in einem besonderen Gesange gefeiert; Schiller beginnt:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben u. s. w.

Jedermann kennt dieses Gedicht und weiſs, wie der groſse Sänger von der ersten bis zur letzten Zeile den Preis der Frauen durchführt, ohne daſs ihm gleichsam irgendwo der Odem ausgeht; nichts ist überflüssig, alles berechnet, natürlich, treffend, geistreich, hinreiſsend. Friedrich Schlegel dagegen bringt in dem Liede, das „dem Lob der Frauen" gewidmet ist, eine lange Einleitung von zwei langen Strophen, deren erste anfängt:

Ein göttlich Spielwerk strömt die schöne Welt
In lichter Lebensfülle u. s. w.

Man denke nun ja nicht, daſs unter „die schöne Welt" etwa schon die Frauen verstanden werden! Sodann geräth er aus dem Reiche der Schöpfung, das er geschildert hat, dem Menschen den höchsten Rang anweisend, in der dritten Strophe auf die Frauen, die er zu verherrlichen beschlossen hat:

Das Urbild solcher Bildung blüht im Weibe;
Es ist der Menschheit Blume,
Die selig duftet stille Liebesflammen.
Der Frauen Reiz nur glänzt im lichten Ruhme;
Aus ihrem süſsen Leibe
Blitzt Kraft in jene, die vom Himmel stammen u. s. w.

Eigen gewiſs und fast sonderbar; aber welch ein himmelweiter Unterschied zwischen beiden Poeten! Allerdings verlangt man, daſs zwei Dichter sich verschieden fassen, wo möglich einander vollkommen unähnlich sein sollen; ist doch in diesem Falle eine gleich mächtige Wirkung möglich und wahrscheinlich. Aber hier begegnet man einer Verschiedenheit, die zum Nachtheil des wackern Schlegel so sehr ausschlägt, daſs sein Lied nach dem Schiller's wie eine Ilias post Homerum erscheint. Sein Gedicht ist zwar sinnig und wohl angelegt, allein von Grunde aus so beschaffen, daſs es niemals in Herz und Mund des Volkes übergehen konnte; wenn man ihm das Schiller'sche gegenüberstellt, erscheint es im Ganzen kalt, im Einzelnen matt, im Allgemeinen wirkungslos: es sinkt wie ein Pfeil, der ermattet ist, ehe er das Ziel erreicht, vor dem Leser oder Hörer nieder. Wie hier, führt uns Schiller überhaupt immer gleich in mediam rem; er thut keinen Strich umsonst und geht verschwenderisch mit den Gedanken um, wie ein König mit seinen Schätzen, während daſs Friedr. Schlegel kalt und betrachtungsvoll seine Gedanken gleichsam zusammenknüpft wie einen Blumenstraufs, sie bedächtig ordnet, nach und nach vertheilt und einen Ton anschlägt, der an und für sich zierlich ist, aber nicht siegreich ergreift und noch dazu meistentheils (wie auch gerade in dem ebenerwähnten Lobe der Frauen) durch eine unglückliche Wahl schwieriger oder doch nicht leicht verständlicher Versmaſse niedergehalten und unpopulär gemacht wird. Schiller verstand auch letzteren Punct viel besser. Man braucht nur an die vielen Assonanzen-Gedichte Schlegel's zu erinnern, deren Klang das an den Reim gewöhnte Ohr des Volkes nicht mehr befriedigen konnte. Betrachtet man obiges Lied und vergleicht das Schlegelsche Gebäude mit demselben, so muſs man billig erstaunen, wie Aug. Wilhelm, ein so tiefer und einsichtsvoller Kritiker, dermaſsen blind sein konnte, daſs er über den forschenden Schiller als Idealisten zu spötteln wagte. Der idealische Schiller vermochte, wie nicht blos dieses Beispiel, sondern fast alle seine Schöpfungen beweisen, das Wirkliche und Wesenhafte ungleich sichrer hinzuzaubern als der zur Majestät des Krösus erhobenen Friedrich Schlegel. Wegen jenes Epigrammes:

So lang es Schwaben giebt in Schwaben,
Wird Schiller stets Bewundrer haben,

Digitized by Google

würden wir seinem Verfasser mit unauslöschlichem Zorn vergelten müssen, wenn es nicht offenbar mehr seine Absicht gewesen wäre, die Schwaben von einer gewissen Engherzigkeit zu heilen, in welche sie ihm verfallen zu sein schienen, als Schiller für einen schlechten und der Vergessenheit zu übergebenden Poeten auszuposaunen. Ein solch ohnmächtiges Beginnen war ihm wohl nie beigefallen; er wufste recht gut, dafs es thörigt sein würde, einen Dichter gleichsam aus dem Herzen der Nation herausreifsen zu wollen, und konnte allenfalls, wenn er noch etwas Weiteres im Sinne hatte, die Nebenabsicht hegen, die Leser seiner Epigramme aufmerksam zu machen, dafs es aufser Schiller noch einige andere treffliche Poeten gebe, unter ihnen natürlich seinen Bruder und sich selbst. Er glaubte wohl auch ernstlich, dafs er an Kunst der Sprache dem grofsen schwäbischen Dichter überlegen sei; in wie weit er einiges Recht zu diesem Glauben hatte, ist oben gezeigt worden. In der Hauptsache aber, in den werthvollsten Eigenschaften des Styles nämlich, stehn die Brüder, wie Ref. vorzüglich durch das letzte Beispiel dargethan zu haben meint, gegen Schiller und Andere zurück; die Lieder der Schlegel erscheinen im Stoff sowohl als in der Behandlung zu schwach, als dafs sie inniger, als geschehen, mit dem Geist des Volkes verwachsen konnten. Dafs eine gewisse romantische Richtung, welche sie eingeschlagen, die Schuld davon trage, wenn auch nur theilweis, bezweifelt Referent; man hat viel zu viel von dem romantischen Wesen der Schlegel gefabelt, in den Gedichten finden sich nur geringe Spuren desselben und schwerlich hat der romantische Duft, einem Nebel vergleichbar, ihrer Schreibart einen nennenswerthen Eintrag gethan. Eher liefse sich wohl die Ansicht begründen, dafs sie ihre Lieder theils zu subjectiv, theils zu objectiv gehalten und die rechte Mitte des lyrischen Charakters nur selten getroffen haben; sie schrieben, besonders Friedrich, zu subjectiv, indem sie die subjective Anschauung auf keine recht allgemeine Höhe, wo das Subject gewissermafsen zum Objecte wird, zu bringen vermochten; ein andermal zu objectiv, indem sie den lyrischen Gesang mit der kalten Ruhe des erzählenden Dichters ausprägten, weshalb ihm Lebendigkeit und Unmittelbarkeit in gewissem Grade mangelt. Doch, wie gesagt, scheint dies mehr von Friedr. Schlegel zu gelten.

Legen wir endlich den höchsten Mafsstab an ihre selbstständigen Dichtungen, welcher mit dem schönsten Gehalt die reinste Vollendung der Form verlangt, so finden wir vielleicht keine drei Gedichte in beiden Sammlungen, welche diesen Mafsstab vertrügen. Es giebt allerdings Kritiker, welche gegen einzelne Formfehler nachsichtig sind und die Meinung hegen, dafs die Schönheit unter mancherlei äufserlichen Mängeln der Darstellung, als da sind falsche Versfüfse, schlechte Reime, gezwungene Wortstellung und andere Gebrechen von mehr untergeordneter Bedeutung, nicht sonderlich leide; indessen sind solche Beurtheiler offenbar im Unrecht, sie vertheidigen das Unvollkommene. Unser Grundsatz ist, dafs an ein ächtes und vollendetes Sprachkunstwerk dieselben Ansprüche wie an ein Werk der bildenden Kunst gemacht werden müssen, ein solches mufs von innen und aufsen, für den Geist und das Gehör, gleich schön sein, fleckenlos, ohne Tadel. Wie ein Bild, das in einem Theile falsch gezeichnet wäre, oder eine Statue, welche einen Fufs schief aussetzte, bei aller Vollendung des Uebrigen immer einen Mangel an sich trüge, der das Ideal der Schönheit verletzte, so würde ein Werk der Sprache, das in der Form nicht ganz fehlerfrei wäre, und wenn es auch nur das Aeufserliche beträfe, immerdar gegen die Schönheit verstofsen und von dem wahren Ziele der Vollendung entfernt sein. Oder würde man in einem Musikstücke, woran sonst nichts ausgesetzt werden könnte, eine falsche Note, welche einen Mifston hervorbrächte, verzeihen und das Werk für vollendet erklären? Nein, man würde rathen, sie wegzuschaffen. Indessen, was die Schlegel anbelangt, dürfen wir, ohne unbillig zu sein, diesen Mafsstab überhaupt nicht an ihre Leistungen anlegen, weil die deutsche Kunst erst nach ihnen auf diesen Gipfel gestiegen ist, und sie selbst darauf hinwirkten, dafs sie einmal jene Zinne der Vollkommenheit erklimme.

Nachdem Ref. sich mit solcher Schärfe ausgesprochen, dafs Niemand sagen kann, er habe die Schlegel geschont, um irgend einer Parteimeinung zu huldigen, wird der Leser hoffentlich seiner Versicherung um so mehr vertrauen, dafs die Gedichte der Schlegel, wie viel man auch an ihnen ausstellen möge, eine sehr dankenswerthe Gabe sind. Sie werden einen grofsen Theil der Nation erfreuen und vielleicht noch gröfsere Verbreitung finden, als ihnen bei Lebzeiten der Dichter zu Theil geworden. Sinken sie späterhin, wenn neue Talente kommen, nach dem allgemeinen Laufe der irdischen Dinge in Vergessenheit, was um so wahrscheinlicher ist als sie kein entschieden glückliches Lebenselement in sich tragen, das auf lange Dauer Hoffnung errege, so wird man dennoch oft zu ihnen zurückkehren und sie aufblättern, um sich den interessanten Genufs zu verschaffen, aus ihnen zu ersehen, wie zwei so grofse Aesthetiker und Kritiker in ihren eigenen Arbeiten das Schöne schöpferisch zu gestalten versuchten.

Die Ausgaben sind von ihren Verlegern beide trefflich ausgestattet, die von Friedr. Schlegel verdient prachtvoll genannt zu werden.

Johannes Minckwitz.

Digitized by Google

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

XLVI.

Die Erbansprüche des Königlich-Preufsischen Hauses an die Herzogthümer Schleswig-Holstein. Ein historisch-staatsrechtlicher Versuch von Dr. Ernst Helwing, Prof. an der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Lemgo u. Detmold, 1846. Meyer'sche Hofbuchhandlung. X 285 S. und eine Stammtafel.

Wenn eine grofse und bedeutungsvolle Frage die Wissenschaft oder die Politik beschäftigt und man von vielen Seiten ihrer Behandlung und Lösung mit Ernst sich zuwendet, so geschieht es wohl, dafs auch fremdartige Angelegenheiten derselben sich anschliefsen, oder dafs Einzelne bemüht sind, von der einmal angeregten allgemeinen Theilnahme auch ein Theilchen für andere, wie sie meinen, verwandte, in Wahrheit aber unberechtigte Interessen in Anspruch zu nehmen, die in gewöhnlichen Zeiten keine sonderliche Aussicht auf Beachtung haben, aber unter solchen Umständen hoffen dürfen, einige Aufmerksamkeit zu erregen. Wenn Viele versammelt sind, um wichtige Entscheidungen zu fassen, so mag es leichter gelingen, ein abentheuerliches Project oder einen lustigen Spafs vorzutragen, als wenn sie erst für diesen Zweck eingeladen und berufen werden sollen. Es giebt ein Intermezzo, das wohl einen Augenblick unterhält, das aber den Gang ernster Berathung nicht aufhalten und den Blick von der Hauptfrage nicht abwenden wird; es müfste denn ein leicht beweglicher Volkshaufe des Südens sein, der seine Vertreter im Stiche läfst, um den Schreiern des Marktes zu folgen.

Ich mufs um Verzeihung bitten, wenn ich mit dieser Anführung die Betrachtung des in der Ueberschrift genannten Buches beginne. Der Name und die Stellung des Verf.'s schützt gewifs vollkommen gegen eine unmittelbare Anwendung. Wenn ich gleichwohl mit aller Mühe einen ähnlichen Eindruck bei dem Lesen nicht ganz niederzukämpfen vermochte, so trägt daran wohl der Setzer einen grofsen Theil der Schuld. Denn dieser hat sich, gewifs zum gerechten Verdrufs des Verfassers, alle Mühe gegeben, um dem Buch die Physiognomie einer wissenschaftlichen Untersuchung, einer historisch-staatsrechtlichen Arbeit zu nehmen und es auszustatten wie ein Pamphlet, um nicht zu sagen wie einen Zettel. Vor all den gesperrten, grofsgedruckten, eingerückten und sonst augenfällig gemachten Sätzen kann man an manchen Stellen den eigentlichen Text des Buches kaum finden, und wenn man sich eben einer ruhigen Betrachtung und Prüfung der vorgetragenen Behauptungen hingeben will, so wird man durch solche Fingerzeige herausgerissen und mit Gewalt darauf hingewiesen, wie grofse und unerhörte Dinge es hier zu lesen giebt.

Dazu kommt, dafs doch auch der Verf. selbst des Glaubens war, es bedürfe starker Worte und kräftig aufgetragener Farben, um die rechte Aufmerksamkeit zu erregen. Er begnügte sich nicht zu deduciren, was nach seiner Meinung in der hier behandelten Sache Rechtens sei, er überbot sich in Ausdrücken, um die Bedeutung dieses Rechtes hervorzuheben, er liefs es an Aufforderungen zur Geltendmachung desselben nicht fehlen, die nach der einen Seite hin zudringlich, nach der andern feindlich und gehässig erscheinen; ja in seinem Eifer steigerte er seinen Ton bis zu prophetischen Verkündigungen von einem neuen Retter Judas Makkabäus, die mit staatsrechtlichen Untersuchungen wenig zu schaffen haben.

So viel wird damit nun erreicht sein, dafs man einen Augenblick zuhört, und ist man auch ernstlich mit anderen und wichtigeren Dingen beschäftigt, man wird es nicht lassen können, sich um solche Verkündigungen zu bekümmern. Es handelt sich um die Suc-

Digitized by Google

cession in Schleswig und Holstein, über die wir nun schon viel gehört und geschrieben haben, wo aber gleichwohl jede ernste und gewissenhafte Untersuchung nur willkommen sein kann. Aber freilich mufs sie dann anderer Art sein, als die, welche hier geboten wird.

Hier, ich will es nicht verhehlen, haben Form und Ton meinen Unwillen, der Inhalt aber meine Verwunderung erregt. Wenn ich daher über das Buch nicht gerade mild und höflich spreche, so schiebe der Verf. nicht die Schuld auf „die Aufregung und Leidenschaftlichkeit, mit welcher alle mit der Schleswig-Holsteinischen Succession zusammenhängenden Fragen verhandelt werden." Ich glaube, es ist von mehr als einer Seite gezeigt worden, wie die Verhandlung auf wissenschaftlichem Gebiete in aller Ruhe erfolgen könne. Vielmehr rechne er es der herausfordernden und gehässigen Weise seiner Behandlung zu, wenn ihm geantwortet wird kurz und bündig wie er es verdient. Er hat viel harte Worte gegen das Recht des Fürstenhauses gesagt, das nunmehr über 300 Jahre in Schleswig und Holstein geherrscht hat, und ich halte es für Pflicht, für den Eingebornen solche Unbill abzuwehren. Ob ich darum partheiisch bin, mögen andere entscheiden. Ich fühle mich von dem Vorwurfe frei.

Sehen wir zunächst was der Verf. behauptet: Das Brandenburgische Haus habe nicht allein, wie man annahm und wufste, eine entfernte Anwartschaft auf Holstein, sondern ein Recht auf den halben Besitz von Schleswig und Holstein, und das nicht etwa bei dem Aussterben des Oldenburgischen Hauses im Mannstamm oder der jetzt regierenden Königlichen Linie; sondern es hat ihn schon jetzt, schon seit 287 Jahren. Bisher war kein Anlafs ihn geltend zu machen, aber nun ist die beste Gelegenheit, und es gilt das Versäumte nachzuholen.

Hören wir die Worte des Verfassers: S. 147: „Demnach kann das jetzige Königlich-Preufsische Haus die eine Hälfte der Herzogthümer sofort, wenn es dies für angemessen hält, ... beanspruchen;" S. 98: „Diese unabhängige Stellung ist es, welche heut zu Tage das Haupt des Königlich-Preufsischen Hauses befähigt, mit gutem Gewissen und mit lauter Stimme die lange zurückgedrängten, trotz ihres Gewichts so lange ungebührlich mifsachteten Erbansprüche als noch in voller Kraft bestehend öffentlich anzukündigen, und sich durch solche Ankündigung in die erste Reihe der Bewerber um die vielleicht bald eröffneten Herzogthümer zu stellen;" S. 221: Werden die Repräsentanten der ihres rechtmäfsigen Erbes einst gewaltsam beraubten älteren Hauptlinie nicht in einem Augenblick, wie derselbe günstiger nicht gedacht werden kann, mit ihrem guten Rechte hervortreten?! — Wird Preufsen nicht in einem solchen Momente dahin trachten, die liquiden Ansprüche seiner Dynastie zu realisiren ....?! Dafs die Krone Preufsen ein Recht dazu habe, ist von uns nachgewiesen worden. Aber sie hat nicht allein ein Recht; — die heiligsten Pflichten rufen dieselbe auf, handelnd einzuschreiten, — das Interesse des Reichs und des Königlichen Hauses fordern auf das dringendste Berücksichtigung. Niemals waren Recht, Pflicht und Interesse eines Herrschergeschlechts, welches nach rechtmäfsigem Erwerbe trachtete, mehr im Einklange, — niemals ergänzten und stützten Recht, Pflicht und Interesse sich einander in höherem Maafse als hier."

Man kann sich kaum stärker ausdrücken als es in diesen Stellen geschehen ist. Das alles aber stützt sich auf folgende Ausführung. Die Tochter des Königs und Herzogs Johann, Elisabeth, vermählte sich mit dem Churfürsten Joachim I. von Brandenburg, und ihr und ihren Nachkommen wurde ein Erbrecht auf die dem Johann gehörige Hälfte von Schleswig und Holstein eingeräumt, das die Lehnsherren anerkannten, das nach dem Tode ihres Bruders Christian II. ohne männliche Erben hätte zur Anwendung kommen sollen, das aber damals keine Berücksichtigung fand, da nach der Vertreibung und dem Tode Christians II. Friedrich I. und sein Geschlecht sich in dem Besitz der Herzogthümer behaupteten.

Um zu beweisen, dafs ein solches Erbrecht den Brandenburgern gültig habe gegeben werden können, stellt der Verf. folgende Sätze auf: Die Herzogthümer Schleswig und Holstein waren auch unter dem Oldenburgischen Hause keine ausschliefslichen Mannlehen, sondern liefsen in der früheren Zeit, weibliche Succession zu; die Theilungen zwischen den Landesherrn, wenigstens die erste zwischen König Johann und Herzog Friedrich, waren so vollständig und durchgreifend, dafs sie jedem Besitzer die Möglichkeit und das Recht gaben, über seinen Antheil und die Erbfolge hausgesetzlich nach Gutdünken zu verfügen; das Wahlrecht der Schleswig-Holsteinschen Stände hatte so wenig

Digitized by Google

den Charakter eines Wahlrechts oder auch nur einer bestimmenden Ordnung, dafs es die Fürsten nicht hinderte, über die Nachfolge eigenmächtige Verfügungen zu treffen, 40 Jahre nach den Privilegien K. Cristian I.; endlich Schleswig stand in so enger Verbindung mit dem deutschen Reiche, dafs der Kaiser sich wohl eine Entscheidung über die Verhältnisse desselben beilegen konnte. — Ist irgend eine von diesen Behauptungen, wenigstens von den drei ersten, unrichtig, so wird der Verf. wohl selbst zugeben, dafs seine ganze Ausführung hinfällig ist, auch wenn ihr nicht noch ganz andere Gründe und Umstände entgegenständen. — Nun sind sie aber alle mit einander unbegründet, und stehen mit den sichersten Grundsätzen des Schleswig-Holsteinschen Staatsrechts mehr oder minder im entschiedenen Widerspruch.

Dies in allen Einzelheiten gegen die Darstellung des Verf.'s auszuführen, würde allerdings nicht ohne Mühe sein; denn Irrthümliches, Halbwahres und Richtiges ist von ihm so durch einander gewirrt, dafs man genöthigt würde, ziemlich weit auf das Einzelne einzugehen. Glücklicher Weise sind diese Fragen in neuster Zeit so vielfach behandelt worden, dafs man mit gutem Gewissen darauf verweisen kann. Und gerne berufe ich mich im Allgemeinen dem Verfasser gegenüber auf die neuste Arbeit von G. Hälschner, „Die Staatserbfolge der Herzogthümer Schleswig-Holsein und Lauenburg. Bonn 1846." Dieser Autor wird nicht in den Verdacht patriotischer Befangenheit und partheiischer Vorliebe kommen können, und ich bedaure nur, dafs er nicht bereits die Urkunden gekannt hat, auf die Hr. Prof. Helwing sich stützt. So wäre vielleicht gar keine weitere Entgegnung nöthig gewesen.

Nur einige Bemerkungen will ich den kühnen Behauptungen des Verf.'s zur Seite stellen.

Das Wahlrecht der Schleswig-Holsteinschen Stände hat allerdings nicht das Successionsrecht, sondern zunächst nur die Successionsordnung betroffen, und ein bestimmtes Erbrecht ist nicht blofs von dem Oldenburgischen Haus in Anspruch genommen, sondern hat demselben auch wirklich zugestanden (Hälschner S. 28 Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig S. 5. Vergl. Nordalbingsche Studien III, 1, S. 73). Allein gerade ob und wie das allgemeine Recht in dem einzelnen Fall zur Anwendung kommen sollte, das hing von dem Willen der Stände ab, und kein Landesherr konnte für sich gültige Verfügungen über die Succession treffen, am wenigsten solche, die mit dem allgemeinen Lehnserbrecht, dem auch die Stände sich jederzeit anschlossen, in Widerspruch waren. Hätte einer sich einfallen lassen, einer Tochter oder einem Tochtersohn Erbrechte zu übertragen, man kann sicher sein, dafs die Stände ihn niemals als regierenden Landesherrn anerkannt hätten. War auch das Wahlrecht der Stände mehr ein Ausschliefsungsrecht als ein eigentliches Wahlrecht, so weit erstreckte es sich immer, dafs ohne Genehmhaltung derselben niemand zur Regierung des Landes gelangen konnte. Darum aber mufste es sich handeln, nach dem Abgang Johanns und seiner männlichen Erben. Ihnen hatten nicht blofs einzelne Territorien, sondern die Hälfte des Landes und der Landesregierung zugestanden. Der Verf. bemüht sich wohl zu zeigen, die Theilung sei eine so durchgreifende gewesen, dafs jeder Antheil ein ganz selbständiges Ganzes für sich gebildet habe, in welchem verschiedene Succession gelten, wo der Inhaber „auch ohne Zuziehung der Stände innerhalb des Bereichs der ihm zustehenden Befugnisse rechtsverbindliche Bestimmungen hinsichtlich der Erbfolge treffen konnte" (S. 185). Allein er mufs selbst einräumen, dafs es keine völlige Todtheilung war (S. 188), dafs die staatsrechtliche Einheit der Lande dadurch nicht afficirt werden sollte, dafs wichtige Rechte, ja ganze Theile des Landes und der Bevölkerung gemeinschaftlich blieben. Alles was er sonst aus alten Handbüchern des deutschen Staatsrechts über das Wesen und die Folgen solcher Theilungen beibringt, trägt für unsere Frage nichts aus. Es genügt, dafs auch die erste Theilung, um die es sich handelt, die Einheit des Landes nicht aufhob, während zugleich der Gegensatz der gemeinschaftlichen und der privativen Landestheile enstand. Eine völlig verschiedene Succession in dem einen und dem anderen war nicht möglich, und nur das geschah und konnte geschehen, dafs der von den Ständen als Landesherr anerkannte Fürst den privativen Antheil nach den allgemeinen Grundsätzen der Erbfolge mit berechtigten Brüdern theilte. Niemals aber konnte der Landesherr seinen privativen Antheil andern Erben hinterlassen, andern sein Recht an der gemeinschaftlichen Regierung. Am wenigsten konnte er dort solche Erben einführen, welche hier ganz ausgeschlossen waren. Die Art der Theilung würde also eben so wenig über

Digitized by Google

den privativen Antheil an Schleswig und Holstein, wie über den ganzen halben Theil des Landes dem jeweiligen Besitzer eine Verfügung möglich gemacht haben, wie sie hier stattgefunden haben soll.

Freilich geht der Verf. bei seiner Behauptung von der Voraussetzung aus, es seien die Herzogthümer Schleswig und Holstein in der ersten Zeit der Oldenburger keine reine Mannlehen gewesen, sondern sie hätten weibliche Succession zugelassen. „Das Hauptfundament der Brandenburgischen Ansprüche, sagt er, bildet immer der Umstand, dafs in Schleswig-Holstein auf Grund alten Herkommens überhaupt weibliche Erbfolge zuläfsig war; diese ward erst für unzuläfsig erklärt durch den Odenseer Vergleich von 1579" (S. 214); „da Schleswig und Holstein damals zwar keine reine Weiberlehen waren, aber auch insofern den Charakter von reinen Mannlehen, (der erst durch den Odenseeischen Vergleich vom 25. März 1579 festgestellt wurde,) nicht durchaus bewahrt hatten, als sie in gewissen Fällen weibliche Erbfolge zuliefsen, als weibliche Erbfolge wiederholt zugelassen war" (S. 186). Der Verf. weifs aber selbst recht wohl (S. 173), dafs der Odenseer Vergleich gar nichts mit Holstein zu thun hat, sondern sich ausschliefslich auf Schleswig bezieht; es ist völlig klar, dafs er nicht die Natur des Lehnrechts, sondern nur die Ordnung der Succession und die Verpflichtung zu Lehndiensten behandelt; dafs bis dahin in Schleswig oder gar auch in Holstein weibliche Succession zuläfsig gewesen, folgt auf keine Weise aus dem Vertrage und läfst sich auch sonst mit nichten wahrscheinlich machen. — Freilich hat der Verf. sich bemüht es darzuthun, erst für Schleswig, dann auch für Holstein. Wenn er aber findet, dafs dort der Nachweis schwieriger zu führen sei (S. 169), so ist es ihm, was Holstein betrifft, nicht so klar, dafs auch hier in älteren Zeiten cognatische Succession üblich gewesen (S. 173); und nicht eben mit günstigen Vorurtheilen wird man also zur Sache hingeführt. — Ich bin nun allerdings der Ansicht, die Dahlmann und Michelsen ausgeführt haben, dafs Schleswig von den Schauenburgern als ein Weiberlehn angesehen wurde, obgleich Hälschner Bedenken erhebt, die Beachtung verdienen; allein eben durch die im Jahr 1460 begründete Verbindung mit Holstein und durch das den Ständen eingeräumte Wahlrecht war die weibliche Succession völlig ausgeschlossen (Hälschner S. 32. Staats- und Erbrecht S. 19). Nur die Nachfolge Christians I. selbst und die Versuche, welche vor dem Abschlufs des Odenseer Vergleichs von den Herzogen Johann und Adolf gemacht sind, um für ihren Antheil an Schleswig die Succession auch ihrer weiblichen Nachkommen zu erlangen, können aus Oldenburgischer Zeit hier noch geltend gemacht werden; für Holstein ist es vollends nur das erste, worauf der Verf. sich berufen kann. Allein jene Versuche der beiden Herzöge hatten keinen Erfolg, sind bei dem Odenseer Vergleich gerade ganz unberücksichtigt geblieben, und so wenig man auch sagen kann, dafs dieser zuerst Schleswig zum Mannlehn gemacht habe, so gewifs ist, dafs er die Nichtgeltung weiblicher Erbansprüche vollständig bestätigt. Was aber die Nachfolge Christians I. betrifft, so gründet der König selbst in seinen Privilegien, sie nicht auf Erbrecht, sondern auf Wahl, und wenn er auch in andern Urkunden sagt, dafs die beiden Lande ihm und seinen Brüdern als Erbe angefallen seien (Nordalb. Studien III, 1, S. 81. 82), so ist dies doch von den Ständen niemals anerkannt worden, und der König hat das Ungenügende des Anspruchs dadurch am besten anerkannt, dafs er die Herrschaft auf anderem Wege zu erlangen und auf andere Rechtstitel zu gründen bemüht war. Wie man sagen kann, dafs die Schleswig-Holsteinischen Stände durch die Wahl Christians die Successionsberechtigung der Spindelseite anerkannt haben (S. 175), ist völlig unbegreiflich. Denn wäre eine solche vorhanden gewesen, so hatte eben von einer Wahl nicht die Rede sein können, die hier einen ganz anderen Charakter hat, als wenn es später gilt, einen Nachkommen Christians zu erwählen. In dem letzteren Fall liegt allerdings ein Erbrecht der Wahl zu Grunde, und zwar deshalb, weil die erste Wahl sich nicht blofs auf die Person Christians bezog, sondern seine Nachkommenschaft mit umfafste, nur mit dem Vorbehalt, innerhalb dieser dem Einzelnen die Regierung zu übertragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

Die Erbansprüche des Königlich-Preufsischen Hauses an die Herzogthümer Schleswig-Holstein. Ein historisch-charakterischer Versuch von Dr. Ernst Helwing.

(Fortsetzung.)

Es entspricht das den Grundsätzen des deutschen Rechts, wie sie bereits in der ältesten Zeit bestanden, wo die Wahl eines Königs nicht blofs ihm die Herrschaft übertrug, sondern zugleich sein Geschlecht zu dem Königlichen machte, an das nun die Wahl gebunden war. Eine Berechtigung der Weiber ist aber damit völlig ausgeschlossen. Höchstens konnte sie eintreten, wenn der ganze Mannstamm erloschen war. Dann aber fehlte doch dem Cognaten jener bestimmte Erbanspruch der allen Agnaten zustand, und fiel die Wahl gleichwohl auf einen solchen, so setzte er nicht das alte Geschlecht fort, sondern es kam mit ihm ein neues zur Regierung. So wird es bei Christian I. angesehen, und so wäre es gewesen, wenn die Brandenburger oder andere Nachkommen von Oldenburgischen Töchtern gefolgt wären. Ohne Wahl war ihre Berufung zur Herrschaft nicht möglich, und eine Wahl war es nicht, so lange andere wahlberechtigte Agnaten lebten. Von einer Successionsfähigkeit der Weiber in Holstein oder auch nur in Schleswig zu sprechen, ist daher ganz ungehörig. Auch die Grundsätze des deutschen Lehnrechts schlossen sie aus, und wenn auch ein Paar Fälle aufgefunden werden können, wo cognatische Verwandtschaft bei der Lehnsfolge zugelassen ist, so kann das doch hier gar nichts austragen. Auch das steht entgegen, dafs die Belehnung mit Holstein schon unter den Schauenburgern eine Gesammtbelehnung gewesen war, wie sie auch später jederzeit in dieser Weise ertheilt wurde. Die Belehnungen Christians I. und seiner Söhne durch den Lübecker Bischof kennen wir allerdings nicht näher, und wissen weder wie sie ertheilt sind, noch wie sie sich zu dem Wahlrecht der Stände verhalten. Allein so wenig hier wie in Schleswig, wo wir auch aus dieser Zeit keine Lehnsurkunden haben, kann der Charakter des Lehns damals verändert worden sein. Somit hatte aber auch aus diesem Grunde jeder Agnat ein Recht, sich der Einführung weiblicher Erbfolge zu widersetzen, und wenn Johann das versucht hätte, so wären nicht blofs die Stände, sondern eben so sehr sein Bruder Herzog Friedrich berechtigt, ja verpflichtet gewesen, das Beginnen zu hindern und zu vereiteln.

Wie ist es aber zu erklären, dafs der König und Herzog Johann es doch gethan hat, dafs er also wider das Recht seines Landes und seines Hauses angegangen ist, und ohne damit den heftigsten Widerstand der Zeitgenossen, den Zorn der folgenden Zeiten zu erregen? Sehen wir doch, dafs man der Behauptung, ein späterer König habe ähnliche Absichten mit einem Theile, mit Schleswig, gehabt und verwirklicht, aller Orten mit so viel Entschiedenheit entgegentritt. — Man wird nur sagen können, niemand habe gewufst und erfahren, dafs der König Johann solches gethan. Das dürfte schon dafür sprechen, dafs die Sache nicht eben von grofser Bedeutung sei, dafs sie nicht die historische und politische Wichtigkeit habe, welche ihr nun beigelegt wird. Die Urkunden sind sogar schon geraume Zeit gedruckt, und doch war es dem Verf. vorbehalten, die Sache der öffentlichen Aufmerksamkeit zu empfehlen. Er macht den Schleswig-Holsteinschen Gelehrten einen grofsen Vorwurf daraus, dafs sie die Documente nicht gekannt haben, und mit dieser Behauptung, glaube ich, hat er Recht. Aber sein Vorwurf müfste weiter gehen und in noch höherem Maafse die Preufsischen Staatsmänner und Staatsrechtslehrer treffen, welche die Documente kannten und doch nicht von der Sache sprachen, sondern blofs einer vom Kaiser gegebenen Anwartschaft auf Holstein gedachten.

Digitized by Google

Wird man aber so vielleicht geneigt zu glauben, dafs überhaupt nicht viel anderes vorhanden sei, zu bedenken, ob es mit den Ansprüchen Brandenburgs, mit dem was König Johann gethan haben soll, so viel auf sich habe, so müssen doch wohl alle Zweifel schwinden, wenn wir des Verf.'s bestimmte Worte und Behauptungen lesen, S. 104: „Die Basis der Brandenburgischen Erbfolge-Ansprüche ist eine dreifache; von drei verschiedenen Seiten werden dieselben gestützt. Die erste Basis bildet eine hausgesetzliche Bestimmung des Hauptes der Herzoglichen Familie Schleswig-Holstein, ein Familienvertrag zwischen dem Schleswig-Holsteinischen und dem Kurbrandenburgischen Hause; — die zweite besteht in einer oberlehnsherrlichen Anerkennung und Bestätigung jener Bestimmung, jenes Vertrages, zu Gunsten der contrahirenden Familien; — das dritte Fundament ist ein Gnaden-Act, den der Kaiser, den erstgenannten Verfügungen sich anschliefsend, im Namen des Römischen Reichs, als Prodominus oder Vice-Oberlehnsherr dem Vasallen erweiset;" wenn wir wieder lesen, S. 106: „Um es zu wiederholen: im erstgenannten Falle liegt ein Familien-Vertrag zwischen den Betheiligten vor; — im zweiten eine von Seiten der Oberen der contrahirenden Partheien ausgestellte Confirmation des erwähnten Pactums, welche ein auf die fürstliche Tochter und deren Descendenz sich beziehendes Habilitations-Privilegium involvirt; — im dritten eine, theilweise an die angeführten Documente sich anschliefsende, theilweise von denselben unabhängige, von der berechtigten Gewalt ausgehende Lehns-Exspectanz;" wenn wir nochmals erfahren S. 146: „Aus der obenstehenden Auseinandersetzung wird sich nun ergeben, dafs die Erbansprüche des jetzigen Königlich-Preufsischen Hauses an die Herzogthümer Schleswig-Holstein eine dreifach unumstöfsliche Grundlage haben. Zuerst und vorzüglich stützen sich dieselben auf die Gemeinschaft des Blutes der Mitglieder des Kurbrandenburgischen Hauses mit dem ersten Erwerber des Herzogthums, durch dessen Enkelin, die dänische Prinzessin Elisabeth; — sodann auf streng gesetzmäfsige, hausgesetzliche Bestimmungen des Hauptes der Schleswig-Holsteinschen Regentenfamilie, und auf Erbverträge zwischen Schleswig-Holstein und Kurbrandenburg; endlich auf oberlehnsherrliche Bestätigungen der schon begründeten Rechte, von Seiten des Königs von Dänemark in Bezug auf das Herzogthum Schleswig, und von Seiten des Römischen Kaisers in Bezug auf das Herzogthum Holstein, und aufserdem auf davon unabhängige Kaiserliche Verleihungen, sowohl aus Kaiserlicher Machtvollkommenheit wie aus sonderen Gnaden;" wenn wir endlich, um es ja nicht zu vergessen, nochmals folgende Ausführung finden, S. 214: „Denn um es zum Schlusse noch einmal auf das Entschiedenste auszusprechen, die Exspectanz bildet nicht die einzige, sie bildet auch nicht einmal die Haupt-Grundlage der Rechtsansprüche des Königlich-Preufsischen Hauses; sie ist vielmehr nur später zu den übrigen, weit gewichtigeren Ansprüchen, die längst fest begründet waren, als Kaiserliche Gnadenbezeugung hinzugekommen. Das Hauptfundament der Brandenburgischen Ansprüche bildet immer der Umstand, das in Schleswig-Holstein auf Grund alten Herkommens überhaupt weibliche Erbfolge zulässig war. .... Weil nun also weibliche Succession am Ende des funfzehnten und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in den Herzogthümern nicht unbedingt ausgeschlossen war, so bestand, als durch eine Todtheilung zwischen den Söhnen des ersten Erwerbers beide Lande auf ewige Zeiten, d. h. bis zum völligen Erlöschen der einen der beiden begründeten Hauptlinien, getheilt waren, die hausgesetzliche, in der Form eines Familien-Vertrages ausgesprochene Bestimmung des Chefs der älteren Linie, durch welche derselbe, für den Fall seines und seines Sohnes ohne Hinterlassung männlicher Erben erfolgten Todes, seiner einzigen Tochter und deren Descendenz die Erbfolge in die Besitzungen der älteren Linie zusicherte, um so mehr zu Rechte, da seine Tochter für sich und ihre legitimen Erben in gehöriger Form das Zugeständnifs acceptirt, der einzige erwachsene Agnat der Linie und eventuelle Nachfolger des Vaters in den bindendsten Ausdrücken dasselbe anerkannt und bekräftigt hatte, — da einige Zeit darauf König Johann I. auch als Oberlehnsherr in Bezug auf Schleswig bestätigte, was er als Familienvater versprochen, da auch Kaiser Maximilian I. als Oberlehnsherr von Holstein und als Schutzherr von Schleswig gleichfalls die vom Vater ertheilte Erbgerechtigkeit aus Kaiserlicher Machtvollkommenheit confirmirte, und aus sonderen Gnaden eine neue hinzufügte. Durch diese oberlehnsherrlichen Betätigungen war die Kurfürstin Elisabeth in jedem Betracht nach

Digitized by Google

dem ohne Hinterlassung männlicher Erben erfolgenden Abgange ihres Vaters und Bruders zur Erbfolge in die Herzogthümer befähigt, sie war habilitirt; ihre Nachkommen aber waren, in Bezug auf die Schleswig-Holsteinische Succession, nicht mehr als blofse Cognaten zu achten, sie waren in aller Form Rechtens zu Agnaten creirt."

Und mit allen diesen Behauptungen ist es gleichwohl nichts, so gut wie gar nichts.

Ich habe mit dem Verf. ruhig über die Grundsätze verhandelt, durch welche er das als rechtmäfsig und gültig darthun wollte, was nach seiner Behauptung geschehen war. Ich habe sagen müssen, dafs sie alle unrichtig seien. Aber wozu das, wenn nun das alles gar nicht geschehen ist, zu keiner Zeit, in keiner Weise stattgefunden hat, was der Verf. so laut, mit so lästigen Wiederholungen verkündet? Ich weifs kaum Worte um mein Erstaunen darüber auszudrücken. Es übersteigt allen Glauben und alle Grenzen dessen, was auf wissenschaftlichem Gebiete erlaubt ist.

Der Verf. stützt sich auf Urkunden, welche er in der Beilage mitgetheilt hat. Freilich heifst es S. IX von ihnen nur, dafs sie zur Erläuterung dienten, doch S. 57 und 233 werden sie die „belegenden Urkunden" genannt, und es sind dies auch die einzigen Stützen für das ganze luftige Gebäude des Verfassers. Nicht alle, die abgedruckt sind, kommen in Betracht, sondern No. II. Eheberedung Kurfürst Joachims I. von Brandenburg und der Elisabeth von Dänemark, aufgerichtet zwischen erterem und dem Vater der letzteren, König Johann I. von Dänemark, im Jahre 1500; No. III.: Verzicht der Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg auf die väterliche Erbschaft, vom Jahre 1502; No. IV.: Declaration König Johanns I. von Dänemark wegen der Verzichtleistung seiner Tochter Elisabeth, um das Jahr 1508 erlassen; No. V.: Kaiserliches Privilegium Maximilians I., in welchem eines Theils die Erbgerechtigkeit der Kurfürstin Elisabeth und ihrer Nachkommenschaft auf die eine Hälfte von Holstein und Schleswig bestätigt, andern Theils derselben und ihren Descendenten das eventuelle Erbrecht auf die andere Hälfte beider Herzogthümer ertheilt wird, vom Jahre 1517. Diese Urkunden sind sämmtlich aus G. W. v. Raumers Codex diplomaticus Bradenburgensis continuat. Bd. II. wiederholt; dazu kommt die bis dahin ungedruckte Bestätigung der letzteren durch Kaiser Karl V., vom Jahr 1530, mitgetheilt von Herrn Geheimen Archivrath Prof. Riedel.

Von diesen Urkunden sollen No. II. und III. die hausgesetzliche Bestimmung des Hauptes der Herzoglichen Schleswig-Holsteinischen Familie, einen Familien- und Erbvertrag zwischen dem Schleswig-Holsteinischen und dem Brandenburgischen Hause enthalten; hierdurch soll König Johann das ihm vindicirte Recht, zu Gunsten seiner weiblichen Nachkommenschaft über seinen Antheil von Schleswig und Holstein zu verfügen, zur Ausführung bringen. Man traut seinen Augen kaum, wenn man die Urkunden selbst ansieht, in denen beiden man die Namen Schleswig und Holstein nur einmal, in dem Titel des Königs Johann, und sonst kein Wort von beiden Landen liest. Das eine ist die Urkunde König Johanns über die Eheberedung zwischen seiner Tochter Elisabeth und dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg, und hier wird ausgesprochen, dafs die Tochter Verzicht thun soll auf all ihr väterliches und mütterliches Erbe, es sei denn, wenn König Johann ohne männliche Leibes-Lehnserben versterbe, dann soll sie und ihre rechten Erben ihres rechten Erbfalls „unverzigen" sein. Das andere ist der Verzicht der vermählten Kurfürstin, wo diese Klausel wiederholt wird. — Das nennt der Verf. einen Hausvertrag über die Nachfolge in Schleswig-Holstein, „eine gültige hausgesetzliche Bestimmung von Seiten König Johanns I. von Dänemark, in seiner väterlichen Eigenschaft und Kraft des ihm zustehenden Autonomie-Rechtes zu Gunsten seiner einzigen Tochter" (S. 113), dadurch sollen „für die Zukunft beide Familien, die Oldenburgische und die Brandenburgische, das Haus König Johanns I. und das Kurfürst Joachims I. zu einem einzigen Stamme verschmolzen" sein (S. 109), der Elisabeth sollen Erbrechte, die sie nicht hatte, beigelegt, sie und ihre Kinder den Agnaten gleichgestellt sein. Fürwahr, der Verf. versteht es, Urkunden zu interpretiren! Wäre die Sache nicht so ernst, sie gäbe Stoff zu bitterer Satire. — Die Urkunde sagt: der Verzicht der Elisabeth soll in dem angegebenen bestimmten Fall nicht gelten, dann soll sie das Recht behalten, welches sie an sich hatte; von einem neuen Rechte, es habe Namen, welchen es wolle, ist mit keinem Worte die Rede.

Elisabeth hatte kein Recht zur Nachfolge in Schleswig und Holstein, solches Recht wagt der Verf. selbst

Digitized by Google

nicht zu behaupten, obschon es viel weniger wäre, als das was er vorträgt. Man könnte es folgern wollen, weil sie verzichtet; aber ein Verzicht beweist nicht immer das Vorhandensein von wirklichen Rechten (Hälschner S. 16. 17). Allein was wir oben angeführt, spricht hier gegen das Dasein von solchen Rechten. Am wenigsten kann dann ein Vorbehalt beim Verzicht Rechte geben, die nicht vorhanden waren. Die Hauptsache bleibt aber immer, dafs der Verzicht mit keinem Worte Schleswigs und Holsteins gedenkt, es ist nach dieser Urkunde gar nicht nothwendig, an irgend welche Succession zu denken; will man es gleichwohl thun, so kann man eben so gut Norwegen, Schweden oder das ferne Island herbeiziehen. Nur der Ausdruck „rechte Leibes-Lehens-Erben" scheint auf die Herzogthümer hinzuweisen, da er bei den Reichen, die keine Lehen sind, nicht angenommen ist. Doch soll er auch nach der Meinung des Verf.'s nur männliche Erben bezeichnen, und wo es wahrer Leibes-Lehnserben zur Nachfolge bedurfte, konnte ja Elisabeth am wenigsten hoffen, irgend ein Recht auszuüben. Will man die Urkunde auf ein bestimmtes einzelnes Land beziehen, so möchte in der That eher Anlafs sein, an Norwegen zu denken, wo schon früher Weiber regiert haben und wo die Oldenburger alle ein unbedingtes Erbrecht in Anspruch nahmen. Elisabeth in ihrer Urkunde nennt sich geborne Königin zu Dänemark, Schweden und Norwegen, sie führt nicht einmal einen Titel von Schleswig-Holstein mit auf; ich wiederhole, sie spricht von diesen Landen mit keinem Worte, und dennoch soll sie durch diese Urkunde Rechte auf diese Lande acceptirt haben, die sie nicht hatte, die ihr niemand übertrug, niemand übertragen konnte.

Aber der Verfasser sagt (S. 114), obschon es eigentlich nicht nöthig gewesen, hätten doch Elisabeth und ihr Gemahl Joachim die Billigung der Lehnsherren für die ertheilten Erbansprüche nachgesucht. „Der Vater Elisabeths, der bis dahin nur als Hausherr und Lehnsmann gehandelt hatte, ging auf das Gesuch Elisabeths ein, als Oberlehnsherr und König von Dänemark. Denn während er auf der einen Seite als Herzog von Schleswig, Vasall der Krone Dänemarks war, war er auf der anderen, wenn auch nicht persönlicher Oberlehnsherr, so doch im Namen der dänischen Krone, die er trug, Vice-Oberlehnsherr oder Prodominus, gegenüber dem genannten Herzogthum. Er bestätigte in dieser Eigenschaft nicht nur, sechs Jahre nach der Vermählung Joachims und Elisabeths (um das Jahr 1508), den mit dem Kurfürsten von Brandenburg im Interesse der Gemahlin desselben abgeschlossenen Familienvertrag, sondern fügte seiner Confirmation aufserdem noch zu Gunsten seiner Tochter und deren Descendenz eine weitere Interpretation der Bestimmungen des erwähnten Pactums hinzu."

Natürlich ist hier die Urkunde No. IV. gemeint. — Allein in derselben ist eben so wenig von dem Rechte des Königs Johann als Lehnsherrn (oder wie der Vf. zu schreiben für gut findet: Vice-Oberlehnsherr) wie von dem Herzogthum Schleswig die Rede; sondern die Urkunde bezieht sich durchaus auf die früher angeführten, König Johann handelt hier gerade so und in derselben Eigenschaft wie er dort gehandelt hat, als Vater der Elisabeth und als Regent mehrerer Lande, verschiedener Herrschaften. Er sagt blofs, dafs jener Verzicht seiner Tochter nicht weiter nachtheilig sein solle an dem Rechte, was sie habe, und er hütet sich wohl, dieses Recht näher zu bestimmen oder auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein besonders zu beziehen; er denkt nicht daran, eine hausgesetzliche Festsetzung über die Erbfolge dieser Lande zu treffen oder zu bestätigen. Ich führe die Worte der Urkunde an: „willen, wo sich der fall in vorgeschrevener mate und wille an uns und unse sone vor und vor begeve, also dat wy und unse sone nicht menlike lives lehns erven sunder alleine frowicken verlieten, dat alfsdann orer leven und orer leven lives erven solcke afftichtung an orem erffdell, landen, ludenn, steden, dorpern orer togehorunge und allen und iglichen beweglichen und unbeweglichen erffgudern und alle dem so orer leven nha gewonheit und landtlofftigem rechte *unser konnigrike und furstendhom* . . . . . *), unschedlich und keinen nadeil und affbrock bringen soll."

*) Hier mufs ein Wort fehlen. Da Raumers Abdruck mir nicht zur Hand ist, kann ich nicht nachsehen, ob der Fehler sich hier schon findet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

Die Erbansprüche des Königlich-Preufsischen Hauses an die Herzogthümer Schleswig-Holstein. Ein historisch-staatsrechtlicher Versuch von Dr. Ernst Helwing.

(Fortsetzung.)

Johann bezieht also den Anspruch der Elisabeth auf die Gesammtheit der von ihm beherrschten Lande, auf die Königreiche und Fürstenthümer, und dem entsprechend heifst es vorher: „So wy dann befunden dat solcke afftichtung weder unse Konigrike forstendhom und lande gewonheit und altherkomen ifs;" er hebt in keiner Weise die Herzogthümer oder gar das Herzogthum Schleswig besonders hervor, er bestätigt nichts, giebt kein neues Recht, sondern sagt so deutlich wie möglich, dafs Elisabeth und ihre Erben so viel Recht behalten sollen, wie sie vorher hatten. Und von dieser Urkunde spricht der Verfasser an drei oder vier Stellen in Worten, wie wir sie angeführt haben. Diese rechnet er zu den „sogenannten Habilitations-Privilegien, durch welche von Seiten der Oberlehnsherren die Nachkommenschaft einer Frau — hier der dänischen Prinzessin Elisabeth, — habilitirt oder befähigt wird, in ein Fahnlehn zu succediren." Der Vf. liebt Wiederholungen, und so wiederhole ich, man traut seinen Augen nicht, wenn man sieht, wie derselbe diese Urkunden verstanden und ausgelegt hat. Es scheinen gewisse Ausdrücke, die er bei dem Aufschlagen alter staats- und lehnrechtlicher Bücher fand, ihn ergriffen zu haben, und er jagt nun den Dingen nach, wo und wie er kann, wenig bekümmert, was er am Ende findet und dafür ausgiebt.

Es bleibt endlich die Bestätigung Kaiser Maximilians übrig, welche, wie der Verf. andeutet, zunächst als Bestätigung jener früheren Urkunden für Holstein von dem Oberhaupte des deutschen Rechts erfolgte, die aber doch nicht blofs in Bezug auf Holstein, sondern auch hinsichtlich Schleswigs gegeben wurde (S. 115); die scheinbar etwas weniger enthalte als die früheren Urkunden, in Wahrheit aber eine unverkennbare Erweiterung und Vermehrung derselben sei (S. 127). Dies wird dann auseinandergesetzt, auch weifs der Verf. es zu erklären, warum diese Bestätigung jener Vereinbarungen nicht gleich, sondern erst im Jahre 1517, erfolgte (S. 119). Dagegen hält er es nicht für nöthig, viel Worte darüber zu verlieren, warum diese Kaiserliche Urkunde auf die früheren gar keinen Bezug nimmt und der Festsetzungen, die sie doch bestätigen soll, auch mit keinem Worte gedenkt, obschon wir nicht zweifeln, dafs es dem Verf. leicht geworden wäre, auch darüber Aufklärungen zu geben.

Sehen wir den Inhalt der Urkunde selbst an. Er ist von dem der früheren abweichend und an sich wichtig genug. Der Kaiser Maximilian beurkundet, wie ihm Kurfürst Joachim gesagt habe, dafs er durch seine Frau einen Erbanspruch auf die Hälfte von Schleswig und Holstein für den Fall besitze, dafs König Christian ohne eheliche Leibeserben abgehe; derselbe habe gebeten, ihm diese Gerechtigkeit zu bestätigen und zu confirmiren und ihm zugleich eine Anwartschaft auf die andere Hälfte zu geben; beides geschieht in umfassender Weise. — Hier haben wir es endlich mit Ansprüchen, sagen wir mit Rechten, auf die Hälfte der Herzogthümer Schleswig und Holstein zu thun. Kurfürst Joachim und seine Gemahlin behaupten sie im Jahre 1517 vor dem Kaiser Maximilian und dieser bestätigt dieselben. Hier befinden wir uns auf einem Boden, wo vielleicht eher ein Verständnifs mit dem Verf. möglich ist.

Freilich müssen wir ihm widersprechen, wenn er diese Bestätigung Maximilians eine Bestätigung der früheren Vereinbarungen und Verträge nennt und ihr für Holstein die Bedeutung beilegt, welche die Urkunde Johanns für Schleswig haben soll (S. 115); wenn er

Digitized by Google

beide zusammen, die doch auch gar nichts mit einander gemein haben, für Habilitations-Privilegien ausgiebt; wir müssen es für eitle Täuschung halten, wenn er fortfährt (S. 116): „Es werden durch dieselben für gewisse Fälle die Cognaten für Agnaten erklärt, — es werden der Descendenz der Kurfürstin Elisabeth, zunächst der männlichen, beim Eintreten bestimmter Eventualitäten vollkommene Successions-Rechte in die Herzogthümer Schleswig-Holstein, in soweit dieselben von dem Stamme König Johanns beherrscht werden, ertheilt; — es werden die von Elisabeth abstammenden Markgrafen von Brandenburg zugleich zu legitimen Erbfürsten des Oldenburgischen Hauses in Bezug auf Schleswig-Holstein erhoben."

Von alle dem ist nichts richtig, als dafs Joachim und seine Gemahlin Erbansprüche auf halb Schleswig-Holstein machten und dafs der Kaiser dies bestätigte. Es unterliegt mir nun allerdings keinem Zweifel, dafs jene sich dabei auf die früher besprochenen Urkunden stützten, und dafs sie dieselben also theilweise wenigstens eben so wie der Verf. erklärten. Gewifs wird ihm persönlich dies auch als Grund und Berechtigung genug zu der ganzen Ausführung erscheinen. Allein uns dünkt, es wäre die Aufgabe eines historisch-staatsrechtlichen Versuchs gewesen, vorerst zu prüfen, ob die Behauptung jener gewifs verehrungswürdigen Personen im Recht begründet war, und hätte er dann die vorliegenden Urkunden unbefangen angesehen und sich von dem Staatsrecht der Herzogthümer gründlich unterrichtet, so wäre er sicherlich zu der Ueberzeugung gekommen, dafs die Aussage des Kurfürsten sich auf ein sehr schlechtes Fundament stützte. Es ist hier gar nicht die Frage, ob allenfalls unter besonderen Umständen ausnahmsweise ein Herzog von Schleswig und Holstein über seinen Landestheil zu Gunsten weiblicher Nachkommenschaft verfügen konnte — obschon wir auch dies bestimmt verneinen mufsten; — solches ist nicht geschehen, und es fragt sich daher nur, ob eine Tochter an und für sich ein Recht zur Nachfolge hatte, das eintrat, so wie ihr Vater oder Bruder oder dessen Descendenten ohne directe männliche Erben abgingen, während andere Seitenverwandte vorhanden waren. Nur in diesem Fall könnte der Vorbehalt des Verzichts sammt der späteren Declaration des Königs hier in Betracht kommen. Nach dem aber was oben ausgeführt und längst allgemein angenommen ist, bedarf es keiner Worte, dafs sich daran gar nicht denken läfst.

Da es sich nun von selbst versteht, dafs die blofse Behauptung der Brandenburger ihnen keine Art von Recht geben konnte, so frägt es sich allein, ob die Bestätigung des Kaisers dazu im Stande war. Wahrscheinlich wird es niemand behaupten; ja man wird vielleicht sagen können, dafs der Kaiser selbst nicht der Meinung war, — dafs er nicht einmal ein Urtheil über die Gültigkeit des Brandenburgischen Anspruchs fällte, sondern eben nur das Recht bestätigte, so weit sie es haben mochten. Offenbar ist in der Urkunde die Anwartschaft auf den künftigen Besitz der anderen Hälfte die Hauptsache und die Bestätigung des angeblichen Erbrechts auf die erste Hälfte ist nur hinzugekommen, weil es der Grund zu jenem war. Dafs diese kein Recht geben oder verbessern konnte, ist gewifs an sich völlig deutlich. Auf keinen Fall in Schleswig, welches gar nicht unter der Hoheit des Kaisers stand. Der Verf. hat sich bemüht, das Verhältnifs Schleswigs zu Deutschland ins Licht zu stellen, und wir wollen gerne einräumen, dafs er manches mit Recht hervorgehoben hat; allein durch alles was er anführt, ist doch niemals ein bestimmtes Rechtsverhältnifs des Landes zum deutschen Reich und Kaiser begründet worden. Weder die Kriegszüge der Ottonen sammt der deutschen Mark an der Schlei, noch die schiedsrichterlichen Aussprüche Kaiser Sigismunds und Albrechts, noch die Verhältnisse des Schleswiger Bisthums können dafür etwas austragen; dies und was sonst angeführt wird, ist gerade genug, um zu erklären, wie der Kaiser dazu kam, auf solche Weise auch über Schleswig eine Verfügung auszusprechen; aber ein Recht des Kaisers kann daraus nicht gefolgert werden. Die Geschichte hat ganz Schleswig, dessen südlicher Theil einst deutsches Reichsland war, im Laufe der Jahre auf das stärkste zu Deutschland hinübergezogen, sein Staatsrecht, die Auffassung seiner Stellung zu Dänemark und die Bestimmung des Erbrechtes haben bedeutende Einwirkung von deutschen Verhältnissen erfahren; aber der Verfügung des Kaisers hat es nie und zu keiner Zeit unterlegen. — In anderem Sinne kann man dasselbe von der Succession in Holstein sagen. Es war bis dahin kein unmittelbares Lehn des Reiches; bei der Succession oder Wahl der Oldenburger war der Kaiser ganz unbethei-

Digitized by Google

ligt gewesen, und wenn Friedrich IV. seitdem Holstein zum Herzogthum erhoben hatte, so war dadurch doch weder das Staatsrecht noch das Erbrecht des Landes verändert. Die gewöhnliche Lehnsfolge zu ändern zu Gunsten von Weibern oder Cognaten, die kein anderes Recht als ihre eigene Meinung hatten, wäre der Kaiser niemals befugt gewesen. War die Belehnung Johanns und Friedrichs, wie nicht zu zweifeln ist, eine Gesammtbelehnung gewesen, so hatte dieser bei dem Aussterben der Linie des älteren Bruders, ein unzweifelhaftes Recht; war es nicht der Fall, so hing alles von der Wahl der Stände ab.

Fassen wir jetzt dasjenige zusammen, was urkundlich vorliegt, so finden wir: dafs des Königs und Herzogs Johann Tochter Elisabeth bei ihrer Verheirathung mit dem Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg zu einem Verzicht auf ihre Rechte angehalten wurde, der darauf hinweist, dafs man in den verschiedenen von König Johann beherrschten Landen die Möglichkeit einer weiblichen Erbfolge an sich nicht ganz ausschlofs, ohne dafs sich aber mit Bestimmtheit sagen liefse, auf welches Land der Anspruch sich zunächst bezog; dafs dieser Verzicht nach einer Clausel dann nicht gelten sollte, wenn Johann ohne männliche Leibes-Lehnserben verstürbe; dafs der König später ausdrücklich beurkundete, dafs dieser Verzicht, wenn er und seine Söhne ohne männliche Erben stürben, der Elisabeth und ihren Erben zu keinem Nachtheil an ihren Rechten gereichen sollte; dafs dann Elisabeth und ihr Gemahl darauf einen Anspruch auf König Johanns Hälfte von Schleswig-Holstein gründeten und sich diese „erbliche Gerechtigkeit" von Kaiser Maximilian bestätigen, zugleich eine Anwartschaft auf die andere Hälfte geben liefsen.

In dieser Gestalt hat die Sache festen Grund und Boden. Nun können wir prüfen, was aus diesen Ansprüchen weiter geworden ist, und es knüpft sich daran die Frage was sie heut zu Tage etwa bedeuten.

Bekanntlich erfolgte wenige Jahre nach dem Diplom Kaiser Maximilians jene Revolution in Dänemark, welche dem König Christian II., Johanns Sohn, die Krone raubte und sie dem Oheim Friedrich I. übertrug, der dann in Folge davon auch in den Herzogthümern Schleswig und Holstein sich als den alleinigen Landesherrn von den Ständen huldigen liefs. Seine Nachkommen sind es, welche seitdem die Herrschaft in dem Königreich und in den Herzogthümern führen. Unser Verf. unterläfst es nicht, darauf hinzuweisen, wie unrechtmäfsig, illegitim die Regierung derselben sei (S. 221); er spricht von der Unrechtlichkeit, mit welcher Friedrich I. sich fremdes Gut anmaafste und über ihm nicht zustehende Rechte verfügte (S. 66) er nennt ihn Urheber des Verraths (S. 191) und scheut sich nicht, ihn der Felonie zu beschuldigen (S. 198). Es ist nicht meine Absicht, hier die Schritte zu rechtfertigen, welche damals gegen den König Christian II. gethan worden sind; den der Geschichte Kundigen aber kann es nicht entgehen, dafs die Gegner freilich kein bestimmtes Recht dazu hatten, aber wohl einen genügenden Anlafs in den Herzogthümen wie in dem Königreich. Rücksichtslos hatte Christian auch dort die Privilegien verletzt, deren Bestätigung er anfangs verweigerte, dann gleichwohl ertheilen mufste, hatte die kaum geschlossenen Verträge leichtsinnig aus den Augen gesetzt, durch Gewaltsamkeit die Grofsen und den Oheim gereizt und so sein Unglück wohl verschuldet. Wir nennen es dennoch eine Revolution, was geschah; wenn aber aus oder nach einer Revolution wieder Recht entstehen kann und entstehen mufs, so ist es sicherlich hier geschehen, wo der nächste Agnat die Zügel der Regierung ergriff, im Einverständnifs mit dem ganzen Lande handelte und ohne alle Weigerung die Huldigung der berechtigten Stände empfing, wo später seinem Sohn die vollständige Anerkennung des Kaisers als Lehnsherrn über Holstein zu Theil wurde, während er selbst als König über Schleswig zu verfügen hatte. Wie Friedrichs und seines Hauses Stellung befestigt war, zeigt sich am besten darin, dafs, als nach seinem Tode die Nachfolge in Dänemark in Frage gestellt und zur Anfachung eines heftigen Kriegesfeuers benutzt wurde, die Succession seines Sohnes in den Herzogthümern von niemand eigentlich bestritten wurde.

Dem gegenüber sollten die Ansprüche Brandenburgs, die niemals von Friedrich als nächstem Agnaten oder von den Ständen anerkannt waren, von denen es mehr als zweifelhaft ist, ob Johann oder Christian II. sie, ich sage nicht begünstigt, auch nur berücksichtigt, gekannt haben, die in Wahrheit sich doch blofs auf die Behauptung des Kurfürsten und die Bestätigung des Kaisers gründeten, diese Ansprüche sollten, freilich nicht gleich, aber nach der strengen Rechtsansicht

Digitized by Google

des Verf.'s, in dem Jahre 1559, als Christian II. starb und Friedrichs I. Enkel Friedrich II. bereits die wohl befestigte, von dem Kaiser längst anerkannte Herrschaft in den Herzogthümern angetreten hatte, die er mit seinen Oheimen Johann und Adolf theilte, sie sollten von solcher Bedeutung gewesen sein, um alles über den Haufen zu werfen und Brandenburg jenen gar nicht mehr existirenden Antheil König Johanns zu verschaffen? Kein Vernünftiger könnte das glauben, jetzt oder damals. Selbst von den Brandenburgern ist kaum der Gedanke geäufsert worden.

Allerdings nennt der Verf. die Ansprüche der Nachkommen Elisabeths nicht blofs gerecht, er sagt auch sie seien wiederholt erhoben (S. 43). Er bleibt uns aber den Nachweis schuldig. Was er anführt und was auch wohl allein sich anführen läfst, ist ein zwiefaches Einmal, dafs Kaiser Karl V. im Jahre 1530 die Urkunde Maximilians bestätigte. Es geschah das zu einer Zeit, da noch Christian II. in Freiheit lebte, eine Herstellung desselben gehofft werden konnte, die Herrschaft Friedrich I. vom Kaiser in keiner Weise anerkannt war. Damals konnte Karl um so eher Maxilians Urkunde bestätigen, da schon in dieser das Eintreten der Brandenburgischen Ansprüche von dem Fehlen nicht männlicher sondern ehelicher Erben Christians II. abhängig gemacht war, so dafs, wenn sie ein Recht hatten, dies jedenfalls dem eben so guten der Töchter Christians II. nachstehen mufste. Der Verf. bemüht sich freilich zu zeigen, dafs dies an den früheren Festsetzungen nichts habe ändern können und dafs die Brandenburger jedenfalls den Töchtern Christians vorgehen mufsten, selbst wenn diesen noch so grofse Rechte beigelegt wären. Allein beides ganz vergeblich, da gar keine anderen Bestimmungen über die Erbfolge zu Gunsten des Brandenburger existirten und alles, was sie in Anspruch nahmen, mit gleichem, ja mit mehr Recht, auch die Töchter Christians beanspruchen konnten, die, so viel wir wissen, niemals einen Verzicht geleistet haben. Es ist bekannt, wie ihre Rechte wirklich zu allerlei Prätensionen Anlafs gaben, die aber sämmtlich erfolglos blieben. Offenbar ist hierin denn auch der Grund zu suchen, dafs weder Joachim I. noch sein und Elisabeths Sohn Joachim II. ihre Ansprüche irgendwann durchzuführen versuchten. Der Verf. sagt freilich auch S. 199, es fänden sich Spuren, dafs sie dieselben wenigstens in Anregung gebracht hätten; S. 201, sie hätten versucht, aber vergebens, die Ansprüche und Rechte geltend zu machen. Allein er verweist auf Christian II. (soll heifsen: I.) S. 359, wo nur steht, dafs König Friedrich I. sich über die Hülfe beklagte, die Brandenburg dem König Christian II. leistete, und dafs der Kurfürst antwortete, er könne seinen Schwager nicht verlassen, und auf Falcks Sammlungen, d. h. auf einige Stellen des dort abgedruckten Repertoriums des Gottorper Archivs, die er selbst S. 90 n. vollständig anführt, so dafs er sich erinnern mufste, wie auch sie sich nur auf das Schicksal Christian II. bezogen und nichts mit dem Erbanspruch der Brandenburger zu thun hatten. — Nur einmal, und das ist das zweite, was wir zu betrachten hatten, hat der Markgraf Hans von Cüstrin, Joachims I. jüngerer Sohn, in jenen unruhigen Zeiten der Grumbach'schen Händel, als der Schwiegersohn Christians II. einen Angriff gegen Friedrich II. zu unternehmen gedachte, auch seine vermeintlichen Ansprüche hervorgeholt und „Prätensionen auf den halben Theil des Herzogthums Holstein wegen seiner Frau Mutter" gemacht (Falck III, S. 220). Es wurde aus der Sache nichts und damit waren, so viel wir sehen, die Brandenburgischen Ansprüche abgethan, bis Hr. Prof. Helwing sie wieder aufzunehmen für gut fand.

Freilich weifs derselbe uns zu berichten, wie das sittliche Unrecht, das den Brandenburgern geschehen sei, auf Sühne gewartet habe (S. 231), wie Brandenburg „unzweifelhaft der vergeltenden Zukunft gedachte" (S. 67). Hat er früher sehr schön, die von Natur und Geschichte vorbestimmte enge Vereinigung und Verbindung Schleswig-Holsteins und Brandenburgs auseinandergesetzt, so schildert er nun in ernsten Worten das kalte und unfreundliche Vernehmen zwischen beiden Häusern, die Entfremdung und Verstimmung, welche Brandenburg zeigte (S. 66. 92). Er vergifst gleichwohl nicht die vielen Heirathsverbindungen aufzuzählen, welche zwischen dem Oldenburgischen und dem Brandenburgischen Hause geschlossen wurden, gedenkt wenigstens mit einem Wort der Allianzen zwischen Brandenburg und Dänemark 1657. 1675.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

Die Erbansprüche des Königlich-Preufsischen Hauses an die Herzogthümer Schleswig-Holstein. Ein historisch-staatsrechtlicher Versuch von Dr. Ernst Helwing.

(Schlufs.)

Der Verträge aus den Jahren 1709 und 1715 scheint er sich nicht zu erinnern, vielleicht weil er in seiner Geschichte Preufsens diese Zeit noch nicht behandelt hat; — in dem letzteren hat ja der König von Preufsen ausdrücklich König Friedrich IV. und seinen Erben den Besitz des fürstlichen Antheils von Schleswig garantirt, zu dem auch Lande gehörten, die nach dem Verf. rechtmäfsiges Erbe der Brandenburger waren. Eben so wenig gedenkt er der Verbindungen Brandenburgs mit den Gottorper Herzogen, die doch auch Nachkommen Friedrich I. waren und gerade von jenem mehr als einmal im Besitz ihres Landestheils geschützt worden sind. Dagegen weifs er zu erzählen, wie der grofse Kurfürst den Ränken Uhlfeldts sein Ohr nicht leihen wollte, und dafs er in edler Weise Hamburg im Moment der Gefahr beschützte, das letzte zweimal (S. 98 und S. 230). Das erste soll dem Preufsischen Hause die unabhängige Stellung und freie Hand gewähren, seine Ansprüche jetzt geltend zu machen (S. 98), das andere die Nordalbingischen Lande günstig für die Aussichten stimmen, welche ihnen hier eröffnet werden.

Die Brandenburger aber haben nicht allein ihre Ansprüche im Lauf von 300 Jahren niemals ernstlich geltend gemacht, sie haben dieselben offenbar in der Weise, wie sie Joachim I. sich bestätigen liefs, aufgegeben und eine blofse Anwartschaft auf Holstein an die Stelle treten lassen.

Wie und wann das geschehen, ist freilich auch durch des Verf.'s Darstellung noch nicht deutlich geworden. Er meint (S. 142), als Kaiser Karl V. durch den Speirer Vertrag den König Friedrich I. anerkannt habe, sei „einigermaafsen als Pflaster auf die geschlagene Wunde" dem Hause Brandenburg jene Exspectanz gegeben. Als der Verf. aber diese Vermuthung aufstellte, kannte er die Bestätigungsurkunde Karls vom Jahre 1530 noch nicht, sondern wufste nur aus späteren Confirmationen, dafs Karl irgend einmal in der Sache gesprochen habe. Es ist nun nicht deutlich, ob der Verf. auch jetzt noch, da diese Urkunde ans Licht gekommen, eine andere spätere anderen Inhalts annimmt, die blofs eine Anwartschaft gegeben habe. Zu jener Zusammenstellung mit dem Speirer Vertrag ist wenigstens kein genügender Grund vorhanden, da wir gesehen, dafs vorher den Brandenburgern kein nahes Recht zustand, sondern nur ein solches, welches nach dem Wortlaut der Urkunde jedenfalls erst nach dem Abgang aller ehelichen Erben König Christians II. zur Anwendung kommen konnte. Doch ist es möglich, dafs eine Veränderung des Brandenburgischen Anspruchs schon damals eintrat. Denn als Karl mit dem König Christian III. Frieden geschlossen und dabei freilich die Gerechtsame und Ansprüche von Christians II. Töchtern vorbehalten, zugleich aber versprochen hatte, zu deren Vortheil weder offenbar noch insgeheim feindlich gegen den König aufzutreten (Christiani. II, S. 190), konnte er nicht wohl den Brandenburgern actuelle Erbrechte zuerkennen, sondern es mufste sich das ganze Recht derselben in eine entfernte Anwartschaft verwandeln, und wenn man jetzt die Verhältnisse Schleswigs besser kannte, so mufste diese sich zugleich auf Holstein beschränken. Jedenfalls ist die Sache später dahin gekommen. Es heifst in den späteren Confirmationen deutscher Kaiser: „das Angefälle des Herzogthums zu Holstein, mit allen Ein- und Zubehörungen, so von dem heiligen Reiche zu Lehen rühren, und die weiland Herr Markgraf Joachim von Brandenburg Kurfürst für sich und seine Mitbelehnten von weiland Kaiser Karl V., vermöge und

Digitized by Google

inhalts der Briefe und Siegel darüber vollzogen und ausgegangen, erhalten und erlanget hat." In diese Aenderung haben die Kurfürsten von Brandenburg gewilligt, und von etwas anderem kann daher auch in aller Zukunft nicht mehr die Rede sein.

Sogar über die Gültigkeit der Anwartschaft hat man Zweifel erhoben, die wir hier nicht weiter erörtern wollen. Selbst der Verfsaser hat es der Mühe werth gehalten, zu erwägen, was von derselben zu halten sei (S. 201—207) und wir glauben, dafs dies der nützlichste Theil seines Buches ist. Es steht übrigens gewifs zu erwarten, dafs über diese Sache noch mehr Licht verbreitet werde, dafs namentlich die Urkunden vollständig zu Tage kommen, welche die Exspectanz auf ganz Holstein gegeben haben. Wir bedauern aufrichtig, dafs nicht wenigstens dies dem Buche des Verf.'s vergönnt gewesen ist, und hätten ihm gerne dafür viel anderes erlassen.

Den Verf. hat zu seinem Unglück die Idee erfafst, es sei nicht genug mit der Exspectanz für die Zukunft, den Brandenburgern sei einmal mehr von einem Kaiser bestätigt worden, und es gelte nun dies Weitere ins Licht zu stellen und zu gewinnen. Zu dem Ende hat er sich in weitläuftige Betrachtungen eingelassen, wie naturgemäfs die Verbindung Schleswig-Holsteins sein könnte, er geht zurück bis zu allgemeinen Schilderungen des Landes und seiner Verhältnisse, ohne doch viel mehr davon zu wissen, als man aus den gewöhnlichen Büchern entnehmen kann, und es passiren ihm dabei wunderliche Irrthümer, wie S. 9, wo er von einer Glücksburg bei Glückstadt spricht; er stellt historische Parallelen an, die mitunter nichtssagend, mitunter fast komisch sind (S. 64: „Die kirchliche Bewegung, welche parallel mit dem politischen Erwachen des Nordens sich ankündigte, fand von Anfang an in Brandenburg wie in Schleswig-Holstein lebhaften Anklang und einen günstigen Boden." — S. 65: „Wie Brandenburg um Deutschlands willen von dem Römischen Reiche sich trennte, so Schleswig-Holstein vom Dänischen)." Das angebliche Recht hat er mit allen Mitteln lehnrechtlicher Gelehrsamkeit, wie sie jetzt nur selten ausgekramt wird, zu deduciren gesucht; allein er hat die wichtigen Urkunden falsch verstanden, unrichtig interpretirt, zum Theil einen Inhalt geradezu erfunden. Das Recht der Brandenburger zur Succession in halb Schleswig-Holstein, das nach seiner Behauptung „gewissermaafsen liquide" (S. 129), „liquide" (S. 147. 152. 221) „völlig liquide" (S. 201), „schon völlig liquide" (S. 151), sein soll, hat sich als völlig nichtig dargestellt. Wenn er gleichwohl den Standpunct seiner Gegner von vorne herein als einen rabulistischen zu bezeichnen sich nicht scheut, zugleich aber daran die Bemerkung knüpft, dafs noch niemals ein rabulistischer Standpunct für grofse politische Fragen die Lösung, in entscheidenden Krisen die Rettung gebracht habe (S. 231), so hat er sich damit sicherlich selbst gerichtet.

Ganz und gar aber scheint er zuletzt vergessen zu haben, was der wissenschaftlichen Behandlung eines solchen Gegenstandes ziemend ist. Denn er unterläfst es nicht, nach so viel Verkehrtheiten auf einem Gebiet, das ihm als Lehrer der Geschichte und der Staatswissenschaften doch ziemlich nahe lag, mit Vorschlägen hervorzutreten, was nun zu thun sei, welche ihm die Staatsmänner des eigenen Landes wenig danken werden (S. 231), ja er läfst sich verlauten, dafs jeder Prinz des Königlich-Preufsischen Hauses ein ganz bestimmtes Interesse, ein ganz entschiedenes Recht habe, gegen eine Störung der alten Erbfolgeordnung Schleswig-Holsteins (wie er sich ausdrückt) mit Aufwendung aller ihm zu Gebote stehenden gesetzlichen Mittel zu protestiren. — Und nach alle dem hält er noch für nöthig, sich in der Vorrede gegen den Verdacht zu verwahren, als habe er im Auftrage, auf directe oder indirecte Anregung der Regierung diese Untersuchung angestellt. Er mufste wissen, dafs jedermann in Deutschland eine viel zu hohe und gerechte Meinung hat von dem politischen Standpunct der Königlich-Preufsischen Regierung, von dem Ernst und der Würde, mit der sie alle Verhältnisse des Landes oder des Königlichen Hauses behandelt, mit der sie auch eine gewichtige deutsche Angelegenheit, wie die Erbfolge Schleswig-Holsteins beurtheilt, als dafs es möglich wäre, eine Ausführung wie sie hier gegeben ist, auch nur in die entfernteste Verbindung mit derselben zu bringen. Wir besonders in Schleswig und Holstein mögen der Theilnahme Preufsens gerne vertrauen, mögen von ihm wie von ganz Deutschland eine gerechte und in die Zukunft schauende Würdigung der obschwebenden Fragen mit Sicherheit erwarten; wo aber unter dem Schein der Theilnahme eitele Prätensionen und unbegründete Beschuldigungen gegen Land und Fürsten laut wer-

Digitized by Google

den, dürfen wir uns nicht scheuen, sie mit Entschiedenheit und Entrüstung zurückzuweisen.

Georg Waitz, in Kiel.

XLVII.

Pierre de Tchihatcheff, gentilhomme de la chambre de S. M. J., voyage scientifique dans l'Altaï oriental et les parties adjacentes de la frontière de Chine. Paris*, 1845. 4. *(Mit einem Hefte mit Charten und einem zweiten mit Kupfern).

Der Verfasser dieses Werkes sagt über die Veranlassung zu seiner Reise nichts weiter, als, wie auf dem Titel steht, dafs sie auf Befehl des russischen Kaisers gemacht sei. Doch ist nicht zu verkennen, (und schon die Publication möchte daraus sich erklären), dafs bei der Unternehmung kein anderer Einflufs gewirkt hat, als der eigene Entschlufs des Reisenden, sich über die natürliche Beschaffenheit des westlichen Sibiriens zu unterrichten, namentlich die bis dahin noch ganz unbekannten Theile des Altaï zwischen der Rija und dem Jenisä kennen zu lernen und die für den Bergmann und Geologen interessanten Localitäten in diesem durch seine metallischen Schätze so überaus bedeutenden Lande zu studiren. Es ist diese Unternehmung also das Werk eines ohne Zweifel sehr wohlhabenden und nicht blofs gebildeten, sondern selbst gut und gründlich unterrichteten Mannes, der die Geologie zum Mittelpuncte seiner wissenschaftlichen Bestrebungen gemacht und seine Bildung in Deutschland und Frankreich empfangen hat, dem es aufserdem nicht an Gelegenheit fehlte, andere Theile der Erde kennen zu lernen, wie er denn seine Reisen in Italien, Syrien, Aegypten u. s. w. oft berührt. Er ist auch bereits als Schriftsteller aufgetreten und hat seine Beobachtungen über die Geologie des südlichen Italiens herausgegeben.

Auch bei dieser Reise durch Westsibirien, deren Schilderung den Inhalt des Werkes ausmacht, war die geologische und mineralogische Untersuchung des Landes für den Verf. die Hauptsache, und die Beobachtungen, die er hier bekannt macht, sind so überwiegend der Art, dafs dies dem Buche seinen Hauptcharakter mittheilt und es ziemlich auf eine Stufe mit der neuerdings erschienenen Reise nach dem Ural, Altaï und dem caspischen Meere von A. von Humboldt, J. Ehrenberg und J. Rose stellt, obschon die Geographie und andere Zweige der Naturwissenschaften in ihm doch nicht so sehr zurücktreten, als dies in jenem Werke der Fall ist. Immer aber überwiegen die geologischen Thatsachen bei weitem; dafs geographische Nachrichten daneben doch noch in grofser Menge und zwar sehr lehrreiche und interessante sich finden, ist leicht erklärlich, wenn man nur erwägt, dafs ein nicht unbedeutender Theil der Reise durch, bisher von keinem gebildeten Europäer betretene Gegenden führte, und sie sind es auch besonders, auf welche ich im Folgenden noch besonders aufmerksam machen werde, zumal da die geologischen Resultate der Unternehmung so eben eine ausführliche Beurtheilung durch Leonhard erfahren haben. Botanische Notizen finden sich überall in dem Buche häufig zerstreut; allein sie beschränken sich auf die Anführung der an einzelnen Localitäten vom Reisenden beobachteten Gewächse, und nur selten giebt er allgemeinere Bemerkungen wie über die Seltenheit der Orchideën (S. 165) und der Farrenkräuter (S. 161) in der Gebirgsflora des Altaï. Meteorologische Beobachtungen sind einzeln ebenfalls in grofser Menge mitgetheilt, und vielleicht hätte eine Zusammenstellung derselben zu lehrreichen Resultaten geführt. Am auffallendsten ist, was man kaum erwarten sollte, dafs keine einzige Höhenbeobachtung gemacht ist; wenigstens wäre es gar nicht zu begreifen, warum keine angeführt sein sollte, und man kann dies kaum dadurch allein erklären, dafs mit der Zeit allerdings die Instrumente in den Thälern und noch mehr auf den wilden Gebirgshöhen des Altaï unbrauchbar und schadhaft geworden sind. Daher lassen sich Schlüsse über die absolute Höhe einzelner Localitäten nur sehr unvollkommen aus Angaben über die Vegetation und aus einzelnen meteorologischen Beobachtungen ziehen. Hier und da finden sich endlich noch zerstreut Bemerkungen ethnographischen Inhalts, die zum Theil recht interessant, allein im Ganzen nicht bedeutend sind.

Das Werk zerfällt in zwei Theile, deren erster die Schilderung der Reise umfafst. Diese besteht wieder aus zwei sehr bestimmt geschiedenen Abschnitten, die Reise im östlichen Altaï von Büsk an im Thale der Tschuja — zu den Quellen des Tschulischman und des Baschkans und in den Thälern derselben abwärts bis zum Teleykischen See, von da zu den Quellen des

Digitized by Google

Abakan, zu den westlichsten Zuflüssen des Jeniseï, zum Kosackenposten Abakanskoï und endlich am Jeniseï herab bis nach Krasnojarsk. Während dieser Theil der Unternehmung die Erforschung von zum Theil noch ganz unbekannten oder doch wenig untersuchten Gegenden zum Zweck hatte, war die weitere Reise von Krasnojarsk durch das ebene Sibirien bei Barnaul, dann in die Vorhöhen des westlichsten Altaï bis Ustkamenogorsk und in die Kirgisensteppe (in das Thal des Ablaïkit) vielmehr dazu bestimmt, die Bergwerke und Goldwäschen des Landes kennen zu lernen.

Die eigentliche Entdeckung des Altaï ist bekanntlich erst in der letzten Zeit erfolgt; denn obgleich schon am Anfange des vorigen Jahrhunderts russische Entdeckungsreisen auf dem Irtisch bis oberhalb des Saisansees unternommen und zugleich die ersten Niederlassungen am Fufse des Altaï und in seinen Vorhöhen angelegt wurden, um die dort aufgefundenen Bergwerke zu bearbeiten, obgleich seitdem öftere Expeditionen zur Aufsuchung neuer Minen in das Innere des Gebirgslandes selbst angestellt und zugleich in einem seiner Hauptthäler, (dem der Buchtarma), Kolonien durch entlaufene Exilirte gegründet wurden, so zog doch die Wissenschaft hieraus keinen Vortheil, bis die schöne Untersuchung von Ledebur und Bunge zu Stande kam, welche eigentlich den Altaï, soweit er im russischen Gebiete liegt, zuerst aufgedeckt hat. Die Reisen dieser Männer bezogen sich zwar vorzugsweise auf den westlichen Altaï, da sie hauptsächlich von den Posten und Bergwerksorten an seinem nördlichen und westlichen Rande und von den Dörfern an der Buchtarma ausgingen, doch erforschte Bunge auch das Längenthal der Tschuja und entdeckte die Quellströme der Bija. An diesen Theil seiner Untersuchungen schliefst sich nun die Entdeckungsreise Tschibatscheffs im Altaï an, und der erste Theil derselben führt fast ganz auf dem Wege, welchen Bunge, (den der Verf. übrigens nur selten und beiläufig erwähnt), schon früher genommen und geschildert hat, so dafs wir hier grofsentheils nur Bestätigungen oder Erweiterungen seiner Nachrichten erhalten, und das um so mehr, da einestheils der Charakter eines so wilden Gebirgslandes, wie dieses ist, in der Benutzung der Wege nur wenig Abweichungen gestattet, anderentheils beide Reisenden von kalmuckischen Wegweisern geleitet wurden, die jederzeit (und das gewifs schon seit Jahrhunderten) dieselben Strafsen ziehen.

Der Verf. verliefs Petersburg am 1. März 1842, erreichte auf der gewöhnlichen Strafse am 8. April Barnaul und begab sich von da nach Büsk, von wo er seine Entdeckungsreise am 13. Mai antrat. Sie führte zuerst über den Ob unterhalb der Vereinigung seiner beiden Hauptquellen und darauf, dem nicht mehr fernen Hochgebirge gegen Süden zu, nach dem Katunjathale auf einem bisher noch von keinem Reisenden geschilderten Wege, der ohne Zweifel derselbe ist, welchen die Kaufleute von Büsk auf ihren jetzt Sitte gewordenen Reisen zur oberen Tschuja, wo sie mit den chinesischen Grenzsoldaten Handel treiben, einzuschlagen pflegen, und auf dem sie das Thal der Katunja, (welche der Verf. mit dem mongolischen Namen Katun nennt, während der gewöhnliche der von den Russen gebrauchte ist), bei ihrem letzten Gebirgsdurchbruche vor dem Eintritt in die Ebene wahrscheinlich der Unwegsamkeit halber vermeiden. Dieser Weg führt im Thale des kleinen, dem Ob zufallenden Flusses Kamenka bis zur Quelle, dann über einen Gebirgssattel in das Thal der Semia, eines Zuflusses der Katunja, in welchem man gegen Süden das letzte russische Dorf findet, während im Westen noch immer, wie sechszehn Jahre früher, Uimon, (das aber jetzt Koksunsk zu heifsen scheint), das letzte Dorf ist, so dafs seit Bunges Besuch sich auch in den Wohnsitzen der hier nomadisirenden Bergkalmucken nichts geändert hat. Den oberen nach Süden gewandten Theil des Semiathales, wo Tschibatscheff die ersten Rhododendron davuricum fand, wie Bunge am Ursul, führte der Weg bis zur Quelle hinauf und dann über einen hohen Gebirgspafs in das Thal des nach Süden in den Ursul fliefsenden Kongi hinab. Von der Mündung desselben fällt der fernere Weg des Reisenden auf eine lange Strecke fast ganz mit dem von Bunge zusammen, der das Ursulthal von Westen her erreichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

Pierre de Tchihatcheff, gentilhomme de la chambre de S. M. J., voyage scientique dans l'Altaï oriental et les parties adjacentes de la frontière de Chine.

(Fortsetzung.)

Auch unser Reisender folgte dem Ursul bis gegen seine Mündung, kam dann durch die Thäler der beiden Ulegom (Bunges Ulegumen) zur Katunja, über welchen mächtigen Gebirgsstrom er an derselben Stelle wie sein Vorgänger auf einem ausdrücklich zu diesem Zwecke von Büsk mit hergebrachten Boote setzte, erstieg darauf die Höhen an seinem Ostufer, erreichte aber die Tschuja auf einem etwas anderen Wege, indem er von dem hohen Gebirgspasse an der Quelle des Saldschar, von wo man eine prächtige Aussicht auf die majestätischen Hochgebirgszüge hat, die am Südüfer der Katunja und Tschuja entlang ziehen, nicht wie Bunge grade zum Thale der Tschuja hinabstieg, sondern erst dem kleinen Flusse Inia bis zur Katunja und dann diesem aufwärts bis zu seiner Vereinigung mit der Tschuja folgte. Die Fortsetzung der Reise im Thale dieses Stromes über die sieben Bom (S. Ritter Asien Th. 1, S. 1011), die Kuraï und Tschujasteppe bis zur chinesischen Grenze giebt überall eine schätzenswerthe Ergänzung zu dem Reiseberichte von Bunge, der ganz denselben Weg verfolgte; doch sind Tschihatscheffs Nachrichten ausführlicher, namentlich für die Tschujasteppe und deren Umgebung, wo er länger verweilte. Von den chinesischen Grenzsoldaten, die jetzt freilich mehr an den Verkehr mit den Russen gewöhnt sein würden, als dies bei Bunges Besuch der Fall gewesen sein mag, wurde er nicht gestört, doch besuchte er ihren Grenzposten, dessen Namen er mittheilt, (Justyd man vergl. S. 77 und Ritter Asien, Th. I. S. 956), nicht. Auch bestätigten die hier wohnenden Kalmucken die schon von Bunge eingezogenen Nachrichten, dafs die Steppe bis zum chinesischen Hauptgrenzposten Sohok, der an einem nach Süden fliefsenden Bache liegt, sich ausdehnt, und weiter bis zur ersten chinesischen Stadt Bujuntu kein Hindernifs sich findet (S. Ritter Th. 1., S. 958).

Die Tschuja entsteht, was Bunge entgangen war, in der Steppe aus dem Zusammenflusse zweier kleinen Ströme, das von Südosten aus dem chinesischen Gebiet herkommenden, die Steppe durchfliefsenden Boromurguzun und des von Nordosten her am Westabhange der Kette Saïlugem entlang fliefsenden Burguzun. In den letzten fällt der kleine Bach Kokorgo, an welchem der Reisende seine Karawane voraussandte, um über den Pafs am See Kokorgo auf gleichem Wege wie Bunge in das Thal des Baschkaus und dieses alsdann weiter hinabzuziehen. Er selbst brach mit wenigen Begleitern auf, die Quelle des Tschulischman aufzusuchen, ohne Zweifel zum Theil dazu bewogen, durch die von Ritter, dessen Werke ihm wohl bekannt sind, aufgestellte und durch den Wasserreichthum dieses bedeutenden Gebirgsstromes begründete Hypothese (Ritter Th. 1. S. 1008) eines langen Laufes desselben aus dem Inneren des Altaï. Diese Hypothese hat sich jedoch als falsch erwiesen. Der Weg, den Tschihatscheff hier einschlug, führte zuerst das Thal des Burguzun aufwärts bis an seine Quelle, an der er zum ersten Male jene Hochflächen erreichte, die, wie schon Ritter aus den Berichten der Reisenden, welche den westlichen Altaï erforscht haben, nachwies (vgl. Ritter Th. 1, S. 839, 877 und öfter), diesem Hochgebirgslande so eigenthümlich sind. Die Ketten haben nämlich auf ihren Höhen keine scharfen Kämme, sondern ausgedehnte, hüglige und bergige Flächen ganz ohne hervorstechende Gipfel, deren Höhe man im Durchschnitt ziemlich gleichmäfsig zu 6000 Fufs annehmen kann*);

*) Ich bemerke beiläufig, dafs der Gipfel des Koksungebirges,

Digitized by Google

diese Plateauflächen sind von der furchtbarsten Oede und Wildheit und von Menschen wie von Thieren gemieden, die Oberfläche fast von aller Vegetation entblöfst, zwischen nackten Felsen und Sümpfen und Seen wechselnd, daher die Wasserfälle der Ströme, welche diesen häufig noch im Sommer mit Eis und Schnee bedeckten Höhen entfliefsen. In dieser Einöde erreichte Tschihatscheff zuerst das schon dem chinesischen Staate angehörige Quellengebiet des Flusses Ojuk, der in das Innere nach Südosten fliefst, und nachdem er dieses durchschnitten hatte, den gröfseren See Dschulukol, aus dem der Tschulischman abfliefst. An seiner Nordseite erhebt sich eine hohe und mit ewigem Schnee bedeckte, nach Nordwesten ziehende Kette, die Grenze der beiden Staaten hier, die Tschihatscheff auf seiner Charte das Sajanische Gebirge nennt; die Kalmucken belegen das südliche Ende mit dem Namen Tendischeli, und ohne Zweifel bildet das hohe Schneegebirge Kerzeurtan, das der Reisende später aus dem Thale des Alasch im Südwesten sah, ihr nördliches Ende; sie trennt die Zuflüsse des Tschulischman (Ob) von denen des Kemtschik (Jeniseï). Der Plan, dem Tschulischman abwärts zu folgen, erwies sich bald hauptsächlich der grofsen Sümpfe halber als unausführbar; daher mufste der Reisende das Thal des Bagajasch, der von Südwesten her dem Dschulukol zufliefst und ein Hauptquellarm des Tschulischman zu sein scheint, aufwärts folgen, und an seiner Quelle überstieg er den Gebirgspafs, der endlich aus dieser furchtbaren Wüste herab in das wirthlichere Quellthal des Baschkaus und seit mehreren Tagen zum ersten Male wieder zu Bäumen führte, anfangs freilich nur zu abgestorbenen Stämmen, wie denn überall sich hier die Spuren des Abnehmens der Waldgrenze zeigen, ganz so wie das Gleiche von früheren Beobachtern im westlichen Altaï und bekanntlich auch in anderen Hochgebirgen (z. B. den Alpen, beobachtet ist. Sobald es aber möglich war, verliefs Tschihatscheff wieder das Thal des Baschkaus, erstieg die wilden Hochflächen auf seiner Nordseite von neuem und gelangte, das Thal des Karakem hinabziehend, zum Tschulischman; allein auch diesmal fand er es unmöglich, dem in einer tiefen Engspalte dahinbrausenden Flusse zu folgen, er verliefs ihn sogleich wieder und kam im Thale seines Zuflusses Tardagaï auf die Höhe und von hier herab durch das Thal des Dscholdu in das schöne Thal des Baschkaus, wo er auf seine vorausgesandte Karawane stiefs. Nun zog er an diesem Flusse herab, ganz wie Bunge bis zur Mündung des Ulachan, und sein weiterer Bericht über die Reise an dem letzten Flusse aufwärts und den Steilabhang an seiner Quelle herab zum Tschulischman, wie weiter im Thale des letzten bis zum Eintritt in die Ebene, wo er sich mit dem Baschkaus vereinigt, bestätigt die Nachrichten von Bunge, der denselben Weg zurückgelegt hat, vollständig; (von dem von Bunge erwähnten schönen Catarrakte (vgl. Ritter Th. 1., S. 981) giebt Tschihatscheff eine Zeichnung). Aber den Telezkischen See besuchte er nicht, sondern blieb zur Ausführung seiner ferneren Pläne an der Mündung der Tschultscha in den Tschulischman.

Von hier beginnt der Theil der Reise, wo Tschihatscheff keinen europäischen Vorgänger gehabt hat und als der erste Entdecker auftritt. Seine Absicht war, die Quellen des Abakan, eines grofsen Zuflusses des Jeniseï, aufzusuchen und diesen Flufs bis in das sibirische Tiefland zu verfolgen; dies führte ihn in den bisher noch ganz unbekannten Theil des Altaï, der vom Tschulischman, wo die letzten Kalmucken an der Mündung der Tschultscha nomadisiren, und dem Telezkischen See an bis zur Sibirischen Ebene und dem Jeniseï eine ganz unbewohnte Einöde ist. Das Vordringen im Thale der Tschultscha scheint unmöglich gewesen zu sein, daher erstieg der Reisende im Thale eines kleinen westlicheren Zuflusses des Tschulischman, des Ululuduk, in welchem er die kleinen, mit Steinen bedeckten, den sogenannten Gletschertischen ähnlichen Sandhügel bemerkte, die sich auch in den Alpen öfter (z. B. im Val d'Xereus in Wallis, in den Erdpyramiden bei Kollmann) finden, die Höhe und gelangte bald wieder auf die von einzelnen Thälern durchschnittenen, stufenartig sich folgenden Hochgebirgsflächen, die im Ganzen vom Telezkischen See ununterbrochen bis zum Jenisaïthale sich hinzuziehen scheinen und hier noch an Rauhheit und Wildheit die um die Quellen des Tschulischman übertreffen. Auf ihnen machte er im oberen Thale des dem Telezkischen See zufliefsenden Kaïru die interessante Entdeckung reicher Eisenlager, welche die in der Nähe lebenden Kalmucken benutzen, um auf die einfachste Art Eisen zu schmelzen, das sie

den Ritter (Th. I, S. 912) auf 9692 Fufs angiebt, aus einem Druckfehler in der Höhentafel in Ledebours Werk (für 5692 Fufs) entstanden sein mufs.

Digitized by Google

heimlich an die chinesischen Grenzwachen absetzen. Weiter gegen Osten hin gelangte Tschihatscheff endlich unter aufserordentlichen Mühseligkeiten in das Thal der oberen Tschultscha und folgte ihm bis zu dem auf einer Hochfläche liegenden See gleiches Namens (oder Uldukol), in welchen die Quellbäche des Flusses zusammenfliefsen. An einem derselben, der in das nördliche Ufer des Sees fällt, zog er dann hinauf und überstieg an seinen Quellen die Höhen, an deren jenseitigem Abhange die kleinen Seen entdeckt wurden, aus denen der grofse und der kleine Abakan, die Hauptquellströme dieses bedeutenden Flusses, entstehen; aber der Versuch, an ihnen hinabzuziehen, mufste aufgegeben werden, da das Thal des grofsen Abakan so wild und unwegsam war, dafs man auf den es umgebenden Hochflächen hätte weiter ziehen müssen, deren abschreckende Wildheit weder Menschen noch Thiere länger ertragen konnten; den kleinen Abakan konnte die Karawane der Schneemassen halber, die um seine Quellen aufgehäuft waren, nicht erreichen.

In Verlegenheit, wohin er sich von hier wenden solle, fafste Tschihatscheff den Entschlufs, grade nach Osten vorzudringen, um zu den nächsten Zuflüfsen des Jeniseï und so zu diesem selbst zu gelangen und ihm bis zu den russischen Posten zu folgen, ein Entschlufs, der, wenn er so ausgeführt worden wäre, ihn ohne Zweifel in nicht sehr angenehme Verwicklungen mit den chinesischen Grenzwachen versetzt haben würde. Vom Tschultschasee aus folgte er daher zuerst auf eine Strecke dem Thale des gröfsten der ihm zufliefsenden Bäche, des Kumi, und erreichte dann durch ein Nebenthal desselben eine ausgedehnte, blofs hügelige Hochfläche, auf der eine grofse Gruppe kleiner Seen (Dschildizkol) liegt; diese Ebene bildet merkwürdiger Weise die Wasserscheide zwischen dem Ob und Jeniseï, denn der aus den Seen nach Osten abfliefsende Kavasuluk, der sich bald in eine tiefe Spalte hinabstürzt, gehört bereits zum Gebiete des letzten Stromes. Bald darauf stieg auch der Reisende über einen hohen Steilabhang in das nach so langem Aufenthalt in den Gebirgswüsten in entzückender Schönheit erscheinende Hochgebirgsthal des hier aus mehreren Gebirgsbächen sich bildenden Alasch, eines Zuflusses des Kemtschik und des westlichsten Quellmeeres des Jeniseï herab, und traf in demselben auf nomadisirende, der chinesischen Herrschaft unterworfene Sojonen, von denen er Nachrichten über den weiteren Weg einzog. Von hier ist nur ein Weg von acht Tagereisen und ohne Hindernisse bis Ulatai, derselben chinesischen Stadt, über die schon Pesterev vor sechszig Jahren Nachrichten mittheilte, und die Ritter gewifs irrig mit den viel südlicher liegenden Uliassutaï (vgl. Ritter Th. 1, S. 1051) identificirt hat; der nächste chinesische Posten Sagli liegt erst am Ostufer des Jeniseï. Unter Leitung eines Sojoner, der der Gegend kundig war, zog Tschihatscheff darauf das Thal des Uulu-alasch (des grofsen Ulasch) nach Norden aufwärts und erreichte hier wieder die wilden Hochflächen, aus denen er in die Thäler der östlichen Zuflüsse des Abakan, (wo er die ersten Rhododendron chrysanthum, (s. Ritter Th. 1, S. 1022) fand), und darauf gegen Nordosten in das des Kentigir kam, welchen nach Nordosten dem Jeniseï zufliefsenden Strom Ritter schon (aus Pesterevs Berichten) anführt, allein nicht richtig mit dem Anui (Ani unseres Reisenden) für gleich hält (S. Ritter Th. 1, S. 1006), der vielmehr ein etwas weiter westlich fliefsender Nebenflufs des Abakan ist. Aus dem Thale des Kentigir erstieg er von neuem die Gebirgshöhe zu dem schon längst bekannten Passe Schabina daban und passirte das Thal auf der Westseite dieses Berges, auf dessen Gipfel das Kreuz steht, das zur Bezeichnung der Grenze zwischen dem chinesischen und russischen Staate dient; an seinem Nordabhange traf er dann bald auf das Thal des Karasib, dem er bis zu seiner Mündung in den Dschebasch folgte, in dessen Thale die ersten Felder die Annäherung an den bald darauf erreichten Kosackenposten Abakanskoï anzeigten. Dieser letzte Theil des Weges ist derselbe, welchen die mit der Beschützung der Grenze beauftragten Kosacken alle Jahr regelmäfsig zurücklegen, um die Grenzsäule auf dem Berge zu besuchen; es ist dies zugleich der alte chinesische Weg, der im siebzehnten Jahrhundert viel gebraucht wurde, und den die russischen Gesandten, deren Berichte Ritter gesammelt hat (Th. 1., S. 1066 ff.), auf ihren Reisen nach der Residenz des Mongolischen Altinkhan am Flusse Tes einschlugen; daher wird man erst jetzt diese Berichte ganz verstehen können, namentlich den des St. Gretschanin (Ritter Th. 1., S. 1074), der bereits den Karasib, Ani und Alasch erwähnt. Auch ist diese Localität um so wichtiger, da sie ohne Zweifel auf dem Nordrande des grofsen asiatischen Hochlandes westlich vom

Digitized by Google

Irtisch eine derjenigen ist, wo das Eindringen in das Innere die verhältnifsmäfsig geringsten Schwierigkeiten darbietet, namentlich weil die Gebirgspassage so kurz ist, wenn gleich sich in dieser Gegend jetzt noch nicht einmal ein solcher Verkehr gebildet hat wie an den Grenzposten im westlichen Altaï. Von Abakanskoï aus besuchte Tschihatscheff noch den naheliegenden Posten Tachtyp und reisete dann über russische Dörfer nahe am Abhange des Hochgebirges zum Jeniseï, erforschte von dem dortigen Grenzposten Sajanskoï aus die Enge, in welcher dieser wichtige Strom aus dem Hochgebirge hervortritt, und zog bei den Kosacken daselbst Nachrichten über die nächste Grenzsäule am Bom Kemtschik ein; leider hinderte die Witterung einen Ausflug in das Gebirgsland Ergack (Ergik bei Ritter) an der Ostseite des Jeniseï zur nächsten Grenzsäule Konin dabahan. Von Sajanskoï folgte der Reisende nun dem Thale des Jeniseï bis Krasnojarsk.

Obschon der übrige Theil der Reise über über Kusnezk und Barnaul zum Westabhange des Altaï und zum Irtischthale so überwiegend der Schilderung der Goldwäschen und Bergwerksanlagen des Landes gewidmet ist, dafs das geographische Element darin viel mehr zurücktritt als in den früheren Abschnitten, so ist doch auch dieser Theil des Werkes nicht ohne vielfache Belehrung über Natur und Bildung des sogenannten sibirischen Tieflandes. Das Hauptresultat ist, dafs wenigstens für die Gegenden bis 56 Grad Breite der letzte Namen nicht ganz passend ist. Denn schon im Anfange der Reise, welche auf der Hauptstrafse über Atschinsk bis Itatl und dann auf einer Nebenstrafse bis zum Dorfe Tissul an einem östlichen Zuflusse der Kija grade nach Westen ging, wurde bald hinter Krasnojarsk der Abhang eines Gebirgszuges berührt, das in der Steppe isolirt von Osten nach Westen dem Laufe des unteren Tschulim parallel zieht und von diesem Flusse im Westen ganz umflossen wird; es heifst nach einem Zuflusse des Tschulim, der es in der Mitte durchschneidet, das Kemtschukgebirge. Von Tissul aus wandte sich Tschihatscheff nach Süden und erreichte, noch ehe er zur Kija kam, die Vorberge eines neuen nicht unbedeutenden Gebirgszuges, des Alatau, der hier von Nordwesten nach Südosten sich in gleicher Richtung mit dem Thale des mittleren Tom erstreckt, dessen Nebenflüsse er von der Kija und dem Jus, (einem Zuflusse des Abakan), scheidet, und dessen höchster Punct der sogar bis in die Schneeregion reichende Kegelberg Taskil an der Quelle der Kija ist. Vom Berge Kazik an, an dessen südlichem Abhange die nördlichste Quelle des Tom entspringt, wendet sich dieser Bergzug plötzlich nach Süden, den Tom von Abakan scheidend, und soll dann mit den letzten Vorbergen des Altaï in Verbindung stehen. Den Kamm dieses Alatau bereisete der Verf. nach Nordwesten bis Uspenka, hauptsächlich um die Goldwäschen kennen zu lernen, die seit wenigen Jahren in den bis dahin ganz unbewohnten Theilen dieses Gebirges in Menge angelegt sind und im Lande westlich vom Jeniseï, wenn auch nicht ausschliefslich, doch überwiegend den reichen Goldertrag liefern, der dem mittleren Sibirien in der neusten Zeit eine so ausgezeichnete Wichtigkeit verschafft hat.

Von Uspenka stieg Tschihatscheff den Südabhang des Alatau herab, setzte über den Tom und reisete an seinem Westufer gegen Südosten bis Kusulzk. Während dieser Weg durch ebene baumlose Steppen führte, liegen nicht weit im Westen neue Berge, deren südlichste Theile der Reisende auf einem Besuche in den Eisenhütten von Tomskoï im Nordwesten von Kusuzk erreichte. Die Charte nennt dies das Gebirgsland Salaïr und dehnt diesen Namen über den Raum zwischen dem Tom im Osten und dem nach Nord gewandten Laufe des Ob unterhalb Barnaul, der Inia im Norden und dem Tschumik im Süden aus. Allein der Reisebericht zeigt, dafs dies unrichtig ist. Von Kusnezk ging Tschihatscheff nämlich grade nach Westen stets durch Steppenland bis zu dem in der Nähe des Tschumik liegenden Dorfe Afonius zur Besichtigung der dortigen Kohlengruben; von da begab er sich nach Nordost zum Dorfe Botschatskoï an einem Zuflusse der Inia, ohne etwas anderes als Steppe anzutreffen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

Pierre de Tchihatcheff, gentilhomme de la chambre de S. M. J., voyage scientifique dans l'Altaï oriental et les parties adjacentes de la frontière de Chine.

(Schlufs.)

Erst westlich davon befand er sich bei den reichen Silber- und Eisengruben von Salaïr am Abhange der Berge dieses Namens, folgte diesem Abhange gegen West und durchschnitt endlich ihren breiten Rücken nahe am Westende, worauf er Barnaul erreichte. Von da führte die Reise nach den Bergwerksstädten am Altaï, zuerst über den bekannten See von Koliwan nach Zmeïnogorsk (oder Schlangenberg, gewöhnlich blofs Zmëeff genannt), dessen jetzt aufgegebene Bergwerke für geologische Untersuchungen so interessant sind, und dann nach dem ersten der beiden Hauptorte des Altaïschen Bergbaues, Riddersk im Thale der oberen Ulba. Die Jahreszeit war zu weit vorgerückt, als dafs ein Besuch der reichen Gruben von Zyrianovsk im Buchtarmathale möglich gewesen wäre; der Reisende mufste sich mit einer Excursion von Ustkamenogorsk in die Kirgisensteppe zur Untersuchung der kürzlich im oberen Ablaïkitthale angelegten Goldwäschen, in denen die Arbeiter alle Kirgisen sind, begnügen und trat alsdann die Rückreise nach Europa über Omsk und den Ural an.

Die hier und da mitgetheilten ethnographischen und statistischen Nachrichten sind, wie ich schon erwähnte, zwar nicht bedeutend, doch nicht uninteressant. Ein Theil derselben bezieht sich auf die russische Kolonialbevölkerung, so die lehrreichen Bemerkungen über die Exilirten und ihre Stellung im Lande (S. 7 ff.), über die Kosacken und ihre Vertheilung, wie über die Grenzbesetzung (S. 193 ff.), über die Goldwäschen und den Einflufs, welchen sie auf die Bevölkerung des Landes ausüben (S. 216 ff.). Andere Berichte der Art haben die Ureinwohner zum Gegenstande. Der über die Bergkalmucken des Altaï (S. 40 ff.) giebt fast nichts, was man nicht schon bei Bunge fände; (neu ist die Notiz, wenn sie anders richtig ist, dafs dieser Volksstamm sich selbst Telengiten nennt). Wichtiger sind die Notizen über die jetzt nur noch halbnomadischen, am Abakan und Jeniseï lebenden Stämme der Kaschintzen, Kaïbalen, Beltiren und Sagaier, nur möchte es wohl schwerlich richtig sein, was der Verf. behauptet, daf die Kaïbalen wie die übrigen vom türkischen Stamme seien, während Pallas und Klaproth sie den Samojeden zutheilen. Am interessantesten aber ist die Schilderung der Sojonen, die in den Geographieen gewöhnlich fälschlich Sojoten heifsen, und die Tschihatscheff im Thale des Alasch kennen lernte (S. 138 ff.). Sie zeichnen sich vor anderen Nomadenstämmen Mittelasiens besonders durch die auffallende Sitte, die Ochsen zum Reiten selbst auf der Jagd zu brauchen, aus, sind übrigens den Bergkalmucken des Tschujathales im Aeufseren, in Sitten und Gebräuchen und in der Religion ganz ähnlich, sprechen gleich ihnen einen verdorbenen türkischen Dialekt und scheinen daher wie sie Mongolischen Stammes zu sein, ob sie gleich bisher für ein finnisch-samojedisches Volk galten.

Der zweite Theil dse Werkes enthält zuerst eine sehr ausführliche Untersuchung über die Geologie des Altaï, dann ein Verzeichnifs aller vom Verf. auf seiner Reise gesammelten Pflanzen, endlich einen Aufsatz des Akademiker Brandt in Petersburg über die Zoologie des westlichen Sibiriens mit einem Verzeichnisse aller daselbst vorkommenden Mammalien, Vögel, Fische und Reptilien.

Dem äufserlich übrigens luxuriös ausgestatteten Werke sind noch zwei Hefte beigegeben, deren eines eine Reihe von Zeichnungen enthält, die ein Begleiter des Reisenden im Altaï entworfen hat, landschaftliche

Digitized by Google

Darstellungen augenscheinlich von grofser Wahrheit, welche einen bestimmteren Begriff von der aufserordentlichen Wildheit und Grofsartigkeit dieses Gebirgslandes geben, als dies alle Beschreibungen vermögen. Das zweite Heft enthält Charten, aufser mehreren geologischen Blättern und Plänen von Bergwerken, vor allem eine auf der Gebirgsreise von einem anderen Mitgliede der Expedition aufgenommene Wegcharte, die gewifs als eines der schätzbarsten Resultate dieser schönen Unternehmung betrachtet werden mufs, und eine geologische Generalcharte, die aber im Einzelnen nicht frei von Fehlern ist.

Meinicke.

XLVIII.

Fontes Rerum Germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands, herausgegeben von J. F. Boehmer. Erster Band. Joh. Victoriensis und andere G. Q. D. im 14. Jahrhundert. XL u. 488 S. Stuttg. u. Tüb. J. G. Cotta. 1843. 8. Zweiter Band. Hermannus Altahensis u. a. G. Q. D. im 13. Jahrhundert. 1845. LVI und 572 S.

Das Bedürfnifs nach einer umfassenden Untersuchung und kritischen Bearbeitung der Quellen unserer deutschen Geschichte, und nach allgemein zugänglichen Ausgaben derselben, hat sich seit längerer Zeit so entschieden geltend gemacht, dafs es wohl als anerkannte Thatsache hingestellt werden kann. Es ist ja auch nicht bei dem Wunsche und Begehren geblieben, sondern hat sich wirksam bewiesen in mannigfachen kleineren und gröfseren Unternehmungen, die von verschiedenen Ausgangspuncten demselben Ziele zustreben. Für die Zeit der Karolinger, der sächsischen und der salischen Kaiser, liegt die Hauptmasse des Stoffes in der grofsen Sammlung der Monumenta Germaniae historica vor, und die Geschichtschreiber der staufischen Periode werden im Verlaufe einiger Jahre ihren Vorgängern sich anreihen. Es ist freilich vor Kurzem öffentlich eine Klage ausgesprochen worden, über dèn langsamen Fortgang des Werkes *), doch möchte es schwer sein, ein Beispiel zu finden, wie unter ähnlichen Bedingungen in derselben Zeit etwas geleistet sei, das sich hiermit vergleichen liefse. Aber die Masse des Stoffes wächst, je mehr man sich der neuern Zeit nähert; und da neben den Geschichtschreibern auch die anderen Abtheilungen des Werkes nachzuholen sind, wird man für die Zeiten nach dem Untergange der staufischen Kaiser noch lange auf anderweitige Hülfsmittel angewiesen sein. Nicht leicht hat wohl Jemand den ganz vernachläfsigten Zustand der gleichzeitigen Schriftsteller des 13. u. 14. Jahrhunderts lebhafter empfunden, als Hr. Dr. Boehmer bei der Ausarbeitung seiner Reichsregesten. Schon in der Vorrede zu den Regesten Ludwigs des Baiern (1839) finden wir neben einer Charakteristik der Schriftsteller dieser Periode die Klage über die Unzulänglichkeit der meisten bisherigen Ausgaben, und die dringende Aufforderung, neue zweckmäfsigere zu veranstalten. Da dieselbe aber ohne Erfolg geblieben ist, so hat der Verf. sich selbst an diese Aufgabe gemacht und sie mit so grofser Thätigkeit und solchem Eifer angegriffen, dafs nun schon in 2 Bänden die hauptsächlichsten und wichtigsten Quellen für die Zeit von dem Interregnum bis auf Karl IV. vorliegen, viele namhaft verbessert, einige ganz neu, alle durch sorgfältigen Druck, chronologische Randbemerkungen und kurze erklärende Anmerkungen für den Gebrauch aufs zweckmäfsigste eingerichtet. Der Herausgeber hat wiederholt ausgesprochen, dafs kein Grund vorhanden sei, sich mit einer einzigen Ausgabe dieser unmittelbaren Zeugen des Lebens unsers Volkes in früheren Jahrhunderten zu begnügen, während die Schriftsteller der Griechen und Römer in immer neuen Ausgaben erscheinen. Diese richtige Bemerkung hat man übersehen, wenn man, wie

*) Gfrörers Kirchengeschichte, Bd. IV, 1. Vorrede. Es sind bis jetzt seit der Begründung der Gesellschaft 1819 acht grofse Folianten erschienen, der neunte ist fast vollendet und von Hrn. G. selbst schon benutzt; daneben die 8 Bände des Archivs, und die verschiedenen Regestenwerke, welche von den Mitgliedern der Gesellschaft Boehmer und Chmel herausgegeben sind. Eine gröfsere Masse von Publicationen zu liefern, wäre freilich nicht schwer gewesen; an Stoff ist kein Mangel. Ueber die Sorgfalt und Genauigkeit der kritischen Behandlung aber können wir kein Urtheil erwarten, keine Anerkennung ihrer Bedeutung, von einem Gelehrten, der obgleich selbst Bibliothekar, erst in diesem Bande angefangen hat, den Namen des Herausgebers des von ihm so viel benutzten Werkes richtig zu schreiben.

Digitized by Google

hin und wieder geschehen, in diesem Unternehmen eine Art Rivalität mit der Sammlung der Monumenta erblicken wollte. Höchstens könnten hierdurch die Abdrücke einzelner Schriftsteller in kleinerem Formate überflüfsig gemacht werden, wenn gegen die Erwartung des Herausgebers die Theilnahme des Publicums für 2 verschiedene Ausgaben nicht lebhaft genug sich zeigen sollte. Denn der Gesichtspunct der Monumenta ist ein ganz anderer. Sie streben einerseits nach Vollständigkeit, und werden deshalb noch viele weniger wichtige, doch zur eindringenden Kunde von der Geschichte der Zeit beitragende Werke, anderes hier nur Excerpirtes vollständig aufnehmen müssen; andrerseits aber nach einer erschöpfenden kritischen Behandlung, während Hr. Dr. Boehmer nur die ihm gerade zugänglichen, oder nothwendigsten handschriftlichen Hülfsmittel benutzt hat, die er sogar in Rom, Wien und München aufsuchte; aber es bleibt doch noch viel zu thun übrig, bei manchen Schriftstellern sind nur die alten Drucke wiederholt, und durch Conjecturen verbessert. Um ein Beispiel zu geben, führe ich die beiden Verzeichnisse Cölnischer Erzbischöfe aus dem zweiten Bande an. Es giebt davon, wie in der Vorrede bemerkt ist, noch viele Handschriften; diese weichen bedeutend von einander ab, und es bleibt noch die Untersuchung übrig, wie sie sich zu einander verhalten, und welchen Werth man daher den einzelnen Angaben beilegen kann. Es soll dadurch keineswegs der Werth dieser Ausgabe geschmälert werden, welche einem sehr fühlbaren Bedürfnisse abhilft, aber auch selbst nicht den Anspruch macht, eine spätere genauere Bearbeitung der Quellen dieser Periode überflüfsig zu machen. Wie wichtig aber die oft geringschätzig betrachtete Verbesserung der falschen Lesarten alter Texte ist, das weifs jeder, der sich ernstlich mit geschichtlichen Forschungen beschäftigt hat, und sich bei unzuverläfsigen Ausgaben vergeblich nach einem festen Boden für seine Arbeit umsah. Die vorliegende Ausgabe wird man in den meisten Fällen genügend finden, und manches wie der Mönch von Fürstenfeld, Johann von Victring, u. a. ist nach den Originalhandschriften sehr wesentlich verbessert; anderes hier zum ersten Male gegeben, so die Annalen von Speier und die Aldersbacher Fortsetzung des Martinus Polonus, nebst wichtigen Urkunden für Worms und Briefen Ludwig's des Baiern, unter welchen namentlich die Verkündigung der 1338 zu Coblenz beschlossenen Reichsgesetze hervorzuheben ist. — Aus einer wohlerhaltenen Handschrift, besonders wenn sie das Original selbst ist, neue oder bisher entstellt gewesene Sachen zu geben, ist eine angenehme und nicht sehr schwierige Arbeit; ungleich mühevoller und unerquicklicher, aber darum auch um so dankenswerther ist das Verfahren, durch welches Hr. Dr. Boehmer mehrere Werke, die in ihrer ursprünglichen Gestalt verloren sind, aus späteren Auszügen, Ueberarbeitungen und gelegentlichen Erwähnungen herzustellen bemüht gewesen ist. Die Frucht davon liegt vor in den Strafsburger und den Wormser Annalen, welche so für die Geschichte neu gewonnen sind. Fast dasselbe gilt von so manchen kleineren Notizen, und Stellen aus Werken fremdartigen Inhalts, welche hier der Benutzung des Geschichtsschreibers dargeboten werden.

Ueber den ganzen reichen Inhalt der beiden bis jetzt erschienenen Bände eine Uebersicht zu geben, kann hier nur im schwachen Umrifs versucht werden, denn die Namen alle zu nennen, bringt keinen Nutzen — denjenigen, welche die Bedeutung derselben kennen, wird auch diese Ausgabe längst bekannt sein — und wenn wir uns auf eine Charakteristik der einzelnen Werke einlassen wollten, würden wir nur die beiden Vorreden des Werkes abdrucken lassen können, wo wir die Nachrichten über die Werke und ihre Verfasser, in eben so gründlicher wie angenehmer Darstellung vereinigt finden, mit der Schilderung ihrer Eigenthümlichkeit und der Nachweisung, über welche Zeiten, Personen und Verhältnisse bei jedem Auskunft zu erwarten ist. Es wird also genügen, darauf zu verweisen, und hier nur zu bemerken, dafs die Zeiten der Verwirrung nach dem Abgange der hohenstaufischen Kaiser, die kurzen Regierungen der folgenden Könige, endlich der Kampf der Baiern und Habsburger diese Bände erfüllen. So wie das Reich seine Einheit verloren hatte und mehr und mehr die localen Interessen überwogen, so finden wir auch die Geschichtschreibung zerfallend in Localchroniken; nur wenige der hier aufgenommenen haben die Person des Herrschers zu ihrem Mittelpuncte, und man mufs daher die allgemeine Geschichte zusammenlesen aus den vielfältigen Brechun-

Digitized by Google

gen, in welchen ihre Thatsachen von den einzelnen gerade davon berührten Orten und Personen reflectirt werden; andrerseits aber erhalten wir um so reichere und anschaulichere Darstellungen des Lebens im Einzelnen, ganz besonders der Rheinischen Städte Colmar, Strafsburg, Speier, Worms, Mainz, Cöln, Lüttich, deren Annalen den 2ten Band eröffnen. Doch veranlafste Heinrichs VII. Romfahrt, sein und Ludwigs Kampf mit den Päpsten, auch Werke von allgemeinerem Gesichtspuncte, welche wir im ersten Bande finden, wo auch die so sehr merkwürdige, leider unvollendete, Selbstbiographie Karls IV. aufgenommen ist, nach einer Wiener Handschrift wesentlich verbessert. Mit Recht macht der Herausgeber auf diese ganz besonders aufmerksam, da sie ungemein charakteristisch für die Zeit und für die Person des Mannes ist, der auf die Geschichte Deutschlands so wesentlich eingewirkt hat. Dr. Boehmer ist der Meinung, dafs die Griechische und Römische Geschichte kein ausschliefsliches Anrecht darauf haben, aus den Quellen selbst studirt zu werden, und dafs auch auf Schulen man wohl thue, sich mit diesen redenden Zeugen unserer eigenen Vergangenheit bekannt zu machen. Man hat das in kaum glaublicher Weise mifsverstanden, als ob die alten Klassiker aus den Schulen sollten verdrängt, diese Schriften als Muster der Schreibart und der geschichtlichen Auffassung empfohlen werden. Das ist eben nur ein Mifsverständnifs und durch keine Aeufserung in diesen Bänden gerechtfertigt. Aber dafs sie als geschichtliche Denkmale unserer eigenen Vorzeit von hoher Wichtigkeit für uns sind, dafs sehr viel aus ihnen zu lernen ist, und kein Lehrer der Geschichte sie ohne Nachtheil unbeachtet lassen darf, das kann nicht bezweifelt werden, und je mehr man sich mit ihnen bekannt macht, desto mehr wird man auch von der hochmüthigen Verachtung dieser Zeit zurückkommen, und zugeben, dafs sich mehrere dieser Werke durch die historische Auffassung und klare Darstellung in hohem Grade auszeichnen, und selbst die Sprache freilich nicht das Latein des klassischen Alterthums ist, aber eine durch vielfältigen Geschäftsgebrauch sehr ausgebildete und ihrem Zweck sehr wohl entsprechende, eigentlich ganz neue Sprache. Daneben finden wir auch schon einige interessante deutsche Stücke.

Um den Zweck und die Bedeutung dieses Buches schliefslich noch einmal kurz zusammenzufassen, sei es erlaubt, eine Stelle aus der Vorrede des zweiten Bandes herzusetzen, welche am klarsten und besten darüber belehren wird.

„Den Boden zu kennen, worauf man steht, zu wissen, was einst gewesen, nun aber verschwunden, einzusehen, wie das gekommen, zu begreifen, was in der Vorzeit wurzelnd, noch aufrecht steht: das scheint mir Anfang und Vorbedingung aller besseren Bildung; doppelt wichtig einem Volke, dessen selbständige Entwickelung gehemmt war, welches neu sich erheben will, und nun doch nicht die letzten Jahrhunderte der Versunkenheit fortsetzen, sondern anknüpfen möchte an die früheren der Kraft und Gröfse. So wird es denn würdige Aufgabe für vaterländische Gesinnung sein, hier an den ächtesten Kunden der Vorzeit sich selbst wieder finden zu lernen, sich zu stärken an dem, was die Vordern erstrebt, sich zu belehren an dem, was ihnen förderlich oder verderblich war, und gereinigt von den Leidenschaften durch den Anblick des grofsen Dramas zu der Aufgabe der Gegenwart mit veredelter Kraft zurückzukehren."

„Solchen und verwandten Zwecken zu dienen, ist neben anderen Handausgaben unserer Geschichtsquellen gegenwärtige Sammlung bestimmt, welche in bequemer Form in gebessertem Text und vereinigt nach natürlichen Massen dasjenige bietet, was sonst in einigen wenigen öffentlichen Bibliotheken so unzugänglich war, dafs bis 400 Jahre nach Erfindung der Buchdruckerkunst der Nation die allgemeinere Kenntnifs ihres Erbes an geschichtlichen Ueberlieferungen vorenthalten blieb."

W. Wattenbach.

Digitized by Google

XLIX.

C. Cornelii Taciti opera quae supersunt ad fidem codicum Mediceorum ab Io. Georgio Baitero denuo excussorum ceterorumque optimorum librorum recensuit atque interpretatus est Io. Gaspar Orellius. Vol. I. Turici 1846. 628 *pagg. Lexicon-Octav.*

Mit dieser neuen Ausgabe des Tacitus hat der hochverdiente Herausgeber zwei verschiedene Klassen von Lesern befriedigt, einmal die Kritiker, die bisher immer noch eine ganz vollständige Begründung des Textes auf die stimmberechtigten Handschriften vermifsten, alsdann diejenigen Leser, die zu ihrer Erleichterung eine gedrängte Wort- und Sacherklärung ohne den gelehrten Apparat der Untersuchung begehrten. Die *Annotatio* ist demnach eine doppelte. Für den eigentlich philologischen Leser sind die kurzen kritischen Notate zunächst unter dem Text bestimmt, in denen die Lesart der Florentiner Doppelhandschrift, d. h. das Med. I. zu den ersten Büchern, des Med. II. zu den folgenden Büchern der Annalen, mit allen Abweichungen von der bisherigen Vulgata (B, d. h. Bekker) und von dem neuen Text auf das Genauste verzeichnet ist. Aufserdem werden die kritischen Entscheidungen der neusten Herausgeber, *Walther*, *Ritter*, *Döderlein*, und diejenigen Conjecturen, die Hrn. Orelli einer Erwähnung werth scheinen, angegeben. Auf eine Geschichte des Textes ist es dabei nicht abgesehen: wenn die Lesart der Handschrift Anerkennung gefunden hat, so wird weiter nichts bemerkt; nur wo dies bisher nicht der Fall gewesen ist, oder wo auch jetzt der Handschrift nicht Folge geleistet werden kann, ergiebt sich die Gelegenheit einer kritischen Aufzeichnung. Auch alle Schreibfehler der Handschrift werden angemerkt, so dafs der Leser überzeugt sein mufs, wo nichts angemerkt ist, stimme die Handschrift mit dem Text überein.

Dieser Theil der Arbeit beruht wesentlich auf der Sorgfalt des Hrn. Prof. Baiter, der bei einem zweimaligen Aufenthalte in Florenz, wohin er nur zu diesem Zweck auf Kosten des Verlegers gereist war, die beiden Mediceischen Haupthandschriften ganz genau verglich und dabei die früher von Anderen angestellten Vergleichungen berücksichtigte. Hr. Orelli rühmt, bei Gelegenheit, das scharfe Auge seines gelehrten Mitarbeiters: und so darf man also mit Fug und Recht vertrauen, dafs diese unentbehrliche Grundlage der Kritik nunmehr ihren Abschlufs erhalten habe. Ref. hat nichts gefunden, was dies Vertrauen schwächen könnte. Er hatte sich aus eigener Ansicht des Cod. I. einige Varianten notirt, die in der Vergleichung Furia's bei Bekker nicht enthalten waren; aber er hat diese alle in der neuen Vergleichung angemerkt gefunden, unter andern III, 13 wo der gewöhnliche Text sed *multa eloquentia Vitellius* hat, im Codex aber ganz richtig *et*, d. h. et Vitellius quidem, steht. Dies wird nunmehr zwar angemerkt, hat aber bei der Constituirung des Textes noch nicht die verdiente Anerkennung gefunden.

In einem einzigen Punkte könnte vielleicht noch ein Zweifel obwalten, nämlich ob die Abkürzungen überall richtig gelesen sind. Sie sind in der Baiterischen Variantensammlung nicht nachgebildet, sondern gleich so, wie Hr. Baiter sie lesen zu müssen glaubte, hingesetzt. Ref. vertraut Hrn. Baiter, aber wenn dieser in der noch unberichtigten Stelle XI, 23 als Lesart der Handschrift *per se satis* angiebt und Jacob Gronov's Aussage daneben gehalten wird, in der Handschrift stehe *p st² satis*, so entsteht eine Ungewifsheit, die wir beseitigt wünschten.

Auf die Baiterische Vergleichung gestützt, hat Hr. Orelli den Text der Annalen recensirt und ihm unzweifelhaft eine gröfsere diplomatische Richtigkeit gegeben, als er in irgend einer andern Ausgabe hat. Ohne Conjectur kann Tacitus nicht edirt werden: dies braucht in der That nur für Nicht-Philologen bemerkt zu werden: es kommt nur darauf an, ob eine Conjectur in der gegebenen Stelle nöthig und dann, ob sie richtig ist. Mit diesem Grundsatz sind alle Kritiker einverstanden, aber bei der Anwendung desselben zeigt sich die gröfste Verschiedenheit. Hr. Orelli hat sich niemals als einen Gegner der Conjecturalkritik, wie manche andere, gezeigt, und in die vorliegende Ausgabe des Tacitus nimmt er oft genug Conjecturen auf, weniger seine eigenen als von andern vorgeschlagene, wo ihm Sinn und Wort und äufsere Möglichkeit dafür zu sprechen scheinen. Aber im Allgemeinen ist er sehr bedenklich, und wo eine Conjectur, wenn sie auch schon lange ihre Stelle in dem gewöhnlichen Text gefunden hat, von irgend einem Kritiker in neuerer Zeit wieder bezweifelt worden ist, stellt er in der Regel lieber die sinnlose Lesart der Handschrift her,

Digitized by Google

als dafs er sich entschlösse die Bedenklichkeit zurückzuweisen. Er bezeichnet alsdann die Stelle als verdorben mit einem Kreuz. Hiemit wird er es ohne Zweifel den Meisten recht gemacht haben. Ref. gesteht, dafs es ihm oft leid gethan hat, den Gewinn scharfsinniger Gelehrsamkeit abermals in Zweifel gestellt und in die Noten verwiesen zu sehen, wie z B. I, 20 Lipsius' schöne Emendation *vetus operis et laboris* für den Fehler der Handschrift *intus operis et laboris*, oder I, 26 die Umstellung *numquamne ad se nisi filios familiarum venturos* für das mit dem Gedanken unverträgliche *numquamne nisi ad se filios familiarum venturos*. Jedenfalls werden die meisten Leser das Kreuz an denjenigen Stellen für unnütz halten, wo der Herausgeber sich in den Noten entschieden für diese oder jene Aenderung ausspricht. Jedoch hierüber läfst sich nicht rechten. Die Grade der Wahrscheinlichkeit sind verschieden: worauf der eine schwört, das ist dem andern gar nicht einleuchtend; und so könnte es leicht sein, dafs ein und der andere kritische Leser ebenfalls ein Kreuz verlangte, wo Hr. Orelli eine Verbesserung für unzweifelhaft gehalten hat, z. B. I, 59 *hoc unum* Horkel: *hominum* codex. Es wird auch künftig nicht an Ausgaben fehlen, wo der Text nach consequenter Wahrscheinlichkeit durchcorrigirt werden wird. Doch für geraume Zeit wird man auf Orelli's Ausgabe als auf die treuste Grundlage der Ueberlieferung zurückkommen.

Nur dies hätten wir bei der Angabe kritischer Erfindungen gewünscht, dafs die Schrift des Kritikers, worin eine Conjectur vorgetragen ist, wenn es nicht eine Ausgabe des Autors ist, nach Titel und Stelle angegeben würde. *Hoc unum Horkel.* Das ist gar zu kurz und gegen den gelehrten Brauch. Wenigstens hätte die Vorrede über dergleichen Hülfsmittel der Verbesserung litterarische Auskunft geben sollen.

In der vorliegenden trefflichen Ausgabe ist auch zum ersten Mal die Orthographie der Handschrift möglichst befolgt, wenigstens genau angemerkt worden. Jedermann weifs, dafs es sich hiebei vornehmlich um die Schreibung der mit Präpositionen zusammengesetzten Wörter handelt. Die Vulgata assimilirt in der Regel den Consonanten der Präposition und schreibt accursus, affusus, assuescere, colloquia, impar u. s. f. Hr. Orelli stellt die Inconsequenz der beiden Handschriften wieder her. Der Med. I. läfst meist die Präposition unverändert, schreibt also adcursus, adclamare, conlapsae, inlustris, inprovide, aber nicht überall, denn I, 31 steht implere, 53 imparem, 42 summoveo. Im Med. II. wird häufiger als in Med. I. assimilirt, und so weicht die Orthographie in den letzten Büchern oft von der in den ersten ab: vorn adcingi, adfectionibus, adsectabantur, conlata, conposuit, inlustris, hinten accingi, affuit, affectus, assentatio, collatus, composito. Wer eine solche Unbeständigkeit in heutigen Ausgaben nicht erträgt, mufs auf einer Seite den Handschriften Gewalt anthun. Die beiden Tacitischen Handschriften huldigen im Ganzen dem Grundsatz nicht zu assimiliren. Dagegen entschied sich die Lateinische Grammatik der Quintilianischen Zeit und später für den Grundsatz der Assimilation mit einzelnen bestimmten Ausnahmen, konnte aber bei dem nachlässigen Gebrauch der Schreiber nicht durchdringen, während man im Sprechen gewifs die Buchstaben assimilirte. Und so finden wir denn in den Handschriften, je älter sie sind, oder aus je älterer Quelle ohne Dazwischenkunft eines Grammatikers sie geflossen sind, desto mehr Schwanken.

Nur darüber haben wir uns bei dieser Orthographie des Textes gewundert, warum Hr. Orelli den einzigen consequenten Grundsatz beider Handschriften, das s nach ex abzuwerfen dergestalt verschmäht hat, dafs er lieber von vorn bis hinten anmerken wollte, der Codex habe extare, exequi, expecto, extruxit, während er selbst gegen den Codex die dicke Schreibart exsequor, exsilium, exstruxit u. s. f. einführte. Ueber nichts sind die alten Grammatiker so einig, als dafs das s nach x nicht gesprochen wird, also auch nicht geschrieben werden soll. Auch *tentare* schreibt Hr. Orelli gegen die entschiedene Autorität der Handschriften, welche *temptare* verlangen. Warum auch I, 12 Vipsania gegen den Codex, der Vipstania hat? und was bedeutet der Grund „Altera scriptura ex Inscriptionibus adscita est?" Ist dieser Grund bei Messala, Apuleius geltend gemacht, und wird er weiterhin beobachtet?

Für die Erklärung des Autors hat Hr. Orelli durch die zweite etwas gröfser gedruckte Abtheilung der Noten gesorgt. Der Sinn wird kurz und bündig meist durch Umschreibung erläutert. Grammatisch-stilistische Erörterungen, die bisher am meisten beliebt waren, treten sehr zurück. Dagegen werden einige histo-

Digitized by Google

rische Punkte, vornehmlich in Betreff der vom Autor erwähnten Personen genauer ausgeführt und hiebei interessante Beiträge zur Erklärung aus den alten Inschriften gegeben. Dies möchten wir als das Eigenthümlichste dieser Interpretation hervorheben und zur Beachtung empfehlen. Aufserdem erfreut Hr. Orelli den Leser häufig durch Excerpte aus Büchern, die man sonst nicht gewohnt ist zur Erklärung des Tacitus herbeigezogen zu sehen. Auch derjenige Theil der Erklärung, der für Anfänger bestimmt ist, hält ein richtiges Maafs und trifft die Sache, wie man denn von einem Gelehrten, wie Hr. Orelli ist, überhaupt nichts Triviales zu befürchten hat. Nur zuweilen sind wir auf Erklärungen gestofsen, die bei ihrer Kürze zu Mifsdeutungen Veranlassung geben können oder eine Unrichtigkeit enthalten. Zu XV, 32 soll das *ius Latii* erklärt werden, und es heifst: „Media erat Latinitas inter ius Italicum et ius civitatis Romanae." Dies kann niemand verstehen. Das Ius Italicum, wie es zur Zeit des Tacitus war, ist Freiheit von der Grundsteuer und bezieht sich auf den Provinzialboden, der das Vorrecht von Italien geniefst, ist also etwas sehr Vorzügliches und nicht mit der Latinitas, die einen persönlichen Zustand bezeichnet, zu parallelisiren. Hr. Orelli denkt an die Zeit vor der Ertheilung des Bürgerrechts an die Italischen Völker: damals war das ius Latii besser als das jus Italicorum, d. h. als die Stellung der Italiker, und schlechter als das ius civitatis Romanae. Aber das ist ein längst aufgelöster Gegensatz.

XII, 24 führt Tacitus an, das Romulische Pomoerium habe *a foro boario* begonnen, und dazu wird bemerkt, dies sei jetzt das Campo Vaccino. Das wäre freilich eine wörtliche Uebersetzung. Aber man weifs ja, dafs das jetzt so genannte Campo Vaccino das alte forum Romanum ist, während der Bogen der Goldschmiede und der Janus quadrifrons die Lage des fori boarii näher am Aventin unzweifelhaft bezeichnen.

Zu I, 15 wird der Umstand, dafs die Feier der ludi Augustales dem jedesmaligen Praetor peregrinus (denn annuum ad Praetorem ist gewifs richtig) übertragen wurde, der Böswilligkeit des Tiberius zugeschrieben, der dem Praetor urbanus seine Gebühr entzogen habe. Hatte aber der Praetor urbanus nicht schon die ludi Apollinares zu besorgen, und war diese Besorgung überhaupt damals ein Vorzug und nicht vielmehr eine Last?

IV, 3 wird das *consortium regni*, was nichts anderes ist als „gemeinschaftliche Regierung" zu künstlich von einer privaten Unabhängigkeit des Lebens erklärt.

XII, 56 steht im Text *cis Tiberim*, während die gewichtige Parallelstelle, die in der Note angeführt wird, durchaus *ultra Tiberim* zu verstehen giebt. Es bleibt nichts anderes übrig als bei Tacitus *circa* Tiberim zu lesen, was das Diesseits oder Jenseits unentschieden läfst.

Wir erwarten mit Verlangen den zweiten Band des Werks, der die Historien und die kleineren Schriften des Tacitus enthalten und ohne Zweifel auch Neues bringen wird. Die Verleger haben grofse Kosten auf das Werk gewandt, aber wir zweifeln nicht, dafs ein bedeutender Absatz im In- und Auslande sie entschädigen wird.

C. G. Zumpt.

L.

De Graeciae Primordiis. Aetates Quatuor, scripsit Car. Frid. Dorfmüller, Gymnasii regii augustani augustanae confessioni addicti professor.

ἦ ῥά νυ σεῖο
ἐξ αὐτῆς ἐγένοντο κορηκομόωντες Ἀχαιοί,
Homer. Il. XVIII. 358—59.

Stuttgartiae et Tubingae Sumtibus et Typis J. G. Cottae. MDCCCXLIV. X et 119 pag.

Wenn je ein Volksleben von seinem religiösen Genius im Ganzen und Einzelnen wesentlich bestimmt worden ist, so war dies auf eine über jeden Widerspruch, aber nicht über alle Fragen erhabene Weise bei den Griechen der Fall. Die Hauptfrage nämlich bleibt bei dem allgemein Zugestandenen, auch für die homerische und ganze nachhomerische Zeit, ob die Beziehung und der Einflufs des religiösen Lebens auf die staatliche, künstlerische und wissenschaftliche Bildung des Volkes schlechtweg und bis zu den Ursprüngen beherrschend oder ob die Religion nur ein relatives Moment des griechischen Bildungsganges, am Ende selbst nur der Reflex und das abgezogene Ideal desselben war. Es fragt sich also mit einem Worte: *hat*

Digitized by Google

die hellenische Geschichte die hellenischen Götter, oder haben die hellenischen Götter die griechische Geschichte gemacht?

Die Beantwortung der Frage hängt natürlich von dem Standpuncte ab. Manch ein Standpunct aber ist von der Art, dafs er sich die Frage gar nicht einmal zu stellen vermöchte, also auch freilich nicht zu beantworten braucht. Doch ist gerade hier ein Punct, wo schon die Stellung der Frage ein um so gröfseres Verdienst wäre, (auch wenn Columbus nicht sogleich und nicht zum rechten Ziele käme), je weniger die herkömmliche Betrachtung des griechischen Wesens sich obiges Problem zum Bewufstsein bringt.

Wie lange wird es in der That noch währen, bis allgemein erkannt ist, dafs ein so durch und durch von Religion durchgeflochtenes Leben wie das griechische war, von allen Seiten ein wenig, von der religiösen Seite allein ganz und zutreffend begriffen werden kann? Es ist zu hoffen, dafs sich die Zeit solcher Betrachtungsweise erfüllet habe in dem Maafse, als mehr und mehr das religiöse Leben der Gegenwart sich erfüllt und die Religion als Grundlage des ganzen Lebens nicht mehr der dürre, unverstandene Heischesatz bleibt. Der bisherige Entwicklungsgang der Alterthumswissenschaft ist zu sehr den übrigen modernen Lebensentwicklungen gefolgt, als dafs nicht in dem Wiedererwachen eines freibewufsten kirchlich-religiösen *Lebens* auch eine gute Hoffnung für völligere Erkenntnifs der aufser- und vorchristlichen Lebensgestaltungen begründet wäre.

Je mehr das Mittelalter bis tief ins sechszehnte Jahrhundert in seiner christlichen Religion die treibende Macht seines Lebens hatte, desto weniger konnte es bei seinem engen Gesichtskreise, dem die alte Ansicht von einem λόγος σπερματικὸς unverständlich wo nicht häretisch war, in den religiösen Mächten des Heidenthums etwas Positives anerkennen. Die blofs theologische Betrachtungsweise, wie sie hin und wieder auch auf die wieder erwachten und weiter gepflegten klassischen Studien gewichtig einflofs, war zu eng und einseitig, auch wo sie nicht geradezu sich und ihre Stoffe ad absurdum führte. Die folgende kritische, Alles nach dem Maafse des abstracten Verstandes bemessende Periode, an deren Sarg wir hoffentlich stehen, hat bei allen Verdiensten nüchterner Forschung und gründlicher Sichtung rein keine Anlage zu irgend einer Ergründung der tiefern Zusammenhänge und letzten Ursprünge des Völkerlebens gehabt. Und auch bei den hervorragenden Gröfsen, die wirklich tiefer gingen, waltete und waltet immer noch die falsche Ansicht von der Religion als einer wesentlich theoretischen Sache vor, da sie doch Leben vor Allem und dann erst Lehre und Gedankensystem ist. Haben die griechischen Priester, Weisen, Dichter die griechischen Götter *gemacht*, sind sie irgend äufserlich entstanden und angenommen, so sind sie für das innere und eigentliche Griechenleben sicherlich von keiner Bedeutung. Sind sie nur zufällige Symbolisirungen und Hypostasirungen von Anschauungen und Begriffen, so sind sie auch von keiner nothwendigen Beziehung zum Griechenthum. Ist die Entwicklung der Göttergeschichte nur eine Frucht der griechischen Staatswissenschafts- und Kunstgeschichte, so war Alles gethan, wenn letztere sich sammt ihrer Frucht einfach wieder aufzehrte. — Dafs man meinen konnte und kann, diese *gemachten* Götter hätten Gegenstand eines Volksglaubens sein können auf Jahrhunderte, beweist einfach, dafs man in sich selber und in seiner Umgebung des Glaubens und des religiösen Lebens ermangelte. Nur ein Standpunct, der die positiv-christliche Religion als etwas ihm Fremdes und Beiläufiges betrachten kann, und ohne dieselbe recht wohl zu leben und Politik und Wissenschaft treiben zu können vermeint, kann denken, auch den Griechen sei die Religion etwas von Aufsen und nebenher Gekommenes gewesen.

Zur Würdigung und Erforschung der alten und ältesten Griechengeschichte gehört demnach nicht blofs historische Umsicht und philosophische Tiefe im Allgemeinen, sondern im Besondern ein religionsphilosophisches Verständnifs, wie es nur ein positiver, die religiösen Thatsachen anerkennender Standpunct gewähren kann.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

De Graeciae Primordiis. Aetates Quatuor, scripsit Car. Frid. Dorfmüller.

(Schlufs.)

Diese Erfordernisse glauben wir auf eine seltene Weise vereinigt zu finden in dem Verfasser des vorliegenden Werkes, welcher dem gelehrten Publicum sich bereits mehrfach als gediegenen Kenner und Beurtheiler der alten Mythologien und ihrer Bearbeitungen bezeugt, dadurch aber auch wie es scheint sich persönliche Ungunst und (wie unlängst in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft) offenbar durchaus ungerechte Beurtheilung dieser seiner Schrift zugezogen hat. Die Schrift ist Weiterführung und Abrundung der bereits in einem Gymnasialprogramm vom Hrn. Verf. gegebenen Grundzüge und hat daher das lateinische Idiom beibehalten, welches, so trefflich und rein der Hr. Verf. es handhabt, für eigentliche religionsphilosophische Darstellung moderner Art minder geeignet sein dürfte. Der Hr. Verf. hat nun ausdrücklich und wiederholt sich nur auf dem historischen Boden halten und vom eigentlich Philosophischen sich enthalten zu wollen erklärt, er hat demnach überall abgebrochen, wo sich die Abhandlung in jenes Gebiet verlaufen wollte, und beschränkte sich mit Selbstbeherrschung darauf, Anfang, Wachsthum und Ziel der griechischen Religion aus dem griechischen Mythen- und Fabelnkreise und aus *jenem* die Urentwicklung des Griechenthums selbst zu erklären. Doch dürfte er vielen Lesern mit jener blofsen *Berührung* des religionsphilosophischen Gebietes zu viel und zu wenig gethan haben. Zu viel, indem die herkömmliche äufserliche Betrachtungsweise sich kaum darein finden möchte, in den Mythen so wichtige Beziehungen auf das innere und äufsere Volksleben sehen zu sollen; zu wenig, indem ohne die religions- und offenbarungsphilosophischen Voraussetzungen der eigentliche Sinn und Kern des Buches in seiner durchgreifenden Bedeutung nur schwer erkannt werden dürfte, auch wenn nicht geradezu böser, jeder tieferen Auffassung zum Voraus feindlich sich entgegensetzender Wille hinzu kommt. Wenn übrigens der Hr. Verf. mittelbar auch den Zweck erreicht, die philosophische Welt noch mehr als es bisher geschah, auf *die* Philosophie hinzuweisen, welche mehr als alle bisherigen den Schlüssel und Faden in das Labyrinth der Mythologie bietet, so wäre schon dies kein geringes Verdient.

Diese Philosophie ist die mit der Philosophie der Offenbarung eng zusammenhängende Philosophie der Mythologie, deren Begründer *Schelling* ist. Auch die Gegner staunen über die von diesem Meister eröffneten Durchsichten in ein trotz allen Forschungen noch immer so versiegeltes Gebiet. Schelling zuerst konnte aussprechen, dafs in der Mythologie Alles *eigentlich* zu verstehen und dafs dieselbe nicht allegorisch, sondern tautegorisch d. h. dasselbe sagend, dafs Form und Inhalt in ihr gleich wahr, Lehre und Geschichte nicht zu unterscheiden seien; dafs die Göttergeschichte selbst ein wirklich gotterzeugender Procefs des Bewufstseins sei und so die Mythologie historisch-physikalische und religiöse Wahrheit gleichermafsen habe, weder erfunden, noch aus Corruption einer Lehre entstanden, nicht von Aufsen gekommen, sondern rein innere Ausgeburt des menschlichen Bewufstseins und doch gegen dieses objectiv wirklich, weil Erzeugnifs eines gegen den Menschen objectiv gewordenen *Princips* sei, das nur unrechter und zufälliger Weise in Folge des Urfalles der Menschheit eine Macht über und gegen den Menschen geworden ist.

Eben *den* Hauptsatz und Grundgedanken, dafs die mythologische Religion die wirkliche *Macht* über das Einzel- und Gesammtleben im Heidenthum war, wie das Christenthum, aber freilich in ganz anderer, freier und seliger Weise eine objective Macht und

Digitized by Google

reale Kraft sein soll und will, dafs also in der That die mythologische Entwicklung Grund und Ursache des geschichtlichen und staatlichen Werdens vor Allem bei den Griechen war, verdankt unser Hr. Verf. „dem feinsten und tiefsten Kenner der alten Religionen," seinem „Lehrer und Freunde" Schelling, dem er diese seine Schrift gewidmet hat, und dem er auch im Einzelnen öfters gefolgt zu sein, dankbar bekennt. Im Uebrigen steht der Hr. Verf., ausgerüstet mit weiter Belesenheit und breitem Wissen in dieser seiner historisch nüchtern gehaltenen Abhandlung völlig selbständig neben dem Meister, der unseres Wissens sich in die Beziehung des griechischen Sagenkreises zu den Ursprüngen des Hellenenthums weder in dieser (geschichtlichen) Richtung, noch in dem Umfange, wie Hr. Prof. Dorfmüller es „versucht," eingelassen hat.

Es wird zweckmäfsig sein, dafs wir in kurzen Umrissen einen Ueberblick über die Untersuchungen und Ergebnisse des Hrn. Verf.'s zu geben suchen. Er geht von der bei allen Unterschieden doch so starken innerlichen Einheit des griechischen Volkes aus, welche unmöglich durch äufsere Bänder und Veranstaltungen bewirkt sein konnte, wie andrerseits die gemeinsamen Einrichtungen, Sitten und Rechte, die Gleichartigkeit in Religion und Leben nur auf tiefer und weiter rückwärtsliegenden Gründen, nur auf einer ursprünglichen Volkseinheit beruhen mufsten. In was für einem Zustande waren daher die Griechen vor jenen gemeinsamen Einrichtungen, ja vor Entstehung der einzelnen griechischen Völker; aus welcher Ursache traten die Griechen aus ihren frühesten Zuständen in die späteren Lebensverhältnisse über; in welcher Stufenfolge geschah diese Umgestaltung und welcher Art waren nun die neuen Zustände? Dies sind die wesentlichen Fragen, welche eine ganz andere Beantwortung erheischen, als gewöhnlich ihnen zu Theil wird, indem man jene Veränderungen von Luft und Klima, von fortschreitender Cultur, von Handelsverhältnissen, von der Herrschaft eines überwiegenden Volkes und sonst von äufsern Dingen statt aus der innersten Anlage des griechischen Volkes abzuleiten suchte.

Der Hr. Verfasser geht, um die ältesten Urzustände des griechischen Stammes zu erforschen, vor Allem auf das Wesen und Leben der Pelasger ein, deren über den gröfsten Theil der alten Welt verbreitete Wohnsitze zuerst nach Mafsgabe der alten, freilich oft ziemlich unbestimmten Angaben mit grofsem Fleifse nachgewiesen werden (pag. 4—35). Ueber manche einzelne Angabe und nach manchem Beweise wäre wohl noch zu fragen, z. B. was die zwei Dodona betrifft, die der Verf. (in Thessalien und Epirus) annimmt; doch können wir in dieser Anzeige nicht Einzelnem nachgehen und unterschreiben mit dem Hrn. Verf. das Wort Niebuhrs, „dafs eine Zeit war, wo die Pelasger vielleicht damals das ausgedehnteste aller Völker in Europa vom Padus und Arnus bis zum Rhyndakus wohnten" u. s. w.

Wenn aus den klaren Zusammenstellungen der alten Zeugnisse der Hr. Verfasser mit gutem Grunde ganz Griechenland vom pelasgischen Stamme ursprünglich besetzt sieht, so glaubt er die *Anfänge* desselben in die Zeit vor der grofsen Flut, die ganz Griechenland überschwemmte, und das Ogygische Zeitalter selbst mithin als die pelasgische Urzeit setzen zu sollen, so dafs gerade durch jene Flut die grofse Umgestaltung Griechenlands in jener Zeit bezeichnet werde. Es kommt darauf an, was für ein Leben die Pelasger geführt haben. Hier stehen sich zwei Ansichten schroff gegenüber, indem die Einen wie O. Müller die Pelasger für Ackerbauer und Städtebewohner halten, die erst später ein Hirtenvolk geworden seien, die Andern gerade das Gegentheil annehmen. Indessen ist die O. Müller'sche Ansicht schon an sich gegen die Natur der Sache; immer geht es vom Nomadenleben zum Acker- und Städtebau; dafs die Pelasger es seltsamerweise umgekehrt gemacht hätten, kann durchaus nicht bewiesen werden und der Hr. Verf. weist auf die Pelasger der *spätern* Zeit hin, welche nach Herodot (VI, 136) gerade durch ihren *Ackerbau* berühmt waren. Auf das nicht minder durch andere Stellen höchst wahrscheinlich gemachte Nomadenleben der Pelasger, die von Landbau und Brodbereitung nichts gewufst haben, bezieht der Hr. Verf. auch den (διὰ τὴν πλάνην Strabo IX, p. 397) dem Volke zukommenden Namen, indem er *gegen* O. Müller *für* die Döderlein'sche Ableitung aus πλάζειν stimmt. Dabei handelt es sich darum, wie der von O. Müller benutzte scheinbare Widerspruch zwischen Herodot und Thucydides einerseits und zwischen Strabo, Dionysos von Halicarnafs, Ephorus und den andern die Pelasger für ein Wandervolk erklärenden alten Schriftstellern andrerseits gelöst wird. Der Hr. Verf. bezweifelt nicht,

Digitized by Google

dafs das γένος πολυπλάνητον auch wegen seiner *spätern* Wanderungen so genannt sein könne. Aber, meint er, ein Nomadenvolk, das keinen festen Sitz habe, könne doch, auch wenn es seine Landesgrenzen nicht verlasse, noch förmliche Auswanderungen in andere Länder übe, ein γένος πολυπλάνητον heifsen, so dafs immerhin Herodot und Thucydides von Pelasgern als solchen die οὐδαμῇ ἐξεχώρησαν und die οἱ αὐτοὶ ἀεὶ Attika bewahrt hätten, reden konnte.

Mit dieser Lebensart war die *Religion* der Pelasger in wesentlichem Verbande. Sie war nach Plato im Cratylus (p. 397) ohne Zweifel *Gestirn*dienst, wie er allen Wandervölkern ursprünglich eigen ist. Hesiod rechnet daher den Uranus unter die ersten Götter. Nach Plato wurde auch die Erde von den Pelasgern verehrt und ihr gehörte anfangs das delfische Orakel, ehe es nacheinander Neptun, Themis, Apollo überkam. Als weitere Gottheiten der pelasgischen Urzeit führt d. h. Verf. den Vulkan und die Vesta an, welche letztere aber schon an der Schwelle des folgenden Zeitalters stehe.

Von einem Staatsleben kann in dieser rein vorgeschichtlichen und vormythologischen Zeit natürlich keine Rede sein. Noch war damals das Menschengeschlecht überhaupt nicht in einzelne Nationen zertheilt (1 Mos. 10, 25). Doch lagen die künftigen Unterschiede bereits keimartig in den einzelnen Geschlechtern und innerlich individualisirten sich die einzelnen Anschauungs- und Gemüthsarten, wie sie nachher als besondere Völkergeister hervortraten, bereits in stiller aber entschiedener Präformation. Alles was die Alten von Leben und Thaten der Pelasger mittheilen, fällt bereits in die Zeit, in welcher jene pelasgische Ureinheit schon zerrissen und zerschieden war. Unter dem Bilde der grofsen Flut bewahrten die aus jener Einheit geschiedenen Völker und Stämme die Erinnerung an diese Völkerscheidung. Und diese Urzeit wäre dann jenes *goldene* Zeitalter gewesen, dessen einförmiges, ruhiges, patriarchalisches, keineswegs barbarisches Leben nicht einmal blutige Opfer, geschweige sonst die Friede- und Freudelosigkeit späterer Zeiten kannte.

Dafs endlich die pelasgische Sprache, obschon die Mutter der hellenischen, doch wesentlich von dieser verschieden gewesen sei, werden wir wohl zugeben. Was der Hr. Verf. aber zu einiger Näherbestimmung dieser Sprache nach Humboldt, Rautenbach und Haupt beibringt, lassen wir vorerst dahingestellt sein.

Im *zweiten* Zeitalter des pelasgischen Volkes ging jene Ureinheit nach und nach auseinander und die verborgenen Anfänge der neuen Religion begannen ihren Entwicklungsgang zu dem spätern hellenischen Cultus. Dies wäre die Zeit zwischen Inachus und Phoroneus und zwischen Deukalion und Danaus: also eilf Menschenalter oder etwa dreihundert fünfzig Jahre. Sie sind die Wiege des eigenthümlich hellenischen Lebens, wie das vorige Zeitalter dessen mütterlicher Schoofs war.

Nach der Stelle in Herodot 2, 52 trieben die Pelasger am Ende der Ogygischen Zeit bereits nicht mehr blofsen Sterndienst, sie verehrten bereits besondere, aber noch gestalt- und namenlose Götter (die oben bemerkten mehreren Gottheiten der Urzeit sind genauer nur eine einzige, blofs verschieden betrachtet und (später) benannt). Auf den Umschwung der religiösen Anschauung der Pelasger in dieser Zeit hatten die Titanen den gröfsten Einflufs, doch nicht als ob die Titanen selbst an die Stelle der wirklich von den Pelasgern verehrten Gottheiten traten. Und nichts weniger, als dafs die Pelasger nur vom grauenhaften Saturndienst einzig und völlig besessen gewesen wären. Es war dieses Gottes Verehrung nicht aus freiem Trieb und Willen der Pelasger hervorgegangen, sie waren durch ihn wie durch eine feindliche Macht gezwungen, und während sich im Innern das Volk bereits zur hellenischen Religion und Lebensweise neigte, hielt Saturn und die Titanen sie von den neuen Göttern und die neuen Götter von ihnen gewaltsam ab. Saturn an die Stelle des Uranus gekommen, liefs die neuen *hellenischen* Götter, die bereits im Schoofse des pelasgischen Zeitalters keimten, nicht heraustreten. Doch konnte die Ausgestaltung der neuen Götter- und Griechenwelt nicht gänzlich durch jene feindliche, real auf die Gemüther wirkende, nicht blofs in den Phantasien der Dichter eingebildete Saturn- und Titanenmacht hintertrieben werden.

Den Beginn des wirklichen Umschwungs sucht unser Buch in der Zeit, wo zu Dodona das Orakel und Heiligthum des Jupiter von der schwarzen Taube oder der von den Phöniciern geraubten Priesterin gegründet sein soll. Doch war dieser pelasgische Jupiter noch nicht der *völlige* spätere hellenische. Erst nachdem

Digitized by Google

er sich der Gemüther bemächtigt, konnten eben so still und verborgen wie er die übrigen Götter nach und nach Leben, Raum und Wirkung zu gewinnen anfangen. Dies geschah von der Zeit an, wo Dione (die Mutter der Venus oder die ältere Venus selbst) mit Jupiter gemeinsam das dodonäische Orakel besafs.

So lange Saturn herrschte, konnten die hellenischen Götter nicht aufkommen; um sich zu erheben, mufsten sie den heftigsten Kampf mit jenem eingehen und so wurde der Saturn-Cultus, je mehr sein Ende nahte, desto schauerlicher. Dies ist der Lycäische Jupiter, der Menschenopfer verlangte und dem grauenvolle Mysterien geweiht waren, so wie der Jupiter Laphyrtius, von dem unser Verf. den Dionysos Zagreus nicht verschieden erklärt. Nur ein aus der innern Ruhe und Einheit herausgerissenes Volk, konnte im heftigen Zusammenstofs der um ihn kämpfenden Göttermächte von der mit aller Macht gegen den Sturz in den Gemüthern sich wehrenden Gottheit zu solcher Barbarei angestachelt werden.

Es wird uns schwer, Raumes halber, dem Hrn. Verf. nicht genauer die Umrisse nachzeichnen zu dürfen, welche er nach Mafsgabe der alten Angaben und Mythen in reicher Combination in die hellenische Götterdämmerung zu ziehen versucht. An gewagten Zusammenstellungen fehlt es bei solchem in Wahrheit zwischen Licht und Dunkel zu vollführenden Unternehmen nicht und unschwer liefse sich auch vom selbigen Standpuncte aus Dies und Jenes in Anspruch nehmen. Da es sich aber eben auch in unserer Anzeige zunächst um Darstellung und Durchführung des Standpunctes handelt, so sei das nächster Hauptzweck, durch das Bisherige und Folgende eine Ahnung zu erwecken von den gewaltigen innern Vorgängen, welche nöthig waren, bis der heitere Olymp sich den Griechen in ganzer Schöne offenbarte.

In jener Götterdämmerung will insbesondere die Gestalt des Neptun und der Ceres, der eigentlichen hellenischen Hauptgottheit, auftauchen, doch so, dafs Neptun, Jupiter und Pluto noch ineinander verfliefsen, wie denn jene Streitigkeiten unter den verschiedenen neuen Göttern um den Besitz eines Landes und Volkes, dessen Geist und Art durch die Gottheit bestimmt wurde, das Schwankende und Dämmernde der neuen Göttergestaltung ausdrücken. Eben darauf ist die schwarze Dämmerfarbe zu beziehen, womit beinahe alle Göttinnen dieses Zeitalters bezeichnet wurden. Nicht minder bedeutsam sind die rohen und unförmlichen nur an einem oder dem andern Theile menschenähnlichen Götterbilder dieses Zeitalters.

Die eigentliche Zeugungsstätte der neuen Götterwelt war wohl das in Hallopia gelegene, von den Ἕλλοι bewohnte Dodona, und durch die Priester des Orakels wurde der religiöse Umschwung über das übrige Griechenland verbreitet.

Schon in den pelasgischen Zeiten, wo der Hellenismus bereits dämmerte, Namen und Volk der Hellenen aber noch nicht hervorgetreten war, sind die Anfänge der *Cabirischen* Mysterien zu suchen. Während Bode und andere Neuere dieselben für einen früher öffentlichen Cultus halten, der erst später gewaltsam in die geheimnifsvolle Stille der Tempel zurückgedrängt worden sei, verficht unser Hr. Verf. die gegentheilige Ansicht, dafs die Cabirenreligion, von jeher und an sich Geheimdienst, die Quelle war, aus welcher alle neuren Göttergestalten flossen und zwar genau in dem Maafse, wie der Dienst der Cabiren als der dii deorum sich entwickelte. Auch war dieser Dienst nicht der Rest einer abgelebten und untergegangenen Religion, am wenigsten gehörte er zu der ältesten Pelasgerreligion, sondern er war Grundlage der hellenischen Religion, mit welcher er sich gleichen Schrittes ausbildete, ohne in diesem Zeitalter bereits vollständig sich entwickelt zu haben. Noch ist jetzt Ceres die Gemahlin des *Neptun*, und Despoina die Tochter beider, während im nächsten Zeitalter Proserpina die Tochter des *Jupiter* und der Ceres war. Dionysos aber, der für das nachherige System der öffentlichen und der geheimen Götter so wichtige Gott, tritt noch gar nicht auf. Jupiter wird als Kind von den Kureten gehütet. Die Kabiren selbst haben noch Zwerggestalten. Die Titanen waren die heftigsten Gegner, sowohl der Kureten als des Dionysos. — Ursprünglich gehören die Kabiren Kreta an, aber auf griechischen Boden übergesiedelt, erhielten sie eine viel höhere Bedeutung; die Kabiren aber, die Kadmus nach Theben brachte, gingen in die griechischen Kabiren, über deren Dienst, wenn auch nur erst elementarisch, lang vor dem Verkehr mit den Phöniciern unter den Pelasgern war.

Die Entstehung des hellenischen Volkes im Ganzen

Digitized by Google

und seiner einzelnen Stämme ist wesentlich auf diesen Hervorgang Jupiters und der andern Götter zurückzuführen. Und wie diese in dieser Zeit noch nicht zu völliger Selbständigkeit und klarer Gestalt zu gelangen vermochten, so fehlte auch den einzelnen Stämmen nach der ausgeprägte Individualcharakter. Die Achäer, die in der Mitte dieses Zeitalters unter Achäus aus dem Peloponnes nach Thessalien zogen, scheinen fast allein aus dem Gesammtvolk heraus sich abgelöst und feste Bestimmtheit erhalten zu haben. War doch auch Jupiter, der eben von den Achäern vorzugsweise verehrt wurde, die Gottheit, welche in dieser Zeit, wenn auch noch nicht ganz offenbar, doch am bestimmtesten hervortritt.

Das Charakterbild dieses zweiten Zeitalters ist, dafs die Pelasger, aus der alten kindlichen Glückseligkeit durch die Ankunft der neuen Götter, die leise und langsam ihr Inneres in Besitz nahmen, aufgeschreckt, zuerst sich gegen den neuen Götterdienst mit aller Kraft wehrten. Unruhe und Unsicherheit erfüllte die Gemüther; bis die Elemente der neuen Religion sich gesondert und geklärt hätten, stand auch das Leben, der zu einem neuen Lebensdasein übergehenden Pelasger in vollster Gährung, und eine natürliche Folge war Kampf und Fehde, Zorn und Zank der Einzelnen im allgemeinen Sturm und Drang. Und das wäre nach unserm Hrn. Verf. ganz das hesiodeische *silberne* Zeitalter.

Das dritte und vierte Zeitalter der griechischen Urzeit fällt zwischen Deukalion und Danaus und das Ende des trojanischen Krieges. Da wurden die bisher noch mehr oder weniger latenten Götter, Jupiter voran, zum vollen Lichte ausgeboren. Damit war der völlige Umschwung des griechischen Geistes und Wesens auf rein *innerliche* Weise gegeben. Das völlige Zusichselbstkommen und Freiwerden der neuen Griechengötter aber ward in dem dreifachen Kampfe mit den Titanen und Giganten und mit dem Thyphon ganz besonders durch Dionysos und Herakles vermittelt. Fertig wurde das griechische Göttersystem, als Proserpina von Pluto geraubt und demselben zur Gattin gegeben ward. In diesem Mythus sieht der Hr. Verf. den nach dem Aufgang der neuen Götter den untergegangenen Gottheiten noch schuldigen und geleisteten Tribut. Nachdem dafür Ceres versöhnt war und den Dionysos sich beigesellt hatte, schenkte sie ihre Gunst den hellenischen Göttern und war die eigentliche Seele des neuen religiösen und socialen Daseins. Jetzt wurde das Volk ein landbauendes, die Kunst der Brodbereitung kam auf und aus dem Wanderleben wurde ein geselliges und bürgerliches. Eine feste Staatenbildung hatte begonnen. Und diese beruhte also nicht auf steigender Macht und Herrschaft einzelner fabelhafter Familien, nicht auf der Ankunft Fremder, nicht auf der von selber sich steigernden Gesittung, nicht auf ausgebildeterer Staats- und Regierungskunst, nicht auf der Erfindung der Erzbereitung, sondern einzig und allein auf der innerlichen Umwandlung des mit und an seiner Religion sich entwickelnden griechischen Volksgeistes.

Aus Pelasgern also, nimmt der Hr. Verf. an, sind die Hellenen geworden, zu der Zeit, da sich in dem gährenden Gemüthe der Raub der Proserpina und die Erscheinung des Dionysos offenbarte. Von da zog in die Geister mit Jupiter der ganze neue Götterdienst ein, worauf das ganze hellenische Leben beruht.

Die Deukalionische Flut bezeichnet entsprechend der Ogygischen den Untergang der vorigen Zeit. Deukalion brachte nach seiner Rettung aus der Flut dem *Jupiter* Opfer, und Hellen der Sohn Deukalions, heifst zum öftern der Sohn Jupiters. Auch wohnte Deukalion in den Gegenden, wo die ältesten Hellenen safsen: im thessalischen Phthiotis. Deukalion könnte sich eben auf die erste durch diesen Mann geschehene Verehrung und Namengebung Jupiters etymologisch beziehen. Deukalion endlich und seine Nachkommen sollen die Pelasger aus Thessalien zur Auswanderung in alle umliegenden Gegenden gezwungen haben.

Nun aber hat ein Theil der aus dem pelasgischen Stammvolke ausgeschiedenen Völker sich aufserhalb des hellenischen Religions- und Bildungsganges gehalten und mit barbarischen Völkern verbunden. Diese erhoben sich feindlich gegen den Dienst der neuen Götter und deren Verehrer. Das sind die Centauren, Dryoper, Phlegyer, die von den Hellenen theils irgend einem Gotte leibeigen gemacht, theils vertrieben wurden. Andere mögen von selber gegangen sein und das wären jene tyrrhenischen Pelasger geworden, welche die *alte* pelasgische Lebensweise und Wanderlust beibehielten und als Seeräuber den Dionysos, diesen Mittelpunct der griechischen Religion, gefangen mit sich fortführten.

Digitized by Google

So willkommen diese Götter- und Hellenenfeindlichen Völker unserem Verf. sind, um ihr Bild genau in dem *dritten* Zeitalter Hesiods wiederzufinden, so unbequem sind sie offenbar seiner Rechnung, da er sie nicht anders als in einer zeitlosen Mitte zwischen seinem zweiten und vierten Zeitalter unterzubringen weiſs. Sie sollen gleichzeitig gewesen sein mit der letzten Hälfte des zweiten und der ersten Hälfte des vierten Zeitalters. Es ist klar, daſs sie kein eigenes Zeitalter zu bilden fähig sind und daſs in der Rechnung des Hrn. Vf.'s eine kleine Lücke ist, welche übrigens wie durch eine wohl *allzu* bestimmte Rücksicht auf die Hesiodische Vierzahl bewirkt, so von dem Hrn. Verf. selber dadurch factisch zugegeben wird, daſs er das dritte und vierte Zeitalter schon der Ueberschrift nach zusammenfaſst.

Das vierte, ächt hellenische Zeitalter begann nach völliger Vernichtung des Titanenwiderstandes alle die Lebensheiterkeit und Schönheit, die wir an ihm bewundern, in den Heldenthaten und Heroenkämpfen zu entfalten, in denen die Götter reiche Gelegenheit hatten, sich und ihre Völker und Menschen immer fester zu bestimmen und schöner zu verklären.

Was für Thessalien und Hellas Deukalion gewesen ist, das war für den Peloponnes Danaos: zu seiner Zeit nahmen die Pelasger hellenische Religion und hellenisches Leben an. Hier entscheidet sich der Hr. Verf. mit vollem Rechte für die Annahme, daſs von einer Einwanderung des Danaos oder überhaupt religiöser Elemente aus Aegypten und sonst in Wahrheit keine Rede sein könne. Der griechische Volksgeist war so selbständig und gestaltungskräftig, daſs er alle fremden Eindringlinge entweder einfach verwarf oder völlig umwandelte. In der Ermordung der ägyptischen Männer durch die Danaiden sieht daher der Hr. Verf. nichts anderes, als daſs die Frauen der Danaer, (wie denn die Frauen bei Aufnahme oder Abweisung einer neuen Religion überall und immer die Hauptrolle spielen) die ägyptische Religions- und Lebensweise d. h. allen fremden Cult abgewiesen und sich allein der hellenischen Götterverehrung hingegeben haben. Eben jene von den Aegyptiern beabsichtigte aber nicht vollführte eheliche Verbindung bedeutet dem Hrn. Verf., und wir glauben, mit gutem Grunde, daſs die Pelasger auf einer bestimmten religiösen und sittlichen Entwicklungsstufe in einer solchen innern Verfassung waren, daſs es für sie eine Möglichkeit und Versuchung war, sich für die ägyptische Religion zu bestimmen, da seien sie eine Weile unschlüssig gewesen, aber weil in ihrem Gemüthe der Keim zu einer viel höheren und entwickelteren Religion lag, haben sie sich plötzlich auf sich selbst besonnen und *gegen* alle fremde und stracks *für* die hellenische Religion entschieden. Gegen *alle* fremde und besonders gegen alle asiatische Religionen, da nach Apollodor die Mütter und Männer der Danaiden aus verschiedenen asiatischen Völkern abgestammt seien. Die Instanz, daſs Herodot den Ursprung der hellenischen Götter in Aegypten gefunden habe, weist der Hr. Vf. damit ab, daſs allerdings die ägyptischen Gottheiten den hellenischen am nächsten stehen, also vielfach mit den letztern verglichen, wo nicht verwechselt werden konnten.

Das Ende des pelasgischen Zeitalters wird nach unserm Hrn. Vf. gewesen sein, da in den einzelnen Reichen hellenische Geschlechter zur Regierung kamen, welche entweder von auſsen herbeigerufen oder im Lande selber zu groſser Macht gelangt, die pelasgischen Königsgeschlechter vertrieben, unterdrückt oder beerbt haben. In andern Staaten haben die alten Fürstengeschlechter die sich mit Macht verbreitende hellenische Anschauungs- und Lebensweise angenommen und so kam es, daſs späterhin in Folge der also geschehenen völligen Umwandlung aller innern und äuſsern Verhältnisse diese Fürstengeschlechter als gar nicht mehr ureigene, sondern aus andern Staaten hereingekommene angesehen wurden. So bieten die ältesten Königsgeschlechter und Geschichten der einzelnen griechischen Staaten nicht sowohl eine politische als Religionsgeschichte dar. Die Genealogien, die der Hr. Vf. unter dem Texte (p. 100—103) übersichtlich zusammenstellt, sind in dieser Hinsicht sehr unterrichtend. —

Also ist die ganze hellenische Denk- und Anschauungsweise, alle hellenischen Sitten, Gesetze, Gewohnheiten, alle Bildung, und selbst der Ursprung der einzelnen Völker durch ihre Religion und Götter bedingt und bestimmt, so daſs es von eben so tiefer als allgemeiner Bedeutung ist, wenn bei Homer Jupiter zunächst bloſs ironisch zur Juno sagt:

Sicher aus deinem
Eigenen Schooſs entstammen die hauptumlockten Achäer.

Die Griechen selbst, indem sie die *Ceres* zur Vorsitzerin und Schutzgöttin der Amphictyonen machten,

Digitized by Google

bezogen ihre Religion und Verfassung auf jene Göttin und wollten die Völker, welche die Ceres verehrten in Bund und Namen der Hellenen aufgenommen wissen. Mithin ist die Verehrung der grofsen Göttin nichts weniger als pelasgisch, im Gegentheil zeigt die Annahme des Ceresdienstes überall für gleichzeitige Aufnahme der Blüthe des rein hellenischen Götterdienstes. Und wohin immer die Ceres ihre Tochter suchen kam, da war die hellenische Religion bereits völlig oder nahezu ausgebildet. Um dieses näher darzuthun, verfolgt der Hr. Verfasser noch diese Göttin, die Mutter des Hellenenthums, auf ihrem Gang durch die einzelnen von ihr beglückten Orte (p. 106—111).

Nachdem die höchsten und ursprünglichsten Gottheiten ihre Bestimmtheit erhalten hatten, trat auch der Chor der übrigen Götter mehr und mehr ans volle Licht. Und genau und gleichzeitig mit ihrer Geburt und Entfaltung entstanden und wuchsen auch die einzelnen griechischen Völker. Von der einen oder andern Gottheit, die ein jedes besonders verehrte, leitete es selbst seinen Ursprung, seine natürliche Begabung und geistige Anlage ab. So traten die Aeolier mit Pluto, die Jonier mit Neptun, die Achäer mit Jupiter zuerst und zumeist hervor, und weil alle öffentlich verehrten Götter von *Jupiter* seine bestimmte Natur, Gestalt und Stellung erhielten, wurden auch alle hellenischen Stämme mit dem Gesammtnamen der Achäer genannt. Die Dorier hatten Apollo und Herkules, die Athener Minerva sich erwählt. —

Dies der Hauptumrifs unserer an Umfang kleinen, an Inhalt reichen Schrift, die selber grofsentheils nur einstweilen Umrisse in das mit origineller Hand entworfene Netz der vier griechischen Zeitalter zeichnen konnte. Ob es möglich, noch mehr, ob es nöthig war, sich gerade in die hesiodische Vierzahl zu bannen und zu strecken, möchten wir nochmals den Hrn. Verf. fragen. Es kann natürlich bei solchen Arbeiten, die sich ihr eigenes Feld erst erobern müssen, nicht fehlen, dafs für die gewöhnliche Anschauungsweise hin und wieder Ueberraschungen und Grenzverrückungen sich ergeben, welche namentlich der gemeine Trofs der philologischen Grenzwächter, weil nicht verhindern, auch nicht vergeben kann. Eine ganz neue Betrachtung ist mit dem Werke des Hrn. Verf.'s für die älteste Geschichte oder besser, für die Vorgeschichte Griechenlands eröffnet und wir dürfen sagen, zum erstenmal ist der religiösen Entwicklung in ihrem Einflufs auf die politische und humane Entwicklung Griechenlands wahrhaft Rechnung getragen. Auch wer die Ergebnisse dieser Schrift ohne genauere Kenntnifs ihrer religionsphilosophischen Voraussetzungen sich nicht aneignen kann oder will, wird sich ihrer befruchtenden Wirkung nicht entziehen können. Möchte nur der Hr. Vf. für die fernere Mittheilung seiner mythologischen Forschungen sich bereits auf eine von Schelling selbst ausgehende Veröffentlichung der philosophischen Grundlagen, auf denen allein weiter zu bauen sein wird, beziehen können; es würde ihm dann nicht fehlen, bei einer stetigeren Entwicklung d. h. bei einer solchen Darstellung, welche die religionsphilosophischen Grundlagen, die stofflichen Ausführungen und die geschichtsphilosophischen Ergebnisse in noch durchsichtigerer Dialektik namentlich vor den weniger geübten Augen der Mehrzahl der Leser sich vermitteln liefse und so überwiegender wirken würde, als nackte Hinstellung der der leitenden Gedanken, *noch* fesselnder und *noch* genufsreicher zu sein.

Dr. H. Merz, in Neuenstadt an der Linde.

LI.

Liebigs Frage sittlich und wissenschaftlich geprüft von J. F. Mulder, Prof. an der Universität zu Utrecht. Aus d. Holländ. Frkf. 1846. 169 S. 8.

Bekanntlich hatte Mulder zuerst angenommen, dafs in den verschiedenen eiweifsartigen Gebilden des Thier- und Pflanzenkörpers, wie dem Hünereiweifs, dem Blutserumeiweifs, dem Käsestoff, ferner dem Kleber, Legumin u. s. w. ein allgemeiner Grundstoff vorhanden sei, den er Protein oder proteusartigen Stoff, wegen seiner Umbildbarkeit nannte; ein Stoff, aus dem durch Verbindung mit verschiedenen Proportionen von Schwefel und Phosphor die genannten verschiedenen Eiweifsgebilde sollten entstehen können. Mulder selbst betrachtete ursprünglich das Protein als einen *hypothetischen* Stoff, der sich zwar aus der Auflösung der Eiweifsgebilde in Aetzlauge mittelst Säuren präcipitiren, aber doch nicht von gleichförmiger Reinheit darstellen lasse. Die Muldersche Ansicht wurde indessen von deutschen und französischen Chemikern und auch von Liebig mit grofsem Eifer angenommen und verfolgt, weil sie eine leichte Aufklärung über die mancherlei Verschiedenheiten einer so zahlreichen Reihe von Stoffen, die man als eiweifsartige betrachtet, zu geben, und gewissermafsen der Schlüssel zum Verständnifs vieler organischer Bildungen zu sein schien. Man fing an, den Schleim, das Zellgewebe und vieles andere zu den Eiweifsgebilden zu rechnen, und es verbreitete sich in chemischen Kreisen ein Wetteifer, fast alle organischen Gebilde aus Proteinmetamorphosen zu erklären. Aus chemischen Büchern ging diese Erklärungsart in physiologische und medicinische überhaupt über, wozu Liebig durch seine organische Chemie viel beigetragen hat, ja wodurch er auch umgekehrt seiner organischen Chemie wieder grofse Theilnahme verschaffte, weil es zur Mode geworden war, alle organischen Lebenserscheinungen mit Proteinmetamorphosen zusammenzuhängen, und weil man ohne Proteinmetamorphosen beinahe gar nichts Organisches mehr erklären zu können meinte. So sind die physiologischen, pharmacologischen, pathologischen Schriften mit den Proteintheorieen überfüllt und der Mifsbrauch damit bis ins Phantastische, möchte man sagen, getrieben worden. Man erklärt die Verdauung, Blutbildung aus Proteinmetamorphosen; reducirt die meisten Arzneiwirkungen z. B. der Metalle auf Proteinveränderungen, so dafs manche Pharmacologieen ganz aus der Proteinmetamorphose geschaffen sind; der Keim organischer Körper soll sich aus Protein bilden und man ist nahe daran, durch die Proteintheorie chemisch lebendige Junge zu machen. Hierbei ist nun ganz vergessen worden, dafs Mulder das Protein ursprünglich nur für einen *hypothetischen* Stoff ausgegeben hatte; in Deutschland war man, durch Liebig besonders, so berauscht für die Proteintheorie, dafs man stillschweigend den *hypothetischen* Stoff geradezu für einen *wirklichen* annahm, und sich um die Untersuchung des Fundamentes, von dem man dabei ausging, ganz und gar nicht bekümmerte, ja sich auf Mulder so berief, als ob dieser das Protein als einen wirklichen festen Stoff dargestellt und aus Verbindungen des Schwefels und Phosphors mit demselben Eiweifs, Blut, Zellgewebe, ja lebendige Junge wirklich gemacht hätte. Mulder selbst ist an diesem Verfahren gänzlich unschuldig; man hat eine von ihm geschaffene Hypothese als mächende Kuh, möchte man sagen, benutzt, um sich das Ansehen zu geben, als

Digitized by Google

ob man den organischen Stein der Weisen gefunden hätte. Nachdem nun Liebig selbst so viele Jahre lang auf solche Art die Proteinhypothese benutzt und so mancherlei dadurch erreicht hatte, fällt es ihm endlich ein, das Fundament dieser Hypothese, den Proteinstoff einer genauen chemischen Prüfung zu unterwerfen und durch Laskowsky unterwerfen zu lassen (Annalen der Chemie und Pharmacie Jan. 1846) wobei er zu dem Resultat kömmt, *dafs sich gar kein chemisch reines, schwefelfreies Protein darstellen lasse, dafs das Protein ein rein hypothetischer Stoff und die Thierchemie dadurch in eine Menge von Verirrungen gestürzt sei!* Liebig behauptet hierbei aber, dafs Mulder diese Verwirrungen hervorgebracht; dafs Mulder Schuld an allen den Irrthümern sei, die sich jetzt von rein chemischer Seite in der Proteinhypothese finden! Gegen dieses Verfahren von Liebig rüstet sich Mulder in der gegenwärtigen Schrift mit scharfen Waffen und weist L. Schritt für Schritt nach, dafs er selbst früher das Protein als einen wirklichen Stoff von immer gleicher Elementarzusammensetzung angenommen habe. Mulder kömmt hierbei freilich in die eigenthümliche Stellung, das Protein nun auch als eine Art von organischem Urstoff, mit seinen Nachfolgern anzunehmen und dasjenige zu constatiren und zu vertheidigen, was ursprünglich seine Ansicht selbst nicht war; dafs nämlich das Protein (kein proteusartiger hypothetischer, sondern) ein rein darstellbarer Stoff von immer gleicher chemischer Zusammensetzung sei, und dafs man den, im Eiweifs damit verbundenen, Schwefel und Phosphor mittelst Behandlung mit Aetzlauge unter gewissen Cautionen ganz von demselben sondern könne, was Liebig jetzt eben leugnet. Der Streit hierüber ist von zwei Seiten zu betrachten; von chemischer und von organischer Seite. Von chemischer Seite kann es richtig sein, dafs man z. B. Hühnereiweifs durch Aetzlauge und andere chemische Manipulationen entschwefeln kann, ohne dafs das entschwefelte Product nun ein aus allen eiweifsartigen Körpern zu erhaltender gleicher Stoff wäre, dafs man nun auch den Kleber, das Legumin, den Käse, das Zellgewebe ebenfalls zu entschwefeln und aus ihnen dasselbe gleiche Product (Protein) zu erhalten im Stande wäre. Dafs Mulder bis bis dahin gekommen sei, behauptet er selbst nicht. Die Hauptsache, die aus gegenwärtiger Schrift hervorgeht, ist aber diese, dafs wenn auch Liebig darin, dafs das Protein kein wirklicher, sondern nur ein hypothetischer Stoff ist, wirklich Recht hat; *er nicht sowohl gegen Mulder als gegen sich selbst Recht hat*, indem er selbst es gewesen ist, der das Protein als einen (nicht proteusartigen) wirklichen Stoff zur Erklärung von allerhand organischen Erscheinungen benutzt hat! Hierauf beruht auch im Wesentlichen die heftige Polemik Mulder's gegen Liebig. Von organischer Seite, die für unseren Zweck wichtiger als die rein chemische erscheint, betrachtet, ist die andere Frage bedeutungsvoll: ob man entschwefeltes Eiweifs, als einen allgemeinen organischen Grundstoff (Protein) ansehen könne, aus dem durch Verbindung verschiedener Mengen Schwefel und Phosphor nun Kleber, Blut, Zellgewebe, Nervenmark u. s. w. entstehen, und ob man, wie es geschieht, das Protein als ein Princip zur Erklärung fast aller organischen Gebilde, der Haare, Nägel, der Haut gebrauchen und sagen kann: alle diese Dinge sind Proteinmetamorphosen; Haare sind Protein mit so und so viel Schwefel, Gehirn ist Protein mit so und so viel Phosphor u. s. w. Dieses Verfahren ist nämlich, und zwar besonders durch Liebig, zu einer Art von Unwesen in der Physiologie getrieben worden, wodurch alle besseren organischen Lebensansichten erstickt worden sind. Alle möglichen Stoffmetamorphosen bringen niemals organische Wirkungen hervor; das Leben ist nicht Eigenschaft chemischer Stoffe, sondern organischer Formelemente, in denen die Stoffbildung in einer gewissen Breite wie schon bei der Krystallbildung ganz gleichgültig ist; so dafs man Entstehung und Veränderung organischer Gebilde wie Kleber, Eiweifs, Horn, niemals aus Stoffmetamorphosen erklären kann. Wäre an der Proteintheorie in diesem Betracht das allergeringste Wahre, so müfste man Horn, Haare, Kleber, Eiweifs, Gehirn und Nervenmasse, aus dem angestaunten Protein machen können, was nicht gelungen, ja nicht einmal versucht worden ist, und doch thut man so, als ob es versucht und gelungen wäre! Von dieser organischen Seite ist die Proteinhypothese gänzlich unhaltbar, und wünschenswerth, dafs man in Physiologie und Medicin endlich einmal die Augen öffne und sich von den grenzenlosen Mifsbräuchen überzeuge, die in der Physiologie, Arzneiwirkungslehre, der Pathologie mit dem Proteingespenst getrieben. Dieselben organischen Gebilde, wie Blut, Drüsen, Haut, können innerhalb gewisser Breite ganz verschiedene chemische Bestandtheile, ganz verschiedene Proportionen von Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel u. s. w. enthalten, wie ja auch die abweichenden Resultate der von verschiedenen Chemikern angestellten Analysen hinreichend bekunden. Dagegen können die gröfsten organischen Veränderungen der Lebenseigenschaften im Blut, im Nervensystem ohne die geringsten Veränderungen der chemischen Bestandtheile entstehen! Das Gehirn des Typhuskranken hat dieselben chemischen Bestandtheile wie das Gehirn der Gesunden und der Leichen; das Blut der Pestkranken zeigt wesentlich einerlei chemische Bestandtheile mit dem Blut der Gesunden und der Todten; dies haben hundertfältige chemische Analysen bewiesen, und es ist Zeit, die Ursachen der veränderten Lebenseigenschaften und der Krankheiten, der Arzneiwirkungen, die Ursachen der organischen Lebensprocesse überhaupt in etwas Anderem als in rein eingebildeten Proteinmetamorphosen zu suchen. Die Autoritäten vieler alchemistischen Physiologen, Pharmacologen werden dabei freilich zu Grunde gehen; aber die menschliche Gesundheit und Krankenbehandlung wird sich dabei besser befinden. Die Proteindiscussionen mögen auf dem Gebiete der reinen Chemie bleiben; aber nicht unter dem Namen der organischen Chemie in Physiologie und Medicin eingeschwärzt werden, um das Leben zur Leiche zu machen, und die Kranken auf den Kirchhof zu reduciren. Die Physiologie macht durch diese Lebensreductionen keine Fortschritte sondern Rückschritte, selbst bis dahin, dafs man Leben und Tod nicht mehr unterscheiden kann, obgleich man doch den Kranken vom Tode retten will. Die Verdauung wird als eine Proteinmetamorphose angesehen, die physiologische Forschung soll darin bestehen, dafs man das Protein der Nahrung wieder in den Körperbestandtheilen findet. Liebig weist die Erbsen im Blut nach, und schliefst: dafs das Blut eine veränderte Erbsenmasse sei, und in dieser Weise geht die chemisch-physiologische Forschung weiter. Es ist nun in der That auch für Physiologie und Medicin nicht unwichtig, dafs die Widersprüche dieser chemischen Lebenstheorieen auf dem Gebiete der Chemie selbst zum Durchbruch kommen; *dafs man das Fundament dieser Theorieen, das Protein, gerade hier untergräbt, wo man es gelegt hat.* Liebig hat sich auf irgend eine Art gegen Mulder rächen wollen, indem er die Nichtigkeit des Proteins zu beweisen sucht; er hat sich aber dadurch auch gegen sich selbst gerächt, und mit der Zerstörung des Proteins den Werth seiner ganzen organischen Chemie in Anwendung auf Physiologie und Medicin zerstört. Die Wissenschaft kann sich nur bedeutende Erfolge hiervon versprechen, indem allen den Anhängern der chemischen Proteintheorieen des organischen Lebens auf chemische Art selbst der Schleier von den Augen gezogen werden mufs. Ist die Existenz des Proteins, in der Art, wie man sie angenommen hat, nichtig, so ist auch alles, was man darauf gebaut hat, nichtig, und man mufs sich nothwendig überzeugen, dafs man hier aus dem Gebiet der scheinbar sicheren Empirie, worauf man bei der Proteintheorie zu stehen geglaubt hat, plötzlich auf das bodenlose Gebiet von Hypothesen und Phantasieen herausgeworfen ist, sobald man sich bewufst wird, dafs das Protein kein empirischer, sondern ein hypothetischer Stoff ist. Man hat der Philosophie so oft vorgeworfen, dafs sie allerhand Hirngespinste ausbrüte. Wenn wir dies auch nicht bestreiten, so geht aus dem hier Gesagten aber auch hervor, dafs von der Empirie wenigstens eben so grofse Hirngespinste gemacht werden können und gemacht worden sind, und dafs man sich auch vor der Empirie hier sehr in Acht nehmen mufs, um nicht von einer durch Hypothesen verfälschten Empirie hintergangen zu werden. Die Aerzte sind durch die Proteintheorie des organischen Lebens bisher hintergangen worden, und können froh sein, dafs ihnen die Aufklärung jetzt von derselben Seite kommt, von welcher zuerst die Irrthümer gekommen sind.

Dr. C. H. Schultz.

Digitized by Google

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

LII.

Cyclus dramatischer Charaktere. Zweiter Theil. Von Dr. Heinrich Theodor Rötscher. Berlin, 1846. *Verlag von W. Thome.*

Das vorliegende Buch verdient die freudigste Bewillkommnung. Der geehrte Verfasser desselben bewährt sich immer von Neuem im besten Sinne des Wortes als einen Mann des Fortschritts. Während so manche vorlaute Forderer des allgemeinen Fortschritts sich für colossale Weiterschieber des trägen Weltgeistes halten, in der That aber es zu nichts Weiterem bringen, als zu einem beständigen Herumkrebsen in dem Sumpf ihrer Geistlosigkeit; ist dagegen Rötscher, in bescheidener Stille vor allen Dingen an seiner eignen Fortbildung arbeitend, seit dem glänzenden und vielversprechenden Beginne seiner schriftstellerischen Thätigkeit mit dem lebendigsten Eifer ununterbrochen zu dem hohen Ziele rüstig vorgedrungen, das ihm von Anfang an vorgeschwebt hat. Die reichhaltige Frucht dieser immer frischen Regsamkeit während eines Zeitraums von nur neun Jahren sind vier Abtheilungen seiner „*Abhandlungen zur Philosophie der Kunst*," sein von der gründlichsten Sachkenntnifs zeugendes und zugleich von wahrhaft philosophischem Geist beseeltes Werk über die „*Kunst der dramatischen Darstellung*," und endlich sein „*Cyclus dramatischer Charaktere*." Der Werth dieser Schriften mufs als ein immer steigender anerkannt werden. Wenn man dem geehrten Verf. bei seinen ersten schriftstellerischen Erzeugnissen, in Bezug auf die Form noch eine unnöthige Umständlichkeit, ein häufiges Verfallen in unbewufste Wiederholungen und manche Ungenauigkeiten des Ausdrucks, in Betreff des Inhalts aber zuweilen noch einen Mangel an völligem Eindringen in den Kern der Sache, eine von Widersprüchen nicht freie Unsicherheit der Ansicht vorwerfen konnte; so sind alle diese Uebelstände in den meisten der späteren Arbeiten des Verf.'s fast gänzlich verschwunden. Namentlich gilt dies von dem hier anzuzeigenden zweiten Bande seines Cyclus.

In diesem Bande hat der Verf. den ästhetischen Zergliederungen einer Reihe dramatischer Charaktere zwei sehr interessante Aufsätze vorausgeschickt, deren einer „*das Recht der Poesie in der Behandlung des geschichtlichen Stoffes*," und deren andrer „*den Begriff des Dämonischen in besondrer Beziehung auf die dramatische Poesie*" entwickeln soll.

Wir wollen mit der Besprechung des ersten dieser beiden Aufsätze unsre Anzeige beginnen. Zuvörderst erlauben wir uns hierbei die Bemerkung, dafs der Verf. in seinem Gebiete schwerlich ein zeitgemäfseres Thema wählen konnte, als das in der ersten Abhandlung erörterte ist; denn fast allgemein steht jetzt wohl unter uns die Ueberzeugung fest, dafs eine Weiterentwicklung des historischen Drama's nur dann erfolgen wird, wenn unsre Dichter sich zur Geschichte in ein anderes Verhältnifs stellen, als ihre Vorgänger meistentheils gethan haben.

Es fragt sich nun aber, welches eigentlich das wahre Verhältnifs der *Poesie überhaupt* zur *Geschichte* ist. Bei Beantwortung dieser Frage geht der Verf. von der Voraussetzung aus, dafs die Mutter aller Kunst die *freie Phantasie* sei, die zu dem unsinnlichen Gedanken das ihm angemessene Bild zu schaffen habe und in dieser ihrer Thätigkeit durch keine *fremde* Macht *beschränkt* werde, sondern *völlig souverän*, nur ihren *eignen* Gesetzen freiwillig folge, weil sie nur durch deren Beobachtung ihre Wirkungen erreichen könne. Der Künstler weise daher Dasjenige zurück, was seine freie Schöpfungskraft beeinträchtige. Es seien aber nur zwei Formen dieser Beeinträchtigung möglich. Entweder vertrage der unsinnliche Gedanke eine volle Versinnlichung nicht, oder der sinnliche

Digitized by Google

Stoff vermöge nicht, den unsinnlichen Gedanken in sich aufzunehmen und abzuspiegeln. Vor beiden Uebelständen habe sich die Phantasie zu hüten. Was von ihr ergriffen werde, müsse sich entweder dem Gesetze ihres Reiches fügen, oder aus diesem Gebiet überhaupt ausscheiden. Der Kunst gegenüber könne also kein Stoff die *Unverletzlichkeit* in Anspruch nehmen; sie dürfe gegen kein Gebiet Respect beweisen in dem Sinne, dafs ihr versagt wäre, in ihrem Interesse irgend eine Veränderung und Umgestaltung damit vorzunehmen. Für die Kunst habe mithin Alles, was Object ihrer Verarbeitung werden könne, nur die Bedeutung des *Stoffartigen*, d. h. eines *Unselbständigen*, das von ihr erst seine Weihe zu empfangen habe. Für die Kunst sei also auch der ganze Umfang der *Geschichte* nur ein *Stoff*, an den sie, wie an *jeden andren* Stoff, kritisch herangehe und untersuche, was und wie viel von demselben künstlerisch behandelt werden könne. Dies gelte folglich auch von der *Poesie* ins Besondre. Schon der Schöpfer der Poetik, *Aristoteles* habe die Stellung der Geschichte zur Poesie so aufgefafst, dafs er die erstere zu einem durch die letztere durchaus frei zu bearbeitenden Stoffe herabsetze, welcher der Poesie gegenüber *keine Selbständigkeit* beanspruchen dürfe. Dieser Philosoph vindicire der Poesie das *Allgemeine* und *Nothwendige*, während er der Geschichte das *Einzelne* und *Zufällige* zutheile. Daraus ziehe derselbe die wichtige Folgerung, dafs man nicht danach streben dürfe, an den überlieferten Mythen festzuhalten. Offenbar sei hierin die Freiheit des Dichters von dem historischen Stoffe ausgesprochen; denn ob der überlieferte Stoff Sagen oder eigentliche Geschichte enthalte, sei hier durchaus gleichgültig, da der Dichter durch Veränderung des einen wie des andren dieser Stoffe immer gegen die Ueberlieferung verstofse. Der Dichter sei also bei Behandlung eines historischen Stoffes nur insofern Dichter, als dieser Stoff entweder schon für sich selber etwas Poetisches habe oder vom Dichter es empfange. Das der poetischen Behandlung Fähige werde, nach der Ansicht des Aristoteles, nicht weil es geschichtlich überliefert ist, sondern trotz Dessen, vom Dichter gewählt. Aus allem Dem ergebe sich, dafs Aristoteles dem Dichter das *volle Souveränitätsrecht* über den geschichtlichen Stoff einräume, und *keine Art der Beschränkung* dieses Rechtes durch die Rücksicht auf die *historische Treue* anerkenne.

Diese Schilderung der betrefflichen Ansicht des Aristoteles ist nicht ganz richtig. Aristoteles sagt nicht, dafs die Poesie das Allgemeine, die Geschichte das Einzelne darstelle, sondern er behauptet nur, dafs jene *mehr* (μᾶλλον) das Allgemeine, diese mehr das Einzelne zum Gegenstand habe; eine zwar oberflächliche, aber noch für unsre Zeiten gültige Unterscheidung, da sogar die am meisten von allgemeinen Gedanken durchdrungenen Geschichtswerke, die wir jetzt besitzen, immer einen weniger allgemeinen Inhalt haben, als z. B. der Prometheus des Aeschylus oder Goethe's Faust. Doch dies mehr beiläufig. Wichtiger dagegen ist, dafs der Verf, — wie aus seinen späteren Erörterungen über den fraglichen Gegenstand noch mehr erhellen wird, — die Meinung hegt, Aristoteles schreibe dem Dichter ein durch keine Pflicht gegen den historischen Stoff beschränktes Souveränitätsrecht zu und betrachte somit diesen Stoff als etwas gegen den Dichter *völlig Rechtloses*. Hierin irrt der Verfasser. Denn jener gediegene Philosoph behauptet vielmehr im *geraden Gegentheil*, dafs, wenn der Dichter auch nicht verpflichtet sei, an allen unbedeutenden und zufälligen Einzelnheiten der Mythen festzuhalten, — dies wäre lächerlich, — derselbe doch *keineswegs das Recht* habe, die überlieferten Mythen *aufzulösen*, das heifst, ihren *wesentlichen*, ihren *substanziellen* Inhalt zu verändern, sondern denselben auf eine *schöne* Weise behandeln solle. Die Worte des Aristoteles lauten im Original wie folgt: ὥστ' οὐ πάντως εἶναι ζητητέον, τῶν παραδεδομένων μύθων, περὶ οὓς αἱ τραγωδίαι εἰσίν, ἀντέχεσθαι. καὶ γὰρ γελοῖον τοῦτο ζητεῖν. Cap. 9. — Aber τοὺς μὲν οὖν παρειλημμένους μύθους λύειν οὐκ ἔστι. τοῖς παραδεδομένοις δεῖ χρῆσθαι καλῶς. Cap. 14. — Hätte der Verfasser die beiden Theile des zuletzt angeführten Hauptsatzes genau beachtet, so würde er sich wahrscheinlich erinnert haben, dafs die dichterische Phantasie gegen den geschichtlichen Stoff kein *schlechthin unbeschränktes* Recht besitzt, weil dieselbe nur in *ihrer Einheit* mit dem *wahrhaft objectiven Inhalt* Werth hat und zu ihrer wahren Freiheit kommt, *ohne* diesen Inhalt aber eine *leere Form* und blofse *Willkühr* ist, die gegen das *Recht* des von der praktischen Vernunft hervorgebrachten substanziellen Inhalts der Geschichte vielmehr ihrerseits als das *Unberechtigte* erscheint. Aristoteles ist von der Einseitigkeit der Ansicht des Verf.'s gänzlich frei; er hat die *Rechte* einerseits des

Digitized by Google

gegebenen mythischen oder *geschichtlichen Stoffes* und andrerseits der *subjectiven Thätigkeit des Dichters* wohl zu unterscheiden und in ihrer Unterscheidung zu vereinen gewufst. Aristoteles besitzt die Erkenntnifs, dafs die *Unbeschränktheit* des Rechtes der dichterischen Phantasie gegen den geschichtlichen Stoff gerade die *Beschränkung* ihrer *Willkühr* durch das *Recht* des *geschichtlichen Stoffes* in sich schliefst. Er hat also nicht, wie unser Verf., dem Dichter — so zu sagen — ein despotisches, sondern ein constitutionelles Souveränitätsrecht gegen die geschichtlichen Gestalten zugestanden. Seinen auf diesen Punct bezüglichen Forderungen entsprechen die Tragödien des *Aeschylus* und des *Sophocles* vollkommen. *Euripides* hat sich zuweilen schon eine in Willkühr ausartende Freiheit gegen den mythischen Stoff herausgenommen, wiewohl auch in manchen seiner Dramen, namentlich in den Bacchantinnen, die Fabel ganz in ihrer mythischen Bedeutung und Gröfse aufgefafst ist. Die neueren Dichter dagegen haben fast alle ihre Subjectivität auf Kosten des objectiven Inhalts der Mythe oder der Geschichte geltend gemacht. In vorzüglichem Grade gilt dies bekanntlich von den *Franzosen*. Schon A. W. v. Schlegel hat gezeigt, wie von diesen weder die mythischen Stoffe mythisch, noch die geschichtlichen recht historisch behandelt worden sind. Dasselbe mufs von der Poesie der *Spanier* gesagt werden. Erst *Shakespeare* hat das wahre historische Drama von Neuem — oder man kann wohl sagen — zuerst geschaffen; denn bei den Griechen wird jenes von dem mythischen Drama noch ganz in den Hintergrund gedrängt. Wie in so vielen anderen Beziehungen ist aber Shakespeare auch in der wahren poetischen Behandlung der Geschichte bisher unerreicht geblieben. Unter den Deutschen schliefst sich *Lessing* als Kunstrichter ziemlich genau dem Aristoteles an, und ist als Dichter, weil seine Dramen nicht eigentlich historische sein sollen, mit den Vorschriften des Letzteren in keinen entschiedenen Widerspruch gerathen. *Schiller* dagegen und *Goethe* haben sich erlaubt, mit dem geschichtlichen Stoff nach ihrem Dichterbelieben zu schalten und zu walten. Wie schon *Le Bossu* die buckelichte Behauptung aufgestellt hatte, der Dichter müsse seinen Gegenstand immer *vor* seinen Personen wählen und alle in seiner Dichtung vorkommende Handlungen anordnen, *bevor* er noch wisse, wem er dieselben zuschreiben werde; so hat, — wenn man *Eckermanns* Berichte unbedingten Glauben schenken darf, — Goethe die Vorstellung von des Dichtergeistes Souveränitätsrecht gegen die Geschichte bis auf die äufserste Spitze getrieben, indem er gesagt haben soll: „für den Dichter sei keine Person historisch; es beliebe demselben, seine sittliche Welt darzustellen, und zu diesem Zweck erweise er gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre, ihren Namen seinen Geschöpfen zu leihen." Dieser Aeufserung drückt unser Verf. unbedenklich den Stempel seiner Approbation auf. Wir dagegen sind der Meinung, dafs jeder Dichter, — und wäre er noch viel gröfser, als Goethe, — einige Gefahr liefe, auf seine Kosten Lachen zu erregen, wenn er zum Beispiel zu Napoleon sagte: Du bist für mich nicht historisch; es beliebt mir, die transcendenten Ideale meiner sittlichen Welt darzustellen, und zu diesem Zweck thue ich Dir die Ehre an, Deinen Namen einem Geschöpfe meiner Phantasie zu leihen. Sollte es meinen idealen Absichten entsprechen, so werde ich Dich ziemlich treu darstellen; wo nicht, — nicht. Du mufst Dich mir auf Discretion ergeben. Ich habe bei Deiner Darstellung ganz *allein* gegen *mich selber* Pflichten, durchaus gar keine gegen Dich. Mein Souveränitätsrecht gegen Dich ist völlig so unumschränkt — wenn nicht noch unumschränkter, als das eines asiatischen Despoten gegen seine Unterthanen; denn Du bist gegen mich *durchaus rechtlos*. Wenn es mir beliebt, kann ich kraft des Majestätsrechtes meiner schöpferischen Allmacht Dir Deinen Geist ausblasen und dafür meinen Geist einblasen.

Gegen die Einseitigkeit dieser Ansicht von den Befugnissen des Dichters bei Behandlung geschichtlicher Stoffe hat eine Reaction um so mehr eintreten müssen, als man erkannte, dafs die nach angeblich höheren künstlerischen Absichten vorgenommenen Veränderungen der geschichtlichen Begebenheiten und Charaktere, weit entfernt, immer Verbesserungen zu sein, oft vielmehr unreife Ausgeburten eines unmündigen Geistes waren und hinter der Poesie der wirklichen Geschichte weit zurückblieben. Schon *Solger* hat daher die Forderung gemacht, dafs in dem *eigentlich historischen Drama* der Dichter sich ganz der wirklichen Geschichte hingeben, dieselbe aber nicht aus ihren *nächsten Gründen*, sondern in ihrer *allgemeinen Weltbedeutung* vollständig verstehen und ein

Digitized by Google

solches Verständnifs in den Handlungen selbst erschöpfend ausdrücken solle. Dieselbe Forderung hat auch *Ulrici* ausgesprochen; auch nach ihm soll das eigentlich historische Drama sich keine Veränderung an der „*tiefsten, innersten Bedeutung*" der geschichtlichen Begebenheiten, an dem „*wahren, eigensten Wesen*" der Weltgeschichte erlauben dürfen, sondern eben dies *Wesen* und eben diese *Bedeutung*, die „*Grundidee*" in der Gesammtheit der geschichtlichen Thaten und Begebenheiten, die *Hauptmomente* der Geschichte und die *Hauptcharaktere* der geschichtlichen Personen treu zu schildern verbunden sein und nur über *Nebenumstände* und *Nebenpersonen*, — kurz, — über das *Zufällige* und *Unwesentliche* frei zu schalten haben.

Gegen diese — wie eine Vergleichung zeigt — mit den Aussprüchen des Aristoteles übereinstimmende Ansicht jener beiden Philosophen zieht nun unser, gleichfalls auf die Autorität des Aristoteles sich stützender Verf. lebhaft zu Felde, indem er sagt: nicht der *Dichter als solcher*, sondern nur der *kritische Verstand* und die *philosophische Erkenntnifs* könne die *Grenze* zwischen dem *Wesentlichen* und dem *Unwesentlichen*, zwischen dem *Nothwendigen* und dem *Zufälligen*, zwischen dem *Substanziellen* und dem *Accidentellen*, zwischen den *Hauptpersonen* und den *Nebenpersonen* setzen; die freie Phantasie, kraft welcher der Dichter das Poetische eines Stoffs von den unpoetischen Motiven sondert, könne nach der Ulricischen Auffassung nicht die letzte Entscheidung über jene Grenze geben, weil ja eben die Phantasie des Dichters durch das Gesetz der geschichtlichen Wahrheit gebunden sein solle; und eben so wenig dürfe nach der gegnerischen Auffassung die Phantasie bei einer Collision der poetischen Anschauung mit der historischen Ueberlieferung sich gegen die Letztere, mit Berufung auf die poetische Wirkung, entscheiden. Der Boden der Gegner sei also ein sehr schwankender; auf denselben werde die Poesie nicht in ihrer vollen Würde und in ihrem eigentlichen Wesen erkannt, nicht als eine *schlechthin selbständige*, — sondern als eine durch eine ihr *fremdes* Gebiet *beschränkte* Macht angesehen. — Wir werden später finden, dafs, wenn diese Einwendungen des Verf.'s begründet wären, dieselben ganz eben so gegen seine eigene, nur vermeintlich durchaus entgegengesetzte, in der That aber mit der bestrittenen im Wesentlichen identische Ansicht geltend zu machen sein würden. Für jetzt aber folgen wir dem Vf. in seinen ferneren Entwicklungen. — Nachdem derselbe im *Allgemeinen* das unbeschränkte Souveränitätsrecht des Dichters gegen den geschichtlichen Stoff behauptet hat, fordert er dies Recht auch ins *Besondere* für die dichterische Behandlung der historischen *Charaktere*. Der poetischen Darstellung eines solchen Charakters, zum Beispiel *Napoleons*, gegenüber, solle der Hörer oder Leser sein bisheriges Wissen von jenem vergessen und nur in dem vor ihm sich entfaltenden Charakter leben, bei welchem es gleichgültig sei, ob derselbe überhaupt jemals existirt habe, oder nicht. Es sei falsch zu behaupten, dafs in der poetischen Behandlung der historischen Charaktere ein Punct (nämlich ein *Kern*) eintrete, wo der überlieferte Inhalt *aufhöre*, ein *frei* zu bearbeitender Stoff zu sein, und *anfange*, gegen die Poesie etwas *Selbständiges* zu werden. Die Grenze zwischen der *Selbständigkeit* und *Unselbständigkeit* des Stoffs sei auch hier *nicht principiell* zu bestimmen. Eben so grundlos sei die Behauptung, dafs der Dichter zwar bei weltgeschichtlichen Charakteren zu treuer Darstellung verpflichtet werden müsse, bei minder wichtigen Personen aber freie Hand habe. Denn hier sei gleichfalls die Grenze, wo die weltgeschichtliche Bedeutung anfange, nur relativ, von dem mehr oder weniger entwickelten Bewufstsein des Hörers abhängig. Jede Bestimmung, durch welche die Grenze der Unantastbarkeit der Geschichte festgestellt werden solle, zerrinne uns also unter den Händen. Was aber nicht principiell festgestellt werden könne, dürfe auch nicht als *Gesetz* gelten. Die Poesie habe sogar oft die *Pflicht*, der geschichtlichen Wahrheit die Treue zu brechen, um eine *ewige Wahrheit* an deren Stelle zu setzen. Sobald nämlich der Dichter durch eine Umschmelzung der geschichtlichen Individualität einen poetischen Zweck erreiche und an die Stelle der *historischen Treue* ein *poetischeres Motiv* setze; so befinde er sich *im absoluten Recht*. — Obgleich nun aber der Dichter *völlig autonom* sei, so verbiete ihm doch eine *äufserliche Rücksicht*, Charaktere in das entschiedene Gegentheil Dessen zu verwandeln, was sie der historischen Wahrheit nach sind; denn bei solchem Verfahren werde er sich seine Erfolge muthwillig erschweren, weil er erst das Gebäude unsrer Erinnrung zerbrechen müsse, ehe er seiner Gestalt in unsrer Phantasie Raum ver-

Digitized by Google

schaffen könne. Stelle der Dichter aber gleichwohl, zum Beispiel bei der Zeichnung der Charaktere des *Brutus*, *Caesar*, *Nero* und *Wallenstein*, die geschichtliche Wahrheit förmlich auf den Kopf; so seien wir vom Standpunct der *Kunst* aus *nicht im Mindesten berechtigt*, den Dichter deswegen zu verurtheilen, da uns obliege, denselben *allein aus ihm selber zu erklären* und unser sonstiges Wissen nicht gegen ihn geltend zu machen, sondern völlig zufrieden zu sein, wenn es dem Dichter nur gelinge, uns in seinem historischen Drama ein künstlerisches Ganze zu geben, welches sich vollkommen aus sich selbst erkläre. Nur dann seien wir berechtigt, uns gegen eine Verletzung der historischen Treue aufzulehnen, wenn *die poetische Veränderung hinter dem Geist zurückbleibe, der sich in der geschichtlichen Wahrheit ausspricht;* denn in diesem Falle fühle sich unser Geist durch das Dichterwerk herabgestimmt, während er durch dasselbe erhoben sein wolle.

Hier mufs Ref. in der Darstellung der Ansicht des Verf.'s einen Augenblick inne halten und sich zur Kritik der zuletzt angeführten Behauptungen desselben wenden. In diesen tritt das Mangelhafte der Auffassung des Verf.'s noch mehr hervor, als bisher. Zuvörderst haben wir zu bemerken, dafs der von der *Zähigkeit* unsres *Gedächtnisses* hergenommene Grund, warum der Dichter historische Charaktere nicht in ihr Gegentheil verkehren solle, ein gar nicht die Sache treffender ist und auf dem Standpunct des Verf.'s immer noch den Einwand zuliefse: der Dichter habe, wenn er „an die Stelle der geschichtlichen Wahrheit ein viel poetischeres Motiv" setzen könne, „das Recht und die Pflicht," unserem Gedächtnifs Gewalt anzuthun, und er mache sich dann einer Schwäche schuldig, falls er vor Anwendung dieser Gewalt zurückbebe. Zweitens aber müssen wir gestehen, dafs es uns so scheint, als ob der Verf. nur deshalb der Poesie ein so unumschränktes Umschmelzungsrecht sogar gegen historische Charaktere wie *Brutus*, *Caesar* und *Wallenstein* zuschreibe, weil er deren Wesen — wenigstens momentan — für etwas *Zufälliges* ansieht, obgleich er sonst, wie sich späterhin zeigt, sicherlich weifs, dafs die *wesentliche Bestimmtheit* solcher Repräsentanten ganzer Zeitrichtungen etwas *Nothwendiges* ist und von der *dichterischen Phantasie gerade so wenig* in das *Gegentheil* umgedichtet, wie von der *philosophischen* Betrachtung *um und um* gedeutet werden darf, weil der *dichterische* Geist *nicht weniger* als der *philosophirende* Geist durch eine solche Umkehrung zugleich gegen seine *eigene Vernunft* und gegen die Vernunft des *Gegenstandes* sich vergehen würde. Der Verf. hätte demnach Unrecht, wenn er, wie man zunächst glauben mufs, *nur diejenige* poetische Veränderung verwürfe, die „*hinter dem in der geschichtlichen Wahrheit sich aussprechenden Geist zurückbleibt.*" Auch im umgekehrten Fall, — wenn diese Veränderung über die weltgeschichtliche Stufe der dargestellten Charaktere weit hinausschritte, — wenn dem noch unentwickelten Geiste eines Volkes und seiner Helden oder einer ganzen Zeit schon die viel entwickeltere Geistesfülle eines weit höher stehenden Volkes oder einer viel weiter fortgeschrittnen Zeit angelogen wäre, — wenn z. B. der constitutionelle Geist der nordamericanischen Freistaaten in die patriarchalische Zeit der Hebräer versetzt würde; — auch dann hätte der Dichter gegen die Vernunft der Poesie wie der Geschichte gefehlt und seine eigne *wahre Freiheit* verletzt; denn diese besteht nicht in der Macht, das zu enge Gefäfs der Vergangenheit durch Hineinzwängung der weit gröfseren Gegenwart zu zersprengen, sondern, — da allein die Wahrheit frei macht, — in der treu verklärenden Auffassung der *bestimmten Geistesstufe*, auf welcher die darzustellenden Charaktere wirklich gestanden haben. Dafs dem so sei, hat auch der Verf. bald darauf gefühlt, indem er sagt: „der Dichter würde gegen sich selber handeln, wenn er z. B. in die griechische oder in die römische Welt, in welche er uns durch sein Werk sonst versetzte, das Pathos weiblicher Liebe, wie dasselbe in Romeo's Julia erscheint, zu verpflanzen sich erlaubte. Denn unsere durch den ganzen Rahmen bedingte Anschauung stehe im Widerspruch mit diesem der Stellung des weiblichen Geschlechts im Alterthum widersprechenden Pathos. Man müsse anerkennen, dafs die *historischen Facta* insofern ein *Recht* an den Dichter haben, als sie in Einklang stehen müssen mit dem sonstigen Inhalt der menschlichen Empfindungen und Gedanken, welche der Dichter durch sein Werk versinnlichen will." Man sieht, hier ist der Verf. der Einsicht sehr nahe, dafs der Geist der Geschicte ein *Recht* hat, eine treue Darstellung vom Dichter zu verlangen, dafs somit das Umgestaltungsrecht des Letzteren keineswegs *schlechthin*

Digitized by Google

unbeschränkt, sondern vielmehr durch jenes Recht der Geschichte *wesentlich beschränkt* ist, und dafs wir allerdings vom Standpunct der *Kunst* aus befugt sind, den Dichter zu verurtheilen, wenn er gegen den Geist der Geschichte gefehlt, — wenn er z. B. den Charakter Caesar's in dessen Gegentheil, etwa in den Charakter eines christlichen Mönchs verwandelt hätte. Früherhin, bei einer noch oberflächlichen Einsicht in die Entwicklung des Weltgeistes, gestattete man dem historischen Drama eher eine Untreue gegen den Geist der Geschichte. Jetzt aber, wo man zur philosophischen Erkenntnifs der Nothwendigkeit und des bestimmten Unterschieds der auf einander folgenden grofsen Entwicklungsstufen des Weltgeistes gelangt ist, — jetzt duldet man nicht länger von Seiten des historischen Drama's ein Verwischen jenes Unterschiedes oder vollends eine Umkehrung jener Stufen.

Von diesen unseren Einwendungen kehren wir zu den weiteren Erörterungen des Verf.'s zurück. Demselben begegnet nun das glückliche Unglück, eine Schwenkung zu machen, durch die er in die Stellung seiner vermeintlichen Gegner hineingeräth. Nachdem er nämlich noch Seite 25—28 die Ansicht Derer, welche dem Dichter *nur* gegen das *Unwesentliche* und *Zufällige* des geschichtlichen Stoffs ein Umgestaltungsrecht einräumen, aufs allerlebhafteste bekämpft hat, weil der Dichter *als solcher* das *Wesentliche* vom *Unwesentlichen*, das *Zufällige* vom *Nothwendigen*, das *Accidentelle* vom *Substanziellen* zu unterscheiden durchaus *unfähig* sei, und weil die Grenze zwischen diesen entgegengesetzten Kategorien überhaupt *niemals*, also auch nicht „vom *kritischen Verstande* oder von der *philosophischen Erkenntnifs principiell* festgestellt werden könne; — nach dieser langen Befehdung der Aristotelisch - Solger - Ulricischen Ansicht sehen wir den Verf. Seite 34 nun auf einmal, in einer höchst erfreulichen entente cordiale mit seinen vermeintlichen Gegnern, die Forderung machen, der grofse Dichter solle sich begnügen, der *chemische Künstler* zu sein, welcher von der geschichtlichen Wirklichkeit die an dieselben anschiefsenden *unwesentlichen* „*groben*, *unreinen* Stoffe, von den *organischen* Momenten der Geschichte die *unorganischen* absondere, mit Bewahrung des unantastbaren *Kerns* oder der *substanziellen* Bedeutung der grofsen geschichtlichen Charaktere nur das *Zufällige* und *Accidentelle*, die *zeitlichen Schlacken* seiner Helden nach poetischen Zwecken umgestalte, die Züge unsrer *endlichen*, *vergänglichen* Natur mit charaktervollen vertausche, aber sich dabei wohl hüte, den *geschichtlichen* Geist durch *subjective Zuthaten* zu entstellen." Wir glauben, der Verf. selber wird zugeben müssen, dafs er den anfänglich so colossal scheinenden Unterschied zwischen seiner und der gegnerischen Ansicht durch jene seine Forderung zu etwas völlig *Unsagbarem* herabgebracht hat. Denn die vom Verf. dabei gebrauchten Kategorien sind wesentlich dieselben, welche von seinen Gegnern gebraucht werden. Auch das Geschäft, welches der Verf. jetzt dem Dichter zumuthet, ist ganz dasselbe, welches die Gegner dem Dichter auferlegen. Endlich haben beide Parteien jetzt von der Fähigkeit des Dichters die gleiche Meinung, da unser Verf. jetzt zu glauben scheint, dafs es der Phantasie oder dem kritischen Verstande und der philosophischen Erkenntnifs des Dichters ein Leichtes sei, die vorher für objectiv unbestimmbar erklärte Grenze zwischen jenen entgegengesetzten Kategorien aufzufinden. Wenigstens hat der Verf. sein früheres Bedenken rücksichtlich dieses Punctes als einen für die Fortsetzung seiner philosophischen Entdeckungsreise nur hinderlichen Ballast ganz in der Stille über Bord geworfen, — mit vollem Recht; denn ohne Zweifel hat der Verf. von Hause aus sehr wohl gewufst, dafs, obgleich die rohe dichterische Phantasie für sich allein nicht im Stande ist, jene Grenze mit Sicherheit richtig zu ziehen, dieselbe doch hierzu fähig wird, wenn sie sich in die Schule der philosophischen Wissenschaft begibt, welche den Beruf hat, die weltgeschichtlichen Erscheinungen aus deren Princip zu entwickeln.

Das geheime Einverständnifs des Verf.'s mit den von ihm bekämpften Gegnern enthüllt sich aber weiterhin noch mehr. Zwar hatte, wie erwähnt, der Vf. schon oben die Aeufserung sich entschlüpfen lassen, dafs die *historischen Facta* ein *Recht* an den Dichter haben. Dies Recht kam aber dort noch nicht zu voller Anerkennung. Jetzt dagegen wird vom Verf., im Einklange mit den Gegnern, die Vorstellung von des Dichters unbeschränktem Souveränitätsrecht nicht blofs über das Accidentelle, sondern auch über das vermeintlicherweise davon principiell gar nicht zu trennende Substanzielle des geschichtlichen Stoffs durch eine bestimmtere Auslegung nicht wenig ermäfsigt.

Digitized by Google

Denn nun wird bemerkt, dafs die Geschichte im Element des Realen Dasselbe darstelle, was die Poesie im Element des Idealen, — nämlich die *Vernunft des sich selbst entwickelnden Weltgeistes;* — dafs folglich die Poesie, weit entfernt, diesen Geist hinter sich zurücklassen zu können, bei den inhaltvollsten Perioden der Geschichte und bei den hervorragendsten weltgeschichtlichen Charakteren vielmehr Noth habe, ihrerseits nicht hinter der Wirklichkeit zurückzubleiben, und dafs sie bei solchen geschichtlichen Erscheinungen keinen weiteren Beruf und *kein weiteres Recht* habe, als *das*, die geschichtliche Breite in die Gedrungenheit charaktervoller Entwicklung zu verwandeln und alle die Stoffe auszuscheiden, welche den einfachen Gang, die reine Bewegung des Geistes aufhalten. Es wird also jetzt thatsächlich zugegeben, dafs die Poesie gegen die in der Geschichte waltende Vernunft des Weltgeistes *kein Recht*, — weil *keine Macht*, — besitzt und dafs *ihre wahre Freiheit, ihre wahre Unbeschränktheit* gerade in der *gewissenhaften Treue* gegen jene *objective Vernunft* besteht. Wenn daher der Verf. gleichwohl noch am Schlusse seiner Abhandlung die *Pflicht* der Poesie zur *historischen Treue* wiederum entschieden bestreitet; so halten wir eine Verständigung mit ihm nicht für sehr schwierig. Darin erstlich sind, wie wir gesehen haben, die vermeintlichen Gegner des Verf.'s mit ihm einig, dafs der Dichter gegen das *Zufällige* und *Unwesentliche* der Geschichte nicht zur Treue verpflichtet ist. Die Differenz liegt nur darin, dafs der Verf. den Dichter von *aller* Pflicht zur Treue gegen die Geschichte wieder entbindet, nachdem er doch schon das *Recht* der *historischen Facta* anerkannt und eben dadurch dem Dichter *Pflichten* gegen dieselben auferlegt hatte. Unter diesen Umständen glauben wir, der Verf. wolle nicht noch am Schlufs seiner Abhandlung die Geschichte für Etwas erklären, das gegen den Dichter *eben so unselbständig* und *rechtlos* sei, wie ein allem menschlichen Belieben unterworfener blofser Naturgegenstand, gegen welchen der Mensch keine Pflichten haben kann. Vielmehr scheint der Verf. nur sagen zu wollen: in der *Poesie* und in der *Geschichte* entwickele sich *Eine* und *dieselbe Macht*, nämlich die *menschliche Vernunft*, die in der ersteren *als schöpferische Phantasie*, in der letzteren als *praktischer Geist* erscheine. Indem daher die *Poesie* sich dem *Geist der Geschichte* unterwerfe, gehorche sie *nur sich selber*, sei also in ihrer Unterwürfigkeit vollkommen frei; und die *phantasirende Vernunft* habe gegen *sich selber* die Pflicht, Nichts hervorzubringen, durch dessen Hervorbringung sie mit der *praktischen Vernunft*, also im Grunde *mit sich selbst* in Widerspruch käme. — Wiewohl der Verf. sich hierüber nicht so bestimmt und deutlich ausspricht, wie wir eben gethan haben, und obgleich derselbe anfangs der *dichterischen Phantasie* sogar in ihrem *Gegensatz* gegen den *objectiven Inhalt* der *Geschichte* eine *schlechthin unbeschränkte Berechtigung* zuschrieb, während die Phantasie in diesem *Gegensatz* gerade umgekehrt etwas *Unberechtigtes* ist und gegen den Geist der Geschichte als gegen eine *fremde Macht* zur Treue *verpflichtet* werden mufs, — trotz dessen also, dafs der Verf. anfänglich das Recht des objectiven Inhalts vor dem Recht der Subjectivität des Dichters verschwinden liefs; — so wollen wir doch hoffen, in Obigem die von aller Dunkelheit und von allem Widersprechenden befreite, wahre *schliefsliche* Ansicht des Vf.'s ausgesprochen zu haben und uns folglich *am Ende* mit ihm in Einklang zu befinden. — Auch darin sind wir übrigens — und gewifs auch die vom Verf. bekämpften vermeintlichen Gegner — mit ihm einverstanden, dafs die dem historischen Drama obliegende Treue gegen die Geschichte nicht so peinlich zu fassen ist, als ob dasselbe nicht der Ausdruck der eignen Bildung und Kunst des Dichters so wie überhaupt der Geistesstufe seines Volks und seiner Zeit sein dürfe, sondern mit den dargestellten Personen durchaus auf einer und derselben Bildungsstufe stehen müsse. Es ist gar nicht zu tadeln, dafs die dem mythisch-heroischen Zeitalter angehörenden Gestalten der griechischen Tragödie in einem gewissen Maafse den Geist des Pericleischen Zeitalters athmen. Doch würde man schon etwas zu weit gehen, wenn man mit dem Verf. behauptete, „das griechische Drama versetze uns eigentlich nicht in den Geist des heroischen Zeitalters; denn es kündige sich von Hause aus als eine ideale Schöpfung des Dichters an." Solche Gestalten, wie z. B. der Hercules, der Oedipus und der Theseus des Sophocles unterscheiden sich sehr stark von einem Athenienser der Pericleichen Zeit. Die Spanier aber, auf welche der Verf. sich gleichfalls beruft, haben die Umwandlung historischer Gestalten in die nationale Bestimmtheit des Dichters offenbar zu weit getrieben.

Digitized by Google

Von Shakespeare dagegen möchte sich schwerlich beweisen lassen, dafs dessen Römer, wie Goethe gemeint hat und wie auch der Verf. glaubt, lauter eingefleischte Engländer seien; z. B. an dem von Shakespeare gezeichneten Charakter des *Coriolan*, des *M. Antonius* und des Julius Caesar, ist nichts eigenthümlich Englisches zu entdecken. — Dafs aber überhaupt die statthafte poetische Umgestaltung historischer Charaktere ihre *Grenzen* habe, gibt der Verf. jetzt selber zu. Er fordert mit Recht, dafs alle von einer geschichtlichen Person im historischen Drama ausgesprochnen Gedanken aus der *Grundanschauung* derselben *erwachsen*, — nicht ihr vom Dichter *nur geliehen* seien; und sagt: einer geschichtlichen Person ein *tieferes Princip*, eine *idealere Weltanschauung* einzuimpfen, als sie in der Geschichte hat, sei dem Dichter nur dann erlaubt, wenn es ihm gelingen könne, das tiefere Princip als den eigenen Herzschlag jener Person vernehmbar zu machen. Dafs dies nicht gelingen kann und dafs der nach des Verf.'s Ansicht im historischen Drama auszulegende „*Procefs des göttlichen Geistes in der Geschichte*" durch solche Umgestaltung eine *verkehrte Form* erhalten würde, wenn das eingeimpfte Princip nicht etwa blofs eine höhere Gestalt des *eigenen* Princips der historischen Person, sondern ein von dem letzteren wesentlich unterschiedenes, ein ihm *entgegengesetztes* weltgeschichtliches Princip ist, — Das leuchtet ein und wird gewifs auch vom Verf. zugestanden werden.

Trotz dieser dem Dichter gesetzten Schranken hat derselbe jedoch das Recht und die Pflicht, auf eine *durchgreifende* Weise das weltgeschichtliche Princip der *Gegenwart* an dem geschichtlichen Stoffe der Vergangenheit sich bethätigen zu lassen. Dies mufs — wie schon anderweitig von einer beachtenswerthen Stimme ausgesprochen worden ist, — nicht *so* geschehen, dafs der Dichter seine höhere Weltanschauung den geschichtlichen Personen in den Mund legt, oder etwa die Form, welche die Handlung und die Katastrophe in der wirklichen Geschichte haben, nach dem Princip der gegenwärtigen Entwicklungsstufe des Weltgeistes umgestaltet, — sondern *so*, dafs er, wie der Verf. sagt, „das von den geschichtlichen Helden halb mit klarem Bewufstsein, halb wie durch Naturnothwendigkeit vollbrachte Handeln in ein durchaus selbstbewufstes, bis zu den letzten Quellen der Entschlüsse uns zurückführendes Handeln umbildet und vermöge der Klarheit seines entwickelteren Geistes die Nothwendigkeit des Verlaufs und des Ausgangs der geschichtlichen Handlung viel bestimmter erkennen läfst, als es der Zeit der dargestellten Personen möglich war. Um dies Ziel zu erreichen, mufs sich der Dichter vor zwei Abwegen bewahren. Er darf uns weder einen *unvergeistigten* geschichtlichen Stoff, noch eine durch *subjectiven* Geist *verflüchtigte* Realität geben. Wir verlangen vielmehr, — um des Vf.'s Worte zu gebrauchen, — im historischen Drama ein reines Abbild des Weltgeistes, welches uns dem in der wirklichen Bewegung noch vielfach von Zufälligkeiten durchzogenen historischen Procefs in vergeistigter Form darstellt, ohne die Kraft des wirklichen Lebens und die scharfe Unterschiedenheit der wirklichen Persönlichkeiten darüber einzubüfsen.

So viel über die eben besprochne Abhandlung. Der Verf. äufsert in der Vorrede zu dem hier anzuzeigenden zweiten Bande seines Cyclus den Wunsch nach eindringlichen und ergänzenden Kritiken. Es würde uns freuen, wenn der Verf. an unsrer Kritik jener Abhandlung das Eindringliche, Ergänzende und Berichtigende nicht vermifste.

In dem auf jene Abhandlung folgenden kürzeren Aufsatz wird die Bedeutung des in neurer Zeit, besonders seit Goethe's Vorgange, viel gebrauchten und in die Kunstsprache eingeführten Ausdrucks „*Dämonisch*" erörtert. Rötscher glaubt, dafs dies Wort in einem *weiteren* und in einem *engeren* Sinne gebraucht werden könne. In *jenem* Sinne sei jedes den Menschen ausschliefslich beherrschende Pathos eine dämonische Gewalt, weil der Mensch dabei immer von einer in seinem Inneren wirkenden Macht besessen werde, über die er nichts vermöge. So spreche aus Antigone und aus Romeo's Julia ein Dämon, da beide einer Leidenschaft unterthan seien, der sie folgen müssen. Diese Gestalten nenne man aber *nicht eigentlich dämonisch*; denn ihr Pathos erscheine durchaus als ihre freie Selbstbestimmung, nicht als eine von ihnen unterschiedene, sie gleichsam unfreiwillig fortreifsende Gewalt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

Cyclus dramatischer Charaktere. Zweiter Theil. Von Dr. Heinrich Theodor Rötscher.

(Schlufs.)

Jemehr aber die den Menschen bestimmende Gewalt die Form einer mit blinder Nothwendigkeit wirkenden Gewalt annehme, desto mehr werde sie zu einer dämonischen Macht. Eine solche sei von allen grofsen, die Massen beherrschenden und sie mit sich fortreissenden Individuen, wie *Caesar*, *Friedrich II.*, *Napoleon*, *Luther* und *Mirabeau*, ausgeübt worden; denn in ihnen habe eine bis auf einen gewissen Grad bewufstlos wirkende, geheimnifsvolle, unwiderstehliche Macht über die Gemüther der Menschen sich offenbart. Wer dies Dämonische durch die Poesie oder durch die Bühnendarstellung wiedergeben wolle, der müsse durch Intuition in dies geheimnifsvolle Reich hineingreifen und das Uebermenschliche in sich wiedergebären.

Das *eigentlich Dämonische* sei aber nicht die Allgewalt eines *sittlichen* Pathos, sondern das furchtbare Walten der *finsteren* Mächte, der *zerstörenden* Kräfte in uns. In diesem Sinne seien alle die Zeiten dämonisch, in welchen eine Welt zu Grunde gehe, — die bisher leitenden Principien wankend werden, die Schranken des Herkommens, der Sitte und des Gesetzes einsinken, — die Ideen einer neuen Epoche noch nicht zur Anerkennung kommen, sondern die blind waltenden Kräfte, die furchtbarsten Leidenschaften sich entbinden, — wie beim Untergang der römischen Welt, — in dem Gährungsprocefs der noch ungebändigten rohen germanischen Völker zur Zeit der Völkerwanderung, — oder bei den wilden Kämpfen der sich aufreibenden grofsen Geschlechter Englands im Mittelalter, — besonders auch während des Schreckenssystems in Frankreich. — Das *specifisch Dämonische* hebe also überall da an, wo der Mensch bis auf einen gewissen Grad unfreiwillig seiner *Kreatürlichkeit* überantwortet erscheine. Dasselbe sei aber um so poetischer, je *grofsartiger* der Schauplatz seiner Wirksamkeit ist und je *riesenhafter* die den Menschen treibenden finsteren Gewalten sind; denn durch solche Sphäre werde es einerseits der *prosaischen Spiefsbürgerlichkeit*, und andrerseits dem Gebiete *moralischer Collisionen*, dem Kampfe zwischen Pflicht und sinnlichem Antriebe entrückt. Das Beherrschtwerden eines Menschen von seiner sinnlichen Natur oder von einer gemeinen Leidenschaft mache nicht den Eindruck des Dämonischen, weil die siegenden Mächte hier für uns nichts Furchtbares haben. Wenn dagegen, wie in *Richard III.* der Weltgeist selber die zerstörende Gewalt sei, welche aus einem Individuum hervorbreche, dann zeige sich uns die Spitze des eigentlich Dämonischen; denn in diesem Falle werde die zerstörende Gewalt zu etwas Furchtbarem, weil sie als eine berechtigte allgemeine Macht, als die Nemesis der vorangegangenen Verbrechen erscheint; unsre moralische Indignation weiche hier dem Gefühl der Furcht und des Schmerzes, da wir den Helden von einer ihn und Andre ins Verderben stürzenden Leidenschaft ergriffen sehen, deren ungeheure Gewalt und bedingtes Recht wir eben so wenig, wie ihre verbrecherische Natur leugnen können. Obgleich hier der Held nicht aufhöre, ein freies, zurechnungsfähiges Wesen zu sein, so werde er doch von einer ungeheuren Leidenschaft dermaafsen beherrscht, dafs er derselben willenlos unterthan zu sein und wie eine blinde Naturgewalt zu wirken scheine. Durch den unabläfsig sich erneuernden Widerspruch zwischen seiner formell freien Selbstbestimmung und dem Beherrschtwerden von der wachsenden Gewalt des Dämons werde er von innen heraus zerstört. Darin liege eben die schreckenerregende Gewalt des Dämonischen. — Was ferner aber die Entstehung des Dämonischen betrifft, so könne dasselbe, wie z. B. bei *Richard III.* und bei *Franz Moor*, seine letzte Wur-

Digitized by Google

zel in dem brütenden Groll über körperliche Verwahrlosung, also in einer Empfindung haben, in der eine gewisse Berechtigung liege. — Hierbei ist jedoch zu bemerken, dafs Richards III. Berechtigung bei Weitem nicht so sehr in jenem Groll, als vielmehr in der Uebermacht seines hochstrebenden Geistes und seines den einmal gefafsten grofsartigen Plan mitten durch die Hölle verfolgenden energischen Willens zu suchen ist, und dafs eben deshalb jener verbrecherische Heros eine weit grandiosere dämonische Wirkung hervorbringt, als Franz Moor, — der feige, von einem Mädchen in die Flucht gejagte aberwitzige Betrüger seines in äufserste Geistesschwäche versunkenen Vaters. — Ehe nun der Verf. das Dämonische verläfst, gibt er noch den Grund, warum wir nicht ein sittliches, sondern nur ein unsittliches Pathos, im engeren Sinne des Wortes, dämonisch nennen, dahin an, dafs in jenem der Held trotz seines Nicht-anders-könnens doch seine über alle endliche Gewalten triumphirende sittliche Stärke offenbare, wogegen der Mensch durch das unsittliche Pathos einer mit seiner wahrhaften Natur in Widerspruch stehenden Gewalt überliefert werde; worin eben das eigentlich Dämonische bestehe. — Schliefslich unterscheidet der Verf. noch vom Dämonischen das damit zusammenhangende *Diabolische*. Das Letztre sei *rein negativer* Natur, gehe auf das blofse Zerstören aus. Der *dämonische* Mensch dagegen strebe in seinem Zerstören zugleich nach Verwirklichung eines *positiven Zwecks;* so Richard III. nach dem Genufs des befriedigten Ehrgeizes und des Herrschens. *Mephistopheles* dagegen habe nur insofern ein dämonisches Moment in sich, als er zu seiner, Alles negirenden Thätigkeit von einer geheimnifsvollen, über alle Reflexion erhabenen Gewalt getrieben werde; er könne aber nicht rein dämonisch wirken, weil er nicht einmal das Vermögen des freien Entschlusses, also des Uebergehens zu *positiver* Thätigkeit besitze, sondern *schlechthin* an das *blofse Vernichten gebunden* sei. Die Stätte des Dämonischen sei also nur die menschliche Brust. Breche aus dieser das Diabolische hervor, so erhalte dies die Form des Dämonischen, weil es in einem freien Geschöpfe sich offenbare und durch die sich beim Widerstande steigernde Lust am Verneinen *entwickelt* werden könne, während Mephistopheles, weil er das *reine Princip* des *Verneinens* sei, durchaus *keines Wachsens* sich fähig zeige.

Hiermit haben wir in gedrängter Form den Inhalt der zweiten Abhandlung vollständig wiedergegeben. Wir glauben, dafs dieser Aufsatz, als ein erster Versuch, den Begriff des Dämonischen zu bestimmen, alle Anerkennung verdient, und dafs, wenn diese Arbeit noch etwas zu wünschen übrig läfst, das Mangelhafte weniger in ein Uebersehen noch zu beachtender Seiten des Gegenstandes, als in die noch zu lose Weise der Entwicklung jenes Begriffs zu setzen sein wird.

Den oben angezeigten beiden, ein *allgemeines* Thema behandelnden Aufsätzen reihen sich nun im zweiten Bande des Cyclus unsres Verf.'s die *ästhetischen Zergliederungen einzelner dramatischer Charaktere* an. Es sind 16 solcher Charaktere und zwar folgende entwickelt worden: *Mephistopheles* in Goethe's Faust, *Franz Moor*, der Mohr *Muley Hassan* in Schillers Fiesco, Secretär *Wurm* in Kabale und Liebe, *Jago* in Othello, König *Philipp II.* in Don Karlos, *Antonio* in Goethe's Tasso, *Tartüffe*, der *Prinz* in *Emilia Galotti*, *Clavigo* in Goethe's Clavigo, *Coriolan* in Shakespeare's Coriolan, Bastard *Faulconbridge* in Shakespeare's König Johann, *Electra* in Sophocles Electra, *Constanze* in Shakespeare's König Johann, *Cleopatra* in Shakespeare's Antonius und Cleopatra, die Gräfin *Orsina* in Lessings Emilia Galotti. — Auf die Wahl dieser Charaktere hat, wie der Verf. in der Vorrede bemerkt, seine Beschäftigung mit dem Begriff des Dämonischen einen gewissen Einflufs ausgeübt. Daher sind vorzugsweise solche dichterische Gestalten zergliedert worden, deren letzte Wurzel, wie z. B. bei *Cleopatra*, *Electra* und *Franz Moor* der Fall ist, das Dämonische bildet, oder in denen wenigstens überhaupt die Nachtseite der menschlichen Natur hervortritt. Bei einigen andren Charakteren ist vorzüglich die Rücksicht auf die Bühnendarstellung das Bestimmende der Wahl gewesen. Dahin rechnet der Verf. den *Tartüffe*, die *Orsina*, und die beiden nach seiner Ansicht nicht leicht zu versinnlichenden Charaktere, den *Clavigo* und den *Prinzen* in *Emilia Galotti*. — Wie schon im ersten Bande des Cyclus herrscht auch im zweiten das Streben, die einzelnen Charaktere sowohl von ihrem Herzpuncte aus zu begreifen und ihre Gestaltung aus demselben abzuleiten, als ihren Zusammenhang mit der Idee des Kunstwerks darzustellen, — und zwar in einer von unnöthigen metaphysischen Ausdrücken freien Sprache. Beide Absichten hat der Verf. fast durch-

Digitized by Google

weg vollständigst erreicht. Wir müssen ihm beinahe überall unbedingt beistimmen. Als ganz besonders gelungen sind jedoch die Charakteristiken der *Cleopatra* und der *Electra* zu bezeichnen. Bei dieser Trefflichkeit der in Rede stehenden Leistungen des Verf.'s müssen wir aufs Lebhafteste bedauern, dafs der uns hier noch übrige Raum ein ausführliches Eingehen auf die Zergliederungen aller oder auch nur einiger jener 16 Charaktere nicht gestattet. Um jedoch unser Lob wenigstens theilweise zu rechtfertigen, erlauben wir uns die allgemeine Schilderung hier mitzutheilen, die unser Verf. von der Shakespeareschen *Cleopatra* mit Meisterhand entworfen hat. Er sagt im Eingange zur Entwicklung des Charakters dieser ägyptischen Königin im Wesentlichen Folgendes:

Die Tragödie *Antonius* und *Cleopatra* von Shakespeare schliefst sich an den *Julius Caesar* dieses Dichters an; denn sie stellt den Kampf der gegen die republicanische Partei siegreich gewesenen geistigen Elemente dar, die sich jetzt gegen einander kehren und um die Herrschaft der Welt kämpfen. Da die alte Römertugend erloschen war; so konnte aus dem römischen Geiste keine neue befruchtende und wirklich umgestaltende Idee hervorgehen. Rom war also einer eigentlich geschichtlichen inneren Entwicklung nicht mehr fähig; seine Bewegung, — so viel neue Elemente sie auch enthielt, — war vielmehr eine Auflösung, als eine Entwicklung. Darum mufste die Herrschaft Demjenigen zufallen, welcher diesen Zustand am richtigsten erkannte, am schlauesten benutzte und sich in der Benutzung am mäfsigsten und besonnensten bewies. Dies war *Caesar Octavian*. Dieser nöthigt uns weder sittliche Verehrung, noch Bewundrung grofser Eigenschaften ab; aber wir gestehen zu, dafs diesem herzlosen Verstande, dieser Kunst in der Behandlung der Menschen und der Verhältnisse, und dieser aus dem feinsten Egoismus erwachsenen Mäfsigung, unter den damaligen Umständen, der Sieg gebührte. — Ihm gegenüber tauchen in *Antonius* Züge der alten Römergröfse, Blitze des Genies hervor, wie wir sie in Octavian vergeblich suchen; aber wir sehen alle seine vereinzelten, sogar grofsen Eigenschaften durch kein sittliches Band verknüpft; sie können daher auch keine nachhaltigen Wirkungen hervorbringen. Deshalb bietet uns Antonius das Bild eines sich selbst zerstörenden Mannes dar, der willenlos in Extreme geworfen, eben so oft unsre Bewunderung der plötzlich auftauchenden Gröfse, als unsre Verachtung der unmännlichen Unselbstständigkeit und des Leichtsinns erregt. So, der Geschichte gemäfs, schildert ihn Shakespeare. Antonius erscheint bei diesem Dichter als der durch die Berührung mit dem Orient verdorbene Römer, in welchem sich die Züge orientalischer Schwelgerei, Ueppigkeit und innerer Unselbstständigkeit mit einem Aufschwung von Gröfse und Heroismus wunderbar vermischen. Seine grofsen Züge sind nur Blitze, welche die Nacht der inneren Zerfahrenheit blofs auf Augenblicke erleuchten. Der Rückfall in die Schwäche läfst uns das Sporadische jener Züge um so greller erkennen. Wir gewinnen daher bei seinem Anblicke, je länger je mehr, die Ueberzeugung, dafs sein Streben nach der Herrschaft scheitern müsse.

Mit Antonius auf gleichem Boden steht die ägyptische Königin *Cleopatra*, dem Antonius wahlverwandt durch ein ähnliches Gemisch der disparatesten Züge und recht eigentlich sein böser, ihn dem Untergang entgegenführender Stern; denn sie bringt in Antonius nur den Widerspruch aller in ihm vorhandnen Elemente an das Licht und wirft ihn in die ihn verzehrenden Extreme hinein. Antonius und Cleopatra sind nicht Individuen, welche man mit der einfachen Kategorie der Charakterlosigkeit abthun kann, wenn man darunter das Schwanken des Individuums zwischen entgegengesetzten Principien und das Unvermögen sich zur festen Richtung im Denken und Handeln zu bestimmen versteht. Sie sind vielmehr eine Vereinigung der gröfsten und der verächtlichsten, der hinreifsendsten und der abstofsendsten Eigenschaften, denen aber eine gestaltende Seele, eine ordnende Kraft fehlt, durch welche die ersteren zu verschiedenen Seiten eines in sich geschlofsnen, selbstständigen Charakters würden. Insofern wir aber vom Weibe weniger, als vom Manne, eine Einheit seines Wesens fordern; so erscheint uns Cleopatra weniger sittlich verwerflich, als Antonius, und ist zur natürlichen Herrschaft über denselben berufen.

In *Cleopatra* vereinigen sich fast alle Gaben, welche die Natur verschwenderisch austheilen kann; aber das Gemisch der geistigen und sittlichen Eigenschaften macht, dafs auch die ersteren nicht in ihrer ungeschwächten Kraft auf uns wirken. In dieser Mischung der widerstrebendsten Elemente liegt etwas Zauberi-

Digitized by Google

sches. Die ägyptische Königin, zu deren Füfsen die Herren der Welt lagen, erscheint uns wie eine räthselhafte Sphinx, das Symbol ihres Vaterlandes, indem sie wie jene das Thierische und Menschliche vereinigt, die niedrigsten, unsittlichsten Elemente mit grofsen und fesselnden Zügen so wunderbar paart, dafs wir durch sie wie in einen Zauberkreis gebannt werden, der uns, je nach den Verhältnissen, bald ein heroisches, poesiereiches, bald ein niedriges, falsches, wildes, alle Weiblichkeit verhöhnendes Geschöpf zeigt. Und dennoch ist dieser Kontrast wieder nicht so angethan, dafs uns Cleopatra mit moralischem Unwillen erfüllte; sie macht vielmehr den Eindruck des Dämonischen, welches jeden von der gewöhnlichen Moral entlehnten Maafsstab zurückweist. — In Cleopatra tobt eine ungeheure Gewalt sinnlicher Glut; ihr siedendes Blut, ihr feuriges Temperament sind das Erbtheil ihrer Abstammung und des Bodens, auf dem sie erzeugt worden ist. Dies nun, verbunden mit der verführerischen Gewalt höchster Schönheit und sinnlicher Reize, hat ihr die Welt sinnlicher Genüsse unbeschränkt geöffnet, in der sie nach freier Neigung und augenblicklichen Gelüsten jede Frucht bricht, welche ihr behagt. So glühende Sinnlichkeit aber auch in ihr kocht; so hält doch der Trieb des Herrschens der ersteren das Gleichgewicht. Daher geniefst sich Cleopatra ganz besonders darin, gerade kriegerische Männer, imperatorische Naturen sich zu unterwerfen und den ganzen Muthwillen ihrer Launen an ihnen auszuüben. Daraus erklärt sich in Cleopatra der auf den ersten Anblick so räthselhafte Wechsel des Taumels der Liebesleidenschaft, der phantasiereichsten Sinnlichkeit mit der Tyrannei der Laune. So erscheint sie uns dem Antonius gegenüber. Verliebt, wollüstig, von schwungreicher Phantasie, wenn sie ihn sich in seiner männlichen Kraft vergegenwärtigt, schwelgend in seinem Anblick, labt sie sich zugleich an dem Triumphe, ihn zum willenlosesten Thoren zu erniedrigen, ihn unabläfsig zu reizen, um ihn nur desto siegreicher unterwerfen zu können. Sie spannt ihn auf die Folter, um Bekenntnisse herauszulocken, die ihrem Stolze schmeicheln und durch welche sie ihn zu einem Instrumente erniedrigt, das nur den Ton wiedergibt, den sie darauf anschlägt; und dann überdrängt sie ihn wieder mit trunkenem Entzücken, ja sie könnte eine Welt hingeben für einen Blick seines Auges, für einen Druck seiner Hand. In dieser Anarchie der entgegengesetztesten Eigenschaften, in diesem rastlosen Wechsel von Extremen, erscheint Cleopatra dennoch nie wie ein unnatürlicher Complex nur zufällig durch den Dichter zusammengestellter, gegen einander gleichgültiger Qualitäten, wird nicht zu einem unmöglichen Geschöpfe, sondern macht fortwährend den Eindruck einer wirklich lebendigen Individualität. Jener rasche Wechsel ist aber zunächst aus dem ungezügelten wilden Temperament zu erklären, welches die Naturbasis der Cleopatra bildet. Dazu gesellt sich eine glühende, Alles ins Ungeheure und Maafslose treibende Phantasie, wie sie dem Orient angehört. Was ihre Einbildungskraft ergreift, wird durch die Stärke, mit welcher sie es umfafst und verfolgt, das ausschliefsliche Interesse, das einzige Gefühl des Augenblicks. In der Elasticität, Ueppigkeit und Productionskraft ihrer Phantasie ist die Hauptquelle ihrer Schmerzen, wie ihres Entzückens. Aus dieser ins Ungeheure schweifenden Phantasie und aus jenem ungezähmten Temperament, welches kein andres Gesetz kennt, als das, dem Genufs und der Laune zu folgen, — aus diesen beiden Quellen ist das jähe Umschlagen der Empfindungen und Vorstellungen und die Maafslosigkeit der Leidenschaften in Cleopatra naturgemäfs entstanden. Sie hat in sich gar keinen Halt, durch welchen sie sich aus der Zügellosigkeit ihrer Natur in sich zurückrufen könnte. Sie verficht auch nicht einen *bestimmten*, ihr ganzes Wesen aufregenden *Zweck*; sie ist nicht an eine *einzige* Leidenschaft hingegeben, welcher alle andren Kräfte des Geistes dienstbar wären, sondern sie ist durchgängig ein Raub des Augenblicks. Aber in der Kraft, mit welcher die momentane Erregtheit sie ergreift, liegt die fesselnde Gewalt, welche sie ausübt. Weil ihre Aeufserungen eine ungeheure gährende Tiefe der Naturgewalt verrathen, kommen wir im Augenblicke zu keiner moralischen Reflexion über die Maafslosigkeit ihrer Affecte. Das *Recht* dieser Natur liegt in dem Zauber, mit welchem sie fesselt. Ihr *Gericht* aber ist die Ruhelosigkeit, die Qual des ungezähmten Naturells und der ungezügelten Phantasie, — kurz das Gefühl der Zerstörung, dem sie wie eine Sclavin unterworfen ist. Ihr Tod endlich, der Act eines freien Entschlusses, um nicht ihre Erniedrigung zu erleben, versöhnt uns durch den Heroismus, wie durch die Kraft und die Schönheit der Phantasie,

Digitized by Google

welche diese Selbstzerstörung ausschmücken, mit dem Leben der Fürstin und nimmt uns den Stachel des Unwillens gegen eine so aufserordentlich begabte und sich selbst zu Grunde richtende Natur.

Fassen wir alle Züge Cleopatra's noch einmal zusammen, so müssen wir gestehen, dafs es kein räthselhafteres Gemisch, keine alles verständigen Gesetzés mehr spottende Anarchie des Empfindens und des Denkens gibt, als wir bei jener Königin finden. Und dennoch erscheint sie in jedem Moment als ein lebendiges Geschöpf, dessen Substanz dieser Mangel innerer Einheit, — dessen Gesetz das immer wiederkehrende jähe Umschlagen in Extreme ist, und das sich in dem grofsartigsten Schwunge, wie in dem bis zur Rohheit fortgehenden Affect immer als ein und dasselbige Wesen darstellt. So zeigt sich Cleopatra als ein Weib, welches in Einem Athem kindisch, eigensinnig, heftig, höhnisch, wild und wollüstig erscheint und in fieberhafter Erregtheit in alle diese Stimmungen und Zustände übergeht. Das majestätische Weib, mit dem vollen Bewufstsein ihrer Hoheit, sinkt auf Momente, wenn die Wuth sie ergreift, zur Brutalität herunter. Sie paart das stolzeste Bewufstsein ihrer Schönheit und Macht mit einer ins Kindische gehenden Eifersucht und dem kleinlichsten Neide. Sie ist von ungezügelter Wildheit und kann doch auch wieder den Schmelz süfsester Zärtlichkeit entfalten. Neben dem grofsartigsten Sinn öffnet sich in ihr ein Abgrund von Falschheit und Treulosigkeit. Der kosende Muthwille und die neckische Grazie bedecken in Momenten die gährende Tiefe der Leidenschaft mit Blumen, bis uns plötzlich die Eruptionen dieses Vulcans zittern machen für Alles, was ihn umgibt. Ganz dem Affect hingegeben, ist Cleopatra doch auch der schlauesten Berechnung fähig. Grofsherzig und rachsüchtig, treulos und doch wieder von leidenschaftlicher Hingebung, unbesonnen und von der Gefahr des Augenblicks bis zur Besinnungslosigkeit überwältigt, trotzt sie doch zugleich allen Schauern des Todes und stirbt mit der Besonnenheit und Ruhe einer Heroine, indem sie mit stolzem Lächeln auf den Tod herabsieht. — Eine so geartete Natur kann sich uns weniger in einer *stätigen Entwicklung* ihres Pathos vor uns darstellen, als in einem Reichthum von Situationen, deren jede die wunderbare Regellosigkeit dieses Charakters vor uns ausbreitet. Denn das Erstere vermögen nur Gestalten, welche von einer *Idee*, — von einer *solchen* Leidenschaft getragen werden, welche alle ihre Lebensäufserungen gestaltet und die Ausbreitung des Charakters zu einem vollen Strome bedingt. Cleopatra dagegen fesselt uns gerade durch den glänzenden Wechsel der Situationen, in welche sie versetzt ist und deren jede in andrer Gestalt das Schauspiel des verwirrenden Wechsels der Affecte dieser Fürstin wiederholt.

Diejenigen unsrer Leser, welche das vorliegende Buch noch nicht kennen, werden aus der eben mitgetheilten Probe ersehen, welche Genüsse ihnen dasselbe bietet. Von den übrigen 15 Charakteristiken einen gedrängten Auszug zu geben, würde einerseits zu viel Raum erfordern, andrerseits doch zu nichts Genügendem führen. Wir erlauben uns daher nur noch besonders auch auf die vom Verf. gegebnen vortrefflichen Charakteristiken der gleichsam eine geschlossene Gesellschaft bildenden bösen Gestalten, *Franz Moor*, *Muley Hassan*, *Wurm* und *Jago* aufmerksam zu machen. Der Verf. hat diese Gestalten sehr bestimmt und richtig unterschieden. — *Im Franz Moor* hat er das *abstract Böse* erkannt, das den Träger desselben zu einem Complex von lauter Negationen mache; so dafs diese Gestalt keine innere menschliche Wahrheit gewinnen könne, weil das Diabolische das Menschliche bis auf die Wurzel abgetödtet habe, ohne doch die Kraft zu besitzen, sich als Diabolisches zu behaupten. Die Nachtseite unsrer Natur, die Franz Moor uns zukehre, erhebe uns aber auch bei ihm nicht durch ihre Furchtbarkeit; seiner Bosheit fehle die Thatkraft. Zugleich nehme ihm die Sophistik seines Verstandes den Charakter des eigentlich Dämonischen, des unfreiwilligen Getriebenseins. Es mangele ihm also die grofsartige Energie und die weltgeschichtliche Bedeutung Richard's III. Das schwache Gehirn des Franz Moor erliege der von ihm verspotteten Kraft des Gewissens und bekenne sich durch seine Selbstzerstörung indirect als einen Stümper, der sich eine Aufgabe stellt, zu deren Lösung ihm die Mittel fehlen. — Der *Mohr* in *Fiesco* stehe von Hause aus auf einer ganz andren Basis, als Franz Moor. Derselbe sei ein Geschöpf von höchst unentwickeltem sittlichen Bewufstsein. Er kenne keinen andren Gott, als seinen Vortheil. Verschlagen und kühn, frage er nie nach der Berechtigung der ihm aufgetragenen That. Der

Digitized by Google

Gegensatz von gut und böse trete gar nicht in sein Bewufstsein. Er wisse von keiner Sophistik, welche diesen Gegensatz erst zu verwischen hätte. Auch das Leben habe für ihn keinen besondren Werth; er sei über den ihm nah bevorstehenden Verlust desselben ganz getröstet. Solch' ein Geschöpf sei nur zu einem Werkzeuge in der Tragödie tauglich. Aber durch seinen Humor und durch seine kecke Vertraulichkeit mit Denen, die ihn gebrauchen, erhebe er sich zu einem poetischen Interesse. — *Wurm* verhalte sich zu Franz Moor und zu Muley Hassan, wie das bürgerliche Trauerspiel zu dem geschichtlichen. In Wurm erscheine das Böse in der Gestalt gemeiner Nichtswürdigkeit, ohne Unnatur, aber auch ohne Humor, ohne die ätzende Kraft eines schneidenden Verstandes, wie ohne das Relief umfassender, den menschlichen Ehrgeiz aufregender Zwecke, in einer vom Dämonischen am meisten entfernten Form. — *Jago* endlich sei ein Bösewicht ureigener Art. Derselbe sei ein Mensch, dem die Verwirrung sittlicher Verhältnisse, die Zerreifsung sittlicher Bande, die Täuschung des Vertrauens durch seine Virtuosität in der Verstellungskunst einen Genufs bereite, welcher sich in dem Maafse, wie Jago's Plane gelingen, zu einer ihn weit über das ursprüngliche Ziel seiner Rache hinausführenden Lust steigert. In dieser Entfaltung Jago's liege das dramatische Interesse dieses Charakters, wie in der Virtuosität seiner Verstellung und in dem Humor, mit dem er sich derselben überläfst, sein poetisches Interesse überhaupt. —

Schliefslich noch ein Paar Worte über *Antonio Montecatino* in Goethe's Tasso. Bei der Charakterisirung dieses Staatsmannes scheint der Verf. rücksichtlich Eines Punctes sich nicht ganz klar geworden zu sein. Er behauptet nämlich einerseits: Antonio's Opposition gegen Tasso gelte nicht der *Person*, sondern nur der *Lebensrichtung* des Letztren und ihrer Ueberschätzung; Antonio sei nicht von einem *persönlichen* Affecte, von Neid gegen den gefeierten Dichter ergriffen. Wer Jenem solche persönliche Motive zuschreibe, ziehe denselben in eine *gemeine* Region hinab, vernichte die eigentliche Idee Goethe's und mache, dafs Antonio's Umkehrung aus dem schneidenden Sarkasmus zum milden und tröstenden Arzt eine Unwahrheit werde. Andererseits dagegen gesteht der Verf. doch selber zu, dafs im zweiten Act Antonio allerdings eine „*persönliche Erregtheit*" gegen Tasso offenbare. Später soll es aber wiederum nicht der persönlich verletzte Antonio, sondern der ganz ausschliefslich von dem Pathos der Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Gesetze ergriffne Staatsmann sein, welcher Tasso's Bestrafung fordere. — Nach unsrer Ansicht wäre ein solcher von Act zu Act erfolgen sollender Uebergang aus einem von allen persönlichen Motiven freien unmäfsigen Groll zu persönlicher Erregtheit und von dieser wieder zu einer nur auf die Sache gerichteten Feindseligkeit des Handelns ein Mangel an Zusammenhang in Antonio's Charakter und eben deshalb ein Fehler des in Rede stehenden Drama's, wenn diese Zusammenhangslosigkeit wirklich statt fände. Dies ist aber nicht der Fall. Denn Antonio zeigt sich sogleich bei seinem ersten Auftreten äufserst erbittert darüber, dafs er von einem Manne, der nur ein unsterbliches Heldengedicht hervorgebracht hat und den er daher für einen „Müfsiggänger" erklärt, „den Schatten breit besessen findet," in welchem er selber, von jenem auf keine Weise beengt, auszuruhen gehofft hatte. Und obgleich unter allen Göttern, die den Antonio bei seiner Geburt beschenkt haben, „die Grazien leider ausgeblieben sind," so dafs „sich an seinem Busen niemals ruhen läfst;" so will er dennoch mit der Achtung der beiden Fürstinnen sich nicht begnügen, sondern mifsgönnt dem liebenswürdigen Dichter die demselben ungesucht zu Theil gewordene neigungsvolle „Gunst" jener beiden Frauen, und fürchtet, dafs diese, Tasso's wegen, „den schönen Kreis geselligen Vertrauens ganz zerstören" werden, dessen er sich für würdiger hält, als seinen Nebenbuhler. Dieser *persönliche* Groll ist die Ursache, dafs Antonio bei seinem alleinigen Zusammentreffen mit Tasso sich „ohne Maafs verliert," und dafs er sogar sich soweit vergifst, dem Fürsten gegenüber dessen „Unmäfsigkeit im Belohnen" zu tadeln und auf Kosten desselben den Papst zu rühmen, in dessen „Nähe nichts müfsig sein dürfe," wie Tasso bei Alphonso. Eine *blofs* gegen Tasso's Lebensrichtung gekehrte Opposition würde den Antonio, „den Vertreter der wirklichen Ordnung der Dinge," wie ihn der Verf. nennt, wohl nicht bis zu jenem Verstofs gegen die dem Fürsten schuldigen Rücksichten getrieben haben. Die Beimischung persönlicher

Digitized by Google

Erbitterung macht aber Antonio's Charakter noch nicht zu einem gemeinen, und sein späteres Betragen gegen Tasso zu keiner Unwahrheit. Denn erstlich beziehen sich seine persönlichen Motive nicht auf Gegenstände gemeinen Strebens, und zweitens verliert sich jene Beimischung natürlicherweise immer mehr, je weniger Antonio zu fürchten hat, dafs Tasso ihm gefährlich werden könne. Er hat über Tasso gesiegt. Als „edler Mann" gibt er seinen Groll gegen den Besiegten auf. Ja, er steht neben diesem „nicht ohne Rührung," da er sich sagen mufs, dafs Tasso's Hoffnungen keineswegs durchaus unberechtigt waren, und dafs der verzweiflungsvolle Schmerz desselben über die Zertrümmerung dieser Hoffnungen das Mitgefühl einer edlen Natur zu erregen verdient. Sein von persönlichen Affecten nicht mehr getrübter Geist fängt an, zu ahnen, was Tasso ist. Wenn man dem Antonio früher nicht nachrühmen konnte, dafs „das Leben ihn bereits gelehrt habe, sein Innerstes ganz richtig zu erkennen, sich im Vergleich mit Tasso nicht zu grofs zu messen;" so scheint ihn jetzt, wo Tasso fast wie ein von allen irdischen Schlacken befreiter Abgeschiedener vor ihm steht, das Gefühl zu durchzucken, dafs der an diesem kleinen Hofe und in dieser kurzen Lebensspanne Besiegte als Sieger über die Vergessenheit der Menschen durch alle Zeiten hindurchschreiten werde, während er selber, der Gegner jenes Unsterblichen, nur etwa wie eine an dem Gewande desselben hangende Feder in den Tempel des Nachruhms zu kommen erwarten darf.

Mit diesen wenigen Andeutungen unsrer Ansicht über Antonio müssen wir uns hier begnügen. Wir scheiden nun von dem geehrten Verf. mit dem doppelten Wunsche, dafs er uns recht bald wieder mit einer ästhetischen Arbeit erfreuen möge und dafs ihm Gelegenheit gegeben werde, seine auch in der hier angezeigten Schrift wie schon früher bewiesenen ausgezeichneten dramaturgischen Kenntnisse in gröfserem Umfange, als bisher, zu praktischer Anwendung zu bringen.

Boumann.

LIII.

M. Tullii Ciceronis Laelius sive de amicitia dialogus. Mit einem Commentar zum Privatgebrauche für reifere Gymnasialschüler und angehende Philologen bearbeitet von Dr. Moritz Seyffert, königl. Prof. und Conrector am Gymnasium zu Brandenburg. Brandenburg, 1844. 45. *XII* 1—39 S *Text* 1—598 S. *Comment.* 8.

Das vorliegende Buch ist zwar seiner Hauptbestimmung nach ein Schulbuch, nimmt aber gleichwohl auch ein wissenschaftliches Interesse in Anspruch. Hr. Prof. Seyffert weist in demselben dem Lälius eine andere und zwar viel höhere Stellung unter den Schriften des Cicero an, als derselbe bis jetzt eingenommen hat und versucht es, Beziehungen und Zusammenhänge in demselben zu entwickeln, wie wir sie bei noch keinem Erklärer und Herausgeber des Dialogs finden. Indem er ferner die Grundlehren der griechischen Philosophie, die Beziehungen des römisch-politischen Lebens und die Vermittlung beider Welten, der griechischen und römischen mit einander zu geben verspricht (Vorrede IX) beabsichtigt er offenbar eine Interpretation in höherem Stile, wie sie dieser Schrift des Cicero ebenfalls noch nicht zu Theil geworden ist. Endlich soll selbst der pädagogische Gesichtspunct ein höherer, nicht allein ein praktischer, sondern auch ein wissenschaftlicher sein. Der Verf. theilt uns seine eigne Ansicht über das Wesen der Schulphilologie mit, wie sie ihm bei seiner Arbeit zur Richtschnur gedient hat, und indem er die Philologie über ihre pädagogische Bestimmung näher aufklären will, versucht er es, auf die wissenschaftlichen Principien der Praxis zurückzugehn. Ueber die letztere Partie des Buches, die pädagogische, will Ref. am Schlusse seines Berichts einige Worte sagen und erst die Philologie des Verf.'s betrachten, ehe er die Art und Weise bespricht, wie Hr. Seyffert die Anwendung jener auf die Schule sich vorstellt.

Der Verf. klagt mit Recht in der Vorrede zu seinem Buche darüber, dafs die meisten Erklärer des Lälius so gut wie nichts für die Ermittlung des Gedankenzusammenhanges im Ganzen wie im Einzelnen

Digitized by Google

gethan haben; und auch darin stimmt Ref. ihm bei, dafs diese Schrift des Cicero nach dieser Seite hin besondere Aufmerksamkeit sowohl fordere als verdiene, und dafs auch Gernhard hierin nicht genug geleistet hat. Von diesem richtigen Bewufstsein des bisherigen Mangels angeregt und gewifs auch von dem löblichen Streben, seinem Gegenstand einen wesentlichen Dienst zu leisten, getrieben, hat sich der Verf. aufserordentliche Mühe gegeben, den Gedankengang des Dialogs zu ermitteln. Ein bedeutender, ja vielleicht der bedeutendste Theil seiner Anstrengungen, ist hierauf gerichtet. Das erkennt Ref. gern an, obschon er mit dem Resultate von Hrn. Seyffert's Forschungen sich auf keine Weise kann einverstanden erklären. Schon dafs der Verf. den Gedankenzusammenhang des Dialogs auf eine tiefere und umfassendere Weise zu erforschen unternommen hat, ohne ihn nach dieser Seite hin mit andern Schriften des Cicero zu vergleichen, ohne dem Cicero auch wo anders noch in dem Gedankenzusammenhange und der Eintheilung seiner Schriften zu folgen, kann Ref. nicht billigen. Je mehr Eigenthümlichkeit und Bestimmtheit ein Schriftsteller hat, desto mehr ist er überall derselbe, desto mehr können seine verschiedenen Werke sich gegenseitig zu erläutern dienen, und das ist vielleicht bei keinem mehr der Fall als bei Cicero in seinen Schriften. Grade von dem Verf., der sich schon lange fast ausschliefslich mit Cicero beschäftigt, hätte man eine solche umfassendere Behandlungsweise erwarten können; aber auch innerhalb des Dialoges selbst, vermifst Ref. fast überall die richtige Anordnung, und findet dafür Beziehungen und Verhältnisse hineingetragen, die nach seiner Ansicht schlechterdings nicht darin liegen können.

Ueber das Proömium zunächst sagt Hr. S. sehr wenig, nach der Ansicht des Ref. zu wenig. Ein pädagogischer Commentar von dieser Ausdehnung, der es sich zur Aufgabe stellt, die besten Gymnasialschüler und selbst angehende Philologen „zum begreifenden freien Selbststudiren zu führen und die griechische und römische Welt mit einander zu vermitteln," hätte es nicht versäumen sollen, das Proömium des Ciceronischen Dialogs und seine Proömien überhaupt mit denen des Plato, die jenen zum Muster gedient haben, zu vergleichen. Für junge Studirende sind solche Betrachtungen, wenn sie präcis und klar dargestellt werden, aufserordentlich anregend, und nach Schleiermachers ausgezeichneten Untersuchungen über den Plato, war diese Arbeit auch keinesweges sehr schwierig. Hr. S. hätte dazu nicht viel mehr Raum gebraucht als er zur Inhaltsanzeige der einzelnen Abschnitte in dem Proömium überflüfsig verwendet hat, denn dieser Inhalt ist so klar und leicht, dafs er keiner solchen Anzeige bedurfte. Gewundert hat sich Ref. über die Behauptung des Verf.'s, dafs er zu den Gründen, welche den Cicero dazu bestimmten, den Lälius als Hauptperson des Gesprächs zu wählen, auch die traditionelle Verbreitung rechnet, welche das bekannt gewordne wirkliche Gespräch des Lälius in weiten Kreisen gefunden habe. Dafür beruft er sich auf das qui tum fere multis erat in ore (I. 1, 2.) vgl. S. 8 u. 17 den passus: de amicitia. Wie konnte es aber Hrn. S. nur entgehn, dafs dies qui tum etc. nicht auf das Gespräch des Lälius über die Freundschaft sich bezieht, sondern auf die tödtliche Feindschaft, die zwischen den sonst eng verbündeten Freunden, dem P. Sulpicius und dem Q. Pompeius, ausgebrochen und damals in Rom Stadtgespräch war. Von jener traditionellen Verbreitung ist nirgends eine Spur zu finden.

Zu den Proben aus dem Dialoge selbst wählt Ref. den dritten Theil desselben, der mit X, 33 beginnt und den Schlufs des Dialogs abgerechnet bis zu Ende des Gesprächs geht, und nimmt vorzugsweise auf solche Stellen Rücksicht, bei denen auch die grammatische Interpretation betheiligt ist. Hr. S. überschreibt diesen dritten Theil (S. 221): die Pflichten der Freundschaft in concreto, soll heifsen: die Pflichten der Freundschaft, oder die Freundschaft in concreto. Aber auch so noch wäre diese Bezeichnung wenigstens ungenau. Eine Pflichtenlehre der Freundschaft giebt Cicero in den vom c. 10. an folgenden Abschnitten nicht. Praecepta nennt er selbst IV, 16 seine Lehren über die Freundschaft in diesem Theile, und diese haben einen weitern Kreis als die officia, in ihnen sind auch Verhaltungsregeln in Beziehung auf das Entstehn und Bestehn der Freundschaft enthalten, die man zu den Pflichten nicht zählen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

M. Tullii Ciceronis Laelius sive de amicitia dialogus. Von Dr. Moritz Seyffert.

(Fortsetzung.)

Die suavitas sermonum atque morum, der Vorzug, den man alten vor neuen Freunden geben soll, das Verhalten bei der Wahl des Freundes, die Angabe des für die Freundschaft geeigneten Alters und noch anderes, was Cicero in dem Folgenden abhandelt, kann man ungezwungen nicht als Pflicht der Freundschaft betrachten, sondern wie auch sonst, stellt sich in diesen Betrachtungen die Freundschaft als ein Gut, zu dessen Erhaltung und Pflege Regeln gegeben werden, nicht aber als eine Pflicht, deren Verbindlichkeit eingeschärft wird. Auch das „in concreto" ist wenig entsprechend. Der Vf. scheint es mit *praktisch* zu verwechseln; denn so wie Theorie und Praxis, verhalten sich die vorhergehenden Abschnitte zu den folgenden. Dieser Gegensatz ist aber bekanntlich nicht derselbe, wie der von concret und abstract. Nun aber von der Ueberschrift zur Sache! Hr. Seyffert theilt den ganzen dritten Theil in zwei Hauptabschnitte, wie auch schon Gernhard gethan hat, ob zweckmäfsig und richtig, wird sich nachher ergeben; A. cap. XI—XX. die Pflichten der χρηστοφιλία und B. v. XXI—XXVI. die Pflichten der πολυφιλία. Der Gebrauch aber dieser Ausdrücke, so wie die nähere Bestimmung ihres Sinnes gehört unserm Verf. allein an. Sie nimmt einen grofsen Theil des Buches ein, die ganze Interpretation desselben wird von ihr beherrscht und sie ist im Wesentlichen folgende: Von allgemein menschlichem Standpuncte aus sollte es nur Eine Art von Freundschaft geben und für diese auch nur Eine Art von Pflichtenlehre. Die speciellen Verhältnisse des römischen Staatslebens aber machen dies unmöglich. Nur der bonus vir könne nach Cicero ein wahrer Freund sein; aber ein bonus vir könne, wenn man sieht, wie Cicero ihn V, 14 definire, nur ein Optimat sein. Der Begriff des honestum falle ganz in die sittliche Sphäre des Staatsmannes; nur derjenige Theil des römischen Volkes war sittlich und berechtigt, der mit dem Rechte der honores auch das honestum als ein sich gegenseitig bedingendes Privilegium, (so drückt der Verf. sich aus), besafs u. s. w. und somit haben wir den Grund auch für zwei Arten von Freundschaften: 1) die sapientium amicitia „die exclusive Form der Freundschaft, wie sie nur unter römischen veritabeln Aristokraten Statt finden kann," die Freundschaft für „die exclusive Passion der römischen haute-volée" und 2) eine untergeordnete Freundschaft für die infima, obgleich Hr. S. sich über die letztere nicht gleich bleibt. S. 224 bezieht er die untergeordnete Freundschaft auf das Verhältnifs der Clienten und Patrone; 452 ff. dagegen ist es die der perditorum hominum, qui cupiditati serviunt etc. vom politischen Gesichtspuncte aus betrachtet. Von c. X—XXI. gebe nun Cicero die Pflichtenlehre für die Freundschaft der haute-volée. Von XXI. an dagegen die für die Freundschaft der übrigen Masse des römischen Volkes, und die Hauptpflicht, die er den Individuen dieser Klasse für ihre Freundschaft vorschreibe, wäre die, dafs sie aufhörten zu sein, was sie sind und nicht mehr in politischem Sinne mali und improbi oder dämagogisch seien, sondern optimatische Gesinnungen annehmen und die aristokratische Parthei unterstützen. Dann könnten auch sie wahre Freunde sein! S. 221 f. u. S. 451 ff.

Diese Ansicht des Verf.'s erscheint dem Ref. als völlig unhaltbar; zuerst darum, weil sie ihm mit sich selbst in Widerspruch zu sein scheint. Reicht es, um wahrer Freund sein zu können, schon hin, nur optimatisch gesinnt zu sein, obschon man selbst nicht Optimat ist, wo bleibt denn jene exclusive Form der Freundschaft für die veritable Aristokratie und die Passion der haute-volée, die allein nach Cicero wahre

Digitized by Google

Freundschaft sein sollte? Es gehören doch nicht alle optimatisch Gesinnten zur Zahl der exclusiven sapientes. Zu den optimatisch Gesinnten gehören alle Volksklassen und Stände. Sunt etiam municipales, sunt negotii gerentes, sunt etiam libertini optimates heifst es pro Sext. 45 und die römische haute-volée sieht sich plötzlich aus ihren exclusiven Freundschafts-Salons in die Gesellschaft von Handelsleuten und Freigelafsnen geführt.

Völlig unrichtig scheinen dem Ref. auch die römischen politischen Verhältnisse in der Ansicht des Vf.'s aufgefafst. Es ist ihm ganz unbegreiflich, wie Hr. S. sagen kann, dafs nur die Optimaten das Recht der honores hatten. Sollte er denn nicht wissen, dafs jeder römische Bürger ohne Ausnahme, selbst die, welche nicht in Rom wohnten, das jus suffragii und das jus honorum hatte? dadurch allein schon erscheint die Meinung als falsch, dafs nur die Optimaten d. h. die, welche faktisch in dem Besitze der honores waren, allein viri boni, allein sapientes, graves und stabiles sein sollten. Das pafst höchstens auf die alten Zeiten der Patricier und Plebejer, wo die Geburt Stellung und Stand bestimmte, nicht aber auf die Zeiten des Cicero, wo Vermögen und Talent dies thaten. Drittens scheint die Ansicht des Verf.'s der Gesinnung des Cicero entgegen zu sein. Auch schon in seinen Reden sind ihm die boni viri niemals die Aristokraten als solche, sondern seine politische Ueberzeugung wirkte nur so weit auf ihn, dafs er voraussetzte, dafs alle Rechtschaffnen optimatisch gesinnt seien. Das war gleichsam sein politischer Glaube (s. pro Sext. 9, 21). Die aber am meisten perditi, furiosi etc. von ihm genannt werden, das sind die Catilina und Clodius, die Gabinius und Piso, also Patricier und Optimaten. Die multitudo sah er, wie jede politische Parthei thut, wenn diese ihr entgegen ist, nur als verführt an. Nur ihre Verführer (und das waren meist Vornehme), waren auch sittlich verdorbne Menschen in den Augen des Cicero, sie selbst war nur politisch mifsleitet. Es ist also auch in der Politik des Cicero nirgends Platz für den ausschliefslichen Besitz von Tugend, Rechtschaffenheit und wahrer Freundschaft für die Aristokraten. Und nun gar in seinen philosophischen Schriften, wo er ganz Grieche ist, in die er sich vor den Täuschungen und Kränkungen, welche die Politik ihm brachte, zurückzieht, sollte er sich noch einmal literarisch in die Parteiinteressen verwickelt haben, vor denen er in die Arme der Philosophie sich geflüchtet hatte? Und wo endlich ist in unserm Dialoge eine Spur zu finden, die zu der Annahme des Verf.'s nur mit einigem Grunde zu führen scheinen könnte? Wahrhaft räthselhaft ist es dem Ref., wie der Verf. in der Definition des Cicero von den viris bonis: qui ita se gerunt, ita vivunt, ut eorum probetur fides etc. etwas Politisches finden kann. Hr. S. scheint am meisten zu seiner Ansicht dadurch geführt worden zu sein, dafs Cicero XII, 40 ff. die Lehre: ut neque rogemus res turpes nec faciamus rogati, besonders die res turpes in Beziehung auf die respublica hervorhebt und die Beispiele dafür, natürlich nach seiner politischen Ueberzeugung aufgefafst, aus der römischen Geschichte entnimmt, S. 223; aber das kann doch unmöglich beweisen, dafs ihm Aristokratie und Staatsbeamtenthum Princip der wahren Freundschaft gewesen ist; sonst müfste ihm der Landbau und die Kunstgärtnerei eben so das Princip eines glücklichen Alters sein, weil Cato in der nach ihm genannten Schrift eben so episodisch und seinen Verhältnissen angemessen über jene Beschäftigung sich ausläfst, wie hier Lälius über Staatsverhältnisse, denen er besonders oblag Cicero zählt ihn überall zu den ausgezeichnetsten Staatsmännern Roms. Sonst aber findet sich keine Spur in dem Dialoge für des Verf.'s Annahme, sondern vielmehr vieles entschieden dagegen. Die Schrift ist dem Atticus gewidmet, der doch nicht zu den Optimaten gehörte. XVII, 64 sagt Cicero ausdrücklich verae amicitiae difficillime reperiuntur in iis, qui in honoribus reque publica versantur, also da, wo sie nach Hrn. S. allein vorhanden sein müfste. Sehr interessant ist es, des Verf.'s Anmerkung zu dieser Stelle zu lesen und zu sehn, wie er seine Ansicht ihr gegenüber zu behaupten sucht. Ref. kann sich dabei nicht aufhalten und der Widerlegung bedarf sie nicht. Um nur noch Eins zu erwähnen, nach dem Verf. würde sich Cicero selbst zur Häfe und zum Gesindel des römischen Volkes zählen, denn in dem Abschnitt, wo er nach Hrn. S., freilich seltsam genug, diesen perditis und furiosis die Freundschaftslehre giebt, dafs sie aufhören zu sein, was sie sind, schliefst er sich mit ein, XXII, 85 sagt er: sed cum in multis rebus negligentia plectimur, tum maxime in amicis deligen-

Digitized by Google

dis etc.; praeposteris enim utimur consiliis et acta agimus etc. Das hiefse doch wohl die Bescheidenheit zu weit treiben!

So ist das Grundprincip beschaffen, welches der Verf. für die Ermittlung des Gedankenzusammenhanges aufstellt. Unmöglich kann aus ihm eine richtige Anordnung des Einzelnen hervorgehn. Zu ihr wendet sich Ref. nun, und beschränkt sich auch hier nur auf diesen dritten Theil des Dialogs. Zunächst scheint es dem Ref., als wenn sowohl der Verf. als auch Gernhard die Stelle: jam enim a sapientium familiaritatibus ad vulgares amicitias oratio nostra delabitur (21, 76), deren Inhalt Cicero gleich darauf noch einmal wiederholt, loquor enim jam ut paullo ante dixi, non de sapientium, sed de communibus amicitiis, mifsverstanden hätten, indem sie meinen: Cicero wolle mit diesen Worten sagen, dafs er nunmehr für eine untergeordnete Art von Freundschaft Lehren geben wolle. Das liegt durchaus nicht in den Worten und es hineinzulegen, verbietet der ganze folgende Abschnitt. Die Forderungen und Lehren, welche Cicero in ihm aufstellt, sind so ideal und hoch, dafs auch die Weisesten an ihnen genug haben müssen. Was kann von dem Vortrefflichsten mehr gefordert worden, als dafs er den Freund so liebe, ut nullam exigat mercedem caritatis (21, 80) als das primum ipsum esse virum bonum, tum alterum similem sui quaerere, als die amicitia, die virtutum adjutrix ist (22, 82 ff.) u. s. w. Betrachten wir dagegen den Inhalt bis XXI und von da an, auch nur ganz im Allgemeinen, so ergiebt sich der allein mögliche Sinn jener Worte auf das Unzweifelhafteste. Bisher hat Cicero so von der Freundschaft gesprochen, dafs sie für die Personen ein selbstständiges Interesse hatte, und selbst allen Hemmungen und Hindernissen gegenüber doch keinen unsittlichen Motiven dienstbar war. Die Freundschaft hat also hier einen selbstständigen Werth, wenn dieser schon der menschlichen Gebrechlichkeit wegen in seiner Bethätigung mannigfach gestört wird, wie Sokrates beim Xenophon sich ausspricht. Aber auch so ist das noch nicht die alltägliche Freundschaft, wie man sie gewöhnlich unter den Menschen findet. In der gedankenlosen Alltäglichkeit hat die Freundschaft überhaupt keinen selbsständigen Werth; sie erscheint hier in Knechtesgestalt und dient gemeinen und selbstsüchtigen Zwecken. Von diesen Verkümmerungen der Freundschaft im gewöhnlichen Leben spricht Cicero von XXI an und zwar thut er dies so, dafs er den entstellten Zügen die reinen aus dem Urbilde, dem tiefen Schatten das helle Licht gegenüberstellt, um jedes durch seinen Contrast zu heben. Der Selbstsucht, die von der Freundschaft nur Nutzen ziehen will, wird die Liebe um ihrer selbst willen gegenübergestellt (79 ff.). Der Erscheinung, dafs jeder immer nur von dem andern, nicht aber von sich die Tugend verlangt, wird die Nothwendigkeit der sittlichen Selbstvollendung als Bedingung zur wahren Freundschaft (82 ff.); — der köstliche und alles umfassende Werth wahrer Freundschaft der gedankenlosen Gleichgültigkeit des alltäglichen Lebens gegen dieselbe gegenübergestellt (86 ff.) und nicht eine Stätte für freimüthige Offenheit ist die alltägliche Freundschaft, sondern in ihr wird niedrige Schmeichelei für Wahrheit gegeben und genommen (89 ff.). Lehren und praecepta werden also auch hier noch gegeben; nur mehr indirect und nicht für eine untergeordnete Art von Freundschaft, was nichts als Mifsverständnifs ist; denn welches nun der Sinn von jenem jam enim etc. ist, kann nicht mehr zweifelhaft sein; dafs Cicero es so dicht hintereinander zweimal sagt, das thut er wahrscheinlich darum, um auf den allmäligen Uebergang zu dieser Partie des Dialogs aufmerksam zu machen. Ein neuer Abschnitt ist also allerdings mit XXI, 76 angedeutet, aber als unrichtig mufs es Ref. bezeichnen, wenn alles von cap. X. an von dem Verf. nur in zwei Abschnitte und zwar 1) X — XXI, 76 und 2) von XXI, 76 bis zu Ende getheilt wird. Einen Hauptabschnitt bildet XXI, 76 nicht, sondern es kommt hier nur zu den verschiednen einzelnen Gruppen, in welche Cicero den Dialog überhaupt und die Abschnitte von X. an besonders geordnet hat, noch eine neue hinzu, die sich wieder mannigfach gliedert. Wir wollen die letztern, die von c. X. an, uns vergegenwärtigen; um zugleich die Ansicht des Verf.'s über sie kennen zu lernen.

Cap. X. bildet den Uebergang von dem zweiten Theil des Dialogs in den dritten. Aus dem Wesen und dem Ursprung der Freundschaft hatte sich am Schlusse des zweiten Theils ergeben, verae amicitiae sempiternae sunt. Um nun von hier zu den praeceptis überzugehn, die CXI anfangen, werden cap. X. die Hindernisse erwähnt, die im wirklichen Leben der

Digitized by Google

Verwirklichung der wahren Freundschaft sich entgegenstellen; und, einerseits um mehr dramatische Bewegung in den Dialog zu bringen, und andererseits um seine frühern ablehnenden Antworten mit dem Umstande zu vereinigen, dafs er dennoch weiter fortfährt, wird das zehnte Capitel dem Scipio in den Mund gelegt und auch der ganze noch folgende Theil des Dialogs auf ihn so zurückgeführt, dafs er als der öftere Gegenstand der Unterhaltung beider Freunde dargestellt wird; so glaubt Ref. ist das audite vero, optimi viri, ea quae saepissime inter me et Scipionem de amicitia disserebantur X, 33 mit dem Sed saepe — redeo enim ad Scipionem cujus omnis sermo erat de amicitia — querebatur 17, 62, wie Ref. die kritisch unsichre Stelle glaubt schreiben zu dürfen, am besten zu vereinigen. Die communitas omnium rerum, die Cicero von den Freunden fordert, stellt er hier auf eine sinnige und zarte Weise dar, indem der Dialog beiden Freunden so angehört, als wäre er das Werk eines jeden von beiden und als wären sie beide nur Einer. Von einem Gegensatze zwischen Lälius und Scipio, davon, dafs jener diesen widerlege, wie der Verf. annimmt, ist gar nicht die Rede. Nach dem Verf. sollen Scipio und Lälius darin differiren von einander, dafs Scipio das verae amicitiae sempiternae sunt nicht will gelten lassen und das quamquam ille quidem nihil difficilius esse dicebat, quam amicitiam usque ad extremum vitae diem permanere, welches auf das obige audite vero folgt, nur die Meinung des Scipio, nicht aber die des Lälius sein, der sie vielmehr von cap. X. an widerlege. Das ist alles so falsch, dafs man gar nicht begreifen kann, wie der Verf. nur darauf hat kommen können. C. X. widerspricht ja dem verae amicitiae sempiternae sunt gar nicht. Wenn etwas seinem Begriffe und seinem Ursprunge nach ewig ist, so ist es darum doch seine Verwirklichung in der äufsern Erscheinung noch nicht, und von dieser allein handelt c. X. Dafs das quanquam ille etc. (S. 227) zu seiner Annahme nicht berechtigt, hätte ihn auch schon die grammatische Beschaffenheit von quamquam und quidem lehren sollen. Und wie kann denn Lälius den Scipio in einer Rede widerlegen, die er auf den Scipio selbst zurückführt? Alles Folgende erkennt ja auch die Aussagen von c. X. vollständig an und giebt um ihrentwillen praecepta. Man weifs kaum, was man sagen soll, wenn man S. 388 die Anmerkung des Vf.'s zu XVII, 62 sed saepe — redeo enim etc. liest. Hier sagt er uns mit Beziehung auf Acad. I, 4, 16, (eine Stelle, die völlig andere Verhältnisse hat als die unsrige), dafs man das cujus omnis sermo nicht so verstehn dürfe, als hätten die beiden Freunde sich nie über etwas anderes unterhalten, als über die Freundschaft, — niemand wrd dies so verstehn — sondern es wäre das bestimmte Gespräch über die Freundschaft gemeint, dessen X, 33 Erwähnung geschieht; ea quae saepissime disserebantur soll ein bestimmtes Gespräch sein!! und zwar darum, um der Ansicht des Scipio entgegenzutreten, und in derselbigen Anmerkung wirft Hr. S. Billerbeck Faselei vor, weil er sagt, Lälius führe aus Bescheidenheit das Gespräch auf den Scipio zurück. Das ist nicht nur nicht gefaselt, sondern es ist zum Theil auch richtig und wäre ganz richtig, wenn Billerbeck noch „aus Freundschaft" hinzugefügt hätte.

Nach dem Uebergange von c. X. kommt Cicero c. XI, 36 zu der Frage: quatenus amor in amicitia progredi debeat, die er zuerst erläutert und dann in doppelter Weise beantwortet, indem er einmal bestimmt, was dem Freunde versagt werden, und dann, was und wie viel ihm gewährt werden mufs. Die erste Antwort lautet XII, 190 ut neque rogemus res turpes, nec faciamus rogati und diese Lehre wird wie schon vorher die Frage selbst mit Biespielen aus der Geschichte erläutert; die positive Bestimmung wird XIII, 44 gegeben: ut ab amicis honesta petamus, amicorum causa honesta faciamus; ne exspectemus quidem dum rogemur etc. und diese Forderungen werden philosophisch erläutert, so dafs ihnen, entsprechend dem vorangehenden, eben so eine philosophisch gehaltne Episode folgt, wie jenem eine politisch-geschichtliche. Unbegreiflicher Weise will nun der Verf. nicht anerkennen, dafs die angegebnen Bestimmungen in XII, 40 und XIII, 44 die Antworten auf die Frage quatenus amor enthalten. Das spricht er öfter aus, am entschiedensten S. 360 zu der Stelle, in welcher Cicero mit den Worten constituendi autem sunt, qui sint in amicitia fines et quasi termini diligendi eine neue Gruppe des Dialogs beginnt. Hier sagt Hr. Seyffert „Lälius hat seine Frage, von der er ausgegangen: quatenus amor etc. noch nicht beantwortet, aber doch damit schon angedeutet, dafs er fines amoris geben wolle. Mit Rücksicht also auf diese schon angekündigten fines sagt er jetzt, nun gilt es, die Grenze der

Digitized by Google

Liebe genau zu bestimmen; während er constituendum est autem qui sint etc. sagen würde, wenn er im Verlauf des Gesprächs zum erstenmal auf dies Capitel käme. Soll man sich hier mehr über die sachliche, oder über die grammatische Erklärung wundern? Die so klar und bestimmt lautenden Antworten von XII u. XIII sollen keine sein und warum nicht? Die erste nicht, weil sie negativ ist (S. 359). Aber ist denn eine negative Antwort keine? Lauten denn nicht von den zehn Geboten sieben negativ? Nach Hrn. S. müfste es statt zehn nur drei Gebote geben. Was mufs der Verf. für ein Freund des Positiven sein, wenn er nicht einmal die grammatische Negation will gelten lassen! Die Antwort von XIII, 44 sei nur abstract. Wie Hr. S. dies begründet, kann Ref. hier nicht ausführen und es verlohnt sich auch nicht. Eben so falsch aber ist es auch, dafs das constituendi autem sunt XVI, 56 irgend eine Antwort auf das quatenus amor enthält. Diese Frage ist abgethan und es kommt nun ein neuer Abschnitt, den Hr. S. gänzlich mifsverstanden hat. Das diligendi, welches in den inhaltsanzeigenden Worten constituendi sunt autem am Ende steht, ist als das significante Wort hier das wesentliche, und constituere fines diligendi heifst eine Liebes- und Freundschaftsformel aufstellen, an welcher wir alle innern und äufsern Freundschaftsbezeugungen messen können. Nur von solchen Formeln ist in dem ganzen Abschnitt die Rede; ut eodem modo erga amicos affecti simus, quo erga nosmet ipsos; quanti quisque se ipse facit, tanti fiat ab amicis etc. sind solche Formeln, die Cicero zurückweist, nicht wie Hr. S. fälschlich meint, weil es egoistische Ansichten sind S. 226 u. s. w.), dann wäre ja das Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, auch eine, sondern weil sie dem Freundschaftsbewufstsein des Cicero nicht entsprechen. Er bildet sich daher seine Formel aus der Definition, die er VI, 26 gegeben hat XVII, 61 ut cum emendati mores amicorum sint, tum sit inter eos omnium rerum, consiliorum etc. communitas; die grammatische Attraction in den constituendi etc. scheint dem Ref. vortrefflich geeignet, den docirenden Ton, welchen das constituendum haben würde, in den conversationellen zu mildern. Der Ausdruck fines amoris ist im Vorigen noch gar nicht vorgekommen. Man braucht sich die Stelle nach des Verf.'s Interpretation nur vorzulesen, um sie auch ästhetisch komisch, unerträglich zu finden, constituere heifst nämlich an sich nicht *genauer* bestimmen. Und so müfste gleich am Anfange des Passus ein bis zum Schreien gesteigerter Accent diese Bedeutung erwirken, und so soll Cicero schreiben!!

Ref. will hier seinen Bericht über diese Parthie des Buches, die er überall für gänzlich verfehlt hält, abbrechen und einige Proben von der Philosophie des Vf.'s vorlegen. S. 154 will uns der Vf. die Grundlehre von der Philosophie des Empedokles mittheilen. Da heifst es zuerst: Empedokles habe gesucht, die Resultate der frühern philosophischen Schulen, der ionischen, pythagorischen und eleatischen in Einem System zu vereinigen. Schwerlich hat der Verf. diese Notiz von wo anders her als aus Theod. Bergk's Commentatio de Emped. prooem.; dort wird (p. 7) diese Ansicht ausgesprochen, aber durch nichts begründet und weil sie schlechterdings unbegründet ist, kann Hr. S. sie kaum von wo anders als von dorther haben. Was ist denn in der Philosophie des Empedokles, wie wir sie in den Fragmenten von dessen Schriften und beim Aristoteles finden, pythagorisches oder eleatisches? Wie kann Empedokles eine höhere Einheit der genannten Philosophieen darstellen, wenn er nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Aristoteles entschieden auf einer niedrigern Stufe philosophischer Entwicklung steht als die Pythagoräer. Diese haben sich zuerst zu dem Begriff der *Substanz* erhoben. Arist. Metaph. p. 19 ed. Brandis heifst es: Οἱ δὲ Πυθαγόραιοι τοσοῦτου δὲ προςεπέθεσαν δ καὶ ἴδιον αὐτῶν ἐστίν, ὅτι τὸ πεπερασμένον καὶ τὸ ἄπειρον καὶ τὸ ἓν οὐχ ἑτερας τινας ὠήθησαν εἶναι φύσεις οἷον πῦρ ἢ γῆν ἢ τι τοιοῦτον ἕτερον, ἀλλὰ αὐτὸ τὸ ἀπειρον καὶ αὐτὸ τὸ ἓν οὐσίαν εἶναι τούτων ὧν κατηγοροῦνται. Von diesem höhern Gesichtspunct philosophischer Anschauung ist im Empedokles noch keine Spur zu finden. Alle Ausstellungen, die Aristoteles an ihm macht, haben darin ihren Grund, dafs er sich die ἀρχὰς und αἰτίας nicht als οὐσία dachte und eben so wenig ist in ihm das speculative ἓν der Eleaten zu finden. Sein ἓν ist ein späteres durch die φιλία Bewirktes, der κόσμος, in welchem durch die φιλία die vier Elemente sich zu einer Gesammtexistenz vereinigen, wie auch Aristoteles in bester Uebereinstimmung mit den Fragmenten des Empedokles es aufgefafst zu haben scheint. Ἐμπεδοκλῆς λέγει heifst es beim Aristot. in einer Stelle, die Sturz in seinem Emped. p. 159 citirt ὅτι τὸ ἓν ὂν ἔστι, δόξειε δ' ἂν λέγειν

Digitized by Google

τοῦτο τὴν φιλίαν εἶναι, αἰτία γοῦν ἔστιν αὕτη τοῦ ἓν εἶναι πᾶσιν. Das ἓν der Eleaten ist dagegen ein völlig anderes und viel speculativeres. Noch weiter will Ref. hier auf diesen Gegenstand nicht eingehn. Wenn der Verf. nun fortfährt: dafs Empedokles die vier Elemente als Urstoff angenommen habe und Hafs und Freundschaft als die bewegenden Urkräfte, so enthält das zwar nichts Unrichtiges, aber wie es zusammenhangslos und aufser Verbindung einerseits mit der philosophischen Idee überhaupt und andererseits mit dem näheren Kreise der philosophischen Anschauung, zu welchem Empedokles gehört, ausgesagt wird, hat es nur den Werth einer Notiz, die eben so leicht zu geben ist, wie Grundlehren der Philosophie darzustellen, überall ein schwieriges Geschäft ist. Beim Empedokles indefs ist diese Schwierigkeit nicht so grofs, weil Aristoteles in den ersten Capiteln seiner Metaphysik beinah diese Aufgabe schon gelöst hat. Dort hätte der Vf. sehn sollen, was es heifst, Grundlehren der Philosophie darstellen und wie man sich dabei zu verhalten hat. Völlig falsch ist es, wenn der Verf. sagt, Empedokles habe den Zufall als Erklärungsprincip angenommen. Gerade das Gegentheil rühmt Aristoteles von ihm und Anaxagoras (Metaphys. p. 12 ed. Br.). Die andern Naturphilosophen hätten für das εὖ καὶ καλῶς ἔχειν kein Princip angeben können. Denn Feuer und Wasser könne dies doch nicht bewirken, οὐδ' αὖ τῷ αὐτομάτῳ καὶ τῇ τύχῃ τοσοῦτον ἐπιτρέψαι πρᾶγμα καλῶς εἶχεν. Dagegen habe Anaxagoras den νοῦς und Empedokles φιλία und νεῖκος als solche ἀρχαὶ angeführt, um nichts dem Zufall zu überlassen. Bei beiden waren nach Aristoteles die geistigen Principien noch unvollkommen, denn bei beiden war dies Princip noch nicht die οὐσία der Dinge; aber dafs sie den Zufall als Princip angenommen haben, kann selbst von den ersten ionischen Naturphilosophen nicht gesagt werden, denn wer ungeschickt baut, nimmt doch darum nicht die Ungeschicklichkeit zum Princip seiner Baukunst, und Empedokles hatte diese Ungeschicklichkeit schon zu überwinden angefangen, obwohl dies noch nicht ganz geschehn war. Wenn Aristoteles auch das Letztere an der Philosophie des Empedokles ausstellt, (die Stellen s. bei Sturz l. l. p. 148,) so heifst dies bei weitem nicht, dafs Empedokles den Zufall als Princip angenommen habe, womit sich auch schon das ἀπαιτήσειε δ' ἄν τις de anim. I, 2. nicht verträgt, denn hätte Empedokles jenes gethan, dann könnte man sich das Fragen ersparen. Was endlich Hr. S. über den ästhetischen Werth des Empedokleischen Werkes περὶ τῆς φύσεως sagt, indem er es mit den Gedichten des Homer vergleicht, das hat er aus dem Sturz (l. l. p. 18) ohne Prüfung aufgenommen. Dieser bringt zwei Stellen des Aristoteles in eine Beziehung zu einander, die sie gar nicht haben, und kommt zu dem unhaltbaren Schlusse, ut Aristoteles judicet Empedoclem multo inferiorem poetam esse Homero. Aristoteles, (wie der Leser, welcher nachsehn will, sich leicht selbst überzeugen wird), hat nirgends einen Vergleich darüber angestellt, ob Homer oder Empedokles ein befsrer Dichter sei, wahrscheinlich darum nicht, weil er was befsres zu thun hatte, und unser Verf. hätte sich auch hier erst überzeugen sollen, ehe er andern nachschrieb.

Wenn nun Hr. S. schon den Empedokles auf diese Weise behandelt, was sollen wir erst von ihm erwarten, wo er unendlich verwickeltere Gestaltungen aus der alten Philosophie zum Gegenstande seiner Darstellungen macht, wie z. B. die Ethik der Stoiker? Ref. will ihm daher auch hier einige Schritte folgen. Bei den Stoikern heifst es S. 121, fiel bekanntlich die sapientia mit der virtus schlechthin zusammen. Schon diesem Ausspruch fehlt all und jede wissenschaftliche Bestimmtheit. Was soll denn eigentlich damit gesagt sein? Das Verhältnifs des Wissens und Handelns bei den Stoikern, auf welches er sich zu beziehen scheint, war bei diesen ein so eigenthümliches und bestimmtes, dafs mit einer solchen Phrase, die weder über die sapientia noch über die virtus etwas bestimmt, so gut wie nichts gesagt ist. Aus der virtus, heifst es weiter, fliefse das perfectum officium, das κατόρθωμα, als das einzige Gut, das seinen Zweck in sich hat und dabei, in Klammern eingeschlossen, sola sapientia in se tota conversa est de Fin. III, 7, 24. Also sola sapientia etc. übersetzt Hr. S., die Weisheit allein hat ihren Zweck in sich. Das ist sprachlich wie sachlich gleich falsch. In se conversa ist die wörtliche Uebersetzung von ἐνιαυτός, was sich in sich selbst dreht, Cicero braucht es daher auch von den partibus anni Somn. Scipio. 7. Was sich aber in sich selbst dreht, ist rund, überall ganz und voll gegenwärtig, und nur davon, nicht von dem Zwecke in sich spricht Cicero in jener Stelle, dafs jede richtige Handlung omnes partes virtutis enthält, dafs nichts von der Tugend

Digitized by Google

darin fehlt, dasselbe was Diogenes mit den Worten ausdrückt, πάντα τὰ ἀγαθὰ ἴσα εἶναι καὶ μήτε ἄνεσιν μήτε ἐπίτασιν δέχεσθαι (7, 102); was eine eigenthümliche Lehre der stoischen Ethik war; dafs die Tugend ihren Zweck in sich selbst habe (proper se expetendam esse) hat Cicero schon vorhergesagt und er hätte es mit in se tota conversa est unmöglich ausdrücken können. Was nun weiter die Sache betrifft, so hat Schleiermacher (Grundlin. einer Kritik der bish. Sittenl. S. 169) mit Recht bemerkt, dafs von den Alten niemals der Begriff der Pflicht und des Gutes ist verwechselt worden; denn im Ganzen und Wesentlichen hat das auch Cicero, der so vieles in der Philosophie mit einander verwechselt und verwirrt, nicht gethan. Einzelne im Flusse der Rede gethane Aeufserungen, in welchen wie De finib. III, XVII, 58 von den officiis mediis ausgesagt wird, dafs sie neque in bonis neque in contrariis poni, beweisen nichts gegen das Ganze. Wo das bonum als solches definirt wird, wird es auch vom Cicero niemals als officium bezeichnet, denn dieses ist immer eine einzelne Handlung, das Gut aber wird überall gegenständlich angeschaut, wie Schleiermacher so treffend unterscheidet. Hr. S. durfte also nicht, wenn er eine irgendwie wissenschaftliche Darstellung von der Ethik der Stoiker geben wollte, das κατόρθωμα das höchste Gut nennen. Ueberhaupt hat das κατόρθωμα seine Stelle nur dem καθῆκον gegenüber und beide sind nur aus der Grundidee der stoischen Ethik verständlich. Wie Hr. S. diese terminologischen Ausdrücke völlig isolirt aufstellt, sind es nichts als todte Buchstaben. Von dem καθῆκον spricht er gar nicht. Der Verfasser fährt fort: Alle übrigen sogenannten Güter theilten die Stoiker in prima naturae und media. Unter den ersteren verstanden sie die ersten Regungen der Selbstliebe und des Erhaltungstriebes im Kinde. Dazu rechneten sie corporis sensuumque integritas, vires etc.; 2) ingenii motus, womit docilitas und memoria gemeint sei nach De Fin. V, 13, 36. In wiefern sie amici libri opera etc. zu den primis naturae oder zu den Dingen zählten quae secundum naturam sunt, (denn beides ist dem Vf. Ein und dasselbe), darüber sagt Hr. S., finde sich nirgends eine bestimmte Andeutung. Wo haben denn, fragt Ref. zuerst, die Stoiker die Güter in prima naturae und in media getheilt? warum führt denn der Verf. nicht einen Beleg für seine Behauptung an? Die Eintheilung, wie sie der Verf. vorgiebt, erscheint dem Ref. völlig sinnlos. Gegen die feststehende Ordnung in der Benennung ist es zuerst, dafs der Verf. den Ausdruck media auf die Güterlehre anwendet. Er wird im Cicero überall nur von den Pflichten gebraucht, das medium officium ist das oben genannte καθῆκον (S. de Off. I, 3, 8. De Finib. IV, 6. 15 ff. III, 17, 58. 18, 59 etc. und Schleiermacher. l. l.). Diese Unordnung im Ausdruck allein konnte die Verwirrung der Sache verdecken. Hätte Hr. S. für media den Ausdruck neutra, der hierher gehört, gebraucht, so hätte ihm der Sinn seiner Eintheilung gar nicht entgehn können, der ganz derselbe ist, als wenn er sagte, die neutra werden eingetheilt in prima naturae und in neutra, denn aufser dem summum bonum und dem summum malum, sind alle übrigen Dinge neutra und diese werden nirgends in prima naturae und andere getheilt, sondern neben andern Eintheilungen, die die Stoiker für sie hatten, war auch die in aestumanda, in non aetumanda und in neutra, welche letzteren καθάπαξ ἀδιάφορα heifsen De Finib. III. XV ff. und Madvig zu den betreffenden Stellen. Die aestumanda sind durchaus nicht Eins und dasselbe mit den primis naturae, denn zu den den ersten gehörten auch solche Gegenstände, die nach der richtigen Definition, die Stobaeus Ecl. phys. II. p. 60 von den primis naturae giebt (ὧν οὐδέπω τεχνοειδὲς οὐδὲν, συμφυτον δὲ μᾶλλον) nicht prima naturae sind, diese nehmen auch in speculativer Beziehung eine andere Stelle ein, als die res aestimabiles, zu denen auch opes, amici etc. gehören. Cic. de finib. l. l. und Diog. Laert. 7, 102. Und nun wird man auch würdigen können, was es damit zu sagen hat, dafs der Verf. nirgends finden konnte, ob opes, propinqui etc. zu den primis naturae gehören. Wie können denn diese Gegenstände prima naturae sein, wenn das Wesen dieser letztern so eben von dem Vf. als erste Regungen in dem Kinde, die sich auf den Selbsterhaltungstrieb beziehen, bezeichnet worden ist, und schliefst denn die eben angezogne Stelle aus dem Stobäus diese Gegenstände nicht ausdrücklich aus von den primis naturae? Von andern Verhältnissen, die ein tieferes Eingehn in die stoische Ethik, nicht allein ein Verstehn der einzelnen Berichte über dieselbe, sondern auch ein Vergleichen derselben fordern, will Ref. gar nicht sprechen, da der Verf. auch hinter dem erstern selbst in Beziehung auf den Cicero allein so weit zurückbleibt. Was brauchte sich denn der Verf. mit

Digitized by Google

allen diesen Dingen einzulassen, da der Lälius des Cicero ohne sie vollkommen verständlich ist? Wollte aber der Verf. sich den Ruhm eines Philosophen erwerben, so hätte er es nicht so ganz auf Kosten der Philosophie thun sollen, wie er es überall thut, wo er in der Philosophie nur die Feder angesetzt hat.

Auf die geschichtlichen Anmerkungen in dem Buche will Ref. nicht näher eingehen. Für das Verständnifs des Dialogs ist die Geschichte als solche nicht von wesentlicher Bedeutung. Es möge daher hinreichen zu bemerken, dafs der Verf. mit Sorgfalt und Fleifs die geschichtlichen Verhältnisse der Personen, die im Dialog vorkommen, dem Leser seines Buches mitgetheilt hat; um für die wichtigste Partie des Buches, die grammatische, mehr Raum zu behalten.

Die grammatische Partie des Buches ist die verdienstlichste desselben. Der Verf. zeigt auch hier dieselben ausgebreiteten grammatischen Kenntnisse und dasselbe feine, oft selbst zarte Gefühl für grammatische Unterschiede, die wir bereits in andern Schriften und Arbeiten von ihm kennen gelernt haben. Um aber dieses allgemeine Urtheil näher zu bestimmen, mufs Ref. einige Blicke auf die allgemeine Beschaffenheit von Hrn. S.'s Arbeiten auf dem Gebiete der lateinischen Sprache richten und die grammatische Seite des Buches mit der bereits oben besprochnen sachlichen zusammen halten. Der Verf. hat am meisten in seiner Palaestra Ciceroniana und in seinem Aretalogus ein sehr schätzenswerthes Talent für das Formen und Componiren in der lateinischen Sprache sowohl in der Poesie als in der Prosa gezeigt. In beiden aber hat der Vf., so viel Ref. weifs, noch niemals einen selbstständigen Inhalt frei aus sich heraus gestaltet und verarbeitet, sondern stets sich die Sache und den Gegenstand von der Muttersprache geben lassen. Einige recht gute Gelegenheitsgedichte, die Ref. von dem Vf. kennt, machen hierin keine Ausnahme, denn bei solchen Gedichten bieten die gegebnen Verhältnisse eben so einen Text, wie in der Uebertragung das zu Grunde gelegte Original. Dieser Umstand, dafs der Vf. noch keine freie Arbeiten im Lateinischen geschrieben hat, scheint dem Ref., wenn er die sachlichen Partien in dem vorliegenden Buche ins Auge fafst, darin seinen Grund zu haben, dafs dem Verf. ein formendes componirendes Talent verliehen ist, ohne dafs diesem ein entsprechendes Anschauen und Denken, das sich der objectiven Verhältnisse und Gegenstände bemächtigt, gegenüber steht. Der Mangel des letztern documentirt sich in diesem Buche auf das Unzweifelhafteste und der genauern Aufmerksamkeit entgeht derselbe auch in den andern eben genannten Arbeiten des Verfassers nicht. Diese Abhängigkeit seiner grammatischen Erkenntnisse und seines grammatischen Verfahrens von jenem seinem Talente ist nach der Ansicht des Ref. allein der Schlüssel zu manchem sonst Räthselhaften in den grammatischen Anmerkungen des Buches. Schon dafs der Verf. es vermocht hat, sich allein auf den Cicero und nicht einmal auf den ganzen Cicero, sondern auf dessen oratorische Schriften zu beschränken, denn nur diese scheint er grammatisch und stilistisch verarbeitet zu haben, schon das zeigt auf den so eben bezeichneten Zusammenhang hin. Das grammatische Gesetz hat eben so seine lebendige Bewegung und Entwicklung, wie jede andere wissenschaftliche Disciplin. Auch in *seiner* individuellen Gestaltung giebt sich die Zeit, der Schriftsteller und die Stilgattung in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen. Diese historische Auffassung der Grammatik ist die einzige, welche diese vor dem unwissenschaftlichen Charakter der Sammlung und der Masse bewahren kann. Denn wissenschaftlich ist, was angeschaut und begriffen werden kann, das ist aber nur möglich bei einem Allgemeinen, das sich individuell gestaltet. Ref. will es nun dem Verf. nicht zum besondern Vorwurfe machen, dafs von dieser Behandlungsweise der Grammatik in seinem Buche noch keine Spur ist, dafs also Cicero nicht in der Reihe der frühern und spätern römischen Autoren, dafs nicht dieser Dialog wenigstens in seinen grammatischen und rhetorischen Unterschieden zu Ciceronischen Werken eines andern Genus betrachtet ist, und zwar darum nicht, weil dieser Mangel ihm auch mit anderen Erklärern der Alten gemeinsam ist. Es scheint sich überhaupt die grammatische Betrachtung bis zu dieser Wissenschaftlichkeit noch nicht erhoben zu haben.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

M. Tullii Ciceronis Laelius sive de amicitia dialogus. Von Dr. Moritz Seyffert.

(Schlufs.)

Dafs aber auch hiervon abgesehn das Buch bei seinem grofsen Umfange doch eigentlich keine durchgeführte grammatische Untersuchung enthält, die sich entweder als Resultat einer umfassenden aufmerksamen Lectüre auch nur des Cicero oder des Studiums der reichen grammatischen Literatur, die wir besitzen, zu erkennen gebe, mufs als ein wesentlicher Mangel bezeichnet werden. Wenn man Hrn. Seyffert's Buch liest, bekommt man ganz denselben Eindruck, als wenn man in eine grofse Werkstätte eines Bildhauers oder Malers trete, in welcher die Materialien und Farben, aus denen geformt und gestaltet werden soll, in gröfsern und kleinern Massen ungeordnet auf dem Boden auf Tischen und Stühlen umher liegen. Aber auch noch ein anderes erinnert an das Idiom künstlerischer Richtung. Schon Sokrates hat überaus treffend bemerkt, dafs die Dichter und Künstler oft von dem, was sie machen (ποιεῖν), keine entsprechende wissenschaftliche Einsicht haben, dafs die wissenschaftliche Rechnung, die sie von ihrer Kunst ablegen, meist weit hinter dem Werth ihrer Werke zurückbleibt, dafs jene theils unrichtig, theils unklar und dunkel sein könne, während diese einen anerkennenswerthen Grad des Vortrefflichen erreichen. Hr. S. befand sich ganz in demselben Verhältnisse, als er dazu schritt, die reichhaltigen lexicalischen und grammatischen Materialien, die er sich für das Bedürfnifs seines formenden und componirenden Talents angeeignet hat, nun auch als Interpret und zu wissenschaftlicher Darstellung zu verwenden. Unsicherheit und Breite; Unbestimmtheit und Dunkelheit, Ungenaues und ganz Falsches mufsten eben vielen richtigen Blicken und glücklichen Griffen eintreten, wenn das, was bei ihm noch nicht frei, sondern wesentlich auf die oben bezeichnete Weise gebunden ist, sich nun doch frei und selbstständig bewegen wollte, wenn das, was bei ihm nur eine Art künstlerischer Fertigkeit ist, in objective und wissenschaftliche Richtung gehn wollte. Ref. will nur wenige Beispiele anführen für das, wozu jede Seite des Buches bald auf diese bald auf jene Weise die Belege liefert.

S. 9 macht Hr. S. zu den ersten Worten des Dialogs: Q. Mucius augur multa narrare de C. Laelio socero suo memoriter et jucunde solebat, zu memoriter et jucunde die Anmerkung, dafs memoriter narrare hier von der Erzählung selbsterlebter Dinge zu verstehn ist. Da nun dieser Begriff, fährt Hr. S. fort, *nur* mittelst der Umschreibung des Adverbiums memoriter und eines Verbum des Erzählens ausgedrückt werden kann, so mufs sich jede nähere adverbiale Bestimmung mittelst et anschliefsen und Coordination der Begriffe eintreten, die streng genommen logisch subordinirt sind, denn zwei Adverbien, von denen nicht eins eine Gradbestimmung enthält, wie satis copiose, nimis lente etc. können im Lateinischen nicht ohne Copula verbunden werden. Die Bedeutung, welche Madvig de fin. I, 10, 34 in dem Worte erkennt, nämlich laudem bonae et copiosae memoriae, will der Vf. hier und de Orat. I, 15, 64 nicht anerkennen und findet dagegen die Bedeutung des „aus eigner Erinnerung" Plaut. Asin. III, 2, 38. Die Gründe zu finden, aus welchen diese auch in der Form sehr confuse Anmerkung in allen ihren Theilen falsch ist, kann Ref. dem aufmerksamen Leser dreist selbst überlassen; nur das will er erwähnen, dafs Hr. S., wenn er ein deutsches Original ins Lateinische zu übersetzen hätte, er „Selberlebtes erzählen," ganz gewifs nicht mit memoriter narrare ausdrücken würde, sondern mit suas res narrare, oder res, quibus ipse interfuit, narrare oder auf ähnliche Art. Noch in demselben Satze wird zu fierique studebam ejus prudentia doctior im schreienden Wi-

Digitized by Google

derspruche gegen die Stelle und gegen die Wortbedeutungen von prudentia und cognitio und Uebersehung der Aeufserung des Cicero über den Augur Scävola Brut. 26, 102. prudentia für rerum civilium cognitio erklärt, weil Scävola ein Staatsmann ist!! Ganz von derselben Beschaffenheit ist die Anmerkung zu ingenium in der Stelle I, 1. quem unum nostrae civitatis et ingenio et justitia praestantissimum audeo dicere, hier soll ingenium bestimmt das Talent zum Redner sein. Beredsamkeit wäre das einzige Element, in welchem das specifisch-römische ingenium productiv sein konnte. Man soll aus vielen Stellen nur den Anfang der Rede pro Rosc. Amerin. und p. Arch. vergleichen. In dem audeo dicere soll das audeo vor dicere gestellt zeigen, dafs das Wort hier nicht phraseologische Bedeutung habe, als wenn diese ganze Stelle nicht durchaus nur Phrase wäre, und wo kann audeo weniger Phrase sein als in dem num negare audes, welches Cicero dem Catilina entgegendonnert, obgleich das audes nachstebt? I, 5 soll es nicht heifsen können quam legens tu te ipsum cognosces, weil Atticus sich dadurch hätte beleidigt fühlen können; denn cognoscere se ipsum wäre stehende Phrase für die Selbsterkenntnifs und wenn Cicero den Atticus dazu aufforderte, hätte er ihm doch einen Mangel an derselben zugeschrieben. Von dem Werthe des sentimentalen Elements in dieser Anmerkung abgesehn, ist cognosce te ipsum auch gar nicht die eigentliche Form für jenes praeceptum Apollinis, sondern das viel schönere und wirksamere nosce te (Cic. Tusc. I, 22, 52). Bei II, 9 wird zu memineram Paullum, videram Gallum für eine Anmerkung, zu der einige Zeilen hinreichten, eine enggedruckte Seite verwendet und dabei memineram als Plusquamperfectum angesehn. Zu II, 9 aut enim nemo, aut si quisquam, ille sapiens fuit, wird die Exposition von quisquam und ullus bei Zumpt unrichtig gefunden und dafür gesagt, dafs beide Pronomina affirmativ sind, (was Zumpt gar nicht leugnet) und nun der Unterschied derselben von aliquis etc. so bestimmt, dafs quisquam und ullus „von allem Positiven und Realen abstrahiren und nur den ideellen Begriff des Individuums in der abstractesten Allgemeinheit geben" und darum stehn sie in negativen Sätzen „die eben ideeller und genereller Art sind," und „daher finden sie sich auch in conditionalen Sätzen, wo die Existenz in allgemeinster Weise der entschiednen Negation gegenüber hypothetisch hingestell wird" u. s. w. Was Zumpt sagt, ist doch klar und verständlich und dafs es nicht richtig ist, hat der Verfasser nirgends bewiesen. Was er dagegen sagt, kann niemand verstehn. Noch dunkler und confuser ist die Anwendung, welche er von dieser Exposition macht, um VI, 20 zu bestimmen, ob haud scio an quidquam oder an nihil gelesen werden soll, er entscheidet sich für das erste und begründet es so: „Wenn wir den Satz hätten: si quisquam, tu certe sapiens non es, so könnte dafür auch gesagt werden, nescio an quisquam, sed tu certe sapiens non es, denn hier ist offenbar der Gedanke nescio utrum alius an quisquam (oder überhaupt jemand) sed tu certe etc." „So ergiebt sich denn deutlich (!!!) dafs die obliquen Negationen (quisquam ullus etc.) überall mit gröfserm Nachdruck gesprochen sind, indem sie 1) über das Positive hinaus in das Gebiet des Ideellen gehn und darauf einen durch den Gegensatz des erstern zu vermittelnden Accent legen, und 2) dagegen nähern sie sich wieder den Formen mit den graden Negationen, indem sie durch das elliptische an die Meinnng des Redners nicht schwankend lassen." „Demnach werden wir also unsere Stelle so zu erklären haben, ich zweifle, ob es überhaupt etwas befsres giebt als sie (ob etwas anderes, oder überhaupt nur etwas besser ist)." Confuser sind wir durch diese Darstellung geworden aber nicht klarer und unterrichteter. In X, 35 handelt es sich um den ungrammatischen Conjunctiv arguerentur für den Infinitiv argui. Der Satz heifst vollständig: Magna etiam dissidia et plerumque justa nasci, cum aliquid ab amicis quod rectum non esset postularetur, ut aut libidinis ministri aut adjutores essent ad injuriam, quod qui recusarent, quamvis honeste id facerent, jus tamen amicitiae deserere arguerentur ab iis, quibus obsequi nollent. Nachdem Hr. Seyffert Gernhard's Ansicht mit Recht zurückgewiesen, läfst er die seinige folgen, die aber noch mehr Fehler enthält als die Gernhardsche, zwar nicht in der letzten Entscheidung, aber doch auf dem Wege, auf welchem er zu dieser Entscheidung gelangt. In oratio recta würde Scipio sagen quod qui recusent — arguantur. „Der allgemeine Fall als möglich dargestellt, verlangt den Conjunctiv recusent, deshalb mufs auch die Folge der Bedingung die Folge der Bedingtheit erhalten, während sie selbst eine innerlich nothwendige ist. Wir

Digitized by Google

hätten also in arguerentur den Conjunctivus potentialis mit dem Begriff der innern Nothwendigkeit" u. s. w. vergl. Cic. Verr. II, 60. 148. Diese Modification des Urtheils kann in oratio obliqua nicht mit dem einfachen Infinitiv des Hauptverbum ausgedrückt werden, sondern nur mit der Umschreibung durch debere, oportere, necesse esse. Dafs Cicero diese hier nicht wählen konnte, liegt auf der Hand: es wären so drei Infinitive zusammengekommen: deserere argui oportere etc. Aber gesetzt auch, antwortet Ref. hierauf, Hr. S. hätte diesen Conjunctiv der innern Nothwendigkeit besser begründet und nachgewiesen, als er es gethan hat, gesetzt es wäre hier ein solcher Conjunctiv zulässig, so bliebe ja doch arguerentur für den Infinitiv argui oportere ein grammatischer Verstofs, den Cicero doch nicht machen wird, um drei Infinitive zu vermeiden. Konnte er sich denn sonst gar nicht helfen? Zuletzt besinnt sich der Verf. und erklärt das quod für die Partikel des Grundes; jedenfalls besser, als sein früherer Vorschlag, obwohl Ref. das auch nicht für das Richtige hält, weil einmal Cicero in diesem Falle wahrscheinlich quod ii qui recusarent geschrieben haben würde und mit dem cum — injuriam der Gegenstand der magna dissidia wie es die Verbindung mit cum erfordert, noch gar nicht bezeichnet ist, vielmehr scheint dem Ref. (das) arguerentur auch noch mit cum verbunden werden zu müssen, was ganz in Ordnung wäre, wenn für quod et id stände; dafs Cicero nun auch in einem solchen Satze für et id quod sagte, kann man kaum für eine grammatische Abweichung ansehn.

Diese und noch andere viele Einzelnheiten sind nur die bis zu Fehlern gesteigerte Consequenzen von des Verf.'s grammatischem Verfahren, dessen wesentliche Mängel sich überall in dem ganzen Buche zeigen. Wenn der Verfasser mit dem reichen Stoff, der ihm zu Gebote steht, prosaisch oder poetisch ins Lateinische übersetzte, würde ihn sein Takt in diesem Geschäft vor Fehlern bewahren, durch welche seine Arbeit auf dem Gebiete der Interpretation und der Erkenntnifs so äufserst unsicher und ungleich wird. Gleichwohl verdient es Lob und Anerkennung, dafs Hr. S. mit dieser Bearbeitung des Lälius die Schranken, welche seine Individualität ihm gesetzt zu haben scheint, zu überschreiten angefangen hat. Möge sie der erste Schritt zu weiteren sichreren Erfolgen sein. Der Wissenschaft wünscht es der Ref. und dem Verf. gönnt er es aufrichtig. Ref. zweifelt nicht daran, dafs Hr. S. dies können wird, denn die Energie, mit welcher er die lateinische Sprache zum unmittelbaren Objecte seines Empfindens und Fühlens gemacht hat, wird ihm bei dieser erhöhten Thätigkeit sehr zu Gute kommen und den Weg zum Ziele bedeutend abkürzen, und mit grofser Freude würde Ref. dann den Arbeiten des Verf.'s eben so seine unbedingte Anerkennung und Zustimmung ertheilen, wie er sie diesmal in Betracht und nach Maafsgabe der obigen Erörterungen nur bedingt aussprechen kann.

Für die philologisch-pädagogische Partie hat Ref. hier keinen Raum mehr. Welche Stellung der Verf. in ihr etwa einnimmt, wird dem aufmerksamen Leser dieses Berichts kaum noch zweifelhaft sein können. Was Ref. gern über den wichtigen Gegenstand, der ihm, wie nicht leicht ein anderer am Herzen liegt, gesagt hätte, das hofft er bald an einem andern Orte thun zu können.

L. Faerber.

LIV.

Theologische Ethik. Von Dr. Richard Rothe. Grofsherzogl. Badischem Kirchenrath, ordentl. Prof. der Theologie und Director des evangelisch-protestantischen Prediger-Seminariums zu Heidelberg. Wittenberg, 1845. *Band I. XVI u.* 430 S. *Bd. II.* 485 S. *(Bd. III. wird noch erwartet).* 8.

Erster Artikel.

Ein merkwürdiges Werk! offenbar aus der vollkommenen Aneignung und Durchdringung der gegenwärtigen wissenschaftlichen und christlichen Bildung hervorgegangen und dennoch in seiner Individualität ein fremdes Erzeugnifs, eine exotische Pflanze! eine Frucht des speculativen Denkens mit der gröfsten Genauigkeit der Begriffsbestimmungen und der dialektischen Durchführung, und doch verwahrt sich der Verf. (S. IX) ausdrücklich gegen den Anspruch, etwas von Philosophie zu verstehen: der einzig treibende Gedanke dieser Ethik ist die Vereinigung des Menschen mit Gott, und doch nennt es der Verf. selbst ein kaltes Buch (S. VII): er vertritt die Ueberzeugung, dafs

Digitized by Google

das Christenthum, und zwar eben das uralte Christenthum in seiner streng verstandenen Uebernatürlichkeit, ein *ganzes volles* neues menschliches Leben und Dasein ist, eine ganz neue Geschichte unsers Geschlechts, ja eine ganz neue Periode im Verlaufe der Schöpfung dieses irdischen Weltkreises, und dafs der Erlöser ein hohepriesterlicher König ist (S. XIII), und dennoch, ja zum Theil *eben deshalb* ist es ihm klar, dafs er im schneidenden Widerspruche gegen die orthodoxe Kirchenlehre steht. Schon das klare Bewufstsein über sich selbst und sein Verhältnifs zu der Gegenwart, das der Verf. in der Vorrede ausspricht, noch mehr der Widerspruch, in welchen dieses Selbstbewufstsein mit den ersten allgemeinen Eindrücken seines Werkes tritt, noch mehr der Gegensatz, in welchem er in diesem Werke mit der Philosophie, nicht aber mit der Speculation, mit der Kirchenlehre, nicht aber mit dem Christenthum und der heiligen Schrift zu stehen behauptet, erregt die höchste Spannung und deutet darauf hin, dafs der Verf. in diesem Werke eine Sprache redet, die man erst durch das Studium des Werks verstehen lernen mufs, ehe man ihn zu beurtheilen wagen darf, dafs er andere als die gangbaren Begriffsbestimmungen zum Grunde legt, dafs er unterscheidet, was man gewöhnlich ungenau vermengt. Da nun auch diese theologische Ethik freiwillig darauf verzichtet, unmittelbar in das Leben überzugehen, ja nur in das allgemeine wissenschaftliche Bewufstsein unmittelbar sich einzubürgern, so ist es weise und billig, dafs selbst diejenigen, die von ganz entgegengesetzten Ueberzeugungen erfüllt sind und die da meinen, dafs die Resultate des Buchs, wenn sie zur Herrschaft kämen, schädlich sein würden, sich nicht übereilen, sondern vor allen Dingen den Verf. zu verstehen und den Charakter und Inhalt dieses Werkes richtig und vollständig zu erkennen suchen. Denn eines jeden besonnenen Mannes, jedenfalls eines Christen, wäre es unwürdig, irgend ein Erzeugnifs ernster Forschung zu richten, ehe man es versteht, besonders wenn ein solches, wie das vorliegende Werk, unleugbar aus der Liebe Gottes und Christi und aus der Ueberzeugung, in Gott erkannte Wahrheit mitzutheilen, entsprungen ist. Darum soll denn auch diese Anzeige nicht der Beurtheilung des Werks vorgreifen, sondern der Verständigung dienen, um ein richtiges gereiftes Urtheil vorzubereiten.

Ethik, Sittenlehre, ist dem Verf. (S. 195) die wissenschaftliche d. i. begriffsmäfsige Darstellung des Sittlichen, sowohl des Sittlichguten als des Sittlichbösen, da auch Letzteres in das Gebiet der sittlichen Thätigkeit, der persönlichen Selbstbestimmung gehört, nur dafs diese hier nicht in normaler, sonder in abnormer Weise sich vermittelt (S. 194). Die Voraussetzung des Sittlichen ist Selbstbewufstsein und Selbstthätigkeit und zwar Beides in gegenseitiger Beziehung und Wechselwirkung zu einander, also die Einheit von Vernunft und Willen, worauf die Macht der Selbstbestimmung beruht. Diese Einheit von Vernunft und Willen, von Selbstbewufstsein und Selbstthätigkeit, so dafs in irgend einem Maafse jedes von Beiden und die Wechselwirkung Beider sich bewährt, begründet die *Persönlichkeit* (S. 64—67. S. 173). Persönlichkeit ist die Macht (Potentia) Person zu sein: wo aber diese Macht ist, da ist nothwendig, weil sie ihrem Begriffe nach selbstthätig und selbstbestimmend ist, das sich selbst setzende Ich, die Person. Der Mensch aber, wenn er zur Persönlichkeit erwacht, findet an sich und um sich her die materielle Natur und kann seine Selbstthätigkeit und sein Selbstbewufstsein nur dadurch behaupten und erweisen, dafs er die materielle Natur sich aufnehmend aneignet und umbildend zueignet, so dafs sie seiner Persönlichkeit zum Eigenthum und dienenden Organ wird. Dieses Durchdringen und Dienstbarmachen der Natur für die menschliche Persönlichkeit ist im Allgemeinen, freilich noch in einem sehr unbestimmten Sinne, die sittliche Aufgabe des Menschen. Das Sittliche mithin (sei es gut oder böse) ist die (normale oder abnorme) Einheit der Persönlichkeit und der materiellen Natur als Zugeeignetsein dieser an jene. Vorgreifend könnten wir im Sinne des Verf.'s auch sagen: die sittliche Aufgabe ist die Vergeistigung der Menschheit und der irdischen Natur durch die menschliche Persönlichkeit. Was damit gemeint sei, kann man freilich erst richtig und vollständig fassen, wenn man weifs, was der Verf. unter Geist versteht.

Zunächst aber müssen wir uns darüber verständigen, in welchem Sinne diese *Ethik* sich als *theologische* Ethik ankündigt. Dies geschieht im Gegensatz gegen *philosophische* Ethik und führt uns auf den Unterschied zwischen Philosophie und Theologie, wie er in dem Buche selbst festgestellt wird. Dem Gegen-

Digitized by Google

stande und dem endlichen Resultate nach ist dem Vf. wahre Philosophie und wahre Theologie nicht verschieden: noch weniger will er beide Wissenschaften, wie Glauben und Wissen, wie Vorstellung und Begriff, unterscheiden: beide setzen einen gleich reichen Schatz von Erfahrung voraus, auch wohl von Gelehrsamkeit, beide erfordern die Gabe des speculativen Denkens und der dialektischen Methode, weil ja Eine wie die Andere *Wissenschaft* ist. Der Unterschied ist in dem Ausgangspunct: die Philosophie geht vom Selbstbewufstsein, die Theologie vom Gottesbewufstsein aus (S. 1—38). Die theologische Ethik ist also die begriffsmäfsige Darstellung des Sittlichen *vom Gottesbewufstsein aus*. Dies ist aber nicht so zu deuten, als ob alles Sittliche auch religiös sein müsse: im Gegentheil wird es stark betont, dafs es ja auch eine sehr energische, wie überhaupt abnorme, so insbesondre ganz irreligiöse Sittlichkeit gebe. Auch so ist es nicht zu deuten, als ob der Verf. in die Ethik als Wissenschaft, die als solche nur durch das begriffsmäfsige Denken zu Stande kommen kann, irgend religiöse Gefühle eingeflochten habe: dies verneinend nennt er vielmehr sein Werk ein kaltes Buch. Was der Verf. sagen will, ist dies, dafs die Erkenntnifs Gottes nicht nur sein Herz belebt und erfüllt, sondern auch das allgemeine Band, das Alles durchdringende Richtmaafs alles seines begriffsmäfsigen Denkens ist und *darum* alle seine Wissenschaft, folglich auch seine Ethik, den theologischen Charakter trägt. Das ist nun aber auch wieder nicht so zu verstehen, als ob durch die Wissenschaft, die begriffliche Entfaltung, der Verf. erst zum Gottesbewufstsein gelangt wäre oder mittelst des speculativen Denkens, Gott erst zu finden suchte oder gefunden hätte. So wenig der Philosoph erst durch Speculation ohne vorhergegangene Erfahrung zum Selbstbewufstsein gelangt, so wenig gelangt der Theolog zu der Gotteserkenntnifs von vorn herein durch das speculative Denken: aller Inhalt wahrer Erkenntnifs wird dem Menschen nur durch *Wahrnehmung:* auch das speculative Erkennen ist nur fortgesetzte tiefer eindringende Wahrnehmung, und, wenn es dies nicht ist, so ist es Dunst und Sophisterei. Sehr richtig sagt der wirklich speculative Tertullian, dessen speculatives Erkennen von seiner oft sophistischen Dialektik wohl zu unterscheiden ist, in seinem gedankenreichen Buche de anima c. 18. At quid erit sensus nisi ejus rei, quae sentitur, intellectus? quid erit intellectus, nisi ejus rei, quae intelligitur, sensus? Damit übereinstimmend ist *Rothe's* Gottesbewufstsein aus dem Leben in Gott und Gottes Wort, aus dem Umgang mit Gott, aus der immer tiefer dringenden Wahrnehmung des innerlichen Zusammenhanges im göttlichen Leben und Wirken geschöpft. Die Dialektik kann zu neuen Wahrnehmungen vorbereiten, aber keine geben: sie kann auf die Spur leiten, wo eine neue Erkenntnifs zu finden ist, aber sie selbst nicht ersetzen. Die Erkenntnifs Gottes durch geistige Wahrnehmung wird aber zum Unterschied von der blofs durch formale Schlufsfolgen erlangten Theologie bei genauer Begriffsbestimmung *Theosophie* genannt und Rothe spricht es selbst aus, dafs das Wesen seiner Theologie *Theosophie* ist. Aber zur Probe für sich selbst und zum Zeugnifs für Andere, dafs der Zusammenhang, der in aller wahren Erkenntnifs ist, seiner auf Wahrnehmung beruhenden Gotteserkenntnifs nicht mangelt, hat er das Bedürfnifs gefühlt, nach der Gabe, die ihm im reichen Maafse beiwohnt, sie in die Gestalt der Theologie einzukleiden. Doch können wir hier zwei Bemerkungen nicht unterdrücken: erstlich dafs im Wesentlichen der theosophische Gehalt von dem theologischen Gewebe sich sondern und scheiden läfst: zweitens, dafs freilich auch oft das systematische Bedürfnifs seiner Theologie auf seine theosophische Wahrnehmung eingewirkt, deren Ergebnifs alterirt, deren Mangel ersetzt, vielleicht auch deren Täuschung berichtigt haben mag. Endlich wollen wir überhaupt nicht für die Richtigkeit *aller* seiner theosophischen Erkenntnifs einstehn, da ein Jeder, der dieses Gebiet kennt, weifs, wie hier eben so wie auf dem Gebiet der sinnlichen Wahrnehmung, nicht nur Unvollständigkeit, sondern auch unwillkührliche Täuschung und *Falschnehmung* möglich ist.

Da nun die *theologische Ethik* des Vf.'s ein lebendiges Glied seiner thelogischen Gesammtwissenschaft ist, so sah er sich genöthigt, in der Einleitung nach der Darstellung des allgemeinen Begriffs dieser Wissenschaft eine Grundlegung derselben folgen zu lassen, welche seine Theologie im engern Sinne, die Wissenschaft von Gott, und seine Kosmologie, die Wissenschaft von der Schöpfung, enthält und letztere bis zu dem Puncte fortführt, wo die Schöpfung von dem Nichts, von dem Werden der Materie, bis zum

Digitized by Google

menschlichen Organismus vorgeschritten ist und nun erst die Persönlichkeit und mit ihr das Sittliche, der Gegenstand der Ethik, eintreten kann. Diese theologische und kosmologische Grundlage ist der Schlüssel zum Verständnifs des ganzen Buchs (S. 145—194). „Wir müssen es versuchen" — sagt der Verf. — vom theologischen Standpuncte aus zunächst die *Theologie* im *engeren* Sinne des Worts und sodann die *Kosmologie* bis zu dem Wendepuncte hin speculativ zu construiren, in welchem die letztere, wie sie zuerst *Physik* ist, über sich selbst hinausgeht, und in die *Ethik* (mit der die Kosmologie und das ganze System der speculativen Theologie überhaupt sich abschliefst), umschlägt."

Die Theologie. In Gott sind drei Modi der Gottheit zu unterscheiden, die aber mit der kirchlichen Trinität nichts gemein haben, das göttliche *Wesen*, die göttliche *Natur* und die göttliche *Persönlichkeit*. Das göttliche Wesen, negativ ausgesprochen, ist das unterschiedslose absolute Sein, wie es in sich selbst verschlossen, unerkennbar ist und auch für sich selbst, für die Gottheit selbst, verschlossen und unerkannt sein und bleiben würde, wenn es überhaupt denkbar wäre, dafs das *Absolute* nur in diesem Modus bestände und verharrte. Als Absolutes ist aber das göttliche Wesen, positiv ausgesprochen, die absolute Fülle und *Macht* (Potentia), die, dem folgerichtigen Denken gemäfs, sich selbst zur Thätigkeit, zum Wirken, oder, wie der Verf. sagt, zum Actus bestimmen, sich *actualisiren* mufs. So erscheint in Gott, neben dem ersten Modus des absoluten Seins und mit demselben unauflöslich verknüpft, der zweite Modus, das Werden, welches als Einheit des Seins *und* Werdens das göttliche *Leben* ist, ein stets in sich selbst zurückgehender, aus sich selbst sich gebärender Lebensprocefs. Dieser Lebensprocefs ist nur denkbar mittelst eines göttlichen Setzens und Denkens von Unterschieden in seinem unterschiedslosen Sein, vermöge dessen eine Fülle von besonderen Bestimmtheiten in Gott gesetzt und gedacht, aus dem verschlofsnen Wesen herausgesetzt und *entwickelt* wird. Das Gemeinsame dieser besondern Bestimmtheiten ist dieses, dafs eine Jede in Gott als Reales gesetzt, als Ideales gedacht ist, dafs eine Jede im Denken gesetzt, im Setzen gedacht, durch einen und denselben Act und in gleichem Maafse Gedanke und Gegenstand, ideal und real ist. Diese absolute Einheit des Daseins und des Gedankens, des Realen und des Ideellen — dasselbe, was Andere Wahrheit nennen — nennt der Verf. *Geist* und eben darin findet er den specifischen Begriff des Geistes (S. 58). Er beruft sich dabei auf 1 Joh. 5, 6: Τὸ πνεῦμά ἐστι τὸ μαρτυροῦν, ὅτι τὸ πνεῦμά ἐστιν ἡ ἀλήθεια, „Wer sich dieses Begriffs des Geistes nicht zu bemächtigen vermag," — sagt er — „dem ist zu rathen, dafs er sich sogleich hier von uns trenne." Der wewesentlichste Unterschied dieses Begriffs von dem gangbaren Begriff des Geistes besteht darin, dafs nach *Rothe* der Geist als solcher nicht selbst die denkende und setzende Thätigkeit ist, sondern das Erzeugnifs dieser Thätigkeit: das Denken und Setzen selbst spart er für den Begriff der Persönlichkeit auf, die freilich auch nach ihm eine Bestimmtheit des *Geistes* ist, aber eine *besondere*, die zugleich der Uebergang zu einer höheren Ordnung, μετάβασις εἰς ἄλλο γένος ist, die *Königin* des Geistes. *Rothes* Begriffsbestimmung ist übrigens nicht so abweichend von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, dafs gar keine Brücke zum Uebergange gefunden würde. Wenn man z. B. von der *Vergeistigung der Natur* spricht, so meint man nicht, dafs die Natur selbst dahin gelangte, sich denkend und setzend zu verhalten, sondern dafs, was in ihr gesetzt ist, vom Menschen so gedacht wird, wie es in ihr gesetzt ist, und was vom Menschen gedacht wird, vom Menschen so in die Natur gesetzt wird, wie es in ihm als Gedanke lebt. Mit andern Worten die Natur wird vergeistigt, wird zu Geist, wenn in ihr, *nicht aber durch sie selbst*, die Wirklichkeit zur Idee, die Idee zur Wirklichkeit erhoben wird, was aber die Aufgabe der menschlichen Kunst und Wissenschaft ist. Hier ist nichts anders, als *Rothes* Begriff vom Geiste, angewandt auf die materielle Natur und die menschliche Persönlichkeit.

Wäre aber nun auch jede Besonderheit in Gott als Geist, als absolute Einheit von Realem und Idealem, gesetzt, so entspräche doch diese Vielheit nicht dem absoluten Wesen der Gottheit, sondern ergäbe nur eine Mannigfaltigkeit relativer Unterscheidungen, wenn nicht die besondern Bestimmtheiten zur absolut-einheitlichen Totalität verknüpft wären und in und durch einander Ein aus sich selbst werdendes geistiges Sein in der vollständigen Ausbreitung seiner besondern Momente bildeten. Diese Rückkehr zur Einheit wird

Digitized by Google

schlechterdings gefordert, wenn das absolute Wesen auf entsprechende Weise sein Sein ins Werden setzen und im Werden als das Absolute erhalten soll. Solche Einheit des göttlichen Wesens unter dem Modus der Totalität des Werdens ist aber die *göttliche Natur* und dies ist mithin der zweite Modus der Gottheit.

Mit der göttlichen Natur ist aber der volle Begriff der Gottheit nicht erschöpft: denn die geistige Natur ist nur Gedachtes und Gesetztes und kann als Solches nicht Selbstzweck sondern nur dienendes Mittel, Werkzeug, Organ für ein Setzendes und Denkendes sein. Dieses Setzende und Denkende ist auch in Gott zugleich von uns im Voraus mitgedacht und mitgesetzt, da ja Niemand aufser Gott sondern die Gottheit selbst die göttliche Natur als den Lebensprocefs des göttlichen Wesens denkt und setzt: ja dieser Organismus der göttlichen Natur wäre unvollendet und unvollendbar, wenn die Gottheit nicht eben in demselben sich selbst, als Gegenstand und Gedanke zugleich, durch Selbstthätigkeit und Selbstbewufstsein objectivirte. Indem die Gottheit aber selbst für sich selbst sich in dem Geiste, als der göttlichen Natur, objectivirt, die göttliche Natur als ihren Organismus entwickelt, waltet sie selbstthätig und selbstdenkend in diesem ihrem Organismus und ist selbst die ihn zur Totalität begreifende Einheit, das sich selbst in seiner Selbstobjectivirung setzende und denkende Subject, die *göttliche Persönlichkeit*, die, in ihrer Natur d. h. im Geiste als ihrem beseelten Leibe wohnet und ihr Wesen in sich selbst offenbart. Von diesen drei Modis der Gottheit ist aber keiner der Erste, keiner der Letzte, sondern sie sind gleich ewig, unzertrennlich in einander und durch einander, die Eine vollkommene Gottheit, der Eine vollkommene Gott. Das ist, so weit es möglich war in solcher Kürze das Gegebene wiederzugeben, *Rothe's* Begriff der Gottheit, in welchem die Selbstgenugsamkeit und Persönlichkeit Gottes dem Pantheismus gegenüber vollkommen festgestellt ist.

Die Kosmologie. Die Welt ist das von Gott gedachte und gesetzte Nicht-Ich Gottes, das Gott vermöge seiner Persönlichkeit und mittelst seines Geistes sich entgegensetzt, um sich darin zu actualisiren, um durch sein Schaffen darin das Entgegengesetzte sich adäquat zu machen, dafs Geist und Persönlichkeit darin werde und somit sein Geist und seine Persönlichkeit darin wohnen könne und wohne. Gott bedarf nicht der Welt, seines Nicht-Ich, um selbstbewufstes selbstthätiges Ich zu sein: das Setzen des Nicht-Ich ist nur eine nothwendige Folge davon, dafs er Persönlichkeit, dafs er Ich ist: daraus folgt aber auch ein Zweites, dafs er nämlich vermöge der Macht seines Ich dieses Nicht-Ich nicht als nur Entgegengesetztes verharren läfst, sondern sich selbst in dasselbe als das Andere versetzen will, und so erweiset sich Gott als Sichselbsmittheilender, als die Liebe. Die Liebe Gottes ist das Analogon des Sittlichen in der Creatur: denn sie ist die göttliche Selbstbestimmung zum Durchsetzen der Einheit Gottes und der Welt, als Zugeeignetsein dieser an Ihn. Das (principiell, nicht zeitlich) Erste, was Gott setzet, ist nur die daseiende Möglichkeit des Werdens, die Materie, die als solche noch völlig unbestimmt Gedachtes, gedachter Nichtgedanke, gedachtes Nicht-Ding, und völlig unbestimmt Gesetztes, also gesetztes Nichtgesetztseiendes, gesetztes Nicht-Dasein ist, mithin die unbestimmte unendliche leere Form bestimmtheitsfähiger endlicher Dinge (Raum) und bestimmtheitsfähiges endlichen Daseienden (Zeit), mit andern Worten die Einheit von Raum und Zeit, das unendliche geistlose und selbstlose Dasein. Ref. mufs hier bekennen, dafs er die *reine Materie*, wie sie S. 125—129 ausführlicher begrifflich bestimmt wird, nicht als daseiend denken kann, so wenig als den *reinen Raum* und die *reine Zeit*, und dafs er bei aller Dialektik des *reinen Denkens* von jeher die Vermuthung nicht hat unterdrücken können, dafs die Denker selbst bei ehrlicher Selbsterkenntnifs zuletzt finden müssen, dafs sie bei allen rein negativen Begriffsbestimmungen nur Gedankenreihen, d. h. Worte bestimmen, ohne das, was bei dem Zeichen, der Wortformel, gedacht werden soll, wirklich denken zu können. Jede *reine* Abstraction ist als solche weder ideell noch reell, weder denkbar noch setzbar, weder Gedanke noch Ding: sie hat *für sich* kein Sein weder im Denken noch im *Da*sein. Jedes Denken von Seiendem ist das Denken von Entgegengesetzten, die als in Einheit gesetzt gedacht werden. Die Wahrheit der gedachten Einheit von Entgegengesetzten kann nur durch die Wahrnehmung des Gedachten, als wirklich Seienden, als von Gott schöpferisch Gesetzten, erkannt

Digitized by Google

werden. Alles von Gott Gesetzte ist aber concret gesetzt und das Setzen ist nichts anders als Bestimmen zur Concretion, zur Einigung entgegengesetzter Bestimmungen. Alles menschliche Denken ist nur Anerkennung der Wahrheit göttlicher Setzungen, und wahre Erkenntnifs ist durch das menschliche Denken nur vollziehbar, indem das Entgegengesetzte als nicht absolut, sondern nur relativ entgegengesetzt gedacht, indem das Einheitliche im Entgegengesetzten, das Gleiche im Ungleichen gefunden wird. Das reine Denken ist aber vollkommene Abstraction: das heifst, es denkt das, was im Concreten, im Gesetzten, nicht absolut, sondern nur relativ gesetzt ist, als absolut, und bildet sich dafür ein Gedankenzeichen, ein Wort. Aber das rein Abstracte ist ein absolut allem Concreten Entgegengesetztes: mithin kann es nicht sein, weil das Seiende das Concrete ist, und kann auch nicht wirklich gedacht werden: es ist absoluter Widerspruch wider das Denken und Sein und eben so sehr Ungedanke, wie Unding, und hat nur den Schein gedacht zu sein: es ist ein *Sophisma*. Man könnte einwenden, dafs die aller gewisseste Wissenschaft, die *reine Mathematik*, sich ja eben nur mit solchen Abstractionen, die wir Undinge und Ungedanken nennen, beschäftigt, mit *reinen* Puncten, Linien, Chiffern: aber sie hütet sich wohl, diesen leeren Schemen Dasein zuzuschreiben und gebraucht sie wirklich nur als Zeichen zur Darstellung von Verhältnifsbestimmungen. Nicht die Puncte, Linien, Chiffern, sondern die Verhältnisse sind die Wahrheit der Mathematik, und diese sind stets nicht abstract, sondern *concret*, sie sind die Einheit des Entgegengesetzten, die als vom Schöpfer gesetzt anerkannt wird. Die reine Materie aber ist ein Gedanke, wie der reine Punct, die reine Linie, und kann wohl mit Recht als Chiffre im Denken gebraucht werden zu Verhältnifsbestimmungen für das Concrete: aber sie bleibt immer in sich selbst Unding und Ungedanken, wie das x in der Mathematik, und kann nur durch ein Sophisma, durch willkührliche Verwechselung verschiedener Kategorieen, als *daseiend* gedacht werden. Die Kategorieen, die der Denker hier verwechselt, sind die Kategorie des vom Denker als Gedankenzeichen zum Behuf von Verhältnifsbestimmungen Gesetzten mit der Kategorie des von Gott als daseiend Gesetzten. Man hat oft die *Materie* für das daseiende *Böse* gehalten: aber nicht die Materie ist das Böse, sondern die *Willkühr* des creatürlichen Geistes, der das Nichtdaseiende für sich selbst als Daseiendes setzt und durch sein falsches Setzen dem Nichtigen einen täuschenden Schein verleiht. Die *reine* Materie ist von Gott nicht gesetzt, noch setzbar, weil sie eine Abstraction ist; sie ist Nomen sine re. Wenn nun unser Verfasser sagt, dafs die Materie weder ideell noch reell ist, so sagt er dasselbe: aber indem er das, was weder Gedanke noch Ding, sondern reine Abstraction ist, als von Gott gedacht und gesetzt, als *daseiend* ausspricht, stellt er mit der speculativen Philosophie, die er sonst von seinem Werke ausschliefst, eine menschliche leere Chiffre als Product der schaffenden Thätigkeit Gottes dar. Uebrigens pafst des Verfassers Definition der Materie für alle Bezeichnung reiner, völlig abstracter Gedankenzeichen: jedes ist „*gedachte und gesetzte absolute Einheit eines absolut nicht Gedanke und nicht Dasein seienden Seins*, und auch von dieser Seite wird es uns klar, dafs das, was S. 126 die *reine Materie* genannt wird, in Wahrheit nichts anders ist als der allgemeine Begriff der Schemen und Chiffren, welche der creatürliche Geist für das Abstracte zum Behuf von Verhältnifsbestimmungen des Concreten entwirft. Wir aber müssen die *reine Materie* als Daseiendes verneinen und erkennen den Begriff der Materie nur innerhalb der Verhältnifsbestimmungen an, als ein relativ bestimmtes Sein, das im Verhältnifs zu neuen Bestimmtheiten, die an ihm gesetzt werden sollen, *relativ unbestimmt*, d. h. Material für weitere Bestimmung ist. *Daseiende* Materie ist immer schon irgendwie bestimmte Materie, d. i. *Material*. Eben so ist es mit den Begriffen des reinen Raumes und der reinen Zeit. In so weit nun die Kosmologie unsers Werks mit solchen blofs negativ bestimmbaren Abstractionen sich beschäftigt, ist sie für den Referenten nach seinen Principien ungeniefsbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

Theologische Ethik. Von Dr. Richard Rothe.

(Fortsetzung.)

Das *Erschaffen* ist dem Verf. die Thätigkeit Gottes, vermöge deren er durch Entwickeln aus dem bereits Geschaffenen sich sein Sein in der Materie giebt. Nur das Setzen der Materie ist *reiner* Schöpfungsact, primitives Schaffen, aber nicht der *Zeit* nach das Erste, weil das schöpferische Thun Gottes keinen zeitlichen Anfang und kein zeitliches Ende hat: denn da Gott in seinem Gegensatz, seinem Schatten, der Materie, doch nur seinen Wiederschein, sein Ebenbild setzen kann, so ist die Welt des schaffenden Gottes zwar nicht ewig, was nur Gott zukommt, der den Grund seines Seins in sich hat, aber *unendlich*, eine Unendlichkeit von getheiltem und veränderlichem Seienden. Als unendliches Dasein entspricht die Welt auf *creatürliche* Weise dem ewigen Wesen der Gottheit: als Unendlichkeit von *getheilten* und *veränderlichen* Daseienden widerspricht sie dem absoluten ungetheilten und unveränderlichen Wesen Gottes. In sofern Gottes Wesen sich unter dem Modus der geistigen Natur, des geistigen Organismus, entfaltet, giebt er sich das Sein in der Welt ebenfalls unter dem Modus der Natur, aber der materiellen Natur, doch so, dafs er durch die Reihenfolge der Entwickelung selbst zu immer höheren Organismen forttreibt, dafs die materiellen Naturen je mehr und mehr geistartig werden und endlich so geistig, dafs die Persönlichkeit in ihnen erwacht. Denn Gott als göttliche Natur und Persönlichkeit kann sich das Sein nur in solchen Creaturen geben, die geistig und persönlich sind. Bis zu dieser Stufe führt Gott die materielle Natur durch seine fortgesetzte schöpferische Wirksamkeit, die stetig da eintritt, wo eine Stufe der organischen Bildung ihren Gattungsbegriff vollendet hat: auf diesem Puncte tritt die schöpferische Wirksamkeit in der natürlichen Entwickelung theils urtheilend, differenzirend, theils zusammenschliessend, organisirend ein: beides ist in Einem und demselben Acte verbunden und so entstehen durch die göttliche Thätigkeit, durch göttliches Denken und Setzen, in stetiger Folge immer feiner bestimmte, zarter gegliederte, inniger verknüpfte Organismen, bis endlich das vernünftige Thier, *der Mensch*, in der Stufenfolge der unsrer Schöpfungssphäre angehörigen Bildungen hervorgeht. Hier sind nun die Bedingungen gegeben, unter denen die Einheit der materiellen Natur und der Persönlichkeit, als Zugeeignetsein jener an diese, die *Sittlichkeit*, erscheint und hier geht die Wissenschaft der Natur, die *Physik*, in die Wissenschaft des Sittlichen, in die *Ethik* über.

Zweiter Artikel.

Die *Eintheilung* der *Ethik* beruht (S. 197) auf dem einfachen Satze: *Das Sittlichgute wird von den Sittlichguten durch sittlichgutes Handeln erzeugt.* Daraus ergeben sich *drei* Haupttheile, in welche das ganze Werk sich zerlegt: 1) Die Lehre von dem Gut, dem Guten, den Gütern, die *Güterlehre:* 2) die Lehre von der guten Persönlichkeit und dem guten Geiste, von Tugend und Tugenden, die *Tugendlehre:* 3) die Lehre vom guten Handeln, den guten Handlungen und der Norm des guten Handelns, die *Pflichtenlehre.* Diese Eintheilung ist von *Schleiermacher* unter ausdrücklicher Anführung und Belobung desselben (S. 199) entnommen.

I. *Die Güterlehre.* Das normale wirkliche Zugeeignetsein der materiellen Natur an die Persönlichkeit ist *das Gute;* dasselbe zugleich als *Mittel* zur immer vollständigeren normalen Zueignung, von der hier die Rede ist, ist das *Gut*, welches die vollendete organische Einheit vieler besondern *Güter* und als solche das *höchste Gut* ist (S. 207—208). Das höchste Gut wird nun zuerst als *abstractes Ideal*, abgesehen von allen möglichen oder wirklichen Störungen der

Digitized by Google

normalen Entwickelung, sodann *in seiner concreten Wirklichkeit*, mit Beziehung auf das Factische, auf Sünde und Erlösung, betrachtet.

1. „*Das höchste Gut*, als abstractes Ideal ist die *Selbstvergeistigung des Menschen mittelst des sittlichen Processes* (S. 217). Der *sittliche Procefs* wird vollzogen mittelst der *sittlichen Function*, mittelst des Handelns, welches die wesentlich durch ihren materiellen Naturorganismus vermittelte Function der menschlichen Persönlichkeit auf die materielle Natur ist (S. 313). Das Gelingen der *sittlichen Function* des Individuums ist bedingt durch die *sittliche Gemeinschaft*, die vollendete Lösung der sittlichen Aufgabe durch die vollendete sittliche Gemeinschaft (S. 382). Hieraus ergeben sich drei Hauptabschnitte dieses Haupttheils, die Lehre vom sittlichen Procefs, von der sittlichen Function und von der sittlichen Gemeinschaft. In der äufseren Schematisirung hat der Verf. diese klare und einfache Anordnung dadurch etwas verdunkelt, dafs er nach dem ersten Abschnitt, der vom Wesen des sittlichen Processes handelt, einen zweiten Abschnitt über die sittliche Ausrüstung des Menschen eingeschoben hat, der unter den Begriff des sittlichen Processes hätte subsumirt werden sollen, wie wir denn überhaupt dem Verf. bei seiner grofsen Tüchtigkeit und Schärfe in der innern Construction des Systems dennoch es nicht bestreiten können, wenn er sich eine gewisse Schwerfälligkeit Schuld giebt, obgleich wir diese nur auf die Redaction für die Bequemlichkeit des Lesers beschränken müssen.

A. Der *sittliche Procefs*, als Selbstvergeistigungsprocefs, ist der Procefs der Erzeugung eines *geistigen* Naturorganismus, eines *geistigen* beseelten Leibes, als des Substrats des *geistigen* Seins seiner Persönlichkeit. Eben dadurch, dafs die Persönlichkei sich einen geistigen Naturorganismus erzeugt (durch Hinübersetzung ihres materiellen Naturorganismus, unmittelbar des psychischen, in den Geist) und *allein* hierdurch vergeistigt sie *sich selbst*, setzt sie sich selbst *als Geist*. „Denn da sie wesentlich das Product der Lebensfunctionen ihrer Natur oder ihrer beseelten Leiblichkeit ist, so bestimmt sich die eigenthümliche Qualität ihres Seins jedesmal genau nach der eigenthümlichen Qualität dieser. Eine *geistige* ist sie demnach dadurch und also auch *allein* dadurch, dafs der die causale Grundlage ihres Seins bildende Naturorganismus oder beseelte Leib ein geistiger ist, was er aber nur sein kann, sofern er es durch sie geworden ist, d. h. sofern sie ihn aus der Materialität in die Geistigkeit übersetzt hat" (S. 220—221). Der materielle Naturorganismus nebst allem sinnlichen Vermögen, dessen Basis er ist, lebt ab; der materielle Leib welkt hin: aber der geistige Naturorganismus mit den ihm geeigneten Vermögen, Verstand und Wille, ist nicht durch das Ableben des materiellen Leibes zerstörbar, er lebt fort als geistiger oder wenigstens als geistartiger beseelter Leib, der das selbsterzeugte Product, aber auch das bedingende Werkzeug der Persönlichkeit, der Einheit vor Selbstbewufstsein und Selbstthätigkeit ist. Durch den sittlichen Procefs wird der Mensch auf creatürliche Weise, d. h. bedingt durch die schöpferische Wirksamkeit Gottes in ihm, Causa sui, gottähnlich, geistige Persönlichkeit in einem geistigen beseelten Leib, einem geistigen Naturorganismus, und dadurch fähig, dafs Gott sich sein Sein in ihm giebt, dafs Gott in ihm wohnt. Gott wohnt in dem gottähnlichen Menschen als göttliche Persönlichkeit, d. h. als Gottesthätigkeit und Gottesbewufstsein in ihrer Einheit, zugleich aber auch als göttliche Natur, als die Einheit von Idealität und Realität, und die normale Entwickelung des Menschen mittelst des sittlichen Processes ist nicht nur auf die zu vollziehende Gemeinschaft mit Gott bezogen und deshalb wesentlich zugleich religiös, sondern auch in ihrer Vollendung wirkliche Gemeinschaft mit Gott, indem in dem heiligen Geiste, d. h. in der vergeistigten Person und Natur des Menschen Gott als Person und die Gottheit als göttliche Natur (d. i. Gottes Geist) sich ihr Sein giebt. In der Vollendung des Menschen sind Sittlichkeit und Frömmigkeit, menschliche Selbstthätigkeit und Gottesthätigkeit, menschliches Selbstbewufstsein und Gottesbewufstsein so in einander gesetzt, dafs wohl Unterscheidung, aber nicht Scheidung des Einen von dem Andern Statt finden kann (S. 232). Religion ohne Sittlichkeit ist undenkbar, da die Religion die Sittlichkeit zur Voraussetzung hat: Sittlichkeit ohne Religion ist sehr gut denkbar, da die Sittlichkeit die Religion nicht zur Voraussetzung, sondern zum Ziele hat. Aber eine irreligiöse Sittlichkeit wird stets abnorm sein und ihres Zieles verfehlen. Das höchste *sittliche* Gut, das normale Zugeeignetsein der materiellen Natur an die creatürliche (menschliche) Persön-

Digitized by Google

lichkeit ist somit das schlechthin nothwendige Mittel für das *absolut höchste Gut* des creatürlichen Geistes und für den Zweck der Schöpfung überhaupt, für die vollendete Gemeinschaft Gottes mit dem Nichtgottseienden, für das Zugeeignetsein des Kosmischen an Gott. Der Mensch wird dadurch freies Organ für die fortgehende Zueignung des ungöttlichen Kosmos an Gott. Hier wird es klar, warum die Ethik des Verfassers nur *theologische* Ethik sein *kann:* eine nicht theologische Ethik *muſs* er für abnorm und verfehlt erkennen.

Der folgende Abschnitt (von der sittlichen Ausrüstung des Menschen) soll nach Vorzeichnung der *Idee* des sittlichen Processes die im Menschen gesetzten *realen* Bedingungen dieses Processes nachweisen und gewährt eine Anthropologie in sittlicher Beziehung. So reich derselbe an vortrefflichen Beobachtungen und Begriffsbestimmungen ist, so dürfte er doch für den Zweck der Ethik zu überladen sein, zu sehr ein selbständiges Ganzes, dessen gliedliche Beziehung zu dem System der *Ethik* nicht genug hindurch leuchtet (S. 235—312). Er behandelt in Beziehung auf den sittlichen Proceſs die Erzeugung des menschlichen Geschöpfs als einen nicht bloſs natürlichen, sondern auch persönlichen Act der Erzeugenden, die Individualität, die Anlagen, die Entwickelung der Persönlichkeit, die Erziehung bis zur sittlichen Mündigkeit. Der Grund der lästigen Ausführlichkeit liegt darin, daſs der Verf. das Chaos der gangbaren ungenauen Begriffsbestimmungen der Anthropologie erst ordnen und berichtigen muſste, um sich ihrer wissenschaftlich bedienen zu können, und da dies allerdings nöthig war, so wollen wir nicht weiter mit ihm darüber rechten.

B. Die *sittliche Function*, das *Handeln*, wird auf die beiden Momente der Persönlichkeit, Selbstbewuſstsein (Verstand) und Selbstthätigkeit (Wille) zurückgeführt, woraus sich zwei Arten des Handelns, das *erkennende* und *bildende* Handeln ergeben. Das *Erkennen* ist das Hineinabbilden der materiellen Natur in das Selbstbewuſstsein (das Ideellsetzen des Realen, des Materiellgesetzten): das *Bilden* ist das Anbilden der materiellen Natur durch und für die Selbstthätigkeit (das Materiellsetzen, Realisiren, des Ideellen). Jede menschliche Persönlichkeit hat aber zwei Seiten, erstlich die *Individualität*, als eine bestimmte einzige Centralisation der materiellen Natur, zweitens *Universalität*, als Trägerin der allgemein menschlichen Ausrüstung: darnach wird auch das Erkennen sowohl als das Bilden verschieden bestimmt. Das *individuelle Erkennen*, durch Empfindung oder Gefühl vermittelt und bedingt, ist das *Ahnen;* das *individuelle Bilden*, durch den Trieb oder die Begehrung vermittelt und bedingt, ist das *Aneignen* (Assimiliren): das *universelle Erkennen*, durch den Sinn, näher den Verstandessinn vermittelt, ist das *Denken;* das *universelle Bilden*, durch die Kraft, näher die Willenskraft vermittelt, ist das *Machen* (Produciren, Schaffen) (S. 331 flgde.). „Diese vier Hauptformen des Handelns," sagt der Verf., „sind die unsterbliche Entdeckung *Schleiermachers:* sie werden unverrückbar für die Ethik bleiben, was die Keplerschen Gesetze für die Astronomie sind" (S. 331). Was aber der Verf. aus diesen vier Hauptformen entwickelt hat, das ist sein eignes Werk und bietet viele höchst überraschende Combinationen dar. Da die Individualität der eine constitutive Factor der menschlichen Persönlichkeit ist, so darf sie nicht unterdrückt werden: aber gebildet soll sie werden durch die Wirksamkeit der universellen, sittlichen Functionen, unter deren Zucht sie zu stellen ist: das richtig geordnete und intensiv kräftige Zusammenwirken der individuellen und universellen Functionen bringt gerade die herrlichsten Resultate hervor, die ohne dasselbe nicht zu Stande kommen können. Das individuelle Erkennen (Ahnen) wird begleitet von individuellem Imaginiren (*Anschauen* durch die Phantasie), welches der Uebergang ist zum individuellen Bilden, welches das Aneignen des im Gefühl materiell Gegebenen ist, geistiger Ernährungsproceſs und zugleich Selbsterzeugungsproceſs von Geist. Insofern das individuelle Erkennen diesen Proceſs empfindet, hat die empfindende Person darin eine *Befriedigung*, das Gefühl der Erfüllung mit Geist, Begeisterung: die damit verbundene Lust, ist der *Genuſs;* das Maaſs aber für den *Werth* des Genusses, wodurch diesem mittelst des Gefühls ein gröſserer oder geringerer *Werth gegeben* wird, ist der *Geschmack*. Das Product des indivuellen Bildens ist die Schönheit (sensu medio, Scheinheit) die Qualität eine Anschauung zu gewähren, oder, was dasselbe sagt, für das Gefühl dazusein. Das universelle Erkennen (das Denken) wird begleitet von universellem Imaginiren (*Vorstellen* durch

Digitized by Google

die Einbildungskraft), welches der Uebergang ist zum universellem Bilden, welches das Produciren von *Sachen*, ist, von *Eigenbesitz* (Verdienst). Insofern das universelle Erkennen diesem Besitz einen *Werth giebt*, ihn beurtheilt und schätzt, hat die erkennende Person darin einen *Erwerb*, einen *Schatz*. Das Product des universellen Bildens ist die *Wahrheit*, die Qualität, für die Vorstellung Aller dazusein, allgemeine Evidenz, allgemeine Gültigkeit für den Verstandessinn zu haben. Das Product der Einheit des individuellen und universellen Erkennens ist die *Idee:* das Product der Einheit des individuellen und universellen Bildens ist das *Original:* beide haben das gemein, dafs sie eben so sehr durch Ahnen wie durch Denken erzeugt sind, eben so die Phantasie wie das Vorstellungsvermögen beschäftigen, eben so den Geschmack wie das Urtheil befriedigen, eben so schön als wahr sind, eben so begeisternd als allgemeingültig. — Diese dürren und lückenhafte Auszüge können freilich nicht befriedigen: aber das sollen sie auch nicht, sondern ihr Zweck ist erreicht, wenn sie den Leser veranlassen, das *ideenreiche originelle* Werk selbst zu studiren (S. 313—361).

Die sittliche Function wird im Folgenden auch auf dem *religiösen* Gebiete nachgewiesen: das *individuelle Erkennen*, das Ahnen, ist *hier* das *Andächtigsein*, das Gottesgefühl: das *individuelle Bilden*, das *Beten*, „ein Bilden mit der Selbstthätigkeit als Gottesthätigkeit, und zwar mit der Gottesthätigkeit als individuell bestimmter, also mit dem Triebe (resp. der Begehrung) als religiösem, d. h. mit dem Gewissen. Als *Bilden* ist es ein die materielle Natur der menschlichen Persönlichkeit als Organ Anbilden, als *religiöses* Bilden ein die materielle Natur der menschlichen Persönlichkeit, wie sie durch Gott bestimmt und in Folge davon ihm zugeeignet und von ihm bewohnt ist, zum Organ Anbilden, also ein Sie für Gott zum Organ seines Seins im Menschen Zurechtbilden. Dieses religiöse Bilden aber ist es näher als ein unter der *individuellen* Bestimmtheit gesetztes, d. h. es ist ein die materielle Natur der menschlichen Persönlichkeit, wie sie die spezifisch differente des bestimmten religiös bildenden Individuums und diesem ausschliefslich eigen ist, als eine durch Gott bestimmte und in Folge davon ihm zugeeignete und von ihm bewohnte zum Organ Anbilden, deutlicher: Ein sie zum Organ des Seins Gottes *in diesem bestimmten menschlichen Individuum* Zurechtbilden. Da der Aneignungsprocefs wesentlich der *Vergeistigungsprocefs* des Individuums, und zwar der Procefs der Erzeugung eines geistigen Naturorganismus, eines geistigen beseelten Leibes, in demselben ist: so ist das religiöse Aneignen näher der Procefs der Erzeugung durch Gott bestimmten d. h. *heiligen* Geistes, und zwar eines *heilig* geistigen Naturorganismus oder beseelten Leibes in dem Individuum, mittelst dessen dann Gott in diesem sein Sein haben kann, und zwar wie einerseits in diesem Naturorganismus selbst als göttliche Natur, so andrerseits, eben vermöge dessen, in seiner Persönlichkeit als göttliche Persönlichkeit. Das religiöse Aneignen ist ein in dem aneignenden Individuum seine materielle Natur zu *heiligem* Geist Bilden. So ist denn also in der That gerade dieses religiöse Aneignen d. h. *Leben*, worauf wesentlich der *religiöse Lebensprocefs*, der Procefs der sich allmählig verwirklichenden realen Einwohnung Gottes in dem menschlichen Individuum und das *religiöse Leben* dieses letzteren beruht" (S. 368—369). — Dies sei eine kleine Probe von der Schärfe und Fülle der Begriffe, die der Verf. auf streng wissenschaftlichem Wege erzeugt. Die Andacht als religiöses Gefühl ist wesentlich mystisch, weil individuell, bei jedem Einzelnen specifisch different, unmittelbar nur durch das Mitgefühl, durch Sympathie, mittheilbar, als individuelles Erkennen verwandt mit dem Beten, als individuellem Bilden. Andacht und Gebet constituirt die Mystik. Wenn Jemand ein *Mystiker* genannt wird, so erhält er damit das Zeugnifs *individueller Frömmigkeit*. Zum Vorwurf wird dies Zeugnifs dann, wenn man damit sagen will, dafs Jemand *nur* bei dem *individuellen* religiösen Erkennen und Bilden stehen bleibt und das *universelle* religiöse Erkennen und Bilden ausschliefst: ein Vorwurf, der ungerechter Weise *alles* fromme Erkennen von Seiten derer treffen wird, die sich für *alles* religiöse Erkennen und Bilden verschliefsen oder ein Minimum davon für das Normale halten. *Für den Gottlosen und Eiteln ist alles religiöse Leben ein verschlofsnes unheimliches verhafstes Mysterium*, und zwar gerade in dem Maafse, als er gottlos und eitel ist. Das *universelle religiöse Erkennen* ist das *Theosophiren*, welches auf göttlicher Erleuchtung beruht, die religiöse Gnosis, die Gottesweisheit: das *universelle religiöse Bilden* ist das *Heiligen*, das damit verbundene universelle religiöse Imaginiren oder Vorstellen

Digitized by Google

ist das *Weissagen*, das Product des Weissagens das *Wort Gottes;* der gotterleuchtete Mensch, der Gottes Wort hervorbringt, ist *Prophet.* Das Heilgen ist ein Machen, Hervorbringen des Heiligen, ein Erwerben (Verdienen) heiliger *Sachen*, dergleichen das Wort *Gottes* ist. Das religiöse Urtheil giebt diesen einen universellen Werth, indem es dieselben schätzt, und so bringt das Heiligen werthvollen religiösen Eigenbesitz, religiöse *Schätze* hervor. Der, welcher heilige Sachen hervorbringt, (is qui sacramenta conficit) ist der *Priester* (S. 370—379).

C. Die *sittliche Gemeinschaft* ist schlechthin nothwendig, damit der sittliche Procefs, die Vergeistigung der Menschheit, mittelst der sittlichen Functionen zum Ziele gelange, damit die Menschheit vollkommen vergeistigt werde und Gott als Geist und Person in ihr, als seinem geistigen Tempel, wohne. Schlechthin nothwendig ist sie, weil jeder Mensch durch seine Individualität verhindert wird, die Menschheit rein und ganz in sich darzustellen und theils einer Rectification, theils einer Vervollständigung durch die Individualitäten aller Andern und durch den universellen Geist der Menschheit, durch den Gemeingeist bedarf. Aber nur die sittliche Gemeinschaft aller menschlichen Individuen, nicht nur aller, die zu irgend einer Zeit leben, sondern aller, die je gelebt haben und leben werden (die Verstorbenen leben als Vergeistigte fort), ist die geforderte vollkommene sittliche Gemeinschaft. Für diese Gemeinschaft, die freilich noch im Werden ist, sind die Menschen durch die Persönlichkeit und die materielle Natur ausgerüstet, indem sie ihr individuelles und universelles Erkennen durch individuelles und universelles Bilden einander mitzutheilen vermögen. Für das individuelle Erkennen, das Ahnen, ist die Gebehrden- und Tonsprache ihnen als Symbol gegeben: für das universelle Erkennen, für das Denken, die Sprache durch Worte. Durch fortgesetzte Zueignung der materiellen Natur an die Persönlichkeit bilden sie sich immer reicher einen geistigen Naturorganismus an, welcher der sittlichen Gemeinschaft dient und ein geisterfülltes Gemeinschaftsleben erzeugt (S. 380—430). Die Gemeinschaft des individuellen Erkennens mittelst symbolischer Darstellung vollzieht sich im *Kunst*leben, das Wort im umfassendsten Sinne gebraucht: die Gemeinschaft des individuellen Bildens im *geselligen* Leben: die Gemeinschaft des universellen Erkennens mittelst der sprachlichen Ausstellung der erworbenen geistigen Schätze vollzieht sich im *wissenschaftlichen* Leben: die Gemeinschaft universellen Bildens im *öffentlichen* Leben. Die materielle Naturbasis der sittlichen Gemeinschaft ist aber die geschlechtliche Gemeinschaft oder die *Ehe* und die Familie. So wichtig diese *für jetzt* ist, so lange noch menschliche Individualitäten durch gegenseitige Aneignung des geschlechtlichen Eigenthums zwischen Mann und Weib erzeugt werden und bis die Gesammtzahl der menschlichen Individualitäten vollständig ist, so wird doch diese geschlechtliche Gemeinschaft aufhören, wenn dieses Ziel erreicht und das höchste sittliche Gut, die Vergeistigung der Menschheit, vollendet ist. Anders ist es mit der Gemeinschaft der Frömmigkeit als solcher, welches die *Kirche* ist. Sie umfafst alle vier Formen des Handelns, auf welchen die vier besondern Sphären der menschlichen Gemeinschaft beruhen, aber rein und lediglich, insofern sie *religiös* sind. Die Kirche ist die Gemeinschaft des religiösen Lebens:

1. Als Gefühl,	2. Sinn,	3. Trieb,	4. Kraft,
durch Darstellung der Andacht,	— der göttlichen Erleuchtung	— des Betens	— des Heiligens,
mittelst Symbols,	— göttlichen Worts,	— der Charismen,	— der Sacramente (Verdientes)
als Kunst-Leben,	— als wissenschaftliches,	— als geselliges,	— als öffentliches,
durch Seher,	Propheten,	Beter,	Priester.

Der Cultus fafst diese vier Formen in sich zusammen und der Cleriker soll, wenn auch mit individuellem Uebergewicht des Einen oder des Andern, zugleich Seher, Prophet, Beter und Priester sein. Die Begründung und Rechtfertigung dieser Bestimmungen geht mit Nothwendigkeit aus dem System selbst hervor: das Verständnifs ergiebt sich aus der Feststellung der Begriffe, die von dem herkömmlichen Gebrauche der Worte in der kirchlichen Sprache abweicht, aber in der That genauer und inhaltsvoller ist. Man darf übrigens nicht vergessen, dafs die Kirche hier nicht in Concreto, als geschichtliches Erzeugnifs, sondern nur in Abstracto als Ideal vorkommen kann. Die Kirche, als abgesonderte Gemeinschaft der Frömmigkeit, ist dazu berufen, alle Formen der sittlichen Gemeinschaft mit Gottesgefühl, Gottes-

Digitized by Google

bewufstsein, Gottestrieb und Gotteskraft zu erfüllen, und wenn sie das erreicht hat, dann, aber auch *nur dann*, wenn alles Sittliche zugleich religiös, alles Menschliche vergeistigt und als *heiliger* Geist von Gottes Geist erfüllt ist, dann wird sie als abgesonderte Gemeinschaft zu bestehen aufhören. Man erkennt schon hier, dafs die Lehre des Verf.'s von einer allmähligen Auflösung der Kirche, (wenn sie im Zusammenhang des Systems betrachtet, wenn sie *verstanden* wird), den Gegnern der Kirche, denen diese als die *Macht der Religion* zuwider ist, nicht willkommen sein kann, weil sie auf der Voraussetzung beruht, dafs zuvor die Macht der Religion und zwar die Macht des Christenthums noch viel unvermeidlicher alle Kreise der sittlichen Gemeinschaft durchdrungen hat (Bd. 2. S. 1—99).

Auf die Betrachtung der verschiedenen *Kreise* der sittlichen Gemeinschaft folgt die Reflexion auf die *Entwickelungsstadien* dieser Gemeinschaft. Hier reihen sich als fortschreitend höhere Stufen der Entwickelung für die Gestaltung des Gemeinschaftslebens an einander die Familie, der Stamm (und der patriarchalische Zustand), die Völker, die bürgerliche Gesellschaft, der Staat, die Kirche. Daran schliefst sich als letztes Stadium an der allgemeine Staaten-Organismus, der mit der Vollendung der sittlichen Aufgabe der Menschheit, also auch mit Vollendung der Kirche und mit der Ablegung aller *materiellen* Leiblichkeit, mit der Vergeistigung des ganzen Menschengeschlechts, zusammenfällt. „Jener allgemeine Staatenorganismus mufs wesentlich zugleich als die schlechthin vollendete *religiöse* Gemeinschaft gedacht werden, als das schlechthin vollendete *Reich Gottes*, als die *absolute Theokratie*. Eben damit coincidiren dann aber auch die sittliche Gemeinschaft und die religiöse *schlechthin*, und es fällt sonach die *rein und lediglich* religiöse Gemeinschaft d. h. die Kirche *schlechthin* hinweg" (Bd. 2. S. 154). — Hier aber fragt sich, in welche kosmische Stellung die Menschheit nach vollendeter Lösung ihrer sittlichen Aufgabe eintritt. Davon weissagt das Werk in dem Abschnitt *von den letzten Dingen* und zwar so, dafs die mitgetheilten Gedanken einerseits als durchaus neue Erzeugnisse des individuellen Erkennens (der Ahnung) uns ansprechen, andrerseits im richtigen begrifflichen Zusammenhang mit der Theologie und Kosmologie des Systems stehen und so unter der Form des universellen Erkennens (des Verstandessinnes) sich darbieten. Das Bequemste wäre, diese Gedanken als sonderbare Grillen eines einsamen Gelehrten der Klätscherei preiszugeben oder als ketzerische Lehren eines Theosophen zu verschreien, ohne sie zu widerlegen: aber sittlich und religiös, gerecht und fromm wäre dies nicht. Es mag sein, dafs sie nicht Wahrheit ohne Irrthum enthalten: aber der Irrthum mufs nachgewiesen werden und, wer ihn nachweisen will, der mufs ihn in der Wurzel, in des Verf.'s Lehre von Gott und der Schöpfung nachweisen. So wird dies Werk durch seine wissenschaftliche Bündigkeit der Kirche dienen, weil es eine weit gründlichere Behandlung der theologischen *Wissenschaft* fordert, als welche jetzt an der Tagesordnung ist. Mit den *letzten Dingen* erfolgt der *Abschlufs* des sittlichen Lebensprocesses der Menschheit, dessen Werk, die vollendete Zueignung der materiellen Natur und die Umgebärung des Menschen in rein geistige Natur und Persönlichkeit, nun vollbracht ist. Die *äufsere* materielle Natur der Erdsphäre, deren Zweck nur eben die organische Vollendung der vergeistigten Menschheit, in der Gott wohnet, war, hat nun ihren Zweck erreicht und ist abgelebt. Sie bleibt jetzt als Schlacke zurück und ihre Zerstörung ist das erste Tagewerk der in Gott verklärten Menschheit. Die *Erde* ist nun *Himmel* geworden: „denn der Begriff des Himmels ist eben der des kosmischen (creatürlichen) Seins, in welchem Gott (seinem actuellen Sein nach oder als Geist) auf reale Weise ist" (S. 157). Der Geist der Menschheit ist noch *endlicher* Geist, an Zeit und Raum gebunden: auch Gott wird von ihm nur zeitlich und räumlich (jedoch nicht auf sinnliche Weise) erkannt: aber Zeit und Raum ist nicht mehr Schranke für den Geist, sondern in *unendlich* fortschreitendem Processe geht er stetig über die zeitlichen und räumlichen Schranken hinaus: jede *bestimmte* Schranke ist nur gesetzt, um wieder aufgehoben zu werden. In jedem Moment ist die geistige Gemeinschaft mit Gott und der Welt relativ vollkommen, und zwar vollkommener als in dem vorhergehenden, aber absolut unvollkommen: sie ist in einem unendlichen *Approximiren* begriffen. Dabei hat aber der Mensch das ewige Leben in sich: denn sein Sein ist schlechthin durch sein Selbstbewufstsein und seine Selbstthätigkeit gesetzt: er ist Causa sui, wiewohl auch als Causa sui von

Digitized by Google

Gott gedacht und gesetzt, eben deshalb aber unzerstörbar. Da die Schöpfung eine anfangs- und endlose Continuität ist, alle Geschöpfe aber aus dem materiellen Sein nur durch Vergeistigung der materiellen Natur, mithin durch einen sittlichen Processs, als Geister vollendet werden, so ist folgerecht vorauszusetzen, dafs vor den Menschen schon andere Sphären von Geistern vollendet worden sind, mit denen die vergeistigte Menschheit nach dem Fallen der materiellen Schranken in ungehinderten Verkehr tritt. Da die später erzeugte Sphäre von Organismen und Geistern immer vollkommener und reicher ausgestattet ist, als die frühere, so sind verschiedne Stufen der Geister- oder Engelwelt zu denken, und zwar so, dafs die vergeistigte Menschheit eine höhere Stufe einnimmt, als jede früher vollendete Engelsphäre. Da ferner die früher vollendete Sphäre von Geschöpfen stets an der Förderung des Lebensprocesses der spätergeschaffenen selbstthätig Theil nimmt, indem sie selbst der Gottheit völlig zum Dienste zugeeignet ist, so ist es folgerecht anzuerkennen, dafs die verschiednen Ordnungen der Engelwelt als dienende Geister bei der Erziehung der Menschheit fördernd mitgewirkt haben, nach der Vergeistigung der Menschheit aber mit dieser in einen ungehemmten geistigen Verkehr treten, so dafs die Lebensströmungen von allen Geisterchören in die Menschheit, und wiederum von der Menschheit in alle Geisterchöre sich ergiefsen. Das Medium der Mittheilung aber kann nach Vorgang der heiligen Schrift (nicht sinnliches, aber) *geistiges Licht* genannt werden. Indem wir ganz in das System des Verf.'s eingehen, erlauben wir uns hier einige Fragen: 1) Wenn die Materie die Einheit von Zeit und Raum ist, die Materie aber als daseiend für die vergeistigte Menschheit aufgehoben ist, wie bleiben doch für sie noch Zeitlichkeit und Räumlichkeit, welche beide in ihrer Einheit eben die Materialität constituiren? hat hier nicht das religiöse Interesse des Verf.'s die Consequenz seines Systems durchbrochen? 2) Wenn die Menschheit nicht die der Zeit nach erste Sphäre von Geistern ist, die Gott durch seine schöpferische Wirksamkeit aus der materiellen Natur organisch hervorbildet, wenn durch früher vollendete Geisterchöre schon geschichtlich bestimmte Residuen einer materiellen Welt zurückblieben, wie der Verf. dies nach der Analogie der irdischen materiellen Natur annehmen mufs, wenn diese „Schlacken" (wie er sagt) das bestimmte Material neuer schöpferischer Wirksamkeit Gottes sind, wie kommt es doch, dafs er das kosmische Werden der Erdorganisation als solcher schlechthin ab ovo, von der *reinen* Materie anheben läfst? müfste er nicht, um eine *wahre* Construction zu bilden, das bereits geschichtlich bestimmte Material dieses neuen Schöpfungsprocesses kennen und dessen Beziehungen zu dem neuen Schöpfungsact darzustellen vermögen? 3) Wenn Geister anderer Schöpfungssphären als Engel bei der göttlichen Förderung des sittlich-religiösen Processes der Menschheit mitgewirkt haben und durch diese *persönlichen* Einwirkungen offenbar der Gang des sittlichen Processes ganz besonders modificirt worden ist, mufste dann nicht die *theologische* Ethik auch eine *angelologische* werden? mufs sie nicht durch den Mangel der Angelologie in wesentlichen Puncten verstümmelt erscheinen? 4) Eine letzte Frage wäre: Wie sich der Verf. die dem *sinnlichen* Auge durch *sinnliches* Licht sichtbare Fixsternwelt denkt? ob als materiell oder als rein geistig? als *materiell* sollte man meinen, weil sie *sinnlich* wahrnehmbar ist: als *immateriell*, weil sie Himmel ist, der *Himmel* aber nach seiner begriffsbestimmung reingeistig, und die *Erdsphäre* nach der Vergeistigung der Menschheit doch ein *Locus für die Menschheit* ist und bleibt.

Dritter Artikel.

2. *Das höchste Gut in seiner concreten Wirklichkeit* (Bd. 2. S. 170—338) ist die Lösung der sittlichen Aufgabe der Menschheit, ihre Vergeistigung, durch eine *erlösende That Gottes* (Bd. 2. S. 252), wodurch die abnorme sittliche Entwickelung der Menschheit, die in Abstracto als möglich gesetzt war, in Concreto aber wirklich Statt findet, rückgängig gemacht und eine neue schlechthin normale und somit wirklich zum Ziele führende sittliche Entwickelung verursacht wird (Bd. 2. S. 263). Die Erlösung, als die schöpferische That Gottes, wodurch das Sittlich-gute in der Menschheit neu und absolut gesetzt wird, setzt also das Sittlich-böse in der Menschheit, die *Sünde*, voraus, und diese mufs erkannt werden, ehe die Erlösung begriffen werden kann.

A. Die *Sünde* ist das *Böse*, das abnorme Sittliche, als durch die eigene Selbstbestimmung des Menschen gesetzt, mithin auf seiner Seite verschuldet und

Digitized by Google

ihm selbst zuzurechnen. Der Ursprung der Sünde liegt aber nach dem Verf. in dem anfänglichen Uebergewicht der materiellen Natur über die Persönlichkeit, welches durch die Schöpfung des Menschen gesetzt und vor der Entwickelung der Factoren der sittlichen Entwickelung, der geistigen Natur und der Persönlichkeit, unvermeidlich ist: die Abnormität ist mithin in der Entwickelung des Menschen schon da, ehe er sittliches Subject, ehe er zurechnungsfähig ist, also *ohne seine Schuld.* Und dieses gilt nicht nur von dem Menschen, wie er gegenwärtig durch sündige Menschen erzeugt wird, sondern auch von den Protoplasten: „*Die sittliche Entwickelung des natürlichen Menschen kann von vornherein nicht die normale sein*" (Bd. 2. S. 211): folglich sind die Protoplasten *ohne ihre Schuld* abnorm gewesen, *ehe sie gesündigt haben* und *sündigen konnten.* Der Verf. übersieht bei dieser Behauptung nicht zwei Einwendungen, die ihm entgegen stehen möchten. Erstlich, konnten nicht die Protoplasten so geschaffen werden, dafs sie schon durch die Schöpfung die natürliche Reife empfingen, in welcher die Persönlichkeit das Uebergewicht über die materielle Natur hatte, welches ihr zukommt? dies leugnet er folgerecht nach kosmologischen Principien (Bd. 1. S. 304—310), die wir nicht anfechten wollen. Aber zweitens, konnten nicht die Protoplasten bis zu ihrer natürlichen Reife unter einer *Erziehung* stehen, welche sie bis zu dem Moment ihrer vollständig entwickelten Persönlichkeit in einer vollständigen heilsamen Abhängigkeit zur Erwirkung ihrer normalen Entwickelung erhielt? Dies *verneint* der Verf. mit den Worten: „Die absolute Bedingung der Normalität der sittlichen Entwickelung des menschlichen Individuums, eine normale oder richtige Erziehung zu seiner natürlichen (organischen) Reife, ist für die ersten Menschen, *eben weil sie die ersten sind*, augenscheinlich *nicht* vorhanden (Bd. 2. S. 211). Durch *Menschen* freilich nicht! Aber hier ist der Punct, wo wir einen grofsen folgereichen *geschichtlichen* Irrthum voraussetzen müssen, der als πρῶτον ψεῦδος ihm mit *Schleiermacher* gemein ist, der *Unglaube gegen Moses*, wodurch sein ganzes ethisches und theosophisches System zu kurz und zu eng für die Bibel, für ganze Reihen *erziehender Thaten Gottes an der Menschheit* wird. Darum ist auch wohl der Abschnitt von der geschichtlichen Vorbereitung der Erlösung (Bd. 2. S. 264—278) so *abstract* ausgefallen, sehr scharf und genau in den Begriffsbestimmungen, aber ohne sich irgend auf den *geschichtlichen* Stufengang einzulassen. Wie reich wir uns auch die individuelle Begabung des ersten Menschenpaares denken mögen (und wir denken sie uns sehr reich), so ist uns doch undenkbar, wie es nicht von Anfang an völlig hätte verkommen sollen, wenn es nicht unter erziehender Obhut und Pflege gestanden und einen *sprechenden* Erzieher gehabt hätte, der ihm bei Erfindung der menschlichen Sprache Norm und Vorbild wurde: denn *ohne* Erziehung und Sprache wird kein Mensch zum Menschen. *Wie* solches hat geschehen können, wissen wir freilich nicht und erfahren es auch durch Moses nicht: aber *dafs* es geschehen, lehrt die änigmatische Geschichte des ersten Menschenpaares in der Genesis unzweifelhaft, und zwar so, dafs durch die unablösbare Hülle des Gleichnisses die wesentlichen Thatsachen der ersten Entwickelung unzweideutig hindurchscheinen. Der Sündenfall zeigt die erste Sünde in der concreten Gestalt, wie sie überhaupt in der Erfahrung hervortritt, als durch das Zusammenwirken mehrerer versuchenden Umstände veranlafst, doch so, dafs gerade das erregte Mifstrauen gegen den *Erzieher* und das vorwitzige Verlangen nach beschleunigter Selbständigkeit das wesentlichste Moment ist. Freilich deutet die *Schlange* auch auf den Zusammenhang der Menschenschöpfung mit einer vor derselben abgelaufenen ethischen Entwickelung einer andern Geistergemeinschaft, die in der Geschichte des Sündenfalls noch verhüllt wird, aber als sehr bedeutend für die Menschheit bei der Erlösung im vollen Lichte erscheinet. Eine christlich-theologische Ethik kann ohne die Kenntnifs dieser vormenschlichen Katastrophe schwerlich so zu Stande kommen, dafs der gesammte kosmische Zusammenhang der Erlösung begriffen wird. Die Theosophie des Verf.'s hat allerdings die theologische Ethik um viele Erwerbungen bereichert: aber dennoch will es uns scheinen, als ob sein Versuch, der erste in seiner Art, bei allem Aufwand dialektischer Arbeit kein wirklich organisches Ganzes habe hervorbringen können.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

Theologische Ethik. Von Dr. Richard Rothe.

(Schluſs.)

Der ursprüngliche Stamm ist theologisirende ethnische Ethik und auf diese ist eine christosophische Krone gesetzt, die sich jedoch wegen der ethnischen Fundamente gegen die biblische Wahrheit nur eklektisch verhält. So *scheint* es uns: aber wir wollen darauf gern die Gegenrede des Verf.'s erwarten und, wenn wir auch recht gesehn haben sollten, doch nicht dieses Werk treuer der Erkenntniſs Christi gewidmeter Anstrengung verdächtigen oder zurückweisen, sondern die Aussicht zu neuen Erwerbungen, die noch zu gewinnen sind, eröffnen. In abstracto ist die Wissenschaft des Verf.'s für die christliche Dämonenlehre keineswegs verschlossen. Dies beweist als Beispiel folgende Stelle (Bd. 2. S. 250): „In Folge des Gemeinschaftsverhältnisses, in welches die natürliche Menschheit vermöge ihrer Sündigkeit mit dem bösen Geisterreiche getreten ist, erobert dieses sich in der Welt durch seine verführende Einwirkung je länger desto vollständiger ein ihm und seinem Fürsten zugehöriges *dämonisches Reich*, und die Welt ist so das Gebiet der Wirksamkeit des Teufels und seiner Macht." Aber sollte eine so weit greifende Erkenntniſs nicht folgerecht einen bedeutenden bestimmenden Einfluſs auf die ganze theologische Ethik ausüben? in demotischen Aussprüchen und Ermahnungen Jesu und der Apostel ist dieser Einfluſs unleugbar und durchgreifend.

B. *Der Erlöser und sein Erlösungswerk.* Der Begriff des Erlösers wird von dem Verf. nach seinen ethischen Principien wissenschaftlich construirt, allerdings so, daſs ihm der geschichtlich erschienene Erlöser dabei vorschwebt, aber auch nur so, wie er ihn nach Maaſsgabe seines Systems fassen kann. Die übernatürliche Entstehung des Erlösers, *als des zweiten Adam*, steht ihm fest. „Er wird in und aus der natürlichen Menschheit, also vom Weibe *geboren*, aber in diesem *nicht* vom Manne *erzeugt*, sondern von Gott *erschaffen*" (Bd. 2. S. 279). Dadurch ist er frei von der Erbsünde und einer normalen sittlich-religiösen Entwickelung fähig: er wächst unter den Einwirkungen der relativ-richtigsten Erziehung auf und ist so bei seiner sittlichen Entwickelung vor einer unfreiwilligen Verstrickung in die Sünde aus Unwissenheit und Irrthum gesichert: aber bis dahin ist er *nur* Geschöpf, *nur* unschuldiger Mensch. „Als schlechthin normale ist seine sittlich-religiöse Entwickelung wesentlich auch eine schlechthin stetige, und als solche ist sie in jedem Moment eine *relativ* d. h. nach Maaſsgabe der jedesmal bereits für ihn vorhandenen Bedingungen seiner Entwickelung vollendete" (S. 281). „Dem zu Folge steht er aber auch in einem schlechthin stetig fortschreitenden Proceſs der *Vergeistigung*, und zwar als einer *schlechthin normalen*" (Bd. 2. S. 291). „Mit dem Eintritt der Reife seiner natürlichen (sinnlich-organischen) Entwickelung steht daher auch seine Persönlichkeit in schlechthinniger und zwar schlechthin normaler natürlicher Reife, namentlich im Besitz der vollständigen Macht der Selbstbestimmung, in voller Selbstmacht" (S. 281). „Von dem ersten Momente seines Lebens *als eines persönlichen* knüpft daher Gott mit ihm ein Verhältniſs *realer Vereinigung* an, um sich *mittelst des Processes* seiner persönlichen oder *sittlichen Entwickelung* in continuirlich sich steigernder *Annäherung an die absolute Einheit* in schlechthin realer Weise in ihn einzuwohnen" (Bd. 2. S. 282). „Auf *absolute* Weise oder als schlechthin *totale* d. h. als Einheit Gottes mit der absolut vollständigen Totalität des Seins des zweiten Adam *überhaupt*, so daſs jedes Auseinandersein dieses mit jenem *schlechthin* weggefallen ist, vollzieht sich die Einheit beider erst mit der absoluten Vollendung der *persönlichen* Entwickelung des zweiten Adam," (Bd. 2. S. 283) d. h. mit seinem *Ableben* im natürlichen (sinnlich-materiellen)

Digitized by Google

Leibe (Bd. 2. S. 293). „Sein Ableben ist zugleich die absolute *Entschränkung* seines Seins, seine Erhebung in den *göttlichen* Zustand des kosmischen Seins; seine *Erhöhung in den Himmel* (Bd. 2. S. 294). Damit ist in Einem Act die Menschwerdung Gottes und die Gottwerdung des Menschen (dieses zweiten Adam) vollendet: dieser ist nun *wahrer* Gott; „denn der in ihm ist und in dem er ist, ist Gott *selbst*, nämlich seinem *actuellen* Sein nach oder als Geist; und eben so ist er *ganz* und *schlechthin* Gott; denn sein Sein ist nunmehr schlechthin, d. h. extensiv und intensiv vollständig, erfüllt von Gott. *Keineswegs* ist aber auch umgekehrt Gott ganz und schlechthin der zweite Adam. Denn auch nur nach seinem actuellen Sein oder seinem Sein als Geist geht Gott nicht schlechthin auf in dem zweiten Adam, oder ist er vollständig, d. h. *in der absoluten Explicirtheit seiner besonderen Bestimmtheiten*, in ihn eingegangen, auch nicht einmal *so* vollständig, als er überhaupt in die irdisch-persönliche oder die menschliche Creatur ihrem Begriffe zu Folge mit seinem actuellen Sein oder als Geist einzugehn vermag" (Bd. 2. S. 291—292). Der zweite Adam ist das *Haupt* d. h. das *Central-Individuum* der neuen geistigen Menschheit (Bd. 2. S. 290): sein Lebensberuf war und ist, der Erlöser der natürlichen sündigen Menschheit zu werden und zu bleiben, und ihre Gemeinschaft mit Gott trotz ihrer Sünde herzustellen (Bd. 2. S. 284). Er hat dies gethan in seiner *schlechthin freien Selbstaufopferung für Gott und die Menschheit* (Bd. 2. S. 285): er hat für die sündige Menschheit und statt ihrer die Sünde und deren Folgen überwunden und sein Siegeskampf mit der Sünde der Welt, so wie das in ihm mit eingeschlossene Leiden und Sterben, ist *stellvertretend* (Bd. 2. S. 288): er hat hiermit zugleich die *Versühnung der menschlichen Sünde* bewirkt (Bd. 2. S. 303) d. h. eine solche Modification der Stellung des wegen seiner Sündigkeit unheiligen Sünders zu Gott, vermöge welcher dieser *unbeschadet seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit* jenem *die ihm noch thatsächlich anhaftende Sünde* vergeben und ihrer ungeachtet mit ihm Gemeinschaft eingehen kann (Bd. 2. S. 305). So sind freilich *alle* Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Erkenntnifs der Person Christi beseitigt, aber auch *viele* Aussprüche seines heiligen Selbstbewufstseins abgeschwächt, und der Begriff der Kirche von seiner Gottheit ist verurtheilt. Hier darf man wohl nach der Berechtigung fragen, die der Verf. der apostolischen Verkündigung und dem Glauben der Kirche gegenüber aufzuweisen hat. Ja, hier ist zu fürchten, dafs die theologische Ethik des Verf.'s für die wirkliche Majestät Christi zu eng zugeschnitten ist. Der Grund dürfte in seiner Lehre von Gott liegen, die nur eine Absolutification des menschlichen Individuums ist, statt dafs sie das absolute Urbild der vollendeten Menschengemeinschaft sein sollte. Der Vf. hat in seinem Begriff von Gott nur für Eine Persönlichkeit Raum. Jesus aber als der zweite Adam ist ihm der durch neue schöpferische That, durch die übernatürliche Entstehung, vollkommen für die sittliche Aufgabe ausgerüstete Mensch, der durch sein vollkommenes (sittliches) Handeln mit dem Ableben seines sinnlichen Leibes zur schlechthin vollkommenen Einwohnung Gottes gelangt ist, so dafs sein Selbstbewufstsein nun zugleich vollkommenes Gottesbewufstsein, seine Selbstthätigkeit zugleich vollkommene Gottesthätigkeit in ihm ist, so weit ein Geschöpf, ein menschliches Individuum, die Gottheit, die göttliche Natur und Persönlichkeit, fassen kann. Er ist durch die sittliche Arbeit seines Erdenlebens seiner Natur nach vollkommen Geist und zwar heiliger Geist geworden. Der heilige Geist ist nicht Person, sondern der der Persönlichkeit Jesu durch ihre Selbstthätigkeit zugeeignete geistige Naturorganismus oder, was dasselbe ist, der verklärte Leib Jesu, durch welchen er fort und fort persönlich wirkt und die menschlichen Individuen sowohl als Einzelne wie auch als Gemeinschaft sich an- und zueignet, sich an- und zubildet, so dafs er und dadurch zugleich die in ihm wohnende Gottheit in ihnen sich das Sein geben und sie zu seinem geistigen Leibe machen kann, aber auf sittlich-religiöse Weise, so dafs sie eben so sehr selbstbewufst und selbstthätig ihn sich an- und zueignen, und ihm sich an- und zubilden, wie er durch seine göttliche Thätigkeit seinen verklärten Leib, d. h. seinen Geist, ihnen zum An- und Zueignen als geistliche Speise giebt und sie zu Gliedern seines geistigen Leibes umgebiert. Als Haupt der erlösten Menschheit, die *nur* durch ihn zum Ziele der sittlich-religiösen Aufgabe gelangen kann, ist er der König der erlösten Menschheit, und ihre Gemeinschaft ist sein im Werden begriffenes Reich. Die That der Erlösung, die Versühnung durch seinen stellvertretenden Kampf, der

Digitized by Google

in seinem Tode zum vollkommenen Siege geworden, ist der Centralpunct, von dem die umgebärende Kraft ausgeht: dieser Centralpunct ist schlechthin religiös und die specifische Sittengemeinschaft, die Jesus gewollt und durch seinen heiligen Geist geschaffen hat, ist zunächst schlechthin religiöse Gemeinschaft, *Kirche.* Sie hat aber die Aufgabe, alle Kreise der menschlichen Sittengemeinschaft, das Kunst- und wissenschaftliche, das gesellige und öffentliche Leben, schlechthin religiös zu machen und, wenn dies geschehen, so wird die Kirche, als abgesonderte Gemeinschaft, aufhören und das Reich Jesu Christi, als Gottes- und Himmelreich, in einem religiös-sittlichen Staaten-Organismus vollendet bestehen. Dieses *Reich Christi* ist in Concreto das *höchste Gut der Ethik:* was es mittelbar oder unmittelbar fördert, ist, insofern es dies thut, *gut:* was es hindert, ist, insofern es dies thut, *böse,* und gehört zur *bösen Welt.*

Die Welt, d. h. die in abnormer sittlicher Entwickelung verharrende Menschheit steigert sowohl in ihrer Gesammtheit als in den einzelnen Individuen, aus denen sie besteht, die Sünde durch verschiedene Entwickelungsstadien hindurch, indem sie von dem Uebergewicht der materiellen Natur (σάρξ) über die Persönlichkeit ausgeht und zu der Ueberschätzung der individuell und durch das Fleisch abnorm bestimmten Persönlichkeit fortschreitet, wodurch die Sünde aus der Gestalt der *Sinnlichkeit* in die Gestalt der *Selbstsucht* übergehet und das, was in dem ersten Stadium nur als Schwachheit erschien, als Bosheit offenbar wird. Noch mehr stellt sich das eigentliche Wesen der Sünde heraus, wo die sündhafte menschliche Persönlichkeit in selbstbewufste und selbstthätige Beziehung zum Gottesbewufstsein und zur Gottesthätigkeit (zur Religion) tritt: denn da die abnorme sittliche Entwickelung auch gegen Gott sich abnorm verhalten mufs, so erweist sie sich hier entweder als Abwendung von Gott (Indifferenz oder Abgötterei) oder als Widerstand gegen Gott, jedenfalls als (negative oder positive) *Feindschaft gegen Gott.* Dies ist der wahre Grund der Sünde, der aber nur in dem Stadium der vollkommen entwickelten Sünde zur Erscheinung und zum Bewufstsein kommt. Absolute Feindschaft wider Gott wäre die Setzung des absoluten Gegensatzes gegen Gott, der Materie (des absolut Selbstlosen und Geistlosen) als des Inhaltes des Bewufstseins und Gegenstandes der Begehrung der creatürlichen Person, mithin die absolute Vernichtung aller Idealität und Zerstörung aller Realität für das Individuum, Leerheit und Wuth, Selbstvernichtung und Selbstzerstörung. Da die Entwickelung des Menschen nur auf sittliche Weise vollendet werden kann, dabei aber die Selbstbestimmung wesentlich ist, so ist die Möglichkeit gegeben, dafs eine Anzahl von menschlichen Individuen in der abnormen sittlichen Entwickelung verharren kann, und dafs im Verfolg des sittlichen Processes die Sünde sich bis zur bewufsten Feindschaft wider Gott steigert, und zwar um so mehr, je mehr das Reich Gottes, das Sittlich-gute sich entfaltet. Dieses ist in Concreto wirklich der Fall und so steigert sich im Reiche Gottes auf Erden der Kampf des Sittlichguten und Sittlichbösen endlich aufs Höchste. Da aber die Sittlichbösen es nie zur wirklichen Vergeistigung bringen können, weil sie durch ihre Selbstbestimmung sich zu Knechten der materiellen Natur gemacht haben, da sie *nur geistartig, nicht vergeistigt* werden, so ist der Sieg des Reiches Gottes und die Niederlage der Feinde gewifs und diese mufs mit ihrer Ausstofsung endigen, die mit der Vollendung der Erlösten und mit der Zerstörung der materiellen Natur zusammenfällt. Das geistige Licht des Reiches Gottes wirkt auf die Bösen als ein quälendes Feuer: sie werden in die Oede eines noch durch keine schöpferische Wirksamkeit Gottes belebten Schöpfungsortes (in die Materie) verwiesen (in den ἀὴρ Ephes. 2, 2. vgl. 6, 12). In diesem (relativ) leeren Weltraume „vereinigen sie sich mit den Verdammten aller übrigen Weltsphären, und eben diese Vergesellschaftung mit der gesammten Dämonenwelt bildet ein neues Moment ihrer Qual" (Bd. 2. S. 335). Viele Aeonen lang können sie noch in dieser Qual leben: aber ihr Leben ist doch nur ein stetiger Vernichtungsprocefs, der zuletzt sein Ziel erreicht: dies ist der *ewige Tod* (Bd. 2. S. 192). Eine Bekehrung für die Verdammten wird noch als *möglich* anerkannt, aber auch *nur* als möglich (Bd. 2. S. 485). So verschwinden allmählig die Verdammten aus der Schöpfung Gottes: aber ihre Zahl wird immer wieder ersetzt durch geistige Geschöpfe aus andern Weltsphären, die sich in abnormer Weise sittlich entwickelt haben und in die Unendlichkeit der Zeit hin werden immer Verdammte sein, wenngleich nicht ohne Ende verdammte Menschen. Bei der Vol-

Digitized by Google

lendung des Reiches Gottes auf Erden wird Christus *wieder erscheinen* in der Herrlichkeit, aber nur auf eine kurze Zeit, wie er einst nach der Auferstehung auch nur auf kurze Zeit in dem wieder angenommenen sinnlichen Leibe erschien. Es wird eine gemessene Zeit seiner Herrschaft in sinnlicher Erscheinung sein: dies ist die Wahrheit des tausendjährigen Reichs. Dann aber wird er mit seinen Heiligen die materielle Natur der Erdsphäre vernichten und das Gottesreich als ein Organismus von Staaten wird in reiner Geistigkeit bestehen. „Auf diesem Gipfelpuncte der irdischen Geschichte ist die Entwickelung *des Reiches der Erlösung, als solchen*, abgeschlossen. — — Das Reich des Erlösers ist in seiner absoluten Vollendung das Reich Gottes *rein als solches* geworden. Das Verhältnifs der Menschheit (den zweiten Adam oder den Erlöser mit eingeschlossen) zu Gott ist nun *als ein unmittelbares* in seiner vollen Realität gegeben. Somit fällt jetzt jede *erlösende* Vermittelung zwischen beiden hinweg; die Erlösung hat sich durch ihren eigenen Procefs selbst wieder aufgehoben. Und so stellt denn der *zweite Adam* sein *Erlöseramt*, als schlechthin ausgerichtet, wieder zurück in die Hand Gottes, 1 Corinth. 15, 27. 28. „Doch hört damit Jesus Christus nicht auf als Central-Individuum das Haupt der Menschheit zu sein: denn die Individualität und somit auch die organische Gliederung hört auch in der vergeistigten Menschheit nimmer auf. Da nun aber die Erde Himmel geworden, und mithin die unbeschränkte Verbindung und Communication der irdischen Welt mit den übrigen bereits vollendeten Weltsphären, mit den Himmeln, hergestellt ist, die Menschheit aber als die später entwickelte Geistersphäre auch höher ist als alle vorher vollendete, so kann nun der in dem zweiten Adam menschgewordne Gott unbeschadet seines absolut realen und innigen Einheitsverhältnisses mit der Menschheit auch in den übrigen himmlischen Welten auf wesentliche Weise sein Sein haben und als Haupt der Menschheit auch ihr Haupt sein. (So glaubt Ref. § 608. recht zu verstehn). „Von hier an beginnt für die vollendete irdische Creatur eine wesentlich *neue* Periode ihres Seins und ihrer Wirksamkeit, die *himmlische*, die über das Gebiet des Sittlichen hinaus liegt" (Bd. 2. S. 336—338).

Der kühne Theosoph, der über alle Kirchenlehre sich hinwegsetzt, selbst die Bibel nur eklektisch zu benutzen scheint und Jesum bis zu seiner Verklärung nur für einen heiligen, wiewohl für den *allein* heiligen Menschen erkennt, wird manches Bedenken gegen sein System erwecken. Gewifs aber wird er bei Keinem, der ihn versteht, den Verdacht veranlassen, als sei er nicht in voller Verehrung und Hingebung seinem und unserm Erlöser ergeben. Wenn er die Gottheit Christi während seines Lebens im Fleische leugnet, so müssen wir bekennen, dafs ein jeder Gläubige, indem er die menschliche Entwickelung Jesu bis zu seinem Tode zu erkennen sucht, unbewufst dasselbe thut und dafs die dogmatischen Lehren von der κρύψις oder gar vom Aufgeben der κτίσις der Gottheit während der Erniedrigung nichts anders sind als Worte, mit denen wohl noch Niemand einen Gedanken hat verbinden können, deren Zweck aber ist, die Gottheit Jesu zugleich theoretisch festzuhalten und praktisch zu beseitigen. Wir wollen damit nicht sagen, dafs wir mit dem Verf. die Gottheit des Menschen Jesu vor seiner Verklärung verneinen sollen: aber dies wollen wir sagen, dafs Alle, die Jesum bis zu seinem Tode in einer Weise denken, in welcher weder wahre Menschheit noch wahre Gottheit gedacht wird, wirklich in eine gleiche Betrachtungsweise eingehn, wie der Verf., *nur ohne es sich zu gestehn.* Wir haben ihm also nur das vorzuwerfen, dafs er das wissenschaftlich behauptet, was wir unwillkührlich und im Widerspruche mit unsern wissenschaftlichen Behauptungen zu thun pflegen, oder dafs er ein Problem der gläubigen Erkenntnifs als unlösbar aufgiebt, welches wir nur als von der menschlichen Erkenntnifs noch nicht aufgelöst, jedoch als unleugbare göttliche That anerkennen müssen. Wir finden hier den Spruch 1 Thessal. 5, 19—21. anwendbar: „den Geist dämpfet nicht: die Weissagung verachtet nicht: *prüfet* aber Alles und *das Gute behaltet.*" Dafs dem Vf. und durch ihn der Kirche sehr viel Köstliches gegeben ist, liegt am Tage: der Prüfung, d. h. der Scheidung der Spreu von dem Waizen, hat er es selbst unterworfen. Wir wünschen, dafs diese Prüfung von Besonnenen und Tüchtigen auf rechte Weise geschehe: hastige Verdammung würde der Verf. schwerlich als Belehrung ansehen können.

Vierter und letzter Artikel.

Wir haben bisher nur den *ersten* Theil von *Rothes theologischer Ethik*, die *Güterlehre*, betrachtet und die

Digitized by Google

Wichtigkeit des anzuzeigenden Werks wird, wie wir hoffen, unsre Leser mit der unverhältnifsmäfsigen Länge dieser Anzeige versöhnen. Haben wir doch viele ihrem Inhalte nach sehr bedeutende Ausführungen ganz übergangen, wie in der Einleitung die Lehre von den göttlichen Eigenschaften und insbesondre von den Schranken der göttlichen Allwissenheit und Allmacht, welche der Verf im Interesse der creatürlichen Freiheit annehmen zu müssen glaubt. Wir werden uns nun in der Betrachtung des *zweiten* Theils, der *Tugendlehre*, möglichst kurz fassen (Bd. 2. S. 339—485).

II. Die Tugendlehre ist die wissenschaftliche Erkenntnifs der *Tugend*, d. i. derjenigen Beschaffenheit des menschlichen Individuums, vermöge welcher es zur Lösung der sittlichen Aufgabe, so weit sie auf seinen besondern Antheil kommt, specifisch *tauglich* ist (Bd. 2. S. 341). Die *Tugend* wird erstens als *abstractes Ideal*, abgesehen von Sünde und Erlösung, zweitens *in ihrer concreten Wirklichkeit* betrachtet.

1. *Die Tugend*, als *abstractes Ideal*, wird (Bd. 2. S. 343—383) nach der Ordnung der in der Güterlehre festgestellten Kategorieen näher bestimmt und diese näheren Bestimmungen nehmen die beiden Abschnitte ein, die vom Wesen der Tugend und von dem System der Tugenden handeln. So geistreich und treffend hier Vieles ist, so erscheint uns doch dabei der Uebelstand, dafs der in der Sprache etymologisch gebildete und aus dem Kern lebendiger Anschauungen erwachsene Begriff der einzelnen Tugenden durch die gewaltsame Beziehung auf ein ihrer organischen Entwickelung fremdes System ethischer Construction umgebogen, zerrissen oder eingezwängt werden mufs. Das Hauptthema des Verf.'s, das er zum Grunde legt, die Tetraktis des individuellen und universellen Erkennens und des individuellen und universellen Bildens, ist doch überall zu knapp und zu eng. So mufs die Weisheit sich nur zu der Tugend des *universell* bestimmten *Verstandessinnes* (Bd. 2. S. 365) herabsetzen lassen, zu einer rein theoretischen Tüchtigkeit des Selbstbewufstseins. Freilich wird dies einigermaafsen dadurch gut gemacht, dafs der Verf. es mit starker Betonung ausspricht, dafs keine der besondern Tugenden anders als mit allen übrigen zugleich gegeben sein kann (Bd. 2. S. 378). Der dritte Abschnitt behandelt die Entwickelungsverhältnisse der Tugend oder die Bedingungen und Gesetze der allmäligen Entfaltung der Tugend.

2. *Die Tugend in ihrer concreten Wirklichkeit.* Hier ist zunächst in drei Abschnitten von der *Untugend*, vom Wesen der Untugend, vom System der Untugenden und von den Entwickelungsverhältnissen der Untugend die Rede. Daran knüpft sich dann der wichtige Abschnitt, der von der Tugend des *neuen* Menschen handelt und den Procefs der Entstehung, des Wachsthums und der Vollendung der Tugend des neuen Menschen entwickelt. Diese *christliche Heilsordnung* ist in den wesentlichsten Puncten mit der evangelischen Kirchenlehre einverstanden, die allerdings gerade auch in diesem Theile der christlichen Theologie ihre vorzüglichste Stärke hat. Die Abweichungen, die sich bei dem Verf. finden, können als Resultat der fortbildenden Erkenntnifs angesehn werden, welche die Heilsordnung mit der Erziehung und Entwickelung des Menschen überhaupt in ein innigeres organisches Verhältnifs zu setzen sucht.

Die allgemeine Bedeutung dieses originalen Werkes liegt überhaupt darin, dafs dasselbe die grofse Aufgabe unserer Zeit fördert, *Evangelismus* und *Humanismus in das richtige gegenseitige Verhältnifs zu setzen*, eine Aufgabe, welche mit der Reformation gestellt, aber nicht gelöst worden ist, und deren *befriedigende* Lösung wahrscheinlich der *Anfang einer grofsen neuen Epoche der Kirchengeschichte* sein wird.

Dr. Schmieder.

LV.

Studien zu Goethe's Faust von Eduard Mayer. Altona, 1847. *Verlag von Joh. Fr. Hammerich.*

Dies vor Kurzem erschienene Buch ist in mancher Beziehung ein recht schätzenswerthes. Der Fleifs, die Sorgfalt und Belesenheit, mit welcher es gearbeitet worden ist, treten uns sogleich als unzweifelhafte Eigenschaften entgegen. Der Zweck des Buches ist, wo möglich eine vollständige Erklärung des Goethe'schen Faust zu geben und alles auf Entstehung desselben, auf das Verhältnifs des Dichterwerks zur Sage Bezügliche und zum Verständnifs des Einzelnen Unentbehrliche zu vereinigen. Man mufs dem Verf. das Zeugnifs geben, dafs er mit gründlichem Fleifse alles zur Erläuterung Gehörende benutzt, dafs er selbst entlegenere Werke zu Rathe gezogen hat, um durch ihre Hülfe die eine, oder andere Schwierigkeit, nament-

Digitized by Google

lich in *historischer* und *antiquarischer* Beziehung, zu heben. Wir wollen eine kurze Uebersicht des Ganges geben, welchen der Hr. Verf. genommen hat. Derselbe bespricht zunächst in einem einleitenden Aufsatze die historischen Elemente der Faustsage und stellt zu diesem Zwecke aus den Quellen und mit Benutzung früherer Bearbeiter alles auf die Person des Dr. Joh. Faust Bezügliche zusammen, meist mit den Worten der Quellen selbst, mit hauptsächlicher Benutzung des *Widmannschen Faustbuches.* Diese Arbeit ist eine sehr fleifsige und schätzenswerthe, denn sie giebt uns eine genaue Uebersicht aller Erzählungen, welche die Sage mit dem Namen des Dr. Faust verknüpft hat und weist zugleich die Entstehung derselben nach. Diesem Aufsatze folgt ein zweiter: *Ueber Goethe's Bearbeitung der Faustsage.* Wenn die erstere Abhandlung uns die allmälige Gestaltung der Faustsage darbot, so will diese Abhandlung das Verhältnifs des Goethischen Faust zur Sage feststellen. Der Hr. Verf. stellt zu diesem Zwecke mehrere Ansichten über die Bedeutung des Faust zusammen und macht mit Recht geltend, dafs sich in dem Goethischen Gedicht die individuellen Beziehungen des Dichters, seine inneren Erlebnisse, Schicksale und Studien mit den grofsen, allgemeinen Interessen der *Menschheit* durchdringen; ferner, dafs wir es hier mit einem, die deutsche Natur wesentlich abspiegelnden Werke zu thun haben. Als eine durch das Ganze des Gedichts sich hindurchziehende Wahrheit bezeichnet der Verf. mit Recht, die Idee, „dafs das Böse in der harmonischen Weltordnung den höchsten Zwecken diene." Hr. Mayer zieht daraus die Folgerung, dafs grade die tiefere Fassung der Faustsage dem Dichter eine Abweichung von der Volkssage zur Pflicht machte. Offenbar hat diese nur die Bedeutung eines frei zu gestaltenden Stoffs erhalten, in welchen der Dichter alle die grofsen Probleme und Gedanken, welche ihn erfüllten, hineingebildet hat. Dafs dadurch die Sage selbst mit einem tieferen Gehalt durchdrungen worden ist, als ihr ursprünglich innwohnte, ist klar. Dies haben schon Andere, namentlich *Vischer* und der Referent selbst früher ganz entschieden geltend gemacht. Auch über den Zusammenhang des ersten und zweiten Theils des Goethischen Faust mit besonderer Berücksichtigung Goethe's eigner und einiger andern Auffassungen, wie über den Unterschied beider Theile in Beziehung auf Komposition, Styl und Charakter giebt uns der Verf. schätzbare Andeutungen. Daran schliefsen sich Betrachtungen über die Eintheilung des ersten Theils in Acte zum Zweck der Aufführung. Eine sehr genaue Chronologie der Goethischen Bearbeitung des Faust reiht sich an, in welcher wir einen sorgfältigen Nachweis der allmäligen Entstehung dieses Werkes empfangen, das bekanntlich Goethe sein Leben hindurch beschäftigt hat und sich durch alle Phasen seiner Entwicklung hindurchzieht. Den Haupttheil des Buches bildet natürlich der Kommentar zu den beiden Theilen des Faust. Wir halten die Behandlung desselben nicht für eine glückliche. Der Verfasser bewegt sich nämlich nur an der Hand vereinzelter Bemerkungen und Erörterungen fort. Wir gewinnen dadurch keine Anschauung des ganzen innern Zusammenhanges. Wenn der Autor eine solche auf das Ganze und den Gedankengehalt gehende Betrachtung angestellt hat, wird dieselbe durch eine einzelne sprachliche oder antiquarische Erläuterung unterbrochen, so dafs wir dadurch den Faden des innern Zusammenhanges immer wieder verlieren. Vortheilhafter wäre es sicher gewesen, wenn der Verfasser Beides getrennt, den einzelnen Abschnitten die allgemeinen leitenden Gedanken vorangeschickt und in einem darauf folgenden die auf das Einzelne gehenden Erklärungen gegeben hätte. In den Erklärungen des zweiten Theils ist Hr. Mayer auch einem solchen Verfahren mehr nachgekommen.

Wir haben schon im Eingang unserer Anzeige uns dahin erklärt, dafs wir den Fleifs, die Belesenheit und Gründlichkeit, welche uns der Hr. Verf. in seinen Erläuterungen offenbart, sehr anzuerkennen haben. Die Wahrheit nöthigt uns aber auch zu sagen, dafs die *ästhetischen* Entwicklungen, besonders in Betreff des ersten Theils durchaus nicht auf gleicher Höhe stehn, dafs wir in ihnen im Gegentheil ein tieferes Eingehn in wichtige, für das Verständnifs nothwendige Fragen und Erörterungen vermissen. Manches, was in ästhetischer Beziehung einer Entwicklung nothwendig bedurfte, wird ganz übergangen, Manches mit einer den heutigen Bedürfnissen durchaus nicht entsprechenden Reflexion abgethan. Dies gilt besonders von dem ersten Theil. Für den zweiten Theil war der Verf. durch Arbeiten Anderer in den Stand gesetzt, mehr zu geben. Der Verf. ist sogar in seinen Er-

Digitized by Google

klärungen, bisweilen in die einer ältern Periode der Philologie angehörende Weise hineingerathen, einzelne Bilder und Wendungen mit einem Ausruf der Bewunderung auszustatten. In vielen Fällen ist, nach aller fleifsigen und selbst gelehrten Erklärung des Einzelnen, die Frage nach dem *Warum* der Erscheinungen und nach ihrer *innern Bedeutung* in der Komposition des Werkes ganz übergangen worden. Wir wollen das Gesagte durch Nachweisungen im Einzelnen darthun, wobei wir uns nur auf einige, besonders auffällige Mängel beschränken werden, welche indessen unser Urtheil zu bestätigen hinreichen, dafs der *ästhetische* Theil der Erläuterungen durchaus nicht eine gleiche Anerkennung beanspruchen kann, wie der *antiquarische*, und dafs also ein alle zum äufsern und innern Verständnifs nothwendigen Momente zusammenfassender und mit gleicher Gründlichkeit behandelnder Kommentar zum Faust immer noch erwartet wird. —

Bei Gelegenheit des Prologs im Himmel erfahren wir von unserm Verf. nichts über die Bedeutung der *Engel*. Zum tieferen Verständnifs des Ganzen scheint uns die Beantwortung der Frage unerläfslich, was sie hier im Himmel repräsentiren, wie sie sich zum gefallenen Engel, dem *Mephistopheles*, der sich unter dies Gesinde mischt, verhalten? Es ist ungemein bezeichnend, dafs die Engel im Prolog Gott nur als Schöpfer der Natur preisen, also nur als Schöpfer der Sphäre der *Unwandelbarkeit*, der ewig sich gleichbleibenden Gesetze. Ihnen gegenüber vertritt *Mephistopheles* die blofse Negation; er ist der abstracte Gegensatz der Engel. Gott, als *Geist*, d. h. den die Freiheit und die unendliche Selbstbestimmung wollenden, können die Engel nicht preisen, weil sie selbst als willenlos gedacht sind, also zwar in Gott leben, aber nicht durch Kampf und Entzweiung, also nicht auf dem Wege der Freiheit zu dieser Einheit gelangt sind, sondern nur in natürlicher, unbefangener Vereinigung mit Gott erscheinen. Deswegen war es ein tiefer Zug des Dichters, den Engeln nur die Verherrlichung Gottes, als Schöpfers der unwandelbaren Gesetze der Natur in den Mund zu legen, da sie die Freiheit, deren Boden die menschliche Natur ist, nicht kennen.

In Betreff des ersten Dialogs zwischen *Faust* und *Wagner* bemerkt der Verf., dafs derselbe keiner besondern Erklärung bedürfe. Gleichwohl erscheint es uns für das Verständnifs unerläfslich, den unterschiedenen *Standpunct* Beider auszusprechen und namentlich hervorzuheben, inwiefern dieser Standpunct der Verzweiflung und des Zwiespalts in *Faust* dennoch ein unendlich höherer ist, als der der Einheit und Widerspruchslosigkeit *Wagners*. Dagegen ergeht sich der Hr. Verf. in Erklärungen von Einzelnheiten, die, nach unserer Meinung, viel eher hätten übergangen werden dürfen. Wir rechnen dahin die Erklärung eines *Famulus* auf Universitäten, und dafs die untergeordnete Stellung Wagners gegen Faust schon aus der Anrede des Letzteren hervorgeht, indem er den Famulus: *Er* nenne. Auch dem Monolog des Fausts, der mit seinem Entschlufs endigt, sich selbst den Tod zu geben, sind nur einige, (wie wir glauben), sehr entbehrliche grammatische Bemerkungen gewidmet. Später vermissen wir jede Erörterung der wichtigen Frage, warum Mephistopheles denn dem Faust zuerst in der Form der Vision des Hundes erscheine, nicht minder später die Nachweisung, warum Mephistopheles erst jetzt in der Tragödie eintreten könne, inwiefern jetzt erst die Stätte für sein Erscheinen geebnet sei. Die Erklärung, warum Mephistopheles nicht durch die Berufung auf die *Elementar-Geister* beschworen wird, dünkt uns ziemlich oberflächlich. Der Verf. sagt nämlich darüber nur p. 64: „Da keiner dieser vier Elementargeister in dem Thiere steckt, so beginnt Faust eine stärkere Beschwörung und hält ihm das Zeichen des Crucifixes vor." Dies ist nichts, als eine Paraphrase des Factums. Mephistopheles wird, seiner Natur nach sehr consequent, nicht durch die Elementargeister, mit welchen er nichts gemein hat, zur Enthüllung seines wahren Wesens genöthigt, sondern durch die Anrufung dessen, der ihn selbst besiegt hat und dessen absoluten Gegensatz er bildet. Der Anblick dieses Zeichens erweckt Mepistopheles Grimm, in welchem er sich zur Abwerfung seiner Hülle entschliefst. Die Erscheinung des Mephistopheles, als fahrender Scholastikus giebt dem Hrn. Verf. Veranlassung, sich in einer Digression über das Wesen des fahrenden Schülers zu erklären. Auch über die Bedeutung des Fliegengottes und des Pentagrammes erhalten wir durchaus genügende Belehrung, nicht aber über den durch den Fluch Fausts herbeigeführten Wendepunct im inneren Wesen Fausts, eben so

Digitized by Google

wenig als über die Bedeutung des darauf folgenden Chors, die so gar nicht auf der flachen Hand liegt, dafs selbst der berühmte Komponist des Goethischen Faust, nach dem Geist der Komposition dieser Stelle zu urtheilen, den Sinn derselben nicht erkannt hat. Fast komisch erscheint es, während dergleichen zum ästhetischen Verständnifs und zur Auffassung des innern Zusammenhanges Gehörendes mit Stillschweigen übergangen wird, vom Verf. zu vernehmen (p. 69), dafs unter dem Ausdruck: „die Jungens ennuyiren" die Studenten gemeint seien; und p. 68, bei den Worten: „beim Doctorschmaus" die Bemerkung zu lesen, dafs dabei an eine Promotion gedacht werden müsse, die durch einen Schmaus gefeiert zu werden pflege.

Die Bedeutung der Scene in Auerbachs Keller im Zusammenhange des Ganzen ist vom Hrn. Verf. ebenfalls nicht ausgesprochen worden. Hier sieht Faust das Walten des Bösen in seiner rohsten Gestalt, die ihn nothwendig anwidern mufs. Mephistopheles führt den Gefährten in die erste Station des Bösen, wo dasselbe unverhüllt und in nackter Brutalität waltet. Diesem Treiben gegenüber verhält sich Faust in vornehmer Zurückgezogenheit. mit innerer Verachtung auf dies wüste Treiben blickend. Mephistopheles wird inne, dafs sich Faust auf so leichte Weise nicht der Sinnlichkeit überantworten wird. Die innere Abneigung, welche Faust gegen dies Treiben ausspricht, bildet den Uebergang zu dem Verjüngungstrank, den derselbe in der darauf folgenden Scene der Hexenküche empfängt. Der Verf. scheint uns, nach dem Gesagten, den Sinn der Scene in Auerbachs Keller nicht richtig erkannt zu haben, wenn er sich dahin erklärt (p. 70), dafs „ihr niederer Charakter bei der edlen Art und Weise, wie Goethe den Faust aufgefafst und behandelt habe, eine Theilnahme desselben fast auszuschliefsen und dem Dichter auch insofern ein Bedenken erregt zu haben scheine, als er den Faust selbst bei dem Teufelsspafs ganz in den Hintergrund rückt." Alles Einzelne wird dagegen vom Verf. wieder sehr gründlich und ausführlich erläutert. Im weiteren Verfolg vermissen wir in *ästhetischer* Beziehnng die Andeutung des inneren Zusammenhangs des *Königs von Thule* mit Gretchens Gemüthsstimmung. Denn dies Lied ist doch jedenfalls in ihrem Munde bedeutungsvoll und kann nicht etwa mit dem ersten besten andern vertauscht werden. Wir selbst haben früher diesen inneren Zusammenhang nachzuweisen gesucht (Cyclus dramatischer Charaktere I. p. 274). Auch über den Standpunct und das Wesen des *Faustischen Glaubensbekenntnisses*, Gretchen gegenüber, schweigt unser Verf., obwohl es doch wahrlich zum Verständnifs sehr wichtig ist, diesen Gefühls-Pantheismus Fausts, die Negation alles eigentlich objectiven religiösen Gehaltes als ein Resultat seiner ganzen innern Bewegung zu begreifen. Die Reflexion aber, mit welcher der Verf. Fausts Monolog in der Waldeinsamkeit einleitet, trifft die Bedeutung dieses Momentes gar nicht. Hr. Mayer sagt nämlich nur (p. 79): „damit wir in der engen kleinen Welt eines kindlichen einfachen unschuldigen Mädchenherzens nicht zu heimisch und sinnlich uns fühlen, führt uns der Dichter mit dem Helden seines Gesanges aus dem beschränkten Kreise in eine wilde romantische Naturumgebung hinaus, und im grellen Kontrast mit dem Vorhergehenden wird das Herz wieder ein Spiel der dämonischen Gewalten, die eine Zeit lang wie angekettet lagen, nun aber mit erneuter Gier über den armen Faust herfallen" u. s. f. Die Scene wäre also nur da, um den Kontrast mit den vorhergehenden Scenen Gretchens zu bilden? Sie hätte im Organismus des Ganzen keine tiefere Bedeutung? Im Gegentheil! Sie ist der Ausdruck der Stimmung Fausts, der sich durch die Liebe Gretchens erhoben fühlt und in dieser inneren Erhebung die Einsamkeit aufsucht, um vor Mephistopheles zu flüchten. Der ganze Monolog, namentlich aber der Schlufs desselben drückt das zwischen sittlicher Freiheit und Gebundenheit an den Gefährten auf- und abwogende Gefühl aus. Auch Mephistopheles erblickt daher mit vollem Recht in dieser Entfernung Fausts eine Entfernung von sich selber. Darum sucht er ihn auf und facht in Fausts Phantasie die Sehnsucht und e sinnliche Gluth nach Gretchen wieder an. — Auch vermissen wir in der Kerkerscene über Gretchens Weigerung, Faust zu folgen, jede tiefere Reflexion über diesen Zug.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

Studien zu Goethe's Faust von Eduard Mayer.

(Schluſs.)

Der Verf. begnügt sich mit der Angabe des nackten Factums. Gretchens Weigerung ist aber der Beweis ihrer innern Freiwerdung, welche damit anhebt, daſs sie der innern Zerknirschung auch die äuſsere Strafe hinzufügen will, um den Ernst ihrer Buſse zu beweisen. Das Zurückbleiben Gretchens im Kerker, während ihr die Pforten zur Flucht geöffnet sind, ist daher der Ausdruck ihrer sittlichen Freiheit, durch welche sie ihre Erlösung bedingt.

Wir haben schon oben bemerkt, daſs der Hr. Vf. den zweiten Theil in ästhetischer Beziehung besser ausgestattet hat, als den ersten; wobei er freilich auch durch bedeutendere Vorarbeiten unterstützt war. Indessen sehn wir doch auch hier den Verf. sogar da, wo Vorgänger desselben, wie der Ref. selbst, den Versuch gemacht hatten, den innern, geistigen Zusammenhang der einzelnen allegorischen Erscheinungen nachzuweisen, zur bloſsen Angabe des Inhalts und zu historischen Notizen heruntersinken. Dies gilt namentlich von der ganzen *Mummenschanz*. Der Verf. versieht hier nur die einzelnen Bilder, die der Dichter nacheinander erscheinen läſst, mit historischen und antiquarisschen Bemerkungen. Die Frage nach dem *Warum* dieser Erscheinungen, nach dem Grunde ihrer Aufeinanderfolge wird nirgends aufgeworfen und beantwortet. Hier war der Ort, wo der Verf., der doch sonst die Arbeiten seiner Vorgänger vielfach benutzt hat, unsere Erklärung der Mummenschanz entweder aufnehmen, oder durch eine bessere, tiefergehende ersetzen muſste. In Betreff der *klassischen Walpurgisnacht* hält *Mayer* die im Wesentlichen von *Deyks* schon geltendgemachte Vorstellung fest, daſs ihr wesentlicher Zweck sei, die romantische und antike Welt zu vermitteln, eine Ansicht, die wir in unserm Buche schon bekämpft haben und die wir auch heute noch nicht zu der unsrigen machen können. Auch fehlt es nicht an einzelnen willkührlichen, durch die Worte des Dichters nicht zu rechtfertigenden Deutungen in der Walpurgisnacht. Wir rechnen dazu die Deutung der Kämpfe der Kraniche und Pygmäen, welche der Hr. Verf. (p. 141) auf die oft so erbitterte Polemik im Felde der Alterthumswissenschaften bezieht, „wo bisweilen sehr untergeordnete Geister in den Vorderreihen mit fremden Federn geschmückt einherzustolziren pflegen." Die Worte des Textes weisen auf diese Erklärung durchaus nicht hin. Auch ist die erbitterte Polemik und das Hervordrängen untergeordneter Geister doch nicht der Philologie eigenthümlich. Jede Wissenschaft hat dergleichen Erscheinungen in Fülle aufzuzeigen.

So genau auch die Inhaltsangabe der aufeinanderfolgenden Scenen in der *Helena* ist, so vermissen wir doch auch hier nicht selten die Deutung des innern Zusammenhanges, den wir selbst in unserer Arbeit über den Faust (Abhandlungen zur Philosophie der Kunst 3te Abtheilung) zu entwickeln versucht haben. So sagt uns der Verf. nichts über die Bedeutung des *Lynkeus*, nichts über sein Verhältniſs zum Faust. Nimmermehr aber ist es aus dem Geiste des Gedichts zu rechtfertigen, wenn der Verf. den Empfang, welchen die klassische Schönheit in der romantischen Umgebung gefunden, als das „Eingeständniſs der Inferiorität der Romantik" deutet. Wir haben aus der Natur und dem ganzen Gange des Gedichts gezeigt, wie in den herandrängenden Barbaren der Untergang der antiken Welt durch die von Osten drängenden germanischen Völker symbolisirt ist, wie darauf die Nebel, welche sich verbreiten, gedeutet werden können. Hält man, wie man es muſs, in der *Helena*, die weltgeschichtliche Bewegung der Kunst fest, so bleibt für die Scenen von den heranströmenden Barbaren bis zum Erscheinen des Faust nur die Deutung übrig,

Digitized by Google

hierin die Auflösung der antiken Welt und ihrer Kunst durch die germanischen Völker zu erblicken, in denen sich aber der Kern einer neuen Kunst bildet, der später, durch die antike Welt befruchtet, die moderne Kunst und Weltanschauung hervorbringt. Auch über den Gedanken, welcher dem Verschwinden *Euphorions*, der *Helena* und des *Faust* zu Grunde liegt, wie über die Auflösung des Chors in die Elemente hat uns der Verf. völlig rathlos gelassen, so nothwendig auch hier eine Erläuterung gefordert wurde. Wir vermögen auch jetzt keine andere Erklärung davon zu geben, als welche wir damals in unserer Schrift versucht, (p. 161 u. s. f.) wie wir auch bei unsrer Deutung der als Mephistopheles am Schlufs der Helena sich aufrichtenden Phorkyas beharren müssen. Leider hat der Verf. grade bei den schwierigsten Problemen sich meist damit begnügt, nur das Factum selbst zu berichten und die antiquarischen Anspielungen zu erläutern, der Gedanke aber und die ästhetische Bedeutung sind mit Stillschweigen übergangen worden. Und doch war hier dem Verf. durch Vorarbeiten der Weg so sehr erleichtert! Wir hätten den Verfasser lieber uns bekämpfend und eine andere Deutung an die Stelle der unsrigen setzend gefunden, als ihn über die schwierigsten Fragen mit Stillschweigen hinweggehn sehn, als ob sich hier Alles von selbst beantwortete. Ueber den vierten und fünften Act, der bei weitem nicht so viel ästhetische Schwierigkeiten darbietet, können wir uns mit dem Verf. viel mehr einverstanden erklären, wie wir ihn denn in der fleifsigen Erörterung des Einzelnen fast immer zu rühmen haben. Grade bei der grofsen Verehrung, welche Hr. Mayer für den zweiten Theil des Goethischen Faust hegt, war ihm die Aufgabe geboten, durch Nachweisung des *innern* Zusammenhangs und der *Gedankentiefe* dieses Werks die Gegner desselben zu widerlegen. Die Art aber, wie der bedeutendste der Gegner des zweiten Theils des Goethischen Faust, *Vischer* in Tübingen, abgefertigt wird, ist nur spafshaft zu nennen und bringt dem Verf. nicht allzugrofse Ehre. Wenn Vischer „ein Literat unserer Tage genannt wird, der sich als Original des Goethischen Baccalaureus präsentire" (p. 125), so ist solche Aeufserung aus dem doppelten Grunde unpassend, weil *Vischer* kein obscurer Literat ist, der sich nur einmal durch eine Schmähung des Faust habe die Sporen verdienen wollen, noch irgend etwas vom Goethischen Baccalaureus in seiner Natur hat. Ich selbst befinde mich in Bezug auf den zweiten Theil des Faust in entschiedener Differenz mit *Vischer*, was derselbe in der Vorrede zu seinen kritischen Gängen auch ausgesprochen hat, und wir werden uns über diesen Punct wohl niemals vereinigen. Das raubt aber, denke ich, dem bedeutenden Manne nichts von seinem Werthe, den man doch auch da noch anerkennen mufs, wo man mit ihm kämpft.

Das Werk unseres Verf.'s schliefst mit einer äufserst fleifsig und sorgfältig gemachten Sammlung der auf den Faust bezüglichen Stellen aus Goethe's Werken, seinen Briefwechseln, den Gesprächen mit Eckermann und Falk, aus Riemers Mittheilungen und aus einigen andern Schriften, eine Sammlung, welche man in so seltener Vollständigkeit gewifs mit Dank annehmen wird. Nachweisungen über die Literatur zu Faust beschliefsen das Werk. Wir scheiden von demselben mit der schon oben ausgesprochenen Achtung vor dem Fleifs, der Sorgfalt, ja selbst der Gelehrsamkeit, welche der Verf. zur Erläuterung alles Einzelnen aufgewendet hat, worin er ohne Zweifel vollständiger und umfassender gewesen ist, als seine Vorgänger, aber zugleich mit der durch manche Andeutungen, wie wir glauben, bewährten Ueberzeugung, dafs auch nach diesem Buche ein vollständiger, alle Seiten, vornämlich die *ästhetische* und *philosophische* umfassender Kommentar über beide Theile des Faust noch zu schreiben ist, für welchen die schätzenswerthe Arbeit unsers Verf.'s sicher eine sehr dankenswerthe Hülfe darbieten wird.

H. Th. Rötscher.

LVI.

1) *Homer's Ilias, in Hexametern übersetzt von Hermann Monjé. Frkf. a. M.*, 1846. *J. D. Sauerländer's Verlag. VIII u.* 498 S. *gr.* 12.

2) *Homer's Werke, metrisch übersetzt von E. Wiedasch, Director und Prof. zu Ilfeld. Stuttgart*, 1830—1843. *Verlag der J. B. Metzler'schen Buchh. Zwölf Bdchn.* 1484 S. 16.

3) *Homer's Ilias in Reimen übersetzt von Albert v. Carlowitz. Leipzig*, 1844. *Druck und Verlag von B. G. Teubner. Erster Band. X und* 318 S. *Zweiter Band.* 330 S. *gr.* 8.

Eine gute Verdeutschung der Homerischen Gesänge ist ein noch ungelöstes Räthsel, wie dieselben

Digitized by Google

überhaupt in keiner neuern Sprache noch befriedigend übertragen worden sind, weil die Form des Urtextes, der Hexameter, obgleich scheinbar wegen ihrer Einfachheit leicht, dennoch voll Tiefe, Gehalt und so kunstreich ist, dafs sie von den Deutschen, wie es den Anschein hat, nicht vollkommen oder in entsprechender Weise bewältigt werden kann, während sie von den übrigen europäischen Sprachen schlechthin als etwas Unnachahmliches aufgegeben werden mufste. Es sind in Deutschland zahlreiche Versuche gemacht worden, um Geist und Charakter des Vaters der Dichter zu reproduciren. Man hat die Zahl der Formen, die allenfalls für die epische Darstellung tauglich schienen, fast erschöpft, und das erste Jahrhundert, das seit dem Wiedererwachen der deutschen Literatur abgelaufen ist, sehen wir über diesen fruchtlosen Bemühungen hingegangen. Man erinnert sich, wie als einer der ersten Ringer der treffliche Bürger einen Angriff in Jamben that, obgleich der Hexameter schon durch Klopstock eine gewisse Geltung empfangen hatte; ferner wie der Graf Stolberg seinen Pegasus auf dieses Gefild lenkte, während J. H. Vofs mit einer Geduld, die er späterhin nicht mehr über sich gewann, die Uebertragung der Odyssee in den jugendlichen Hexameter ausarbeitete. Ein Paar Jahrzehnte seines thätigen Lebens verwendete Vofs auf seine Verdollmetschung des Homer, die reiche Früchte getragen und seinen Namen bei Mit- und Nachwelt unsterblich gemacht hat. Glückliche Tage waren es, die dieser Mann in friedlicher Beschränkung zu Otterndorf verbrachte und seine rhythmischen Verse, dergleichen das deutsche Ohr noch nicht vernommen hatte, an den Gestaden der Nordsee zwischen dem melancholischen Geschrei der Möven erklingen liefs. Seinen Vorsatz brachen nicht die körperlichen Leiden, welche den Armen in den flachen Niederungen einer Gegend heimsuchten, die, durch die grauen Wellen des Meeres bespühlt, für einen Uebersetzer des hellenischen Epos wahrhaft poetische Reize besafs, wie sie vielleicht keinen von den Dollmetschern, die späterhin als Mitbewerber auftraten, umgaben. Tadeln ist leichter als Bessermachen: das zeigte sich auch hier deutlich. Eine Zeitlang zwar behauptete die Vossische Uebertragung ihren ausgezeichneten Ruf ungeschmälert, es gab sogar, wenn ich nicht irre, einen längeren Zeitraum, in welchem das Publicum mit neuen Verdeutschungen des Homer so gut wie verschont blieb, worüber man sich nicht genug wundern könnte, wenn man nicht wüfste, dafs man sich damals mehr als in unsern Tagen scheute, die Literatur mit scholastischen ungeniefsbaren Stümperarbeiten anzuschwellen. Man genofs das Gegebene, man hielt es noch der Mühe werth, mit dem Dargebotenen sich recht bekannt zu machen, statt dafs der Erste, Beste sich einbildete, er könne und werde etwas Gescheuteres liefern; genug, man bewahrte damals noch allgemein einige Hochachtung vor ausgezeichneten Leistungen. Und unter diese mufste Vossens Werk gerechnet werden, weil es vollkommener war als Alles, was man seither von den Hellenen verdeutscht hatte, und auf dem Gipfel der Kunst stand, der damals erreichbar schien; nämlich weil es Sorgfalt und gleichmäfsige Durchführung strenger Grundsätze beurkundete, den Sinn mit kritischer Genauigkeit wiedergab, den Geist nicht ohne poetischen Takt reproducirte und die deutsche Sprache ausfeilte, bezwang und bereicherte. So viele Vorzüge hatten sich seither noch niemals zusammengefunden. Kaum Klopstock errang solchen Einflufs auf Literatur und Volk, wie Vofs durch diese Nachbildung der homerischen Rhythmen ausübte. Freilich war auch diese Verdollmetschung das beste Erzeugnifs seines Fleifses; auf keine seiner Arbeiten verwandte er mehr die nämliche Zeit, Mühe und Liebe, keine andere aber hatte sich auch eines so durchgreifenden Erfolges zu erfreuen.

Es mochte gleich anfangs sachverständige Kenner und scharfe Beurtheiler geben, welche bald grofse, bald kleine Mängel an dem Vossischen Homer gewahr wurden und von dem Glauben entfernt waren, der Uebersetzer habe ein vollkommenes Werk geliefert, so weit eine Leistung dieser Art vollkommen sein könne. Doch schwiegen diese Kritiker geraume Zeit, wenigstens verhallten die Worte der Tadler, die Einzelnes zu rügen versuchten, gegen die laute Stimme des Lobes. War früherhin die Theilnahme für die homerischen Gesänge und die alten Klassiker in Deutschland grofs gewesen, so wurde sie durch Vossens Bemühungen, die über die Stubengelahrtheit und Notenpedanterie hinausgingen, aufserordentlich erhöht und in weiteren Kreisen der Nation angefacht; selbst die Frauen begannen für die Dichter des Alterthums sich zu interessiren.

Digitized by Google

Indessen konnte die glückliche Epoche einer ungetheilten Hingebung, einer harmlosen, dankbaren und freudigen Aufnahme, wie sie im vorigen Jahrhunderte den ersten Blüthenkränzen der deutschen Poeten überhaupt lächelte, nicht ewig fortwähren und mufste, wenn man nicht auf der ersten Stufe der Kunst stehen bleiben wollte, den kühlen Regenschauer einer mitleidslosen Kritik folgen lassen. Wie man den allberühmten Verf. der Messiade von der Höhe des Parnassus zu stürzen versuchte, um gleichsam den jüngeren Göttern die Herrschaft zuzuwenden, die milder und poetischer zu sein schienen, so vesuchte man auch den Uebersetzer des Homer in den Tartarus zu schleudern, ohne dafs man jedoch für diesen einen andern Gott hatte, um ihn an seine Stelle setzen zu können. Schon letzteren Umstandes wegen mufste der Sturm mifslingen. Wir wollen aber sehen, wie man die Mauern, die Vofs aufgeführt hatte, angriff und belagerte.

Zuerst begannen ihm diejenigen den Krieg zu erklären, die eine tiefe Einsicht in das griechische Original sich erworben hatten. Diese nämlich bemerkten, obwohl dazu kein sonderlicher Tiefblick gehörte, dafs Vater Homer ungleich schöner sei, als er in dieser Uebersetzung sich offenbare; sie bemerkten, dafs der unendliche Reichthum der griechischen Rhythmen theils ganz vernachläfsigt, theils sehr mangelhaft ausgeschüttet und in dem feineren Geäder verletzt sei. An der Spitze dieser Beurtheiler erblicken wir den geschmackvollen und für die Schätzung des Alterthums hochverdienten Friedrich August Wolf; er ging jedoch, in literarischen Streit verwickelt, gegen Vofs in seiner Feindschaft zu weit und gerieth zuletzt auf den Abweg, die Meinung auszusprechen, es mag nun im Scherz oder im Ernst gewesen sein, dafs der Homer Fufs für Fufs in den gleichen Rhythmen unwandelbar nachgebildet werden müsse, wenn man den Geist der Darstellung vollständig auffangen und erschöpfen wolle. In wie weit dies möglich und nicht ein eitler Traum sei, suchte er selbst darzuthun, indem er die ersten hundert Verse der Odyssee auf die erwähnte Weise wiedergab, dafs er nicht nur den gesammten allgemeinen Strom der homerischen Leierklänge (denn diesen hatte Vofs, bis auf die Duldung der Trochäen, recht leidlich reproducirt) in seine Hexameter aufnahm, sondern auch die einzelnen, feineren Nüancen, die Hauptcäsur, Dactylus, Spondeus sammt Trochäus für das Ohr des Lesers darbieten, mit sorgfältigem Pinsel ausmalte. Er brachte ein Bild zu Stande, das nicht mit freier Schöpferkraft gezeichnet schien, sondern gleichsam von einem Meister ausgemessen war, der den Grundrifs zu einem Gebäude macht und eine Linie, die er zieht, aufs genaueste nach Länge, Breite und Stärke ausrechnet und in das schärfste Verhältnifs zu der andern Linie bringt, wobei der Zirkel eine Hauptrolle spielt.

Schon früher hatte A. W. Schlegel (1796 in der Allgem. Jen. Literaturz.) über Vofs ausführlich abgeurtheilt; er war kunstfertiger als der letztere und glaubte bedeutende Vorzüge über die Klopstock-Vossische Epoche sich angeeignet zu haben. Auch von ihm sind ein Paar, freilich sehr kleine Bruchstücke einer Homerverdeutschung (s. Gesamm. W. Th. III, S. 101) vorhanden, eine gefällige Form des Hexameters zeigend, rein von der Schwäche des Trochäus, aber nicht nach jener kühnen Vorschrift Wolfs ausgemeifselt, die Schlegel bei Abfassung dieser geringfügigen Proben noch nicht kannte.

Nachdem solches Belagerungsgeschütz von zwei ausgezeichneten Männern aufgefahren war, entstand Mifstrauen in die Vortrefflichkeit der Vossischen Leistung und allmählige Unzufriedenheit mit seinem Werke. Es konnte daher von diesem Zeitpunct an nicht fehlen, dafs einer Menge neuer Versuche, das homerische Epos nach Deutschland zu verpflanzen, angestellt wurden. Man ging von der blofsen Verneinung zum Praktischen über, der Wortsturm verwandelte sich in thätlichen Angriff. Aber wie sollte man den Sieg erringen, durch welche Form den Geist des Homer beschwören und sichtbar machen? Ihn zu bannen wie Wolf, war doch gar zu schwierig. Mittlerweile liefsen sich Kritiker vernehmen, welche die Darstellung Vossens von anderer Seite verwerflich fanden, nämlich von Seiten des *poetischen* Styles und Ausdrucks; man hatte sich durch Goethe und Schiller an gröfsere Weichheit, Zartheit und Anmuth des germanischen Lautes gewöhnt, als bisher kundgegeben worden war, und vermifste an der berühmten Uebersetzung die Grazie, welche man im Homer erblickte, die poetische Färbung, die epische Einfachheit und Natürlichkeit. Der Styl Vossens erschien gezwungen, gesucht, steif und hölzern, mit einem Wort, unhomerisch. Gottfried

Digitized by Google

Hermann stand gewissermafsen an der Spitze dieser unnachsichtigen Beurtheiler, er war ein Feind Vossens und seiner Bestrebungen überhaupt, weil sie seiner einseitigen kritischen und grammatischen Richtung gefährlich schienen; er stimmte der zuerst von Schlegel ausgegangenen Bemerkung bei, dafs die erste Ausgabe der Odyssee in dem eben genannten Stück ungleich mehr befriedige, als die später verdeutschte Ilias und als die nachfolgenden Ausgaben der Odyssee, in welchen Vofs, bei der Ueberarbeitung, sich Mühe gegeben habe, den Versbau zu verschönern und die Rhythmen kraftvoller zu gestalten, leider aber auf Unkosten des Poetischen. Denn der Strahl der Anmuth, der in der ersten Ausgabe der Odyssee trotz aller Mängel des Hexameters siegreich durchgeschienen, sei von Vossens nachbessernder Hand ausgelöscht worden, nicht absichtlich, sondern in Folge des vollendeteren Taktes, der nicht leicht zu erzielen gewesen, sondern erst durch mühevolles Suchen gekommen und durch Zwang entstanden. Dies und eine damit verbundene ängstlichere Treue, welche sich mehr an die einzelnen Wörter und Redensarten, als an den Geist gehalten, habe der Leichtigkeit des epischen Tones Eintrag gethan, seinen Ausdruck theils zu hart und eckig, theils zu prächtig und pomphaft gemacht. Der Uebersetzer also sei zurückgeschritten; anstatt dem Geist des Dichters näher zu rücken, habe er, ohne es zu ahnen und zu wollen, sich von demselben vielmehr weiter entfernt. Mit andern Worten, die Kritiker meinten, durch das blofs auf das Aeufserliche gerichtete Künsteln sei das Wesen und die Seele, die Innigkeit und Natur der Darstellung beeinträchtigt worden. Gleichzeitig erklärte Hermann, dafs aus demselben Grunde der von F. A. Wolf empfohlene Weg ein verkehrter sei, wie seine Probe unzweideutig beweise; mit solcher Künstelei werde nichts ausgerichtet, die hundert Verse der Odyssee litten an Hölzernheit, Schwerfälligkeit und Steifheit des Ausdrucks und seien durchaus unhomerisch, trotz der subtilen Aengstlichkeit, womit die Form des Urtextes bis in die kleinsten Eigenthümlichkeiten nachgezeichnet sei. Wolf hätte, bei seinen ausgezeichneten Talenten, etwas Wichtigeres und Nützlicheres vornehmen als seine Lebenstage mit dergleichen Spielereien verschwenden sollen. Hermann empfahl also, wie man hieraus sieht, einem künftigen Uebersetzer die möglichste Einfachheit und Natürlichkeit, um den epischen Ton glücklich zu erreichen, Grazie und poetischen Takt, um den Dichter dichterisch wiederzugeben; er glaubte, dafs dies durch eine nicht zu weit getriebene, nicht zu knechtische Treue bewerkstelligt werden könne, und dafs man eher von der Kunst des Rhythmus etwas nachlassen müsse, wenn die Schwierigkeit desselben jenen Stücken hinderlich sei. Im Allgemeinen geben wir einer solchen Ansicht unsern Beifall. Die nächste Folge davon war, dafs man die erste Ausgabe der Odyssee wieder aus dem Staube hervorsuchte und als die vorzüglichste Verdeutschung aufs neue abdrucken liefs; ein seltsames Beginnen, das von der herrschenden Ohnmacht deutliches Zeugnifs ablegte. Eine zweite Folge leider, die aus jener Wahrnehmung entsprang, war, dafs in Deutschland die Meinung sich verbreitete, die gesteigerte Schönheit der Form schade dem Geist, der Natürlichkeit und Unmittelbarkeit der Darstellung, welche Eigenschaften auf einem gleichsam wilden Acker glücklicheres Gedeihen fänden; jene Leistungen von Vofs und F. A. Wolf waren zu berüchtigt geworden, als dafs dieser Irrthum nicht den Schein der Wahrheit in hohem Grade sich hätte aneignen sollen, und unglücklicherweise war Schlegel nicht der Mann, den Deutschen zu rechter Zeit eine bessere Ansicht beizubringen. Vielmehr benutzte die Formlosigkeit diesen Umstand, ihre Blöfsen zu beschönigen, und gewann in der scheinbar wohlgegründeten Meinung eine mächtige Stütze, so plump als möglich aufzutreten. Es war einem grofsen Talent vorbehalten, diesen Wahn, trotz vieler Anfechtungen, durch die Gewalt der ächten Kunst zu besiegen, und gegenwärtig, wie sich weiter unten ergeben wird, hat er zwar nicht alle Macht verloren, doch einer bessern Ueberzeugung Platz zu machen angefangen. Wie viel man auch gegen die Unkunst schreiben und reden mag, sie wird zu jeder Zeit, aus naheliegenden Gründen, einen breiteren Weg wandeln als die Tugend der Kunst. Man erkannte aber endlich, dafs die von Vofs und Wolf angestrebte Schönheit theils mit unzureichenden, theils mit falschen Mitteln angestrebt worden und dafs man durch sie nicht zur wahren Schönheit gelange; mit unzureichenden von Vofs, weil er die ächte Kunst in blofsen Aeufserlichkeiten erblickt und an der Oberfläche hängen geblieben, mit falschen von Wolf, weil er den Geist des

Digitized by Google

Homer nicht anders als durch Nachahmung der geringsten Eigenheiten, die zum Theil in zufälligen Einzelnheiten zu bestehen pflegen, dem deutschen Leser würdig vorführen zu können wähnte. Er vergafs die himmelweite Verschiedenheit beider Sprachen; ja, es scheint sogar zweifelhaft, ob auch dann eine gute Nachdichtung des Griechen durch eine derartige Kleinmalerei zu Stande gebracht werden könnte, wenn das griechische und deutsche Idiom in Prosodie, Wortreichthum, Wortgestaltung, Wortstellung u. s. w., wovon so unendlich viel abhängt, wirklich vollkommen übereinstimmten. Denn der Uebersetzer, an den vorgezeichneten Sinn gebunden, befindet sich in einer allzuengen Fessel, um die Nachahmung auf solche Spitze treiben zu dürfen; dem selbstständigen Dichter steht eine freiere Bewegung zu Gebote, er kann mit den Gedanken so schalten und walten, dafs die Künstlichkeit der Form ihnen keinen Abbruch thut, sondern das einzig wahre und schöne Kleid anzieht, vorausgesetzt, dafs er mit wirklichem Talent ausgestattet ist.

Ehe jedoch das rechte Wesen der Formschönheit eingesehen wurde, befand sich die Mehrzahl der Uebersetzer und Dichter in übler Lage. Man hätte so gern den Vossischen Homer übertroffen und seine Leistung über den Haufen geworfen; dafs sie nicht, wie einst die Mauern von Jericho, vor dem blofsen Schall der Trompete und dem Geschrei der Kritik zusammenstürze, hatte man begriffen, und bald sollte es noch deutlicher werden, dafs ein auf einem festen Grunde gebautes Werk, trotz vieler Fehler, nicht leicht zu verdrängen und der Nation zu entfremden sei. Wie sollten es aber diejenigen anfangen, fragen wir nochmals, die den alten Vofs zu überbieten gedachten? Auf welche Weise sollte man übersetzen? Es war, wie oben bemerkt, das Zugeständnifs zur Sprache gebracht worden, eher etwas von der höchsten Forderung der Formschönheit abzulassen, als durch schwer besiegbare Schwierigkeiten dem Geist und der Poesie des Urbildes den Durchbruch zu schmälern. Von dieser Erlaubnifs machten denn eine ziemliche Anzahl Uebersetzer Gebrauch; doch was verstanden sie unter dem geringeren Grade der Formvollendung? Wie weit dehnten sie die so Vielen hocherwünschte Erlaubnifs aus? Man entschlofs sich ohne Weiteres, die Form des Hexameters, der auf einmal sein Ansehn verlor und in den Ruf der Undeutschheit fiel, aufzugeben; die einen griffen zur Prosa, die andern zu kläglichen Jamben, noch andere zu gereimten Versen. Man verschmähte überhaupt Alles, was an eine antike Farbe zu streifen schien; ein Hafs, dessen Strom in unsern Tagen, wo der Seichtheit gehuldigt und der wissenschaftliche Ernst hintangesetzt wird, noch keineswegs stille steht. Er leitet seinen Ursprung zwar theils aus dem Sand einer einseitigen modernen flüchtigen Richtung, welche einen alltäglichen leichten Badegenufs vorzieht und die Oper z. B. über das Drama stellt, und aus der einseitigen Begünstigung materieller Bestrebungen, die dem Schönen zu geringen Raum vergönnen; theils aber auch aus der fortschrittfeindlichen Pedanterie der Mehrzahl der heutigen Philologen; welches zur Folge hat, dafs das ewig Schöne, das nicht auf der Oberfläche schwimmt, daher ein ernsteres Studium, Sammlung der Gedanken und Tiefe des Blickes fordert, mehr als je durch den Unverstand der Zeit zurückgestofsen wird und Geheimnifs Weniger bleibt. Profecto, mufs in unsern Tagen der Freund der Kunst ausrufen, non olim erat sic, und seufzend hinzufügen: Gott besser's!

Ref. schweigt von den prosaischen Uebertragungen des Homer; sie gehören nicht in diese Anzeige und haben auf den Namen von Kunstwerken keinen Anspruch, obwohl sie vielleicht, wie mir scheint, vom Geist des Dichters noch mehr Spuren bewahren, als diejenigen, die man neuerlich in Jamben verfafst und mit dem Reim geschmückt hat, um sie dem modernen Verständnifs näher zu bringen. Denn der Prosaiker hat seltener Ursache, Ausdrücke und Wendungen des Urtextes zu verändern und zu verlassen, als der Reimer. Es mag ununtersucht bleiben, wie viele Arten der gereimten Verse in Anwendung gekommen sind; die vorzüglichste Rolle spielten die Stanzen oder Octaven, weil man geraume Zeit glaubte diese italienische Form sei für das Epos das tauglichste Mafs, nachdem man es vornehmlich durch Gries und den Verfasser der „bezauberten Rose" kennen gelernt hatte. Die damit angestellten Proben sind insofern schätzenswerth, als sie die Unbrauchbarkeit dieser Form entschieden dargethan haben; die Stanze offenbart sich in deutscher Sprache entweder einförmig oder lyrisch, oder wenn man mit den Reimen einen bunten Wechsel sich erlaubt, ungleichartig, in allen Fällen aber

Digitized by Google

unepisch. Ref. kannte einen jungen Juristen, der mehr den Homer las als die Pandekten; er war ein genialer Kerl, um diesen bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen, und hatte schon die Hälfte des ionischen Sängers in wohlklingende Octaven gegossen, als ich Gelegenheit fand, ihn von der Unzweckmäfsigkeit der gewählten Form zu überzeugen. Er hätte die Fähigkeit besessen, die homerischen Gesänge in schönen lesbaren Sechsfüfslern nachzubilden; wenn er jedoch einmal durchaus reimen wolle, so würde er, wie ich ihm auseinandersetzte, ohnstreitig am besten thun, das Versmafs der Nibelungen zu bevorzugen. Der für den Homer Begeisterte machte sich mit dieser Form bekannt, ging auf den Vorschlag ein, warf seine Stanzen grofsmüthig zur Seite und es gelang ihm, fast die ganze Ilias in jenen Strophen auszuarbeiten. Leider ging der Treffliche, mehr durch eigene als fremde Schuld, sammt dieser einzigen literarischen Arbeit, für die er wahre und nachhaltige Begeisterung hegte, zu Grunde. Noch heute ist Ref. der Meinung, dafs, wenn man den Homer reimen wolle, keine Form dafür tauglicher sei als die Strophe der Nibelungen; reimlos angewendet, fiele sie, wie ein Versuch mich überzeugte, zu kahl und trocken aus. Und man könnte wohl eine gereimte Uebersetzung gerade dieses Dichters passiren lassen, wofern sie übrigens so kunstreich ist, dafs sie den Geschmack unsrer Zeit nicht noch tiefer herabstimmt; es giebt einmal jetzt ein Publicum, das Alles, was nicht gereimt ist, für keine Poesie hält und doch zufriedengestellt sein will. Solche deutsche Leser dürfen sich zu ihren Gunsten auf Lord Byron berufen, der die berühmte gereimte englische Uebersetzung des Homer, trotz zahlreicher Geschmacklosigkeiten, mit gröfserem Vergnügen durchblätterte als die reimlosen unverständlichen Fabrikate, die man dem Knaben sonst vorlegte. Freilich scheint in Deutschland dieses Bedürfnifs nicht in gleichem Grade vorhanden; denn die Uebersetzung von Vofs steht nicht so tief, dafs sie die Sehnsucht nach einer gereimten Verdollmetschung rechtfertigte.

Gleichwohl war der hochgestellte Verf. der unter Nr. 3. angezeigten Verdeutschung der Ilias anderer Meinung; eine gereimte Reproduction erschien ihm, laut der Vorrede, als ein Bedürfnifs für alle Gebildete, welchen die hellenische Sprache fremd geblieben oder die nicht durch das Studium der Klassiker des Alterthums in der Ursprache schon von Jugend auf mit antiken Formen Vertrautschaft erlangt. Hr. von Carlowitz hätte nur nicht hinzufügen sollen, dafs „der Hexameter sich seines Erachtens längst überlebt habe;" denn es giebt ja noch ein bedeutendes Publicum, welches jene klassische Schule zurückgelegt, den Hexameter zu verstehen weifs und das doch sicherlich mit eben so grofsem Rechte unter den Gebildeten zählt. Ref. mufs sogar das Publicum, das der Verf. sich wünscht, noch mehr beschränken; es giebt nämlich eine Menge Leser in Deutschland, die niemals einen alten Klassiker in die Hände bekommen haben, und die für die Schönheiten des tonreichen Hexameters und sogenannter antiker Formen die entschiedenste Empfänglichkeit besitzen. Es sind dies einfache, mit natürlichem Verstande begabte, weder durch allerlei Lectüre überbildete noch durch schlechten Geschmack erkrankte Menschen, die Sinn für das Schöne haben, wenn es ihnen in schöner Form geboten wird. An solche wende sich der Verf. und er wird zu erstaunen Gelegenheit haben, wenn er den Eindruck bemerkt, den rhythmische Dichtungen auf ihre unverderbte Naturen hervorbringen. Es mufs also doch die Kunst sein, die durch die ihr inwohnende Macht die Gemüther bewältigt; Ref. wenigstens gesteht, dafs ihm dergleichen gesunde Leser ungemein schätzenswerth sind und den Vorzug vor einer gewissen Klasse von Gebildeten zu verdienen scheinen. Es sieht daher um jenes Publicum, das dem Verf. zurückbleibt, etwas mifslich aus; auf keinen Fall ist es ein beneidenswerthes, und wie gedachte er dasselbe zu befriedigen? Durch „gefällige" Form, die den veralteten Hexameter übertreffe und den Mangel an Melodie, woran die deutsche Sprache im Vergleich mit der griechischen leide, durch den Reim verdecke und ersetze; denn das Gefällige schien ihm vorzugsweis den vorhandenen Dollmetschungen insgesammt abzugehen, worin der Verf. in so weit Recht hatte, als die Herbigkeit Vossens durch die spätere Pflege der jonischen Trauben noch in keinen recht süfsen Wein umgewandelt worden war. Die Treue gegen das Original, worin Vofs allerdings unerreichbar sei, habe er dabei nicht aus den Augen verloren, um nicht Gefahr zu laufen, seinen Lesern den Geist des alten Homer, der in

Digitized by Google

zahlreichen Eigenthümlichkeiten sich ausspreche, vorzuenthalten. Sonach hätten wir es mit keiner Dilettantenarbeit zu thun, sondern mit einem Versuche, der an die Spitze dieser Literatur gestellt zu werden begehrt; weshalb Ref. nicht umhin konnte, auf das Werk Rücksicht zu nehmen, dessen Verf. übrigens mit keiner Anmafsung sich vordrängt. Unglücklicherweise vergriff sich Hr. von Carlowitz im Versmafs, er wählte aus dem gegenwärtig so reichen Formenschatz der Sprache Thuiskons das unglücklichste, den gallischen Alexandriner, wodurch seine Uebertragung den allereinförmigsten Charakter, der sich denken läfst, angezogen und ein durchaus altfränkisches Gewand umgeworfen hat, dessen Farbe sich so wunderlich ausnimmt, dafs man in die verschiedenen epischen Versuche des Mittelalters sich gewaltsam zurückversetzt glaubt, die seit dem vorigen Jahrhunderte aus dem Felde geschlagen zu sein schienen. Das erste Ziel des Verf.'s also, eine gefällige Form dem hellenischen Epos aufzudrücken, wäre offenbar verfehlt. Wie aber steht es um Treue, die als zweites Ziel des Verf.'s Aufmerksamkeit in Anspruch nahm? Noch schlimmer, wenn dies möglich ist; schon durch die Form war der Uebersetzer gezwungen modern zu reden, wir haben nicht den alten, sondern einen modernen Homer vor uns; der Verf. hat sodann mehr eine Art Bearbeitung des vorgefundenen Stoffes geliefert als eine mit Genauigkeit die Gedanken nachmalende Uebersetzung, obgleich, wie er in dem Vorwort ausdrücklich hervorhebt, eine solche Bearbeitung seine Absicht nicht war. Der antike Geist des Homer, ja, nicht blofs der antike, sondern überhaupt der Geist des Dichters ist hier fast vollständig untergegangen; mit Aufgebung der ursprünglichen Form machte die eine Hälfte sich unsichtbar, weil die halbe Schönheit auf der Form eines Kunstwerkes beruht, den gröfsern Theil der andern entführte die Freiheit, mit welcher die gewählte moderne Form behandelt wurde und gegen den löblichen Vorsatz des Verf.'s sogar häufig behandelt werden mufste. Uebrigens sage ich: *fast* vollständig; denn es ist schlechterdings unmöglich, einen Dichter dieses Ranges ganz und gar zu entblättern, wie heftig man auch seine immergrünen Zweige schütteln möge. Ref. legt die Arbeit unbefriedigt aus den Händen, sie scheint ihm entschieden mifsglückt und Alles, was er Günstiges sagen kann, ist der Wunsch, dafs der Verf. ein Publicum finden möge, welches die unglaubliche Geduld, die dazu gehörte, einen so lebendigen, strahlenreichen Brunnen in ein halbtodtes und glanzloses Gewässer zu verwandeln, anerkennt und seinem Bestreben Gerechtigkeit widerfahren läfst. Ref. thut letzteres aufrichtig, wobei er die Hoffnung ausspricht, der freigesinnte und einflufsreiche Verf. werde sich für Schätzung und Begünstigung einer höheren Kunst bekehren lassen und der Ansicht Beifall zollen, dafs man nicht zum Publicum sich herablassen dürfe, um ihm das Schöne mundgerecht zu machen; vielmehr bleibe es die Aufgabe derjenigen, die den Fortschritt der Nation in Kunst und Wissenschaft wollen, wie ihn der Verf. will, das Publicum zum Schönen emporzuheben.

Eine andere Gattung von Dollmetschern des Homer schlug den entgegengesetzten Weg ein. Sie entsagten der Erlaubnifs, eine minder schöne Form zu wählen, um dem Geist des Dichters besser zu *Hülfe* zu kommen. Doch hielten sie die von Wolf gestellten Forderungen deswegen nicht für die richtigen und zum Zweck führenden, wenn wir die ungedruckt gebliebenen Versuche eines einzigen Gelehrten abrechnen, der zuerst die Grundsätze Wolfs anwendete, dann — noch weiter ging und in das Abentheuerliche sich verstieg. Herr Freese (Deutsche Pros. S. 118—119 Anmerk.) giebt darüber eine sehr interessante Notiz; Director Schulrath Falbe nämlich unterzog sich der Arbeit, alle einzelnen Versfüfse in derselben Stellung deutsch wiederzugeben, angespornt durch die gleichfüfsige Uebertragung des Anfangs der Odyssee von Wolf. Auf diese Weise, erzählt Freese, sind von ihm bereits Theognis, Lucan, der ganze Homer und die Satiren und Episteln des Horaz deutsch bearbeitet, wovon einzelne Proben in den Seebodischen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik und im Programm des Stargarder Gymnasiums 1834 (Horazens Brief an die Pisonen) vorliegen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

1) *Homer's Ilias, in Hexametern übersetzt von Hermann Monjé.*

2) *Homer's Werke, metrisch übersetzt von E. Wiedasch.*

3) *Homer's Ilias in Reimen übersetzt von Albert von Carlowitz.*

(Schlufs.)

„Da ihn jedoch diese Abmessung nicht mehr befriedigt und er sie für *nicht hinreichend* hält, den Vers der Alten in seiner ganzen Eigenthümlichkeit wiederzugeben, so sucht er jetzt nicht nur die Vers-, sondern auch die Wortfüfse und die damit zusammenhängenden Cäsuren im Deutschen nachzubiden, ein freilich mühsames Werk, das nach eigener Ansicht eben nicht Nachahmer finden möchte; dafs es aber doch möglich ist, hat er an den beiden ersten Gesängen der Odyssee bewiesen." Nun zweifle noch Jemand am deutschen Fleifs, der selbst dann gigantisch auftritt, wenn er in Irrthümer verfällt; welche andere neuere Nation würde, bei gleich geringen Sprachmitteln, etwas Aehnliches durchgeführt haben! Und obendrein an so vielen Dichterwerken! Es scheint denn doch schwieriger und die Kraft mehr aufreibend, einen Poeten poetisch und deutsch, wirklich deutsch zu reproduciren. Aufser jenen hier erwähnten Versuchen von Falbe, die merkwürdig genug sind, dafs sie sammt und sonders den Druck verdient hätten, weil sich in ihnen ein unerhörtes Ringen mit den Kräften der Sprache kundgiebt, das jedenfalls doch schätzenswerther ist als das alltägliche gesetzlose Sudeln, hat man von keinem Beispiel dieser Art vernommen. Uebrigens war es leicht, auf diesen Abweg zu gerathen, da Wolf, von dem Ruhme seines Namens unterstützt, die Sache sehr plausibel zu machen wufste; es würden ihm gewifs weit mehrere gefolgt sein, wenn die Ausführung nicht gar so schwierig gewesen wäre, und wenn es keinen Schlegel gegeben hätte, Denn letzterer und Wolf standen eigentlich, ohne dafs sie es selbst bemerkten oder bemerken mochten, sei es wegen gegenseitiger Hochachtung oder weil sie beide mit Vofs kämpften, wie zwei Antipoden sich gegenüber. Schlegel hatte schon 1796 in d. a. Recension, auf welche wir bei andrer Gelegenheit in diesen Blättern zurückkommen, sein Mifsfallen darüber geäufsert, dafs Vofs, offenbar mit Absicht, die malerischen Rhythmen einzelner homerischer Verse sorgfältig nachgeahmt; er nannte dies eine künstelnde Spielerei, die mannichfache Bedenken errege. Er sah nicht oder mochte nicht sehen, dafs Vofs hier, mit glücklichem Takt, sehr glückliche Griffe gethan, der Beurtheiler wollte sich nicht vor der Genialität des Beurtheilten beugen und bekrittelte überhaupt manche Neuerungen des Styles, die späterhin allgemein gebilligt, allgemein nachgeahmt worden. So machte er denn unter andern auch grundlose Ausstellungen an dem berühmten Verse:

Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.

Wohl alle Interpreten haben den daktylischen Rhythmus der Stelle nachgezeichnet, auch Schlegel that es, weil er, trotz seines Widerspruches, nicht umhin konnte, die Nothwendigkeit desselben anzuerkennen. Allein der daktylische Rhythmus war allein nicht hinreichend, um die Herrlichkeit des homerischen Verses auszudrücken; sein Versuch mifslang daher, Vossens Malerei durch folgende Nachbildung zu ersetzen:

Wieder zur Ebene rollte der frech empörende Steinblock.

Hier hätten wir eine Wolfische, halb unpoetische Zeichnung. Es fehlt der Naturlaut, der in das Ohr tönende Schall des in πέδονδε κυλίνδετο vom Sänger ausgedrückten Rollens; Vofs traf den Geist besser, indem er „die Ebene" aufgab und den höheren Sinn, die Töne der Wörter und den über den Worten schwe-

Digitized by Google

benden Reiz zugleich berücksichtigte. Hr. Wiedasch berührte die Linie der Vossischen Trefflichkeit:

Wieder zur Ebne hinunter entrollt' ihm der tückische Steinblock.

Nur dafs das überflüfsig hinzugefügte „ihm" stört und die Zischlaute, die der Steinblock hinzubringt, fast unaussprechlich sind, wenigstens nicht passend klingen; Vofs hatte seine Gründe, weshalb er den von Schlegel später angefochtenen „Marmor" hineinbrachte, und das nicht minder von letzterem getadelte „Donnergepolter" aufbrachte. Unkundige Kritiker nennen ein solches Verfahren: fremden Schmuck in den Dichter tragen. Vofs verstand sein Fach, es gelang ihm freilich nicht überall so gut, namentlich später nicht mehr, wie oben erwähnt worden. Aber man mufs sich wundern, dafs Schlegel, der diesen Grad der Nachahmung schon zu rügen für nöthig befunden hatte und der den minder kunstvollen Vers vorzog, weil er natürlicher geflossen zu sein und den Genufs nicht durch eine bemerkbare Anstrengung der Künstlerhand mehr oder weniger zu verkümmern schien, die nachher von Wolf empfohlene Methode nicht blofs ruhig hinnahm, sondern (s. Gesamm. W. Th. III, p. 20 u. f.) die Sache durch That und Lehre für gefördert und die Fortsetzung der aus der Odyssee gelieferten Probe für wünschenswerth erklärte. Was sollte nun der auf diese Weise behandelte Vofs gegen die beiden Kritiker sagen? Sollte er den ersteren Vorwurf gegründet finden, sollte er durch die entgegengesetzte Mahnung, dafs die Kunst, wenn sie den Geist erschöpfen wolle, auf solche Kleinmalerei zu richten sei, sich für geschlagen erachten? Was man erst geschmäht hatte, war nun lobenswerth, ja, erschien nicht einmal verdienstlich genug.

Seine Nachfolger erkannten jedoch die Wahrheit heraus, Schlegels Wankelmuth bethörte sie so wenig als Wolfs berühmter Name; es entstanden mehrere Versuche (z B. von K. Schwenck), worin man das Poetische keineswegs einer Nachahmung des Aeufserlichen zum Opfer zu bringen gewillt war. Man begnügte sich damit, über Vofs hinauszugehen und bessere Hexameter durch Verbannung der Trochäen zu bilden, indem man das Mafs so rein zu gestalten sich bemühte, wie Schlegel in jener freien Verdeutschung der „Herabkunft der Göttin Ganga;" es galt, dem Muster der griechischen Form im Allgemeinen nachzustreben. Sehr achtungswerth ist denn, was Prof. Wiedasch durch seine oben angezeigte vollständige Uebertragung des Homer, die während des letzt verflossenen Jahrzehnts in der Stuttgarter Sammlung erschien, auf diesem Wege geleistet hat. Seine Messung, obwohl noch im Einzelnen unelegant, zeigt doch im Ganzen einen tüchtigen Fortschritt; eine andere Frage ist, ob er im Uebrigen die Palme errungen.

Die unter Nr. 1. erwähnte Verdeutschung der Ilias von Monjé, die „vor zwölf Jahren unternommen und nach manchen durch persönliche Verhältnisse gebotenen Unterbrechungen nun endlich ausgeführt" worden ist, steuert mit der zuletzt genannten Arbeit „ungeachtet der sehr abweichenden Grundsätze" nach demselben Hafen. Der Verf. macht die Ueberzeugung geltend, „dafs eine gröfsere Annäherung an die Einfachheit, Natürlichkeit und Wahrheit der homerischen Sprache erreichbar und mit einer strengeren Technik wohl zu vereinigen sei." Er sagt mit Recht: „der deutsche Hexameter ist trotz der vielfachen Bemühungen, welche man ihm in neuerer Zeit gewidmet hat, noch keineswegs zu solcher Vollendung gediehen, dafs ihm das volle Bürgerrecht in unsrer Sprache nicht mehr zu bestreiten wäre." Nämlich für *das* Epos. Bei der vorliegenden Uebersetzung entstand ihm daher die Aufgabe, die unmittelbar aus dem homerischen Versbau abgeleitete Theorie nach Mafsgabe der Verschiedenheit des deutschen und griechischen Sprachidioms umzubilden, und die Modificationen, durch welche die allgemeine Grundform des Hexameters mit dem eigenthümlichen Wesen unsrer Muttersprache ausgesöhnt werden kann, auf feste Gesetze zurückzuführen. Ueber das Nähere verweist der Verf. auf seine Bemerkungen in Vichoff's Archiv für den Unterricht im Deutschen, Jahrg. 1843. Heft II, S. 147 u. f. Ref. freut sich diesen Weg als den richtigen bezeichnen zu können; es sind dies dieselben Grundsätze, die er bei seinen Nachbildungen antiker Versformen befolgt und in seinem Handbuch der Prosodie und Metrik aufgestellt. Ist es den Deutschen möglich, zu einer guten hexametrischen Uebersetzung des Homer zu gelangen, so wird es nicht anders geschehen können, als auf der von Monjé betretenen Bahn; die ärgsten Widersacher antiker Form, unter welchen diejenigen am lautesten eifern, die eine schöne Form überhaupt für überflüssig achten, werden verstummen müssen, wenn sie sehen, dafs man das Antike nicht

Digitized by Google

mehr blindlings einführt, sondern dem Genius der Muttersprache im Rath der Darstellung Sitz und Stimme verleiht. Und wozu führt man es überhaupt ein? Um die deutsche Sprache aus ihrer Barbarei zu befreien und zur rechten Schönheit zu erheben.

Ref. braucht nichts weiter hinzuzusetzen, nachdem er im vorigen Jahrgang dieser Blätter mehrmals ausführlich davon gesprochen; auch fehlt es an Raum, die übrigen Grundsätze näher zu prüfen, nach welchen Monjé gearbeitet hat. Es genügt zu erwähnen, dafs er in Wort und Wendung sich etwas freier bewegt, als Wiedasch, der in Treue und Sorgfalt seinem Flug oftmals eine Fessel anlegt; Ref. billigt das Princip des jüngsten Uebersetzers, weil es, wenn auch im Einzelnen ungenau durchgeführt, im Allgemeinen auf tadellosem Grunde beruht.

Es entsteht zunächst die Frage, welche von beiden Uebersetzungen die vorzüglichere sei. Durch die Stellen, die Ref. verglichen, gelangte er zu dem Ergebnifs, dafs beide Iliaden fliefsend und gewandt abgefafst sind, aber sich den Vorzug streitig machen, indem wir finden, dafs der eine bald diesen Vers, der andere bald den nächsten glücklicher getroffen hat, der eine bald in dieser, der andere bald in jener Wendung, bald dieser, bald jener im Rhythmus den Preis zu verdienen scheint. Wiedasch gewinnt häufig durch Treue des Ausdrucks, ohne dafs er dem Ton der Muttersprache schadet, einen ansehnlichen Vorsprung; Monjé besiegt häufig durch eine wohl benutzte Freiheit, mit welcher er die Worte des Urtextes geschickt zusammenfafst, den gebrochenen Ausdruck des Vorgängers, den die Wörtlichkeit im Stiche gelassen. Beispiele, die dies erhärten, finden sich fast von Satz zu Satz. Schon daraus erhellt, dafs wir keine von beiden Leistungen entschieden gelungen nennen dürfen; sie haben ausgezeichneten Fleifs bewiesen und viel gefördert, aber sie sind noch nicht bei dem Ziel angekommen, wo eine Vollendung hervortritt, die uns zu sagen gestattet: die Uebersetzung ist gut, nicht blos leidlich, sondern vollkommen, so weit ein Werk dieser Literatur vollkommen werden kann. Wohl möglich, dafs ein Talent dazu gehört, welches so grofs sein müfste, dafs es die Kräfte beider Männer umfafste; möglich auch, dafs der deutsche Hexameter für den epischen Styl des Homer nicht genügt. Ref. ist über letztern Punct zweifelhaft, wofür er die Gründe ohnlängst in diesen Blättern dargethan; doch kann er nicht umhin zu erwähnen, dafs es für ihn eine wahre Erquickung war, aus den gereimten leblosen Alexandrinern der unter Nr. 3. angeführten Verdollmetschung zu dem, wie Wiedasch den Hexameter nennt, beflügelnden Schmucke zu gelangen, welcher die Uebersetzung von Monjé ziert. Ich sagte schon, dafs Wiedasch im Rhythmus diesem kaum nachsteht; sein treues Bestreben, sich leicht auszudrücken, verbunden mit unermüdlicher Geduld der Ausfeilung, richtete, was gewifs ein seltener Fall ist, eben so viel aus, als die vorzüglicheren Grundsätze, nach welchen Monjé, vielleicht nicht glücklich genug, den zarten ionischen Marmor bearbeitete.

Nach dieser Auseinandersetzung erledigt sich eine zweite Frage von selbst. Die Verdeutschung von J. H. Vofs sehen wir von diesen beiden Nachkämpfern (wie auch durch die erwähnenswerthe Arbeit von Jacob) im Metrischen überboten, in der Treue ziemlich erreicht, in der Gewandtheit des Styles wenigstens ersetzt; aber sie haben keinen so vollständigen Sieg über den berühmten Wegebahner erfochten, dafs Hoffnung vorhanden wäre, ihre Leistungen würden die Vossische Arbeit aus der Gunst des Publicums verdrängen. So wichtig der Fortschritt ist, den sie zusammen kundgegeben, während in keiner einzelnen Arbeit die Strahlen desselben sich vereinigen, haben sie doch in Einem Stück keinen Vortheil errungen, im poetischen Colorit nämlich, worin Vofs ihnen, zumal in der ersten Ausgabe der Odyssee, die auch Ref. vorzieht, immer noch die Wage hält. Bei Monjé scheinen mir besonders eine Menge einzelne Beiwörter, die Vofs mit Zulassung der Trochäen nachbildete und die für das Ganze wegen häufiger Wiederkehr sehr einflufsreich sind, sodann viele einzelne dem Homer eigenthümliche Redensarten vernachlässigt; zuweilen sinkt ihm auch der Ton zur Prosa nieder, weil er die griechische Fülle nicht reproducirt hat, so dafs der Vers, trotz der vollen Rhythmen, einen leeren Schall hat und gleichsam kahl erscheint. So lautet der achte Vers des ersten Gesanges:

Wer der Unsterblichen brachte zum Streit an einander die Beiden?

So fragt man, den Genitiv abgerechnet, im gewöhnlichen Leben. Zunächst ist „aneinanderbringen" ein alltäglicher Ausdruck; ein solcher kann zwar durch

Digitized by Google

die Stellung so gehoben werden, dafs er nichts Anstöfsiges mehr hat, ausgenommen für denjenigen, der oft gebrauchte Ausdrücke für prosaisch und herabstimmend hält. Aber diese Hebung fehlt hier. Sodann mangelt die Fülle des Originals, welche den Ausdruck lebendig und poetisch macht; daher Wiedasch ein wenig besser sagt:

Wer der Unsterblichen trieb sie zu feindlichem Streit an einander?

Schlegel aber dürfte wohl den Vorzug behaupten, indem seine Uebersetzung zugleich an das Vorhergehende anschliefst:

Wer von den Göttern jedoch trieb jene zu feindlichem Hader?

Bei Monjé stört sogar das „einander," welches er so eben in der letzten Periode gebraucht hatte. Der Epiker darf und soll zwar, den Gesetzen seines einfachen Styles gemäfs, dies und das wiederholen; doch war hier kein Grund dazu vorhanden und der Wechsel anmuthiger.

Es gehört zu einer guten Uebersetzung des Homer, um meine Meinung zusammenfassen, noch mehr Takt, gröfsere Schärfe und Gründlichkeit, eine entschiedene Genialität, welche dem Ganzen die rechte Farbe zuführt und im Einzelnen das Wichtigste, worauf die jedesmalige Eigenthümlichkeit eines homerischen Gedankens beruht, mit Hintansetzung des Unwichtigeren herausgreift, überall in den Vordergrund stellt und zu klarer Anschauung bringt. Eine solche Freiheit der Behandlung, die mit kühner Hand das griechische und deutsche Idiom bemeistert (denn das zweite bewältigt er niemals ohne tiefe Einsicht in das erstere), vermag nicht Jeder durchzuführen, nicht einmal Jeder zu begreifen, am wenigsten derjenige, der von Haus aus nicht eine vollkommene, sondern nur eine leidliche Verdeutschung für möglich erachtet. Letztere Ansicht hat neulich Prof. Franz in der Vorrede zu seiner Oresteia des Aeschylus als die seinige hingestellt, ich weifs nicht, ob aus Bescheidenheit oder aus einem Gefühl von Schwäche; Ref. hofft auf die mancherlei Behauptungen, die dort (s. S. XI u. f.) gegen ihn gerichtet worden sind, bei nächster Gelegenheit zurückzukommen und den Nachdichter der Eumeniden mit einigen Worten zu rechtfertigen.

Den beiden Verdeutschungen von Monjé und Wiedasch kann ein zahlreiches Publicum nicht fehlen; jene ist leidlich ausgestattet, diese erhält hoffentlich, mit vielfachen Verbesserungen, die der Verfasser, wie ich höre, vorbereitet hat, von dem Verleger der Stuttgarter Sammlung ein schöneres Papier und Format.

Johannes Minckwitz.

LVII.

The Expedition to Borneo of H. M. S. Dido for the Suppression of Piracy. With Extracts from the Journal of James Brooke, Esq., of Sarāwak. By Captain the Hon. Henry Keppel, R. N. 2 *Vols. London*, 1846. *Chapman and Hall.* 8.

Die unterm Aequator im indischen oder südasiatischen Archipelagus zwischen der Sundasee im Süden, der Macassarstrafse und Celebessee im Osten, der Mindoro oder Sulusee im Norden und dem chinesischen Meere im Westen gelegene Insel Borneo ist keine neue Entdeckung. Laut einer, dem obigen Werke beigedruckten „Denkschrift über Borneo" von Hunt aus 1812 wäre es Magelhaens gewesen, der 1520 dort zuerst gelandet. Das weist aber ein Aufsatz im „Quarterly Review" — Juniheft 1846 — als irrig nach, indem Magelhaens bereits vor 1520 auf der östlichen Insel Zebu seinen Tod gefunden habe. „Seine Leute waren es," sagt der Aufsatz, „die 1521 zuerst bei Borneo anlegten und in der damals blühenden Hauptstadt gleichen Namens glänzend empfangen wurden." Die Erdkunde besitzt eine Beschreibung jenes Ereignisses aus der Feder eines Augenzeugen, des Italieners Pigafetta — er steht in keinem Conversationslexicon, — welche die Hauptstadt bei ihrem noch jetzigen Namen Bruni nennt und von deren Reichthume wie vom Zustande der ganzen Insel einen hohen Begriff erweckt. Ihr zufolge zählte die Insel drei mächtige mahomedanische Reiche und mehrere engbevölkerte Städte, die mit den Nachbarinseln Handel trieben. Die gröfste war Bruni mit 25000 Häusern und 200,000 Einwohnern, unter denen eine Menge Chinesen, die durch Fleifs und Industrie sich hervorthaten. Der Herrscher oder Sultan hielt einen prächtigen Hof und liefs die Europäer auf zwei kostbar geschirrten Elephanten in seinen Palast bringen, wo die Zahl seiner Geheimschreiber für den weiten Umfang

Digitized by Google

seiner Besitzungen, und die Verschwendung im Harem für die Fülle seiner Einkünfte zeugten.

Wenige Jahre später — 1527 — entsendete, wie der niederländische Schriftsteller Francis Valentyn in seinem „Das alte und neue Ostindien," 5 Bde., 1724, berichtet, G. Meneses, portugiesischer Statthalter der Molukken oder Gewürzinseln, seinen „Leutnant" Vasco Laurens zum Behuf des Anknüpfens von Handelsverbindungen auf einem kleinen Geschwader nach Borneo. Allein schon der Anfang vereitelte das Unternehmen. Die Gunst des Monarchen zu gewinnen, überreichte ihm Laurens einen Teppich mit der eingewebten Vermählung „eines Königs von England mit einer Muhme des Kaisers" — vermuthlich Heinrich's VIII. mit Katharina von Arragonien. Der Monarch fragte nach der Geschichte des Bildes und als er hörte, dafs es einen mächtigen Fürsten vorstelle, beschlich ihn die Besorgnifs, dafs es ein Zauberbild sei, ein Zauberspruch den Fürsten ins Leben rufen und zum Herrn über ihn und sein Volk machen könne. Taub gegen jede Betheuerung des Gegentheils befahl er den Portugiesen und deren Führer, sich sammt ihrem Bilde zu entfernen, und nicht ohne Mühe entgingen sie fühlbarer Mifshandlung. Demungeachtet scheint es, dafs in darauf folgender Zeit Handelsbeziehungen zwischen Borneo und den Portugiesen angeknüpft worden sind. Jedenfalls fanden sich deren vor, als die Holländer unter Oliver van Nordt — 1600 — mit Borneo in Verkehr traten. Sie lösten sich aber, sobald der portugiesische Stern vor dem monopolisirenden Geiste der Holländer in jenen Meeren erbleichte. Weil indessen auch Letztere fast nur mit den Küstenbewohnern verkehrten, wurde wenig oder nichts über das Innere des Landes bekannt und eine um das Jahr 1687 aufgetauchte Hoffnung, Näheres zu erfahren, sollte unerfüllt bleiben. Sie tauchte auf in der Person eines frommen und kühnen sicilianischen Mönchs, des ehrwürdigen Vaters Antonio Ventimiglia, der unter portugiesischem Schutze Goa verliefs, Borneo erreichte, in den Flufs Benjermassing einlief und nach mehreren vergeblichen Versuchen den, anscheinend die ganze Insel umschliefsenden Gürtel der maurischen Bevölkerung durchbrach und in das Innere vordrang. Erst als die Inbrunst seiner Gebete, sein dabei beobachtetes Ceremoniell, die Strenge seines Wandels und seine völlige Uneigennützigkeit auf das unverdorbene Gemüth der in ihren Pruhus den Flufs herab bis zur Mündung gekommenen Bewohner des Innern einen sichtbar günstigen Eindruck gemacht, ging er in einem gemietheten Schiffchen den Strom aufwärts. So gelangte er zu jenen Uferbewohnern, die sich Brajus nannten und ihn nicht blofs freundlich empfingen, sondern sich auch von ihm zum Christenthume bekehren liefsen. Das Weitere von Ventimiglia's Leben ist eben so unbekannt wie sein Todesjahr; doch setzt die Sage Letzteres in 1691 und da sie zugleich erzählt, dafs er eine grofse Menge Eingeborene getauft und inmitten seiner Gemeinde gestorben sei, so ist anzunehmen, dafs er fortwährend das Werk der Belehrung geübt und eines natürlichen Todes gestorben ist.

Breit wie die Kluft sich darstellt, welche jene Zeit von der neuesten trennt, mufs dennoch der auf dem Titel des, gegenwärtiger Anzeige vorliegenden Werkes genannte James Brooke der unmittelbare Nachfolger Ventimiglia's heifsen. Zwar erwähnt Valentyn, dafs um 1609 ein englisches Schiff nach Borneo gekommen sei, aber auch nur diese Thatsache, und die englische Niederlassung, deren er zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gedenkt, hatte eine so ungesunde Stelle gewählt, dafs sie durch Krankheiten geschwächt den von holländischer Eifersucht wider sie aufgereizten Seeräubern zu einer fast widerstandslosen Beute wurde. Die Holländer ihrer Seits begnügten sich mit dem, was die Eingeboren ihnen brachten, und damit, dafs Borneo eine der gröfsten Inseln unserer Erde sei. Da geschah es, dafs James Brooke, ein einfacher Privatmann, bei Gelegenheit einer zu seinem Vergnügen und zu seiner Gesundheit von Calcutta nach China 1830 unternommenen Reise Borneo sah. Er erstaunte, dafs eine Insel von so unvergleichlicher Schönheit und unberechenbarem Werthe unbeachtet, kaum gekannt sei. „Er forschte und las," wie es in einer Skizze seines früheren Lebens heifst, welche ein Freund von ihm dem Capitain Keppel und dieser in seinem Buche mitgetheilt hat, „und gewann schnell die Ueberzeugung, dafs für Forschung und Wagnifs sich hier ein weites Feld öffene. Der Gedanke ging in ihm auf, dem Volke der Malaien, das seit lange den europäischen Kaufmann schreckt, die Segnungen der Civilisation zu bringen, die Seeräuberei zu unterdrücken und den Sclavenhandel auszurotten. Der Gedanke reifte zum Entschlufs, und von der Stunde an,

Digitized by Google

wo er ihn gefafst, widmete er ihm alle Kräfte seines starken Geistes. Oft betrogen, oft getäuscht, konnte er trotz einer Ausdauer und Begeisterung, die alle Hindernisse niederwarf, erst 1838 zu Ausführung seines Lieblingsplans von England in See gehen. Während der Zwischenzeit hatte er gesammelt und gerüstet, hatte ein Jahr lang das mittelländische Meer befahren, um die Tüchtigkeit seines Schiffs, des Royalisten, und seiner Mannschaft zu prüfen, hatte sein Vorhaben nach allen Richtungen so genau erwogen, alle Zufälligkeiten so scharf berechnet, dafs, keck und verwegen wie das Unternehmen erschien, auch diejenigen seiner Freunde, die am Wenigsten davon erwarteten, bei seiner Abfahrt sich gestehen mufsten, er mindestens habe nichts unterlassen, einen glücklichen Ausgang zu verbürgen."

Dieser einfache Privatmann wurde laut erwähnter Skizze am 29. April 1803 geboren, ist der zweite Sohn eines Civilbeamten der ostindischen Compagnie, trat als Junker in denselben Dienst, focht mit Auszeichnung gegen die Birmanen, erhielt einen Schufs in den Leib, kehrte, von der Regierung belobt, zum Behuf seiner Genesung nach England, dann wieder nach Indien zurück und blieb hier, bis er aus dem Dienste schied und die Reise nach China begann, die seinem Leben eine so ungeahnte Wendung und durch endliches *Aufschliefsen* der Insel Borneo ihren Bewohnern — hoffentlich einen Wohlthäter gegeben hat.

In seinem, 172 Tonnen haltenden, mit 20 „Händen" bemannten Schiffe ging James Brooke am 27. October 1838 aus der Themse in See, berührte Rio Janeiro und das Vorgebirge der guten Hoffnung, legte den 1. Juni 1839 bei Singapore an, wählte auf den Grund eingezogener Erkundigungen Sarawak, im Gebiete des Sultans von Borneo proper und zeitweilige Residenz des Rajah Muda Hassim, zum Landungsplatze, erreichte das Ziel seiner Sehnsucht, die Küste von Borneo am 1. August und ankerte am 14. desselben Monats im Angesicht von Sarawak. Was er seitdem sechs Jahre lang geleistet und erduldet, wie er, gleichsam ein fahrender Ritter für Recht und Menschlichkeit, sich einen Weg gebahnt zu Stämmen, die allen Gräueln barbarischer Unterdrückung verfallen waren, wie er jeden Widerstand bewältigt, jeden Argwohn versöhnt, sich die Herzen Derer gewonnen, die so verschieden von ihm als bewohnten sie einen andern Planeten, und durch kein anderes Mittel als durch die Ansprache von Gefühlen, die in jeder Menschenbrust ruhen, wie er, ein neuer Promotheus, in den Busen roher Wilden das gemeinsame Feuer der Menschlichkeit entzündet, einen kleinen Staat geschaffen, an dessen Spitze er steht, Gesetze giebt, Angriffe zurückschlägt, Verfolgten ein Asyl öffnet, berühmt und gefürchtet, geliebt und gefeiert ist über einen grofsen Theil jener grofsen Insel, Alles fast nur durch die Kraft eines entschlossenen Willens und eines hellen Kopfes — das ist in Kürze der Inhalt der von Capitain Keppel veröffentlichten „Auszüge seines Tagebuchs." Und Hand in Hand mit dem Wunderbaren seiner Leistungen geht seine Bescheidenheit. Nicht er achtet sein Tagebuch der Mittheilung werth; er vertraut es dem Freunde. Je gröfser seine Erfolge für das Wohl seiner Nebenmenschen, desto inniger seine Erkenntnifs, wie viel daran noch übrig, um desto heifser sein Streben es zu erwirken. Daher schliefst sein Tagebuch wie es beginnt, mit dem Verlangen, mehr schaffen zu können als seine Macht gestattet.

Die e „Extracte" füllen hauptsächlich den ersten Band des Keppelschen Werkes, während der zweite vorzugsweise die Geschichte der von Keppel geführten, von Brooke begleiteten und geförderten „Expedition zu Unterdrückung der Seeräuberei" erzählt. Weil demnach das allgemeinere und im Ganzen wichtigste Interesse sich an Brooke kettet, hat der Verf. und Herausgeber, obschon er sich nirgends in den Vordergrund drängt, stets, was Andere gethan, hoch, was er gethan, niedrig stellt, ein Wort der Entschuldigung dafür nöthig geglaubt, dafs das untergeordnete Interesse auf dem Titel voransteht. „Nur durch das Versprechen," sagt er, „die Dienstleistungen von Ihrer Majestät Schiff Dido gegen die Seeräuber an der Erzählung Theil nehmen zu lassen, konnte ich meinen Freund Brooke vermögen, mir sein Tagebuch für einen öffentlichen Zweck zu übergeben. Und erwog ich seine neue und einflufsreiche Stellung als ein Herrscher auf Borneo, und konnte ich mir nicht bergen, wie sehr sie ein Gegenstand europäischer Wifsbegier sein müsse, fühlte ich die Unmöglichkeit, mich einer Anforderung zu entziehen, die allein mich befähigen sollte, die merkwürdige Bahn zu verzeichnen, auf welcher er jene hohe Stellung erreicht hat." Es liegt nun aber auch in der Natur eines so entstandenen

Digitized by Google

und zusammengetragenen Werkes, dafs es kein gerundetes Ganze, kein Buch aus Einem Gusse sein kann. Wenn das dem Leser den Ueberblick erschwert, gleicht sich dieser Nachtheil durch die Frische und den Wechsel der Darstellung aus. Nicht so bei dem Referenten. Ihm verdoppelt jene Schwierigkeit die Mühe und was den Leser belohnt, darf ihn nicht verlocken. Deshalb: „ich will's versuchen zwar, doch müfst Ihr milde richten, liebe Herren."

James Brooke ankerte im Angesichte von Sarawak, einem am Ufer des gleichnamigen Flusses gelegenen Städtchen, und da Keppel uns später sagen wird, wie Sarawak aussah, als Brooke dort residirte, so möge Brooke es uns jetzt als des Rajah Muda Hassim Residenz beschreiben. „Die Stadt besteht in einer Anzahl Lehmhütten, die auf Pfählen errichtet sind und vielleicht für 1500 Personen Raum haben. Die Wohnungen des Rajah und seiner vierzehn Brüder nehmen den gröfsern Theil ein, während ihr Gefolge den gröfsern Theil der Bevölkerung ausmacht.... Der Flufs ist nicht besonders fischreich und der Anbau von Reis und anderen Körnern sehr gering. Es scheint, die Menschen leben meist von Geflügel und Ziegen.... Ungeheure, einzelne Granitfelsen, in früherer Zeit offenbar abgesonderte Inseln, bedecken die Küste. Die Zwischenräume sind mit angeschwemmtem Boden ausgefüllt und werden nach allen Richtungen von Bächen und Flüfschen durchschnitten. Am niedrigen Alluvial-Ufer des Sarawak erhebt sich die kleine Stadt. Ihre Entfernung vom Meere beträgt ungefähr 25 (englische) Meilen." Der Etikette gemäfs begrüfste Brooke die Residenz des Rajah mit 21 Kanonenschüssen, liefs sich unverweilt zur Audienz melden und stieg ans Land. „Der grofse Mann," berichtet sein Tagebuch, „empfing uns in vollem Staat, sitzend in seinem Audienzsaale, der äufserlich allerdings nur ein geräumiger, auf Pfählen ruhender Bretschuppen, aber innerlich mit Geschmack verziert war. Stühle standen zu beiden Seiten des Herrschers; er selbst safs obenan quervor. Uns wurden Sitze auf der einen Seite angewiesen. Die andere Seite nahmen seine zwei ältesten Brüder ein, Mahomed und Macota, neben diesen einige seiner Kriegsobersten. Unmittelbar hinter ihm safsen seine zwölf jüngeren Brüder. Die Kleidung des Rajah war einfach, aber reich, und die meisten der höchst gestellten Männer waren gut, etliche kostbar gekleidet. Sein Gesicht ist keineswegs schön, hat jedoch einen klugen und sehr gefälligen Ausdruck. Seine Bewegungen sind leicht und edel. Unser Empfang war freundlich und wie mir zu verstehen gegeben wurde in hohem Grade schmeichelhaft. Doch die steifen Formen beengten uns, zumal das Gespräch nicht über gütige Fragen und Freundschafts-Versicherungen hinaus ging. Man brachte uns Tabak, der in ein 1 Fufs langes Blatt gewickelt war, und Diener reichten knieend Thee. Inzwischen spielte eine Musikbande wilde, nicht unharmonische Weisen und die Schaar der uns umgebenden Beamten safs rings in ehrfurchtsvollem Schweigen. Nachdem wir eine halbe Stunde verweilt, standen wir auf und verabschiedeten uns."

Der wohlerzogene Muda Hassim verfehlte nicht, seinen Gegenbesuch zu machen, und zwar in bestem Styl. „Ihm voran," heifst es, „trugen die obersten Staatsbeamte sein Schwert mit goldener Scheide, seinen Kriegsschild, seinen juwelenbesetzten Dolch und fliegende Rofsschweife. Eine wilde, schmetternde Musik verkündete seinen Aufbruch. Ihm zur Seite gingen seine vierzehn Brüder und die angesehensten Häuptlinge. Eine Schaar deckte den Rücken. Er blieb zwei und eine halbe Stunde, afs und trank und plauderte ganz vertraulich, bis die erdrückende Hitze der Kajüte mich ihn und Alle — anderswohin wünschen liefs. Endlich brach er auf; 21 Kanonenschüsse salutirten und die Mühseligkeiten des Tags waren glücklich überstanden. Später sendete ich dem Rajah die für ihn mitgebrachten Geschenke, eine seidene Schärpe, mehrere Ellen rothes Tuch und Sammet, ein Terzerol, Scheeren und Messer, Thee, Zwieback, Confekt, porzellanes Spielzeug, u. s. w. Auch die Unterbeamten erhielten ihren Theil und nichts erfreute sie mehr als kleine Spiegel, vor welchen ihre Dienerschaft, die den Reflex nicht begriff, immerfort lachte, knixte, sich dehnte, safs und wieder aufstand, blofs um die entsprechende Wirkung zu beobachten."

Da Brooke es sich zur nächsten Aufgabe stellte, das Land und dessen Bewohner kennen zu lernen, der Rajah ihm nicht nur die Erlaubnifs dazu ertheilte, sondern auch ein mit Malaien bemanntes und von einem Häuptling geführtes Prahu zur Begleitung befehligte und die Fahrt stromaufwärts schon am folgenden Morgen begann, so dürfte es im Zwecke gegenwärtiger

Digitized by Google

Anzeige liegen, Alles zusammenzureihen, was in jenen Beziehungen zerstreut geboten wird und sich zur Aushebung für unsere Blätter eignet. Schon die gewonnenen geographischen Resultate erscheinen sehr bedeutend und für den Werth und die Nothwendigkeit der aufgenommenen und dem Buche beigefügten Karten bedarf es keines andern Beweises, als dafs Capitain Keppel bei Beschiffung der Flüsse „achtzig Meilen weit laut der besten Admiralitäts-Seekarten über angebaute Ebenen und Berggipfel fuhr."

Zu den Strömen, die in das Meer ausmünden und die schwersten Lastschiffe tragen, gehören namentlich der Sarawak, Morotaba und Sadung. Andere, fast gleich grofse und schöne, sind zwar „verriegelt," gewähren aber dem Binnenverkehr aufserordentliche Erleichterung. So der Quop, Boyur, Riam, Samarahan, Lundu, Samatan. „Bei unseren Ausflügen in das Innere der Insel," heifst es, „sind wir auf den meisten dieser Flüsse und Ströme 25, 30 und mehr Meilen zu Berg gefahren. Den Samarahan haben wir 70 oder 80 Meilen weit von seiner Mündung hinauf untersucht und sind in mehrere Arme von Zwischenströmen eingelenkt, wie vom Riam, Quop und Boyur. Den Morotaba, der eigentlich nur eine zweite Mündung des Sarawak ist, haben wir zu verschiedenen Malen vom Meere bis zu seiner Vereinigung mit letztgedachtem Strome befahren. Auch den Lundu und Sadung sind wir bis 30 Meilen weit hinaufgegangen und haben von sämmtlichen Flüssen so genau als möglich, mit Rücksicht auf Länge, Breite, betreffende Entfernung von einander und was sonst dienlich, Pläne und Zeichnungen entworfen. Die Einfahrten in den Sarawak und Morotaba sind auf das Sorgfältigste geprüft und genau angegeben worden..... Zu den auf diesen Flüssen im Handel ausführbaren Landesproducten zählen wir an Mineralien, Gold, Zinn, Kupfer, Spiefsglas und Pfeifenthon; an Vegetabilien insbesondere ausgezeichnet schönes Holz zum Schiffbau wie zu jedem andern Gebrauche, dann Sago, Reis," u. s. w.

Ueberall in kurzer Entfernung von den Ufern standen kleine Häusergruppen. Grünes Dickicht zog sich bis an den Wasserrand und auf abgeräumten Stellen prangten Bäume, die jedem europäischen Park Ehre gemacht hätten. Unzählige Affen sprangen und läpschten zwischen den Aesten; Schwarz- und Rothwildpret zeigte sich in Ueberflufs und eines Tages veranstaltete der Häuptling eine Hirschjagd „auf seine Manier." Am Tage wurde zu Berg gerudert; für die Nacht quartierte man sich im ersten besten Hause ein, bratete das erlegte Wild, begofs es mit einem Glas Sherry, rauchte eine Cigarre und legte den Kopf auf das Kissen, so ruhig und sicherheitsbewufst als schlafe man in England. Die Beschreibung eines dieser Häuser gilt für alle. „Erbaut auf Pfählen wie insgemein die malaïschen Häuser, mit gespaltenem Bambus gedielt und mit breiten Palmblättern gedeckt scheint es allerdings ein beau-ideal der Zerbrechlichkeit, besitzt jedoch eine Menge Vortheile und wäre mit einiger Verbesserung in jedem warmen Klima Kolonisten zur Nachahmung zu empfehlen. Es kostet nicht viel zu bauen und ist aufserordentlich geräumig, trocken und wetterfest. Das Innere besteht aus vier Gemächern, einem in der Mitte, welches das gröfste ist, einem Vorderzimmer, das schmaler, aber meist 36 Fufs lang, einem gemeinschaftlichen Schlafbehältnifs und einer Küche. Diese Gemächer sind durch dünne Wände geschieden und werden mit selbst gefertigten Matten überbreitet. Bei unserer Ankunft bedeckte man Letztere gewöhnlich noch mit feineren weifsen Matten. Eine ziemlich steile Leiter, die im Fall der Noth weggenommen werden kann, vermittelt den Eingang ins Haus."

Sehr eigenthümlich und gewissermafsen originell sind die Dörfer beschaffen. So eins ungefähr 18 Meilen landeinwärts, das Tungong heifst, ein Dorf der Dayaks, einige hundert Schritte vom Lunduflusse. „Tungong steht, stromaufwärts, am linken Ufer und ist mit einem leichten Pfahlwerk umzäunt. Innerhalb dieser Schutzwehr giebt es für die gesammte Einwohnerschaft ein Riesengebäude und drei oder vier kleine Hütten, aufserhalb, zwischen jener und dem Flusse, Bretbuden zu Aufbewahrung der Kähne und an jedem Ende ein oder zwei Häuser für Malaien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

Supplementbogen 1.

The Expedition to Borneo of H. M. S. Dido for the Suppression of Piracy. With Extracts from the Journal of James Brooke, Esq., of Sarawak. By Captain the Hon. Henry Keppel.

(Fortsetzung.)

Die gemeinsame Wohnung, eben so roh gezimmert als grofs, hält 594 Fufs in der Länge; das Frontzimmer, eigentlich eine Strafse, nimmt die ganze Länge des Gebäudes ein und ist 21 Fufs tief. Den hintern Raum trennen aufgespannte Matten zu Privatgemächern für Familien ab. 45 Thüren führten dahin aus dem öffentlichen Saale, welchen die Wittwer und Junggesellen inne haben. Nur Beweibte sind zu einem Separatzimmer berechtigt. Das Gebäude erhebt sich zwölf Fufs über die Erde, und um hineinzukommen, mufs man einen eingekerbten Baumstamm erklettern — eine schwierige, steile und ungeschickte Treppe. Quervor längs einem Theil des Gebäudes befindet sich eine 50 Fufs breite, aus gespaltenem Bambus geformte Terrasse. Sie sowohl als das Frontzimmer dient aufser den regelmäfsigen Insassen auch Schweinen, Hunden, Vögeln, Affen und Hühnern zum Aufenthalt und ist deshalb eine gloriose Scene voll Lärm und Buntdurcheinander, denn hier werden zugleich die gewöhnlichen Hausarbeiten verrichtet, Reis gemahlen, Matten geflochten, u. s. w. Um die Mittagsstunde, wo wir dort waren, zählten wir im Zimmer und auf der Terrasse 200 Männer, Weiber und Kinder, so dafs mit Hinzurechnung der Abwesenden und Derer, die sich in ihre Gemächer zurückgezogen, die ganze Gemeinde aus gewifs nicht weniger als 400 Köpfen bestehen kann. Etwa sieben Fufs höher war ein zweites, wackliges Stockwerk, darin die Vorrathskammern für Lebensmittel, Arbeits- und Kriegsgeräthe. An den Wänden des grofsen Zimmers hingen eine Menge vier Fufs lange, mitten durchgeschnittene, ausgehöhlte Baumstämme, die am Tage zum Sitzen, des Nachts als Bettstellen gebraucht wurden. Die hier wohnenden Sibnowan-Dayaks sehen wild aus, sind aber anscheinend ein ruhiges, harmloses Völkchen. Das Gemach ihres Häuptlings Sejugah lag ziemlich im Centro des Gebäudes und war das gröfste von allen. Unserm Besuche zu Ehren hatte man schöne Matten aufgelegt, während der Volkssitte gemäfs ungefähr dreifsig geisterhafte Schädel über unseren Häuptern hingen. Sejugah ist ein Mann in mittleren Jahren, mit einem hübschen, freundlichen Gesichte und gefälligen Manieren. Mehrere seiner Söhne und Verwandte und einer oder zwei der vornehmsten Männer im Staate waren um ihn. Aber auch die Uebrigen schienen durch seine Gegenwart keineswegs beengt oder ihm besondere Hochachtung zu erweisen, wenigstens zeigten sie nichts von der knechtischen Unterwürfigkeit der Malaien vor ihrem Fürsten. Ihre Kleidung beschränkte sich auf einen Tuchstreifen um die Hüften, dessen Zipfel vorn und hinten niederfielen, und einem aus Baumrinde um den Kopf geschlungenen Turban, der vorn etwas in die Höhe stand wie ein kleiner Federstutz. Sie waren fast insgesammt gut gewachsen und bewiesen ohne viel Muskelkraft eine grofse Behendigkeit. Von Gestalt waren sie aber klein, mafsen von vier Fufs zehn bis fünf Fufs vier Zoll. Anlangend die dreifsig geisterhaften Schädel liefs ich mir sagen, es seien nur Feindesschädel, insonderheit vom Stamme der Sarebus, und noch viel mehr zur Hand."

Weil die Sitte, ihre Häuser mit Schädeln zu schmücken, allen Dayaks gemein ist, bei den Sibnowan-Dayaks aber sich minder bemerkbar machte, ergriff Brooke die Gelegenheit, nach dem Nähern zu fragen. „Ein junger Mann," erwiderte man ihm, „könne nicht heirathen, eh' er sich einen Schädel verschafft. Auf meine Bemerkung, dafs der Sitte mehr Ehre geschehe,

Digitized by Google

wenn sie unterlassen als wenn sie beobachtet würde, erhielt ich zur Antwort, sie bestehe seit unvordenklicher Zeit und lasse sich folglich nicht abstellen. Später räumte mir jedoch Sejugah ein, dafs, weil es immer schwerer würde, Köpfe zu erlangen, ein junger Mann auch eine Frau bekommen könne mittelst Geschenke, die er ihren Aeltern mache. Dabei blieben sie aber stets, dafs sie sich nur Feindesschädel holten, und führten dafür an, das seien schlechte Menschen, die den Tod verdienten. Ich fragte einen jungen ledigen Mann, ob er sich einen Schädel verschaffen müsse, eh' er eine Frau bekommen könne. „Ja," sagte er. — „Wann werde er einen erlangen?" — „Bald." — „Wo?" — „Am Sarebus-Flusse." — Ich erwähne diese Einzelnheiten, weil ich überzeugt bin, dafs, dafern ihre Sitte ihnen erlaubte, einem widerstandslosen Reisenden oder einem in seiner Wohnung oder seinem Boote überraschten Malaien den Kopf abzuschneiden, ich ihnen das Geheimnifs entlockt haben würde."

Wie schon das Gesagte nicht von den Sibnowan-Dayaks allein, sondern von all den zahlreichen Volksstämmen gilt, aus welchen die eingeborene Bevölkerung besteht, so ist das auch mit wenig Unterschied in Folgendem der Fall. „Die Männer jenes Stammes," heifst es bei Brooke, „nehmen blofs Eine Frau und nicht vor ihrem siebzehnten oder achtzehnten Jahre. Die Hochzeitsfeier ist ganz eigen. In feierlichem Aufzuge werden Braut und Bräutigam nach dem grofsen Zimmer geleitet und hier dem Bräutigam zwei Hühner um den Hals gehangen, die er siebenmal um seinen Kopf schwingt. Darauf werden die Hühner geschlachtet und die Stirnen des Brautpaars mit dem Blute bespritzt, jene dann gekocht und von dem nun vermählten Paare allein verspeist, während die Uebrigen die ganze Nacht bankettiren. — Ihre Todten begraben sie in Särgen. Doch weichen darin die einzelnen Stämme von einander ab. Von einem Gott scheinen die Sibnowanen gleich ihren nächsten Nachbarn, den Lundu-Dayaks, einen dunkeln oder gar keinen Begriff zu haben. Sie beten zu Biedum, dem grofsen Dayak-Häuptlinge früherer Tage, und haben weder Priester, noch Ceremonien. Der dickste Nebel der Finsternifs hängt über ihnen. Doch ist es viel leichter, Finsternifs durch Licht zu erhellen als falschen Glanz durch die Strahlen der Wahrheit auszulöschen! Das Benehmen der Männer jenes Stammes ist zwar zurückhaltend, aber ungezwungen, während die Frauen uns heiterer vorkamen und mehr geneigt, über unsere Eigenthümlichkeiten zu lachen und zu scherzen. Obwohl wir die ersten Europäer waren, die sie sahen, belästigten sie uns doch nie mit Neugier. Eben so verdient ihre Ehrlichkeit Anerkennung. Trotz häufiger Gelegenheit versuchten sie nie etwas zu entwenden. Ihre Hautfarbe gleicht der malaiischen, ist gleichmäfsig dunkel, und der Schnitt ihres Gesichts unterstützt durchaus nicht den Glauben einer verschiedenen Abstammung. Da sie sich aber nie mit Malaien verheirathen, ist auch keine Vermischung beider Völkerschaften denkbar, denn die Keuschheit ihrer Frauen verbietet jeden andern Gedanken. Von Gestalt sind sie, wie schon bemerkt, klein, haben kleine, rasche Augen, meist flache Nasen und reinliche, gut-geformte, wenn auch nicht kräftige Körper. Beide Geschlechter tragen das Haar gewöhnlich lang und aufgeschlagen. Nur ältere Männer schneiden es häufig kurz ab. Wie natürlich lieben sie das Wasser und baden fleifsig. Auch besitzen sie eine Menge Kähne. Ich zählte deren funfzig und überdies zehn oder zwölf Prahus, die sie zu mäfsigem Preis für die Malaien bauen. Unterhalb des Kniees oder am Arme tragen die Männer hübsche Rohrringe, so fein gearbeitet, dafs wir sie anfangs für Haarringe hielten, bisweilen auch einen oder zwei Messingringe, sonst keinerlei Zierrath. An Einigen sah ich die Ohren durchstochen, aber nie etwas Anderes darin als ein dünn zusammengerolltes Palmblatt, nur um das Loch zu hindern sich zu schliefsen. Die Frauen sind entschieden hübsch und bei Weitem weniger dunkel als die Männer, haben auch gute Figuren und merkwürdig viel embonpoint. Ihr Gesichtsausdruck ist Frohsinn und Gutmüthigkeit, und ihre Lage scheint eine glückliche. Sie kleiden sich ziemlich dürftig in ein grobes, von den Sakarran-Dayaks gefertigtes Zeug, das ihnen von der Hüfte bis ans Knie reicht, und um die Lenden hängen sie messingene, von ihren Ehemännern gearbeitete Zierrathen. Vom Gürtel aufwärts sind sie nackt und bedecken weder, noch schmücken sie den Kopf. Sie haben mitunter messingene Armbänder, nie Ohr- oder Nasenringe, und nur die Glücklichsten ein Perlenhalsband. Doch ziehen sie die kleinsten venetianischen Perlen den gröfseren und auffallenderen englischen

Digitized by Google

unbedingt vor. Alle Hausarbeit ist ihr Theil. Sie mahlen den Reis, tragen Lasten, holen Wasser, fangen Fische und bestellen das Feld. Aber obschon in diesem Betracht anderen Wilden gleich, haben sie sonst Vieles vor ihnen voraus. Sie werden nicht eingeschlossen, essen gemeinschaftlich mit den Männern und stehen zu ihren Ehegatten und Kindern fast im Verhältnifs europäischer Frauen. Die Kinder sind durchaus unbekleidet und eine Eigenthümlichkeit, die einzige, die ich bemerkt habe, ist die, dafs man ihnen die Zähne so scharf und spitzig feilt wie die eines Haifisches. Ich sagte, die Männer heirathen blos Eine Frau. Auch Kebsweiberei ist unbekannt und Verführung oder Ehebruch kommen selten vor. Sogar die Malaien rühmen die Keuschheit der Dayakinnen. Gleichwohl sind sie vor Fremden nicht schüchtern; sie haben in unserer Gegenwart völlig nackt gebadet."

Die bisher ausschliefsend erwähnten Malaien und Dayaks sind die zwei Hauptracen der eingeborenen Bevölkerung. Eingewanderte Chinesen, die mit Handel und Bergbau beschäftigt an der Küste wohnen und sobald sie reich geworden in die Heimat zurückkehren, können um so weniger dahin zählen, je entschiedener sie von jenen und diese sich von ihnen fern halten. Die Malaien haben sich über alle Inseln des indischen Archipelagus verbreitet und wie anderwärts die Urbewohner, so auf Borneo die Dayaks unterjocht. Wohl die Meisten derselben bekennen sich zum Islam und ihre Gemeinden oder Staaten werden von arabischen Serifs regiert, die sich der Abstammung vom Propheten rühmen. Der Charakter der Malaien ist in Europa schwarz gefärbt; sie gelten für falsch, rachsüchtig, verschmitzt und räuberisch, und wer die aus ihrer Mitte für Seeromane genommenen Helden kennt, mufs sich unter einem Malaien einen schwarzbraunen Kerl vorstellen, der von Opium berauscht durch eine belebte Strafse läuft, von Polizei und Militair verfolgt wird und mit seinem „Kris" rechts und links umher sticht, gleichviel wen er trifft, ob Mann, Weib oder Kind. Das war auch, was Brooke von ihnen erwartete. Er belehrte sich und belehrt dadurch Europa eines Bessern, selbst wenn der in ihm hervorstechende, liebenswürdige Zug, „die schöne Kunst, in jeder Menschenbrust nur das Gute zu sehen," ihn zu einer *zu* günstigen Beurtheilung veranlafst haben sollte. Nachdem er den aus den Klagen europäischer Händler entstandenen Glauben angeführt, dabei bemerkend, dafs, wer Gewinn sucht, vielleicht wegen der Mittel nicht überskrupulös sei, versichert er, dafs die Malaien, wenn nicht unter unmittelbarem Einflusse ihrer Oberen, im Allgemeinen „weder verrätherisch, noch blutdürstig sind. Heiter, aufmerksam, gastfrei und gesittet, kommen in ihren Gemeinden weniger Verbrechen und weniger Bestrafungen vor als bei den meisten Erdbewohnern. Sie lieben ihre Kinder bis zur Leidenschaft und sehen ihnen Manches zur Ungebühr nach. Die Bande der Familienverwandtschaft und freundlicher Gesinnung überdauern Generationen. Der Malaie hat ein durch die Erziehung verfeinertes Gefühl und sprudelt auf, wenn er sich verachtet meint. Die Angst vor Verachtung steigert sich in ihm zu wirklicher Krankheit, und das Uebel ist, dafs sie eine falsche Richtung genommen, mehr die Blofsstellung und den Hohn fürchtet, als zur Reue wegen Vergehungen antreibt. Ich habe die Malaien immer gutgesinnt und gefällig gefunden, wunderbar fügsam in die Befehle ihrer Vorgesetzten und für erhaltene Wohlthaten eben so empfänglich und dankbar wie Völker in glücklicheren Ländern. Freilich hat dieses Gemälde auch seine Schattenseite. Der häfslichste Zug im Charakter des Malaien ist sein Mangel an geradem, offenem Sinn und der rastlose Geist listiger Intrigue, der den Höchsten wie den Niedrigsten beherrscht. Gleich anderen Asiaten huldigen sie selten der Wahrheit, sind abergläubisch, in gewöhnlichem Lebensverkehr zum Betrug geneigt und ohne Grundsatz und Gewissen, sobald sie die Macht haben, einen Ungläubigen oder einen Dayak, der an Bildung und Intelligenz ihnen nachsteht, zu unterdrücken."

Die Dayaks, welche das Grundelement und die Masse der Bevölkerung ausmachen, scheinen mit den Buggisen in Celebes gleichen Ursprungs, ein Zweig der grofsen, problematischen Familie des Menschengeschlechts aus Polynesien zu sein. Sie theilen sich in zwei Arten, die Land- oder Hügel- und die See-Dayaks. Letztere sind, was ihr Name andeutet, ein seefahrendes Volk, wohnen überall, wo schwer hin zu gelangen ist, weit hinauf über die Mündungen der Flüsse, und schwärmen, von Malaien angeführt in jenen ungezählten Prahus hervor, die seit lange über die östlichen Meere Furcht und Schrecken verbreitet haben. „Ihre Anführer oder Datus," sagt Keppel,

Digitized by Google

„sind unverbesserlich, denn sie sind Seeräuber von Geburt, Räuber aus Stolz und aus Lust und achten ihre Beschäftigung für den ehrenvollsten angeerbten Beruf. Blutvergiefsen gilt ihnen gleich und während sie gern plündern, machen sie noch lieber Sclaven. Sie verachten den Handel und seinen gröfsern Gewinn, sehen, mit Einem Worte, in Seeraub das edelste Gewerbe für Häuptlinge und freie Männer. Sie brüsten sich mit ihren Schwertern, weil sie ihren Vorfahren gehört, die ihrer Zeit berühmte und furchtbare Seeräuber gewesen, und wenn sie auch bedauern, dafs ihr angestammtes Erbe viel von seinem frühern Glanz verloren, so erklären sie doch den Besitz desselben immer noch für das Höchste irdischen Daseins." Zwei der kühnsten und wildesten dieser Stämme sind die Sarebus und Sakarrans. Der Verf. schildert sie als „schöne Männer, von hellerer Farbe denn die Malaien, mit scharfen, blitzenden Augen, schmalen Lippen und regelmäfsigen Gesichtern, auf welchen aber nur zu oft ein Ausdruck von Verschmitztheit." Wir werden mehr von ihnen hören.

Die Land- oder Hügel-Dayaks, auch Dayak Darrats geheifsen, unterscheiden sich von ihren Seevettern, was Sprache und Sitten betrifft, so unwesentlich, dafs Brooke den bemerklichsten Unterschied nur darin gefunden hat, dafs eine, Sumpitan genannte Waffe, ein Blaserohr zum Abschiefsen vergifteter Pfeile, blofs bei Letzteren in Gebrauch ist. „Uebrigens," setzt er hinzu, „werden die diesfalsigen Wunden durch wohlbekannte Gegengifte geheilt und deshalb nicht sonderlich gefürchtet." Zur Scheidung von einander nennen sich die einzelnen Stämme sowohl der Land- als der See-Dayaks nach den Flüssen und Bergen, an welchen sie wohnen oder von denen sie ausgewandert sind. Daher Sarebus, Sakarrans, Sibnowans u. s. w. Ein das Dasein und Wirken der meisten Landstämme charakterisirendes Bild liefert die Beschreibung der Singe-Dayaks, in der Nähe von Sarawak. „Früh am folgenden Morgen," berichtet Brooke, „brach ich nach dem Singe-Berge auf, dem Wohnsitze der Dayaks dieses Namens. Der Weg mit Einschlufs einer kurzen Rast kostete ziemlich drei Stunden, und da der letztere Theil steilan ging, der Weg schlecht war und die Sonne brannte, kamen wir matt und müde an. Unser Empfang war nicht der beste. Die Singe sind nicht ungastfrei, argwohnten aber, wir wollten sie bestehlen. Reis und Hühner, die wir begehrten, obgleich wir das Doppelte dafür bezahlten, wurden unwillig gebracht, während sie ihrer Seits nach unserm, zum Tauschmittel dienenden Salze grofses Gelüste bezeigten, nur kein Aequivalent geben wollten. Das Dorf lehnt an einen Abhang des Bergs und der einzige dahin führende Pfad ähnelt einer Sprossenleiter. Es besteht aus ungefähr 200 elenden Hütten, ist in hohem Grade schmutzig und wimmelt von halb verhungerten Schweinen und Hunden. Die Hütten sind klein und stehen gesondert. Weicht das aber auch von *den* Dayaks ab, die ein gemeinschaftliches Gebäude mit abgetrennten Zimmern für Familien bewohnen, so wird dessen Stelle doch von zwei öffentlichen Sälen oder Rathhäusern vertreten, die in Kreisform gebaut und überdacht sind und wo die unverheiratheten Männer schlafen. Zugleich werden hier die Schädel aufbewahrt, deren sie mehr als genug haben, denn wo wir schliefen, befanden sich über hundert solche geisterhafte Reste der Sterblichkeit.... Von Kannibalismus oder Menschenopfern scheinen sie nichts zu wissen, noch geben sie ihren Feinden dergleichen schuld. Eigen ist der Gebrauch, dafs wenn Krankheit im Hause herrscht oder eine Frau im Gebären liegt, weder Männer, noch Fremde eingelassen werden.... Aber auch sonst sind die Dayaks in ihrem Benehmen anständig, brechen selten in laute Fröhlichkeit aus und belästigen nie durch Neugier. Gegen die Malaien freilich sind sie mürrisch und starrköpfig, doch haben sie dazu guten Grund.... Ihre Frauen tragen Schnürleiber, die ihnen bei Eintritt der Geschlechtsreife angenäht und erst bei erfolgter Schwangerschaft abgenommen werden. Gleich den übrigen Dayaks achten die Singe auf die Warnung von Vögeln. Nur steht manche Vogelart in besserm Rufe als die andere. Wie ich eines Tages auf die Jagd ging, begegnete mir ein Dayak. „Ihr werdet Glück haben," sagte er; „ich hörte den Vogel hinter Euch." Läfst der Vogel sich vorn hören, bedeutet das die Anwesenheit von Feinden, und der Dayak kehrt um. Entgegengesetzten Falls schreitet er wohlgemuth weiter... Rothwildpret ifst kein Mann. Frauen und Kinder essen es. Jener nicht, weil er glaubt, er werde dadurch so feig wie Rothwild. Das mag Aberglaube heifsen; Religion haben sie nicht, denn obschon sie ein Wort haben für Gott und eine schwache Vorstel-

Digitized by Google

lung von einem Jenseit; ist das doch nur ein Abstractum und der Glaube thatsächlich ein todter Buchstabe."

Ueber das bereits angedeutete Verhältnifs der Dayaks zu den Malaien läfst sich Brooke am gedrängtesten in folgender Stelle aus: „Seit undenklicher Zeit haben die Dayaks für Leibeigene der Malaien gegolten und die Rajahs betrachten sie ungefähr wie eine Heerde Ochsen, d. h. wie persönliches und verfügbares Eigenthum. In Sarawak standen sie unter drei Local-Beamten, dem Patingi, dem Bandar und dem Tumangong. Dem Patingi entrichteten sie jährlich eine kleine Abgabe an Reis. Diese Geringfügigkeit wurde zu etwas Ansehnlichem dadurch, dafs er ihnen Waaren zuschickte, besonders Salz, Tuch und Eisen, und sie dafür den sechs- oder achtfachen Werth bezahlen mufsten. Ferner waren alle ihre Erzeugnisse Monopol. Die efsbaren Vogelnester, das Bienenwachs, u. s. w. kaufte der Patingi um den von ihm selbst bestimmten Preis. Matten, Hühner, Früchte und jedes Nahrungsbedürfnifs forderte er, so viel und so oft er wollte, und zwang überdies die Dayaks, für ihn um wenig mehr als einen nominellen Lohn zu arbeiten. Wäre dieses gewifs nicht schlecht ersonnene System in den Schranken der Mäfsigkeit geblieben, so hätten die Dayaks immer noch bestehen können, oder hätten die Local-Beamten ihren Vortheil verstanden, so würden sie die beschützt haben, von denen sie lebten, und hätte blofs Einer die Dayaks bedrückt, so würden diese, wie schlimm er es auch getrieben, sich doch glücklich geschätzt haben. Von alledem geschah aber unglücklicherweise nichts. Habsucht übermeisterte jede andere Rücksicht; alte, fest begründete Gebräuche wurden bei Seite geschoben, neue an ihre Stelle gesetzt. Hatte der Patingi Alles erhalten, was er für gut befunden zu erpressen, so nahmen seine Verwandten das Recht in Anspruch, nach Willkühr Handel zu treiben, und nach und nach erlangte jeder achtbare Mensch im Lande einen Freibrief, die Dayaks zu schinden. So in den Händen der halben malaiischen Bevölkerung durfte der arme Dayak es sich nicht beigehen lassen, eine Forderung abzuschlagen. Weder Armuth und Unfähigkeit, noch selbst Hunger frommte ihm als Entschuldigung, denn flugs hiefs es: „so gieb mir dein Weib oder eins deiner Kinder," und konnte er der Forderung nicht genügen, wurde das Weib oder das Kind genommen und mufste Sclavendienste thun. Unzählig waren die Mittel der Erpressung. Am liebsten zeihte man den Dayak eines Fehlers und legte ihm dafür Bufse auf.... Ein Dayak in seinem Boote begegnet einem Malaien. Das Boot gefällt Letzterm und zum Beweis, dafs es ihm gehöre, macht er einen Einschnitt. Ist das Boot neu, wird es vielleicht an demselben Tage von drei oder vier Malaien in gleicher Weise gezeichnet, und da nur Einer es bekommen kann, mufs der Dayak, der Eigenthümer des Bootes, die Uebrigen „für seinen Fehler" entschädigen. Das war indessen nur noch ein Fehler. Verletzt der Dayak einen Malaien, ob mittel- oder unmittelbar, absichtlich oder zufällig, ist das ein Verbrechen, das nach Verhältnifs seiner Gröfse gebüfst werden mufs. Fällt ein Malaie im Hause eines Dayak und beschädigt sich oder sagt wenigstens so, wird der Dayak gestraft. Verwundet sich der Malaie an einem im Dickicht einem wilden Eber gestellten Fangeisen oder an einem hölzernen Pfahle, wie sie die Dayaks zur Sicherheit um ihre Dörfer stecken, ist die Strafe schwerer, und hat sich der Malaie ernsthaft verletzt, wenn auch noch so zufällig, kann es den Dayak Alles kosten. Dergleichen Gäste kommen oft und ungebeten, lassen sich frei halten, machen ihre Forderungen und zwingen den Dayak, das geraubte Eigenthum ihnen nach Hause zu tragen.... Kein Wunder, dafs die Dayaks sich zu wiederholten Malen aufgelehnt. Immer vergeblich und immer zu ihrem Verderben, denn die Malaien konnten stets und rasch eine Masse See-Dayaks aus Sakarran versammeln, die angereizt von der Hoffnung auf Plünderung und unterstützt von den Feuerwaffen ihrer Verbündeten des Siegs über jeden, ihnen Stand haltenden Stamm gewifs sein durften..... Dann wurden die Männer erschlagen, ihre Weiber und Kinder in die Sclaverei geschleppt, die Dörfer verbrannt, die Obstbäume umgehauen, alles Eigenthum vernichtet oder geraubt. Die sich gerettet, konnten ferner nicht in Stämmen leben, siedelten sich zu Wenigen auf den Bergen oder im Dickicht an, und einer derselben schilderte mir ihren Zustand mit den pathetischen Worten: „wir leben nicht wie Menschen; wir leben wie Affen, werden von Ort zu Ort gehetzt, haben keine Häuser, und zünden wir Feuer an, müssen wir fürchten, dafs der Rauch uns die Feinde auf den Hals bringt."

Sein Urtheil über den Charakter dieses mifshan-

Digitized by Google

delten Volks giebt Brooke günstiger als es unter den vorwaltenden Umständen zu erwarten ist. Er nennt die Dayaks in der Mehrzahl „sanft und fügsam, gastfrei, wenn freundlich angesprochen, dankbar für erfahrene Güte, fleifsig, ehrlich und einfach, weder betrügerisch, noch ränkevoll und so wahrheitstreu, dafs das Wort von einem derselben mehr Glauben verdient als der Schwur eines halben Dutzend Bornesen. In ihrem Verkehr sind sie gerade und pünktlich und es kommt selten vor, dafs sie selbst nach Verlauf von Jahren sich der Bezahlung einer richtigen Schuld zu entziehen suchen." Alles dies findet in den einzelnen, von Brooke erzählten Vorfällen mehrfache Bestätigung, so dafs die Dayaks wirklich als ein einfaches und harmloses Volk erscheinen, geduldig in Leiden und dankbar für empfangene Wohlthaten. Nur der ungeeignete Mafsstab europäischer Civilisation kann dies unvereinbar finden damit, dafs sie, aufser der erwähnten Sitte, Schädel in ihren Häusern aufzuhängen, ihre Personen mit den Köpfen erschlagener Feinde schmücken. Es sind das Trophäen, die sorgsam aufbewahrt, gehörig zugerichtet und hoch geschätzt werden. „Die vorangehende Operation des Gehirnausziehens mittelst eines Bambusstäbchens," sagt Brooke, „ist keine ergötzliche. Dann wird der Kopf sammt Fleisch und Haar über einem matten Feuer getrocknet und währenddem von den Häuptlingen und Stammesältesten eine Art Kriegstanz aufgeführt." Keppel und Brooke waren Zeuge eines solchen. „Wie bei allen Tänzen der Eingebornen," heifst es, „war die Bewegung graziös, aber einförmig. Von vier Männern trugen zweie Menschenschädel und zweie die Köpfe frisch geschlachteter Schweine. Die Frauen hielten Wachskerzen oder messingene Schüsseln mit Reis. Sie tanzten in einer Reihe, bewegten sich vor- und rückwärts und hatten die Köpfe und Schüsseln in beiden Händen. Das Graziöse bestand in der Art, wie sie den Körper halb rechts und links beugten, über die Schultern sahen und die Köpfe in entgegengesetzter Richtung hielten, gleich als lauschten sie, ob jemand von hinten komme, ihnen die unsaubere Reliquie zu nehmen."

Was die Probe für ein Rechnungsexempel, das dürfte für die gegebene Charakterschilderung der Malaien und Dayaks ein Ereignifs sein, welches Brooke ausführlich erzählt und welches, wie er bemerkt, zugleich den Beweis liefert, dafs ein Dayak wahrer Liebe fähig und Freundschaft bei seinen Stammgenossen kein hohles Wort, ein Freund dort im Stande ist, ohne Aussicht auf Gewinn, Eigenthum und Leben für den Freund einzusetzen. Die Sache ist folgende. Der Dayak Si Tundo liebt die junge Sclavin des vornehmen Malaien Macota. Sie erwidert seine Liebe, entweicht dem Gebieter und flüchtet zu Si Tundo. Macota erfährt es und läfst dem Dayak befehlen, ihm die Sclavin zurückzubringen; doch will er gegen angemessenen Preis sie ihm zur Frau geben. Si Tundo gehorcht, aber der Preis ist für den armen Dayak zu hoch. Da schleicht er bei nächtlicher Weile, er und sein Freund, zu Macota's Haus, um es anzuzünden und aus den Flammen sich die Geliebte zu retten. Der Versuch scheitert. Si Tundo und sein Freund sind erkannt und der Rajah Muda Hassim läfst sie vor sich fordern. Sie erscheinen; doch weil Verrätherei fürchtend, treten sie in die Halle, wo der Rajah sitzt inmitten ihrer Feinde, die blanken Schwerter in der Rechten, die blanken Dolche in der Linken. Alles weicht zurück und der Rajah bietet dem Si Tundo ein anderes Mädchen zum Weibe. Si Tundo verneint, *mag* keine Andere als das Mädchen seiner Wahl. So soll er das Kaufgeld schaffen, dafür das Mädchen haben, und Orang Kaya de Gadong soll das Geld empfangen und das Mädchen ausliefern. Si Tundo ist damit um so lieber zufrieden, da Orang Kaya de Gadong ihm und seinem Freunde stets wohl gewollt. Aber Orang ist Malaie, der Rajah sein Oberherr. Si Tundo's und seines Freundes Tod war beschlossen, als Beide bewaffnet vor den Rajah traten, und Orang hat seine Verhaltungsbefehle. Er ladet Si Tundo und dessen Freund in sein Haus, jenen, so oft er ihm Geld zu bringen habe, diesen, damit er Zeuge der Zahlung sei, und bestellt vier Männer, die Beiden zu fassen. Kein Dayak traut einem Malaien. Auch Si Tundo und sein Freund trauten Orang nicht. Sie kamen in sein Haus und gingen, kamen wieder und gingen wieder, nie unbewehrt und nie die Wehren von sich legend. So blieb es lange und als Wochenlang nichts geschehen war, das Mifstrauen der Dayaks zu rechtfertigen, schlummerte es ein. Je sichtbarer das Einschlummern, desto häufiger Orangs Versicherungen, ihnen nach Kräften zu dienen. Schon hatte Si Tundo Alles gebracht, was er von seinem kleinen Eigenthum ent-

Digitized by Google

behren und verwerthen konnte. Es reichte nicht zu der geforderten Summe. Sein Freund gab, was er zu geben vermochte. Noch reichte es nicht. Aber Orang mahnte zu hoffen, schofs selbst ein Sümmchen vor und bewog angebliche Freunde, dasselbe zu thun. Noch fehlten vierzig Realen. Würden diese bezahlt, sollte Si Tundo sein Mädchen haben. Orang bestimmte eine letzte Zusammenkunft, den Handel abzuschliefsen. Viele waren zugegen, und in Sicherheit gewiegt erschienen Si Tundo und sein Freund zum ersten Male ohne ihre Schwerter, aber mit den Dolchen im Gürtel. Noch fehlten die vierzig Realen. Da erbot sich Orang, die goldeingelegten Dolche für den Betrag in Pfand zu nehmen. Si Tundo und sein Freund behändigten sie ihm; der Handel war geschlossen, aber die vier bestellten Männer stürzten auf die Unbewaffneten und von Anderen unterstützt machten sie sie fest. Zur Erde geworfen, verwundet, gebunden und von Feinden umstanden, die ihre Dolche zückten, sagte Si Tundo: „Ihr habt mich durch Verrath überwältigt, in ehrlichem Kampfe hättet Ihr es nicht vermocht." Das waren seine letzten Worte, wie sehr auch seine Feinde jauchzend ihn verhöhnten. Schweigend empfing er Dolch auf Dolch in seine Brust und ohne Feier wurde sein Leichnam in den Flufs versenkt. Das Leben des Freundes blieb verschont. Nachdem man ihm Alles genommen, wurde er aus der Insel verwiesen.

Vom Standpuncte des den Malaien und Dayaks eigenen Zauderns in der Ausführung eines Vorhabens leitet die Geschichte des unglücklichen Si Tundo ungesucht die Geschichte des Feldzugs ein, an welchem Brooke thätigen Theil nahm und welcher, so unbedeutend und lächerlich er auch erscheint, (lächerlich für uns in Europa, wenn wir die von Machiavelli beschriebenen italienischen Kriege des funfzehnten Jahrhunderts vergessen, wo grofse Armeen unter fürchterlichem Lärm einen Tag lang fochten und nicht einen einzigen Mann verloren), doch für Borneo schon deshalb von höchster Wichtigkeit war, weil dessen Beendigung die nächste Veranlassung wurde, welche Brooke zum Statthalter von Sarawak machte. Seit seiner dortigen Landung im August 1839 hatte er Alles aufgeboten, den Rajah Muda Hassim von den Vortheilen zu überzeugen, die aus einer Handelsverbindung mit Singapore ihm und seinen Unterthanen erwachsen müfsten. Der Rajah hatte ihm auch ein offenes Ohr geliehen und seinen Worten willig geglaubt. Aber schwach an Kraft, unter dem Einflusse von Häuptlingen, denen Brooke ein Dorn im Auge, und immer den Rath dessen befolgend, mit dem er zuletzt gesprochen, hatte der Rajah nichts und gar nichts gethan, Brooke's Absichten zu fördern. Verstimmt, nicht entmuthigt, verliefs ihn dieser, um in Singapore neue Vorräthe für sich und die Seinen einzunehmen und neue Hilfsmittel zu Erreichung seiner Pläne zu sammeln. Im Juli 1840 kehrte er zurück und fand den Rajah, wo und wie er ihn verlassen, während dessen Truppen gegen empörte Dayak-Stämme zu Felde lagen. Schnell begreifend, dafs seine Pläne nur im Frieden gedeihen könnten, und sich nicht bergend, dafs das Recht des Kampfes auf Seiten des Rajah, liefs er sich bewegen, ihm Beistand zu leisten, und zog mit einem Theile seiner Mannschaft dem Kriegsschauplatze zu. Dort angekommen trat er mit den Führern zu einem Kriegsrathe zusammen. „Nach langen Debatten," sagt er, „wurde der Entschlufs gefafst, morgen näher auf den Feind zu rücken und eine Stellung unweit seiner Verschanzungen zu nehmen. Indessen gaben mir die Vorgänge im Rathe keinen sonderlichen Begriff von Durst noch Thaten." Das Heer brach auf. „Ein dichter Nebel deckte uns und nach einer halben Stunde waren unsere Leute an der Errichtung unseres Fort, ungefähr 25 Minuten Wegs von zwei feindlichen Forts, denen jedoch eine Krümmung des Flusses uns verbarg. Auch wurden wir in keiner Weise behelligt und nach wenigen Stunden war aus den Bestandtheilen des frühern Fort eine hübsche Vertheidigung fertig. Zuerst wurde der Boden von Gestrüpp gesäubert, dann wurden Pfähle ungefähr funfzehn Fufs von einander in einem Viereck eingerammt, das Erdreich in der Mitte ausgeschaufelt und mit Rohrschichten vermischt, innerhalb der Pfähle fünf Fufs hoch aufgeworfen. An den vier Ecken standen kleine Wachthürme mit einem schmalen Verbindungswege längs des Erdwalls. In das Centrum kam ein Haus für die chinesische Garnison und ein Paar dieser harmlosen Dinkrichte wurden an die Ecken postirt, weniger um zu verwunden als um zu schrecken. Während die Einen in solcher Weise am Hauptwerke arbeiteten, umgaben Andere es mit einem Aufsenwerke, indem sie dünne Pflöcke in die Erde stiefsen, dieselben mit gespaltenem Bambus zusammenbanden und mit einem chevaux de frise —

Digitized by Google

wenn ich so sagen darf — von gespitztem Bambus Brusthoch garnirten. Als Bindemittel des Ganzen diente Palmried oder Rotang, der in Menge zur Hand war. Um 7 früh angefangen, war man um 3 Nachmittags fertig, ein Beweis, dafs die Bursche fleifsig sein können, wenn sie wollen..... Unsere Position war am Fufse eines Hügels, der sowohl sie als den Flufs beherrschte. Ich erstieg ihn und gewann einen herrlichen Blick über das Land, die feindlichen Forts und die Stadt Siniawan. Eine Compagnie Militair hätte in wenigen Stunden den ganzen Feldzug zu Ende gebracht, so kläglich waren die Verschanzungen. Der stärksten, dem Fort Balidah, galt unser furchtbarer Angriff. Es lag hart am Wasser, auf einem kleinen Hügel am rechten Ufer, und hatte ein grofses, strohgedecktes Haus und zuoberst des Hügels ein Luginsland. Vertheidigt wurde es von etlichen Drehbassen, einer oder zwei Kanonen und einer hölzernen Brustwehr, die ich aus der Entfernung sechs oder sieben Fufs hoch schätzte. Die anderen Verschanzungen waren noch geringer und die feindliche Gesammtmacht bestand, richtig gezählt, in drei Sechspfündern, einer Menge Drehbassen und zwischen 350 und 500 Mann, von welchen die Hälfte Musketen, die Uebrigen Schwerter und Spiefse hatten. Damit sollten sämmtliche Forts und eine Stadt vertheidigt werden. Die Hauptwaffe waren jedoch die Ranjows, nach allen Richtungen in die Erde gesteckte Bambuspflöcke mit scharfen Spitzen, und die Patabongs, drei Fufs tiefe, mit solchen Spitzen besetzte und leicht zugeworfene Löcher. Aufserdem Springfedern aus starkem, zurückgebogenem Rohr mit daran befestigtem Bambusstachel, die von einem dünnen Faden niedergehalten ziemlich derb gegen den anprallen, der sie im Vorübergehen berührt — eine Art englischer Maulwurfsfallen. Die Bornesen haben vor Alledem eine gewaltige Scheu und schicken deshalb bei Nacht Streifpartieen aus, den Weg frei zu machen."

Wenn Brooke im Fortgange seiner Erzählung die Truppen des Rajah „die grofse Armee" nennt, so errathet sich, in welchem Sinne er das von einer Streitmacht thut, die aus 200 Chinesen — „vortreffliche Arbeiter, aber deren militairische Qualitäten ich nicht rühmen kann" —, 250 Malaien, von denen 150 detachirt und die Hälfte der verbliebenen 100 mit Musketen bewaffnet waren, 200 Dayaks aus verschiedenen Stämmen, drei metallnen Kanonen und einer Anzahl Drehbassen bestand. Demungeachtet rieth er zu unverweiltem Angriff. Wenig fehlte, so wäre er deshalb für verrückt erklärt worden. Wie freute es ihn daher, als „um 11 des folgenden Morgens Nachricht einging, der Feind sammele sich am rechten Ufer und verkünde die Absicht, das neue Fort zu zerstören. Ich konnte es kaum glauben, näherte mich einer seiner Verschanzungen und hatte sie eben erreicht, als ein gemeinsamer Schrei der Rebellen und das gleichzeitige Erklingen ihrer silberstimmigen Glöckchen allerdings einen allgemeinen Angriff anzudeuten schienen. Jetzt erhoben auch die Unserigen einen gewaltigen Ruf. Obschon aber eine lange Zeit hin- und hergerufen, sogar eine Kanone zu Anfeuerung des Muthes in die Luft geschossen wurde, machte der Feind doch keinen Angriff und ein heftiger Platzregen kühlte die Hitze der kampfgerüsteten Heere vollends ab. Nur Einzelne forderten gleich den Helden des Alterthums sich gegenseitig heraus. „Wir kommen, wir kommen," riefen die Rebellen, „legt eure Flinten fort und kämpft mit uns den Schwerterkampf." Darauf die Unseren: „kommt heran, wir bauen unsere Schanze und brennen vor Begier mit euch zu fechten." Dann eröffneten die Rebellen von Belidah her ein Drehbassenfeuer auf uns, dessen Inhalt hoch über unseren Köpfen in die Bäume schlug."

Die Sache zu einer Entscheidung zu bringen, liefs Brooke seine Kanonen aufpflanzen und Belidah beschiefsen. Sobald er Bresche gemacht, was sehr bald geschah, beantragte er, den Platz zu stürmen. „Der Weg war gedeckt. Aus Furcht vor unseren Kanonenkugeln wagte der Feind nicht sich zu zeigen. Also wäre nichts leichter gewesen. Aber mein Antrag veranlafste eine Scene, die ich nie vergessen und kaum im Stande sein werde zu beschreiben. Die Chinesen wollten und Macota, der Oberbefehlshaber, wollte auch. Seine Untergebenen hingegen wollten nicht und nun brach die ganze Gewalt malaiischer Leidenschaft, brach die wilde Tollheit hervor, wenn jene angeregt ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

Supplementbogen 2.

The Expedition to Borneo of H. M. S. Dido for the Suppression of Piracy. With Extracts from the Journal of James Brooke, Esq., of Sarawak. By Captain the Hon. Henry Keppel.

(Schlufs.)

Pongeron Houseman unterstützte meinen Antrag und trieb sich durch seine Rede zu einem Höhegrad von Wuth, dafs er aufsprang, wie ein Besessener rings den Boden stampfte und in schönster Manier einen Kriegstanz zum Besten gab. Sein Gesicht wurde schwarz, seine Augen leuchteten, seine Züge glühten, und ich, der dem Strome seiner Rede nicht folgen konnte, glaubte ihn plötzlich toll geworden. Nachdem er aber etliche Minuten getanzt, nahm er seinen Sitz wieder ein, wüthend zwar und keuchend, doch ohne ein Wort zu sprechen. Ihm entgegnete Subtu mit Einwürfen wider meinen Vorschlag. Illudeen erklärte sich für Letztern. Das beleidigte Subtu, und der träge, ruhige Subtu sprang auf, ergriff seinen Speer, stürzte nach dem Eingange der Verschanzung, Leidenschaft und Stolz in jeder Gebehrde. Es sah wirklich schön aus, wie er, den Speer in der Faust, auf das feindliche Fort wies und Jeden herausforderte, ihm zu folgen. Gleich Tollhäuslern erfafsten Housemann und Surradeen — der Bravste der Braven — ihre Schwerter und mühten sich, den Muth der Uebrigen zu entzünden. Es war eine Teufelsscene, aber eine vergebliche. Denn obschon sie Alle bereit waren, mit einander zu zanken und zu fechten, rührte doch Keiner einen Fufs zum Angriffe des Feindes. Alles war in Verwirrung, der Dämon der Zwietracht und des Wahnsinns unter ihnen, und ich herzlich froh, als sie sich abkühlten und der Vorschlag meiner Gegner durchging, des Nachts eine Runde zu machen und den Angriff auf einen andern Tag zu verschieben."

Solche Kriegführung behagte Brooke nicht. Nachdem er also wiederholt und immer vergebens auf Entscheidung gedrungen, schiffte er sich, seine Mannschaft und Kanonen ein und kehrte nach Sarawak zurück. Dies und sein dem Rajah ausgesprochener Entschlufs, unter den vorwaltenden Umständen Borneo aufzugeben, machte jenen so bestürzt, dafs er ihm einen grofsen Landesstrich anbot, dafern er bleiben und ihm in seiner schwierigen Lage beistehen wolle, sich zugleich verpflichtend, ihn auf den Kriegschauplatz zu begleiten und dafür zu sorgen, dafs Belidah gestürmt werde, sollte es ihm auch sein Rajahleben kosten. Brooke willigte ein, rüstete sich auf's Neue und fuhr den Flufs hinauf, zwar nicht vom Rajah, doch von dessen Bruder begleitet. Ueber alles das waren ein paar Monate vergangen, und als Brooke auf dem Kriegsschauplatze ankam, fand er die grofse Armee just wie früher essend, trinkend, schlafend, täglich vor Belidah rückend, und weil der Feind nicht wich, durchaus nicht wissend, was weiter zu thun. Jetzt bestand er darauf, unterm Schutze der Kanonen Belidah zu stürmen, und Dank der Gehorsam heischenden Gegenwart von des Rajah's Bruder wurde die grofse That begonnen und vollendet, Belidah mit Verlust eines Chinesen genommen und ohne weitern Verlust der Feind binnen wenigen Tagen aus seinen übrigen Verschanzungen getrieben. Dann kapitulirte er und Borneo hatte Friede.

Weil Brooke mit Recht sich den Sieg beimessen konnte, forderte er vom Rajah das Leben der Besiegten. „Wer den malaiischen Charakter kennt," sagt er, „wird das Schwere meines Versuchs begreifen, mich zwischen den Fürsten und seine Opfer zu stellen. Auch erreichte ich meinen Zweck nur, als am Ende einer langen Debatte, ich bittend, er verweigernd, ich mich erhob, ihm erklärte, dafs, da nach Allem, was ich für ihn gethan, er mir das Leben der Gefangenen abschlage, ich auf seine Freundschaft ferner nicht

Digitized by Google

zählen könne und deshalb mit herzlichstem Wunsche für sein Wohlergehen ungesäumt die Anker lichten werde. Da gab er nach." Von nun an wurde Brooke dem Rajah unentbehrlich, nahm seinen Wohnsitz in Sarawak und widmete Kopf, Herz und Börse dem Anknüpfen einer Handelsverbindung mit Singapore und der Befreiung der in seiner Nähe lebenden Dayaks aus den Banden der Unterdrückung. Was er in dieser Hinsicht gewagt und geleistet, kann hier nur angedeutet werden; es ist das vollgiltige Zeugnifs seines Tagebuchs für die Geduld und Kräftigkeit, mit welcher er alle von der halbwilden Schlauheit seiner vielen Gegner ihm entgegengethürmten Hindernisse aus dem Wege räumte, für die Trägheit und den Undank des Rajah und für die hinterlistigen Praktiken seiner Untergebenen. Der glänzendste Beweis aber seines Muthes wie seines Vertrauens war der, dafs er im August 1841 sich aller äufseren Beistandsmittel entäufserte, indem er von seinen zwei Schiffen — ein zweites hatte er das Jahr vorher von Singapore mitgebracht — eines aussendete, um einen an der Nordküste von Borneo gescheiterten englischen Kauffartheifahrer aufzusuchen, und das andere zur Lösung schuldiger Verpflichtungen mit einer Ladung Spiesglaserz nach Singapore schickte. Nur drei Europäer, mehr nicht, behielt er bei sich, und der Erfolg rechtfertigte das Wagstück. Sobald seine Schiffe zurückgekehrt waren, erfüllte der Rajah sein Versprechen und übertrug ihm die Statthalterschaft von Sarawak nebst Gebiet, einem District von 60 englichen Meilen längs der Küste und durchschnittlich über 50 Meilen landeinwärts. Das geschah am 24. September 1841 und an diesem Tage schrieb Brooke in sein Journal: „So besitze ich denn ein Land, aber unter welchen Schwierigkeiten! — ein Land, das der Krieg geplündert, Zwietracht zerrissen, Falschheit, Schwäche und Intriguen zur Wüste gemacht!"

Eine der ersten Handlungen des neuen Statthalters war der Erlafs eines aus acht Paragraphen bestehenden Gesetzbuchs. Im ersten bestimmte er, dafs Mord, Raub und jedes abscheuliche Verbrechen nach dem Ondongondong, d. h. dem geschriebenen Gesetze von Borneo bestraft werden und Niemand, wer es auch sei, wenn durch unparteeische Untersuchung für schuldig erkannt, der Strafe entgehen solle. Die vier nächsten Paragraphen begründen völlig freien Handel. Der sechste ordnet die Finanzen, der siebente die Landesmünze und der achte bedeutet alle Friedensbrecher, „an ihre Sicherheit zu denken und sich ein Land zu suchen, wo sie ungestraft göttliche und menschliche Gesetze brechen dürfen." Auch blieben diese Verordnungen kein leerer Schall. Trotz unendlicher Hindernisse gelang es Brooke, ihnen Achtung zu verschaffen und auf ihrer Basis praktisch zu regieren. Weil indessen die von Muda Hassim ihm übertragene Vollmacht noch die Bestätigung des in der elenden Stadt Bruni in Borneo proper residirenden Sultans bedurfte, verfügte sich Brooke 1842 an dessen Hof, und was er darüber mittheilt, ist des Seltsamen Mancherlei. Das aber ist traurig, dafs von diesem Sultan für Borneo im Allgemeinen und für Brooke insbesondere eher Schlechtes als Gutes zu erwarten steht. „Der Sultan," heifst es, „ist ein Mann über die Funfzig, klein und aufgedunsen, mit einem Gesichte, das unverkennbar den Schwachkopf bezeichnet. Sein Geist scheint ein Chaos von Verwirrung zu sein, ohne Schärfe, ohne Würde, ohne Menschenverstand. Er kann weder lesen, noch schreiben. Wer zuletzt mit ihm gesprochen, dessen Meinung gilt, und sehr natürlich gehören seine Rathgeber den untersten Ständen an und sind schon aus Unwissenheit und Habgier boshafte Menschen. Er redet in Einem fort, macht beständig Späfse und schenkt der ernstesten Sache nicht fünf Minuten Aufmerksamkeit. Das Günstigste, was sich von ihm sagen liefse, wäre allenfalls, dafs er ein gutmüthiger, heiter gelaunter Mensch ist, durchaus nicht grausam und obwohl in hohem Grade begehrlich, doch auch gewissermafsen freigebig." Inzwischen vollzog er die betreffende Ratification, (ein Document, das in malaischer Sprache mit arabischen Buchstaben geschrieben sich jetzt in England befindet), und Brooke kam wohlbehalten nach Sarawak zurück. Nun erst, am 18. August 1842, erfolgte seine Bestallung.

An diesem Abende, berichtet er, „wurden die Schreiben des Sultans in allem erdenkbaren Staate überbracht und bei hellem Wachsfackelschein empfangen. Der sie vorlesen sollte, stand auf einer erhöhten Platform, eine Stufe tiefer der Rajah mit blanker Waffe, vor ihm sein Bruder, Pongeran Jaffer, mit gezogenem, mächtigem Kempilan, im Kreise umher die übrigen Brüder und ich. Wir Alle standen. Wer sonst zugegen, safs. Die Schreiben wurden verlesen.

Digitized by Google

Das letzte ernannte mich zum Statthalter von Sarawak. Darauf stieg der Rajah herab und sagte laut: „Ist Einer hier, der die Bestallung des Sultans nicht anerkennt oder bestreitet, der trete vor und rede." Alles blieb stumm. Nun wendete er sich mit gleicher Frage zu den Patingis. Sie wollten dem Willen des Sultans gehorchen. Darauf kam die Reihe an die anderen Pongerans. „Ist ein Pongeran hier," hiefs es, „oder ein junger Rajah, der die Frage bestreitet? Pongeran Der Macota, was sagt Ihr?" Macota erklärte sich bereit zu gehorchen. In gleicher Weise wurden zwei andere mir feindlich gesinnte Pongerans gefragt und aufgefordert. Auch sie, jeder einzeln, gelobten Gehorsam. Darauf zückte der Rajah sein Schwert und rief mit lauter Stimme: „Wer es auch sei, so des Sultans jetzt empfangenem Befehle nicht gehorcht, dessen Schädel werd' ich spalten." Da sprangen zehn von des Rajah's Brüdern aus der Verandah herein, zogen ihre langen Dolche, zückten sie und tanzten, drängten sich an Macota, stiefsen die Dolche in die Säule über seinem Haupte und zielten sie auf seine Brust. Dieses Vergnügen, die heftige Bewegung, die Befreiung von Zwang, das Aufschnellen einer lang unterdrückten Erbitterung fachten alle ihre Leidenschaften an, und hätte Macota, im Uebermaafs von Furcht oder von Muth, eine Miene des Widerstands gezeigt, wäre er sicherlich erschlagen und mehr Blut vergossen worden. Aber er blieb ruhig, sein Gesicht blafs und voll Demuth, und sobald nach beschwichtigtem Aufruhr die Schicklichkeit es erlaubte, entfernte er sich. Solche Scene ist herkömmlich; nur das war Ausnahme, dafs sie so gerade gegen Macota ging. Jedenfalls freute ich mich, dafs Alles ohne Blutvergiefsen ablief."

Die Begebnisse der nächsten vier Monate lassen sich am schnellsten aus dem erkennen, was Brooke unterm 1. Januar 1843 in sein Tagebuch schrieb. „Wieder ein Jahr dahin und vorüber — ein Jahr voll Sorgen, Mühen und Gefahren, auf das ich mit Freude zurückblicken kann, ein Jahr, in welchem ich nützlich verwendet worden bin, Anderen Gutes zu thun. Die Dayaks haben sich ruhig verhalten und gedeihen; die Chinesen werden wohlhabend und die Einwohner von Sarawak sind wunderbar zufrieden und fleifsig, seit sie nicht mehr bedrückt werden und ihrer Thätigkeit freier Raum gegönnt ist. Mit fester Hand habe ich Gerechtigkeit geübt. Verbrechen sind nicht viele, desto mehr kleine Betrügereien vorgefallen. In Betreff des Landes habe ich blofs anzumerken, dafs ich dem Pongeran Mocota befohlen es zu verlassen und dafs er dem insoweit nachkommt als er sein Boot zurüstet. In sechs Wochen werden wir seine hinterlistige und teuflisch intriguirende Gegenwart los sein. Eben so hoffe ich den Rajah Muda Hassim, seine Brüder und alles ihnen anhängende Lumpengesindel los zu werden. Benehmen sie sich auch jetzt um Vieles besser als anfangs, so taugt es doch nicht, ein Rad im Rade zu haben, und diese jungen Rajahs erwarten natürlich und sind gewöhnt an Freiheiten, die ich nicht gestatten mag. Budrudeen ist eine Ausnahme, ein schlagendes, merkwürdiges Beispiel von der Macht des gesunden Verstandes über schlechte Erziehung. Mit allen übrigen Leuten geht es ganz gut. Die Zeit rollt sich ab und die Dayaks sowohl als die Malaien und Chinesen erfreuen sich der unschätzbaren Segnungen des Friedens und der Sicherheit. Zwischendurch bedroht eine Wolke die Reinheit unserer politischen Atmossphäre. Doch zieht sie schnell vorüber und Alles ist in so gutem und sicherm Zustande, dafs ich eine Fahrt nach Singapore machen werde. Ich habe dazu mehr als einen Grund; ich hoffe Gutes zu erwirken, Interesse zu erregen und Freunde zu gewinnen."

Im Februar trat Brooke seine Reise an und mehr vielleicht, als er gehofft, sollte sich ihm durch sein Zusammentreffen mit Capitain Keppel erfüllen. Capitain Keppel, Befehlshaber der Dido, eines mit 32 Pfündern und 150 Mann ausgerüsteten Kreuzers, hatte ein Jahr vorher den Befehl erhalten, die Malaccastrafse und die Insel Borneo zum Schutze des Handels von Seeräubern zu reinigen. Das Erstere war geschehen. Im Begriff, das Zweite zu thun, lernte Keppel in Singapore Brooke kennen und wenige Wochen später segelten Beide an Bord der Dido nach Sarawak.

„Meinen Freund Brooke zur Seite," erzählt Keppel, „näherten wir uns nach einer Fahrt von zwölf Meilen stromaufwärts seinem Regierungssitze, der Stadt Sarawak, . . . warfen in sechs Faden Tiefe Anker und überraschten die Eingeborenen durch einen, dem Rajah Muda Hassim zu Ehren gelösten königlichen Grufs. Den ganzen Morgen waren grofse Boote, deren einige 200 Menschen trugen, den Flufs herabgekommen, Herrn Brookes Rückkehr zu feiern, und es that mir

Digitized by Google

ungemein wohl, das Gemisch von ungeheuchelter Freude, Dankbarkeit und Achtung zu sehen, mit welchem jeder Obermann den jüngst bestellten Herrscher in seinem Adoptiv-Vaterlande willkommen hiefs. Und obwohl mancher malaiische Häuptling Ursache haben mochte, in der Dido das Mittel seiner Züchtigung wegen begangener Missethat zu vermuthen, bewiesen sie doch ihr Vertrauen zu Herrn Brooke in ihnen eigenthümlicher Weise durch das Mitbringen ihrer Kinder. Die Scene war eben so neu als lebendig.... Meinem Wunsche gemäfs landete Hr. Brooke mit allen, einem so wichtigen Manne gebührenden Ehren, das heifst, unterm Donner der Kanonen. Meine nächste Sorge war die Staatsvisite beim Rajah — ein Hauptspafs, aber von der imposantesten Art"....

Am 19. Mai stattete der Rajah an Bord der Dido seinen Gegenbesuch ab. „Wir empfingen ihn mit königlichen Ehren. In seinem Gefolge waren ein ganzer Schwarm natürlicher Brüder und seine Garden und Diener so wunderliche Menschen und so zahlreich, dafs sie auf dem Deck der Dido nicht Platz hatten, weshalb, nachdem eine hinlängliche Menge an Bord geklettert war, die Schildwache Befehl erhielt, Niemand mehr heraufzulassen..... Die Gesellschaft versammelte sich in meiner Kajüte, machte wenig Bemerkungen und bezeugte über nichts sonderliches Erstaunen. Ein Malaie vermeidet das. Indessen zweifle ich, dafs der Rajah einen hohen Begriff von meiner Wahrheitsliebe bekommen, als ich ihm sagte, die Dido sei keineswegs das gröfste Schiff Ihrer grofsbritannischen Majestät, dieselbe habe einige, die an hundert Kanonen führten. Er räumte jedoch ein, dafs er Grofsartigeres gesehn als irgend einer seiner Ahnen. Ich erkundigte mich später, warum in dem prinzlichen Gesichte so viel peinliche Verlegenheit gewesen, und erfuhr, dafs das daher gerührt, weil man ihm bemerkt, er dürfe in meiner Kajüte nicht spucken.... Nachdem diese Posse vorüber, hatte ich Zeit mich umzuschauen und mein Schiff an einem der hübschesten Puncte auf Erden in Stand zu setzen. Herrn Brooke's damalige Residenz, obschon ein eben so kunstloses Gebäu wie die Wohnungen der Eingeborenen, besafs doch den englischen Comfort von Sophas, Stühlen und Bettstellen. Sie war gröfser als jedes der anderen Häuser; weil aber gleich diesen auf Pfählen errichtet, mufsten wir mittelst einer Leiter hinaufsteigen. Sie steht auf derselben Flufsseite, am rechten Ufer, zunächst oder vielmehr hinter dem Palaste des Rajah, mit einem freien Vorgrunde von etwa 150 Ellen, der mit Palisaden und Graben umschlossen ein Gehege bildet für Schafe, Ziegen, gelegentlich Rinder, Tauben, Katzen, Hühner, Gänse, Affen, Hunde und Enten. Das Haus hat blofs Ein Stock. Ein grofses Zimmer in der Mitte, zierlich aufgeputzt mit Feuergewehr jeder Gattung, und dieses in bewundernswerther Ordnung und stets schufsfertig, dient als Audienz- und Speisesaal. Die es umgebenden Zimmer dienen zu Schlafstuben und sind meist trefflich meublirt, mit Matten, Lehnstühlen, Gemälden und Büchern, Alles geschmackvoller und bequemer als es in Junggesellen-Wirthschaften der Fall zu sein pflegt. In einer Ecke des palisadirten Raums befanden sich Küche und Dienstlocale." Von Europäern hielten sich bei Brooke auf: ein junger, geschickter Chirurg, Namens Douglas, ein Herr Williamson, der, thätig, klug und der Landessprache mächtig einen ausgezeichneten Premierminister abgab, ein alter Seesoldat, der das Schiefsgewehr unter sich hatte, und ein Secretair, der über Alles Buch und Rehnung führte. „Die Dienerschaft war aus verschiedenen Nationen zusammengesetzt, das Küchendepartement gut versorgt, überall Eintracht und die Hauptspeisestunde um Sonnenuntergang, wo Herr Brooke obersten Platz an der Tafel einnahm und sein Hausstand, wie vor Alters, sich nach Rang und Würden rangirte.... Wenn wir Abends hier unsere Cigarren rauchten, pflegten sowohl Eingeborene als chinesische Colonisten zu erscheinen, ihrer Sitte gemäfs heran zu kriechen und die Hand ihres europäischen Herrschers zu berühren, dann in den entferntesten Winkel des Zimmers sich zurück zu ziehen, auf ihren Schenkeln zu kauern, so ein paar Stunden schweigend zu verharren und wieder hinaus zu kriechen. Ich habe das an einem Abende wohl funfzig oder sechszig thun sehen. Sie waren sämmtlich bewaffnet, denn der Malaie achtet es für Beleidigung, ohne Wehr vor seinem Fürsten zu erscheinen. Auffallend war mir die männliche, stolze Haltung des halb wilden und fast nackten Berg-Dayak gegenüber dem schleichenden Wesen des Malaien."

Im Juni eröffnete Keppel den beabsichtigten Zug wider die Seeräuber mit einer Expedition gegen die am Flusse Sarebus wohnenden Dayaks. Seine Wasser-

Digitized by Google

und Heeresmacht bestand in der Pinasse, dem Gig und den zwei Kuttern der Dido, einem von Brooke in Sarawak gebauten Boote, „dem lustigen Junggesellen," und einem Fahrzeuge von 35 Tonnen Gehalt für Proviant und Munition, achtzig Mann sammt Offizieren von der Dido, einem von Brooke gestellten Corps von 400 Dayaks, 40 oder 50 Bornesen und 500 Malaien. „Die uns begleitenden Malaien und Dayaks," bemerkt Keppel, „thaten es theils aus Neugier, theils aus Liebe zu Herrn Brooke, Viele wohl auch um zu plündern, die Meisten aber gewiss aus Rache, indem es wenige Bewohner an der Nordküste von Borneo gab, die nicht mehr oder minder durch Ueberfälle Seiten der Sarebus- und Sakarran-Piraten gelitten hatten, sei es dass sie ihnen die Häuser verbrannt und die Verwandten erschlagen, oder Weiber und Kinder geraubt und in die Sclaverei verkauft."

Die Expedition schwamm langsam mit der Fluth den Strom zu Berg und ankerte bei eintretender Ebbe. Am 10. Juni passirte sie das „Loch," über welches die Fluth so gewaltig hinschoss wie in den Mündungen des britischen Kanals. Tags darauf, berichtet der Capitain, „brachte uns eine plötzliche Krümmung des Flusses vor einen steil vom Ufer aufsteigenden Hügel. Er war von Gestrüpp gesäubert und mit hohem Gras bewachsen. Sobald wir ihn ansichtig wurden, sprangen einige hundert Wilde auf und stiessen eins ihrer Kriegsgeschreie aus, das erste, das ich hörte, und keine Gewehr- und keine Kanonen-Salve kann ein Mannesherz sich so klein fühlen lassen, wie das meinige sich bei jenem fürchterlichen Schrei fühlte." Später kam man zu einer Art Fort, wo „auf dem Dache eines langen Gebäudes, auf dem Gipfel eines Hügels mehre Krieger einen Kriegstanz tanzten, den es auf solcher Bühne nicht leicht sein dürfte ihnen nachzuthun." Man wechselte einige Schüsse und traf dann „einen starken, den Fluss sperrenden Riegel, gebildet aus zwei Reihen fest in den Schlamm gerammter Bäume, deren Wipfel gekreuzt und mit Palmried verbunden waren. Längs jeder durch das Kreuzen der Wipfel entstandenen Gabel hatte man wieder Bäume befestigt." Rasch sich nahend, er mit Brooke im Gig und den Uebrigen voran, erspähte der Capitain eine kleine Oeffnung, vielleicht weit genug für ein Kanoe, richtete den Schnabel seines Gigs darauf und drängte durch. Kaum war das geschehen, so erblickte er drei äusserlich furchtbare Forts, die ihn sogleich mit Kanonenkugeln bedienten. Sie waren die Hauptvertheidigungen der Sarebus und vom militairischen Gesichtspuncte nicht übel. Während die Feinde durch die Flussvermachung brechen mussten, konnten jene sie mehrere Minuten nachdrücklich beschiessen. Sowie aber der Riegel gesprengt war, wurden die Engländer schnell fertig. Unter einem vernichtenden Feuer von der Pinasse gegen das nächste Fort sprang ein Lieutnant mit seiner Mannschaft ans Ufer, am Fuss des Hügels, auf dessen Höhe das Fort lag, und stürmte hinauf. „Diese Kriegsmanier — solches Heranspringen in das Gesicht einer Feste — war unseren Feinden so neu und so unbegreiflich, dass sie von Schreck ergriffen ins Dickicht flohen und unsere Leute Mühe hatten, sie mit einer Kugel einzuholen. Abends leuchtete das Land meilenweit von der Gluth der brennenden Hauptstadt Paddi und der benachbarten Dörfer. Unser Zuzug Eingeborener verstand das Anzünden eben so geschickt wie das Plündern. Wir nahmen sämmtliches Geschütz und brannten die Pfahlwerke glatt vom Boden weg."

Damit war aber der Krieg noch nicht zu Ende. Die Expedition musste weiter stromaufwärts, wurde des Nachts häufig alarmirt und erhielt aus dem Dickicht manchen Flintenschuss und manchen Speerwurf, bis sie der Stelle nahete, wo die Piraten ihre Familien und was sie an Kleinodien mitzunehmen vermocht, in Sicherheit gebracht hatten. Da erschien eine Waffenstillstandsfahne. „Zur bestimmten Stunde stellten sich die Anführer ein, aufs Beste gekleidet, aber trübseligen Blickes." Brooke — der Tuan Besar oder grosse Mann, wie sie ihn nannten — machte den Sprecher, verbreitete sich über die Abscheulichkeit der Seeräuberei, erklärte den Entschluss der britischen Regierung, sie zu unterdrücken, und ladete die Häuptlinge zu weiterer Verhandlung nach Sarawak. In der Meinung, dass die ertheilte Züchtigung genüge, fuhr die Expedition den Fluss wieder herab, lernte aber bald, dass jene Wespenschwärme, wenn an einem Orte zerstört, sich rasch an einem andern festsetzen. Wo bei der Bergfahrt kein Fort gestanden, zeigte sich eins bei der Thalfahrt. Dies so wohl als ein stärkeres an einem Arme des Flusses wurde gestürmt und eingeäschert. „Das beendigte," schreibt der Capitain, „für jetzt wenigstens unsere Kriegs-Aufgabe. Wir hatten

Digitized by Google

streng gezüchtigt, aber nicht strenger als das Verbrechen solch abscheulicher Piratie verdiente. Unsere Dayaks hatten sich etliche Köpfe als Trophäen verschafft. Doch wurde kein Leben unnöthig geopfert und ich glaube nicht, dafs einem Weibe oder Kinde ein Haar gekrümmt worden. Uebrigens setzte die Zerstörung jener Orte das ganze Land in mafsloses Erstaunen. Abgesehen von der Entfernung und dem schwierigen Ersteigen der stark befestigten Positionen galt das Loch für ein Hindernifs, welches nur die Boote der Eingeborenen bewältigen könnten. Als daher die verschiedenen malaiischen Häuptlinge erfuhren, dafs eine Handvoll weifser Männer in zehn Tagen die Festen geschleift hätte, schüttelten sie ihre Köpfe und riefen: „Gott ist grofs! Die Dayaks aber versicherten, der Tuan Besar habe den Flufs behext, das Loch beschwichtigt und die weifsen Männer unverwundbar gemacht."

Nach und nach erlosch indefs bei den Piraten der Eindruck dieses erfolgreichen Kriegszugs. Sie brachen auf's Neue hervor, verübten neue Greuel. Einer ihrer Anführer hing einen Korb auf einen hohen Baum für Brooke's Kopf, und wie in den meisten Kämpfen zwischen Europäern und Barbaren, sollte es sich abermals bestätigen, dafs der erste Kampf der leichteste. Im Juli 1844 kehrte Capitain Keppel an Bord der Dido nach Borneo zurück, um gemeinschaftlich mit Brooke einen Zug gegen die kecken seeräuberischen Dayaks am Sakarran zu unternehmen. Bei seiner Ankunft in Sarawak fand er „den Ort bedeutend zum Vortheil verändert und die Bevölkerung beträchtlich vermehrt. Herr Brooke hatte sich auf einer schönen Anhöhe ein neues Haus errichtet und auf allen hübschesten Puncten standen Schweizer Häuschen, so dafs das Ganze echt europäisch aussah." Nebenbei gab es einen Verkaufsladen mit englischen Waaren. Auch wurden Schiffe gebaut; europäische Kolonisten langten an; die Zahl der Chinesen war gewachsen; Dayaks-Stämme hatten sich in der Nähe angesiedelt; ein lang geknechtetes Volk erhob sich unter Brooke's Herrschaft zu freien und fleifsigen Bürgern. Aber die Seeräuber vom Sakarran drohten Vernichtung, und dem entgegen zu wirken war Keppels Mission. Er erfüllte sie vollständig, zerstörte die Festen und Schlupfwinkel der Piraten, verbrannte ihre Boote, nahm ihnen sechszig messingene Kanonen und zwang ihnen das Versprechen ab, das Schwert mit dem Pfluge zu vertauschen. Leider wurden diese Resultate nicht blutlos errungen. Die Zahl der auf feindlicher Seite Gefallenen findet sich nicht angegeben. Doch hat sie den englischen Verlust gewifs weit überstiegen und es zeugt für die Hartnäckigkeit des Kampfes, dafs der erste Schiffslieutenant mit 29 Mann getödtet und 56 Mann verwundet wurden. Auch Brooke erhielt einen Schufs in den Arm. Dafs ihn dies nicht feig gemacht, beweist seine von öffentlichen Blättern berichtete Theilnahme an einem dritten, im Mai 1845 wider die Seeräuber Statt gehabten Kriegszuge, in welchem die, 557 Köpfe starke Bemannung dreier englischen Schiffe nach tapferm Widerstande die vom Seriff Housemann vertheidigte Feste Malludu mit stürmender Hand eroberte.

Mancherlei mufste eintreten, die Pläne zur Ausführung zu bringen, welche Brooke, der einfache Privatmann, für Borneo in seiner Brust genährt. Dennoch ist er es, der für Borneo in doppeltem Sinne zum Apostel der Civilisation geworden; denn wie er es ist, der durch die Macht seiner Rede die Verbreitung von Kenntnissen gefördert, der Gesetze gegeben, den Keim zu Institutionen gelegt, den rauhen Charakter wilder Menschen geschmeidigt und tausend kleine, fast unbemerkliche Kanäle geöffnet hat, durch welche die Fluth christlicher Wahrheit den Eingeborenen zuströmen wird, so ist er es auch, der die Schwachen und Schutzlosen in seine Obhut genommen, ihren Unterdrückern die Stirn geboten und im Kampfe den Sieg gewonnen. Schon seine Persönlichkeit soll auf Alle, die ihm nahe stehen, unglaublichen Einflufs üben, soll sie an ihn fesseln durch den Ernst seines Wesens, durch seine Begeisterung für die gute Sache, durch die Einfachheit seiner Gedanken, durch seine unbezweifelte Herzensgüte und durch die hervorspringende Gröfse seiner Zwecke. Gleiche unerklärliche Macht übt auch sein Tagebuch auf das Gemüth des Lesers. Man sieht ihn vertieft in seine Pläne, nur beschäftigt mit seinen Ideen, fühlt sich aber nie versucht, ihn für eitel zu halten. Man erblickt in ihm unwillkührlich eine geistige Potenz, die von einer über der Sphäre der Menschlichkeit waltenden Kraft getrieben und getragen wird, eine begonnene Wohlthat zu Ende zu führen. Und darin bekundet sich sein hoher Werth. Das unterscheidet ihn von so Vielen, die mit ihm in gleicher Lage gewesen. Verlockungen und Versuchungen, von

Digitized by Google

seinen Vorsätzen abzuweichen, haben ihn bestürmt. Wo er Edelsinn vermuthete, fand er Gemeinheit; wo er Dankbarkeit erwartete, begegnete ihm das schnöde Gegentheil. Er traf auf Menschen, die keine Güte versöhnen konnte, die Betrug zu ihrem Handwerk machten, denen Wahrheit und Ehrlichkeit ein Vorwurf galt, und die nur liebten und bevorzugten, was schlecht und werthlos war. Andere, denen er vertraute, täuschten ihn durch ihre Schwäche, durch ihren Wandelsinn, durch das Schwankende ihrer Grundsätze und Hinneigungen. Dennoch hat er nie die sich vorgezeichnete Bahn nur einen Fingerbreit verlassen, hat stets derselbe mit der Mäfsigung des Philosophen und mit dem Muthe des Märtyrers das edle Werk zu vollenden getrachtet, das er von Anfang an sich zum Ziel gesteckt. Mög' es ihm gelingen!

Dr. W. Seyffarth.

LVIII.

Die Heilwirkungen der Arzneien nach den Gesetzen der organischen Verjüngung. Dargestellt von Dr. Carl Heinrich Schultz-Schultzenstein. Allgemeiner Theil. Berlin, 1846. *Verlag von Aug. Hirschwald.*

Sine ira, sed cum studio.

In keinem Zweige der Medicin herrschte eine gröfsere Principienlosigkeit als in der Arzneimittellehre. Man hat zwar immer gewufst, dafs diese mit der Pathologie ein für den praktischen Arzt untrennliches Ganze bildete, indessen beiden Wissenschaften verschiedene Principien untergelegt, so dafs man ihren organischen Zusammenhang kaum mehr erkennen konnte. Das vorliegende Werk ist seit Paracelsus das erste, dessen Pathologie und Heilwirkungslehre nach *einem* Principe, nach *einem* Gusse gebaut sind. Die ungemeine Wichtigkeit und der hohe wissenschaftliche und praktische Werth des Werkes sind hiernach schon einleuchtend. Statt aller Lobeserhebungen wende ich mich sogleich zu dem Inhalte des Werkes selbst.

In einer 68 Seiten starken Vorrede spricht sich der Hr. Verf. über den Zustand und die Aufgabe der heutigen Medicin aus, und zwar in besonderer Beziehung auf das vorliegende Werk. Es sind in jener die Gedanken weiter ausgeführt, welche in der Vorrede zur allgemeinen Krankheitslehre des Verf.'s schon angeregt, und zum gröfsten Theil in einem Aufsatze desselben in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik enthalten sind. Jedem selbstdenkenden und wissenschaftlich durchgebildeten Arzte werden aber die Mängel und Schwächen unserer Wissenschaft und Kunst wohl so weit bekannt und zum Bewufstsein gekommen sein, dafs ich mich der Mühe überheben darf, sie hier weiter zu besprechen. Das ganze Werk ist in 11 Abschnitte getheilt.

Der erste behandelt von Seite 1—66 das allgemeine Bild der Arznei. Der Verf. versteht unter Arzneien differente Stoffe, welche die organische Erregung ändern, sie aber nicht zerstören, sondern selbst im Körper überwunden oder ausgeschieden werden. Von ihnen unterscheiden sich Nahrungsmittel als indifferente Stoffe, die verdaut, in Blut umgebildet werden, und Gifte, die als sehr differente Stoffe die organische Erregung überwinden und zerstören und dadurch das Leben selbst auflösen. Die Gifte bekämpfen das Leben, die Arzneien werden vom Leben bekämpft.

Dafs man hier an keine absoluten Unterschiede und haarscharfe Grenzen zwischen Nahrungsmitteln, Arzneien und Giften zu denken hat, versteht sich von selbst. So wird z. B. der Leberthran auch zu den Arzneien gerechnet; er könnte indefs eben so gut zu den Nahrungsmitteln gerechnet werden, da sich aus ihm, gleich wie aus andern Fetten, auch Bestandtheile (die Blasenkerne) des lebendigen Blutes bilden. Den relativ Gesunden würde er als Nahrungsmittel, den Kranken als Arznei dienen. Der Begriff „Arznei" möchte vielleicht enger so definirt werden, als ein Stoff, welcher die krankhafte organische Erregung ändert, den Organismus nicht zerstört, sondern selbst von demselben überwunden, theilweise assimilirt oder ausgeschieden wird. In dieser Weise würden die Grenzen zwischen Heilwirkungslehre und Diätetik vielleicht schärfer, wenn gleich nicht vollkommen genau bezeichnet werden. —

Auf das Wesen der Arzneiwirkung kommt es vorzüglich an. *Sie ist Thätigkeit des Organismus*, und als solche nicht als einfach, sondern als ein zusammengesetztes System von Actionen im Körper (als organischer Procefs) anzusehen, die in bestimmter Reihe und Folge, wie die Zweige einer Pflanze aus

Digitized by Google

einander hervorwachsen. Die Arzneiwirkung kann also fortdauern, wenn die Arznei längst aus dem Körper verschwunden ist. Die wahre Natur der Arznei ist Lebensbedingung für die Verjüngung aus der Krankheit: eine Lebensbedingung für die Wiedergeburt zu sein.

Das Wesen der organischen Arzneiwirkung liegt daher im Allgemeinen darin, dafs sie die Verjüngungsacte ändert, entweder die Neubildung oder die Mauser, oder beide. Bei einer jeden Arznei haben wir uns Rechenschaft zu geben, wie sie auf diese beiden organischen Grundprocesse wirkt, wie wir denn auch bei jeder Krankheit wissen müssen, ob die Mauser oder Verjüngung leidet, (s. d. Verf. allgemeine Krankheitslehre S. 172, 7.) —

In der Arzneiwirkung ist zu unterscheiden die Stamm- oder Grundwirkung (archigogische Wirkung), als das Ziel und die Tendenz des Ganzen von den Zweig- oder Nebenwirkungen (paragogische Wirkungen), die gleichsam als Auswüchse der Grundwirkung entstehen, indem besondere Lebensactionen zu besonderen Metamorphosen der Verjüngungsacte abgelenkt werden. Die Gesammtwirkung, Paragogie, ist die Einheit der Grund- und Nebenwirkung; die besondere Gestaltung, den Typus der Arzneiwirkung nennt man Habitus derselben, der oft durch die veränderten Stamm- und Nebenwirkungen ein sehr verschiedenes Ansehen gewinnt. Bisher sah man, der alten Qualitätenlehre entsprechend, die Arzneisymptome als Qualitäten der Arznei selbst an, von welchen man glaubte, dafs sie unabhängig von einander, ihre Symptome hervorbrächten. —

Von jeher machten die chemischen und physikalischen Erscheinungen der Arzneiwirkung den Pharmakologen viel zu schaffen. Der Verf. weist ihnen die richtige Stellung an, indem er zeigt, dafs sich das Gebiet des Chemismus in der Arzneilehre auf die Verhältnisse der Lebensbedingungen und Lebensresiduen, auf den Anfang und das Ende der Wirkung überhaupt beschränkt, während die organischen Arzneiwirkungen als solche, wodurch der kranke Körper wieder gesund werden soll, allein den Veränderungen der Verjüngung angehören.

Hiernach geht der Verf. zu den verschiedenen Arten der Arzneiwirkung nach den anorganischen und dynamischen Theorien über, woraus ich nur hervorhebe, dafs man in den ältesten Zeiten die Arzneien einfach empirisch nach ihren Wirkungen, in Brech-, Laxir-, Schwitzmittel u. s. w. unterschied. Theoretische Unterschiede fanden sich durch die Qualitätentheorien, wonach Galen die Arzneien in kalte, heifse, anfeuchtende und austrocknende unterschied, und jede von diesen 4 Qualitäten wieder verschieden componirte und graduirte. Paracelsus setzte an die Stelle der qualitativen, seine dynamische Theorie der Arcane und deren Kräfte und Tugenden. Später verfertigte man rein chemische Eintheilungen (Sylvius); Brown fafste die verschiedenen Arzneiwirkungen zuerst unter dem allgemeinen Begriff von Reizen und Schwächen zusammen, und aufserdem vermischte man die verschiedensten, ja selbst die widersprechendsten Theorien mit einander. Vor vielen andern ist besonders die Annahme der chemisch-alterirenden Arzneien bemerkenswerth. Sie ward hervorgerufen durch die Brown'sche Eintheilung der Arzneien in: die Lebenskräfte erhöhende oder vermindernde. Man fühlte bald, dafs man mit dieser quantitativen Eintheilung nicht ausreichte und fügte die dritte, nämlich die Lebenskräfte qualitativ umändernde, alterirende Klasse hinzu. Da man sich nun bald überzeugte, dafs die Lebenskräfte nicht allein, sondern auch die lebendige Substanz umgeändert wurden, so begriff man später unter alterirenden Mitteln solche, welche die Stoffe des Körpers in andere chemische Verbindungen umsetzen, und die chemische Mischung im Körper verbessern sollten. Hierbei hat man gänzlich übersehen, dafs alle Mittel alterirend sein müfsten, wenn es überhaupt alterirende, d. h. auf chemischen Zersetzungen im lebendigen Körper beruhende, alterirende Arzneien gäbe, weil alle materielle Verhältnisse nach sich ziehen. Da nun aber das Wesen der sogenannten alterirenden Wirkung nicht in Stoffzersetzungen besteht, so ist die Annahme solcher Wirkungen gänzlich hypothetisch. Wir sehen in der Annahme der alterirenden Arzneien, dafs man das Unzureichende der Brown'schen quantitativen Eintheilung merkte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

Supplementbogen 3.

Die Heilwirkungen der Arzneien nach den Gesetzen der organischen Verjüngung. Dargestellt von Dr. Carl Heinrich Schultz-Schultzenstein.

(Fortsetzung.)

Man hätte nun die organische Qualität der Wirkungen, d. i. die Qualität der Bildungs- und Mauseracte in der Verjüngung der verschiedenen Organe und Systeme zu erforschen suchen sollen, allein, statt die wahre Natur der Wirkungen als Veränderungen der organischen Verjüngungsacte zu erkennen, hat man sich genöthigt gesehen, das *eine* organische System der Wirkungen einer Arznei in vielerlei chemische oder dynamische Symptome zu zerstückeln, so dafs die organische Einheit und der Begriff des Ganzen dadurch gänzlich verloren gegangen ist. Während in einer und derselben Arzneiaction qualitative und quantitative Bestimmungen zugleich vorkommen, hat man alle, zu einer Gesammtwirkung vereinigten Actionen durch die abstracten Bestimmungen von Qualität und Quantität unterscheiden wollen. Und überhaupt können organische (lebendige) Arzneiwirkungen nicht durch anorganische, chemische (todte) Arzneiwirkungstheorien erklärt werden. Die bei den Arzneiwirkungen vorkommenden Stoffveränderungen am und im Körper, die aber nicht allein durch Alterantien, sondern durch alle Arzneien entstehen, gehören sämmtlich in das Gebiet der Lebensbedingungen und Lebensresiduen, die bei *allen* Arzneien neben dem Lebensprocefs herlaufen, ohne dieser selbst zu sein. Wenn die Arznei zwar ihre chemische (saure, ätzende u. s. w.) Eigenschaft an den Organen geltend zu machen strebt, so ist diese Einwirkung niemals die ganze Wirkung und nicht Ursache der spätern organischen Arzneiactionen, eben so wenig, als der todte, chemische Stoff jemals die Ursache der lebendigen Eigenschaften und Wirkungen des Körpers ist. Organische Wirkungen sind lebendige Energien organischer Formgebilde, in denen der Stoff zur indifferenten Ruhe gekommen ist. Die chemische Einwirkung ruft einen Kampf der organischen Erregung mit dem chemischen Arzneistoff hervor, und dieser Kampf ist dann die erste Aeufserung der organischen Arzneiwirkung, die nicht eine Eigenschaft der Arznei, sondern eine Eigenschaft des lebenden Organismus ist. —

Wirkt eine chemische Arznei, besonders eine von einer mehr oder weniger differenten Natur auf den Organismus ein, so sind mehrere Fälle möglich; sie zerstört entweder die organischen Gebilde gänzlich (Aetzung), so dafs nur in der Umgegend derselben Reaction eintritt, oder sie zernichtet die chemische Natur der in dem Organismus selbst gebildeten chemischen Stoffe, wie ein Alcali die krankhafte Magensäure neutralisirt und dadurch die Hindernisse der normalen Verjüngung hebt, oder sie löst und beseitigt, nachdem sie als chemischer Stoff vom Organismus ausgeworfen worden ist, die Stoffe, welche während des Krankheitsprocesses als Krankheitsresiduen sich gebildet haben, wie ein Alcali die krankhafte krystallisirte Harnsäure in der Harnblase. Diese chemische Seite der Arznei*ein*wirkung ist bei weitem noch nicht die vollständige; die Arznei entwickelt erst die organische Qualität des Processes der Heilactionen in den Veränderungen der Verjüngungsacte. Sie können, als Dinge der Aufsenwelt, wie die Aufsenwelt überhaupt, so gut zu Lebens- als auch zu Todesbedingungen und Giften werden. Obgleich man von jeher wufste, dafs die heilenden anabiotischen Wirkungen in nekrobiotische, krankmachende, tödtende umschlagen können, so hat man doch niemals zu einer Einsicht in den organischen Wirkungsprocefs kommen können. Beherrscht die Wirkung der Arznei durch ihr differentes Hervortreten den Körper, so tritt eine Arzneikrankheit ein; wenn aber

Digitized by Google

die Arzneien entweder die in der Krankheit gehemmte Neubildung beleben, oder die krankhaft überwiegende Neubildung beschränken, oder den stockenden Mauserprocefs in Flufs bringen, den unreif überwiegenden Mauserprocefs mäfsigen, so entfalten sie ihre Heilwirkung. Eine, die Mauser befördernde Arznei greift, in den gehörigen Gaben, nur die schwachen Lebensüberreste in den Mauserstoffen an, während die übrigen gesunden Formelemente und Functionen ihr gänzlich widerstehen; wirkt sie aber zu lange, oder in zu grofsen Gaben ein, so können auch die gesunden Theile nicht völlig widerstehen, und es tritt ein Umschlagen der anabiotischen Arzneiwirkung in nekrobiotische ein. Nach den älteren Vorstellungen, wonach eine Arzneiwirkung blofs von der Arznei selbst abhangen und eine Eigenschaft derselben sein sollte, würde dies gar nicht möglich sein. Die Arzneiwirkungen mögen anabiotisch oder nekrobiotisch sein, so bleiben sie in beiden Fällen noch organischer Natur; es sind immer ihrem Wesen nach organische, keine chemische Actionen. In allen früheren Theorien hat man die Eigenschaften der Arzneien an sich und ihre Wirkung im Körper identificirt, und man hat die Wirkung entweder im antiken Sinne als eine Aeufserung der Qualität der Arznei im Körper, oder im modernen dynamischen Sinne, als Mittheilung einer, der Arznei inwohnenden Kraft angesehen. In letzterer Hinsicht ist die Anschauungsweise des Paracelsus besonders wichtig; er liefs aus einer Arznei, welche er mit einem Saamenkorn verglich, eine selbstständige, individuelle Species von Reactionen, also einen besondren Organismus im Organismus sich entwickeln, welcher als innerer Arzt den parasitischen Krankheitsorganismus, der sich in der neuesten Zeit so besonders ausgebildet hat, vertreibe. Nach des Paracelsus offenbar unrichtiger Theorie soll die heilende Kraft schon in der Arznei selbst sitzen, während sie ganz und gar eine, *durch die Arznei angeregte* Thätigkeit des lebendigen Organismus selbst ist. —

Die Brown'sche Theorie der Reizung, wonach die fertig vorhandene Reizbarkeit der Organe der eine, die Arznei der andere Factor ist, reicht nicht aus, indem danach die Wirkung der Arznei nur so lange dauern könnte, als sie selbst im Körper vorhanden ist. Wie der Körper sich seine Lebenskraft selbst bereitet, so mufs er auch seine Heilkraft sich selbst schaffen, wozu er durch die Arzneien nur den Anstofs erhält. Diese Wahrheit wird uns besonders klar durch die Entwickelungsheilungen. Wie es Entwickelungskrankheiten gibt, so haben wir auch Entwickelungsheilungen z. B. durch die Lebensalter. In ihnen wird der Körper durch sich selbst wieder gesund, und da er stets nach einem Principe, nämlich organisch, nicht nach chemischen oder physikalischen Principien gesund wird, so kann uns die Erkenntnifs der grofsen Wahrheit, dafs die wirkende und heilende Kraft nicht schon in der Arznei, sondern im Körper selbst sitzt, dafs es die durch Arzneien besonders dirigirten Actionen des organischen Verjüngungsprocesses sind, welche die Krankheit heilen, und überhaupt die Wirkung der Arznei ausmachen, nicht länger verborgen bleiben.

Die Arzneien bringen im Körper ein bestimmtes System organischer Actionen hervor. Diese richten sich zuerst gegen den Arzneistoff selbst, wodurch er, in so weit er nicht assimilirbar ist, ausgeworfen wird. Diese Auswerfung geschieht nur in Verbindung anderer Mauserproducte, welche durch die Arznei vielfach verändert werden. Die Arzneiactionen behalten für längere Zeit den ihnen durch die Arznei aufgedrückten Typus, richten ihre kämpfende Wirkung gegen die Lebensstockungen in der Krankheit und leiten eine neue Verjüngung ein. Da nun durch die Arznei entweder die Mauser oder die Verjüngung des Organismus, oder beide verändert werden, so folgt daraus, dafs Gesunde, deren Flufs von Mauser und Verjüngung ein normaler ist, durch Arzneien in einen abnormen, krankhaften Zustand gerathen müssen. Diejenigen Mittel aber, welche bei einem Kranken weniger die kranken, als die gesunden Organe (ohne einen gesunden Faden im Leibe kann kein kranker Mensch wieder gesund werden, Paracelsus) treffen, werden bei Gesunden eben so, wie bei Kranken wirken. So wird Opium bei solchen Kranken, die nicht an Gehirn- oder Nervenkrankheiten leiden, ähnlich wie bei Gesunden wirken, wogegen es aber von denen, bei welchen die Gehirn- und Nervenmauser excessiv vor sich geht, in viel gröfsern Gaben als von Gesunden vertragen wird (Contrastimulisten). — Im Allgemeinen bleibt die Wirkung der Arznei in allen Fällen dieselbe, und es gibt keinen wesentlichen Unterschied zwischen physiologischer und therapeutischer Wirkung, der ganze Unterschied liegt in der Art der Benutzung der Mittel; sie

Digitized by Google

machen gesunde Körper krank und kranke wieder gesund. — Was man in der neuern Zeit physiologische Arzneiwirkung genannt hat, ist eine Arzneikrankheit bei Gesunden, also immer etwas Pathologisches. —

Den Beschluſs dieses Abschnitts macht die Darstellung der Ansichten über specifische Wirkungen und die Aufgabe der jetzigen Arzneilehre. — Wir haben oben die Ansicht der Paracelsisten kennen gelernt, denen die specifische Wirkung eine Species von Wirkung war, die gegen eine Species von Krankheit gerichtet ist. —

In einer spätern Ansicht von specifischer Wirkung nahm man an, daſs es Arzneien gebe, welche die Krankheiten vertreiben sollten, wenn sie bei Gesunden gegeben, dieselben Symptome hervorrufen. Man hat dies *formelle Princip* unbekümmert um die Individualität und den Proceſs der Wirkung zum Heilprincipe gemacht, und dann mit einer dritten Ansicht verbunden, wonach man annahm, daſs gewisse Mittel zu gewissen Organnen eine besondere Beziehung hätten, wie die Aloë auf die Leber, das Mutterkorn auf den Uterus u. s. w.

Von diesen drei pharmakologischen Principien ist kein einziges ausreichend. — Das erste ist deshalb nicht stichhaltig, weil die Krankheiten nicht als Species organischer Wesen betrachtet werden können, und weil specifische Arzneien ohne specifische Krankheiten unnütz wären. Man gab auch bald nach Paracelsus schon diese Ansicht auf, und lieſs einzelne Arzneien qualitativ, andere specifisch wirken, verband also auch in der Pharmakologie die widersprechendsten Theorien mit einander.

Das zweite ist allerdings in vielen Fällen wahr, aber ungenügend, da man mit ein und demselben Mittel viele, in ihren Symptomen ganz und gar verschiedene Krankheiten heilen kann; man müſste demnach für dieselbe Arznei verschiedene Wirkungsprincipien annehmen.

Das dritte ist deshalb ungenügend, weil es auch Mittel gibt, die gleichzeitig auf sehr verschiedene Organe wirken, und der Wirkungsproceſs gar nicht ergründet ist. In den beiden letzten Ansichten ist von einer Species und organischen Individualität der Wirkung, also von specifischer Arzneiwirkung gar nicht mehr die Rede. Eine Annahme specifischer Arzneiwirkungen ohne Krankheitsspecies, wie in der Homöopathie, ist eben so widersprechend wie eine Annahme von Krankheitsspecies ohne specifische Arzneiwirkungen, wie in der modernen Allopathie. Es gibt aber in der That eine eigenthümliche Beziehung der Arzneien zu bestimmten Organen. Um nun die von Paracelsus herstammende und von ihm richtig gebrauchte Bezeichnung „specifische Heilmittel," deren es in seinem Sinne allerdings nicht gibt, in ihrem sprachlichen und historischen Rechte zu belassen, bezeichnet der Verf. die bestimmten Beziehungen der Arzneien zu bestimmten Organen mit dem Ausdrucke „idiogogische Wirkungen." Idiogogische Arzneien sind also dieselben, welche man anderwärts specifische, in dem zuletzt angeführten Sinne, genannt hat. Warum nun diese bestimmte Wechselbeziehung stattfindet, läſst der Vf. unerklärt, und haben wir uns hier, wie in so vielen andern Dingen, bloſs mit der empirischen Thatsache zu begnügen, jedesmal aber danach zu forschen, in welcher Art durch die Arzneien die beiden organischen Grundprocesse, Mauser und Verjüngung, in den bezüglichen Organen abgeändert werden.

Als Aufgabe der jetzigen Arzneilehre bezeichnet der Verfasser: „die verschiedenen chemischen und vitalen Erscheinungen der Arzneiwirkungen, welche man durch so verschiedenartige, dynamische und anorganische Theorien zu erklären versucht hat, auf ein organisches Princip zurückzuführen, die dabei vorkommenden, den Lebensbedingungen und den Lebensresiduen angehörigen Erscheinungen von dem Lebensprocesse der Arzneiwirkung naturgemäſs zu sondern, und den arzneilichen Lebensproceſs selbst in den Veränderungen der organischen Verjüngungsacte zu studiren; die Wirkungen nicht bloſs abstract vital, sondern als organischen Proceſs zu erkennen. Die organische Arzneiwirkung verlangt als organischer Lebensproceſs eine organische Aufklärung. —

Im zweiten Abschnitte von S. 67 — 152 wird die organische Analyse des Arzneiwirkungsprocesses im Allgemeinen behandelt. Zuerst erörtert der Verf. den Mechanismus der Arzneiwirkung, worunter er den Gang der Verbreitung der örtlichen Wirkung der Organe von der Einwirkungsstelle, oder überhaupt von dem Heerde der Wirkung auf andere Organe versteht, was man auch die Fernwirkung genannt hat. Die Uebertragung der Fernwirkungen geschieht im Allgemeinen nach den Gesetzen des organischen Zusammenhangs der

Digitized by Google

Functionen durch deren gegenseitige Wechselerregung, ohne dafs dabei stets eine Uebertragung des Arzneistoffes auf die entfernten Organe nothwendig ist. Die entfernten Wirkungen sind Zweigactionen einer Stammwirkung. Mit Ausnahme gewisser Nervenwirkungen laufen *fast alle* Arzneiwirkungen zunächst durch das Blut. Die Aufnahme der Arzneien in das Blut ist zunächst, je nach den Aufnahmeorganen verschieden. Diese sind: 1) der Magen und Darmkanal; 2) der Mastdarm; 3) die Schleimhaut der Harnwerkzeuge; 4) die Lungen; 5) die Nase; 6) die Conjunctiva des Auges; 7) die äufsere Haut (endermatische Methode); 8) Infusion von Arzneien in die Adern. —

Der Uebergang der Arzneien in das Blut geschieht, *wenn dieselben von höchst differenten, das organische Leben zerstörenden Eigenschaften sind*, nach dem physikalischen Gesetze der Endosmose und Exosmose. Vermag hingegen der Organismus bald die chemischen Qualitäten zu überwinden, so tritt eine *organische Absorption* ein, welche von jenem physikalischen Gesetze sehr verschieden, aber bis jetzt noch nicht erklärt worden ist *).

Die Einsaugung der Arzneien durch die Venen ist eine allbekannte Thatsache. Sie wird um so mehr beschleunigt, je geringer die örtliche Reizung des einsaugenden Organs, und um so mehr aufgehalten, je gröfser die örtliche Reizung, wie in entzündeten Theilen ist. Was die Venenblutbewegung erhöht, beschleunigt die Veneneinsaugung und umgekehrt. Aderlässe und Durchfälle befördern, Plethora hemmt dieselbe. Das allgemeine Absorptionsorgan für die in den Magen genommenen Arzneien ist die Pfortader, welche sie auch verändert. Im nüchternen Zustande halten sie sich länger, als im Zustande der Sättigung in der Pfortader auf. Durch sie wird oft ihre Wirkung gebrochen. Die in der Peripherie vom Blute absorbirten Arzneien gehen nicht immer sogleich in das centrale System über, und zeigen keineswegs ihre Wirkung allein durch die centrale Circulation auf das centrale Nervensystem, sondern es ist auch eine rein örtliche Wirkung vom peripherischen Blutsystem aus möglich; dies sieht man an der pupillenerweiternden, sehr schnellen Belladonnawirkung örtlich auf die Conjunctiva des Auges. Es gibt aber auch allgemeine Nervenwirkungen, wobei die Arzneien entschieden zuvor in die allgemeine Blutmasse aufgenommen werden. —

Die sympathische Ausbreitung der Arzneiwirkungen durch Blutsympathien geschieht nach dem in der allgemeinen Krankheitslehre des Verf.'s S. 226 u. s. w. angegebenen Gesetze.

Hierher gehört 1) die Uebertragung der Arzneiactionen von der Leber auf die Lunge; 2) von der Leber auf's Gehirn; 3) von der Lunge aufs Gehirn; 4) vom peripherischen auf's centrale Blutgefäfssystem; 5) vom Lymph- auf's Blutsystem; 6) die antagonistischen und ableitenden Arzneiactionen und 7) die Rückwirkung von der Mauser auf die Verjüngung und umgekehrt.

Beim Mechanismus der sympathischen Verbreitung durch Nervenreflexe, finden nach dem Verf. zweierlei Arten von Reflexwirkungen des Rückenmarks statt, nämlich 1) die excitocontraktorischen und 2) die excitoparalytischen Wirkungen. Nach den von M. Hall unterschiedenen dreierlei Arten von excitomotorischen Wirkungen überhaupt müssen hiernach unterschieden werden: 1) centripetale excitocontraktorische Wirkungen, wie nach örtlicher Anwendung von Strychnin; 2) centripetale excitoparalytische Wirkungen, wie nach dem örtlichen Gebrauche von Belladonna; 3) centrale excitocontraktorische Wirkungen, wie die Pupillar- und Muskelcontraktionen nach Anwendung von Opium; 4) centrale excitoparalytische Wirkungen, wie die Muskellähmungen nach grofsen Dosen Alkohol, Opium u. s. w.; 5) centrifugale excitocontraktorische Wirkungen, die sich durch Adstringentia bilden; 6) centrifugale excitoparalytische Wirkungen; wie sie nach örtlich erschlaffenden und andern biolytischen Mitteln sich zeigen. Der Vf. hat nun in einer ziemlich ausführlichen Darstellung bewiesen: 1) dafs es viele Nervenwirkungen der Arzneien gibt, die ganz und gar nicht durch das Blut laufen; 2) dafs andere Arzneiwirkungen auf Nerven zwar durch das Blut laufen, aber nicht durch die centrale Circulation, sondern einzig und allein durch die peripherische örtliche Circulation, und 3) dafs diejenigen Arzneiwirkungen auf das Nervensystem, die durch die centrale Circulation laufen, d. h. wobei die Arzneien erst von der allgemeinen Blutmasse absor-

*) Man sehe hierüber *meine* Arbeit: „über die Endosmose und Exosmose bei lebenden Thieren" in der Hygea Jahrg. 1846 Heft 6. Auch Dr. K. Vierordt in Carlsruhe ist mit Versuchen über Endosmose beschäftigt und wird seine Resultate bald veröffentlichen.

Digitized by Google

birt, und dann von hier aus auf das Nervensystem dirigirt werden, keineswegs immer auf das Rückenmark dirigirt werden, sondern eben so gut wieder auf peripherische Theile abgelagert, und von hier aus centripetal-excitomotorisch auf das Nervensystem wirken können.

Was diese Ablagerung der vom Magen eingenommenen und in die Blutmasse gelangten Arzneien auf peripherische Theile betrifft, so ist zwar die Möglichkeit derselben im Allgemeinen nicht abzuleugnen, die Thatsache selbst aber noch nicht zur Genüge dargethan.

Die Bedeutung des Mechanismus der Arzneiwirkungen ist nur ein Stück der Wirkung. Die Natur bedient sich desselben zur Erreichung ihrer Zwecke, ohne dafs man deshalb das Leben oder die lebendige Arzneiaction selbst im Wesentlichen für einen mechanischen Procefs halten dürfte.

Die Hauptsache ist der Organismus der Arzneiwirkung, worunter der Verf. die Ansteckung der verschiedenen organischen Verjüngungsacte des Körpers zu eigenthümlichen Richtungen ihrer Thätigkeit, den Kampf des Körpers mit den Qualitäten der Arzneien und den arzneilichen Veränderungen seiner eignen Functionen, so wie seinen Ausschlag nach der einen oder nach der andern Seite hin; ferner die sympathische Ausbreitung der Arzneiwirkung durch ihre einzelne Actionen über mehrere Functionen der Körpers, wodurch sie sich zusammensetzt und in Stamm- und Nebenwirkungen gliedert, versteht. Am Anfange und am Ende dieses Wirkungsprocesses treten chemische Erscheinungen auf, worin die Arzneien ihre Eigenschaften als Lebensbedingungen und Lebensresiduen geltend machen. Die chemischen und physikalischen Einwirkungen beschränken sich keineswegs auf die Aufnahmeorgane und Applicationsstellen allein, sondern da viele Arzneien wenig, oft gar nicht verändert in die Blutmasse übergehen, und aus dieser gewöhnlich schnell abgeschieden werden, in Körpertheilen, wo sich die Arzneistoffe wieder ansammeln; so kommen oft Erscheinungen chemischer Einwirkung in von der Applicationsstelle ganz entfernten Körpertheilen, in der Haut, dem Urin, den Secretionen (Milch, Urin) vor, die wir sämmtlich im Zusammenhange mit der ersten Einwirkung zu studiren haben.

Man hat alkalische, saure, coagulirende, gerbende, metallische (verseifende), ätzende (corrodirende, fäulnifswidrige (antiseptische) und chemisch auflösende Einwirkungen, deren Besonderheiten der Verf. näher charakterisirt hat. Diese genannten Einwirkungen sind eigentlich nicht das, was man Arzneiwirkung nennt; diese nimmt ihren Anfang bei der decomponirenden Rückwirkung des Körpers auf die Arzneien, sie ist immer ein Act organischer Verarbeitung chemischer Stoffe, *gerade entgegengesetzt der chemischen Verarbeitung des Körpers durch die Arznei*, welche immer eine Vergiftung und keine organische Arzneiwirkung ist. Wenn die assimilirenden Bestrebungen des Organismus die Arzneiqualität nicht zernichten können, so strebt er, sie im veränderten oder unveränderten Zustande wieder abzuscheiden, und verhält sich dagegen ganz so, wie gegen seine eignen Mauserstoffe. Die Arzneien werden entweder zuerst aus dem Blute in andere Organe des Körpers abgelagert, später resorbirt, abgeschieden, oder sie gehen sogleich durch die Secretionsorgane aus dem Körper. Die Erfahrung weis't gewisse Beziehungen der arzneilichen Abwürfe auf bestimmte Organe nach; so wirkt der aus dem Schwefel schwefelhaltiger Arzneien gebildete Schwefelwasserstoff lähmend und tödtend auf die alten Blutblasen, die sich dann in der Pfortader ansammeln und die Hämorrhoidalcongestionen hervorrufen, und zwar um so mehr, je weniger der gebildete Schwefelwasserstoff durch Darm, Lunge oder Haut abgeschieden wird. Ein allgemeiner Parallelismus chemischer Stoffsysteme (Grundstoffe) mit den organischen Systemen des Körpers, wie ihn die naturphilosophisch-medicinische Schule (Burdach, Bischoff, Pfaff, Grabau) annahm, existirt gar nicht. Durch die Arzneien werden besonders die Mausersecretionen verändert. In allen wahren Kunstheilungen, wo die Verjüngung durch Arzneien bewirkt wird, treten arzneiliche Mausern hervor, die als Lebensresiduen der Arzneiwirkung, wie die Excremente als Residuen der Verdauung der Nahrung, erscheinen.

Unter der Rubrik: „organische Gliederung der Arzneiwirkung, Pharmacobiosis," behandelt der Verf. *a*) die autästhesischen (sinnlichen) Wirkungen der Arzneien, welche als organische Reactionen aufzufassen sind, und theilt sie ein nach dem Geruche in 1) stickstoffige; 2) wasserstoffige; 3) kohlenstoffige; 4) sauerstoffige Gerüche; nach dem Geschmacke in: 1) basische; 2) saure; 3) neutrale; 4) brennende und scharfe

Digitized by Google

Geschmacksformen. Diese Eintheilung ist jedoch, wie Jeder leicht einsieht, unvollkommen und was die Gerüche anbelangt sehr künstlich. — *b*) Die organischen Grundwirkungen der Arzneien im Allgemeinen. — Die organische Arzneiwirkung mufs einen künstlichen Naturheilprocefs, der in eigenthümlichen Veränderungen der organischen Verjüngungsacte begründet ist, erzeugen. Alle Grundwirkungen der Arzneien müssen sich auf Veränderungen in den Bildungs- und Mauserprocessen der verschiedenen Organe zurückführen lassen. Es tritt in der Krankheit und deren Naturheilprocefs zu diesen Actionen als Aufregung des Ganzen gegen die Krankheit noch ein Drittes hinzu, nämlich die Wehractionen, und somit lassen sich alle organischen Arzneiwirkungen in anabiotische, biolytische und agonistische Actionen bringen. Weiter unten werden diese Begriffe ausführlich erläutert, sie sind Denjenigen, die sich mit der allgemeinen Krankheitslehre des Verf.'s bekannt gemacht haben, ohnehin schon verständlich.

Die Arznei steckt die gesunden oder kranken Verjüngungsacte zu derjenigen Richtung von Thätigkeiten an, die zum Zweck der Heilung nothwendig ist; die Thätigkeiten selbst gehören nicht mehr der Arznei und ihrer chemischen Einwirkung, sondern vorzüglich dem Organismus selbst an. Die Arznei bildet keinen Factor in der organischen Action. Die Anabiose, Biolyse und Agonise sind nach den verschiedenen Organen und Symptomen, auf welche sich die Arzneiwirkung erstreckt, verschieden, und können auch in einander umschlagen. Die Arzneiwirkungen haben eine organische Entwickelung und Ausbildung zu einem zusammenhängenden Ganzen, und nach der Natur dieser organischen Entwickelung durch Typen und Perioden in der allmäligen Entfaltung verschiedener Actionen auseinander, mufs die Organisation der Arzneiwirkung als ein System von Actionen aufgefafst werden.

Die erste Frage ist: „wie wirkt eine Arznei?" Sie bezieht sich auf den, durch sie im Körper hervorgerufenen Procefs der Wirkung, und läfst sich nur durch die Kenntnifs des Wesens der Krankheit, wie es vom Verf. in seiner Krankheitslehre gegeben worden ist, beantworten. Das Aufkeimen der Arzneikraft geschieht nicht aus der Arznei, sondern aus den organischen Körperfunctionen. Verf. weiset nach, dafs man bisher diese Grundwahrheit der Heilwirkungslehre nicht gekannt hat.

Im dritten Abschnitt, von S. 153—197 gibt der Verf. eine *Analyse der organischen Stammwirkungen.* Es werden die drei Grundwirkungen, Anabiose, Biolyse und Agonise in ihrer eigenen Ausbildung und Entwickelung, ohne Rücksicht auf ihr gegenseitiges Umschlagen in einander, betrachtet.

A. Der Charakter der biolytischen Arzneiactionen ist, Tendenz zur Desorganisirung und Kraftauflösung durch Zerstörung der Selbsterregung. Die Kraftauflösung ist also erst Folge der Zerstörung der organischen Formelemente. Wir haben nun

1) biolytische Arzneiactionen auf das Blut, Haematolysen. Sie erstrecken sich

α) auf die Blutblasen (Säuren, Wasser, lösen den Farbstoff derselben auf, erstere positiv, letzteres negativ; Narcotika, wie Belladonna, Blausäure, lähmen die Blutblasen).

β) Auf das Blutplasma (die Mittelsalze heben bei längerer Einwirkung die Bildung des Fasergewebes im Blute gänzlich auf?).

Eine Bemerkung möge hier ihren Platz finden. Der Verf. führt viele Versuche an, in welchen er Arzneistoffe unter eben abgelassenes lebendiges Venenblut gemischt, und beobachtet hat, in welcher Weise sich dieses durch jene verändert. Das eben abgelassene und noch lebendige Blut zeigt allerdings ähnliche Phänomene wie das im lebenden Menschen, indefs möchte ich doch sehr dagegen warnen, von der Wirkung der Arzneien auf eben abgelassenes Blut directe Schlüsse auf die Wirkung derselben auf das Blut bei lebenden Menschen zu machen. In vielerlei Hinsicht werden solche Versuche, wie die des Verf.'s, zu ganz verkehrten Resultaten führen, da in manchen Fällen die von lebenden Menschen eingenommenen Arzneien, wie die pflanzensauren Salze, nicht als solche, sondern oft sehr verändert ins Blut übergehen. Ich brauche hier nicht darauf aufmerksam zu machen, dafs das Blut beim lebenden Menschen sich in ganz anderen Verhältnissen befindet, als das in ein todtes Gefäfs abgelassene. Dieses ist ein sterbendes, jenes aber ein lebendiges. Es kommt dem Arzte weniger darauf an zu wissen, wie ein Heilmittel auf absterbendes, als vielmehr auf ein im Organismus befindliches, lebendes wirkt. Wir müssen wissen, wie das Blut eines lebenden, Arzneien nehmenden Menschen durch diese verändert wird. Zu diesem Ende habe ich eine Reihe

Digitized by Google

von Versuchen begonnen, welche mir bis jetzt schon manche wichtige Resultate geliefert haben. Einem lebenden Menschen lasse ich, vorausgesetzt, dafs eine Blutentziehung indicirt ist, 1000 bis 2000 Gran Blut ab, theile dies in 2 Portionen, beobachte von einer Portion die freiwillige Gerinnung und untersuche sie nach der Becquerl-Rodier'schen Methode. Nun wird dieser Person eine, dem Zustande angemessene Arznei gegeben, und nachdem diese ihre Wirkung gehörig entfaltet hat, wird, wenn es die Umstände gestatten, ein neuer Aderlafs gemacht und das durch die Arznei veränderte Blut wieder nach derselben Methode untersucht. Dazu prüfe ich an meinem eignen Körper, wie die gegebenen Arzneien auf die Kohlensäure- und Harnausscheidung einwirken, und sie quantitativ und qualitativ verändern. Diese Art der Untersuchung hat mir manche, von denen des Verf.'s abweichende Resultate ergeben. Zu gleicher Zeit beschäftigt mich auch die Untersuchung, ob die Zumischung der Arzneistoffe zu eben abgelassenem Blute gleiche Wirkung hervorbringe, wie eine, einem Thiere in vergiftender und tödtender Gabe gegebene Arznei. Ich erwarte von diesen Untersuchungen grofse Aufschlüsse für die Heilwirkungslehre. Bevor ich aber meine eignen Untersuchungen beendet habe, enthalte ich mich einer weitern Beurtheilung derjenigen des Verfassers.

2) Biolytische Arzneiactionen auf Assimilation und Bildung. Homöolysen. Es sind besonders die Verjüngungsacte im vegetativen Leben, dem Ernährungsprocefs aller Organe, welche durch die hierher gehörigen Arzneiwirkungen gestört werden. Es sind hier viele Versuche angestellt, in denen metallische Mittel dem eben abgelassenen Blute zugemischt wurden. Der Vf. kommt zu dem Resultate, dafs der wahre organische Charakter aller Metallwirkungen auf das Blut die Aufhebung der organischen Fasergewebe- (Faserstoff-) Bildung sei. Die Richtigkeit der Versuche stelle ich nicht in Abrede, bemerke nur, dafs ein und dasselbe Mittel bei einem Menschen unter Umständen die Fasergewebebildung bald hemmt, bald befördert. Auf Versuche bei lebenden Menschen kommt es dem praktischen Arzte besonders an, obgleich ihm die Versuche des Verf.'s von grofser Wichtigkeit sein können.

3) Biolytische Arzneiactionen im Nervensystem. Neurolysen, Dyserethisen. — Der Vf. sagt: „Diese Wirkungen fangen aber nicht mit Formauflösungen an, sondern mit Auflösung der Selbsterregung (Eretholyse), welcher aber später die Formauflösung nothwendig folgen mufs, wie dem Tode überhaupt." Da aber die Selbsterregung in der Wechselwirkung der Formelemente bestehen soll, (s. d. Verf. allg. Krankheitslehre S. 14), so kann unmöglich eine Arzneiwirkung gedacht werden, welche nicht mit Formauflösungen anfängt. Auflösung der Selbsterregung und Auflösung der Formelemente *müssen* mindestens gleichzeitig vor sich gehen. Ueberhaupt ist die Definition des Lebensprocesses als eine Wechselwirkung der Formelemente *ungenügend*, indem das Lebendigwerden der organischen Stoffe und das Leben des noch unentwickelten Eiknöpfchen ohne verschiedene, in Wechselwirkung tretende Formelemente dadurch nicht erklärt wird. Es gibt nach des Verf.'s eigenem Geständnifs ein Leben ohne den Gegensatz und die Wechslwirkung der Formelemente (s. d. allgemeine Krankheitslehre S. 16): es ist mithin der organische Lebensprocefs, wenigstens der erste Anfang desselben, nicht (allein) eine Wechselwirkung der Formelemente, diese zeigt sich bei schon höher entwickeltem Leben. Niemand wird in Abrede stellen wollen, dafs das Lebendigwerden aus formlosem Stoff, ohne die Wechselwirkung der Formelemente, auch ein Lebensact sei.

B. Den biolytischen sind *die anabiotische Actionen* entgegengesetzt. Der Verf. unterscheidet:

1) die anabiotischen Actionen im Blutsystem, Haematobiosen.

Die Anabiose ist ein Werk der organischen Selbsterregung des Körpers selbst, worin die Arznei als Lebensbedingung, wie die Luft und die Speisen wirkt. Die anabiotischen Wirkungen sind krafterzeugend *durch* Erhöhung der Organisirung und Selbsterregung.

Das Wesentliche der anabiotischen Wirkung der Arzneien auf das Blut ist ein gesteigerter Flufs der Verjüngungsacte,

a) im Blutplasma, und *b*) in den Blutblasen.

Darauf beziehen sich die beiden Haupterscheinungen in der Wirkung anabiotischer Mittel: die vermehrte Plasticität und Fasergewebebildung im Blutplasma, und die erhöhte Aufregung des Blasenlebens, wobei ein Theil des Farbstoffs sich im Plasma löst und auch auf dieses die reizende Wirkung überträgt (Opium, Campher, Zimmt u s. w.).

2) Anabiotische Actionen im Assimilations- und

Digitized by Google

Bildungssystem, Homoiobiosen. Hierhin gehören die tonischen und bittern Mittel.

3) Anabiotische Actionen im Nervensystem, Neurobiosen. Sie zerfallen in

a) Phrenobiotica, (anabiotische für das Gehirn (Opium, Alkohol);

b) Myelobiotica für das Rückenmark, (Strychnin)

c) Neurobiotica im engern Sinne für die peripherischen Sinnes-Nerven, (Moschus, Ammoniacalia).

C. Die *agonistischen* Arzneiwirkungen kann man vorzugsweise als die künstlich erzeugte Heilkraft der Natur ansehen. Es sind künstliche Wehractionen, Aufregungen der Functionen überhaupt gegen die Arzneien und gegen die Krankheit, zugleich mit dem Bestreben, sich ihrer zu entledigen (vis expellens). Dadurch bilden die agonistischen Wirkungen einen Gegensatz gegen die anabiotischen, in denen das assimilirende Streben vorwaltet, während bei den biolytischen Wirkungen zwar auch die Neigung zur Assimilation fehlt, ohne dafs aber die Kraft zur Wehraction da wäre, wie in den agonistischen Wirkungen. Die agonistischen Arzneien sind Kampfmittel, weil sie nicht blofs zum Kampf des Körpers mit der Arznei, sondern auch zum Kampf des Körpers gegen die Krankheit künstlich aufregen. Es giebt nun:

1) Agonistische Arzneiactionen im Blutsystem, Haematagonisen.

2) Agonistische Arzneiactionen im Bildungsprocefs, Plastagonisen.

3) Agonistische Arzneiactionen im Nervensystem, Neuragonisen.

Alle diese drei Wirkungen hängen oft genau unter einander zusammen und erscheinen vereint. —

Im *vierten Abschnitte*, von S. 198—241 behandelt der Verf. die Gesammtwirkung als organisches System von Stamm- und Zweigactionen. Die Arznei entwickelt im Organismus ein System von Actionen, aus deren Grund- oder Stammwirkung die Seiten- und Nebenwirkungen als Zweige aus der Stammwirkung hervorwachsen. Alle diese Wirkungen müssen immer aus den dargestellten Elementen der anabiotischen, biolytischen und agonistischen Actionen in den Hauptsystemen des Organismus zusammengesetzt sein. *Die Gesammtwirkung bildet den Wirkungsorganismus*, dessen einzelne Elemente in ihrem Zusammenhange und in ihrer Entwickelung auseinander der Verf. in diesem Abschnitte darstellt.

Der Charakter des Wirkungsorganismus behält immer denselben Typus (Habitus), obgleich die einzelnen Neben-, Seiten- und Zweigwirkungen sehr verschieden sein können.

Nach der Natur der Stammwirkungen werden ebenfalls biolytische, anabiotische und agonistische unterschieden; sie können aber alle in einander übergehen, wie denn oft einer anabiotischen eine biolytische Wirkung (Ueberreizung), und umgekehrt, folgen kann.

I. Biolytische Gesammtwirkungen, Mauserwirkungen. Die biolytischen Wirkungen dürfen nie die ganze Verjüngung zerstören, sondern müssen nur auf den Mauseract wirken, wenn sie zu Heilmitteln werden sollen, die biolytischen Wirkungsacte müssen immer eine anabiotische Folgewirkung haben. Man unterscheidet:

1) *die hämatolytische Gesammtwirkung*. Hierher gehört vorzüglich

a) die antiphlogistische, entzündungswidrige Wirkung (vis antiphlogistica), der eine Blutblasen- und Plasmabiolyse zu Grunde liegt. Die antiphlogistische Wirkung sitzt nicht in der Arznei als solcher, in ihrer sogenannten kühlenden Qualität, sie wird vielmehr dadurch hervorgebracht, dafs die antiphlogistische Arznei die Bildung der organischen Formelemente, wodurch die Wärme erzeugt wird, hemmt und sie selbst zerstört (Säuren, Wasser, Mittelsalze, Entziehung der Nahrung, des Bluts u. s. w.). In der entzündungswidrigen Gesammtwirkung sind mit der hämatolytischen Stammwirkung mehrere Zweigwirkungen verbunden, wie die Verminderung des Pulses und der centralen Blutbewegung im Gegensatz gegen die hervortretende peripherische Bewegung. Damit ist zugleich Verminderung der Respiration und der Herzbewegung und mit dieser Verminderung der Erregung im Nerven- und Muskelsystem verbunden. Die Gesammtbiolysen müssen dann eine anabiotische Folgewirkung haben, wodurch die heilende Verjüngung entsteht.

b) Die erschlaffende Wirkung (vis relaxans, emolliens). Sie ist eine biolytische Wirkung in den Gebilden und der antiphlogistischen nahe verwandt. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

Supplementbogen 4.

Die Heilwirkungen der Arzneien nach den Gesetzen der organischen Verjüngung. Dargestellt von Dr. Carl Heinrich Schultz-Schultzenstein.

(Schlufs.)

2) Morphologische Gesammtwirkungen.

Die Morpholyse, das organische Auflösen ist ein zusammengesetzter biolytischer Procefs im Bildungssystem, ein organisches Rückbilden und Desorganisiren. Der Hauptpunct bleibt hier immer die Rückbildung der organischen Formgebilde in chemischen Stoff, nicht die Auflösung eines schon vorhandenen chemischen Stoffs in einer Flüssigkeit, z. B. dem Blute, wie man sich es in den bisherigen Pharmacologien dachte. Die Arzneien geben dem Organismus den Anstofs zur selbsteigenen Desorganisation. Es giebt:

a) eine morpholytische (auflösende) Wirkung im Blut. Sie wird z. B. bei den Pfortaderstockungen erstrebt. Wir bedienen uns hierzu entweder der hämatobiolytischen und agonistischen oder der, die Pfortader und Leber kräftigenden Mittel, wodurch diese zur vermehrten Ausscheidung der abgelebten Blutblasen als Galle, determinirt wird. Ihnen läfst man oft agonistische, z. B. drastische Mittel folgen, um die abgeschiedenen Mauserstoffe zu entfernen. Wir erzielen also eine Auflösung durch ganz verschiedene, sowohl biolytische als anabiotische Arzneien. Ist die Pfortader- und Lebermauser in gehörigen Flufs gebracht, so mufs die Chylification und die Thätigkeit des Lymphsystems gefördert werden. Wir haben ferner:

b) eine auflösende Wirkung auf den Bildungsprocefs, plastilytische Wirkungen. Sie beziehen sich auf sehr verschiedene Organe, fertige Krankheitskörper, Geschwülste, Verhärtungen u. s. w., und sind als künstliche Mausern zu betrachten, die eine gesunde Verjüngung hervorrufen, (Salze, Metalle u. s. w.).

3) Metabiotische, umbildende Wirkung, ist diejenige, welche man früher metasynkritische, mischungsändernde genannt hat, und eine allgemeine Morpholyse, eine künstliche Mauser, die sich auf alle Organe erstreckt, (Quecksilber, Hungerkur). — Ihr mufs eine allgemeine Verjüngung, Anabiose folgen.

4) Neurolytische Gesammtwirkungen sind künstliche Biolysen des Nervenlebens, die in der Heilung eine gesunde Verjüngung hervorrufen sollen. Die Schmerzen, Krämpfe, Schlaflosigkeit und dergleichen sind Zustände, die eben so gut in stockender als zu starker Mauser und in gehemmter Verjüngung der Nerven, des Rückenmarks und des Gehirns begründet sein können, zu deren Heilung wir uns demnach entweder der neurolytischen (Akomit, Conium, einzelner Metallpräparate, der Belladonna u. s. w.) oder der anabiotischen (Strychnin, Opium, Wein u. s. w.) Mittel bedienen müssen. Der Verf. bezieht die Narkose wesentlich nur auf Phrenolyse. —

II. Anabiotische Gesammtwirkungen. Es sind organisirende Wirkungen, und müssen nothwendig eine biolytische Nachwirkung, (Abwurf von Mauserstoffen) zur Folge haben.

Unterabtheilungen sind:

1) Haematobiosis, blutbelebende, herzstärkende Wirkung (vis cardiaca, excitans, calefacieus) ist blutorganisirend. Die Lymphkügelchen müssen sich mit kräftigen Blasen umgeben, letztere müssen normale Verhältnisse von Farbstoff entwickeln, gehörig respiriren, die Kerne verarbeiten und in Plasma umbilden; endlich darf die Mauser im Pfortadersystem nicht gehemmt sein. Die vermehrte Wärmebildung ist *eine Folge* des erhöhten Bildungs- und Respirationsprocesses.

2) Neurobiosis, nervenbelebende Wirkung, (vis phrenobiotica, myelobiotica).

3) Homöobiosis, die tonische, stärkende Wirkung

Digitized by Google

(vis tonica, roborans). Durch sie wird die Assimilation und der Bildungsprocefs künstlich gehoben. Sie erstreckt sich demnach auf die Verdauungs- und zellgewebigen Organe und Muskeln und zerfällt

a) in die magenstärkende Wirkung (vis anapeptica, die chylopoëtisch und chylobiotisch ist und durch bittere Mittel bewirkt wird;

b) in die muskelstärkende Wirkung (Myobiosis), welche durch Adstringentia hervorgebracht wird und sich zugleich auf alle zellgewebigen Organe und Gefäfse erstreckt.

Die stärkende Wirkung der Adstringentia überhaupt beruht wesentlich auf Consolidation der organischen Formgebilde in den Neubildungen. — Die tonische Wirkung überhaupt kann man eine, die Organisirung steigernde, die Formbildung consolidirende nennen. Als Nachwirkungen treten überall nothwendig vermehrte Mausern ein, daher die tonischen Mittel in passender Anwendung harntreibend, schweifstreibend, gallenbildend und eiterbildend wirken.

III. Agonistische Gesammtwirkungen. Oft sammeln sich die Mauserresiduen einer langsam fortwirkenden Krankheit im Körper an, ohne dafs dieser von selbst dagegen reagirt. Um Reactionen hervorzurufen, bedienen wir uns der agonistischen Mittel. Die agonistischen Arzneiwirkungen sind im Allgemeinen treibend, expellirend, den Körper gegen sich selbst und gegen die Krankheit aufregend. Durch ihre auswerfende Tendenz sind sie den anabiotischen Wirkungen entgegengesetzt, die mehr anhaltend, stopfend, einschliefsend durch ihre assimilirende Tendenz wirken. Die agonistischen Arzneiwirkungen können eben so gut zu Krankheitsursachen und Todesprocessen als zu Heilmitteln werden und müssen den organischen Verjüngungsacten entsprechend gehandhabt werden. Die meisten der biolytischen Mittel haben eine agonistische Tendenz. Die agonistischen Actionen zerfallen in die

1) hämatagonistische Gesammtwirkung (Aloë, Schwefel, Safran u. s. w.);

2) epispastische, ausziehende Wirkung, Dermatagonisen, (Euphorbiaceen, Canthariden);

3) Apolysen, treibende, drastische Wirkung (vis drastica), welche auf Vermehrung der Mausersecretionen gerichtet ist.

a) *Enterapolyse*, laxirende Wirkung (vis laxans, v. purgans, v. cathartica). Zweigwirkungen derselben sind:

α) Vermehrung der Gallensecretion.

β) Blutcongestionen in der Pfortader.

γ) Verminderung der Absorption im Darmcanal.

δ) Antagonistische Erhöhung der Resorption durch die Lymphgefäfse und Venen.

ε) Hemmung der Ernährung.

ι) Excitomotorisch vermehrte Darmbewegung.

κ) Verminderung der Wasserausscheidung durch Haut und Nieren.

μ) Entleerung der Contenta des Darmcanals überhaupt.

b) Stomatapolysis, speicheltreibende Wirkung.

c) Dermatapolysis, schweifstreibende Wirkung (vis diaphoretica). Ihre Folgewirkungen sind auf die Verjüngung des Muskelsystems gerichtet.

d) Nephrapolysis, harntreibende Wirkung.

4) *Neuragonistische* excitospastische Gesammtwirkungen. Sie sind vorzugsweise expulsorisch, apolytisch zu nennen, weil sie mit Hülfe excitomotorischer Nervenactionen die Lebensresiduen oder andere Krankheitsstoffe abzuwerfen streben.

a) Die Brechwirkung, Gastrapolysis.

Hierbei ist zu unterscheiden:

α) Die Grundwirkung, welche in Entleerung des Magens besteht.

β) Erstreckt sich die Entleerung auf das Duodenum und die Gallenblase.

δ) Wird die Speichelsecretion und die Secretion der Magenschleimhaut selbst vermehrt.

ε) Wird durch Association auch eine Lungenentleerung durch Husten oft gleichzeitig bewirkt.

ι) Wird die peristaltische Bewegung des Darms antagonistisch aufgehoben und es entsteht Verstopfung, einige Brechmittel erregen auch zuweilen Laxiren.

κ) Entstehen Blutcongestionen nach dem Kopfe, durch die Muskelanstrengung vermehrte Muskelmauser, Schweifs. —

b) Die expectorirende Wirkung, Pneumonapolysis, ein Erbrechen der Lunge, dem freie Respiration, Blutbelebung und Blutbewegung durch die Lungen folgen.

c) Die Niesewirkung, Rhinapolysis (vis sternutatoria). —

d) Die tenesmische und

e) dysuretische Wirkung gehören auch hierher.

Digitized by Google

Die agonistischen Wirkungsactionen haben die mannigfachsten Verwandtschaften unter einander; die Ranunculaceen z. B. ziehen Blasen, erregen sardonisches Lachen, Niesen, Erbrechen, Laxiren, Blutungen aus Leber, Nieren und Darm. Alle agonistischen Wirkungen können sehr leicht in Lähmung und Erschöpfung umschlagen, und müssen daher höchst vorsichtig angewandt werden.

Im *fünften Abschnitte* von S. 242—259 wird die Erforschung der Arzneiwirkung durch Analyse des Wirkungsprocesses besprochen. Es kommt uns nicht allein darauf an zu wissen, *dafs* die Arznei etwas bewirkt, sondern auch vorzüglich *wie* sie wirkt, d. h. wir müssen den Wirkungsprocefs, den Wirkungsorganismus kennen lernen. Dazu dienen Versuche an Thieren, Betrachtung der Wirkung der Arzneistoffe auf todte Substanzen, auf eben abgelassenes noch lebendes Blut, die Reaction derselben auf unsere Sinne, besonders Geschmack und Geruch, *und vor allen Dingen Versuche bei lebendigen, gesunden und kranken Menschen.* Wir müssen die Wirkungen verfolgen von der ersten Einwirkung der Arznei auf den Applicationstheil bis zum Abwurf. Der Verf. hält für das Studium der Heilwirkungslehre auch die Bekanntschaft mit den natürlichen Verwandtschaften der Pflanzen für wichtig, da uns dadurch sehr wichtige Fingerzeige gegeben werden. —

Der *sechste Abschnitt* von S. 260—278 handelt von den Arzneiformen und Verbindungen. Es kommt darin manches Bekannte vor. Ich hebe daraus nur hervor: 1) das über die organischen Principien der Arzneicompositionen Gesagte. Es müssen sowohl chemische (chemisch sich aufhebende Mittel dürfen nicht zugleich gegeben werden) als noch vielmehr organische Rücksichten genommen werden. Anabiotische und biolytische Mittel dürfen nicht zugleich gegeben werden.

Es ist ein Vorurtheil zu glauben, zur Erzeugung einer zusammengesetzten Arzneiwirkung gehöre auch eine zusammengesetzte Arznei, denn eine zusammengesetzte Arzneiwirkung im Körper kann auch durch eine ganz einfache Arznei hervorgebracht werden, weil jede Arznei sich zu einem zusammengesetzten System von Actionen entwickelt, s. den 4. Abschnitt. —

2) Das Verhältnifs zur Indicationslehre. Diese rührt von den Methodikern her, welche die Krankheitsqualitäten auf das Strictum, Laxum und Mixtum reducirten, jedoch selbst auch noch mehrere Qualitäten in *einer* Krankheit annahmen, deren jede ein besonderes Mittel von entgegengesetzter Qualität indiciren sollte. Diese Lehre hat sich bis in unsere Zeit erhalten, nur bekam sie jetzt eine anatomische und chemische (humoral-pathologische) Basis, so dafs man jetzt so viele Indicationen stellt, als anatomische Gewebsveränderungen und dyskrasische Entartungen und Symptome vorhanden sind. Wie aber das ganze System von Krankheitsactionen (Symptomen) einer Krankheit durch seinen einfachen Ursprung aus *einem* Keim zu *einem* Ganzen zusammenhängt, so kann es auch durch eine einzige Indication bekämpft werden. Wie die Symptome nur als ein System von Krankheitsactionen mit *einer* Quelle in *einer* Krankheit zu fassen sind, so sind auch die vielen Indicationen zu *einem* System von Indicationen zu verbinden, dem man durch *eine* einfache Arznei begegnen kann, deren Gesammtwirkung sich ebenfalls aus einer Einheit entwickelt *und zu einem System von Arzneiactionen ausbildet.* —

3) Organisch-therapeutische Verhältnisse. Diese beziehen sich auf die Milderung, Verstärkung, Veränderung der organischen Wirkungen einer Arznei durch Vermischung mit andern. Sublimat wird durch Salmiak, bittere Mittel durch Gewürze, schweifstreibende durch Auflösung in vielem Wasser und durch Hautwärme in der Wirkung verstärkt. Es bleibt also eine Einheit der Wirkungen, auch wenn sie durch verschiedene mit einander vermischte Arzneien erzielt worden sind. Wir sehen hieraus, dafs die Möglichkeit, verschiedene Wirkungen durch Vermischung verschiedener Arzneien hervorzubringen, in sehr bestimmte Grenzen durch den nothwendigen Zusammenhang der Wirkungen eingeschlossen ist: die verschiedenen Wirkungen müssen nämlich zu *einem* organischen System gehören, oder sich dazu vereinigen können.

Der *siebente Abschnitt* von S. 279—293 behandelt die Arzneidosen und Recepte. Er enthält zumeist bereits Bekanntes.

Im *achten Abschnitt* von S. 294—330 wird der Heilprocefs auseinandergesetzt. Die Heilung bezweckt die Zurückführung der Krankheit zur Gesundheit. Dies Ziel hat man von jeher gekannt, zur Erreichung desselben aber sehr verschiedene Principien befolgt. Die Darstellung derselben in diesem Abschnitte ist muster- und meisterhaft, und beweis't, dafs der Verf.

Digitized by Google

die Tiefen der Wissenschaft ganz und gar durchdrungen hat. Es ist unmöglich dieselbe in Kürze wiederzugeben, weshalb ich, um den Zusammenhang dieser Relation nicht zu unterbrechen, nur die hervorspringendsten Puncte bezeichne.

Das älteste Kurprincip contraria contrariis curantur beruht auf dem Gegensatz der Qualitäten, und diese sind kosmische, anorganische Qualitäten, weshalb das ganze Kurprincip der Alten ein anorganisches ist; man kurirte durch anorganische Gegensätze, nicht durch organische. Man glaubte, der lebendige Organismus werde nach anorganischen (physikalischen, chemischen) Gesetzen regiert. — Diesem trat Paracelsus entgegen, der wohl erkannte, dafs der lebendige Leib eigenthümlichen, nicht anorganischen Gesetzen unterliegt. Er stellte dem antiken ein entgegengesetztes Heilprincip: similia similibus curantur entgegen und wollte eine Krankheitsspecies mit einer Arcanenspecies heilen, die sich wie eine Pflanze aus dem Saamenkorn (der Arznei) entwickelt. Paracelsus liefs eine besondere organische Species, die Arzneikraft, aus der Arznei im Organismus sich entwickeln, die gegen die Krankheitsspecies, einen besondern Organismus im Organismus (Carus nennt ihn ideellen Organismus) kämpfen und sie vertreiben solle. Aehnlich ist die Vorstellungsweise der Homöopathen (Hahnemannianer), nur mit dem Unterschiede, dafs diese die Arzneikraft im Mörser sich entwickeln lassen, statt dafs Paracelsus sie im Organismus selbst heranwachsen liefs. Nach Paracelsus war also immer das, was die Krankheit heilt, vertreibt, nicht der lebende Organismus, sondern die zu einem dynamischen Wesen, zu einem immateriellen Leibe sich potenzirende Arznei. Bis auf den heutigen Tag durchliefen diese beiden Heilprincipie die mannigfaltigsten Metamorphosen, indem sie bald ein humoralpathologisches, bald ein dynamisches Gewand annahmen und man trieb zuletzt in der naturhistorischen Medicin die Principienlosigkeit aufs Höchste, indem man eine dynamische (specifische, individuelle) Pathologie mit einer qualitativen, chemischen Arzneiwirkungslehre verbunden hat. Alles dies geschieht in einer Zeit, in welcher man sich mit Wissenschaftlichkeit brüstet.

Das organische Kurprincip, d. h. der maafsgebende Grundsatz, welcher uns leiten soll, indem wir einen kranken Körper wieder gesund machen wollen, *ist die Anabiosis*, d. h. die Erkenntnifs des Processes, wodurch der Todesprocefs der Krankheit (jede Krankheit hat die Tendenz des Sterbens in sich, sei es nun das des ganzen Körpers oder einzelner, relativ unabhängiger Theile, s. d. Verf. allg. Krankheitslehre) in den der normalen Verjüngungsacte umgewandelt wird. Das Streben der Heilung geht also dahin, den Todesprocefs der Krankheit wieder in Genesung umzukehren, und dies geschieht durch das, im kranken Körper noch übrige gesunde Leben. Die im kranken Körper noch übrigen gesunden Formelemente *entwickeln* aus sich in den Naturheilungen den Gegensatz gegen die kranken Formelemente und Stoffe, welche letztere sich durch den Krankheitsprocefs gebildet haben, wenn jene normalen Formelemente noch im Uebergewicht gegen diese vorhanden sind (Heilkraft der Natur): überwiegen aber die kranken Formelemente und Stoffe über die noch übrigen gesunden, so müssen diese durch Arzneien in ihren Reactionen unterstützt und so gekräftigt werden, dafs sie jene auswerfen um einer normalen Verjüngung wieder Platz zu machen (Kunstheilungen). Die Natur- und Kunstheilungen folgen also denselben Gesetzen, jene sind wie diese erst das Product der im kranken Körper noch gesunden Formelemente. Der Körper wird immer auf dieselbe Weise, und zwar durch seine eigenen, *in der Kunstheilung durch die Arzneien hervorgerufenen Processe wieder gesund*, nicht durch die Arznei oder deren Kraft (Dynamismus) als solche. Wie indessen die Krankheit selbst kein einfacher, sondern ein gegliederter zusammengesetzter Procefs ist, so kann das auf den Zweck der Heilung abzielende anabiotische Kurprincip kein einfaches, sondern nur ein zusammengesetztes, ein Principienorganismus sein. Es gibt hiernach nicht vielerlei Indicationen, sondern nur *ein* Indicationensystem von organischer Gliederung, der Gliederung und Zusammensetzung der Krankheit entsprechend. Nach den drei Hauptsystemen organischer Stammwirkungen der Arzneien haben wir drei Hauptsysteme von Indicationen, nämlich 1) biolytische; 2) agonistische und 3) anabiotische Indication. Die weitere, eben so geistreiche wie scharfsinnige Ausführung des Verf.'s, das oben Angedeutete betreffend, müssen wir dem eignen Studium des Lesers überlassen. Man wird dann finden, welche rohe und unklare Begriffe über Natur- und Kunstheilungen geherrscht haben, aber auch zugleich

Digitized by Google

einsehen, welche innige Verbindung zwischen der Physiologie, Pathologie und Therapie besteht (von dem noch Gesunden im kranken Körper geht die Heilung aus), die man bisher zwar geahnet, allein ganz und gar verkehrt aufgefafst hat.

In dem Werke des Verf.s über die Verjüngung ist gezeigt, dafs durch das gegenseitige Verhältnifs der beiden Verjüngungsacte die Gesundheit immer schon den Keim der Krankheit in sich trägt; so trägt die Krankheit durch die Verjüngung nach der Mauser wieder den Keim der Gesundheit in sich. Zwischen die beiden Acte der Biolysen und Anabiosen treten die Agonisen (Wehractionen) ein. Im Heilprocefs sind also Anabiosen, Biolysen und Agonisen thätig. —

Hiernach gibt es drei allgemeine therapeutische Methoden, und da wir drei organische Systeme, das Nervensystem, das Blut- und Athmungs- und das Bildungssystem haben, in deren jedem die drei Grundwirkungen sich wiederholen, so werden wir folgende therapeutische Methoden, den organischen Grundwirkungen der Arzneien gemäfs, aufzustellen haben:

a) Bildungsmethoden.

1) Die neurobiotische Methode; 2) die erethibiotische Methode; 3) die plastibiotische Methode.

b) Mausermethoden.

4) die neurolytische Methode; 5) die erethilytische Methode; 6) plastilytische (morpholytische) Methode.

c) Kampfmethoden.

7) Die neuragonistische Methode; 8) erethagonistische Methode; 9) plastagonistische Methode.

Der *neunte Abschnitt* von S. 331—357 bespricht die Kur, Anabiotik. — Sie zerfällt in

A. die Kur der äufsern Ursachen (Todesbedingungen), welche darin besteht, die Körperzustände so zu stellen, dafs der Mensch die Ursachen (welche oft nicht zu entfernen sind) so gut als möglich ertragen und überwinden kann; die Lebensreactionen mittelst der anabiotischen und agonistischen Methode zu erhöhen, um die Krankheitsursache entweder zu assimiliren oder auszuwerfen; die Empfänglichkeit mittelst der biolytischen Methode zu erschöpfen, oder endlich die Krankheitsursachen mechanisch (Splitter) oder chemisch (Gifte) zu entfernen.

B. In die Kur der Anlagen. Hiebei kommen in Betracht: *a*) die Disposition der Organe; *b*) die Disposition der Lebensalter; *c*) die Temperamente.

C. In die Kur des Todesprocesses (der Krankheit selbst). Diese gliedert sich in

I. die Kur des Wachsthums der Krankheit. Die wachsende Krankheit ist ein Kampf, worin das Leiden der Gesundheit und der Wehrprocefs die kämpfenden Gegensätze sind. Beide müssen in das, zum Zweck der Genesung erforderliche gegenseitige Verhältnifs gebracht werden. Zu dem Ende ist zu unterscheiden:

a) *die Kur des Leidens.* Die Leidensseite in der Krankheit umfafst die Sphäre der Keim- und Heerdbildung der Krankheit, wo selbst die Biolyse anfängt. Zu dem Ende ist:

1) die Keimbildung zu verhindern oder der gebildete Keim zu zerstören; 2) die Einwurzelung der Keime und der Heerdbildung zu hindern; 3) der Heerd in der Periode der Heerdbildung durch biolytische oder anabiotische Methoden zu schützen (Brechmittel, Blasenpflaster u. s. w.); 4) der Keim nach einem weniger edlen Organ zu leiten; 5) die sympathische Ausbreitung zu verhüten; 6) oder durch biolytische Methoden der ganze Heerd zu tödten und aufzulösen, und endlich 7) die Erregbarkeit einzelner Organe (Nerven) durch neurolytische Methoden zu ertödten. —

b) *Bei der Kur des Wehrprocesses* ist der zu starke zu mäfsigen, die ohnmächtige zu stärken und der fehlende hervorzurufen.

II. Kur der Mauser und der Genesung (der anabiotischen Stadien). —

a) Kur der absterbenden Mausern. Dieser Zweck wird erreicht durch biolytische Arzneiwirkungen und Methoden, wodurch die Mausergebilde künstlich zum Absterben gebracht werden. Diese Arzneiwirkungen können von zweierlei Art sein: 1) in langsamen Perioden tödtend, und mehr die kranken, weniger lebenskräftigen Gebilde angreifend, oder 2) direct durch Anätzung tödtend. Der Verf. spricht auch von einer innern Anätzung der Gebilde, welche durch die ins Blut aufgenommenen Arzneien hervorgebracht werden solle, und legt grofses Gewicht auf diese Ansicht. Eine innere Anätzung im eigentlichen Sinne ist ganz und gar nicht möglich, da ein Stoff, der ins Blut übergegangen ist, und daselbst als Arznei, *nicht als Gift* wirkt, seine chemische Natur so weit verliert, dafs er keine durch und durch chemische Action (Aetzung) mehr zu Stande bringt. (S. *meine* Arbeit über Endesmose und Exosmose bei lebenden Thieren).

Digitized by Google

Durch die Theorie der innern Anätzung öffnet der Verf. dem Chemismus eine zu weite Türe in den Organismus.

b) Kur der reifenden Verjüngung. Dies geschieht 1) durch Unterdrückung der auflösenden, chemischen, stoffzersetzenden Richtung des Todesprocesses in der Krankheit, der Neigung des kranken Theils, sich immerfort wieder zu desorganisiren (Förderung der Verdauung und Assimilation, Consolidiren der organischen Form u. s. w.); 2) durch Hemmung der überfrühen und unreifen Mausern; 3) durch die Anabiose. Diese Abtheilung ist überflüssig, da No. 1 und 2 schon zur Anabiose gehören.

c) *Kur der Apolysen*, der Mauserabwürfe. Diese können erst dann gefördert werden, wenn die Mausern selbst gereift sind und eine Lösung des Abgestorbenen von den verjüngten Neubildungen erfolgt ist. Dies wird im Allgemeinen schon durch die Kur der absterbenden Mausern und der reifenden Verjüngung selbst erzielt, und nur, wenn bei gereifter Verjüngung und abgestorbenen Mausern die Abwürfe nicht geschehen, müssen wir zu agonistischen Mitteln greifen, um dadurch die Mauserabwürfe zu beschleunigen.

Im *zehnten Abschnitte* von S. 358—422 werden die frühern Systeme der Pharmakologie in einer höchst anziehenden Weise behandelt. Man ersieht aus dieser klassischen Darstellung, dafs nur zweimal seit dem Bestehen unserer Wissenschaft, nämlich bei Galen (Hippocrates?) und Paracelsus, die Heilwirkungslehre der Arzneien dem pathologischen System entsprach, und dafs seit jener Zeit eine solche chaotische Verwirrung in der Arzneimittellehre herrschte, dafs man darüber in Staunen geräth. Ein kurzer Auszug dieses höchst interessanten Abschnitts ist nicht wohl möglich. Es kommt mir hier auch zumeist nur darauf an, die dem Vf. eigenthümlichen Ansichten im Zusammenhange darzustellen, und ich übergehe absichtlich alles Polemische, auf welches man nur zu häufig stöfst.

Der *eilfte Abschnitt* von S. 423—466 zu Ende, behandelt das natürliche System der Pharmakologie nach anabiotischen Principien.

Der Verf. verbreitet sich zuerst über die von ihm befolgten Eintheilungsprincipien. Zum obersten Eintheilungsprincip wählt er ganz naturgemäfs die Stammwirkungen. Die Analogien der Zweigwirkungen und die dadurch erzeugten Verwandtschaften der Arzneien benutzt er in den Unterabtheilungen und der Reihenfolge der einzelnen Mittel.

Die erste Frage, welche wir uns über die Arzneiwirkung stellen müssen ist die: „ist die Arznei biolytisch, oder anabiotisch, oder agonistisch?" Der Verf. verweis't uns hier § 320. auf das allgemeine Bild der Arzneiwirkung im Ganzen und Grofsen; indessen reicht dies nicht in jedem Falle aus, und wenn man noch so genau die einzelnen Actionen vergleicht, so steht man dennoch oft rathlos da. Es sind zwar, wie wir gleich sehen werden in § 324. die einzelnen Mittel nach ihren Stammwirkungen geordnet, allein es hätte vom Verf. eine vollständige Rechenschaft gegeben werden sollen, wie er zu diesen Klassen gekommen ist. Wir wissen nur zu gut, wie leicht man sich in der Naturforschung täuscht, wenn man sich den allgemeinen Eindrücken, die eine Gesammtheit von Beobachtungen macht, überläfst, und dafs wir nie zu allgemeinen Resultaten kommen werden und kommen können, wenn wir nicht jede einzelne Erscheinung auf das Genaueste zergliedert haben. Von vorn herein ist in Frage zu stellen, ob wir die Stammwirkung nach kleinern, mittlern oder gröfsern Gaben der Arzneimittel beurtheilen sollen. Auf den ersten Blick sollte man glauben, die letzteren würden uns zur Einsicht in diese Frage verhelfen; bedenken wir aber, dafs jedes Arzneimittel in grofsen (vergiftenden) Gaben das Leben aufhebt, biolytisch wirkt, und dafs, wenn es auch ein anabiotisches ist, die anabiotische Wirkung gar oft eine so schnell vorübergehende ist, dafs wir sie nicht scharf beobachten können, so müssen wir uns entschieden verneinend darüber aussprechen, dafs wir durch gröfsere Gaben, besonders, wenn sie vergiftend wirken, eine genügende Einsicht über die Stammwirkungen bekommen können. Der Verf. spricht sich auch selbst mifsbilligend über dergleichen Vergiftungsversuche aus, s. Vorr. S. LXII. — Die kleinern und mittlern Gaben führen auch nicht zum Ziele, da ihnen, wenn sie z. B. biolytisch oder agonistisch sind, eine anabiotische Folgewirkung und wenn sie anabiotisch wirken, bald eine biolytische nachfolgen kann. Nehmen wir nun noch hinzu, dafs in Krankheitsfällen die Verjüngung sehr oft deshalb unvollständig ist, weil die Mauser stockt, und dafs jene nur von Statten gehen kann, wenn wir biolytische und agonistische Heilmittel gegeben haben, so würde man manchmal verführt werden

Digitized by Google

ein biolytisches Mittel für ein anabiotisches zu halten. So geben wir oft Chinin um ein Wechselfieber zu heilen, welches auf Mauserstockungen beruht, und dasselbe Mittel in der Chlorose, die ihren Grund in übereilter Mauser zu haben pflegt, s. des Vf.'s allg. Krankheitslehre S. 355 u. 128). Man wird hier wieder den Einwurf geltend machen können, dafs die kleinern Gaben, lange genug fortgegeben, endlich doch die Stammwirkung hervortreten lassen, wie etwa die des Bleies bei sogenannten langsamen Vergiftungen der Arbeiter in den Bleifabriken. Hiergegen liefse sich aufser dem, was oben über die Vergiftungen gesagt ist, noch einwenden, dafs jede Arznei, auch die stärksten Anabiotika, wie Strychnin, in dieser Weise endlich biolytisch wirken würde. Am wenigsten Aufschlufs werden uns die Versuche mit Arzneistoffen auf eben abgelassenes Blut ergeben, da höchst wahrscheinlich nicht alle auf das Blut wirken und wir in allen diesen Versuchen die lebendigen Reactionen anderer Organe vermissen. Wie schon oben bemerkt, wirkt ein und derselbe Arzneistoff ganz verschieden auf die verschiedenen in und aus dem Blute sich bildenden Gebilde, wie denn der Salpeter bei lebenden Menschen gegeben, den Faserstoff bald vermehrt, bald vermindert. Es ist für den praktischen Arzt sehr unangenehm, dafs der Verf. die obigen Fragen nicht zu einer vollständigeren Entscheidung gebracht hat. Da der Raum mir es hier nicht erlaubt, so werde ich bald Gelegenheit nehmen, Vorschläge zu machen, wie jene Frage, ob ein Mittel biolytisch oder anabiotisch oder agonistisch wirke, zu entscheiden sei, und einige zu dem Ende angestellte Versuche mittheilen. — Die Raumbeschränkung gebietet mir, nur die Klassen *des natürlichen Systems der Pharmakologie nach dem Wirkungsorganismus* hier anzuführen.

A. Biolytica, Mauserarzneien.

1. Klasse. Plastilytica, Bildungsmausermittel. Metalle, Salzbilder.

2. Klasse. Erethilytica (Haematolytica) Blutmausermittel. Säuren, Salze, Schleim.

3. Klasse. Neurolytica, Nervenmausermittel, Belladonna u. s. w.

B. Anabiotica. Belebungsarzneien.

4. Klasse. Plastibiotica. Lebensarzneien für Assimilation und Bildung, Amara, Albuminosa, Adstringentia.

5. Klasse. Erethibiotica (Haematobiotica) Blutbelebungsarzneien; ätherische Oele, Aromatika, Balsame.

6. Klasse. Neurobiotica, Nervenlebensarzneien, Wein, Moschus, Opium, Strychnin.

C. Agonistica, Kampfmittel, Krankheitsarzneien.

7. Klasse. Plastogonistica, Bildungskampfmittel, Secretionsmittel, wie Senna, Sambucus, Ammoniaksalze, Seifen.

8. Klasse. Erethagonistica, Blutkampfmittel; Acria.

9. Klasse. Neuragonistica, Nervenkampfmittel; excitomotorische Abwurfsmittel; Expectorantia, Emetica, u. s. w. —

Zum Schlufs sei es mir noch erlaubt, über das Studium dieses höchst wichtigen, im Auszuge kurz wiedergegebenen Werkes einige Worte hinzuzufügen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dafs Aerzte dasselbe lasen, und mit der Ansicht aus der Hand legten, der Verf. habe nur einige neue, zuweilen höchst seltsam klingende Namen erfunden. Meist war dies Werk das einzige, welches sie von dem Verf. gelesen hatten. Wer die vorhergehenden Schriften des Prof. C. H. Schultz, wie dessen System der Circulation, die Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen, die Natur der lebendigen Pflanze, die Verjüngung des menschlichen Lebens und die allgemeine Krankheitslehre nicht gelesen hat, der kann durchaus keine Einsicht in dessen Heilwirkungslehre bekommen, denn diese bildet mit jenen genannten Werken ein untrennbares Ganze. Die Lehren des Verf.'s treten mit den bisherigen und jetzt noch gangbaren in den entschiedensten Widerspruch, indem man, bewufst oder unbewufst, alle lebendigen, organischen Erscheinungen auf chemische und physikalische, aber keine organische Gesetze zurückzuführen trachtete. So sind wir vor Kurzem mit einem höchst gediegenen Werkchen beschenkt worden, welches den Gegensatz des organischen Lebens und der anorganischen Vorgänge zwar anerkennt, das Athmen nicht als eine chemische, sondern als eine organische Thätigkeit angesehen wissen will, mittlerweile aber diese, so wie die organische Wärmebildung auf einen physikalischen Vorgang, der doch immer ein anorganischer ist, den Druck, zurückführt, und so das organische Leben wieder anorganisch erklärt! Dies ist der beste Beweis für die Unrichtigkeit jener Theorie. Es ist besser, über lebendige Processe lieber gar keine, als falsche, chemische oder physikalische Theorien zu haben. —

Digitized by Google

Da die meisten Aerzte sich noch zu wenig mit den das organische Leben mit organischen Augen (*nicht dynamisch!*) ansehenden Schriften des Verf.'s bekannt gemacht haben, so stofsen wir deshalb oft auf ganz verkehrte Beurtheilungen derselben, obwohl manche, wie z. B. Eisenmann u. A. wohl fähig wären, ihre Irrthümer einzusehen; sie sind indessen zu sehr in ihren alten, anorganischen Qualitätentheorien festgeritten, als dafs sie sich davon trennen wollten. Sämmtliche Werke des Verf.'s sind als Bausteine zu einer Theorie des organischen Lebens, gegen welche unsere Augen bisher verschlossen waren, zu betrachten. Der Bau ist erst eben begonnen, der alte Schutt noch nicht ganz weggeräumt: möchten sich doch recht viele Werkmeister und Kärrner finden!

Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun!

Dr. Boecker, in Radevormwald.

LIX.

***Histoire militaire des éléphants, depuis les temps les plus reculés jusqu'à l'introduction des armes à feu; avec des observations critiques sur quelques-uns des plus célébres faits d'armes de l'antiquité par le Chev. P. Armandi, ancien Colonel d'artillerie. Paris, Londres, Francfort s, M.* 1843. 570 *pag.* 8.**

Der Gebrauch der Elephanten zum Kriege war bei den Indern uralt. Die Perser bedienten sich ihrer erst in ihrem letzten Kriege gegen die Griechen, als Darius, schon einmal geschlagen, neue Hülfsmittel gegen Alexander herbeizog. Seit dieser Zeit waren Elephanten bei allen Kriegen der Griechischen Könige, der Römer und Karthager, bis die Römische Herrschaft dem Elephantenkrieg ein Ende machte. Nur die oströmischen Kaiser hatten von Neuem in ihren Kriegen mit den Neupersern gegen Elephanten zu kämpfen. Dann zog sich der Elephantenkrieg wieder in den äufsersten Osten jenseits des Indus zurück, und auch dort dienten je länger je mehr Elephanten nur als Transportmittel: der Occident sah diese Thiere nur dann und wann als naturhistorische Seltenheit.

Diese Vorgänge im ganzen Verlauf der Jahrhunderte beschreibt das Werk des Herrn Obersten Armandi sehr ausführlich und mit allem Detail, welches die Geschichte überliefert hat: nur die letzten Zeiten, wo der Gebrauch der Elephanten sich wieder auf Indien beschränkte, werden, wie billig, rasch zu Ende geführt. Der Kern des Werks ist die Zeit von Alexander bis Cäsar, und für diese Zeit ist die Arbeit des Hrn. Armandi ein wichtiger Beitrag zur Kriegsgeschichte. Nur geringe Hülfe konnte ihm dabei Cuper's Münzgeschichte der Elephanten (im 3. Bde. von Sallengre's Supplem. thesaur. Graev.) gewähren; aber auch diese Denkmäler sind nicht aus der Acht gelassen worden.

Das Ganze ist sehr übersichtlich in Bücher und Capitel getheilt. Ein einleitender sehr interessanter Abschnitt behandelt die Naturgeschichte der Elephanten, nach seinen beiden Racen. Der Indische Elephant ist gröfser, stärker und dabei gelehriger als der Afrikanische; jener wird bis 10 Fufs, dieser bis 8 Fufs hoch; der Afrikanische hat aber längere Hauzähne. Das Thier lebt 120 bis 200 Jahre, vermehrt sich in der Regel in der Gefangenschaft nicht, braucht 200 Pfund Vegetabilien zur täglichen Nahrung, trägt 2000 bis 2500 Pfund und legt bei solcher Last einen Weg von 12 bis 15 Lieues täglich zurück.

Die ungeheure Zahl der im Alterthum verbrauchten Elephanten erregt Verwunderung. Plinius spricht von 14000 Elephanten, die von Indischen Königen unterhalten wurden, und Hr. Armandi vertheidigt die Glaubwürdigkeit dieser Nachricht, da noch die Mogolensultane des 16. und 17. Jahrhunderts 6000 bis 12000 unterhielten, und man an den Höfen von Siam und Pegu gewöhnlich 5 bis 6000 zählte. Die Zahl der wilden Thiere ist überall durch die menschliche Cultur bedeutend vermindert worden. Würde man jetzt, frägt der Verf, wie einst Cäsar 400 Löwen in der Arena vereinigen können, oder wie Pompejus 600 Löwen und 1200 Panther, oder wie Probus 1000 Straufse?

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1846.

Supplementbogen 5.

Histoire militaire des éléphants, depuis les temps les plus reculés jusqu'à l'introduction des armes à feu; avec des observations critiques sur quelques-uns des plus célèbres faits d'armes de l'antiquité par le Chev. P. Armandi.

(Schlufs.)

Aber daher ist es gekommen, dafs, während im Alterthume viele Elephanten diesseits des Atlas, in Byzakene, Numidien und Mauritanien eingefangen wurden, die Afrikanische Race jetzt in das Innere dieses Erdtheils zurückgedrängt ist. Borneo, Sumatra und Ceylon sind die einzigen Inseln, wo sich Elephanten finden, und in Ceylon ist die gröfste und beste Race Indischer Elephanten: bei einer Jagd im Jahre 1797 wurden 166 eingefangen. Weifse Elephanten werden von den Hindu hoch verehrt, so dafs „Besitzer des weifsen Elephanten" ein Ehrentitel der Könige war und noch ist. Die Elephantenjagd, um sich ihrer lebend zu bemächtigen, ist noch jetzt dieselbe wie im Alterthum.

Es ist gewifs, dafs der Elephant erst spät im westlichen Asien und in Europa bekannt wurde. Auf ägyptischen Bildwerken erscheint er nicht; weder das alte Testament noch Homer und Hesiodus kennen das Thier. Aber Elfenbein ist den ältesten Griechen als kostbarer Stoff zur Ausschmückung wohl bekannt und wurde zu Tyrus in gröfster Fülle bearbeitet. Herodot ist der älteste Autor, der von Elephanten spricht: auffallend ist es, dafs Xenophon ihrer nicht erwähnt. Aristoteles giebt zuerst eine so genaue Beschreibung des Thiers, dafs er es mit Mufse gesehn haben mufs, wozu ihm die Gunst Alexanders Gelegenheit bot, der in der Schlacht von Arbela die ersten Kriegselephanten in seine Gewalt bekam. Hr. Armandi bemerkt hiebei, dafs Aristoteles den Elephanten besser beschrieben habe als Büffon.

Nach diesen einleitenden Betrachtungen berichtet der Hr. Verf. von dem Elephantenkriege Alexanders in Indien: er schildert besonders die Schlacht am Hydaspes gegen den Porus mit Bewunderung der Kriegskunst Alexanders. Wenn er dabei sagt: „Alexander weihte den Elephanten, auf welchem Porus geritten hatte, der Sonne," so ist dies ein kleines Mifsverständnifs der Stelle des Philostratus im Leben des Apollonius von Tyana (II, 12) wo nur von einem der noch nach 350 Jahren überlebenden Elephanten aus der Zahl derer, die in dem Kriege des Porus gegen Alexander gedient hatten, die Rede ist. Denn das Thier, dessen sich Porus selbst bedient hatte, mufste getödtet werden, weil es nicht aufhörte seinen erschöpften Reiter zu vertheidigen.

Die Nachfolger Alexanders und die Könige der Macedonischen Dynastien bedienten sich alle der Elephanten. Hr. Armandi beschreibt ihre Kriege vornehmlich in dieser Hinsicht, aber nicht ohne interessante taktische und kriegsgeschichtliche Erörterungen anderer Art, wie sie sich ihm darboten.

Seleucus erhielt 500 Elephanten von dem Könige der Gangariden, er hiefs mit einem Spottnamen der grofse Elephantarchos, aber er verdankte seiner Ueberzahl an Elephanten den grofsen Sieg bei Issos über Antigonus, der nur 75 hatte. Seleucus' Elephanten kamen in den Besitz des Ptolemäus Keraunos, der späterhin den Pyrrhus mit einer Anzahl derselben beschenkte. Antiochus, Seleucus' Sohn, hatte nur noch 16 Elephanten, aber sie verschafften ihn den Sieg über die Galater in Kleinasien. Antiochus der Grofse erhielt wieder 150 Elephanten aus Indien. Sie bezwangen die Afrikanischen Elephanten seines Gegners Ptolemäus Philopator in der Schlacht bei Raphia, aber diese Schlacht ging nichtsdesteweniger verloren; und noch entschiedener triumphirten die Römer über die schreckbare Ausrüstung des Syrischen Heeres bei Magnesia.

Digitized by Google

Die Ptolemäer benutzten die Entdeckungen in Afrika, welche sie eifrig beförderten und über deren Ausdehnung Hr. Armandi eine belehrende Zusammenstellung giebt, zunächst ebenfalls um sich Elephanten zum Kriegsgebrauch aus den Ländern am oberen Nil zu verschaffen. Ptolemäus Euergetes hielt 500 Elephanten; aber unter seinem Nachfolger machte man die betrübende Entdeckung, dafs die Afrikanischen Elephanten es im Geringsten nicht mit den Indischen aufnehmen konnten, und man liest fortan nichts mehr über ihre Anwendung im Kriege, während die Elephantenjagden in Afrika wegen des Elfenbeins noch immer fortgesetzt wurden.

In Macedonien hatte man kein Glück mit Elephanten. Polysperchon wandte sie bei der Belagerung von Megalopolis an, aber scheiterte durch die geschickte Vertheidigung der Bürger, so wie später Antigonus Gonatas vor Megara. Philipp III. mufste seine Elephanten den Römern ausliefern, die sie dem Attalus schenkten, da sie selbst fürs Erste keinen Gebrauch davon machen konnten. Perseus hatte keine Elephanten, wogegen die Römer im Kriege mit ihm sich dennoch dieser Thiere wieder bedienten.

Italien lernte Elephanten im Kriege des Pyrrhus kennen. Dieser Epirotische König besafs 60 Elephanten, gröfstentheils ein Geschenk des Ptolemäus Keraunos. Aber nur 20 brachte er zufolge des Berichts bei Plutarch nach Italien. Hr. Armandi entwickelt ausführlich durch eine Vergleichung der Macedonischen und Römischen Taktik, dafs Pyrrhus seinen Sieg über die Römer bei Heraklea nicht seiner Phalanx, eher noch der vorzüglichen Ausbildung seiner sogenannten Thessalischen Reiterei, vornehmlich aber dem ungewohnten Angriff der Elephanten verdankte. Die zweite Schlacht bei Asculum blieb unentschieden. Hr. Armandi läfst hiebei die Aufopferung des Consuls Decius nach der Volkssage gelten, obgleich sie von den Historikern in Abrede gestellt wird. In der dritten Schlacht bei Beneventum siegten die Römer, da sie nunmehr die Erfahrung besafsen, wie man die Elephanten abzuwehren habe.

Die Karthager zogen Anfangs einen bedeutenden Nutzen von ihren Kriegselephanten. Sie bedienten sich ihrer vorzugsweise, nachdem sie die Kriegswagen abgeschafft; sie liefsen grofse Heerden einfangen und abrichten, ihre Stadtmauern waren zu Elephantenställen eingerichtet. Hr. Armandi beschreibt ausführlich die Schlacht von Tunis, in der die Armee des Regulus hauptsächlich durch die Elephanten und die Reiterei der Karthager aufgerieben wurde. Auch in Sicilien hatten die Karthager durch diese Thiere die Oberhand, bis Hasdrubal sie auf eine ungeschickte Art bei der Belagerung von Panormus anwandte und seinen ganzen Train von 140 Elephanten verlor. Dadurch gewannen die Römer neuen Muth und wurden belehrt, wie leicht es ist, Elephanten aus Alliirten in die gefährlichsten Feinde des eignen Heeres zu verwandeln. Doch entsagten die Karthager dem Elephantenkrieg nicht: sie lernten von Neuem die ersprieflichen Dienste der Elephanten in ihren Afrikanischen und Spanischen Kriegen kennen, und Hannibal versagte es sich nicht, 40 Elephanten aus Spanien zum zweiten Punischen Kriege nach Italien zu führen. 37 hatte er noch beim Uebergang über die Rhone. Der Marsch über die Alpen wurde ihm durch diese Thiere sehr erschwert; wie viele er dabei verlor, ist nicht gewifs, eine gewisse Anzahl brachte er aber nach Italien herüber und bediente sich ihrer in der Schlacht am Trebia ohne wesentlichen Erfolg. Sieben oder acht, die er nach dieser Schlacht noch übrig hatte, kamen in dem nafskalten Winter um bis auf einen einzigen, auf welchem Hannibal selbst bei dem Marsch durch die Sümpfe Etruriens ritt. Die Siege am Trasimenus und bei Cannä gewann Hannibal ohne Elephanten; aber sobald er einen Hafen in Unteritalien besafs, wurden ihm von Karthago auch Elephanten wieder zugeführt: er wandte sie bei seinem Versuch auf Nola an, verlor aber dabei sechs, von denen zwei den Römern lebend in die Hände fielen. Und so wurden Elephanten im ganzen zweiten Punischen Kriege gebraucht: in der letzten Schlacht bei Zama hatte Hannibal 80 zu seinem Dienst, ohne dafs sie den Verlust der Schlacht gegen die kriegsgewandten Römer und den vorsichtigen Feldherrn Scipio hinderten. Im Frieden mufsten die Karthager ihre Elephanten ausliefern und sich verpflichten keine mehr zu zähmen. Daher entbehrten sie im dritten Punischen Kriege dieser Alliirten zu ihrer grofsen Betrübnifs, wie die Geschichtschreiber sagen: das Volk rief schmerzlich die Namen dieser und jener Bestien (denn jeder Kriegselephant hatte seinen Namen) und jammerte, ihrer treuen Dienste entbehren zu müssen.

Digitized by Google

Die Römer hatten bisher den Elephantenkrieg bei ihren Gegnern verachtet, aber dennoch ermangelten sie nicht sich derselben zu bedienen. In den Macedonischen Kriegen gegen Philipp und Perseus führten sie Afrikanische Elephanten mit sich, bei dem Uebergang über die Cambunischen Berge, welche Thessalien von Macedonien trennen, hatten sie nicht viel weniger Noth mit den Elephanten, als einst Hannibal in den Alpen: aber sie liefsen sie dennoch nicht zurück. Auch leisteten sie ihnen gute Dienste in den entscheidenden Schlachten von Kynoskephalä und von Pydna, obgleich Livius (44, 41) sich hiebei widerspricht. Besonders hülfreich waren ihnen Elephanten in den Kriegen gegen Spanische und Gallische Barbaren; und so sieht man denn auf das Entschiedenste, einerseits dafs Elephanten gegen ungeregelte oder ungeübte Truppen von grofsem Nutzen waren, anderseits dafs sie gegen vorsichtige Feldherren und ausgebildete Truppen, wie die Römer, die ihrer Kraft und Kühnheit vertrauten, auf die Länge nichts fruchteten. Dasselbe wird sich aus der ganzen Kriegsgeschichte ergeben, wenn die künstlichen Hülfsmittel des Kriegs zum entscheidenden Kampf mit der disciplinirten Tapferkeit gut angeführter Männer kommen. Das Eisen in der entschlossenen Faust zur rechten Zeit angewandt, hat noch immer triumphirt. Man sieht dies auf das Herrlichste bei Cäsars Afrikanischem Feldzug gegen die Pompejaner und den König Juba von Mauritanien, der sich von seinen zahlreichen Elephanten grofse Dinge versprochen hatte. In der Schlacht von Thapsus ging die fünfte Legion so dreist auf die Elephanten los, und die Soldaten bedienten sich ihrer Wurfspiefse und Schwerter so geschickt, dafs die Elephanten nicht zu bändigen waren, umkehrten, und ihren eigenen Herren denjenigen Schaden zufügten, den sie dem Feinde hätten zufügen sollen. Selbst einzelne Soldaten nahmen es entschlossen mit einem Elephanten auf, stiefsen ihm in die Augen oder hieben ihm den Rüssel ab. Cäsar erlaubte der Legion, zum Andenken an diesen Tag, einen Elephanten auf ihren Feldzeichen zu führen.

Das zweite Buch des Werks behandelt die *Elephantentaktik* theoretisch und giebt interessante Resultate der antiquarischen Forschung des Hrn. Verfassers. Auch der Philologe wird vieles ihm Erspriefsliche daraus lernen, denn der Verfasser versäumt es nicht die mancherlei technischen Ausdrücke philologisch zu begründen. Hr. Armandi handelt zuerst von der Abrichtung der Elephanten. Der Führer des Thiers hiefs Griechisch ἐλεφανταγωγός, ἐλεφαντίστης, Lateinisch rector, magister, moderator beluae; bei den Griechen war er meist ein Inder, bei den Römern ein Schwarzer (Aethiops). Man wappnete die Kriegselephanten auf mancherlei Art, berauschte sie zum Gefecht, versah sie mit Thürmen. Ueber diese spricht der Verfasser ausführlich, zur Beseitigung übertriebener Vorstellungen. Die sogenannten Thürme (Griechisch θωράκια) waren doch im Grunde nichts anderes als ein Packsattel mit einem Geländer, gewöhnlich mit 3, höchstens mit 4 Streitern besetzt. Nur bei Belagerungen, wo der Elephant sich nicht zu bewegen, sondern nur still zu stehen hatte, wurden solidere Thürme auf den stärksten Elephanten errichtet, aber dies geschah selten, und noch seltener mit glücklichem Erfolg.

Alsdann werden die mancherlei Gegenmittel gegen die Elephanten ausführlich abgehandelt, Waffen, Wurfmaschinen (carrobalistae) Feuerpfeile, bedeckte Gräben, Fufsangeln, Spanische Reiter (chevaux de frise). Als das beste Mittel bewährte sich die Gewandtheit des bewaffneten Mannes, und diese Kunst mit Elephanten zu fechten ward in den Kampfspielen der Römischen Arena grofsartig geübt. Man hat diesen Nutzen der Thierjagden im Circus zur Erhaltung und Belebung kriegerischer Mannhaftigkeit noch nicht genug in Anschlag gebracht: es waren keineswegs blofs Verbrecher, die diese grofsartigen Schauspiele aufführten: die Lust mit wilden Thieren zu kämpfen reizte (wie in Spanien noch fortwährend) auch freie und selbst vornehme Leute, ihr Leben auf die Spitze des Degens zu setzen: menschliche Geschicklichkeit und Kraft siegte in der Regel über thierische Gewalt.

Die Stellung der Elephanten in der Schlacht, die geeignetste Aufstellung der Truppen dagegen, die Anwendung der Elephanten bei Flufsübergängen, bei Belagerungen, werden, wie man erwarten kann, von dem praktischen Militär militärisch besprochen und mit Beispielen belegt.

Nach allem diesen beschliefst Hr. Armandi diesen Theil seines Werks mit der Betrachtung, wie der Elephantenkrieg nach Cäsar abkam, wie sich selbst die Kunst, Elephanten zum Kriege abzurichten, ver-

Digitized by Google

lor, wie die Ungunst, mit der die Römer den Elephantenkrieg betrachteten, sich auch auf die Asiatischen Könige erstreckte: denn die Parther benutzten keine Elephanten zum Kriege. Die Römischen Kaiser unterhielten zwar Elephanten bei Ardea und Laurentum (ob zu Tibur, wie der Verfasser will, erscheint zweifelhaft) aber nur für die Kampfspiele und zu festlichen Aufzügen, wie zuletzt noch der Kaiser Aurelian eine grofse Menge dem Volke zum Schauspiel darbot.

Ein drittes und letztes Buch widmet Hr. Armandi dem wiedererneuten Elephantenkriege in den letzten Zeiten der Römischen Kaisergeschichte, als die Persischen Könige der Sassaniden-Dynastie die Römischen Provinzen in Asien angriffen und dabei auch Elephanten in Masse heranführten. Deswegen ist Vegetius aus dem vierten Jahrhundert nach Chr. der einzige alte Autor, der in seinen Büchern vom Kriegswesen auch vom Elephantenkrieg genauer handelt. Bei den Römischen Legionen jener Zeit ersetzten Maschinen die Stelle unserer Artillerie. Jede Compagnie führte eine mit Pferden bespannte und von 11 Mann bediente Carrobalista mit sich, jedes Bataillon noch aufserdem einen onager zum Steinewerfen. Ohne Zweifel war dies die beste Waffe gegen Elephanten, die daher auch nicht viel ausrichteten.

Doch Ref. enthält sich um so mehr, einen Auszug aus diesem Theile des Werkes zu geben, weil der Verfasser nur die Absicht hat, der äufseren Vollständigkeit wegen, ohne neue selbständige Forschungen, seinen Stoff durch die Jahrhunderte des Mittelalters zu Ende zu führen. Zum letzten Mal erschienen Kriegselephanten in Westasien als der Mogolenkhan Timur den Sultan der Osmanen Bajazet im Jahre 1402 bei Angora in Phrygien schlug und gefangen nahm. Gegen Kanonen sind Elephanten eine schwache Wehr, obgleich man sie in Indien gelehrt hat selber Kanonen, jedoch nur von kleinerem Kaliber, zu tragen.

Hr. Armandi nennt sich in der Vorrede einen Gast Frankreichs, und wir erinnern uns, seinen Namen bei der übel ausgefallenen Schilderhebung der Romagna im Jahre 1831 gelesen zu haben. Ehrenvoll für ihn, dafs er eine unfreiwillige Mufse zu einer so gediegenen Arbeit anzuwenden befähigt und geneigt war. An seinem richtigen und präcisen Ausdruck würden wir den Fremden nicht erkannt haben, es sei denn durch die Abwesenheit einer gewissen rhetorischen Erregtheit, die wir Deutsche als eine Eigenthümlichkeit des neueren französischen Stils anzusehen pflegen. Er rühmt die freundschaftliche Theilnahme des ausgezeichneten Philologen Herrn Ph. Lebas an seinem Werke und verdankt ihr einen besondern Excurs über die Frage, welcher Antigonus es gewesen, der die Belagerung von Magara mit Elephanten unternahm. Indem wir achtungsvoll von Hrn. Armandi scheiden, wünschen wir, dafs er, wenn ihm fernere Mufse bestimmt ist, dieselbe zur Erforschung des alten Maschinenkrieges anwenden möge, ein Gegenstand, der einer neuen gründlichen Bearbeitung würdig und bedürftig ist.

C. G. Zumpt.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1846. (Zweites Semester.) 2.

Sämmtliche hier angezeigte Bücher sind zu haben in der Besserschen Buchh. in Berlin (44 Behrenstr.)

Petrefactenbuch — vollständig.

Das bei **Hoffmann** in Stuttgart so eben vollendete Werk:

Schmidt, *Dr.*, Petrefactenbuch, oder allgemeine und besondere Versteinerungskunde, mit Berücksichtigung der Lagerungs-Verhältnisse besonders in Deutschland. 22 Bg. mit 57 color. und 7 schwarzen Taf. Pr. 5 Thlr.

wird vielen Freunden der Versteinerungskunde willkommen sein. Gediegene Bearbeitung, schöner Druck, vortreffliches Colorit und ein ungemein billiger Preis machen es für Kenner und Liebhaber, besonders aber für Anfänger und Sammler, zu einem unentbehrlichen Handbuche. Es ist fortwährend auch in einzelnen Lieferungen zum Subscr.-Preise von 1 Thlr. = 1 Fl. 36 Kr. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

So eben ist erschienen bei **S. G. Liesching** in Stuttgart und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Hamâsa
oder
die ältesten arabischen Volkslieder,
gesammelt von
Abu Temmâm,
übersetzt und erläutert
von
Friedrich Rückert.

In zwei Theilen.

52 Bogen Royal-Octav auf feinem Velinpapier.
Preis des Ganzen $4^1/_2$ Thlr. — 7 Fl. 20 Kr. Rh. — 6 Fl. 30 Kr. C. M.

Inhalt.

I. Heldenlieder. II. Todtenklagen. III. Sprüche der feinen Sitte. IV. Liebeslieder. V. Schmähgedichte. VI. Gast- und Ehrenlieder. VII. Beschreibungen. VIII. Reise und Ruhe. IX. Scherze. X. Weiberschmähungen.

Dieses bedeutende Werk des grossen Dichters ist schon seit einer Reihe von Jahren innerhalb und ausserhalb Deutschlands mit Spannung erwartet worden, und wird nicht allein unter den Freunden einer so reichen und unmittelbaren Poesie überhaupt, sondern auch in wissenschaftlichen Kreisen eine dankbare Aufnahme finden.

Bei **Vandenhoeck** und **Ruprecht** in Göttingen ist erschienen:

Lange, Ch. C. E. historia mutationum rei militaris Romanorum inde ab interitu rei publicae usque ad Constantinum magnum libri tres. 4 maj. 20 Ggr.

Anzeige für die Herren Schulpfleger und Lehrer!

In der **Falkenberg**'schen Verlagsbuchhandlung in Barmen erschienen so eben nachstehende Schulbücher, und sind durch jede gute Buchhandlung zu beziehen:

Biblische Geschichten
des
Alten und Neuen Testaments
für die liebe Jugend bearbeitet
von
K. W. Wiedenfeld,
Doktor der Theol. und Philosophie, Superior, Schulpfleger und Pfarrer.

14 Bogen gr. 8. Ladenpreis roh netto $7^1/_2$ Sgr.

Partiepreis von 30 rohen Exemplaren bei direkter und portofreier Bestellung $4^1/_2$ Thlr. baar. Partiepreis von 30 gebundenen Exemplaren — dito — dito baar 7 Thlr.

Durch den Buchhandel bezogen $^1/_2$ Thlr. mehr.

Leitfaden
zur
Behandlung der biblischen Geschichten
für
Lehrer an Elementar-Schulen
von
K. W. Wiedenfeld, *Dr.* etc.

6 Bg. gr. 8. geh. Preis $7^1/_2$ Sgr.

In einer sehr günstigen Recension über diese trefflichen Bücher wird unter anderm rühmend gesagt: „Ungeachtet der grossen Bescheidenheit des Herrn Verfassers in dessen Vorrede, müssen wir seinem Buche unbedingt das Zeugniss geben, dass es die bekannten Bearbeitungen der biblischen Historien weit hinter sich zurücklässt. Von dem alten Hübner, der nur noch antiquarisch merkwürdig ist, kann ohnehin, so sehr ihn auch unser Verfasser zu ehren scheint, kaum mehr die Rede sein. Aber auch die Bearbeitung desselben durch Rauschenbusch und die spätere Zusammenstellung von Zahn werden der Wiedenfeld'schen Bearbeitung weichen müssen."

So eben erschien bei **F. Otte** in Greifswald:

Steenstrup, J. J. S., Untersuchungen über das Vorkommen des Hermaphroditismus in der Natur. Ein naturhist. Versuch. Aus dem Dänischen übersetzt von *Prof. Dr.* C. F. Hornschuch. Mit 2 lithgr. Tafeln. broch. 4. Preis 2 Thlr.

Digitized by Google

Bei **Alb. Falkenberg** u. Comp. in Magdeburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Frantz, das Glaubensbekenntniss. Grundzüge zur dogmatischen Theologie. broch. 18 Sgr.

Newton, Johann, Kardiphonia oder Herzensergiessungen in einem wirklich gepflogenen Briefwechsel mit vertrauten Freunden geschrieben. Aus dem Englischen übersetzt von Karl Lütke. Mit einem Vorworte von *Dr.* A. Tholuck, Königl. Consistorialrath und Prof. zu Halle. 1. und 2. Band. à broch. 22½ Sgr.

Bei **Carl Heyder** in Erlangen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Monographie über den Einfluss der Gase auf die Form der Blutkörperchen von *Rana temporaria*. Von *Dr.* Emil Harless. Mit 2 Kupfertafeln. gr. 8. Velinp. broch. Preis 8 Ggr. oder 10 nGr. (Eine sehr empfehlenswerthe Schrift.)

In der **Palm**'schen Verlagsbuchhandlung in Erlangen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Wesen
der
ordentlichen priesterlichen Realbenedictionen
in der katholischen Kirche.

Von

P. Dinkel,
katholischem Stadtpfarrer.

gr. 8. geh. 12 gGr. oder 54 Kr.

So eben erschien:

Plutarchi vitae parallelae ed. C. Sintenis. Vol. IV. 3 Thlr.

Mit dem 4. Bande ist diese geschätzte Ausgabe beendigt.
Das vollständige Werk kostet 12 Thlr.

Leipzig, Dezember 1846.

Köhler'sche Verlagsbuchhandlung.
(Adolph Winter.)

So eben erschien:

Ciceronis Oratio pro Caecina ed. Jordan. 1 Thlr. 15 nGr.

Diese Rede bildet die erste Abtheilung des zweiten Bandes von Cicero Orat. ed. Halm, wovon im vorigen Jahre der erste Band in drei Abtheilungen:

Oratio pro Sulla 24 nGgr. — Oratio pro Sestio 1 Thlr. 15 nGr. — Oratio in Vatinium 15 nGr.

enthaltend, erschienen ist.

Leipzig, Dezember 1846.

Köhler'sche Verlagsbuchhandlung.
(Adolph Winter.)

In **Ambrosis** Buchhandlung in Passau ist so eben erschienen:

Gaugengigl, *Prof.*, der göttliche Ursprung der Sprache. Eine Abhandlung als Vorläufer eines grössern sprachwissenschaftlichen Werkes. 4. geh. 16 Seiten. 4 nGr.

Diechter, Benefiziat, Gedanken über Richtung und vorwiegenden Geist der Zeit, und daran sich knüpfende vorzüglichste Aufgabe des Religionslehrers. 4. geh. 12 S. 3 nGr.

Bei **Flammer** und **Hoffmann** in Pforzheim sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angränzenden Länder zu haben:

Das Bekenntniss der Deutschkatholiken und Lichtfreunde. Nebst einem Nachwort an G. G. Gervinus. Von *Dr.* Gustav Widenmann. geh. 7 nGr. oder 21 Kr.

Dies rationalistische Bekenntniss der im Titel bezeichneten religiösen Parteien ist bisher vielfach von der rechtgläubigen Seite angegriffen und nur von den genannten Parteien selbst oder solchen, die ihnen gleichgesinnt waren, vertheidigt worden. In dieser Schrift tritt nun auch ein Rechtgläubiger für die genannten Parteien in die Schranken, und diese Bemerkung mag genügen, um derselben diejenige Aufmerksamkeit zu schenken, welche sie verdient.

Religion und Natur.

Randglosse eines Protestanten zu Hirscher's Erörterungen über die grossen religiösen Fragen der Gegenwart.

Von

Dr. **Gustav Widenmann.**

geh. 1 Thlr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Dieses eben so geistreich als frommen Gemüthes geschriebene Werkchen liefert einen gewiss nicht unbedeutenden Beitrag zur Lösung der im Vordergrund der wissenschaftlichen Zeitbestrebungen stehenden Aufgabe, das Christenthum mit den Gesetzen der Natur auszusöhnen. Obgleich von einem Arzte verfasst, ist es doch geeignet, nicht blos das Interesse jedes Gebildeten überhaupt, der zur Orientirung in den verschiedenen Richtungen der Gegenwart und zur vernunftmässigen Begründung seines Glaubens einen Anknüpfungspunkt wünscht; sondern auch das Interesse jedes Philosophen und Theologen vom Fach in hohem Grade in Anspruch zu nehmen. — Von dem Inhalte heben wir Folgendes heraus: Einleitung. Die Religion im Allgemeinen. Die wahre Religion. Die Religion in ihren leiblichen Beziehungen. Der Urzustand, der Fall und seine Folgen. Die falsche Religion, das Mysterium und das Volk Gottes. Wiederherstellung der wahren Religion, Christus und die Urkirche. Zerfall der Urkirche. Versuch einer Wiederherstellung der Urkirche. Das protestantische Princip und seine Verfalschung. Menschenweisheit (Ohnmacht der Philosophie. Ahnungen des Wahren in Plato, den Neuplatonikern, Kant, Fichte. Misskennung der Wahrheit durch Schelling und Hegel. Die Schule und die Autonomie des modernen Wissens). Das dogmatische Räthsel. Schluss (Religiöse Schwäche der Christenheit. Der Abfall unserer Zeit. Die Kirche der Zukunft).

Das Buch von der Frescomalerei.

Elegant broch. à 1 Fl. 12 Kr. oder 16 gGr.

Unter obigem Titel erschien so eben in meinem Verlage eine Schrift, deren alles umfassender durchaus neuer Inhalt sowohl den schon kundigen Künstler, als auch den hierin noch Unerfahrenen hinlänglich befriedigen wird.

Heilbronn. **Johann Ulrich Landherr.**

Digitized by Google

Systematischer Index

zum

Jahrgang 1846 der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

I. Philosophie.

1. George, Metaphysik. — Febr. S. 161. — Schmidt.
2. George, Princip und Methode der Philosophie. (2ter Artikel.) — Febr. S. 161. — Schmidt.
3. Rofsbach, die Lebenselemente der Staaten. — Febr. S. 265. Glaser.
4. Rofsbach, die Perioden der Rechtsphilosophie. — Febr. S. 190. — v. Kaltenborn.
5. Ritter, Gesch. der Philosophie. 5ter bis 8ter Band. (Erster Artikel.) — März S. 361. — Schmidt.
6. Burton, Life and Correspondence of David Hume. — Juli S. 135. — Seyffarth.
7. Ritter, Geschichte der Philosophie 5ter und 8ter Band. (Zweiter Artikel.) — Juli S. 1. — Schmidt.
8. Vischer, Aesthetik. 1ter Band. — Sept. S. 417. — Weifse.
9. Rötscher, Cyclus dramatischer Charaktere 2ter Theil. — Dec. S. 913. — Boumann.

II. Theologie.

1. Herrmann, Geschichte der protestantischen Dogmatik. — Jan. S. 57. — Dorner.
2. Stanley, The life of Thomas Arnold. — Jan. S. 1. — Neander.
3. Deinhardt, Ueber den Gegensatz des Pantheismus und des Deismus u. s. w. — Febr. S. 278. — Wiese.
4. Hagenbach, Encyclopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften. 2te Aufl. — März S. 333. — Pelt.
5. Herrmann, Ueber die neueste Bestreitung der rechtlichen Auctorität des kirchlichen Symbols. — März S. 325. — Jacobson.
6. Kienlen, Encyclopädie der Wissenschaften der protest. Theologie. — März S. 333. — Pelt.
7. Rosenkranz, Encyclopädie der theolog. Wissenschaften. 2te Aufl. — März S. 333. — Pelt.
8. Hamilton Thom. The life of Blanco White. — April S. 569. — Neander.
9. Schlosser, die morgenländische orthodoxe Kirche Rufslands. — Juli S. 47. — Wiggers.
10. Thiersch, Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus. — Juli. S. 81. — Neander.
11. Scholz, Einleitung in das alte und neue Testament. — Aug. S. 211. — Oehler.
12. Rothe, Theologische Ethik. — Dec. S. 966. — Schmieder.

III. Rechtswissenschaft.

1. Herrmann, Ueber die neueste Bestreitung der rechtlichen Auctorität des kirchlichen Symbols. — März 325. — Jacobson.
2. Heffter, das europäische Völkerrecht. — Juni S. 868. — v. Kaltenborn.
3. Falkson, gemischte Ehen zwischen Juden und Christen. — S. 937. — Jacobson.
4. Holdheim, das Religiöse und Politische im Judenthum. Mit besonderer Beziehung auf gemischte Ehen. — Juni S. 937. — Jacobson.
5. Mosche, über das Wort Kirche. — Juni S. 828. — Jacobson.
6. Oppenheim, System des Völkerrechts. — Juni S. 868. — v. Kaltenborn.
7. Pütter, das praktische europäische Fremdenrecht. — August S. 305. — v. Kaltenborn.

Digitized by Google

IV. Staatswissenschaften.

1. Ueber das Andringen auf erhöhten Schutz der Gewerbsamkeit im deutschen Zollverein. — Juni S. 801. — Dieterici.
2. Der deutsche Zollverein während der Jahre 1834—1845. — Juni S. 801. — Dieterici.
3. v. Mohl, die Polizeiwissenschaft. 2te Aufl. — Aug. S. 177. — Helwing.
4. Brüggemann, der deutsche Zollverein und das Schutzsystem. — (Erster Artik.) — Oct. S. 481. — Baumstark.
5. Glaser, über die Bedeutung der Industrie und die Nothwendigkeit von Schutzmaassregeln. — Oct. S. 481. — Baumstark.
6. v. Lengerke, Beiträge zur Kenntniss der Landwirthschaft in den Preuss. Staaten. — Oct. S. 631. — Dieterici.
7. Schubert, Handbuch der allgemeinen Staatskunde des Preuss. Staats. 1ster Band. — Oct. S. 541. — Dieterici.
8. Brüggemann, der deutsche Zollverein. (Zweiter Artikel.) — Nov. S. 641. — Baumstark.
9. Glaser, über die Bedeutung der Industrie u. s. w. (Zweiter Artikel.) — Nov. S. 641. — Baumstark.
10. Julius, ein Beitrag zur Zollfrage vom sittlichen Standpunkt. — Nov. S. 707. — Dieterici.
11. Helwing, die Erbansprüche des Königl. Preuss. Hauses an die Herzogthümer Schleswig-Holstein. — Dec. S. 841. — Waitz.

V. Geschichte.

1. Kiene, der römische Bundesgenossenkrieg. — Jan. S. 17. — Kampe.
2. Militairische Erinnerungen aus dem Tagebuche des General-Lieutenant v. Minutoli. — Jan. S. 158. — v. Witzleben.
3. Carlyle, die französische Revolution. Uebers. v. Feddersen. (Erster Artikel.) — Febr. S. 281. — Zimmermann.
4. Ross, Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. 3ter Band. — Febr. S. 247. — Kind.
5. Dahlmann, Geschichte der französischen Revolution. (Erster Artikel.) — Febr. S. 281. — Zimmermann.
6. Giesebrecht, De litterarum studiis apud Italos primis medii aevi saeculis. — Febr. S. 316. — Wattenbach.
7. Mentzel, die Remontirung der Preuss. Armee in ihrer historischen Entwicklung. — Febr. S. 252. — Jacob.
8. Niebuhr, Geschichte des Zeitalters der franz. Revolution. (Erster Artikel.) — Febr. S. 281. — Zimmermann.
9. Schlosser, Geschichte des 18ten Jahrhunderts und des 19ten bis zum Sturz des franz. Kaiserreichs. 5ter Band. (Erster Artikel.) — Febr. S. 281. — Zimmermann.
10. Militairische Briefe eines deutschen Officiers während einer Reise im Jahre 1844. — Febr. S. 309. — v. Witzleben.
11. v. Moltke, der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829. — März S. 465. — v. Witzleben.
12. Beitzke, aus dem Leben des Königl. Preuss. General-Lieutenants Friedr. v. Sohr. — April S. 633. — v. Witzleben.
13. Carlyle, die franz. Revolution. (Zweiter Artikel.) — April S. 521. — Zimmermann.
14. Dahlmann, Geschichte der franz. Revolution. (Zweiter Artikel.) — April S. 521. — Zimmermann.
15. Menzel, deutsche Gesch. unter Franz I. und Friedrich II. — April S. 601. — Jacob.
16. Niebuhr, Geschichte des Zeitalters der Revolution. (Zweiter Artikel. — April S. 521. — Zimmermann.
17. Schlosser, Geschichte des 18ten Jahrh. u. s. w. 5ter Band. (Zweiter Artikel.) — April S. 521. — Zimmermann.
18. Tittmann, Geschichte Heinrichs des Erlauchten. — April S. 481. — Rückert.
19. Oliver Cromwell, Letters and Speeches. — Mai S. 641. — Seyffarth.
20. Nilsson, Om de olika bildnings perioder etc. — Mai S. 704. — Kampe.
21. Aster, die Kriegsoperationen zwischen Peterswalde, Pirna, Königstein und Priesten im Aug. 1813. 1ter Band. — Juni S. 805. — v. Witzleben.
22. Geiger, des Königs Gustav III. nachgelassene Papiere. — Juli S. 60. — Jacob.
23. Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bunde. (Erster Band.) — Juli S. 97. — Rückert.
24. Kühl, Länder- und Völkerkunde in Biographien. (Erster Band. — Juli S. 153. — Jacob.
25. Mathieux, Geschichte der Stadt Cöln. — Aug. S. 257. — Jacob.
26. Neumann, Mexico im 5ten Jahrh. unserer Zeitrechnung. — Aug. S. 255. — Schott.
27. Schneider und Kohlrausch, Bildnisse der deutschen Könige und Kaiser Heft 3—7. — Aug. S. 174. — Wattenbach.
28. von dem Knesebeck, Geschichte der Kurhannöverschen Truppen in Gibraltar, Minorca und Ostindien. — Septbr. S. 364. — v. Witzleben.
29. Arnd, Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung des franz. Volks. — Oct. S. 521. — Jacob.
30. Léouzon Le Duc, La Finlande, son histoire primitive etc. — Oct. S. 511. — Stuhr.
31. Schlosser, Weltgeschichte für das deutsche Volk. Bearb. von Kriegk. (Zweiter Artikel.) — Oct. S. 561. — Kampe.
32. Prescott, Geschichte der Eroberung von Mexico. — Nov. S. 713. — Jacob.
33. Armandi, Histoire militaire des éléphants. — Dec. S. 1107. — Zumpt.
34. Böhmer, Fontes rerum germanicarum. — Dec. S. 883. — Wattenbach.
35. Dorfmüller, De Graeciae Primordiis. — Dec. S. 894. — Merz.
36. Keppel, The expedition to Borneo. — Dec. S. 1032. — Seyffarth.

VI. Philologie.

A. Allgemeine Sprachkunde.

1. Diestel, die rationelle Sprachforschung. — März S. 407. — Schasler.
2. Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache. Herausg. von Höfer. — Sept. S. 415. — Höfer.

B. Orientalische Philologie.

1. Mahâ-Nâtaka, translated into english by Mahârâja Kali Krishna Bahâdur. — März S. 472. — Müller.

Digitized by Google

2. Schott, Vocabularium Sinicum. — Aug. S. 240.

3. Δημητρίου Γαλάνου Ινδικῶν Μεταφρασέων Πρόδρομος. — Sept. S. 404. — Höfer.

C. Griechische Philologie.

1. Cornutus de natura deorum. Ed. Osannus. — Jan. S. 143. — Müllach.

2. Krüger, Griech. Sprachlehre für Schulen. (Erster Thel.) — Jan. S. 67. — Heilland.

3. Hermanni dissertatio de Prometheo Aesehyleo. — Febr. S. 223. — Minckwitz.

4. Mehlhorn, Griechische Grammatik. (Erste Lieferung.) — April S. 499. — Curtius.

5. Aristophanes, übersetzt von Hieronymus Müller. — April S. 541. — Minckwitz.

6. Aristophanes, deutsch von Seeger. — April S. 541. — Minckwitz.

7. Monumentum Ancyranum. Ex reliquiis Graecae interpretationis restituit Franzius, commentario perpetuo instruxit Zumptius. — Mai S. 715. — Marquardt.

8. Demosthenis oratio in Aristocratem. Edd. Weber. — Mai S. 783. — Kampe.

9. Kayser, Historia critica tragicorum graecorum. — Nov. S. 697. — Hartung.

10. Homer's Ilias, in Reimen übersetzt von v. Carlowitz. — Dec. 1012. — Minckwitz.

11. Homer's Ilias, in Hexametern übersetzt von Monjé. — Dec. S. 1012. — Minckwitz.

12. Homer's Werke metrisch übersetzt von Wiedasch. — Dec. S. 1012. — Minckwitz.

D. Römische Philologie.

1. Herz de Nigidii Figuli studiis atque operibus. — April S. 627. — Mercklin.

2. Mommsen, Oskische Studien. — Mai S. 663. — Corssen.

3. Mommsen, die römischen Tribus in administrativer Beziehung. — Juli S. 73. — Marquardt.

4 Ciceronis opera, ex rec. Orellii. Editio altera. Curaverunt Orellius et Baiterus. — Aug. S. 241. — Nipperdey.

5. Mommsen, die römischen Tribus. — Sept. S. 457. — Hofmann.

6. Taciti opera rec. Orellius. Vol. I. — Dec. S. 889. — Zumpt.

7. Ciceronis Laelius. Mit Commentar, von Seyffert. — Dec. S. 942.

E. Moderne Philologie.

1. A primer of the irish language. — Mai S. 693. — Leo.

2. O'Donnovan, A grammar of the irish language. — S. 693. — Leo.

3. Δημητρίου Γαλάνου Ινδικῶν Μεταφρασέων Πρόδρομος. — Sept. S. 404. — Höfer.

VII. Kunstkritik und Archäologie.

1. Zwölf Basreliefs griechischer Erfindung, aus Palazzo Spada, dem Capitolinischen Museum und Villa Albani. — Febr. S. 241. — Wiese.

2. Bulletino archeologico napolitano, pubblicato da Avellino. 3ter Jahrgang. — Mai S. 721. — Braun.

3. Pyrker's sämmtl. Werke. Neue Ausg. — Mai S. 743. — Minckwitz.

4. Söllar, Commentar zu Pyrker's Werken. — Mai S. 743. — Minckwitz.

5. von Schlütz, die Epik der Neuzeit. — Mai S. 743. — Minckwitz.

6. Theremin, Demosthenes und Massillon. — Mai S. 783. — Kampe.

7. Geib, Theorie der Dichtungsarten. — Juni S. 957. — Minckwitz.

8. Friedrich Rückert, Christoforo Colombo. Geschichtsdrama in drei Theilen. — Juni S. 849. — Rötscher.

9. Deutsche Märchen und Sagen. Herausg. von Wolf. — Juni S. 848. — Sommer.

10. A. W. von Schlegel's sämmtliche Werke. Herausg. von Böcking. (Erster Artikel.) — Sept. S. 321. — Minckwitz.

11. Briefe von u. an Göthe. Herausg. von Riemer. — Sept. S. 345. — Danzel.

12. Briefe und Aufsätze von Göthe aus den Jahren 1766—1786. Herausg. von Schöll. — Sept. S. 345. — Danzel.

13. Briefe von Göthe und dessen Mutter an Freih. v. Stein. Herausg. von Ebers und Kahlert. — Sept. S. 345. — Danzel.

14. Briefe Schiller's und Göthe's an A. W. Schlegel. — Sept. S 345. — Danzel.

15. Aus Göthes Knabenzeit. Herausg. von Weismann. — Sept. S. 345. — Danzel.

16. Vischer, Aesthetik. (Erst. Th.) — Sept. S. 417. — Weisse.

17. Iwein mit dem Löwen. Eine Erzählung von Hartmann von der Aue, übersetzt vom Grafen v. Baudissin. — Oct. S. 637. — Müllenhoff.

18. W. Müller, über die Lieder von den Nibelungen. — Oct. S. 596. — Müllenhoff.

19. Dr. Joh. Faust, Puppenspiel. Hergestellt von Simrock. — Oct. S. 551. — Niemeyer.

20. Hillebrand, die deutsche Nationalliteratur seit dem Anf. des 18ten Jahrh. — Nov. S. 731. — Danzel.

21. Shakespeares Schauspiele verdeutscht und erläutert von Keller und Rapp. — Nov. S. 765. — Boumann.

22. A. W. von Schlegels sämmtliche Werke. Herausg. von Böcking. 1ter und 2ter Band. (Zweiter Artikel.) — Dec. S. 801. — Minckwitz.

23. Fr. von Schlegel sämmtliche Werke. Zweite Ausg. 9ter und 10ter Band. — Dec. S. 801. — Minckwitz.

24. Mayer, Studien zu Göthes Faust. — Dec. S. 1002. — Rötscher.

25. Rötscher, Cyklus dramatischer Charaktere. 2ter Theil. — Dec. S. 913. — Boumann.

VIII. Naturwissenschaften.

1. Schönbein, über die langsame und rasche Verbrennung der Körper in atmosphärischer Luft. — Jan. S. 94. — Fischer.

2. De Strzlecki, physical description of Newsouthwales. — Jan. S. 136. — Meinicke.

Digitized by Google

3. Radbmacher, Rechtfertigung der verstandesrechten Erfahrungsheilkehre u. s. w. — Febr. S. 238. — Schultz.

4. Schultz, Lehrbuch der allgemeinen Krankheitslehre. 1ter Bd. — März S. 414. — Bruner.

5. Henle, Handbuch der rationellen Pathologie 1ter Band. — Mai S. 757. — S.....

6. Jäger, Seelenheilkunde. 2te Auflage. — Juni S. 809. — Jdeler.

7. Marshall Hall, New Memoirs on the nervous system. — Aug. S. 161. — Mayer.

8. Saegert, über die Heilung des Blödsinns. — Aug. S. 287. — Jdeler.

9. Winter, Untersuchungen über das Nervensystem. — Aug. S. 161. — Mayer.

10. Schmidt, die Reform der Medizinal-Verfassung Preussens. — Sept. S. 369. — Quincke.

11. Hirschfeld, Versuch einer Materialrevision der wahren Pflanzennahrung. — Nov. S. 678. — Schultz.

12. Grischow, über Pflanzennahrung. — Nov. S. 678. — Schultz.

13. Hoffmann, Schilderung der deutschen Pflanzenfamilien. — Nov. S. 795. — Schultz.

14. Mulder, Liebig's Frage sittlich und wissenschaftlich geprüft. — Dec. S. 910. — Schultz.

15. Schultz-Schultzenstein, die Heilwirkungen der Arzneien. (Allgem. Theil.) — Dec. S. 1069. — Boecker.

16. Pierre de Tchihatchef, voyage scientifique dans l'Altai oriental. — Dec. S. 869. — Meinicke.

Vermischtes.

1. Gelehrtes Berlin im Jahre 1845. — Mai S. 655.

2. Fallmerayer, Fragmente aus dem Orient. Zwei Bände. — Juli S. 143. — Kind.

Berlin, gedruckt bei J. F. Starcke.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google